Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,853

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau.

(Freie Bühne)

XI. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal.

1900.

S. Fischer, Verlag

Berlin.

Digitized by Google

830.6
N48
R9
1900
v. 2

Digitized by Google

GL.
Contin.
Biblioth.
8.1.55
92063

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des elften Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Emil Strauß, Der Engelwirt 673, 785
Jakob Wassermann, Die Geschichte der jungen Renate Fuchs 713
Herman Bang, Alte Leute . . . 763
Oscar Levertin, Ulrich-Theodors Verlobung 848
Erik Skram, Hellen Vige 921
M. von Auenbrugg, Ein Engel . 973
Hans von Kahlenberg, Eva Sehring 1027, 1143, 1251
Georg Hirschfeld, Nietzsche's Tod 1115
Max Grad, Die Wittwe 1196
Gustav Wied, Die Gräfin . . . 1304

Soziologie, Philosophie, Kultur, Politik.

Georg Simmel, Persönliche und sachliche Kultur 700
Julius Hart, Verwandlungen . . 818
Ellen Key, Die Wenigen und die Vielen 897
Lou Andreas Salomé, Gedanken über das Liebesproblem 1009
Richard Calwer, Mitteleuropäische Handelspolitik 1233

Bildende Kunst.

Otto Eckmann, Strömungen in Kunst und Handwerk 770
Franz Servaes, Kunstbetrachtung 1103
Richard Muther, Die ältere Generation der französischen Malerei . 1284

Litteratur.

Arthur Eloesser, Neue Romane 991
Alfred Kerr, Rosenmontag und Johannisfeuer 1224
Felix Poppenberg, Die Bücher der Sehnsucht und der Erfüllung . . 1323

Verschiedenes.

Elisabeth Förster-Nietzsche, Friedrich Nietzsche und Heinrich von Stein 747
Adelheid von Schorn, Briefe Liszts und der Fürstin Wittgenstein 859, 947, 1054
Felix Poppenberg, Folies universelles 878
Max Verworn, Heilige Stätten . 1121
Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1842—1884 1183
Maurice Maeterlinck, Aeußere und innere Gerechtigkeit 1210
Peter Cornelius, Briefe an das Ehepaar von Milde 1243

Rundschau.

(Chronik, Zeitschriften, Bücher) 779, 892, 1004, 1115, 1228, 1332

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Engelwirt.

Novelle von **Emil Strauß.**

Erstes Kapitel.

Links von der nußbaumbesäumten Landstraße, die sich in hellgrauen Windungen durch das weite, grüne Thal schlängelte, dehnten sich frischgepflügte Aecker, schon wogende Wintersaaten und Wiesen mit erblühenden Obstbäumen allmählich hinauf zu den steileren, silbergrau starrenden Weinbergen, die auf der Höhe von dunklem Walde begrenzt wurden; der rechte, zwischen den Nußbaumstämmen noch durch hohe, granitene Prellsteine verwahrte Straßenrand fiel in jäher Böschung hinab in tieferliegende, nur selten von einer Obstbaumreihe unterbrochene Wiesen und Aecker, die sich auch jenseits des weidenbestandenen Baches bis in den fern aufsteigenden Bergwald fortsetzten. Ueber diesen und seinen wachsenden Schatten im Thalgrund herüber brannte zwischen weitverteilten, großen Wolken die Sonne stechend hindurch, als müßte sie die immer wieder bedrohte Frist ungehinderten Scheines dreifach ausnützen, blitzte grell in vereinzelt an Blatt oder Blüte hängengebliebenen Regentropfen auf, blendete im Schnee des Kirschen- und Birnenblutes, flirrte silbern im Spiel der Rebstecken den Weinberg empor und drang oben zwischen den hohen, grauen Säulen der Tannen in die dunkle Waldestiefe hinein.

Diese Straße hin zogen im Schatten eines Wagens voll Grünfutter, das sie auf der Allmendwiese geholt hatten, der Engelwirt und seine Dienstmagd Agathe dem Städtlein zu, das vorne schon das grünangelaufene Giebeldach seines uralten, schweren Kirchturms über den Bäumen zeigte und hinter dem nächsten Wegrank zu liegen, aber in ewiger Hänselei auch stets wieder um eine Windung zurückzutreten schien. Schwer und stumm schritten die Beiden nebeneinander hin, nur manchmal sah der Mann zur Seite nach dem Rocksaum der Agathe, der vorne lang nicht mehr so weit hinabreichte wie hinten; dann schmunzelte er profitlich und etwas boshaft, fitzte dem vergilbten Schimmel eins auf die Flanke, daß er mit dem langen, dünnen, sich am Ende bräunenden Schweif ärgerlich um sich schlug, den Kopf aufwarf und schüttelte und einige wenige schnellere Schritte that.

„Je! sticht aber wieder die Sonn!“ schalt das Mädchen, das aus Versehen den schützenden Schatten des Wagens verlassen hatte; „ich denk, es geht wieder auf Regen, so sticht sie!“

Er blieb stehen, ließ den Wagen vorbeiziehen und sah nach Westen, wo sich die Sonne jetzt zwischen zwei Bergen auf eine tiefe, dunkle, an den Rändern opalfarbene Wolke herabsenkte, und bruttelte:

„Sie schlupft wieder in Sack! Allfort schlupft sie in Sack dies Jahr! und brennen thut sie, kaibenmäßig!“ Dann holte er mit langen, polternden Schritten den Wagen wieder ein und da im Schatten, im frischen Duft des zerquetschten Grases fluchte er weiter: „Kaibenmäßig! 's ist doch, bei Gott, alles hinterefür!“ wandte sich aber wieder um, da die Magd unbeholfen hinter-

Digitized by Google

dreinkeuchte, und fragte mit vergnügtem Augenzwinkern: „Gehts schwer zu zweit auf einmal? he?“

„Ja! Ihr habt gut lachen!“ stieß sie unwillig klagend heraus; er aber ließ sich seine Freude nicht stören, pfiff verschmitzt vor sich hin und zog dem Schimmel eins über, daß er jählings aufsprang.

„Habt Ihr noch einen Strang mit, Engelwirt? Schauet!“ sagte die Magd und wies auf den Zugstrang, an dem bei dem scharfen Ruck eine Strähne gerissen war, sich aufdrehte und nun etwa fingerlang wie eine Franse herabhing.

„Der thuts noch bis heim,“ antwortete er hintretend und die schadhafte Stelle befühlend, „der thuts noch gut! mit dem wollt ich noch eine Fuhre Holz aus der Bärengruben heimbringen!“

„Ich einmal nicht, Engelwirth!“

„Aber ich! Willst nicht aufsitzen? Sitz doch auf! So viel Platz ist schon noch!“ Er drückte vorne das Gras bei Seite, daß ein Stück des Wagenbrettes zum Vorschein kam, und rief „Oha! — Sitz auf!“ Der Schimmel hielt an, aber Agathe dankte, indem sie doch mit Bedauern das Sitzplätzlein ansah:

„Ich kann das Hoppeln nicht verleiden, 's wird mir schlecht.“

Da trat der Engelwirt wieder neben sie, peitschte den Schimmel zur Ermunterung und lächelte wieder in seiner pfiffigen Weise, brummte aber dann doch in den mächtigen braunen Bart:

„Aber saudumm ist's, bei Gott, daß Dirs anfangen immer schlecht wird! Mußt einmal zum Doktor!“

„Ja was! Auch noch voll! Zum Doktor! ich geh gewiß zum Doktor! Keine zehn Roß bringen mich zum Doktor! Das ist einmal so und bringt einen nicht um.“

Ein Wagen kam ihnen von der nächsten Wegbiegung entgegen; Agathe erblickte ihn und sah rasch zu Boden, der Engelwirth sagte ihm entgegen schauend:

„Des Lochmüllers Cölestin, nicht?“

Sie antwortete nicht, aber das Blut stieg ihr zu Kopfe.

Etwa auf zwanzig Schritt waren die Wagen einander nahe gekommen, und der Engelwirt überlegte schon, ob es bereits Zeit wäre, an Ausweichen zu denken, da erhob sich des Lochmüllers Cölestin und blieb breitbeinig auf dem rüttelnden Wagen stehen, schwang die Peitsche dreimal in pfeifendem Bogen über sich und ließ sie klatschend auf die Pferde niedersausen, peitschte und peitschte: in schweren Sätzen, umdonnert und staubumwölkt wüteten die Rosse mit harten Hufen auf des Engelwirts Gefährt los: der Schimmel schrak bei Seite, fluchend riß der Wirt noch die Magd in den Graben, und knapp zwischen dem Graben und dem Futterwagen tobte der Müllerwagen hindurch. Der Engelwirt, der im Trappeln und Dröhnen sein eigenes Schimpfen nicht hörte, zog dafür voll Wut den vorbeirasenden Pferden noch eines mit der Peitsche über, der Cölestin antwortete mit einem pfeifenden Hieb auf den Wirt, traf aber statt diesen die Agathe am vorgehaltenen rechten Arm, um den sich das Ende der Pfeifenschnur festwickelte; der Wagen sauste weiter, das Mädchen wurde von der Peitsche zu Boden gerissen und der Cölestin schlug in Folge dieses Ruckes der Länge nach auf den Wagen hin.

„Giebs weiter!“ hatte er höhnisch brüllen wollen, als er den Fehlhieb merkte, nun saß er da, wischte sich den Schmerz und das Mehl von Mund, Nase und Stirn und betrachtete den Zwick seiner Peitsche, an dessen Knoten ein Stücklein Haut von Agathens Arm hängen geblieben war; das machte er los, hielt es sich auf der Fingerspitze vor die Augen und brummte;

Digitized by Google

„Au, so wars nicht gemeint! Aber 's geschieht ihr schon ganz recht, dem dummen Mensch!" Dann leckte er es vom Finger und schluckte es. Ohne umzusehen fuhr er weiter.

Der Engelwirt war, seiner selbst nicht mächtig, auf das umgefallene Mädchen zugetaumelt, und fragte sie in einem Tone, der eigentlich dem nichtsnutzigen Cöleſtin galt:

„Was ist? Was hast? Hotzdonner schwätz! kannst nicht?" hier drängte sich die Besorgniß vor und er fuhr dringend und ängstlich fort:

„Agath! red doch! Dir ist was! Was ist Dir denn?"

„Im Graben lieg ich! — Und das ist!" rief sie etwas ungeduldig und streckte ihm den rechten Arm hin, dessen glatte braune Haut mit einem blutigrothen Striemen geringelt war.

„Ja — wenns Dir nur sonst nichts schadet!" sagte der Wirt, begann ausgiebig zu fluchen, zu schimpfen und zu drohen, und schüttelte die Faust hinter dem ferne verdonnernden Wagen drein; aber das Mädchen unterbrach ihn und fragte nach dem Gefährt. Da sprang er aus dem Graben, während sie zurücksinkend leise zu weinen anfing, blickte umher, ob auch keine Zuschauer vorhanden wären, und lief zum Wagen, den der Schimmel im Schrecken noch etwa zehn Schritte weiter gezerrt hatte, bis ihm das Ziehen an einem Strang — der linke war nun doch gerissen — zu mühselig geworden war. Da stand nun das Thier mit fliegenden Weichen und schrak ein wenig zusammen, als der Herr kam und schimpfend und schwörend sich daran machte, den zerrissenen Strang zusammenzuknüpfen, den anderen aber durch einige Knoten zu verkürzen.

Die Sonne drang eben wieder glühend hinter einer Wolke hervor und der Mann drehte sich, als ihn zu aller eignen Hitze hin nun auch noch ihre heiße Woge überfloß, wütend nach ihr um und schrie in ohnmächtiger Gereiztheit:

„Himmel! Herrgotts!" es war ihm fast zum Weinen vor Wuth, er kehrte sich wieder zum Schimmel hin und hörte nun plötzlich den Kuckuck, der schon seit geraumer Zeit vom Wald über die Rebberge herunterlachte: da ergriff er die Peitsche und führte einen mächtigen Lufthieb gegen ihn; als sich der Vogel nicht stören ließ, hub der Ergrimmte an, aus Leibeskräften mit der Peitsche zu knallen — aber hinter jedem Knall drein läutete ein freundliches „Kuckuck" und regte durch seine unverwirrbar heitere Seelenruhe den Mann so auf, daß er schließlich, um sein Ohnmachtsgefühl los zu werden, blind auf den armen Schimmel einhieb; erst als dieser hurtig mit dem Wagen davonlief, kam er zu sich, hielt an und lief zu Agathe zurück.

Sie lag immer noch an der schrägen Böschung des Grabens, ihr voller Leib atmete erregt, der offene, derbe Mund bewegte sich sachte dabei, das runde, müd und blasse Gesicht war bis über die geschlossenen Augen vom dunkeln Haar überwirrt, der wunde geschwollene Arm hatte sich ins üppige, kühlende Gekräut des Grabens hineingewühlt.

Der Engelwirt sah sie eine Weile an, ehe er fragte:

„Schläfst? kannst noch nicht weiter?"

„Doch!" antwortete sie, that langsam die Augen auf, erhob sich schwer, streckte die Arme aus und ließ sich von ihm aus dem Graben emporziehen.

„S' ist nur gut, bei Gott! daß mir Niemand zugeguckt hat!" brummte er, indem er sich nochmals umsah.

„Und schwitzen thut man jetzt! So ein Hund, ein verreckter!

„Wenn's ihm nur auch gehörig die Nas verplotzt hat!

Digitized by Google

„Wenn's ihn nur abgeschmissen hätt, in Dreck! und die Roß durch! und die Räder über ihn weg und zum Teufel mit dem Siech!"

Das Mädchen erwiderte nichts, machte einige schnellere Schritte in den Schatten des Wagens und seufzte auf: „So!" Er lief ihr mit polternden Schritten nach. Wortlos zogen sie dem Städtlein zu, dessen schwerer dunkler Giebelturm bald rechts, bald links von der geschlängelten Straße über die leuchtenden Blütenbäume herschaute. Der Schimmel aber bekam die Peitsche öfter und schwerer zu fühlen als sonst.

Zweites Kapitel.

Rechter Hand, noch etwa zweihundert Schritte vor dem Thore des Städtleins erhob sich aus der grauen, hohen Umfassungsmauer eines Gehöftes, einem Festungsmauerturm vergleichbar ein steiles Giebelhaus und neigte sich mit seinen vorgebauten Stockwerken teilnehmend, als wollt' es keinen Menschen unbeachtet vorbeiziehen lassen, über die Landstraße hin: bis in die blinkende, zweite Fensterreihe hinauf klomm, die grünen Fensterladen unverrückbar an die Wand schnürend, der krause Wuchs der Rebe und zeichnete, noch laublos im Frühjahrsschnitt, ein dunkles Arabeskenwerk von seltsam knorriger Knappheit auf die weiße Wand; von der Ecke des Hauses hielt ein mächtiger vergoldeter Arm, der in einen Geierhals und Kopf auslief, einen schwebenden Engel in blauem Faltengewand mit goldnen Flügeln und goldner Posaune in die Straße heraus, und je nachdem der Wind ging, blies der Engel da oder dorthin, ins Städtlein hinein oder ins Land hinaus. Und Viele folgten seinem Ruf.

Von Alters her hatte das Gasthaus „Zum letzten Heller" geheißen, und Niemand dachte sich mehr etwas dabei. Als aber der jetzige Wirt auf das Haus kam, da wollte ihm der angeerbte Name auf einmal nicht mehr gefallen, klang ihm wie ein Tadel, ein Spott, ein höhnischer Witz auf seine ehrliche Wirthschaft, und einen Witz, der auf ihn selbst zielte, zu ertragen hatte er noch nicht gelernt. Er wollte nicht, so oft er von ungefähr den Namen hörte oder an ihn dachte, den dummen Vorwurf fühlen: er liege wie ein Staudenhecht an der Landstraße und laure darauf, den aus der Stadt heimkehrenden Bäuerlein, was sie etwa an Baarem noch aus den Klauen des „Löwen", „Bären", „Adlers", „wilden Mannes" und des „Meerfräuleins" gerettet hätten, nun zu guter Letzt auch noch aus dem Sack zu ziehen! Das ging gegen seine Ehre und seinen Stolz; darum dachte er auf einen schönen, wohlklingenden und harmlosen Namen. „Zur Linde" hätte ihm gar zu gut gefallen, aber es war kein Lindenbaum in der Nähe und, wenn er einen zu diesem Zweck pflanzte, so hätte er zeitlebens einen Flederwisch vom Lindenbäumlein vor der Thüre stehen gehabt, gerade recht um alle Witzbolde und bösen Mäuler zu kitzeln; denn wie unmerklich so ein Baum wächst, zeigte ja aufs deutlichste die Friedens- und Kaiserlinde vor dem Rathaus, die im Kriegsjahr gepflanzt, nun allgemach so groß geworden war, daß man sie als Palmen neben die Stallthür hätte nageln können! Wenn es in der Gegend Auerhähne gäbe, hätte er unbedingt „Zum balzenden Auerhahn" gewählt, so aber ging es nicht; auch hätte es der Kaufmann Auer drin am Markt gewißlich als Beleidigung aufgefaßt und nie mehr einen Tropfen bei ihm getrunken! Lange war er unschlüssig; denn er allein wollte den Namen wählen und eines Morgens alle Welt mit dem neuen Zeichen überraschen. Und so geriet es auch. Als er einmal droben im Schwarzwald eine Base zu beerdigen und zu beerben hatte, traf es sich, daß an einem alten Gasthaus, das vergrößert und zur Sommerfrische aufgeputzt werden sollte,

Digitized by Google

der ehrliche, alte Engel gerade heruntergerissen wurde als der Letztheller-wirt vorbeiging: Dieser fuhr darauf los und wich nicht von der Tatze, bis er das Ungetüm um einen schnöden Preis erstanden hatte. Nach acht Tagen hing der Engel, frisch gemalt und vergoldet, am Wirtshaus „Zum letzten Heller", lockte am ersten Abend das ganze durstige Städtlein vor's Thor und trug dem neugetauften Engelwirt eine Menge guter und schlechter Witze ein.

Das war nun schon lange her.

Als der Futterwagen durch das große Bogenthor am Haus entlang auf den Hof rollte, trat auf die von der Küche herausführende Staffel eine Frau von schlankem, mädchenhaften Wuchs und band sich einen weißen Küchenschurz über das braune Kleid. Ihr schmales, gesundes Gesicht, gefaßt und mild, als sei es im Verzeihen geübt, sah dem Wagen entgegen und drehte sich mit, wie er in den Hof vorrückte; ihre grauen Augen blitzten in einem kurzen Unwillen auf, als sie den Wirt, ohne ihr die geringste Acht zu schenken, neben dem Kopf des Pferdes dahin stapfen sah, lächelten dann wissend, fast belustigt, als schauten sie ein Kinder- oder Narrenspiel, und begleiteten schließlich betrübt und besorgt die Agathe, die langsamer hinterdreinzog und sich mitten im Hof schwerfällig bückte, um einen Wisch herabgefallenes Gras aufzuraffen.

„Agath!" rief sie mit zögerndem Klang, „komm einmal her!" sprach bis die Gerufene kam, noch einige Worte in die Küche hinein, wandte sich dann wieder zu ihr und sagte in zuredendem Tone:

„Agath, s' ist jetzt Zeit, daß Du heimgehst zu Deinen Leuten. Morgen früh kommt der Bruckbauer vor beigefahren, der nimmt Dich mit; ich habs mit ihm ausgemacht." Dann nickte sie ihr noch zur Bekräftigung zu, strich sich mit der Hand über das schwere blonde Haar und trat in die Küche zurück.

Die Magd war jäh zusammengefahren, sah zu Boden und ihr weiches Gesicht glühte, sie taumelte die Staffel hinab und nach dem Futtergang hin, aber nach außen mußte sie stehen bleiben, sich anlehnen und, als ihr nach einer Weile der Engelwirt von innen rief, gab sie keine Antwort; da erschien er umschauend unter der Thür und fragte:

„Wo steckst denn? Warum kommst nicht?"

„Ich kann nicht", kam es schluchzend hinter den Händen vor, die sie vor's Gesicht hielt.

„Dummes Ding! was bleibst denn da haußen stehen! daß Dich ja die Frau sieht! komm rein und hock Dich auf den Karren!"

Aber sie folgte ihm nicht in den Futtergang, er kam wieder und fragte mit gedämpfter Stimme besorgt und ängstlich:

„Ja, um s' Himmelswillen, schwätz doch! Was hast denn? Dir ist was! Ich thu ja Alles; aber wenn Du nicht das Maul aufmachst — — was ist Dir denn?" Er faßte ihren Arm, sie schob sich, ausweichend, etwas zur Seite und lehnte sich in den Winkel zwischen dem Thürflügel und dem Thürpfosten; er zog ihr die Hand vor dem Gesicht weg, da stieß sie hervor:

„Heim muß ich morgen! das ist!"

„Wa! Wer muß heim? Bist verrückt? Heim!?"

„Ha ja! die Frau —!"

„Was! die Frau! meine — Frau?!" er schaute sie starr an, ließ dann ihren Arm fallen und schoß mit donnernden Schritten in die Küche.

„Frau! was ist das?!" rief er ihr schon von weitem zu.

Sie stand am Heerd und brannte Mehl zu seiner Leibsuppe:

„Riechst das nicht?" fragte sie ruhig, nahm die Pfanne vom Feuer, daß die Flammen hoch und rot in den schwarzen Heerdschoß hinaufschnellten, trat an's Fenster und prüfte, ob das Mehl schon braun genug wäre.

Digitized by Google

„Thu nicht so!“ schrie er gereizt „Du weißt, was ich meine?“

Sie setzte ruhig die Pfanne wieder auf und rührte weiter:

„Und wenn ichs weiß —!“

„Hotz Donner! ich mach keinen Spaß! Was fällt denn Dir ein, die Agath heimzuschicken?!“

„Weil ich die Frau im Haus bin und Ordnung zu halten hab! darum!“ Sie prüfte wieder gelassen das Mehl, das angenehm brenzlig die Küche durchduftete.

Einen Augenblick sog er diesen Lieblingsgeruch mit Behagen ein, während er der hin und hergehenden Frau mechanisch folgte; dann aber brachte es ihn erst recht hellauf, daß sie so ruhig blieb und ihn gar noch mit Mehlsuppe begütigen zu können glaubte; er hätte gerne Zorn und Schimpfen aus ihr herausgereizt, um es dann desto leichter zu haben, und schrie:

„Ordnung im Haus?! Ordnung im Haus!! Und weiter kannst nichts?!“ — Er sah geringschätzig an ihr hinunter — „Zur Frau ins Haus gehört ein wenig mehr! Was hatt mich die Ordnnng im Haus, wenn keine Kinder da sind! — einen Dreck! ich pfeif Dir drauf! — Du kommst mir letz an, wenn Du jetzt an der Agath Deinen Neid und Wut auslassen willst! Holla!“

Die Frau sah ihn gar nicht an, hantierte weiter und sagte in gehaltenem Tone:

„Dummes Geschwätz, dummes! Dann hätt ich Dir die Agath schon lang aus dem Haus gebracht! — Jetzt aber ist sie im siebten, achten Monat, — Zeit, daß sie heimgeht! Ich will nicht auch noch die Hebamme spielen — ich hab' so genug!“ Das Letzte klang aber doch gepreßt.

Er fuhr in der Küche hin und her und schrie: „Ich wills aber nicht! und ich leids halt nicht!“

Ganz gleichmütig sprach sie dazwischen:

„Ja — das hilft jetzt nichts! Warum gehst nicht und läßt Dich scheiden? Bis dahin hab ich halt auch noch ein Wörtlein zu sagen.“

Daß sie vom Scheidenlassen sprach, schlug ihn auf den Mund, denn so eine Dummheit, durch die er die schaffigste Hausfrau und ihr Mitgebrachtes dazu verloren hätte, lag ihm fern; er sah sie nur bitterböse an. Sie ertrug ruhig seinen Blick und setzte hinzu:

„Ich hab auch schon mit dem Bruckbauer geredet, er nimmt sie morgen auf dem Wagen mit.“

„Aber nachher —“ fuhr der Mann heraus und schlug bekräftigend auf den Küchentisch „den Bub will ich im Haus haben! Daß Du's nur gleich weißt! Daran beißt keine Maus keinen Faden ab!“

„So? giebts einen Buben?“ fragte sie lächelnd und löschte das gebrannte Mehl durch Zugießen kalten Wassers ab, daß es zischte, dampfte und duftete.

Drittes Kapitel.

Und Agathe fuhr am andern Tag mit dem Bruckbauern durch wüsten Regen heim, um ihr Stündlein bei den Eltern abzuwarten. Das waren blutarme Leute, die dank dem großen Gemeindenutzen ihres zurückgegangenen Dorfes eine Kuh neben der Geis halten konnten, durch Arbeit im Taglohn aber noch knapp das Nötigste verdienten. Obschon ihnen das Gerücht die Ankunft der Tochter bereits gemeldet hatte, fragten sie doch verwundert und mit zähem Verständniß:

Digitized by Google

„So, Du bists! Ja, was ist auch?“ und sparten ihr nicht das Mindeste an Erklärung und Beschämung; da sie aber die Tochter mit Körben und Paketen ungewöhnlich reich versehen fanden, hielten sie ihre Vorwürfe und Schimpfreden weislich für bessere Gelegenheiten zurück, um sich von dem zerknirschten Mädchen durch den Inhalt des Gepäcks widerwillig begütigen zu lassen. Auch hieß es, der Engelwirt ginge damit um, sich von seiner Frau scheiden zu lassen: und mit der zukünftigen Frau Engelwirtin durfte man es immerhin nicht verderben, so gut es auch war, sie ein wenig geduckt zu halten.

Und daß der Engelwirt sich ernstlich um sie sorgte, zeigte sich schon nach zwei Tagen. Agath war gerade, da der Regen keine Arbeit im Freien erlaubte, an den Gaisenstall gerathen. Weil die Kuh ein stößiges, futterneidisches Vieh war, so hatte man sie zwar besonders billig gekauft, konnte aber die Ziege, so man sie nicht eines Tags am Horn der Kuh zappelnd fingen wollte, nicht im engen Stall bei ihr lassen und steckte sie in einen Verschlag, der auch schon als Schweinestall gedient hatte; wenn dieses Ställchen frisch gemistet war, so konnte das Thier seinen Kopf leidlich hoch tragen; wie aber der Mist, der alljährlich höchstens zweimal herausgeholt wurde, unter seinen Füßen wuchs, so wurde es langsam, aber unwiderstehlich an die Decke gehoben und mußte sich nach fruchtlosen Versuchen, mit dem harten Kopf durch die Decke zu gehen, und nach betrüblichen Haupthaarverlusten, drein ergeben, wenn es denn schon stehen wollte, demüthig gesenkten Hauptes zu stehen. So war die Gais auch jetzt in der Finsterniß zwischen Fußboden und Decke eingeklemmt, und da sie trächtig war, so erschütterte ihr Gemecker und Geschrei aus dem dunkeln Loch herauf das Mädchen wie eine Ahnung der hilflosesten Not, so daß es an diesem müßigen Nachmittage die Hettel ins Freie ließ, die Schaufel packte, und zu misten anfing. Es war ein mühseliges Arbeiten in dem niederen, dumpfen Verschlag, und Agathe hätte gern wieder aufgehört; aber das Gefühl aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen zu sein, und eine Scheu vor dem Zusammensitzen mit ihrer Mutter zwangen sie, weiter zu machen.

Da rollte ein Gefährt vor dem Haus an, eine Peitsche knallte mehrmals und endlich rief es:

„Agath! He, Agath!“

Das klang ihr wie eine Erlösung, sie kroch hervor, nahm einen erregten, hastigen Anlauf, aber schon am Eck ging sie langsamer und kam endlich zögernd an den Wagen, als ihre Mutter schon einen ganzen Athem verschwätzt hatte.

Der Engelwirt sagte, er käme zufällig vorbei, wollte doch auch geschwind anfragen, wie es ginge und ließ sich von der Frau erst lange drängen, bis er nachgab und ins Haus trat.

Als die Mutter nun erleben mußte, daß alle ihre Winke und Rippenstöße nicht fruchteten, Agathe vielmehr des Engelwirts Fragen nach ihrem Befinden kurz mit „Ganz gut“ beantwortete, nahm sie einfach das Heft selber in die Hand und klagte sich und ihren Mann in erbärmlichem und verschämtem Tone an, daß sie es in ihrem ganzen Leben nicht so weit gebracht hätten, ihre Kinder, wenn was an sie käme, ordentlich zu pflegen. Ruhe habe die Agathe ja bei ihnen und brauche sich nicht zu schinden; aber das sei auch Alles! sie müßte halt Vorlieb nehmen mit Herdäpfeln und Kaffee, mehr hätten sie selbst nicht! zu einem Mocken Fleisch thät es halt selten genug langen, gar jetzt, wo ein Mund mehr am Tische säße! Das Mädchen wendete sich ab und atmete kaum, der Engelwirt sah beschämt auf den Boden und an den Wänden umher, sprang schließlich mit unverständlichem Gestotter so jählings auf, daß der schlankbeinige Holzstuhl umstürzte und lief hinaus. Die Mutter, die etwas Dummes gemacht und ihn vertrieben zu haben glaubte, glotzte ihm bestürzt nach, trat dann aber neugierig

Digitized by Google

ans Fenster. Kaum hatte sie einen Blick hinausgeworfen, so wandte sie sich wieder ins Zimmer zu Agathe, deutete mit dem Daumen über die Schulter hinaus und nickte dem Mädchen mit lautlosem, befriedigtem Lachen zu; da sie keine Antwort bekam, fuhr sie wieder herum und spähte auf die Straße und wieder zurück und bellte gierblinkenden Blickes mit heiserer Stimme die Tochter an „Du! guck!“ und da sie keine Theilnahme fand, noch hitziger: „Du! Gans, Du Dumme!“ und warf wieder einen Blick hinaus, schoß ins Zimmer zurück, und ging nun, als sei sie eben aufgestanden, langsam auf die Thür und den Engelwirt zu, der gerade mit zwei Flaschen und einem Päcklein in den Händen wieder hereintrat. Sie that sehr verwundert, ihn wiederzusehen, sie habe geglaubt, er wollte heimfahren, habe ihm nur noch Adje nachrufen wollen; dabei untersuchte sie mit so scharfen Blicken das fettgetränkte Papier des Päckleins, daß der Mann verlegen, wie er ohnehin war, ihr sofort mit stotternder Hast, als brenne ihm das Zeug in den Händen, seine Gaben aufdrang, und schnell zu seinem Stuhl trat, ihn aufhob und viele Zeit brauchte, ihn auf dem holperigen Boden mit geräuschvollem Hin und Herrücken festzustellen. Als er sich endlich schwer niedersetzte, daß der Stuhl in allen Theilen krachte, hatte die Frau die Flaschen auf den Tisch gestellt, das Papier auseinandergeschlagen und wog das Stück Fleisch schmunzelnd in der dürren, braunen Hand:

„Ja! aber nein, Engelwirt, was denkt Ihr auch! Und was für ein schönes Stück! Schau nur, ein Lummel, Agath! und so schön durchwachsen!“

Agathe aber sah kaum auf und streifte nur schüchtern mit einem warmen fast vorwurfsvollen Blick den Geber, der sich als Wohlthäter höchst unbehaglich fühlte, ein finsteres Gesicht machte, schließlich in der Verwirrung eine Flasche vom Tisch nahm und von Agathe Gläser und einen Korkzieher verlangte. Da ein solcher nicht zu finden war, stach er den Pfropfen mit dem Taschenmesser heraus. Das Mädchen nippte kaum, ihre Mutter aber ließ es sich rüstig durch die dürre, braune, bewegliche Gurgel laufen und that sich mit Schwatzen, Brauenhochziehen, Kopfnicken und Rühmen nicht genug. Als er nun einen Schluck seines vertrauten, selbstgezogenen Weines genommen hatte, fühlte sich der Engelwirt sofort sicherer und heimischer, und als die Alte hinausging, das Brot zu holen, rückte er dem Mädchen näher, fragte nach Allem, redete ihm zu und versprach, dafür zu sorgen, daß es ihr hinfort an nichts fehlen sollte; aber sie gab leis und einsilbig Antwort: hier unter dem Dache ihres Vaters schämte sie sich plötzlich wieder.

Als er dann allein auf seinem Wagen saß und heimfuhr, wurde ihm erst warm und behaglich ums Herz. Die Alte, ja! Die hatte gespikt und ein Lebtag verführt! Dort in der Stube hatte er sich fast geschämt, sie so reden zu lassen, nun aber that es ihm doch himmlisch wohl, so herausgestrichen worden zu sein; nur ärgerte ihn, daß er dem Bettelweib gegenüber so befangen gewesen war, er, der Engelwirt! So eine Dummheit! Na — das nächste Mal! Er freut sich schon darauf! Ungeduldig peitschte er den Schimmel, daß sein leichtes Gefährt auf der glatten Straße hurtig dahinrollte, und spähte immer umher, ob ihn die Leute auf dem Feld auch sähen, den guten wohlthätigen Engelwirt.

Während er im Zimmer war, hatte es zu regnen aufgehört, nun strahlte die tiefstehende Sonne manchmal zwischen den Wolken hindurch, daß es wie durch einen Zauber hell ward und Alles blitzte und aus den grünen Wiesen und weißen Blütenbäumen ein warmer sonniger Schein quoll, wie wenn ein Kind errötet.

„Wenn ich aber erst den Bub hab!“ rief der Engelwirt freudig und knallte mit der Peitsche. Ja das mußte einen Weltsbuben geben! — Herr Gott Strambach! — Es wurde ihm plötzlich heiß ums Herz — wenn das

Digitized by Google

keinen Buben gäbe! Wenn nun ein Mädel käme! Um ein Mädel all den Verdruß und Kosten?! Was sollte ihm ein Mädel?!

Ein Bub, das war sein einziger Gedanke gewesen bei dem ganzen Handel mit der Agathe! Wenn die ihn jetzt betröge! ihm ein Mädel zur Welt brächte! Er stand auf und drehte sich um und stützte sich lastend auf die Rücklehne des Sitzes und starrte schweratmend den Weg zurück, als müßte die Agath nachgelaufen kommen ihm einen Buben zeigen, nnd dann glotzte er auf den Boden des Wagenkastens, von dem an einem trockenen Fleck, so oft ein Rad über Steine holperte, kleine Staubwölkchen aufzüngelten, und wandte sich erst langsam um, als der Schimmel anhielt, weil das Leitseil nachschleifte.

Er setzte sich und sah ratlos umher. Neben am Kreuzweg stand ein kleines Kapellchen; zu dem kehrte sein schweifendes Auge zurück, hier blieb es haften wie an einer Erscheinung. Plötzlich sprang er ab und darauf zu, kniete an dem Bänklein vor dem eisernen Gitter nieder und flehte mit verzweifelter Inbrunst zur Mutter Gottes, die in roth und blauem, goldverziertem Gewande und messingenem Heiligenschein zwischen den künstlichen Blumen und Kränzen herausschaute, und versprach, wenn sie ihm zu einem Buben verhelfe. ihrem Sohn ein großes Kreuz zu errichten. Dreimal wiederholte er sein Gelübde, und beim dritten Male war aus dem bloßen Kreuz ein graues Steinkreuz mit vergoldetem Heiland, vergoldeter Inschrift und einem Betschemel davor geworden. Nun schien ihm nichts mehr zu fehlen, was zu einem ordentlichen Krucifix gehört, auch floß gerade von der wieder einmal durchbrechenden Sonne ein beseeligendes Leuchten durch das stille Kapellchen und über den Heilgenschein der Jungfrau: er sagte noch den englischen Gruß und ging. Ruhig und stolz saß er wieder auf seinem Bock und ließ den Schimmel laufen; die Maria mußte ihm ja wohl helfen, wenn Sie ihren Sohn nicht um das Kreuz bringen wollte.

Viertes Kapitel.

Hätte Agathe im „Engel" bleiben können, so wäre das Ereigniß, trotz aller Wichtigkeit und Erfreulichkeit für den Engelwirt, immerhin ruhig, wohl auch ein bischen, verschämt nebenher verlaufen: nun aber hatten Aerger und Trotz dem Manne seine Befangenheit noch vollends zerstört, nun stand seine Erwartung gänzlich im Mittelpunkt seines Denkens und Treibens, und es fiel ihm nicht ein dies zu verhehlen, ja, er ließ sich durch den gelegentlichen Widerstand seiner Frau und durch Neckereien am Wirtstisch noch reizen, seine absonderliche Familienwirtschaft als ein selbstverständliches Recht zu besprechen.

Eines Tags hörte ihn seine Frau oben im Schlafzimmer poltern, Schrankthüren auf und zumachen und Schubladen ziehen, eilte, um Unordnung zu verhüten, hinauf und fand ihn, vor ihrem Wäscheschrank hockend im untersten Fach wühlen.

„Was suchst?" fragte sie arglos erstaunt.

„Windeln und so Kinderzeug. Wo ist denn der Kram?" rief er etwas ungeduldig, aber ohne sich umzusehen. Sie bezwang den Zorn, der ihr bei seinen Worten aufstieg, und sagte gelassen:

„Wirst mir einen schönen Durcheinander anrichten! Wo suchst Du denn? Da liegen ja die Ziechen! — Laß mich einmal hin!"

Er machte in argloser Bereitwilligkeit Platz und trat zurück; sie aber stellte nur die Ordnung wieder her, schloß dann unversehens die Thür, zog den Schlüssel ab und sagte:

Digitized by Google

„Das ist mein Weißzeug, die Kinderwäsche ist noch von mir, da hab ich dringesteckt, und davon kommt nicht Nagelsgroß dort hinaus. Merk Dirs! Wenn Du Windeln brauchst, giebts genug zu kaufen."

„Himmel Hergotts —!" fluchte der Engelwirt, stampfte mit dem Fuß, hieb mit der Faust in die Luft:

„Dummes Zeug, dummes! Soll ich Windeln kaufen und da liegen sie im Kasten und werden gelb und mürb! Geld nausschmeißen! Wozu liegt denn der Kram da? Mach nicht lang und gieb den Schlüssel! Was willst denn Du mit dem Zeug anfangen?!"

„Was ich damit anfang, ist meine Sach! Wenn mirs einfällt schenk ich es der ersten, besten armen Frau oder schick's ins Spital; aber dort hinaus kommts nicht, zu dem Lumpenvolk! Und laß Dirs nicht einfallen! wenn Du mir nur ein Sacktuch wegträgst von meiner Aussteuer, dann sind wir fertig! Dann mach ich kurzen Prozeß!" Das Alles sprach sie in gehaltenem Ton, mit dem Rücken gegen den dunkelbraunen Kasten gelehnt, nur ab und zu nachdrücklich den blonden Kopf werfend oder mit dem Finger auf die Schrankthür klopfend; dann nickte sie ihm noch einmal zu und ging, während er hinterdrein brummte:

„Einfältiges Weibervolk! batziges! langweiliges! dummes! hochmüthiges! — einfältiges!"

Daß er den Stolz der Frau empfindlich gekränkt habe, fühlte er nicht, er leitete die Weigerung einfach von Neid und Wuth auf Agathe her; aber verderben wollte er es doch nicht mit ihr und ergab sich darein. Da Agathe sich schämte, ihrer Mutter aber nicht zu trauen war, so mußte der Engelwirt eben selbst in den Laden gehen, um das Nöthige zu kaufen und zu bestellen. Freilich fluchte er unterwegs noch weidlich auf den Eigensinn seiner Frau und seine eigene Nachgiebigkeit und wiederholte des öfteren: „Ich bin halt immer zu gut!" verrichtete aber die Besorgung tapfer und schüchterte durch seine grobe Unbefangenheit die Leute im Laden dermaßen ein, daß alle Anspielungen unterblieben.

In seiner eigenen Wirtschaft fing es ihm dagegen ungemütlich zu werden an, da sich Jeder gern auf Kosten des Wirtes, dem er das Geld ins Haus trug und der darum ziemlich wehrlos war, nach Kräften amüsierte; ja, diese Aussicht zog so sehr an, daß der „Engel" jetzt stärker besucht war als je. Wiederholten sich auch diese Anspielungen, Spottfragen und Witze in eintöniger Weise immer wieder, so nahm ihre Wirkung deshalb doch nicht ab und das Gelächter war beim zwölften Male allgemeiner, überzeugender und boshafter als beim ersten. Da er sich so nicht als Herr im Hause fühlen konnte und zudem sehen mußte, wie dieselben Spötter seiner Frau mit ganz besonderer Achtung und Aufmerksamkeit begegneten, sowohl um sie zu trösten, wie um ihn zu ärgern, so zog er sich allmälig aus der Wirtsstube zurück und that nun erst recht, was ihm gefiel.

Je näher der ersehnte Tag kam, je öfter fuhr er nach Wallingen hinaus, um so leichter ließ er sich von Agathens Angehörigen anzapfen, um so länger saß er jedesmal im „Rebstock" zu Wallingen, wo er, des Wirtshauslebens einmal bedürftig, sich nach der Vertreibung aus der eigenen Schenkstube eingewöhnt hatte, wo er auch stets ein paar Tagediebe fand, die sich einen Schoppen von ihm zahlen ließen und ihm dafür nach dem Mund redeten. War es auch nichtsnutziges Volk, das er nie auch nur in Tagelohn genommen hätte, so that es ihm doch wohl, breit und protzig unter ihnen zu sitzen, das große Wort zu führen, zu prahlen, daß er eine große Taufe für seinen Buben ausrichten wolle, wie man noch keine hier gesehen habe, bei der

Digitized by Google

es höher als auf einer Hochzeit hergehen müsse, zu der Jeder, der Lust habe, eingeladen sei, bei der er alles zahlen werde, Essen, Trinken, Musik, ganz wie man es in großen Städten halte; und so billig hier Beifall und Bewunderung waren, sie ersetzten ihm doch für den Augenblick die verlorene Geltung und Gesellschaft zu Hause.

Manchmal freilich war es ihm, als fühle er bei den Dörflern im Allgemeinen etwas wie trotzige Zurückhaltung; aber er brummte nur:

„Was fällt denn den Bauernbuben ein, den dreckigen! bockiges Volk, bockiges!“ und kümmerte sich nicht weiter darum. Einmal jedoch gerieth er mit seiner kameradschaftlichen Herablassung an den Falschen: als er nämlich einen jungen Mann, der in die Wirtschaft trat, das volle Weinglas hinhielt, hieb der ihm mit der Faust über die Hand, daß er das Glas fallen ließ und die Finger in den Mund nahm, und schalt:

„Einen Dreck nehm ich von Dir! Bliebst auch gescheuter zu Haus, Engelwirt, und gingest Deinem Geschäft nach, statt uns da haußen unsre Wirtschaft zu verleiden! — Wirt, einen Most!“ Damit setzte er sich allein in die andre Ecke. Der Geschlagene fuhr auf den Störenfried los, wurde aber von den andern zurückgerissen, während jener Bursche ruhig sitzen blieb und rief:

„Laßt ihn doch, ihr Kaiben! er soll nur kommen! Nur her, wenn Du was willst! als her!“ Dazu spuckte er in die Hände und rieb sie aneinander.

Aber die andern ließen den Engelwirt, wie er auch fluchte und um sich stieß, nicht los, zerrten ihn zur Thür hinaus und redeten ihm zu: er, der Engelwirt, dürfe sich doch nicht mit so einem einfältigen Bürschlein auf Händel einlassen! Das Zimmer, wo so ein frecher Kog säße, müsse ihm ja zu schlecht sein! überhaupt sei es außen unter dem Birnbaum lustiger. Mit Zutrinken und allerlei Klatsch beschwichtigten sie ihn so, daß er nach ein paar Flüchen und Drohungen endlich still dasaß im Birnbaumschatten neben dem Haus, sie reden ließ und wortlos grübelnd seinen Wein trank. Plötzlich sprang er schmunzelnd auf, rief den Wirt vor die Thür, beglich leise, doch umständlich verhandelnd die Zeche, stürzte sein Glas hinunter, sprang auf den Wagen und rasselte davon. Er schaute noch oftmals um, doch ohne etwas anderes zu sehen als seine Schmarotzer, die noch lange an ihrem Wein tranken; aber er lachte mit diebsmäßigem Behagen vor sich hin.

Und er lachte wieder und noch mehr, als er beim nächsten Besuch vom Wirt hörte, wie der Bächle-Casper, jener Bursch, geflucht und gewütet habe, da er bezahlen wollte und erfuhr, der Engelwirt habe es schon ins Reine gebracht; den Tisch habe er umgerannt und einen Satz zur Thür gemacht, aber den Wagen nicht mehr erblicken können; sei dann in der Wirtsstube umhergerast, habe zwei Stühle zertrümmert und dabei die Hängelampe von der Decke heruntergehauen, alle Gläser, die zur Hand waren, am Boden zerschmettert und zerstampft und dem Engelwirt einen Possen versprochen, wie er noch keinen erlebt habe.

„Da auf dem Boden,“ schloß der Rebstockwirt seinen Bericht, „könnt Ihrs noch sehen: der ganze Stubenboden ist mir versaut von dem Steinöl und blitzt noch von Glassplitter. Dafür hat er dann zahlen dürfen, der Siedian, mehr als ihm recht war!“

Der Engelwirt konnte nicht mehr stehen vor Lachen, ließ sich auf die Bank fallen, trommelte mit beiden Fäusten auf den Tisch, stampfte mit den Füßen vor maßloser Freude und stöhnte und schnappte zwischen hinein, bis er nicht mehr konnte; dann schlug er den Rebstockwirt mit der letzen Hand auf den runden Bauch und sagte:

Digitized by Google

„Noch drei Wochen, dann machen wir auch eine Rechnung: Ihr sollt mir Augen machen! — Nein aber — der Bächle Kasper!“ Er ließ sich den Spaß noch einmal berichten, erzählte ihn nachher überall, wo er hinkam, und Jeder lachte noch mehr als er selbst.

Fünftes Kapitel.

Und eines Tages, als der Engelwirt nach Agathe sehen wollte, war Niemand in der Küche, noch im Zimmer, nur ein weißes, junges Kätzchen saß auf dem braunen Tisch und verfolgte mit den Augen scharf das lange, lange Perpendickel der Wanduhr, das langsam mit hartem Knacken hin und her schwang; aber vom obern Stock herunter tönte ein Summen vieler gedämpfter Stimmen.

Erschreckt blieb er stehen und dachte: „sie wird doch nicht gestorben sein!“ und nach einer Weile: „'s ist ja, bigott! eine Woche zu früh!“ und dieser Gedanke erregte seinen Aerger, daß er auffluchte und fast hinzugesetzt hätte: „Wenn man nicht immer und überall aufpaßt — —!“ Damit aber war die kleine Angstlähmung von ihm gewichen, er hieb mit der flachen Hand auf den Tisch, daß das weiße Kätzlein in großem Satz herabsprang und ins Dunkel der Küche tauchte, dann stieg er rasch, aber möglichst geräuschlos die Treppe hinauf, gerade als wollte er sich durch sein unvermutetes Hinzukommen überzeugen, daß kein Unfug getrieben würde. Als er langsam die Thür aufmachte, sah er die ganze weibliche Nachbarschaft auf Stühlen und Kisten in dem engen Raume sitzen, rasch herumfahren, mitten im Wort verstummen und ihn mit überrascht aufgerissenen Augen anstarren; wie auf einen Schlag standen die Weiber auf und rotteten sich in der Ecke zu einem gespannt abwartenden Chore zusammen. Dem Engelwirt wars nicht wohl zumute, hätte er eine Peitsche gehabt, so würde er einen saftigen Hieb unter die lauernden Weibergesichter in der Ecke hinübergeschnellt haben; er ging hastig auf das Bett zu, Aller Augen folgten ihm, und es blieb still.

In dem blau und weiß gewürfelten Kissen lag, von braunen Haaren umwirrt, das müde, blasse, runde Gesicht der Agathe mit geschlossenen Augen und offenem Munde und atmete schnell und regelmäßig. Er sah sie kaum an, suchte umher, drehte sich um und stotterte:

„Wo ist der, — — wo — ist der — es, wo ists?“

Die vielen Augen blickten ihn so gierig an, als wollten sie lachen, er konnte schon nicht mehr „der Bub“ hervorbringen. Ein leises Kichern tönte in der Ecke kurz auf, und alle senkten rasch den Blick, als könnten sie dafür gezüchtigt werden. Aber hinter dem Fußende des Bettes her kam die Stimme von Agathens Mutter:

„Da ist es.“

Er hatte kaum den Mut hinzugehen, er wußte schon, und ihm war, als wüßte er schon lange, daß es kein Bub sei; den Kopf der Großmutter, der kaum über die Fußwand des Bettes heraufstauchte, starrte er an und dachte: so ein Satan! Endlich trat er hin, sah das runde, schlafende Kind, konnte es aber nicht anrühren und nichts sagen; es war ihm tief zuwider, verhaßt. Erst als er sich endlich umdrehte und wieder die vielen lauernden Weiberfratzen sah, kam er zu sich und, um sich nichts zu vergeben, sprach er flüsternd, als wollte er die Schlafende nicht stören:

„Ein Prachtsmädel, das ist gewiß! aber ich hätt bei Gott! nicht die Kurasch, es anzuregen! wie wenns zerbrechen müßt!“ Dann setzte er sich auf

Digitized by Google

einen der Stühle und heftete nachdenklich den Blick auf das blasse, schlummernde Weib im Bett: Alles, was seit einem Jahre geschehen war, drängte sich ihm ungestüm und schonungslos ins erschöpfte Herz.

Als er sich nach langer Zeit mit einem tiefen Seufzer erhob, waren die Weiber aus der Ecke verschwunden, über die Fußwand des Bettes sah die neue Großmutter mit ängstlichem Blick, als habe sie eine Dummheit gemacht, auf ihn her, und in dem blau und weiß gewürfelten Kissen lag die blasse, junge Mutter und schnarchte leise; da ging er sacht hinaus, holte den Wagen vom Rebstock und fuhr langsam heim. Der Schimmel hatte es noch nie auf diesem Weg so gut wie diesmal.

Und als er an dem Kapellchen bei der Wegkreuzung vorbeikam, schaute der Mann hinüber, nickte bös mit dem Kopf und sagte:

„Ja, Scheibenschießen!"

Sechstes Kapitel.

„So? giebts einen Buben?" Dies schalkhafte Wort seiner Frau klang ihm während der Heimfahrt plötzlich im Ohr wieder, und er hielt unwillkürlich mit einem harten Ruck das Roß an; an den Ohren desselben, die sich vergebens durch Zucken der schwärmenden Schmeißmücken zu wehren suchten, schaute er vorbei ins Weite, sah aber nichts als die beiden gequälten unstäten Ohren und schämte sich, als stehe seine Frau vor ihm, blicke ihn mit ihren grauen, klugen Augen ruhig an und lächle ein wenig, und er zuckte zusammen und hätte sich gerne verkrochen, da er das aber nicht konnte, schrie er:

„Tunderschieß! Kannst Du am Ende alles? guck nicht so dumm oder —!" Als er inne ward, daß er gesprochen hatte, sah er sich um, nahm die Zügel auf und brummte:

„Dummes Zeug! heim muß ich ja doch! Sie soll mir nur kommen!" und trieb den Schimmel an.

Als die Frau am andern Tag durch theilnehmende Gäste das freudige Ereigniß erfuhr, dachte sie in sich hineinlächelnd:

„A, darum ist er so still!" ließ ihn aber garnichts merken. Sie hoffte, durch diesen fühlbaren Nasenstüber müßte der Mann zur Vernunft kommen und das Verhältniß ein Ende finden; man hatte es ja schon erlebt, daß ein Dutzend Kinder nach einander Mädchen waren und dann erst kein Knabe mehr kam. Beschämt und kleinlaut genug schien er ja, und so freute sie sich denn in friedfertigen Gedanken auch schon auf die Stunden, wo er in rauhbautziger, stachliger Zerknirschtheit sich ihr langsam und plump nähern und es nur eines milden harmlosen Wortes von ihr bedürfen würde, um Rauheit und Stacheln von ihm abzustreifen und die hilflose Reue des weichen, eigensinnigen Kindes übrig zu haben. Er aber erwartete von Tag zu Tag eine spitze oder schadenfrohe Bemerkung von ihr, auf die er ihr dienen und damit die herrschende schamhafte Spannung brechen könnte, und wie er umsonst wartete, so erhub sich und wuchs der Trotz in seinem viereckigen Schädel. Wohl fühlte er das Unrecht gegen seine Frau; aber durch die Enttäuschung und deren Hohn war er so verwundet und gereizt, daß er keinen Weg zum Recht und zum Frieden fand und nur trotzig sein Bewußtsein zu betäuben suchte.

War es ihm in der Wochenstube, unter der Wucht des plötzlichen Schlages nicht gelungen, seine Enttäuschung zu verbergen und der Schadenfreude der Leute zuvorzukommen, so vermochte er nachher doch ziemlich gut, sich der lauernden und forschenden Neugier ganz zufrieden und vatervergnügt zu zeigen,

Digitized by Google

und ob er die Taufe nun auch gern gespart hätte, so erwiderte er doch auf die erste, leise Anspielung ganz lustig:

„Freilich giebt's eine Tauf! und was für eine!" und dachte:

„Grad zu Leid, ihr Kogen! ihr habt mich noch lange nicht!"

Und am zweiten Sonntag nach der Geburt war die Taufe, und zu dem darauffolgenden Essen im „Rebstock" war durch einen an der Wirtschaftsthür angeklebten Zettel eingeladen, wer Lust hätte.

Die Dorfkirche war gestopft voll, auch blieb nach dem Gottesdienst Alles zur Taufe da, und trotzdem es während der Handlung tüchtig zu regnen anfing, standen doch, als der Täufling fortgetragen wurde, die Kirchgänger dichtgedrängt vor der Thür, und es kostete die immer noch blasse Agathe manch volle Blutwelle vom Herzen zum Kopf, bis sie zwischen dem Gezischel und Gewitzel hindurch war. Sie hatte keine Freude an der Taufe; aber was wollte sie gegen den Engelwirt machen und gar gegen ihre Sippe! Und es nützte nichts, daß sie, dem Wirtshaus zu entgehen, die Arbeit mit dem Kind vorschützte, das naß liege und frisches Zeug haben müsse; das sei nicht das erste Kind, das von der Taufe ins Wirtshaus mitgenommen werde! hieß es und erst, nachdem sie fest versprochen, gleich wiederzukommen, ließ man sie nach Hause gehen. Und sie war so ehrlich, daß sie, nachdem das Kind genährt und umgezogen war, nicht länger zögernd hin und herlief, als vor einem sauern Gang unter die höhnischen Augen der Mitmenschen begreiflich war; und sie hätte nicht nötig gehabt, ehe sie hinaustrat, die Straße hinauf zu spähen: soweit sie sehen konnte, waren die platschenden Dachtraufen, der rauschende Regen und die spritzenden Pfützen Alles, was sich regte, ausgenommen den großen Brunnen vor dem Schul- und Rathaus, der höchst überflüssig in die allgemeine Nässe mitbrauste.

Als sie scheu in die Wirtschaft hineinhuschen wollte und die langgedeckte Tafel bis auf das obere Ende, wo der Engelwirt, ihre Angehörigen und drei, vier Schmarotzer saßen, leer, ganz leer sah, fiel es ihr wie ein Stein vom Herzen, und aufatmend trat sie zum Tisch; da aber erschrak sie über das finstere, starre Gesicht des Engelwirts und leise fragte sie, nach dem sie sich gesetzt hatte: was denn sei.

„Was ist?!" rief er zornig lachend, „nichts ist! das ist!" und streifte mit einem Blick die lange, lange, wohlgedeckte, leere Tafel entlang, die ihm länger vorkam als irgend etwas auf der Welt. Immer noch wartete er auf die Gäste; aber es kam keiner. Und doch hätte er, wenn der Tisch voll der sprühendsten Giftmichel vollgesessen hätte, nicht mehr und nicht schärfere Sottisen zu hören bekommen können, als er jetzt von den leeren Stühlen ablas.

„Wir sind alle da!" schrie er nun in einem Anflug von Galgenhumor, „auftragen Wirt!"

Schimpfend und fluchend über die viele, vergebliche Mühe und die unnützen Speisen, jammernd über den Schaden, den er haben werde, ließ der Rebstockwirt das Essen bringen.

„Haltets Maul!" fuhr endlich der Engelwirt dazwischen, „ich zahls!"

Er selbst und Agathe aßen fast nichts von den endlos auffahrenden Gerichten; umsomehr aber, als ob sie eine Woche lang darauf hin gehungert hätten, die Andern und waren auch vergnügt dabei. Agathe saß wie ein Opferlamm da, schämte sich vor sich hin oder sah ihr Kind an, der Engelwirt warf ab und zu einen wütenden Blick über die endlose, weiße Tafel hinunter und that die Hand vom Weinglas nur, um es frisch zu füllen; und je mehr er in sich hineingoß, um so hitziger und drohender brauste das Geklapper, Geklirr, Geschmatz und Geschwätz und das Regenrauschen in seinem Ohr zusammen.

Digitized by Google

„Weiß schon, wer dahinter steckt! verdammter Siech!“ brach er plötzlich los. „Wenn ich ihn verwisch — ! wenn ich dich verwisch, Bürschle — dann giebts auch Scherben!“ Er schüttelte die Faust in die Luft, dann trank er weiter.

Einer lachte dazu mit vollem Munde, und es war ein Glück, daß ihm Keiner gegenüber saß; dann fing er an, lachend und kauend dem Engelwirt wegen jenes Streiches plumpe Schmeicheleien zu sagen und wieder einmal breit zu schlagen, was der Bächle-Casper damals in seiner Wut geschimpft und gedroht und ruiniert habe; die andern lachten mit, und es klang halb erzwungen, halb belustigt und schalkisch! Der Engelwirt aber saß finster da und trank und verwünschte den dauerhaften Hunger, die unausfüllbaren Mägen der Tischgenossen.

Was Die essen konnten! wenn all die vielen Plätze an der unendlich langen Tafel hinunter und wieder herauf besetzt wären —, hätte wohl mehr und länger gegessen werden können?!

Und zwischen hinein grübelte er wieder nach einer Rache.

Aber das Geklirr und Geklapper, Geschmatz und Geschwätz verstummte plötzlich in einer gellenden Marschmusik: ein Geiger, ein Clarinettist und ein Trompeter erschienen unter der Thür und bliesen und kratzten und fiedelten mit frischen Kräften den „Doppeladlermarsch“ in die dumpfe, gefräßige Stille des langen düstern Raumes hinein. Der Engelwirt fuhr entsetzt herum und starrte die drei Leute eine ganze Weile ungläubig erstaunt an, als könnte er nicht fassen, daß es nur die drei von ihm bestellten Musikanten seien, die diesen Weltgerichtslärm verführten, und als habe die musikalische Ueberraschung blitzschnell eine neue Angst in ihm erweckt; er staunte sie an, über die krachende Lehne seines Stuhles hängend, und als sie endlich absetzten, sagte er langsam:

„Ihr seids? Schön! Setzt Euch und eßt!“

„Ach, ich muß schönstens danken, Herr Engelwirt, ich komm grad vom Essen!“ seufzte mit schmerzlichem Gesicht der Geiger.

„Ja, bei Gott! das —“ rief ärgerlich der Clarinettist und klopfte auf seinen Bauch, „— das hätt ich mir bei Gott, sparen können! das hätt ich wissen sollen! Schade! Wie mich Das reut — 's ist nicht zum sagen!“ und warf einen lüsternen Blick auf den Tisch.

Der Trompeter aber sagte ganz trocken vor sich hin:

„Ja, wenn man Alles vorher wüßte —!“ und goß das Wasser aus der Trompete.

„Als her!“ rief der Gastgeber noch einmal; als sie aber nicht folgten, schimpfte er los:

„Ihr siechen, kaiben, hungrigen Schnurranten, ihr! seid froh, wenn ihr was Gescheidts in den Bauch kriegt! Her! sag ich; ein Musikant frißt und sauft, so viel er kriegt! Dunderschieß!“ und als sie aufs Neue mit mehr Worten ihre Unfähigkeit, nur noch einen Bissen zu essen, beteuerten, schrie er:

„Dann scheert Euch fort! macht, daß Ihr 'nauskommt! So aparte Musikanten kann ich nicht brauchen! Fort! Nichts wie naus!“

Sie seien zum Musikmachen bestellt und nicht zum Essen, entgegneten sie; sie hätten ihre Stücke eingeübt und wollten jetzt auch spielen.

„Spielt, wo Ihr wollt! ich brauch keine Musik, zahle keinen Pfennig für so eine Musik. Wirt, schaffet mir die Schnurranten fort! Naus mit!“

Der Wirt wollte vermitteln; da aber der Engelwirt selbst wegzugehen drohte, brachte jener die drei endlich dahin, daß sie, fluchend und schimpfend zwar, das Haus verließen.

Nun wurde still, fast wortlos weitergegessen; der Engelwirt hielt es kaum aus, wußte aber immer noch nicht, wie er auf gute Art wegkommen sollte.

Digitized by Google

Da — klang es über die Straße herüber, laut, frech, ausgelassen: wimmernd, dudelnd, kreischend tönte die Melodie „Du bist verrückt, mein Kind" — und als die Tafelnden aufsuhren und durch die Fenster sahen, standen über der Straße drüben drei Bauernburschen und hielten drei riesige Regenschirme; unter den drei Regenschirmen aber standen die drei Musikanten und bliesen und fiedelten von Rache, Hohn und Wollust befeuert, ihr Lied durch den Regen herüber, immer und immer noch einmal, als hätte es unzählige Strophen. Und daß sie nicht Takt hielten und daß falsche Finger auf falsche Klappen und Saiten drückten, und daß die Harmonie dem entsprach, kam noch nicht einmal auf Rechnung ihrer Absicht.

Agathe setzte sich sofort wieder und weinte, ihre Leute fluchten und ballten die Fäuste, der Engelwirt stand erst starr da, setzte sich dann langsam, sah aber gebannt hinaus, als könnte noch Schlimmeres geschehen, wenn er sich abwendete, die Schmarotzer schimpften, aßen und tranken durcheinander mit krampfhafter Hast.

Als die Musik endlich schwieg, trank der Engelwirt eins und sagte:

„Freilich, ewig können sie auch nicht so fortspielen!" Dann lachte er gezwungen und gell und rief nach einer Pause: „Wirt, traget einmal den kaiben Musikanten drei Schoppen Neuen 'nüber, wir ließen schön danken für das Ständlein und sie könntens!"

Er sagte es ganz trocken und blieb ernst, indeß die Andern lachten und der Wirt kopfschüttelnd mit dem Wein ging. Aber während er noch draußen war, ertönte dort ein Hohngelächter, und dann hub das Heulen und Kratzen und Schmettern mit erneuter Inbrunst an:

„Du bist verrückt mein Kind."

Der Wirt kam mit den drei vollen Schoppengläsern zurück und brummte: „Hätts vorher sagen können: Die haben keinen Durst."

Der Engelwirt war blaß und sagte nichts. Wider Willen horchte er der scheußlichen Musik; aber er hörte nicht mehr die Töne, sondern nur die Worte:

Du bist verrückt, mein Kind,
Du mußt nach Berlin!
Wo die Verrückten sind,
Dort mußt Du hin!

und immer nur diese Worte gellten und tönten ihm ins Ohr. Da ging seine Widerstandskraft aus, er sprang auf, ging hinunter, zog den Schimmel aus dem Stall, führte ihn ohne aufzuschauen zum Wagen, der am Haus stand, that, als hörte er die Musik nicht, und sah nicht, wie hinter den Häusern Bauernburschen hervorkamen und höhnisch grinsend in weitem Ring um ihn her stehen blieben; hastig spannte er das Pferd an das leichte Bernerwägelein, sprang auf den vorn aufgesetzten Bock und trieb an. Da brach plötzlich die Musik ab. Das Schimmelein zog an und kam nicht vom Fleck. Der gequälte Mann blickte sich um und sah den Wagenkasten vollgefüllt mit tüchtigen Kieselwacken, und hörte rings um sich das Gelächter und Hallo aus einigen Dutzend grinsenden Mäulern. Er weinte fast vor Wut und Bitterniß; aber was halfs? er mußte fort, fort! Und so warf er dann einen Waken nach dem andern grimmig auf die schmutzige Straße, daß der Kot und das Wasser bis zu ihm aufspritzten. In das harte Aufpoltern der Steine aber schrie wieder die Musik:

Du bist verrückt mein Kind —

und lärmten die unverständlichen Hohnreden der Burschen, die nun, bis auf etwa fünfzehn Schritte nahegekommen, ergötzt zuschauten. Als sein Blick einmal die Menge streifte, erkannte er mitten drin den Müller-Cölestin, den ehemaligen Liebhaber der Agathe, der sie fast überfahren hätte, und jenen Bächle-Caspar,

Digitized by Google

der ihm das Glas aus der Hand geschlagen. Die ganze Schande kochte in ihm auf, er packte den letzten Wackenstein fest mit der rechten Hand, schrie: „Da, ihr Himmelhund!“ und warf ihn mitten gegen den Haufen; die Thränen liefen ihm aus den Augen, indem er sich setzte und den Schimmel antrieb.

Die Menge war brüllend auseinandergestoben, der Stein hatte keinen getroffen, kam aber zurück und fiel nun, während das Pferd anzog, dröhnend und schütternd hinter dem Lenker in den Wagen. Und nun stürzte das Volk auf den Steinhaufen los und es begann ein Steinhagel auf das sich entfernende Gefährt: in den Wagen, gegen das Geländer, gegen die Räder, rechts und links vorbei sausten die Würfe; Speichen und Geländerstangen krachten und splitterten, das Wagenbrett dröhnte, der Kot spritzte auf, und die Räder holperten über die Wacken, daß der Wagen fast umfiel; aber kein Stein traf den Engelwirt, der nun unbeirrt wie festgewurzelt vorne saß und mit gleichmäßigen, lang ausgeholten, klatschenden Peitschenhieben das Schimmelein vorwärts trieb.

Und bald fielen die Steine hinter dem Wagen in den Straßendreck; aber lange begleiteten den Davonfahrenden noch die Trompete, Clarinette und Geige: „Du bist verrückt mein Kind“ —

In den Fenstern des Rebstocks stand unterdessen die würdige Tafelgesellschaft, neugierig besorgt, doch auch heimlich schadenfroh, und freute sich, daß sie nicht im Wagen saß; nur die Agathe war sogleich wieder zurückgetreten und in der Ecke auf die Bank gesunken und schrie manchmal auf, wenn die Steine polterten und krachten. Dann zog sie mit ihrer Sippe durch die Hinterthür ab, während die Burschen vorne hereinlärmten.

Nachher lag die Dorfstraße wieder ruhig im rauschenden Regen da und die weitverstreuten, großen Kieselwacken auch.

Siebentes Kapitel.

Der Engelwirt fuhr mit seinem zertrümmerten Bernerwägelein im Regen kreuz und quer durch die Felder, bis es dunkel war; dann lenkte er langsam heim und statt in den Schuppen rollte er den Wagen in den finstersten, verlassensten Teil des Hofes. Er legte sich sofort zu Bett; fand aber keinen Schlaf. Manchmal fluchte er ungebärdig und weinerlich zugleich hinaus, wälzte sich herum auf den Bauch und drückte das Gesicht in die Federkissen, bis ihm der Atem auszugehen drohte.

Als nach Mitternacht endlich auch seine Frau kam, war er noch wach, hielt aber die Augen zu und regte sich nicht. „Ich hab mein Theil,“ dachte er, „ich hab mein Theil.“ Er hörte sie strümpfig und behutsam hin und hergehen und ihre Kleider rauschen, als sie sich auszog. Da rang sich aus vergessenen Tiefen seines Herzens herauf ein Seufzer, sie hielt inne und horchte: es war lautlos im Zimmer, und er atmete nicht vor Angst und Scham. Und er hörte nun, wie sie sich drüben vom Bettrand erhob und um die Betten herumkam, und fühlte durch die Lider den sich nähernden Schein des Lichtes in ihrer Hand: da atmete er mit erzwungener Regelmäßigkeit. Leise traf ein warmer Hauch seine Schläfe und Wange: sie stand wohl über ihm gebeugt. Sein Herz hob und spannte sich voll Wonne und Scham, Gram und Zorn, und noch einmal konnte er ein Stöhnen nicht bezwingen; drehte nun aber wie im Schlafe den Kopf auf die andre Seite und blieb so liegen. Da schwand der Schein und die leisen Füße entfernten sich um das Bett herum und es war ihm, als hätte er etwas verloren.

Digitized by Google

Die Frau saß wieder auf dem Bettrand und legte die Hände um die Ellbogen und schaute versonnen nach dem Fenster, aus dessen dunkler, regenbeströmter Scheibe das Spiegelbild des Kerzenlichtes neben ihr roth zurückglomm, und auch sie seufzte und schüttelte langsam den Kopf: lange Zeit war ihr der Mann zuwider und lächerlich gewesen, nun seit acht Tagen fühlte sie herzliches Mitleid. Sie hätte ihm gerne geholfen. Sie wußte genau von Allem, was er that und fühlte, und sah ihm an, daß seit der Geburt des Mädchens garnichts mehr dem Ernst und Wahn, sondern alles dem Trotz entsprang. Aber wie diesen Trotz anfassen, um ihn nicht noch zu reizen?! Und so hatte sie sich denn mit schwerem Herzen beschieden, das Geschwür ruhig ausreifen zu lassen. Aber auch jetzt saß sie wieder lange da, stierte nach dem Lichtschimmer im dunkeln Fenster und schüttelte auch nur wieder den Kopf; denn sie wußte noch nicht, was ihm heute geschehen war.

Endlich barg sie das Licht und streckte sich hin, Bett an Bett neben ihm, und noch lange Zeit stellten sich die Beiden vor einander, als ob sie schliefen.

Als die Frau am andern Morgen leise die Stube verließ, weckte das Kreischen der Thür auch den Mann. Jäh setzte er sich auf, denn sofort war ihm der Schweinemarkt eingefallen, zu dem er in aller Frühe nach der Amtsstadt hatte fahren wollen. Der gestrige Tag — ja, der hatte ihn ja gar nicht mehr daran denken lassen! Und der Wagen war ja kaput! Und er war ja gestern da drüben zum Dorf hinaus musiziert und hinaus gesteinigt worden! Er legte sich wieder zurück: daß man danach auch wieder aufwachen kann!

Draußen goß der Regen mit gleichmäßigem Rauschen und Klatschen darnieder, als könnte es garnicht anders sein. Ein Fensterflügel war offen; manchmal schütterte er in seinen Angeln und dann kam in feuchten Wellen ein Lufthauch über die Betten her —

Der Engelwirt stand auf; wach liegen bleiben, das kannte er nicht, das konnte er auch heute nicht. Auf den Markt wollte er nicht fahren; was aber bei diesem Wetter anfangen, um den Leuten auszuweichen, wußte er nicht. Sein Hirn war wie gelähmt, er that alles mechanisch aus langer Gewohnheit, doch mit weinerlichem Widerwillen.

Als ihm seine Frau unten den Kaffee auf den Tisch setzte, fragte sie, was ihm denn mit dem Wagen passiert sei. Er schaute sie mißtrauisch an und brummte:

„Frag auch noch! als ob Du's nicht wüßtest!" erblickte aber nur ein ernstes Gesicht und setzte den Kopf senkend hinzu:

„Dann wirsts bald genug hören."

Und die Erinnerung an die verwichene Nacht kam ihm, er sah die Frau wieder über sich gebeugt und dachte: warum hat sie mich nicht gefragt! und grollte ihr, weil sie nicht gemerkt hatte, daß er sich nur schlafend stellte.

Sie ging ihrer Arbeit nach; er aber saß noch am Frühstück, da kam draußen Einer an und machte sich durch Stampfen und Scharren auf dem Schmutzbrett, Hin und Hertrappen und Räuspern lange bemerklich, ehe er ganz schüchtern anklopfte, langsam und spähend die Thür öffnete und endlich als Rebstockwirt halb verlegen halb trotzig in der Stube stand und guten Morgen wünschte.

„Was ist?" fuhr ihn der Engelwirt in der Ueberraschung grob an.

Und da begann Jener denn, sich zu entschuldigen und über den Schaden zu jammern, den er gestern gehabt: all die überflüssige, verdorbene Speise! es drücke ihm's Herz ab, wenn er dran denke; und das müsse er nun Alles den Schweinen vorwerfen, das gute Essen; denn heutzutage wollte ja keine gottsige Magd mehr Aufgewärmtes fressen! Und sonst ging es bei ihm den ganzen Sonntag

Digitized by Google

aus und ein wie ein Taubenschlag; gestern aber, wo er sich so gerichtet hätte — nun der Engelwirt wisse ja, wie viel dagewesen wären. Er sei halt ein kleiner Wirt und müßte überall gleich zahlen und, weil er gerade auf dem Weg zum Schweinemarkt sei, habe er gedacht, der Engelwirt solls ihm nicht übelnehmen.

„Ja, ja!" unterbrach ihn dieser gelassen. „S'ist ganz recht, daß Ihr gleich kommt! hättet mich auch gestern Abend noch daran erinnern können!" Indessen er aber dies sprach, fiel ihm sein Wagen voll Kieselwacken ein und, daß er so dumm war, ihn selbst zu leeren, anstatt auszusteigen und einen Knecht zu verlangen; während der es besorgte, hätte er am Fenster stehen und zum Aerger der Bauernburschen behaglich seinen Schoppen trinken können. Anstatt dessen — wie hat er sich blamiert! Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles klapperte, der Rebstockwirt aber erschreckt auffuhr und stammelte:

„Nichts für ungut! nichts für ungut, Herr Engelwirt! ich bin halt ein kleiner Wirt! In so einer Wirtschaft" — dabei sah er sich in dem großen, blanken Gastzimmer um — „da gehts freilich anders als bei Unsereinem; aber —"

„Ist gut! ich weiß Alles!" unterbrach ihn der Andere und fragte nach seiner Schuldigkeit.

„Ich habs ein wenig schriftlich", sagte der Rebstockwirt und sucht mit zögernder Hand unter der nassen braunen Blouse, zog endlich den Zettel hervor, übersah ihn noch einmal und streckt ihn unsicher hin:

„Ihr habt gesagt, Ihr wolltet Alles zahlen; es steht aber nicht Alles drauf. Manches ist ja noch zu brauchen, wenn auch viel kaput geht. Weißbrot wird halt altbacken und die Suppe und 's Kraut und die Spätzle sind auch hin. Und die Müh und Schererei hab ich ja auch und die Nachred dazu!"

Er sah gespannt zu, wie der Engelwirt die Rechnung las. Dieser aber rechnete nur nach, ob richtig zusammengezählt sei; über die einzelnen Posten zu streiten, ließ er sich nicht einfallen, wollte vielmehr diesen Augenzeugen bald und still aus dem Haus haben. Er trat zum Schrank, brachte Geld, zählte es wortlos dem Andern vor und gab ihm die Feder in die Hand zum Quittieren. Dieser aber war so überrascht, daß er immer wieder ungläubig zum Engelwirt aufschielte ehe er seinen Namen auf das Papier setzte. Als er sein Geld eingestrichen, auch den Beutel gut verschnürt und in die Brusttasche versenkt hatte, blieb er noch stehen, schaute den Andern, der wartend vor ihm stand, einige Male an und fragte endlich:

„No? wie ists? Verklagt Ihr Die? wegen dem Wagen?"

„Das — werdet Ihr schon merken!" Diese Antwort klang so abweisend und zugleich so bedenklich, daß der Rebstockwirt den Stecken packte und eiligst davonging.

Und nun setzte sich der Engelwirt wieder, schwer und müde, und dachte an sein schönes Geld, mit dem der Rebstockwirt jetzt Ferkel kaufen ging. Was dieser wohl über ihn reden würde? Es war doch dumm, daß er ihn so kurz und grob hatte abfahren lassen: jetzt rächte er sich gewiß dafür und richtete den Engelwirt gehörig aus. Aber — dachte er — auf einen kommts jetzt nicht an, geschwätzt und gelacht wird doch und sehen lassen kann ich mich nirgends, ohne daß jeder sein dreckig Maul an mir abputzt. Was kann da helfen?

Er saß noch und sann in ohnmächtiger Wut, da ging wieder, aber lautlos die Thür, ein Kopf, versteckt in schwarzem buntbeblümten Tuch, streckte sich schüchtern durch den Spalt, dann trat leise Agathe ein und hatte das braune Kleid noch hochgeschürzt, daß spannenbreit der rote Unterrock hervorsah. Ihr erstes Wort war:

„Der Rebstockwirt — war er schon da?"

Digitized by Google

„Ja. Guten Morgen, Agath —"

„Ihr habt doch nicht — bezahlt?!"

„Freilich! Warum nicht? je schneller, je besser!"

„Warum nicht? weil Alles verlogen ist! So ein Lump, ein lüderiger!" sie plumpste atemlos auf einen Stuhl, stand wieder auf, ließ ihr Kleid hinunter und setzte sich wieder. Dann erzählte sie, daß ihre Mutter, als vorhin der Rebstockwirt am Haus vorbei sei, erzählt habe, es sei Alles auf dem Dorf ausgemacht gewesen, daß keiner zum Essen und Tanz kommen dürfe, daß der Wirt nur so viel kochen und braten sollte, wie für die paar Leute nötig sei. Nachher sei aber das ganze Dorf im Rebstock gewesen und habe getrunken und sich lustig gemacht bis am frühen Morgen. Die Mutter habe es selbst erst heute früh von den Nachbarn erfahren; sie die Agathe wäre ja sonst noch in der schwarzen Nacht hereingepascht, um ihn zu verwarnen. Und jetzt sei sie erst zu spät gekommen und sei doch so tapfer gelaufen! So ein Geld, so ein sündhaftes Geld!

„S' Geld? das ist s' Wenigste!" sagte er leise. „Das war der Bächle! Das kommt Alles von dem!" Er schaute dem Mädchen versonnen ins blasse Gesicht; obwohl sie ihm die schmähliche Nachricht brachte, war ihm auf einmal fast wohl und still zu Mute, ein Gefühl von Geborgenheit durchwärmte ihn, als er so unvermutet theilnehmende Augen sah. Sie aber fuhr erregt wieder auf:

„Der Bächle? Ja was! Alles ist Lug und Trug! Der Rebstockwirt hat sich halt selbigsmal s' Bächle-Caspers Most zweimal zahlen lassen, erst von Euch und dann vom Bächle selber. Und das von den Gläsern und Scherben und Alles ist verlogen! Ein Maul gehabt hat der Bächle hintennach so groß wie ein Scheuernthor!"

„Ha Himmeldonnerschieß — Himmeldonnerschieß!"

Und der Engelwirt sprang auf, lief hin und her und setzte sich wieder; erst nach einer Weile fragte er ungeduldig:

„Ja, wer steckt denn dann dahinter?"

„Des Lochmüllers Coelestin!" piepste sie und schaute unter sich, fuhr aber aufgebracht fort: „Und Dem hätts gehört, daß er zu Nacht über einen Kieselwacken stolpert und sich ein Loch in Kopf haut und die Hand verstaucht, und nicht dem Tröndlefridel, der gar nicht dabei war! Aber so ists immer: der Eine bost's, der Andre büßts!"

Ihre blassen Wangen hatten sich lieblich gerötet und ihre Augen glühten vor Aufregung: es that dem Manne wohl sie anzuschauen, und er brummte nur:

„Soso, der Coelestin! und der Tröndle, soso?"

„Nein nicht der Fridel! Der Coelestin, der wütige Kerl! S'ist Einer seines Lebens nimmer sicher vor dem! — Aber mit dem Rebstockwirt — was wollt Ihr da machen? So ein falscher Kog, ein falscher!"

„Mit dem —?" er zog die Brauen in die Höh, macht ein sehr trauriges Gesicht und zuckte die Achseln.

„Verklagen thät ich ihn!" rief die Agathe. „Verklagen? Zurückgeben müßt er mirs auf Heller und Pfennig."

„So? verklagen?!" sprach er bitter: „Damit durch alle Blätter geht, der Engelwirt sei die dümmste Kuh im Land! Verklagen! Ha — ich gäb ihm noch was drein, wenn er sein Maul halten thät! Die werden lachen! Die werden sich den Bauch halten!"

Der Ernst seiner Lächerlichkeit kam jetzt so schwer über ihn, daß es ihn den Kopf zwischen den aufgestützten Armen hinunterdrückte, und er laut stöhnen mußte. In Allem hatte er den Kürzeren gezogen, in Allem hatte er sich

Digitized by Google

blamiert, gegen seine Frau, gegen die Bauernlümmel, mit seinem Buben, mit seiner Taufe! Der Regen draußen, der unermüdliche, klatschte von Nichts als von des Engelwirts Dummheit und Schande, die Tauben, die unter dem Dachvorsprung im Trockenen saßen, gurrten von Nichts Andern, unter den Rädern der Wagen, die langsam durch den Regen rumpelten, kreischte das Gelächter über ihn auf, — jetzt war er fertig und ein Esel für alle Zeiten! Was seine Frau wohl denken würde?! Vielleicht wußte sie es sogar schon, wußte es gestern Abend schon und machte, als sie sich über ihn beugte, ein ganz anderes Gesicht, als er mit seinen dummen, geschlossenen Augen sich einbildete. Warum that er auch die Augen nicht auf! Da hätte er ihr sicher noch vom Gesicht ablesen können, was sie dachte; nun freilich nachdem sie die Nacht durch überlegt hatte, war sie ruhig und gefaßt und ließ sich nichts anmerken!

Da zuckte er empor und blickte in die Stubenecke; es war wie ein Schlag die Erinnerung in ihn gefahren, daß sie selbiges Mal ganz kühl gesagt hatte: „Warum gehst nicht und läßt Dich scheiden?“ Wenn sie jetzt ginge und sich scheiden ließe?! Zu ihrem Gram und der Schande hin auch noch die Lächerlichkeit, das ewige Gerede, Gedeute und Gelächter — das war ihr sicherlich zu viel! Das nahm sie nicht auch noch hin! Sie war gewiß schon entschlossen und deßhalb ganz kühl und ruhig! Sonst hätte sie ihn ja auch nicht so gelassen fragen können, was ihm mit dem Wagen passiert sei. Und er hatte es nicht einmal gemerkt! Alles mußte ihm erst dick auf die Nase geschlagen werden, daß er es erkannte! Sie ließ sich von ihm scheiden. Nicht er von ihr, sondern sie von ihm! Und er hatte dann das Nachsehen und die Blamage. Er konnte nichts dagegen machen, und es kam nun doch Alles in die Zeitung und wurde gelesen, bewitzelt und belacht Land auf und Land ab. — —

„Ja — ich muß nun wieder!“ sagte Agathe leise nach längerer Stille, stand zögernd auf und betrachtete ihn besorgt. „Ja, s Mariele — 's wird schon lang schreien. Jesus! und ich hock da! — Aber verklagen thät ich den Rebstockwirt doch! So ein Geld!“

„Ich aber nicht!“ schrie er ärgerlich und ängstlich zugleich.

„Jesus! ich sag gewiß nichts mehr!“ — sie war ganz zusammengefahren — „ich meins ja doch gut! Ich versteh ja nichts von so Sachen. Werd mir s' Maul nimmer verbrennen! Adje!“ damit schürzte sie den Rock auf und ging, während er sitzen blieb und nicht umschaute und nichts sagte als: „Ja“.

Ihre Schritte verklangen draußen, und nun war es still, und er so allein; nur ein leises Lispeln des nachlassenden Regens und schläfriges Gurren der Tauben draußen über den Fenstern. Er horchte, ob sich nichts rührte im Hause, ob Niemand käme, und als eine Weile Niemand kam, befiel ihn die Angst, gleich müßte seine Frau mit ihren klugen Augen eintreten. Da sprang er auf, nahm seinen Hut, stahl sich wie ein Dieb aus dem Hause und lief ohne Ueberlegung der Agathe nach, die unter ihrem großen Schirm eilig die Landstraße hinausstapfte, mit ungleichen Schritten, bald kurzen, bald langen, denn der Weg war voller Pfützen. An einen Schirm hatte er nicht gedacht; den Kopf nach links gegen den Regen geneigt, griff er heftig aus. Er hatte das Gefühl man blicke ihm höhnisch nach, aber nicht den Mut, sich umzudrehen und Stand zu halten; nun, da er so weit war, daß er von daheim nicht mehr gesehen werden konnte, blieb er stehen und schaute sein Haus doch an, das hinter der Wegbiegung über den Bäumen dunkelbraun im schwergrauen Himmel stand. Es war ihm so weh zu Muth, als hätte man ihn hinausgejagt. Wer wohl jetzt bei seiner Frau saß und sie aufhetzte? Aber Aufhetzen war ja gar nicht nötig!

Er stöhnte und arbeitete sich wieder hastig vorwärts, der Agathe nach,

Digitized by Google

die hoch aufgeschürzt mit blauvioletten Beinen die Straße hinkreuzte; wenn sie einmal einen Umweg um eine große Pfütze hatte machen müssen, so beschleunigte sie noch ihren hurtigen Schritt, um es auszugleichen. „Was sie laufen kann!“ dachte er. Freilich zu Haus lag das Kind! Und doch rannte sie trotz Regen, Wind und Kot seinetwegen in die Stadt! Der Gedanke that ihm wohl und er lief noch schneller um sie einzuholen.

Plötzlich fuhr er herum, er hatte nichts gehört, es war nur eine jähe Angst, es käme Einer. Und wirklich ein großes Regendach, die Spitze fast nach vorn, wackelte auf langen Beinen hinterdrein.

Der Engelwirt bekam Herzklopfen und rannte dem Mädchen nach, damit er nicht allein sei. Die beschämenden Niederlagen und Demütigungen hatten sein Selbstvertrauen, seine Schlagfertigkeit, ja die einfachste dumpfe Widerstandsfähigkeit zerstört, er fühlte sich wehrlos und hätte vor dem Maul jedes Gassenjungen gezittert. Er lief und sprang, bald über die Pfützen hinweg, bald mitten hinein, und verwünschte die strammen Waden in den blauvioletten Strümpfen, die so hurtig vor ihm dahin zappelten. Und Agathe schaute gar nicht um, auch nicht als sie die Schritte hinter sich hörte.

„Agath!“ nur dies Wort stieß er heraus, als er keuchend neben sie trat.

„Ihr seids?“ rief sie zwar sehr erstaunt, stapfte aber gleichmäßig weiter.

„Du kannst einmal laufen! Ich verschnauf's schier nimmer!“ keuchte er zog den Hemdkragen aus.

„Habs auch nötig, das Laufen!“

„Ja, Bigott!“ Er schaute aufatmend zurück nach dem hinterdreinkommenden.

„Was ist?“ fragte sie gleichmütig.

„Was ist? — Was ist? — — — Gehst — mit, Agath?“

„Wohin?“

„Erst sag, ob d'mitgehst!“

„Ha ja! auch noch! Ihr seid spaßig!“ sie sah ihn eilig von der Seite an und lachte.

„So sag doch! gehst mit oder gehst nicht mit?“ er nickte so heftig aufmunternd mit dem Kopfe, daß aus seinem Barte und Hutrand die Tropfen über sie sprühten.

„Was wirds auch sein! also: ja, ich geh mit!“ rief sie gleichgiltig und wischte sich das Gesicht.

„Also! fertig! — Weißt wohin? Rat einmal!“

„Nach Tribsdrill, wo die Küh keine Schwänz haben —?“

„Falsch! — Ja, könntest lang rathen! weißt wohin? nach Amerika! Gelt da machst Augen!“

Das that sie aber nicht, sondern sagte leicht enttäuscht:

„Eben —? Ich denk schon Wunder, was kommt.“

Da gab er ihr aber mit dem Ellbogen einen Stoß in die Seite und rief:

„Ja Du! im Ernst!“

Trotz ihrer Eile, nun stand sie still, noch dazu mitten in einer Lache, und starrte den Mann an:

„Engelwirt!“

Als sie aber sein vorhin noch mut- und trostloses Gesicht wie einen Maienmorgen strahlen sah, dachte sie, es würde ihm doch wohl Ernst sein.

„Gelt aber?!“ lachte er, ganz außer sich vor Behagen; im Grunde war er ebenso überrascht wie sie, da sich ihm der Gedanke in dem zufälligen, leeren Hin- und Herreden erst auch nur wie ein harmloser Scherz eingestellt hatte und nun doch schon dastand als eine sichere Ausflucht, angesichts deren ihm

Digitized by Google

sein ganzer Jammer plötzlich verließ. Er war selig über diesen Einfall, trat zu Agathe unter den Schirm, stieß und schuckte sie, packte ihren Arm und schüttelte ihn, so daß ihr Regendach nach rechts und links schlug, lachte und schrie:

„Allez! Hurrah! wir gehen! Adje! Gern haben könnt Ihr uns! gern haben könnt Ihr uns! Adje! — Aber — das Maul halten, Agath! Ganz hehlingen! O Jemine! Die werden gucken!" und er schnellte in alberner Ausgelassenheit die Finger hart gegen Agathens Schirmstock, schrie: „au!" und nahm sie dann, als hätte er sich aus Versehen wehgethan, in den Mund.

Achtes Kapitel.

Und Agathe hielt wirklich das Maul. Kein Mensch im Städtchen hatte eine Ahnung davon, was den Engelwirt in den nächsten Tagen mehrere Male nach der Amtsstadt führte. Zu Hause war er in jeder Regung behutsam und ging auf Sammetpfoten; fühlte er sich doch, je stiller es immer noch blieb, umso mehr von neuen Fallen und Anschlägen umgeben, die er zwar als solche nicht mehr besonders fürchtete, da er ja durch sein Verschwinden nächster Tage schon den verblüffendsten Trumpf darauf setzen würde, die er aber darum gern vermied, weil er überzeugt war, daß seine still und ernst dreinschauende Frau nur eine gute Gelegenheit abwarte, um ihm den Bettel vor die Füße zu werfen.

Er sah eifrig nach der Arbeit in Hof und Feld und hatte für Knecht und Magd immer ein heiteres Wort; seiner Frau ging er möglichst aus dem Weg oder begegnete er kleinlaut und ohne eigenen Willen, so daß sie fast glaubte, er sei durch die neuesten Erlebnisse mürbe geworden. Nur in der Wirtsstube ließ er sich nicht blicken, noch sonst wo mit dem Munde gearbeitet wurde, und hatte völlig genug daran, daß ihm auf dem Feld etwa ein Nachbar zurief:

„Was macht der kleine Engelwirtle?" oder:

„Schon wieder retour aus Berlin?"

In der Stadt aber hatte er nachdem die Vereinsbank sein Anwesen nicht von heute auf morgen hatte beleihen wollen, mit einem Juden zu thun, der nur einen Tag Frist verlangte, am nächsten Tage jedoch schon dem Engelwirt so viel Geld lieh, als dieser, ohne das Vermögen seiner Frau zu schädigen, auf seine Wirtschaft aufnehmen konnte.

Als er sich dann am andern Morgen zu seiner großen Reise anziehen wollte, stand er lange nachdenklich vor der Kommode und dem Kleiderschrank: es lag und hing hier so viel, das er gut hätte gebrauchen können! Aber wie sollte er es unbemerkt aus dem Hause bringen? Drei Hemden hatte er schon übereinander an, zwei paar Unterhosen und Socken, die Taschen stopfte er voll mit Nastüchern, Socken und Kragen — da hörte er Schritte auf der Treppe, riß schnell wieder ein paar Socken aus der Tasche, warf sie in die Lade zurück und machte sich pfeifend fertig. Er zitterte und schwitzte genugsam in seinen drei Hemden, bis er zum Haus draußen war, ohne daß seine Beleibtheit aufgefallen wäre; als er aber, ohne argwöhnisch angeschaut zu werden, bis zur nächsten Bahnstation gekommen war, da ärgerte ihn, daß er nicht doppelt so viel Hemden angelegt hatte.

Hier traf er auch die Agathe mit ihrem Wickelkind und einem Bündel: sie ging hinter dem Bahnhof auf und ab, hatte verweinte Augen und vermied,

Digitized by Google

ihn anzusehen, wie denn er auch immer auf die andere Seite blickte und dachte: wenn doch der Zug ginge!

Daß sie so scheu und ängstlich um sich schauen mußten, ob nicht etwa Bekannte in der Nähe wären, daß sie sogar, — wie ihm der Unauffälligkeit wegen gut schien — nicht einmal beisammen blieben, Agathe vielmehr in die Frauenabtheilung stieg, das bekümmerte ihn weiter nicht; daß sie aber mit weniger Gepäck als ein Handwerksbursche auf die Reise gingen, das kränkte und beschämte ihn, so daß er eine Zeit lang dumpf vor sich hinbrütete und auf die verdammten Weibsleute fluchte, die an Allem Schuld hatten. Aber Dies war doch nur wie vereinzelte Windstöße, die dem Wanderer den Mantel rückwärts zerren und Staub in die Augen blasen, daß er blinzeln muß. Es ging weiter, immer weiter weg von Hause, und in Zürich konnte er sich ja Gepäck genug anschaffen!

Da er sich nämlich vor der deutschen Polizei fürchten zu müssen glaubte, wandte er sich über die nächste, also die Schweizergrenze nach Zürich, wo er erst durch allerhand Einkäufe sein Selbstgefühl wieder herstellte, dann zu einem Auswanderungsagenten ging und kurzerhand nach den Fahrgelegenheiten nach Rio de Janeiro fragte; denn weil er auf Hamburg oder Bremen verwiesen zu werden fürchtete, hatte er sich Nordamerika aus dem Kopf geschlagen.

Es traf sich, daß in den nächsten Tagen ein Dampfer von Genua abging.

Halbtot von der endlosen Eisenbahnfahrt langte der Engelwirt mit Agathe und dem Säugling dort an. Der Agent hatte ihm vorsorglich die genaue Adresse der Dampfercompagnie La Veloce auf einen Zettel geschrieben und gerathen, sofort mit Sack und Pack in einer Droschke dorthin zu fahren, damit er nicht Gaunern in die Hände falle; er befolgte den Rath und hatte das Glück, auf dem Bureau zufällig einen Wälschtiroler zu treffen, der Deutsch verstand, sich seiner freundlich annahm, und, nachdem Agathe mit dem Kind in einem Gasthaus untergebracht war, mit ihm umherzog, um Betten, Kleider, Wäsche und allerhand Gerät zu kaufen, wie es ein vorsorgender Auswanderer nötig hat.

Genua war nun freilich etwas Anderes als des Engelwirts Heimatstädtlein; aber ob Karlsruhe, Zürich oder Genua — da war wenig Unterschied: hier wie dort bekam er Püffe zu spüren und Flüche zu hören, wenn er an ungeschickter Stelle stehen blieb, um Maul und Augen aufzureißen, nur daß er hier die Flüche nicht verstand; hier wie dort waren tausend Dinge und Sonderbarkeiten, die man bei ihm zu Hause nicht hatte, vor denen er sich verwunderte und das Bedürfniß fühlte zu rufen: Vater lueg! aber er war doch zu sehr ein erdgeborener, bodenständiger Ackerbürger, als daß er seine zentrale Stellung in der Welt aufgegeben und in diesen andern Häusern, Menschen, Sitten und Reden mehr gesehen hätte als eben eine Sonderbarkeit. Er durchlief mit dem zutraulichen Tiroler, der noch die österreichischen Zeiten Oberitaliens erlebt hatte und den er freigebig mit gutem Essen, Wein und Cigarren regalierte, die Stadt, als sei sie nur für seine Besorgungen da, und mußte manchmal von seinem Begleiter unsanft bei Seite gestoßen werden, wenn er vor einer Droschke oder Pferdebahn so gleichgiltig einherstolperte wie zu Haus auf der Landstraße, wo man hinten keine Augen zu haben braucht. Sogar am Meer regten ihn nur die riesigen Schiffe auf; sonst sähe der Bodensee, wenn Dunst die Ufer verschleiere, gerade so groß aus. Aber wichtig und als ein ganzer Kerl erschien er sich doch, wie er da in diesen wälschen Läden einkaufte, und es kam ihm fast unwahrscheinlich vor, daß er vor fünf Tagen aus dem guten Dörflein Wallingen mit Spott und Schande sollte hinausgeschmissen worden sein!

Digitized by Google

Nachdem die Passagiere andern Tags zur festgesetzten Stunde auf dem Dampfer eingetroffen waren, lag dieser doch noch, wie üblich, Stundenlang fest. Der Engelwirt zu seinem Leidwesen getrennt von Agathe, die mit ihrem Kinde in die Weiberabteilung mußte, benutzte die Zeit, um sich unter der Nachbarschaft umzusehen, und fand sowohl einige Italiener, die an deutschen Eisenbahnbauten gearbeitet hatten und notdürftig deutsch sprachen, wie auch ein paar Oesterreicher. Sie standen vor ihren Kojen oder hockten gebückt droben, untersuchten und ordneten mit großem Zeitaufwand ihr Gepäck, sahen sich um und überlegten, was der Nachbar für ein Kerl sein könnte Naturgemäß drehte sich das Gespräch bald um die Seekrankheit, deren Wesen, Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit, Vorbeugung und Abhilfe. Gehabt hatte sie zufällig noch Keiner, gehört hatte Jeder von ihr genug, um irgend einen menschenfeindlichen Zug zu ihrem Bilde beizutragen; Maßgebendes wußte aber nur ein Steirerbursche zu sagen, dessen Oheim, ein Bootsmann beim Oesterreichischen Lloyd, in zwanzig Jahren noch nie seekrank geworden war, weil er allemal vor Antritt der Reise oder, wenn Sturm drohte, besonders kräftig aß und trank. Nachdem er so seinen Senf dazugegeben hatte nahm der Jüngling seine Ziehharmonika, die er eigens für die Reise gekauft hatte, um sich im Notfall drüben mit Musiciren durchzuschlagen, setzte sich auf den Rand der Koje und probierte die ersten übeltönenden Griffe.

Der Engelwirt aber fand, daß er von seinem Frühstück eigentlich gar nichts mehr spürte, und daß, wenn er nicht noch flink Vorsorge träfe, die Seekrankheit ihn unfehlbar fassen müßte. Schon bei der bloßen Vorstellung wurde ihm ganz nnsicher im Magen, er rannte auf Deck und nach der Mitte hin, wo die Treppe zur Weiberabtheilung war; als Agathe auf mehrmaliges Rufen nicht herauf kam, ging er, trotzdem er glaubte es sei für Männer verboten, hinab und fand sie das Kind stillend. Er sagte ihr die neue Wissenschaft, holte den Korb mit Eßwaaren, setzte sich zu ihr auf die Bank und aß nun Eier, Wurst, Käse, Brod und Obst, bis er nicht mehr konnte, trank dazu Wein, Cognak und kalten Kaffee und nahm schließlich noch einen Bittern; nachdem er so sein Bestes gethan und mit Agathe gehörig gezankt hatte, weil sie nur mäßig aß wie gewöhnlich, ging er ärgerlich und auf das eigensinnige Weibsbild, die es schon bereuen werde, ausgiebig schimpfend an Deck, setzte sich voll und steif auf eine Bank und rauchte eine Cigarette nach der andern. Bald wurde er schläfrig und wäre eingeschlafen, wenn nicht gerade die Landungsbrücke polternd abgeschlagen, unter Kommandorufen und Hin und Hergeläuf die Anker gelichtet worden wären und der Orione gemächlich zu schaukeln begonnen hätte. Das trieb ihn von seinem Platz uud an die Bordbrüstung, von wo er langsam, doch unabläßig, auf eine fast boshafte Weise unabläßig und unwiderstehlich, das Land zurückweichen sah und den am Land Stehenden, Zurückgebliebenen, Winkenden mit Hut und Taschentuch zuwinkte, als wären sie für ihn da.

Als er dann hin und herging und das Wasser rundum immer größer werden sah, überkam ihn eine abenteuerliche Aufgelegtheit und Raufluft, daß er die Cigarre im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen wühlend, sich breit mit gespreizten Beinen hinstellte und gerade die Welt fragen wollte: „Willst was? her, wenn du was willst!!“ — als die erste größere Woge das Schiff hob und senkte, den Engelwirt tückischerweise vier Schritte vorwärts, dann drei Schritte rückwärts und schließlich derb zu Boden riß. Erst suchte er die entfallene Cigarette wieder aufzuheben, aber gerade in dem Augenblick, als die dicken Finger sie fassen wollten, rollte sie auf der glatten Diele zwei Schritte weiter:

„Ei so verreck!“ rief er ihr nach, dann erhob er sich auf die Beine, merkte zu seinem großen Verdruß, daß es immer noch auf und abging, machte

Digitized by Google

ein paar mühsame Schritte nach einem Luftschachtrohr, um sich fest zu halten, fühlte zu gleicher Zeit eine eigenartige Wärme und Weichheit im Magen, und nach einer Secunde heldenmüthigen Widerstandes war sein vorbeugendes Frühstück umsonst gewesen. Er ließ sich steif zu Boden sinken, kümmerte sich nicht mehr um sich noch um die Welt und dachte nur ab und zu in seinem Elend: „O wär ich doch zu Haus geblieben! O — verdammt!“ Nur einmal hob er sich mit großer Energie in die Höhe, stierte hoch aufgerichtet trotz allem Schwanken und tiefsinnig, als dächte er an Notsignal und Carpenterbremse, nach der fernen Stadt zurück, dann sank er mit überdrüßiger Miene wieder zusammen, blieb liegen und regte sich nur noch gemäß der Schaukelbewegung des Schiffes. Nach langer Zeit bemerkte ihn einer seiner Gefährten, rieth ihm zu Bett zu gehen und half ihm hinunter.

Da lag er auf dem Strohsack in der Koje, die nicht größer war als eine Kommodenschublade, und wußte nicht, ob es im Magen, im Hals oder im Kopf am schlimmsten sei. Als ihn dieses Elend lang genug gewährt zu haben dünkte, schickte er den Steirerfranz, der ganz busper auf seinem Bette saß und Harmonika übte, zu Agathe und ließ ihr seinen Zustand vermelden; sie kam alsbald, mußte aber bei seinem jämmerlichen Anblick lachen und sagte, das nähme sie gar nicht Wunder: wie sie ihn so wüst Alles durcheinander habe hinein fressen und saufen sehen, habe sie gleich gedacht, davon müßte ja einer auf dem festen Erdboden seekrank werden, wie vielmehr auf dem Schiff.

Das Geschwätz helfe ihm nicht, brummte er ärgerlich; dazu habe er sie nicht holen lassen, sie könne wieder abkommen, er wünsche ihr nur, sie würde auch krank.

Sie ging auch bald, und er dachte, so seien die Weiber! wenn der Mann nur schön für Geld und Alles sorge, dazu sei er ihnen recht! wenn es ihm aber elend genug sei, ärgerten sie ihn auch noch und ließen es sich derweil wohl sein. Indessen schickte sie ihm die Flasche Magenbitter, an die er gar nicht mehr dachte und die ihm doch wenigstens Hoffnung auf Besserung gab, so lange noch ein Tropfen drin war. Denn da die Bewegtheit der See nicht nachließ, blieb er sterbenskrank und jämmerlich liegen, bis zum übernächsten Morgen.

Als er da am dritten Tage nach kurzem wohlthuendem Schlaf aufwachte, fühlte er außer dem stäten Zittern, das von der Maschine kam, fast keine Bewegung des Schiffes mehr, seine Uebelkeit war verschwunden, nur das Gehirn war wie zerschlagen und die Kopfhaut schmerzte, als sei sie ganz wund gerupft. Er stieg aufs Verdeck und blieb erschreckt stehen: unendlich dehnte sich nach allen Seiten das bläuliche Meer im flimmernden Spiel weicher Wellen. In der Nacht hatte der Dampfer das mittelländische Meer verlassen und zog nun mit seiner unheimlich gleichmütigen, unbeirrbaren Energie durch den atlantischen Ocean.

Der Engelwirt suchte die Agathe und fand sie an die Seitenwand des Kastells gelehnt neben einer Italienerin, die auch ein Kind an der Brust hatte, auf dem Verdeck sitzen und geduldig Wasser und Himmel betrachten. Sie war frischer und rosiger als je und hatte sich keine Minute unwohl gefühlt; diesen Platz aber verließ sie außer zum Essen und Schlafen auf der ganzen Reise nur, um etwa die Delphine vorn ums Schiff tummeln zu sehen oder wenn auf der andern Seite in der Ferne ein Schiff vorbeizog.

Dagegen war nun der Engelwirt, je wohler ihm wurde, um so eifriger hinter Allem her, was es zu sehen gab, und bedauerte nur, daß die Mannschaft nicht deutsch konnte, um ihm immer sofort Bescheid zu geben. Da sich Agathe, während er krank war, freilich ohne Worte zu verlieren, an jene junge

Digitized by Google

Italienerin angeschlossen hatte, so kam auch er beim Essen in eine Gruppe Italiener; denn der Einfachheit wegen waren die Passagiere in Abtheilungen von acht Personen eingetheilt, die gemeinsam ihre bestimmte Menge Speise und Trank erhielten und sich selbst darein zu theilen, auch selbst für ihr Geschirr zu sorgen hatten. Da so nicht nur die Speisen, sondern auch die Menschen ganz fremd waren, so fügte sich der verwöhnte Wirt leichter in diese Abfütterung, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, ja, er setzte sogar einen Stolz darein, trinken zu lernen wie die Italiener, die das Razionsfäßlein von Hand zu Hand gehen ließen, indem es Jeder hochhob und den, einem seitlich angebrachten Röhrlein entströmenden Rotweinstrahl geschickt mit dem Mund auffing; am ersten Tage wagte der Engelwirt dies freilich nicht, sondern füllte sich seinen Becher voll ab, übte sich aber, indem er Alles, was er trank, mochte es Wasser, Wein oder Kaffee sein, sich mit einem Schnauzenkännlein eingoß, so eifrig, daß er es bald zu der gewünschten Fertigkeit brachte.

Anfangs war alles neu und wichtig und beschäftigte ihn vollauf: ein fliegender Fisch, der aufs Verdeck klatschte, die farbigen Laternen, die ein Schiffsjunge putzte, ein Segler, der in der Ferne auftauchte, wie ein zartes Feenwesen vorüberschwebte und versank, die Wunder des Maschinenraumes, die halbnackten, rußigen Heizer, Nachts das Flimmern der Wellen, und er fühlte sich plötzlich so reich an neuen Erlebnissen und Erfahrungen, daß er sich oft an seinen Wirtstisch zu Hause versetzte und erzählend dachte, und sich ausmalte, wie all die Stubenhocker Mund, Nase und Augen aufrissen und endlich den gebührenden Respekt vor ihm bekamen.

Als aber der kurze Aufenthalt an der Cap Verdischen Insel St. Vincent hinten lag mit den das Schiff umwimmelnden Negerböten, den schwarzen Schwimmern, die jeden Pfennig, den er ins Wasser warf, heraufholten, mit den ersten Cocosnüssen, Bananen und Mandarinen, mit den fremden Bäumen und Häusern am Strand, als der Dampfer wieder auf hoher See war, unablässige stampfte und dampfte und doch immer mitten in dieser ungeheuren Wasserkreisfläche blieb, da kam die Langeweile: bald hatten auch die paar Deutschen nichts mehr von ihrer Vergangenheit und ihren Hoffnungen zu berichten, und der Engelwirt lag wie die Andern träg auf dem Verdeck herum, guckte ins Wasser oder in den Himmel, dachte wohl auch einmal, jetzt sei wohl zu Haus Rebenblüthe; wenn nur auch gut Wetter sei wie hier auf der See! vermutlich regne es aber wieder und er sei froh, daß ers nicht ansehen müßte; beneidete auch den Steirerfranz, der unermüdlich seine Ziehharmonika studierte und schon manches Lied und manchen Hopser übers Wasser hin klingen ließ, — und verschlief, nicht anders als das kleine Mariele, so manche schöne Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Persönliche und sachliche Kultur.

Von **Georg Simmel.**

Wenn der intelligente Wille die Dinge zu der Höhe heraufarbeitet, in der wir sie als kultivirt bezeichnen, so leistet er seine Kulturarbeit doch nicht an ihnen, sondern an uns. Die materiellen Kulturgüter: Möbel und Kulturpflanzen, Kunstwerke und Maschinen, Geräthe und Bücher, in denen natürliche Stoffe zu ihnen zwar möglichen, durch ihre eignen Kräfte aber nie verwirklichten Formen entwickelt werden, sind unser eignes, durch Ideen entfaltetes Wollen und Fühlen, das die Entwicklungsmöglichkeiten der Dinge, soweit sie auf seinem Wege liegen, in sich einbezieht; und das verhält sich nicht anders als mit der Kultur, die das Verhältniß des Menschen zu anderen und zu sich selbst formt: Sprache, Sitte, Religion, Recht. Insofern diese Werthe als kulturell angesehen werden, unterscheiden wir sie von den bloß natürlichen Ausbildungsstufen der in ihnen lebendigen Energieen, die aber für den Kultivirungsprozeß ebenso nur Material sind, wie Holz und Metall, Pflanzen und Elektrizität. Indem wir die Dinge kultiviren, d. h. ihr Werthmaaß über das durch ihren natürlichen Mechanismus uns geleistete hinaus steigern, kultiviren wir uns selbst: es ist der gleiche, von uns ausgehende und in uns zurückkehrende Wertherhöhungsprozeß, der die Natur außer uns oder die Natur in uns ergreift. Die bildende Kunst zeigt diesen Kulturbegriff am reinsten, weil in der größten Spannung der Gegensätze. Denn hier scheint zunächst die Formung des Gegenstandes sich jener Einfügung in den Prozeß unserer Subjektivität völlig zu entziehen. Das Kunstwerk deutet uns doch grade den Sinn der Erscheinung selbst, liege ihm dieser nun in der Gestaltung der Räumlichkeit oder in den Beziehungen der Farben oder in der Seelenhaftigkeit, die so in wie hinter dem Sichtbaren lebt. Immer aber gilt es, den Dingen ihre Bedeutung und ihr Geheimniß abzulauschen, um es in reinerer oder deutlicherer Gestalt, als zu der ihre natürliche Entwicklung es gebracht hat, darzustellen — nicht aber im Sinne chemischer oder physikalischer Technologie, die die Gesetzlichkeiten der Dinge erkundet, um sie in unsere außerhalb ihrer gelegenen Zweckreihen einzustellen; vielmehr, der artistische Prozeß ist abgeschlossen, sobald er den Gegenstand zu dessen eigenster Bedeutung entwickelt hat. Thatsächlich ist hiermit dem bloß artistischen Ideal auch genügt, denn für dieses ist die Vollendung des Kunstwerkes als solchen ein objektiver Werth, völlig unabhängig von seinem Erfolge für unser subjektives Fühlen: das Stichwort des l'art pour l'art bezeichnet treffend die Selbstgenugsamkeit der rein künstlerischen Tendenz. Anders aber vom Standpunkt des Kulturideals. Das Wesentliche dieses ist eben, daß es die Eigenwerthigkeit der ästhetischen, wissenschaftlichen, sittlichen, eudämonistischen, ja der religiösen Leistung aufhebt, um sie alle als Elemente

Digitized by Google

oder Bausteine in die Entwicklung des menschlichen Wesens über seinen Naturzustand hinaus einzufügen; oder genauer: sie sind die Wegestrecken, die diese Entwicklung durchläuft. Indem der Mensch die Objekte kultivirt, schafft er sie sich zum Bilde: insofern die transnaturale Entfaltung ihrer Energieen als Kulturprozeß gilt, ist sie nur die Sichtbarkeit oder der Körper für die gleiche Entfaltung unserer Energieen.

Dieser Erörterung des allgemeinen Kulturbegriffs stelle ich nun ein besonderes Verhältniß innerhalb der gegenwärtigen Kultur gegenüber. Vergleicht man dieselbe etwa mit der Zeit vor hundert Jahren, so kann man — viele individuelle Ausnahmen vorbehalten — doch wohl sagen: die Dinge, die unser Leben sachlich erfüllen und umgeben, Geräthe, Verkehrsmittel, die Produkte der Wissenschaft, der Technik, der Kunst — sind unsäglich kultivirt, aber die Kultur der Individuen, wenigstens in den höheren Ständen, ist keineswegs in demselben Verhältniß vorgeschritten, ja vielfach sogar zurückgegangen. Dies ist ein keines Einzelbeweises bedürftiges Verhältniß. Ich hebe darum nur weniges hervor. Die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten haben sich, im Deutschen wie im Französischen, seit hundert Jahren außerordentlich bereichert und nuancirt; nicht nur die Sprache Goethes ist uns geschenkt, sondern es ist noch eine große Anzahl von Feinheiten, Abtönungen, Individualisirungen des Ausdrucks hinzugekommen. Dennoch, wenn man das Sprechen und Schreiben der Einzelnen betrachtet, so wird es als ganzes immer inkorrekter, würdeloser und trivialer. Und inhaltlich: der Gesichtskreis, aus dem die Konversation ihre Gegenstände schöpft, hat sich objektiv, durch die vorgeschrittene Theorie und Praxis, in derselben Zeit erheblich erweitert; und doch scheint es, als ob die Unterhaltung, die gesellschaftliche wie auch die intimere und briefliche, jetzt viel flacher, uninteressanter und weniger ernsthaft wäre als am Ende des 18. Jahrhunderts. In diese Kategorie gehört es, daß die Maschine so viel geistvoller geworden ist als der Arbeiter. Wieviele Arbeiter, sogar unterhalb der eigentlichen Großindustrie, können denn heute die Maschine, an der sie zu thun haben, d. h. den in der Maschine investirten Geist verstehen? Nicht anders liegt es in der militärischen Kultur. Was der einzelne Soldat zu leisten hat, ist im Wesentlichen seit lange unverändert geblieben, ja, in manchem durch die moderne Art der Kriegführung herabgesetzt. Dagegen sind nicht nur die materiellen Werkzeuge derselben, sondern vor allem die jenseits aller Individuen stehende Organisation des Heeres unerhört verfeinert und zu einem wahren Triumph objektiver Kultur geworden. Und auf das Gebiet des rein Geistigen hinsehend — so operiren auch die kenntnißreichsten und nachdenkendsten Menschen mit einer immer wachsenden Zahl von Vorstellungen, Begriffen, Sätzen, deren genauen Sinn und Inhalt sie nur ganz unvollständig kennen. Die ungeheure Ausdehnung des objektiv vorliegenden Wissensstoffes gestattet, ja erzwingt den Gebrauch von Ausdrücken, die eigentlich wie verschlossene Gefäße von Hand zu Hand gehen, ohne daß der thatsächlich darin verdichtete Gedankengehalt sich für den einzelnen Gebraucher entfaltete. Wie unser äußeres Leben von immer mehr Gegenständen umgeben wird, deren objektiven, in ihrem Produktionsprozeß aufgewandten Geist wir nicht entfernt ausdenken, so ist unser geistiges Innen- und Verkehrsleben von symbolisch gewordenen Gebilden erfüllt, in denen sowohl sachlich wie ihrer Entstehung nach eine umfassende Geistigkeit aufgespeichert ist — während der individuelle Geist davon nur ein Minimum auszunutzen pflegt. Diese Diskrepanz zwischen der objektiv gewordenen und der subjektiven Kultur scheint sich stetig zu erweitern. Täglich und von allen Seiten her wird der Schatz jener vermehrt, aber nur wie aus weiter Entfernung ihr folgend und in einer nur wenig zu steigernden Beschleunigung

Digitized by Google

kann der individuelle Geist die Formen und Inhalte seiner Bildung erweitern.

Wie erklärt sich nun diese Erscheinung? Wenn alle Kultur der Dinge, wie wir sahen, nur eine Kultur der Menschen ist, so daß nur wir uns ausbilden, indem wir die Dinge ausbilden — was bedeutet jene Entwicklung, Ausgestaltung, Vergeistigung der Objekte, die sich wie aus eignen sachlich Kräften und Normen heraus vollzieht und ohne daß sich einzelne Seelen darin oder daran ensprechend entfalteten? Hierin liegt eine Steigerung des räthselhaften Verhältnisses vor, das überhaupt zwischen dem Leben und den Lebensprodukten der Gesellschaft einerseits und den fragmentarischen Daseinsinhalten der Individuen andrerseits besteht. In Sprache und Sitte, politischer Verfassung und Religionslehren, Literatur und Technik ist die Arbeit unzähliger Generationen niedergelegt, als gegenständlich gewordener Geist, von dem jeder nimmt so viel er will oder kann, den aber überhaupt kein Einzelner ausschöpfen könnte; zwischen dem Maaß dieses Schatzes und dem des davon Genommenen bestehen die mannigfaltigsten und zufälligsten Verhältnisse, und die Geringfügigkeit oder Irrationalität der individuellen Antheile läßt den Gehalt und die Würde jenes Gattungsbesitzes so unberührt, wie irgend ein körperliches Sein es von seinem Wahrgenommen- oder Nichtwahrgenommenwerden bleibt. Wie sich der Inhalt und die Bedeutung eines vorliegenden Buches als solche indifferent zu seinem großen oder kleinen, verstehenden oder verständnißlosen Leserkreise verhält, so steht auch jedes sonstige Kulturprodukt dem Kulturkreise gegenüber, zwar bereit von jedem ergriffen zu werden, für diese Bereitheit aber immer nur eine sporadische Aufnahme findend. Diese verdichtete Geistesarbeit der Kulturgemeinschaft verhält sich also zu ihrer Lebendigkeit in den individuellen Geistern wie die weite Fülle der Möglichkeiten zu der Begrenzung der Wirklichkeit. In der aufgespeigerten Geistesarbeit der Gattung, liegen präformirte Inhalte vor, der Verwirklichung in individuellen Geistern sich darbietend, aber auch jenseits solcher ihre Bestimmtheit festhaltend, die keineswegs die eines materiellen Gegenstandes ist; denn selbst wenn der Geist an Materie gebunden ist, wie in Geräthen, Kunstwerken, Büchern, so fällt er doch nie mit dem zusammen, was an diesen Dingen sinnlich wahrnehmbar ist. Er wohnt ihnen in einer nicht weiter beschreiblichen Form ein, aus der heraus ihn das individuelle Bewußtsein aktualisiren kann. Mit der Vergegenständlichung des Geistes ist die Form gewonnen, die ein Konserviren und Aufhäufen der Bewußtseinsarbeit gestattet; sie ist die bedeutsamste und erfolgreichste unter den historischen Kategorien der Menschheit. Denn sie macht zur geschichtlichen Thatsache, was als biologische so zweifelhaft ist: die Vererbung des Erworbenen. Wenn man es als den Vorzug des Menschen den Thieren gegenüber bezeichnet hat, daß er Erbe und nicht bloß Nachkomme wäre, so ist die Vergegenständlichung des Geistes in Worten und Werken, Organisationen und Traditionen der Träger dieser Unterscheidung, die dem Menschen erst seine Welt, ja: eine Welt schenkt. Betrachtet man die Gesellschaft als ein Ganzes d. h. ordnet man die in ihr überhaupt objektiv werdende Geistigkeit in einen zeitlich-sachlichen Komplex, so ist die Gesammtkulturentwicklung, für die man so einen einheitlichen Träger fingirt hat, reicher an Inhalten als die jedes ihrer Elemente. Denn die Leistung der Elemente steigt in jenen Gesammtbesitz auf, aber dieser nicht zu jedem Element hinab. Der ganze Stil des Lebens einer Gemeinschaft hängt aber von dem Verhältniß ab, in dem die objektiv gewordene Kultur zu der Kultur der Personen steht.

Will man nun das gegenwärtige Auseinandertreten beider auf seine Hauptursachen zurückverfolgen, so führen diese auf den Begriff: Arbeitstheilung

Digitized by Google

hin; und zwar sowohl nach ihrer Bedeutung innerhalb der Produktion wie der Konsumtion. In ersterer Hinsicht ist oft genug hervorgehoben worden, wie die Vollendung des Produkts auf Kosten der Entwicklung des Produzenten zustande kommt. Die Steigerung der physisch-psychischen Energien und Geschicklichkeiten, die sich bei einseitiger Thätigkeit einstellt, pflegt für die einheitliche Gesammtpersönlichkeit wenig Nutzen abzuwerfen: sie läßt diese vielfach verkümmern, indem sie ihr ein für die harmonische Gestaltung des Ich unentbehrliches Kraftquantum entsaugt oder sie entwickelt sich in anderen Fällen wenigstens wie in Abschnürung von dem Kern der Persönlichkeit, als eine Provinz mit uneingeschränkter Autonomie, deren Erträge nicht der Zentralstelle zufließen. Die Erfahrung scheint zu zeigen, daß die innere Ganzheit des Ich sich im Wesentlichen in Wechselwirkung mit der Geschlossenheit und Abrundung der Lebensaufgabe herstellt.

Wie uns die Einheit eines Objekts überhaupt so zustande kommt, daß wir die Art, wie wir unser „Ich" fühlen, in das Objekt hineintragen, es nach unserem Bilde formen, in dem die Vielheit der Bestimmungen zu der Einheit des „Ich" zusammenwächst — so wirkt, im psychologisch-praktischen Sinne, die Einheit des Objekts, das wir schaffen, und ihr Mangel auf die entsprechende Formung unserer Persönlichkeit. Wo unsere Kraft nicht ein Ganzes hervorbringt, an dem sie sich nach der ihr eigenthümlichen Einheit ausleben kann, da fehlt es an der eigentlichen Beziehung zwischen beiden, die inneren Tendenzen der Leistung ziehen sie zu den anderweitigen, mit ihr erst eine Totalität bildenden Leistungen Andrer und auf den Produzenten weist sie nicht zurück. Infolge solcher, bei großer Spezialisirung eintretenden Inadäquatheit zwischen der Existenzform des Arbeiters und der seines Produktes löst sich das letztere so sehr leicht und gründlich von dem ersteren ab, sein Sinn strömt ihm nicht von dessen Seele zu, sondern von seinem Zusammenhang mit anderswoher stammenden Produkten, es fehlt ihm wegen seines fragmentarischen Charakters das Wesen der Seelenhaftigkeit, das sonst dem Arbeitsprodukt, sobald es ganz als Werk *eines* Menschen erscheint, so leicht angefühlt wird. So kann es seine Bedeutsamkeit weder als Spiegelung einer Subjektivität noch in dem Reflex suchen, den es als Ausdruck der schaffenden Seele in diese zurückwirft, sondern kann sie ausschließlich als objektive Leistung, in seiner Wendung vom Subjekt weg, finden. Dieser Zusammenhang zeigt sich nicht minder an seinem äußersten Gegensatz, dem Kunstwerk. Dessen Wesen widerstrebt völlig jene Auftheilung der Arbeit an eine Mehrzahl von Arbeitern, deren keiner für sich ein Ganzes leiste. Das Kunstwerk ist unter allem Menschenwerk die geschlossenste Einheit, die sich selbst genügendste Totalität — selbst den Staat nicht ausgenommen. Denn so sehr dieser, unter besonderen Umständen, mit sich selbst auskommen mag, so saugt er doch seine Elemente nicht so vollständig in sich ein, daß nicht ein jedes noch ein Sonderleben mit Sonderinteressen führte: immer nur mit einem Theile der Persönlichkeit, deren andere sich anderen Zentren zuwenden, sind wir dem Staate verwachsen. Die Kunst dagegen beläßt keinem verwendeten Element eine Bedeutung außerhalb des Rahmens, in den sie es einstellt, das einzelne Kunstwerk vernichtet den Vielsinn der Worte und der Töne, der Farben und der Formen, um nur ihre ihm zugewandte Seite für das Bewußtsein bestehen zu lassen. Diese Geschlossenheit des Kunstwerks aber bedeutet, daß eine subjektive Seeleneinheit in ihm zum Ausdruck kommt; das Kunstwerk fordert nur *einen* Menschen, diesen aber ganz und seiner zentralsten Innerlichkeit nach: es vergilt dies dadurch, daß seine Form ihm der reinste Spiegel und Ausdruck der Persönlichkeit zu sein gestattet. Die völlige Ablehnung der Arbeitstheilung ist so Ursache wie Symptom

Digitized by Google

des Zusammenhanges, der zwischen der in sich fertigen Totalität des Werkes und der seelischen Einheit besteht. Umgekehrt, wo jene herrscht, bewirkt sie eine Inkommensurabilität der Leistung mit dem Leistenden, dieser erblickt sich nicht mehr in seinem Thun, das eine allem Persönlich-Seelischen so unähnliche Form darbietet und nur als eine ganz einseitig ausgebildete Partialität unseres Wesens erscheint, gleichgültig gegen die einheitliche Ganzheit desselben. Die stark arbeitstheilige, mit dem Bewußtsein dieses Charakters vollbrachte Leistung drängt also schon von sich aus in die Kategorie der Objektivität, die Betrachtung und Wirkung ihrer als eines rein Sachlichen und Anonymen wird für den Arbeitenden selbst immer plausibler, der sie nicht mehr in die Wurzel seines Gesammtlebenssystems hinabreichen fühlt.

Endlich wirkt der Prozeß, den man als Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel bezeichnet, ersichtlich im gleichen Sinn. Eine Arbeitstheilung ist doch auch er. Denn wenn selbst die fanatische Behauptung, daß der Kapitalist überhaupt nicht arbeite, richtig wäre, so würde das nur eine Theilung der Arbeit nach ihrem Quantum bedeuten, eine Differenzirung, deren ungeheure Wichtigkeit für die Kultur fast ganz über der Betrachtung der qualitativen Arbeitstheilung vernachlässigt wird. Indem es die Funktion andrer Personen ist, die Arbeitsmittel zu erwerben, zu organisiren, auszutheilen, haben diese letzteren für den Arbeiter eine ganz andere Objektivität als sie für denjenigen haben müssen, der am eignen Material und mit eignen Werkzeugen schafft. Diese kapitalistische Differenzirung trennt die subjektiven und die objektiven Bedingungen der Arbeit gründlich von einander — eine Trennung, zu der, als beide noch in einer Hand vereinigt waren, gar keine psychologische Veranlassung vorlag. Indem die Arbeit selbst und ihr unmittelbarer Gegenstand verschiednen Personen zugehören, muß sich für das Bewußtsein des Arbeiters der objektive Charakter dieser Gegenstände außerordentlich scharf betonen, um so schärfer als die Arbeit und ihre Materie doch andrerseits wieder eine Einheit sind und so grade ihr nahes Aneinander ihre jetzigen Gegenrichtungen am fühlbarsten machen muß. Und das findet seine Fortsetzung und Gegenbild darin, daß außer dem Arbeitsmittel auch noch die Arbeit selbst sich von dem Arbeiter trennt: denn dies ist die Bedeutung der Erscheinung, die man damit bezeichnet, daß die Arbeitskraft eine Waare geworden ist. Wo der Arbeiter mit eignem Material produzirt, verbleibt seine Arbeit innerhalb des Umkreises seiner Persönlichkeit, und erst das vollendete Werk verläßt denselben beim Verkauf. Mangels der Möglichkeit indeß, seine Arbeit in dieser Weise zu verwerthen, stellt er sie für einen Marktpreis in die Verfügung eines anderen, trennt sich also von ihr von dem Augenblick an, wo sie ihre Quelle verläßt. Daß sie nun Charakter, Bewerthungsweise, Entwicklungsschicksale mit allen Waaren überhaupt theilt, das bedeutet eben, daß sie dem Arbeiter selbst gegenüber etwas Objektives geworden ist, etwas, das er nicht nur nicht mehr ist, sondern eigentlich auch nicht mehr hat. Denn sobald eine potentielle Arbeitsmenge sich in wirkliches Arbeiten umsetzt, gehört nicht mehr sie, sondern ihr Geldäquivalent ihm, während sie selbst einem anderen oder genauer: einer objektiven Arbeitsorganisation zugehört. Das Waare-Werden der Arbeit ist also auch nur eine Seite des ungeheuren Differenzirungsprozesses, der von der Persönlichkeit ihre einzelnen Inhalte herauslöst, um sie ihr als Objekte, mit selbständiger Bestimmtheit und Bewegung, gegenüberzustellen. Endlich zeigt sich das Ergebniß dieses Schicksals der Arbeitsmittel und der Arbeitskraft an ihrem Produkt. Daß das Arbeitsprodukt der kapitalistischen Epoche ein Objekt mit entschiedenem Fürsich-sein, eignen Bewegungsgesetzen, dem herstellenden Subjekt selbst fremdem Charakter ist, wird da zur eindringlichsten Vorstellung

Digitized by Google

werden, wo der Arbeiter genöthigt ist, sein eignes Arbeitsprodukt, wenn er es haben will, zu kaufen. Dies ist ein allgemeines Schema der Entwicklung, das weit über den Lohnarbeiter hinaus gilt. Die ungeheure Arbeitstheilung z. B. in der Wissenschaft bewirkt es, daß nur äußerst wenige Forscher sich die Vorbedingungen ihrer Arbeit selbst beschaffen können; unzählige Thatsachen und Methoden muß man einfach als objektives Material von außen aufnehmen, ein geistiges Eigenthum Anderer, an dem sich nun die eigne Arbeit vollzieht. Man kann auch dies als eine Trennung des Arbeiters von seinen Arbeitsmitteln im weiteren Sinne bezeichnen und jedenfalls in dem hier fraglichen. Denn in dem eigentlichen Prozeß der wissenschaftlichen Produktion scheidet sich nun doch ein dem Produzenten gegenüber objektives Material von dem subjektiven Vollbringen seiner Arbeit. Je undifferenzirter der Wissenschaftsbetrieb noch war, je mehr der Forscher alle Voraussetzungen und Materialien seiner Arbeit persönlich beschaffen mußte, desto weniger bestand für ihn der Gegensatz seiner subjektiven Arbeit und einer Welt objektiv feststehender wissenschaftlicher Gegebenheiten. Und auch hier erstreckt sich dieser in das Produkt der Arbeit hinein: auch das Ergebniß selbst, so sehr es als solches die Furcht subjektiven Bemühens ist, muß um so eher in die Kategorie einer objektiven, von dem Produzenten unabhängigen Thatsache aufsteigen, je mehr Arbeitsprodukte Anderer schon von vornherein in ihm zusammengebracht und wirksam sind. Darum sehen wir auch, daß in der Wissenschaft der geringsten Arbeitstheilung, der Philosophie — insbesondere in ihrem metaphysischen Sinne — einerseits das aufgenommene objektive Material eine durchaus sekundäre Rolle spielt, andrerseits das Produkt sich am wenigsten von seinem subjektiven Ursprung gelöst hat und ganz als Leistung dieser einen Persönlichkeit auftritt.

Wenn so die Arbeitstheilung — die ich hier in ihrem weitesten Sinne, die Produktionstheilung wie die Arbeitszerlegung wie die Spezialisation einschließend verstehe — die schaffende Persönlichkeit von dem geschaffenen Werk abtrennt und dies letztere eine objektive Selbständigkeit gewinnen läßt, so stellt sich Verwandtes in dem Verhältniß der arbeitstheiligen Produktion zum Konsumenten ein. Hier handelt es sich nun um die Herleitung innerer Folgen aus allbekannten äußeren Thatsachen. Die Kundenarbeit, die das mittelalterliche Handwerk beherrschte und erst in diesem Jahrhundert ihren rapidesten Rückgang erfahren hat, beließ dem Konsumenten ein persönliches Verhältniß zur Waare: da sie speziell für ihn bereitet war, sozusagen eine Wechselwirkung zwischen ihm und dem Produzenten darstellte, so gehörte sie, in einigermaßen ähnlicher Weise wie diesem, innerlich auch ihm zu. Indem die Arbeitstheilung die Kundenproduktion zerstört — schon weilder Abnehmer sich wohl mit einem Produzenten, aber nicht mit einem Dutzend Theilarbeiter in Verbindung setzen kann — verschwindet die subjektive Färbung des Produkts auch nach der Seite des Konsumenten hin, denn es entsteht nun unabhängig von ihm, die Waare ist nun eine objektive Gegebenheit, an die er von außen herantritt und die ihr Dasein und Sosein ihm gleichsam als etwas Autonomes gegenüberstellt. Der Unterschied z. B. zwischen dem modernen, auf die äußerste Spezialisation gebauten Kleidermagazine und der Arbeit des Schneiders, den man ins Haus nahm, charakterisirt aufs Schärfste die gewachsene Objektivirung des wirthschaftlichen Kosmos, seine überpersönliche Selbständigkeit im Verhältniß zum konsumirenden Subjekt, mit dem er ursprünglich verwachsen war.

Mit dieser dem Abnehmer gegenüber bestehenden Autonomie der Produktion hängt eine Erscheinung der Arbeitstheilung zusammen, die jetzt ebenso alltäglich wie in ihrer Bedeutung wenig erkannt ist. Von den früheren Gestaltungen der Produktion her besteht im Ganzen die einfache Vorstellung, daß die niederen

Digitized by Google

Schichten der Gesellschaft für die höheren arbeiten; daß die Pflanzen vom Boden, die Thiere von den Pflanzen, der Mensch von den Thieren lebt, das wiederhole sich, mit moralischem Recht oder Unrecht, im Bau der Gesellschaft: je höher die Individuen sozial und geistig stehen, desto mehr gründe sich ihre Existenz auf der Arbeit der tieferstehenden, die sie ihrerseits nicht mit Arbeit für diese, sondern nur mit Geld vergelten. Diese Vorstellung ist nun ganz unzutreffend, seit die Bedürfnisse der unteren Massen durch den Großbetrieb gedeckt werden, der unzählige wissenschaftliche, technische, organisatorische Energien oberster Stufen in seinen Dienst gestellt hat. Der große Chemiker, der in seinem Laboratorium über Darstellung der Theerfarben sinnt, arbeitet für die Bäuerin, die beim Krämer sich das bunteste Halstuch aussucht; wenn der Großkaufmann in weltumspannenden Spekulationen amerikanisches Getreide in Deutschland importirt, so ist er der Diener des ärmsten Proletariers; der Betrieb einer Baumwollspinnerei, in der Intelligenzen hohen Ranges thätig sind, ist von Abnehmern in der tiefsten sozialen Schicht abhängig. Diese Rückläufigkeit der Dienste, in der die niederen Klassen die Arbeit der höheren für sich kaufen, liegt jetzt schon in unzählbaren, unser ganzes Kulturleben bestimmenden Beispielen vor. Möglich aber ist diese Erscheinung nur durch die Objektivirung, die die Produktion sowohl dem produzirenden wie dem konsumirenden Subjekt gegenüber ergriffen hat und die sich jenseits der sozialen oder sonstigen Unterschiede dieser beiden stellt. Dies In-Dienst-Nehmen der höchsten Kulturproduzenten seitens der niedrigststehenden Konsumenten bedeutet nicht daß ein Verhältniß zwischen ihnen besteht, sondern daß ein Objekt zwischen sie geschoben ist, an dessen einer Seite gleichsam die Einen arbeiten, während die Anderen von der anderen her es konsumiren, und das Beide trennt, indem es sie verbindet. Die Grundthatsache selbst ist ersichtlich eine Arbeitstheilung: die Technik der Produktion ist so spezialisirt, daß die Handhabung ihrer verschiedenen Theile nicht nur an immer mehr, sondern auch an immer verschiedenere Personen übergeht — bis es eben schließlich dahin kommt, daß ein Theil der Arbeit an den niedrigsten Bedürfnißartikeln von den höchststehenden Individuen geleistet wird, grade wie umgekehrt, in ganz entsprechender Objektivirung, die maschinentechnische Arbeitszerlegung bewirkt, daß an den raffinirtesten Produkten der höchsten Kultur die rohesten Hände mitarbeiten (man denke etwa an eine heutige Druckerei im Unterschied gegen die Herstellung der Bücher vor Erfindung der Buchdruckerkunst!). An dieser Umkehrung des für typisch geltenden Verhältnisses zwischen oberen und tieferen Gesellschaftsschichten tritt also aufs klarste hervor: die Arbeitstheilung bewirkt, daß jene für diese arbeiten, die Form aber in der dies allein geschehen kann, ist das völlige Objektivwerden der Produktionsleistung selbst, sowohl den einen wie den anderen als Subjekten gegenüber. Jene Umkehrung ist nichts als eine äußerste Konsequenz des Zusammenhanges, der zwischen der Arbeitstheilung und der Objektivirung der Kulturinhalte besteht.

Hat bis hierher die Arbeitstheilung als eine Spezialisirung der persönlichen Thätigkeiten gegolten, so wirkt die Spezialisirung, die differenzirte Mannigfaltigkeit der Gegenstände selbst, nicht weniger dazu, sie in jene Distanz zu den Subjekten zu stellen, die als Beziehungslosigkeit beider zu einander erscheint, als Selbständigkeit des Objekts, als Unfähigkeit des Subjekts jenes sich zu assimiliren und seinem eignen Rhythmus zu unterwerfen. Dies gilt zunächst für die Arbeitsmittel. Je mehr diese differenzirt, aus einer Vielheit spezialisirter Theile zusammengesetzt sind, desto weniger kann die Persönlichkeit des Arbeitenden sich durch sie hindurch ausdrücken, desto weniger ist seine Hand im Produkte zu erkennen. Die Werkzeuge, mit denen die Kunst arbeitet, sind relativ ganz

Digitized by Google

undifferenzirt und geben deshalb der Persönlichkeit den weitesten Spielraum, sich mittels ihrer zu entfalten; sie stellen sich ihr nicht gegenüber wie die industrielle Maschine, die durch ihre spezialistische Komplikation selbst gleichsam die Form personaler Festigkeit und Umschriebenheit hat, so daß der Arbeiter sie nicht mehr wie jene, an sich unbestimmteren, mit seiner Persönlichkeit durchdringen kann. Die Werkzeuge des Bildhauers sind seit Jahrtausenden nicht aus ihrer völligen Unspezialisirtheit heraus weiter entwickelt worden und wo dies bei einem Kunstmittel allerdings und so entschieden geschehen ist wie bei dem Klavier, da ist sein Charakter auch ein sehr objektiver, einer der schon viel zu viel für sich ist und deshalb dem Ausdruck der Subjektivität eine viel härtere Schranke setzt als z. B. die an sich technisch viel weniger differenzirte Geige. Der automatische Charakter der modernen Maschine ist der Erfolg einer weit getriebenen Zerlegung und Spezialisirung von Stoffen und Kräften, grade wie der gleiche Charakter einer ausgebildeten Staatsverwaltung sich nur auf Grund einer raffinirten Arbeitstheilung unter ihren Trägern erheben kann. Indem die Maschine aber zur Totalität wird, einen immer größeren Theil der Arbeit auf sich nimmt, steht sie ebenso dem Arbeiter als eine autonome Macht gegenüber, wie er ihr gegenüber nicht als individualisirte Persönlichkeit, sondern nur als Ausführer einer sachlich vorgeschriebenen Leistung wirkt. Man vergleiche etwa den Arbeiter in der Schuhfabrik mit dem Kundenschuhmacher, um zu sehen wie sehr die Spezialisirung des Werkzeuges die Wirksamkeit der persönlichen Qualitäten, hoch- wie minderwerthiger, lähmt und Objekt und Subjekt als von einander ihrem Wesen nach unabhängige Potenzen sich entwickeln läßt. Während das undifferenzirte Werkzeug wirklich eine bloße Fortsetzung des Arms ist, steigt überhaupt erst das spezialisirte in die reine Kategorie des Objekts auf. In sehr bezeichnender und auf der Hand liegender Weise vollzieht sich dieser Prozeß auch an den Kriegswerkzeugen: seinen Gipfel bildet dann das spezialisirteste und als Maschine vollkommenste, das Kriegsschiff; an ihm ist die Objektivirung so weit vorgeschritten, daß in einem modernen Seekrieg überhaupt gar kein andrer Faktor mehr entscheidet, als das bloße Zahlenverhältniß der Schiffe gleicher Qualität!

Der Objektivirungsprozeß der Kulturinhalte, der, von der Spezialisation dieser getragen, zwischen dem Subjekt und seinen Geschöpfen eine immer wachsende Fremdheit stiftet, steigt nun endlich in die Intimitäten des täglichen Lebens hinunter. Die Wohnungseinrichtungen, die Gegenstände, die uns zu Gebrauch und Zierde umgeben, waren noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, von den unteren bis in die Schichten der höchsten Bildung hinauf, von relativ großer Einfachheit und Dauerhaftigkeit der einzelnen Gegenstände. Hierdurch entstand jenes „Verwachsen" der Persönlichkeiten mit Gegenständen ihrer Umgebung, das schon mittleren der Generation heute als eine Wunderlichkeit der Großeltern erscheint. Diesen Zustand hat die Differenzirung der Objekte nach drei verschiedenen Dimensionen hin, und immer mit dem gleichen Erfolge unterbrochen. Zunächst ist es schon die bloße Vielheit sehr spezifisch gestalteter Gegenstände, die ein enges, sozusagen persönliches Verhältniß zu den einzelnen erschwert: wenige und einfache Gerätschaften sind der Persönlichkeit leichter assimilirbar, während eine Fülle von Mannigfaltigkeiten dem Ich gegenüber gleichsam Partei bildet; das findet seinen direkten und symbolischen Ausdruck in der Klage der Hausfrauen, daß die Pflege der Wohnungsausstattung einen förmlichen Fetischdienst fordere, und in dem gelegentlich hervorbrechenden Haß tieferer und ernsterer Naturen gegen die zahllosen Einzelheiten, mit denen wir unser Leben behängen. Der erstere Fall ist deshalb kulturell so bezeichnend, weil die sorgende und erhaltende Thätigkeit der Hausfrau früher umfänglicher und anstrengender war als

Digitized by Google

jetzt. Allein zu jenem Gefühl der Unfreiheit den Objekten gegenüber kam es nicht, weil sie der Persönlichkeit enger verbunden waren. Die wenigeren, undifferenzirteren Gegenstände konnte diese eher mit sich durchdringen, sie setzten ihr nicht die Selbständigkeit entgegen wie ein Haufe spezialisirter Dinge. Diese erst, wenn wir ihnen dienen sollen, empfinden wir als eine feindliche Macht. Wie Freiheit nichts negatives ist, sondern die positive Erstreckung des Ich über ihm nachgebende Objekte, so ist umgekehrt Objekt für uns nur dasjenige, woran unsere Freiheit erlahmt, d. h. wozu wir in Beziehung stehen, ohne es doch unserem Ich assimiliren zu können. Das Gefühl, von den Aeußerlichkeiten erdrückt zu werden, mit denen das moderne Leben uns umgiebt, ist nicht nur die Folge sondern auch die Ursache davon, daß sie uns als autonome Objekte gegenübertreten. Das Peinliche ist, daß diese vielfachen, umdrängenden Dinge uns im Grunde eben gleichgültig sind, und zwar aus den spezifisch geldwirtschaftlichen Gründen der unpersönlichen Genesis und der leichten Ersetzbarkeit. Daß die Großindustrie den sozialistischen Gedanken nährt, beruht nicht nur auf den Verhältnissen ihrer Arbeiter, sondern auch auf der objektiven Beschaffenheit ihrer Produkte: der moderne Mensch ist von lauter so unpersönlichen Dingen umgeben, daß ihm die Vorstellung einer überhaupt anti-individuellen Lebensordnung immer näher kommen muß, — freilich auch die Opposition dagegen. Daß aber die Kulturinhalte sich mehr dem Einwachsen in die Sphäre des Ich entziehen, immer ist großentheils ihrer Mannigfaltigkeit und Spezialisation zuzuschreiben, ihrem Mangel an Einfachheit, der sie der Persönlichkeit als etwas für sich bestimmtes, gleichsam unnachgiebiges entgegenstellt. Auf dem Umwege über dieses Verhältniß zum Ich wird so die Differenzirung der Aeußerlichkeiten zur Veranlassung, sie erst als Objekt im strengsten Sinne zu empfinden. Die Kulturobjekte erwachsen immer mehr zu einer in sich zusammenhängenden Welt, die an immer weniger Punkten auf die subjektive Seele mit ihrem Wollen und Fühlen hinuntergreift. Und da jener Zusammenhang ein funktioneller ist, so trägt ihn eine gewisse Selbstbeweglichkeit der Objekte. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß der Kaufmann, der Handwerker, der Gelehrte heut weit weniger beweglich ist als etwa in der Reformationszeit. Materielle wie geistige Objekte bewegen sich jetzt eben selbständig, ohne personalen Träger oder Transporteur. Dinge und Menschen sind auseinandergetreten. Der Gedanke, die Arbeitsmühe, die Geschicklichkeit haben durch ihre steigende Investirung in sachlichen Gebilden, Büchern und Waaren, die Möglichkeit einer Eigenbewegung erhalten, für die der moderne Fortschritt in Transportmitteln nur die Verwirklichung oder Ausdruck oder Korrelat ist. Durch ihre eigne impersonale Beweglichkeit erst vollendet sich die Differenzirung der Objekte vom Menschen zu selbstgenugsamem Zusammenschluß. Das restlose Beispiel für diesen mechanischen Charakter der modernen Wirthschaft ist der Waarenautomat; mit ihm ist nun auch aus dem Detailverkauf, in dem noch am längsten der Umsatz durch Beziehung von Person zu Person getragen worden ist, die menschliche Vermittlung völlig ausgeschaltet und das Geldäquivalent maschinenartig in die Waare umgesetzt. Auf andrer Stufe wird dasselbe Prinzip auch schon in dem Fünfzig Pfennig-Bazar und ähnlichen Geschäften wirksam, in denen der wirthschaftspsychologische Prozeß nicht von den Waaren zum Preise, sondern vom Preise zur Waare geht. Denn hier werden durch die apriorische Preisgleichheit sämmtlicher Gegenstände vielerlei Ueberlegungen und Abwägungen des Käufers, vielerlei Bemühungen und Explikationen des Verkäufers wegfallen und so der wirthschaftliche Akt seine personalen Instanzen sehr schnell und gegen sie indifferent durchlaufen.

Auf den gleichen Erfolg wie diese Differenzirung im Nebeneinander, führt die im Nacheinander. Der Wechsel der Mode unterbricht jenen inneren Aneig-

Digitized by Google

nungs- und Einwurzelungsprozeß zwischen Subjekt und Objekt, der es zur Diskrepanz beider nicht kommen läßt. Die Mode ist eines jener gesellschaftlichen Gebilde, die den Reiz von Unterschied und Abwechselung mit dem von Gleichheit und Zusammenschluß in einer besonderen Proportion vereinen. Jede Mode ist ihrem Wesen nach Klassenmode, d. h. sie bezeichnet jedesmal eine Gesellschaftsschicht, die sich durch die Gleichheit ihrer Erscheinung ebensowohl nach innen einheitlich zusammenschließt, wie nach außen gegen andere Stände abschließt. Sobald nun die untere Schicht, die es der oberen nachzuthun sucht, ihrerseits die neue Mode aufgenommen hat, wird sie von der letzteren verlassen und eine neue kreirt. Deshalb hat es freilich wohl überall Moden gegeben, wo soziale Unterschiede sich einen Ausdruck in der Sichtbarkeit gesucht haben. Allein die soziale Bewegung seit hundert Jahren hat ihr ein ganz besonderes Tempo verliehen. Und zwar einerseits durch das Flüssigwerden der klassenmäßigen Schranken und das vielfache individuelle, manchmal auch ganze Gruppen umfassende Aufsteigen von einer Schicht in die höhere, andrerseits durch die Vorherrschaft des dritten Standes. Der erste Umstand bewirkt, daß die Moden der in dieser Hinsicht führenden Schichten äußerst schnell wechseln müssen, denn das Nachdrängen der unteren, das der bestehenden Mode ihren Sinn und Reiz raubt, erfolgt jetzt sehr schnell. Das zweite Moment wird dadurch wirksam, daß der Mittelstand und die städtische Bevölkerung im Gegensatz zu dem Konservativismus der höchsten und der bäurischen Stände, der der eigentlichen Variabilität ist. Unruhige, nach Abwechselung drängende Klassen und Individuen finden in der Mode, der Wechsel- und Gegensatzform des Lebens, das Tempo ihrer eignen psychischen Bewegungen wieder. Wenn die heutigen Moden lange nicht so extravagant und kostspielig sind, wie die früherer Jahrhunderte, dafür aber sehr viel kürzere Lebensdauer haben, so liegt dies daran, daß sie viel weitere Kreise in ihren Bann ziehen, daß es den Tieferstehenden jetzt sehr viel leichter ist, sie sich anzueignen, und daß ihr eigentlicher Sitz der wohlhabende Bürgerstand geworden ist. Der Erfolg dieses Umsichgreifens der Mode, sowohl in Hinsicht der Breite wie ihres Tempos ist, daß sie dem Einzelnen als eine selbständige Bewegung erscheint, als eine objektive, durch eigne Kräfte entwickelte Macht, die ihren Weg unabhängig von jedem Einzelnen geht. So lange die Moden — und es handelt sich hier keineswegs nur um Kleidermoden — noch relativ längere Zeit dauerten und relativ enge Kreise zusammenhielten, konnte es zu einem sozusagen persönlichen Verhältniß zwischen dem Subjekt und den einzelnen Inhalten der Mode kommen. Die Schnelligkeit ihres Wechsels — also ihre Differenzirung im Nacheinander — und der Umfang ihrer Verbreitung lösen diesen Konnex und wie es mit manchen anderen sozialen Palladien in der Neuzeit geht, so auch hier: die Mode ist weniger auf den Einzelnen, der Einzelne weniger auf die Mode angewiesen, ihre Inhalte entwickeln sich wie eine evolutionistische Welt für sich. Die Steigerung des zeitlichen Differenzirungsmomentes, das in ihr liegt, läßt sie zu einem ganz objektiven, eignen Normen jenseits der Subjekte folgenden Geschehen kristallisiren.

Wenn so die Differenzirung allverbreiteter Kulturinhalte nach den formalen Seiten des Neben- und Nacheinander sie zu einer selbständigen Welt von Objektivitäten zu gestalten hilft, so will ich nun drittens von den inhaltlich in diesem Sinne wirksamen Momenten ein einzelnes anführen. Ich meine die Vielheit der Stile, mit denen die täglich anschaubaren Objekte uns entgegentreten — vom Häuserbau bis zu Buchausstattungen, von Bildwerken bis zu Gartenanlagen und Zimmereinrichtungen, in denen Renaissance und Japonismus, Barock und Empire, Prärafaelitenthum und realistische Zweckmäßigkeit sich

Digitized by Google

nebeneinander anbauen. Dies ist der Erfolg der Ausbreitung unseres historischen Wissens, welche nun wieder in Wechselwirkung mit jener hervorgehobenen Variabilität des modernen Menschen steht. Zu allem historischen Verständniß gehört eine Biegsamkeit der Seele, eine Fähigkeit sich in die von dem eignen Zustand abweichendsten seelischen Verfassungen hineinzufühlen und sie in sich nachzuformen — denn alle Geschichte, mag sie noch so sehr von Sichtbarkeiten handeln, hat Sinn und Verstandenwerden nur als Geschichte zum Grunde liegender Interessen, Gefühle, Strebungen: selbst der historische Materialismus ist nichts als eine psychologische Hypothese. Damit einem der Inhalt der Geschichte zum Eigenthum werde, bedarf es deshalb einer Bildsamkeit, Nachbildsamkeit der auffassenden Seele, einer innerlichen Sublimirung der Variabilität. Die historisirenden Neigungen unseres Jahrhunderts, seine unvergleichliche Fähigkeit, das Fernliegendste — im zeitlichen wie im räumlichen Sinne — zu reproduziren und lebendig zu machen, ist nur die Innenseite der allgemeinen Steigerung seiner Anpassungsfähigkeit und ausgreifenden Beweglichkeit. Daher die verwirrende Mannigfaltigkeit der Stilgattungen, die von unserer Kultur aufgenommen, dargestellt, nachgefühlt werden. Wenn nun jeder Stil wie eine Sprache für sich ist, die besondere Laute, besondere Flexionen, eine besondere Syntax hat, um das Leben auszudrücken, so tritt er unserem Bewußtsein offenbar so lange nicht als eine autonome Potenz, die ein eignes Leben lebt, entgegen, als wir nur einen einzigen Stil kennen, in dem wir uns und unsere Umgebung gestalten. Niemand empfindet an seiner Muttersprache, solange er sie unbefangen redet eine objektive Gesetzmäßigkeit, an die er sich wie an ein Jenseits seines Subjekts zu wenden hat, um von ihr die nach unabhängigen Normen geprägte Ausdrucksmöglichkeit für seine Innerlichkeit zu entlehnen. Vielmehr, Ausgedrücktes und Ausdruck sind in diesem Fall unmittelbar eines, und als ein selbständiges, uns gegenüberstehendes Sein empfinden wir nicht nur die Muttersprache, sondern die Sprache überhaupt erst wenn wir fremde Sprachen kennen lernen. So werden Menschen eines ganz einheitlichen, ihr ganzes Leben umschließenden Stiles denselben auch in fragloser Einheit mit den *Inhalten* desselben empfinden. Da sich alles was sie bilden oder anschauen ganz selbstverständlich in ihm ausdrückt, so liegt gar keine psychologische Veranlassung vor, ihn von den Stoffen dieses Bildens und Anschauens gedanklich zu trennen und als ein Gebilde eigner Provenienz dem Ich gegenüber zu stellen. Erst eine Mehrheit der gebotenen Stile wird den einzelnen von seinem Inhalt lösen, derart, daß seiner Selbständigkeit und von uns unabhängigen Bedeutsamkeit unsere Freiheit, ihn oder einen anderen zu wählen, gegenübersteht. Durch die Differenzirung der Stile wird jeder einzelne und damit der Stil überhaupt zu etwas Objektivem, dessen Gültigkeit vom Subjekte und dessen Interessen, Wirksamkeiten, Gefallen oder Mißfallen unabhängig ist. Daß die sämmtlichen Anschauungsinhalte unseres Kulturlebens in eine Vielheit von Stilen auseinandergegangen sind, löst jenes ursprüngliche Verhältniß zu ihnen, in dem Subjekt und Objekt noch gleichsam ungeschieden ruhen, und stellt uns einer Welt nach eignen Normen entwickelter Ausdrucksmöglichkeiten, der Form, das Dasein überhaupt auszudrücken gegenüber, so daß eben diese Formen einerseits und unser Subjekt andrerseits wie zwei Parteien sind, zwischen denen ein rein zufälliges Verhältniß von Berührungen, Harmonien und Disharmonien herrscht.

Dies also ist ungefähr der Umkreis, in dem Arbeitstheilung und Spezialisation, persönlichen wie sachlichen Sinnes, den großen Objektivationsprozeß der modernsten Kultur tragen. Aus all diesen Erscheinungen setzt sich das Gesammtbild zusammen, in dem der Kulturinhalt immer mehr und immer gewußter *objektiver* Geist wird, gegenüber nicht nur denen die ihn aufnehmen

Digitized by Google

sondern auch denen die ihn produziren. In dem Maaß, in dem diese Objektivation vorschreitet, wird die wunderliche Erscheinung begreiflicher, von der wir ausgingen: daß die kulturelle Steigerung der Individuen hinter der der Dinge — greifbarer wie funktioneller wie geistiger — merkbar zurückbleiben kann.

Daß gelegentlich auch das Umgekehrte stattfindet beweist die gleiche gegenseitige Verselbständigung beider Formen des Geistes. Mit großer Entschiedenheit tritt eine derartige Diskrepanz an sozialen Institutionen auf, die ein erhebliches Beharrungsvermögen zeigen und deren Evolution ein schwerfälligeres und konservativeres Tempo zeigt, als die der Individuen. Unter dieses Schema gehören die Fälle, die dahin zusammengefaßt worden sind, daß die Produktionsverhältnisse, nachdem sie eine bestimmte Epoche über bestanden haben, von den Produktionskräften, die sie selbst entwickelten, überflügelt werden, so daß sie den letzteren keinen adäquaten Ausdruck und Verwendung mehr gestatten. Diese Kräfte sind zum großen Theil personalen Wesens: was die Persönlichkeiten zu leisten fähig oder zu wollen berechtigt sind, findet keinen Platz mehr in den objektiven Formen der Betriebe. Die erforderliche Umänderung dieser erfolgt immer erst, wenn die dahindrängenden Momente sich zu Massen angehäuft haben; bis dahin bleibt die sachliche Organisirung der Produktion hinter der Entwicklung der individuellen wirthschaftlichen Energieen zurück. Ein entsprechendes Verhältniß wird als Grund des vielfach unbefriedigenden Charakters moderner Ehen angegeben. Die festgewordenen, die Individuen zwingenden Formen und Lebensgewohnheiten der Ehe stünden einer persönlichen Entwicklung der Kontrahenten, insbesondere der der Frau gegenüber, die weit über jene hinausgewachsen sei. Die Individuen wären jetzt auf eine Freiheit, ein Verständniß, eine Gleichheit der Rechte und Ausbildungen angelegt, für die das eheliche Leben, wie es nun einmal traditionell und objektiv gefestigt ist, keinen rechten Raum gäbe. Der objektive Geist der Ehe, so könnte man dies formuliren, sei hinter den subjektiven Geistern an Entwicklung zurückgeblieben. — Behält man die relative Selbständigkeit des Lebens im Auge, mit der die objektiv gewordenen Kulturgebilde, der Niederschlag der geschichtlichen Elementarbewegungen, den Subjekten gegenüberstehen, so dürfte die Frage nach dem Fortschritt in der Geschichte viel von ihrer Rathlosigkeit verlieren. Daß sich Beweis und Gegenbeweis mit gleicher Plausibilität an jede Beantwortung derselben knüpfen läßt, liegt vielleicht daran, daß beide garnicht denselben Gegenstand haben. So kann man z. B. mit demselben Recht den Fortschritt wie die Unveränderlichkeit in der sittlichen Verfassung behaupten, wenn man einmal auf die festgewordenen Prinzipien, die Organisationen, die in das Bewußtsein der Gesammtheit aufgestiegenen Imperative hinsieht, das andre Mal auf das Verhältniß der Einzelpersonen zu diesen objektiven Idealen, die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit, mit der sich das Subjekt in sittlicher Hinsicht benimmt. Fortschritte und Stagnation können so unmittelbar nebeneinander liegen, und zwar nicht nur in verschiednen Provinzen des geschichtlichen Lebens, sondern in einer und derselben, je nachdem man die Evolution der Subjekte oder die der Gebilde ins Auge faßt, die zwar aus den Beiträgen der Individuen entstanden sind, aber ein eignes, objektiv geistiges Leben gewonnen haben. —

So sehr nun die Gebilde des objektiven Geistes an sachlich geistigem Gehalt und Entwickelbarkeit desselben jeden individuellen Intellekt übertreffen, so empfinden wir sie doch in demselben Maaß, in dem die Differenzirtheit und Anzahl der arbeitstheiligen Elemente zunimmt, als bloßen Mechanismus, dem die Seele fehlt. Aufs deutlichste tritt hier der Unterschied hervor, den man als den von Geist und Seele bezeichnen kann. Geist ist der objektive Inhalt dessen, was innerhalb der Seele in lebendiger Funktion bewußt wird; Seele

Digitized by Google

ist gleichsam die Form, in der der Geist d. h. der logisch-sachliche Inhalt des Denkens für uns lebt. Der Geist in diesem Sinne ist deshalb nicht an die Gestaltung zur Einheit gebunden, ohne die es keine Seele giebt. Es ist, als ob die geistigen Inhalte irgendwie verstreut da wären und erst die Seele führte sie in sich einheitlich zusammen, ungefähr wie die unorganischen Stoffe in den Organismus und die Einheit seines Lebens einbezogen werden. Darin liegt die Größe wie die Grenze der Seele gegenüber den einzelnen, in ihrer selbständigen Gültigkeit und sachlichen Bedeutsamkeit betrachteten Inhalten ihres Bewußtseins. In so leuchtender Vollkommenheit und restlosem Sich-Selbst-Genügen auch Plato das Reich der Ideen zeichnen mag, die doch nichts anderes sind als die von aller Zufälligkeit des Vorgestelltwerdens gelösten Sach-Inhalte des Denkens, und so unvollkommen, bedingt und dämmernd ihm die Seele des Menschen mit ihrer blassen, verwischten, kaum erhaschten Abspiegelung jener reinen Bedeutsamkeiten erscheinen mag — für uns ist jene plastische Klarheit und logische Formbestimmtheit nicht der einzige Werthmaaßstab der Ideale und Wirklichkeiten. Uns ist die Form persönlicher Einheit, zu der das Bewußtsein den objektiven geistigen Sinn der Dinge zusammenführt, von unvergleichlichem Werth: hier erst gewinnen sie die Reibung aneinander, die Leben und Kraft ist, hier entwickeln sich erst jene dunklen Wärmestrahlen des Gemüthes, für die die klare Perfektion rein sachlich bestimmter Ideen keinen Platz und kein Herz hat. So aber verhält es sich auch mit dem Geiste, der durch Vergegenständlichung unserer Intelligenz sich als Objekt der Seele gegenüberstellt. Und zwar wächst der Abstand zwischen beiden offenbar in demselben Maaße, in dem der Gegenstand durch das arbeitstheilige Zusammenwirken einer wachsenden Anzahl von Persönlichkeiten entsteht: denn in eben diesem Maaß wird es unmöglich, in das Werk die Einheit der Persönlichkeit hineinzuarbeiten, hineinzuleben, an welche sich für uns grade der Werth, die Wärme, die Eigenart der Seele knüpft. Daß dem objektiven Geist durch die moderne Differenzirtheit seines Zustandekommens eben diese Form der Seelenhaftigkeit fehlt — in engem Zusammenhang mit dem mechanischen Wesen unserer Kulturprodukte — das mag der letzte Grund der Feindseligkeit sein, mit der sehr individualistische und vertiefte Naturen jetzt so häufig dem „Fortschritt der Kultur" gegenüberstehen. Und zwar um so mehr, als diese, durch die Arbeitstheilung bestimmte Entwicklung der objektiven Kultur, eine Seite oder Folge der allgemeinen Erscheinung ist, die man so auszudrücken pflegt: daß das Bedeutende in der gegenwärtigen Epoche nicht mehr durch die Individuen, sondern durch die Massen geschehe. Die Arbeitstheilung bewirkt in der That, daß der einzelne Gegenstand schon ein Produkt der Masse ist; die unsere Arbeitsorganisation bestimmende Zerlegung der Individuen in ihre einzelnen Energieen und Zusammenführung des Herausdifferenzirten zu einem objektiven Kulturprodukt hat zur Folge, daß in diesem einzelnen um so weniger Seele ist, je mehr Seelen an seiner Herstellung betheiligt waren. Die Pracht und Größe der modernen Kultur zeigt so einige Analogie mit jenem strahlenden Ideenreiche Platos, in dem der objektive Geist der Dinge in makelloser Vollendung wirklich ist, dem aber die Werthe der eigentlichen, nicht in Sachlichkeiten auflösbaren Persönlichkeit fehlen — ein Mangel, den alles Bewußtsein des fragmentarischen, irrationalen, ephemeren Charakters der letzteren nicht unfühlbar machen kann. Ja, die personale Seelenhaftigkeit besitzt als bloße Form einen spezifischen Werth, der sich neben aller Minderwerthigkeit und Kontraidealität ihres Inhalts behauptet: sie bleibt als eine eigenthümliche Bedeutsamkeit des Daseins all seiner Objektivität gegenüber selbst in den Fällen bestehen, von denen wir ausgingen und in denen die individuell subjektive Kultur einen positiven Rückschritt zeigt, während die objektive fortschreitet.

Digitized by Google

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs.

Von **Jakob Wassermann.**

(Schluß.)

Sechszehntes Kapitel

1.

So zog Renate arm hinaus. Zog in die Nebel des Novembertages, Angelus an der Seite. Was sie besaß, schob ein Dienstmann auf einem Karren hinter ihr her, und ihre Mittel, um zu leben, bestanden in dem wenigen Baargeld, das sie seit gestern noch in der Tasche trug. Wohin? hatte der Dienstmann gefragt, und sein Gesicht erinnerte Renate an das Gesicht jenes Kutschers, der sie einstmals nach der Schwindstraße gefahren hatte und noch zur Vision im dunkeln Treppenhaus des Ateliers geworden war. Es gab jetzt viele Erinnerungen für Renate.

Das Haus in der Florianigasse, zu dem sie eine Art von überirdischem Vertrauen zog, hatte drei Höfe und drei Aufgänge. Zum dritten wies sie der Portier, fügte aber sein Vermuten hinzu, daß die fremde Dame ausgezogen oder verreist sei. Zwei steinerne, enggewundene Treppen mußte Renate steigen, und oben stand im Flur eine ältliche Dame mit bebänderter Haube und sah zu, wie eine schwarze und eine weiße Katze einträchtig aus einer Schüssel mit Milch nippten. Wochenlang sei schon Frau Blum-Neander fort, hieß es, und komme nicht wieder, und Renate hörte versonnen der Nachricht zu, wunderte sich nur, daß sie jetzt viel mehr allein war, als sie geglaubt hatte. Es war da ein Hof mit einem verkrüppelten Bäumchen unten, dessen Zweig im Wind knackten. Der Hof war mit kleinen, gelben, regelmäßigen Granitsteinen bepflastert und machte einen friedlichen Eindruck. Ein einzelner Kinderschuh lag neben der Kellertreppe; er lag umgekehrt, zeigte die zerrissene Sohle und verlieh dem Hofe etwas von Verlassenheit, etwas von einem Ort, dem man in aller Eile entflieht. Renate fragte, ob das Zimmer, in welchem ihre Freundin gewohnt, leer stehe. Die Wirtin, in glückseliger Bereitwilligkeit, öffnete alle Thüren. Es gäbe gar nichts Schöneres, als gerade dieses Zimmer, welches als ein Paradies von Ruhe, Ordnung und Behaglichkeit gelten müsse; ein Fürst könne darin wohnen. In der That hätten ein Sektionschef, ein Kanzleidirektor, ein Arzt, ein Ingenieur, eine italienische Gräfin und eine Opernsängerin schon hier logiert. Es besäße alle Vorzüge, die man sich nur wünschen könne und werde so sehr begehrt, daß nur allerfeinste Personen Berücksichtigung finden könnten. Doch ein wenig gleichgiltig beschaute sich Renate diese Perle aller Wohnstätten und Zufluchtsorte: graublaue Wände, geziert mit dummen Oeldrucken und altersgelben Photographieen, ein Bett im Winkel, ein kleines Sopha, welches

Digitized by Google

aussah, als flehe es um Schonung, und eine ärmliche Lampe mit hochmütig aufgeblähtem Glassturz stand auf einem gar hoch- und dünnbeinigen Tischchen. Renate setzte sich beim Fenster nieder, stützte den Kopf gegen das Kreuz und hörte geduldig an, mit welch außerordentlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens die früheren Mieter ausgestattet waren. Ein jeder wurde zur Blüte seines Standes, hatte die vornehmsten Verbindungen und war auf geradem Weg, Minister zu werden oder geheimer Hofrat. Was Frau Blum-Neander betreffe, so sei sie höchst zufrieden gewesen. Allerdings habe sie Briefe vergessen, nach denen sie ein Mal geschrieben und ein andres Mal geschickt, aber es habe sich leider nichts vorgefunden.

Es schien, als ob die arme Rednerin durch Schweigen ausgehungert sei und sich nun durch Worte zu sättigen vermöchte. Als Renate endlich den Preis erfahren hatte und ihn gering fand, sagte sie zum Erstaunen der Wirtin, daß sie den Dienstmann mit ihren Sachen gleich heraufschicken werde. „Sind wohl auch eine Doktorin?“ fragte die Dame mit ehrfürchtig verdrehten Augen. — „O nein.“ — „Jedenfalls aber so was Ungewöhnliches?“ — Nein, durchaus nichts Ungewöhnliches. — Haben aber so ein feines Wesen und seien so schön, ja wahrhaftig, sehr schön. Ob wohl incognito reisen wollten? So etwas käme heutzutage oft vor. „Ach und die zarten Hände! Das sind ja Feenhände.“ —

Allein. Zum Plänemachen wie zu Unternehmungen war der Tag nicht geeignet. Die Stürme hatten sich gelegt, das Schiff war versunken, gefährtenlos war Renate an ein weltentlegnes Stück Inselland verschlagen. Die fremden Menschen hier verstanden ihre Sprache nicht. Aber an ihrer Arbeit teilzunehmen, würden sie der Fremden vielleicht gestatten. Möglich, daß sie Mühevolles und Schweres verlangten, aber heimatberechtigt wird nur, wer ihnen gleich die Arme rührt. Arbeit ist eine Gleichmacherin, Zusammenhalterin. Renate dachte sich, der Wille, den Geringsten gleich zu sein, müsse Gastfreundschaft finden. An die Not dachte sie nicht. Der Hunger hatte durchaus nichts Erschreckendes für sie. Fahle Erinnerungen an Zeitungsberichte und mancherlei Elendsbücher beeinflußten ihre Stimmung nicht. Daß in einer solchen Stadt die Luft zitterte vom unheimlichen Röcheln der tierisch Verkommenden, hatte sie noch nicht wahrnehmen können. Als ihre Wäsche und ihre Kleider eingeräumt waren, und die sonstigen Gegenstände ihren Platz gefunden hatten, setzte sie eine Zeitungs-Anfrage auf, deren Schüchternheit und Naivetät bedeutsam genug war. Eine junge Dame, musikalisch gebildet, doch zu jeder Arbeit bereit, suche Stellung. Das trug sie hoffnungsreich in das Inseraten-Amt. Aber als zwei Tage vergangen waren, brachte diese bescheidene Anfrage, — ein wahres Flüstern im Getöse von hunderttausend Stimmen, — nur ein paar alberne Briefe von Männern, welche augenscheinlich nichts zu thun hatten, als wegelagernd banale oder berechnende Anknüpfungen zu suchen. Renate wiederholte ihr zaghaftes Pochen an die Pforten der Arbeit, und glaubte diesmal, daß man sie nicht überhören würde. Als sie mit ihren raschen Schritten, dichtverschleiert und leise zusammenschaudernd im kalten Wind, das Bureau verließ, wurde sie durch einen Wagen aufgehalten, der langsam aus einem Hausflur kam. Sie wartete, und ihr Blick fiel auf eine Buchhändler-Auslage neben dem Thor. Das erste, was sie sah, förmlich hingebreitet für ihre Augen, war ein Buch, dessen Titel sie zwang, zu bleiben; sie erblaßte und schloß die Lider, als sie gelesen hatte: Die Wiedergeborene von Stefan Gudstikker. Zuerst blieb sie regungslos, als besänne sie sich auf einen Traum. Dann erwachte das Verlangen in ihr, das Buch zu lesen:

Digitized by Google

sie ging hinein und kaufte es, trotzdem Sparsamkeit für sie so sehr geboten war. Doch hatte sie das dunkle Gefühl, als käme hier etwas zur Sprache, das ihre Angelegenheiten betraf, ja, als bestünde ein Zusammenhang zwischen dem Buch und ihrem Leben.

Sie las es in vier Stunden desselben Nachmittags. Als sie fertig war, legte sie sich müde auf ihr Bett, und ihr Mund zeigte einen nie gekannten Zug von Bitterkeit. Ihre Augen waren mit einem leeren Ausdruck unabänderlich auf eine bestimmte Stelle der Zimmerdecke gerichtet, die einen dicken Riß zeigte mit Verästelungen, welche denen eines Baumblatts glichen. Sie lag bis zum Abend und dachte nicht daran, Licht anzuzünden. Es nützte auch nichts, daß Angelus am Pfosten scharrte, vielleicht aus Hunger, vielleicht aus Besorgnis.

Ein junges Mädchen kämpft den leidenschaftlichen Kampf um Freiheit innerhalb der Familie, unterliegt, verläßt das Elternhaus und tritt in jenes Reich vermeintlicher Freiheit, wo sie jeder neue Tag mit neuem Schmutz besudelt und tötet sich in dem Augenblick, wo sie einer Stärkeren, Liebefähigeren, Mutigeren, Wachenden begegnet, in welcher symbolisch die Wiedergeburt der Heldin angedeutet wird.

Das war der Inhalt des Buches. Aber nicht um dessentwillen war es, weshalb Renate stumm und zerbrochen dalag und mit Trostlosigkeit das Vorbeifließen der Stunden wahrnahm. Diese Heldin hatte ihre Züge, Renates Haltung, Renates Worte, Renates Gewänder, Renates Körper. Alles, was äußerlich war an Renate, hatte die „Heldin" erkennbar an sich, so sehr, daß jeder es beobachten mochte, der von gewissen Dingen Kenntnis hatte, wie ein Kammerdiener um das Leben seines Herrn weiß und aus seinem Verstand ein Bild zu geben sucht. So war diese Pseudo-Renate, mit den Augen des Kammerdieners gesehen, hämisch belauscht, zum Charakterischen verzerrt. Was Wahrheit daran sein sollte, war blos Indiskretion, und der sittliche Ernst, der so prahlerische Worte fand, war nichts als Bücherschreiber-Komödie, leicht zu durchschauen, leichter zu verachten. Renate hatte das Gefühl, als wandle sie schimpflich gekleidet, mit den geschminkten Farben der Trauer, dem erheuchelten Ausdruck des Leidens von Hand zu Hand und solle ein Schulbeispiel abgeben für die Verirrungen der Unbefriedigtheit. Tiefer beleidigt ward nie ein Wesen, dachte sie voll Qual und glaubte, die Straße nicht mehr betreten zu sollen. Ueber alles, was sich ereignet hatte, begann sie nachzudenken. Suchte sich selbst zu prüfen und zu beschauen, verwirrt und bestürzt durch die treue Beobachtung und beängstigende Aehnlichkeit ihres äußern Wesens. Zum ersten Mal empfand sie Reue, wußte doch nicht, woran sie sich in aller Raschheit klammern sollte, und ungelenkt irrten ihre Gedanken, ihre Vorwürfe ins Finstere.

Den kommenden Tag verbrachte sie im Zimmer. Mit Auf- und Abgehen verfloß die Zeit, mit müdem Liegen. Die Hausfrau kam mit dem Frühstück, wollte ein Thema zu gegenseitiger Erbauung in Gang setzen, doch Renate empfing dergleichen mit stumpfer Unaufmerksamkeit. Ihr Blick suchte Schutz vor Worten, was jene Gemütliche, halb geängstigt und halb verdrossen, endlich fühlte. Renate sagte sich, daß wenig Glück, aber alles Unheil in den Worten liege. Ebenso bangte ihr vor Gesichtern, vor finstern weniger wie vor gleichgiltigen und am meisten vor den lächelnden. Die blassen Photographien an der Wand, fächerartig und im Bogen gehängt, belästigten sie, gefährdeten ihr Alleinsein. Die starren, matten Augen zeigten allesamt einen leisen Ausdruck von Wahnsinn, der übermäßig freundliche Mund wies trotzdem deutlich auf eine atemlose Flucht hin. Renate nahm

Digitized by Google

die Bilder herab, legte sie beiseite, hing an die nun leere Wand das breite, dunkle Stück eines Stoffes. Gegenüber lag die Rückenseite des zweiten Hinterhauses mit mehr als fünfzig Fenstern. Oft zeigten sich dort Gesichter, wenig verschieden von jenen geisterhaften Photographieen. Jedoch einen Tag weiter und Renate, von der Notwendigkeit getrieben, suchte wieder ihr Inseratenamt auf. Irgendwo sah sie ein Bild ausgestellt: ein Wald und Ackerland und eine umfriedete Hütte, — rasch ging sie vorbei, um ihren Weg nicht hassen zu müssen. Von neuem fand sie unter den Briefen die frechen und sinnlosen Aufforderungen; ja, in einem war eine ganze Lebensgeschichte erzählt. Jemand, der sich „ungeliebt" fühlte und sentimental war, suchte eine „gleichgestimmte Seele". Im dumpfen Zorn knüllte Renate die Epistel zusammen. Doch ein Schreiben las sie, das, nüchtern und geschäftsmäßig, zur Hoffnung Anlaß gab. Wie es darin verlangt wurde, ging sie in die Vorstadt, erstieg die vier Treppen eines ameisenhaft belebten Hauses. Oben konnte sie auf die Hügel von Dornbach blicken. Sie erfuhr von einem würdevollen und lächerlich eleganten Herrn, daß man zu einer Damenkapelle eine Klavierspielerin suche. „Ich heiße Josef Maria Piepenzahn," sagte der Elegante, dessen Gesicht zinnoberrot war. „Meine Kapelle konzertiert jeden Abend im Restaurant zur grünen Insel. Ich zahle für den Tag einen Gulden und Nachtmahl. Wenn Sie Lust haben, können Sie heute noch eintreten. Gemacht?"

Renate zog die Schultern ein wenig in die Höhe, und ihre Lippen zitterten. Hastig strich sie mit der Hand ein paar Haare aus der Stirn und erklärte sich bereit. „Hier ist ein Klavier, zeigen Sie, was Sie können." erwiderte Piepenzahn, betrachtete Renate neugierig, aber kalt und legte seine dicke, aufgequollene Hand wohlwollend auf Renates Schulter. Sie stand auf, hob diese Hand mit empor, sah in ein Nebenzimmer, wo eine Frau, zum Skelett abgemagert, im Bett lag und ein Crucifix zwischen den Händen hielt. Am Tisch saßen ein Mann und ein Mädchen, welche sich küßten. „Die Kunst ist etwas Edles," sagte Herr Piepenzahn mit erhobener Stimme. „Die Kunst ist sozusagen das Manna der Seele. Der echte Künstler ist ein gottbegnadeter Sohn des Himmels. Und ob die Wo — o — olke sie verhüüllte . . ." fing er plötzlich an zu brüllen. Er stand am Fenster und riß es auf, als wäre das Zimmer zu eng für seine Begeisterung. Die Stimme des Skeletts wimmerte, man möge das Fenster schließen.

„Machs Fenster zu, lieb Schä — ätzelein!" brüllte Herr Piepenzahn mit heiserem Tenor. Das küssende Paar schien von alledem nichts wahrzunehmen. Draußen hatte es aufgehört zu schneien; die Abendröte fiel durchs Fenster.

„Was soll ich spielen?" flüsterte Renate, an dem verkümmerten Instrument sitzend, den Blick bohrend auf die Klaviatur gerichtet, die so gelb war, wie die Haut des Skeletts drinnen. Allmählich schlich das Abendrot zu ihr heran, legte sich auf ihre Haare, ihre Hände, die einen Walzer zu spielen begannen. Herr Piepenzahn wiegte sich in den Hüften mit, summte leise dazu, knipste mit den Fingern in der Luft und drehte sich schließlich elegant und geziert mehrmals um seine eigene Achse.

2.

Angelus war zu Hause geblieben. Für ihn kam jetzt überhaupt eine lange Zeit des Zuhausebleibens. Abends um sechs Uhr verließ Renate

Digitized by Google

ihre Wohnung und kehrte erst um zwölf Uhr in der Nacht zurück, an Sonntagen um ein Uhr oder noch später. Ohne Klagen, weder laute noch stumme Klagen legte sie den weiten Weg zurück, stets allein, furchtlos und den Blick nicht nach rechts noch links wendend. Meist waren die Straßen voll Schnee, denn es schien ein richtiger Schneewinter zu werden, und es war äußerst mühevoll, ans Ziel zu gelangen. Es kann dabei wohl bemerkt werden, daß die „grüne Insel“ wenig angethan war, das Verlockungsvolle ihres Namens zu rechtfertigen. Erklärlicherweise, da eine solche Insel mit Gänsefüßchen weit häufiger ein dürres, düsteres, elendes Nest von Trinkern und Müßiggängern zu sein pflegt. Blaß vom Gehen langte Renate in dem dumpfen Holzverschlag an, wo zehn andre Mädchen schon damit beschäftigt waren, das weiße Kattunkleid mit den roten Schleifen und Bändern anzulegen, was unter Lachen und Geschichten-Erzählen geschah. Renate hatte das Gefühl, als ob jede dieser Stimmen im Lauf der Jahre den ihr angeborenen Klang verloren habe, etwa wie ein Schmuckstück, das lange von Hand zu Hand geht, seine Vergoldung verliert. Und nur in der Stimme lag daher die deutliche Kunde von Verlorenem, während alles andre, Augen, Mund und Worte täuschen sollten und zu täuschen vermochten. Die meisten waren nicht mehr ganz junge Mädchen, und was Renate zuerst an ihnen auffiel, war eine außerordentliche Verachtung der Männer, die in ihrer eisigen Selbstverständlichkeit etwas von einer Naturgewalt besaß. Alle haben in ihrer Weise dasselbe erlebt wie ich, dachte Renate, nur wußten *sie* es wohl, was ihrer wartete. Sie legten keinen Maßstab mehr an die Größe ihrer Beleidigung, erwarteten resigniert die Not, auch das völlige Ausgestoßensein, hatten sich darein ergeben, alles in der Welt käuflich zu finden. In ihrem Innern war es still und finster. Ihre Gefühle waren die primitivsten. Ihr Hang zu Vergnügungen hatte etwas Krankhaftes, wurde zum Rausche, zur einzigen Fessel, die sie an das Leben knüpfte. Renate sprach mit ihnen in einer merkwürdig verworrenen und furchtsamen Art, als ob sie zu zeigen wünsche, daß sie den Ansprüchen, die jene an ihr Dasein stellten, keineswegs ebenbürtig sei. In allen Gesichtern war die Kenntnis des Lasters, die gar nicht verheimlicht werden sollte, die im Gegenteil sich wie ein Triumph gegen unsichtbare Mächte ausnahm, wie Freude über einen errungenen Vorteil. Renate dachte sich in ihrem Grübeln, ob nicht Laster und Tugend die verschieden belasteten Schalen eines Gefühls sein konnten, und ob die Sittlichen der Erde nicht gut thaten, sich damit zu beschäftigen. Einige Mädchen waren sentimental, oft gerade die hartherzigsten und vergossen Thränen über irgend einen Schmöker, in welchem die „Tugend“ unterlag.

Wenn dann alle angekleidet waren, und die Zeit des Beginns war überschritten, so klopfte Herr Piepenzahn an die Thür und schrie: „Meine Damen, die Kunst ruft!“ Alsbald saß Renate vor dem jahrzehntealten Flügel und spielte, während eine junge, schwarze Geigerin die Dirigentin markierte. Gassenhauer, Tänze, Märsche, Operettenpotpourris wurden spieldosenhaft und blechern heruntergehaspelt, und das Entzücken des sich dichter füllenden Saals nahm in demselben Grade zu, wie der Rauch der Pfeifen und Cigarren und die Menge des getrunkenen Bieres. Wie von dünnsammtenen Vorhängen umgeben, saß Renate im graublau ziehenden Rauch und spielte, spielte . . . Im Gesicht und am Körper spürte sie Hitze, ihr Mund war leicht geöffnet, doch die Zähne waren geschlossen wie ein fester Käfig. Unten horchten die Leute und fanden alles wunderschön, wiegten sich im Takt, genau wie Herr Piepenzahn selbst, waren äußerst gerührt, wenn

Digitized by Google

etwas Weinerliches und Schmachtendes kam. „Erinnerung an Schloß Helfenstein“ hieß eine besonders beliebte Nummer, weil da Zither und Triangel angenehme Soli hatten und die Posaunistin eine ungewöhnlich prachtvolle Cadenz blies. Hierauf stellte sich ein putziges Duo zwischen der Baßgeige und der Flöte ein, sowie eine unbeschreiblich traurige Stelle für die Geigen, gegen welche die schwermütigste Serenade der reine Jubelgesang war. Aber das Gute bei dieser Schloß-Erinnerung war, daß das Klavier beschäftigungslos blieb, und so konnte Renate sitzen und den Blick dumpf staunend über das Publikum schweifen lassen. Dicht vor ihr saßen zwei alte Leute, ein Mann und eine Frau von bäurischem Typus, hatten den Arm gegenseitig um die Schultern geschlungen, sahen treuherzig ergriffen auf das Podium. Dann kam eine lange Reihe von dunkelroten, ungesund erhitzten Gesichtern, von fahlen, totenhaft bleichen Wangen, von gierigen und erschöpften Augen, von tückischen, frechen, furchtsamen, verbrecherischen, dummen, pfiffigen, verzweifelten, gleichgiltigen, lügnerischen Stirnen. Die Gerüche von Bier und schlechten Speisen, von Atem, Schweiß und Rauch zogen heran und fern über der Thür stand lapidar in schwarzen Lettern auf weißgetünchtem Grund: Freiheit und Fröhlichkeit macht alle Herzen weit.

Aber mit dem Geld, das sie als Mitglied der Piepenzahn'schen Kapelle verdiente, konnte Renate nicht leben. Besonders im Winter nicht, wo das Heizen so teuer war. Und ein warmes Zimmer konnte Renate viel weniger entbehren als Speise. Es war angenehmer für sie, zu hungern als zu frieren. Frau Gabesam wußte nicht um die Beschäftigung ihrer Mieterin, war zufrieden, daß sie pünktliche Bezahlung erhielt und sorgte im Uebrigen bei ihren Bekannten für einen Cyklus von Sagen und Legenden, den man um die Gestalt des ewig einsamen Fräuleins spann. Die allgemeine Stimme war, daß man es mit einer Nihilistin zu thun habe. Die besseren Menschenkenner jedoch rieten auf eine Gräfin, die getrennt von ihrem Manne lebe und sicherlich als verschollen gelte. Frau Gabesam las von da ab mit verdoppelter Aufmerksamkeit die Zeitungen.

Um nicht Not und Kälte leiden zu müssen, sann also Renate hin und her. Endlich fiel ihr jene Fächerfabrik ein, für welche sie eine Zeit lang im Hause Anna Xylanders gearbeitet hatte. Sie erinnerte sich noch der Adresse und ging eines frühen Tages nach Mariahilf hinaus. Man empfing sie freundlich, ja zuvorkommend, war erfreut, daß sie Arbeit wünsche, hätte es bedauert, daß sie damals in München plötzlich aufgehört. „Heim-Arbeiten“ könne man in dieser Saison nicht mehr geben, ob sie nicht im Atelier der Maler arbeiten wolle? Neue Muster seien in dieser Saison nicht mehr willkommen, sie müsse Vorhandenes nach dem Dutzend kopieren. Gewiß, man könne nicht viel dafür zahlen, aber die Industrie sei im Absterben und dergleichen mehr. Renate rechnete sich heraus, daß sie mit dem Verdienst hier und jenem musikalischen gerade werde leben können, ja, bei Uebung und angestrengtem Fleiß konnte sie am Ende vielleicht Ersparnisse machen. So war also von da ab ihr Leben: von acht bis zwölf Uhr und von ein bis sechs Uhr malte sie und von acht bis elf Uhr in der Nacht spielte sie Klavier. Dabei ersparte sie noch sehr viel an Holz und Kohlen, denn dort in dem riesenhaften Atelier mit dem Oberlicht-Dach herrschte eine angenehme Wärme. Sie saß an einem kleinen Tisch, ihre Farbentöpfe vor sich, und unverdrossen und unermüdet suchte sie Vollkommenheit. Kein weibliches Wesen arbeitete sonst in diesem Raum; sie war die Einzige und die Erste. Die Maler suchten ein Einverständnis mit ihr zu erzielen, probierten es mit höflichen oder neckischen, galanten oder zweideutigen Redens-

Digitized by Google

arten, aber da sie stets gleich kühl und gleich förmlich blieb, gaben sie die Strategie des Gewinnen-Wollens auf. Sie beschränkten sich auf einen achtungsvollen Gruß, auf eine sachliche Auskunft, auf bescheidene Zurückhaltung, fanden etwas Ueberlegenes, Unnahbares in Renate, vor dem sie eingeschüchtert und erwartungsvoll Halt machten.

Keine Erschöpfung kam über Renate. Das gleichmäßige Tagewerk rollte sich manchmal anscheinend von selbst ab. Manchmal konnte sie keinen Schlaf finden, trotzdem ihr beim Auskleiden schon die Lider zugefallen waren. Da begann ein gedankenloses und anstrengendes Schauen in die Finsternis der Stube, und eine Bild rückte empor wie aus fernem Dämmer. Unversehens kam dann der Schlaf, überfiel sie, als habe er auf der Lauer gelegen, und wenn sie erwachte, fühlte sie sich wenig erquickt, sondern hatte eine schmerzliche Empfindung des Angestrengtseins, wie wenn der Zustand der Bewußtlosigkeit voller Qualen gewesen wäre, die nun verwischt und verlöscht blieben.

Ein langer Weg war es am Morgen zur Fabrik. Nebel und Schnee, Schnee und Nebel, die ganze Welt ein Winterfeld, die Sonne ein blutgefärbtes Gesicht zwischen Straßen oder Dächern, und schimmernder Rauhreif über den Bäumen. Das war die schwerste Stunde für Renate, wenn der Tag noch vor ihr lag, wenn sie so früh am Maltisch eine angstvolle Empfindung hatte, es könne vorm Thor einer stehen, der mit ihr sprechen müsse um jeden Preis, ohne sie finden zu können. An jedem Morgen glaubte sie ihr Herz von einer alten Wunde blutend, die erst mit dem steigenden Tag vernarbte. Wohl trug auch die bunte Betriebsamkeit dazu bei: das Rollen der Räder und Surren der Riemen in den untern Stockwerken, das durchdringende Kreischen der Holzsäge, wenn man Gestelle schnitt, das Kistengehämmer im Hof, der Leim- und Stoffgeruch, die Hin- und Hereilenden, die vielen hundert Mädchen, die ärmlich und bedrückt im großen Arbeitssaal saßen und sehnsüchtig auf die Frühstücksglocke warteten. Keiner schien hier zu wissen, daß er lebe, und nur ein Ideal gab es, den Sonntag. Renate aber hatte Furcht vor dem Sonntag. Zwei Mal war sie in die Kirche gegangen, ein Mal in ein Museum. Dort irrte sie umher, ohne zu sehen, von Saal zu Saal und kam endlich, müder als ob sie durch einen großen Wald gelaufen wäre, nach Haus zurück. Das nächste Mal ging sie in die Fabrik, obwohl sie wußte, daß nur der Buchhalter arbeitete. Ratlos ging sie in verschiedenen Stockwerken umher, wo überall reinlich aufgekehrt war und die Gegenstände wie zu einer langen Reihe von Feiertagen ordnungsvoll aufgeschlichtet waren. Im Montiersaal traf Renate ein einziges Mädchen, die mit dem Ausbürsten ihres Sonntagshutes beschäftigt war. Es war die Spitzen-Fanny, die man so nannte, weil sie die Verwaltung aller Spitzen hatte, welche auf die Fächer genäht wurden. „Suchen Sie Jemand, Fräulein?“ fragte die Spitzen-Fanny freundlich, ohne Neugier zu zeigen.

Renate erschrak, überlegte, fand keine Antwort.

„Es ist kein Mensch mehr da und oben ist alles zugesperrt,“ fuhr das blasse, magere Mädchen fort. „Nicht wahr, Sie sind bei den Malern oben?“

„Ja.“

„Wie komisch. Alle wundern sich drüber. Und so still sind Sie. Die jungen Mädeln in der Montierung sind alle ganz närrisch auf Sie.“

„So? Wie kommt denn das? Sie sehen mich doch nie.“

„Das schwarze Peperl und die Eiseners Marie sind sogar richtig verliebt. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß die zwei mehr wie fünfzig Mal

Digitized by Google

im Tag in die Malerei laufen, um Sie zu sehn? Der Saboy lacht dazu und schimpft auch manchmal, aber wenn die Marie ein Mal öfter oben war, ist die andere schon eifersüchtig."

Renate wurde purpurrot. Verlegen und beschämt sah sie vor sich nieder. „Die dummen Mädchen," sagte sie mit einem seufzenden Lachen.

„Wie alt sind Sie denn?" fragte die Spitzenfanny; ihre mattblauen Augen wurden ganz dunkel vor liebevollem Interesse.

„Dreiundzwanzig," erwiderte Renate, wider Willen gewonnen durch das natürliche Wesen des Mädchens.

„So jung!" meinte die Spitzenfanny verwundert. „Was fangen Sie denn mit dem Sonntag-Nachmittag an?" fragte sie unvermittelt weiter.

„Ich weiß nichts," antwortete Renate offen. „Ich sitze daheim und thue nichts."

„Wollen Sie mit mir spazieren gehn?"

„Gern, wir nehmen dann meinen Hund mit."

„Einen Hund haben Sie auch? Wissen Sie," fügte sie mit einem sonderbaren Lächeln hinzu, „es ist eigen, daß ich heute noch Gesellschaft finde, wo es doch vielleicht das letzte Mal ist. Nämlich," — sie veränderte ein wenig die Farbe und deutete auf ihre Brust. „Ich mache mir gar nichts daraus," sagte sie scherzend, als sie Renates mitleidigen Blick gewahrte. „Dann giebts halt eine Spitzen-Marie oder Spitzen-Anna. Unentbehrlich ist keiner."

Renate ging also mit der Spitzenfanny spazieren, ließ das lustige Mädchen erzählen, — hundert Schwänke und Alltagsabenteuer, und Angelus trabte wohlgemut nebenher. Er war etwas gesetzter geworden, wie Einer, der Reisen, Erlebnisse und Erfahrungen hinter sich hat. Uebrigens hatte ihn das viele Daheimsitzen faul gemacht, und selbst das anmutigste Hundefräulein konnte seinen düstern Gleichmut nicht zerstreuen. Für Renate war etwas Wunderliches in der Art der Spitzenfanny, wie sie ihr Leben nahm, und mit einer lustigen Grimasse nach Jahren der Plage dem Tod ins Gesicht blickte.

Sie gingen nach Schönbrunn und wanderten durch den winterlichen Park. Renate hatte nicht das Bewußtsein, daß sie sich in Gesellschaft befinde. Sie erschien sich einsamer als irgendwo und irgendwann sonst. Alles bestaunte die Spitzenfanny an ihr: ihren Gang, ihre Hände, ihre Augen, und Renate hatte darüber ein traumhaftes Gefühl von Reichtum und Vollkommenheit. Es ist ein guter Sonntag für mich, dachte sie und sah flüchtig zum grauen Himmel auf. Viele Leute gingen denselben Weg. Der Schnee machte jeden Schritt unhörbar. Die ebenmäßig geschnittenen Alleen erweckten die Vorstellung von einer unermeßlich langen Promenade, und jedes Vorwärtskommen war mit einer Vermehrung jenes Reichtums- und Vollkommenheitsgefühls verbunden. An den Jahreszeiten vorbei, an den Jahren vorbei; zu einem Glück, das erworben und verdient war.

Als es dämmerte, hatten sie den Park schon verlassen und gingen durch schmale, ruhige Vorstadtstraßen. „Wo sind wir denn?" fragte Renate und folgte ihrer Begleiterin einen Hügelweg hinan, der mit Gärten und kleinen landhausähnlichen, doch keineswegs prunkvollen Gebäuden besetzt war. „Dort drüben wohnt meine Mutter," erwiderte die Spitzenfanny. „Sie müssen unbedingt ein Schalerl Kaffee bei uns trinken." Indessen kam ihnen mit hastigen Schritten ein junges Mädchen entgegen, erhitzt vom raschen Gehen. Vor einem der kleinen Häuser blieb sie stehen, erst wie aufatmend, dann den Blick neugierig, erstaunt und freudig auf Renate heftend. Flüchtig

Digitized by Google

schaute sie an den Fenstern empor, von denen zwei eben erleuchtet wurden, dann ging sie rasch auf Renate zu und streckte ihr beide Hände hin. Sie konnte nicht sprechen, so atemlos und vielleicht auch so erstaunt war sie. Renate ihrerseits sah völlig stumm in das junge, glühende, anmutvolle Gesicht. Aber eine Stimme im Haus rief im Ton äußerster Ungeduld: „Miriam! Miriam!“ Und Miriam schüttelte Renates beide Hände und stammelte: „Kommen Sie! Bitte, kommen Sie bald!“ Schon war sie ins Haus geeilt.

Als Renate weiter ging, glaubte sie geträumt zu haben. In den Augen der Spitzenfanny las sie eine Mischung von Mißtrauen und scheuer Ergebenheit.

3.

Ferner war das wie eine Fortsetzung der erträumten Vorgänge: man saß um einen runden Tisch; im engen Kreis war das Licht der Petroleumlampe: jenseits war Schatten, und ein paar altväterische Bilder und ein Kachel-Ofen schwammen weit draußen im Meer der Dämmerung. Es saß eine alte Frau da, welche beständig den zahnlosen Mund öffnete, angeblich um zu lachen; dann die Spitzenfanny, von welcher sich Renate plötzlich abgestoßen fühlte, weil es wie Prahlerei klang, daß sie so gleichgiltig, ja verächtlich um das Schicksal that, das ihrer wartete. Einmal unterbrach sie sich selbst und lief, überjugendlich thuend, zu einer Kommode hinüber, während die alte Mutter kummervoll und blöde den Kopf schüttelte, als könne sie der Bewegung ihres Hauptes nicht mehr Einhalt thun. Die Spitzenfanny brachte eine kleine Schatulle herbei, an welcher ein beweglicher Spiegel festgeschraubt war. Sie zog die Schublade heraus und nahm eine altaussehende Photographie in die Hand. „Das ist mein Vergangener,“ sagte sie sentimental. „Er ist schon lang tot. Bei einem Strike ist er von einem Kameraden erstochen worden.“ Ruhig nahm Renate den Carton, aber trotz ihrer Abneigung gegen Photographien ergriff sie etwas in dem Gesicht des Mannes. Ein Zug von Heldenhaftigkeit vielleicht, der besonders dem Mund ein auffallend edles Gepräge gab. An den Arbeiter erinnerte nur die niedere eckige Stirn. „Nicht wahr ein schöner Mann?“ fragte die Spitzenfanny und legte den Arm vertraulich um Renates Schulter. Renate wurde sehr blaß und erhob sich rasch, indem sie sich sanft aus dem Arm des Mädchens befreite. „Ich muß gehen,“ murmelte sie auf die Uhr sehend, „es ist höchste Zeit.“ — „Höchste Zeit? Wieso denn?“ — Renate schwieg betroffen; dann sagte sie trotzig und schroffer als sie wollte: „Ja ich muß gehen.“ Die Spitzenfanny machte ein boshaftes Gesicht und wurde auf einmal übermäßig höflich mit ihrem Gast. Alles Blut floß Renate zum Herzen, und sie reichte ihr nicht die Hand, als sie mit einem kargen Gruß Abschied nahm, um den Weg nach Hernals einzuschlagen und den Abend lustig bei Walzern und Märschen hinzubringen. „Sie kommen spät, mein Fräulein,“ säuselte Herr Piepenzahn. „Die Kunst kann nicht warten. Die Kunst läuft nach der Uhr . . . funiculi, funiculaaa!“ brüllte er sodann in den steinernen Corridor.

Von dem Tag an begann die Arbeit auf Renate anders zu wirken, als bisher, gleichwie wenn ein unsichtbares Wesen in ihr, welches jedoch seiner Ziele genau bewußt war, auf solchem Weg kein Heil erkannt hätte.

Digitized by Google

Tiefe Erschöpfung stellte sich ein, oft schon in der Mitte des Tages, und die Farben auf dem halbkreisförmigen Stoff, den sie vor sich liegen hatte, begannen zu verschwimmen. In den Ohren war eine leise, quälende Musik, als ob alle Biermelodieen der grünen Insel aus der Ferne heranrückten ähnlich einer ordnungslosen Soldateska. Der Tag hatte keine bestimmten Grenzen mehr, die Gesichter der Leute nahmen sich aus wie verblaßte Zeichnungen an einer grauen Wand. Mit verdüstertem Sinn schleppte sie sich abends zur grünen Insel, und beim Heimweg in der Nacht überfiel sie ein Geist des Widerstands und des Aufruhrs, der durch Müdigkeit und Schlaf nur langsam seine Gewalt verlor.

So blieb es die erste Woche. Am Sonntag Morgen, kaum daß es Tag geworden, verließ sie das Bett und setzte sich wie sie war, ans Fenster. Doch fror sie bald, und sie machte ein Feuer an. Angelus folgte jedem ihrer Schritte, als ob er etwas erwartete oder fürchtete. Er schien zu fragen, warum seine Herrin müde sei, warum sie sich nicht zu ihm wende, warum ihre Hände so erschlafft herabhingen, warum der bitter-ergebene Zug den Mund nicht verlasse. Komm, Angelus, sagte Renate, als hätte sie verstanden, finde es aber zu schwer, Auskunft und Antwort zu geben. Der Hund legte seinen Kopf in ihren Schoß und rührte sich nicht mehr. Renates Haar hing über die Lehne des Stuhls herab, reichte fast bis an den Boden. Sie ließ den Kopf zurücksinken, um das Gewicht ihrer Haare zu vermindern. In der Mitte des sonntäglich rein gekehrten Hofs stand noch immer das verkrüppelte Bäumchen wie der traurige Rest ehemaliger Gartenherrlichkeit. Um acht Uhr läutete es draußen, und gleich darauf, als sei Jemand gekommen, der sich nicht zurückhalten ließ, klopfte es an die Thür, die ebenso hastig aufgestoßen wurde. Die Spitzenfanny trat ein, lächelte gewinnend, war rot vor Erregung, grüßte und fragte dann, plötzlich kleinlaut geworden, ob Renate mit in die Kirche gehe. Sie war mit ihren schönsten Sachen aufgeputzt, trug einen Hut mit wallenden Strauß-Federn, welche einmal für Fächer bestimmt gewesen waren, und die sie als Weihnachtsgeschenk in der Fabrik bekommen hatte. Ihre Ohringe bestanden aus großen, falschen Steinen, die Halsbroche aus vielen kleinen solchen. Ihr Kleid war voller Flitter und blitzendem Tand. Mit unverhohlener Neugierde blickte sie im Zimmer umher, als gebe es Geheimnisse zu ergründen. „Wie kommen Sie denn hieher?“ fragte Renate, die gegen das Fenster gekehrt stand und einen wilden Zorn über sich kommen fühlte. — „Man hat mir im Comptoir Ihre Adresse gesagt. Ist es Ihnen nicht recht, daß ich da bin? Dann kann ich ja wieder gehn. Sie brauchen es ja nur zu sagen.“ — „Ich gehe nicht in die Kirche,“ erwiderte Renate jetzt gleichmütig. — „Sind Sie krank? Soll ich Ihnen Gesellschaft leisten?“ — „Ich bin nicht krank,“ sagte Renate, ging durch das Zimmer und setzte sich auf den Bettrand, als sei sie auf Schlimmes gefaßt. Feindselig blickte die Spitzenfanny sie an. Dann wurde ihr Gesicht plötzlich wieder heiter und in noch deutlicherer Weise geheimnis-lüstern. „Ei, sehen Sie doch!“ rief sie aus und schaute überrascht auf den Schrank hinauf, „da haben Sie ja genau einen solchen Toilettekasten wie ich. Und auch ein Spiegel und dieselbe Schnitzerei! Das ist merkwürdig!“ Was daran merkwürdig sei, konnte Renate nicht verstehen. Es war ein gewöhnliches Hausmöbel, wie es in vielen Wohnungen zu treffen ist. Renate hatte es nie benutzt, es nie berührt. Seit sie hier wohnte, stand es auf dem Schrank. „Ist vielleicht auch ein Vergangener drin? oder vielleicht ein Zukünftiger?“ fuhr das Mädchen neckend fort, und die unbezähmbare Neugierde in ihr bekam etwas Krankhaftes und Abstoßendes.

Digitized by Google

Unbekümmert ging sie hin, erhob den Arm und zog die Schublade heraus, wobei sie sich auf die Zehen stellen mußte. „Ach, nur Briefe!“ sagte sie enttäuscht und hielt ein paar weiße Blätter zögernd in der Hand. Aber etwas in Renates Gesicht schien sie zu beunruhigen. Mit scheuem Lächeln warf sie die Papiere wieder an ihren Platz und schloß den Kasten. „Liebe Fanny,“ sagte Renate ruhig, „lassen Sie mich allein. Ich bin heute gar nicht aufgelegt zu reden.“ — „O bitte sehr, bitte sehr,“ erwiderte das Mädchen schnippisch, schloß gleich darauf die Augen und hielt die Hände vor die Brust. „Es sticht,“ sagte sie mit veränderten Mienen.

Als sie gegangen war, legte sich Renate, die Arme verschränkt, das Gesicht nach unten, auf das Bett und verharrte so. Aber das Unerwartete, das dem Vormittagsbesuch der Spitzenfanny folgte, war eine seltsam feindliche und mißtrauische Stimmung, die sich in der Fabrik gegen Renate verbreitete. Ueberall waren beobachtende und lauernde Blicke, und die Spitzenfanny wühlte unten und intriguierte oben, redete bei den Herren im Comptoir, bei denen sie sehr beliebt war, hin und her, componierte sich in einen Roman hinein, der ihr unwillkürlich die Pflichten der Steigerung und folgerichtigen Entwicklung auferlegte, sodaß ihr selber bald zur Last wurde, was ihr im Anfang Vergnügen gewesen war. Denn die Verleumdung wird immer die Herrin des Verleumders.

An alledem lag Renate nur wenig. Es trug dazu bei, ihre Einsamkeit zu vermehren. Sie bemerkte es meist kaum, litt also nicht darunter. Ihre umflorten Blicke waren in die Ferne gerichtet, — immer noch. Was sie that und was sie lebte, hatte Aehnlichkeit mit dem Gang eines Schlafwandlers zu unbekanntem, jedoch längst festgesetztem Ziel. Deshalb erlahmte sie nicht, täglich Dutzendmuster auf Fächer zu tünchen und in der grünen Insel am Klavier zu sitzen, obwohl sie in jeder Nacht glaubte, ja hoffte, morgen das Bett nicht mehr verlassen zu können. Der einzige Halt blieb Angelus. Er durfte jetzt mit zur grünen Insel gehen und beschaute sich dorten mit Muße die Welt. Manchen Bissen bekam er in der Küche, und ein Piccolo, der nicht größer war, als ein gewöhnlicher Spazierstock, wurde sein besonderer Gönner. Oft schlich er traurig in den Gängen herum, kehrte düster auf seine Wolldecke zurück. Man sah ihn oft vor dem Thore stehen und unbeweglich Katzen und Spatzen fixieren. Es schien, daß er einen Gast erwarte, dem er aufopfernde Dienste würde leisten müssen.

Nach und nach wirtschaftete der Winter ab. Zu Anfang des März kamen die Vorfrühlingstage mit geradezu sommerlichem Gehaben. Die Luft wurde weich, und die Wolken wie Flaum schienen voll zu sein von warmen Dünsten, die sie ausstreuten. Wie schwer wurde es für Renate, zu gehen! Ihre Augen waren müde, zu schauen, ihre Gedanken müde, sich zu bewegen. Sie lagen im Innern, wie Vögel die plötzlich durch zu heißen Wind erstickt wurden. In ihrem Zimmer saß sie, — wieder an einem Sonntag und versuchte zu nähen. „Wie lange werden wir noch hier wohnen, Angelus,“ flüsterte sie. „Ich glaube, noch lang. Es wird auch immer stiller um uns. Alle unsere Freunde sind tot.“ Sie wollte ein wenig spazieren gehen und machte sich daran, sich zu frisieren. Da aber der Handspiegel gestern zerbrochen war, wollte sie es aufgeben, als ihr Blick auf den alten Toilettenkasten fiel. Sie erinnerte sich der Spitzenfanny, die immer noch so lustig weiterlebte. Auch fielen ihr die Briefe ein, die Jene damals in der Hand gehalten. Nie hatte Renate daran gedacht, und jetzt hatte sie Lust zu sehen, was es damit war. Sie nahm die Papiere aus der Lade und entfaltete sie. Es waren zwei Briefe. Sie waren mit einer klaren, vorsichtigen doch kühnen Schrift ge-

Digitized by Google

schrieben. Jeder begann: liebe Freundin Darja, und die Unterschrift lautete: Agathon Geyer.

Nachdem Renate die Briefe gelesen, hatte sie ein leichtes Schwindelgefühl. Ihr war, als ob sie in die Luft getragen worden wäre, recht weit empor, und nun voller Angst sei, herunterzustürzen. Eine Wirrnis und Bangigkeit war in ihr, die nicht zu beschwichtigen war. Lange Zeit wanderte sie auf und ab, flüsterte halbe Worte vor sich hin, stand am Fenster, blickte in das dunkelblaue Stück Himmel, das in den Hof hereinstrahlte und fürchtete aufs Neue die Tiefe eines Falles. Mechanisch trat sie ihren Gang zur grünen Insel an, und als sie draußen war und schon im völlig leeren Saal stand, erinnerte sie sich erst, daß heute nicht gespielt würde, da der Wirt gestorben war. Sie stand auf dem Podium und öffnete das Klavier. Nebenan in der Wand war eine Glasthür, und in einem spelunkenartigen Raum saßen vier verbrecherisch aussehende Gestalten, vollgetrunken, mit Kartenspiel beschäftigt. Der ganze Saal war finster, nahm sich aus wie eine Katakombe. Ueber einen Lichtstreifen zwischen zwei Tischen lief eine Ratte, und eine andere folgte faul. Renate ließ die Finger über die Tasten gleiten, beugte die Stirn bis an das Notenbrett herab und redete etwas vor sich hin, was eine wunderliche Mischung von Gebet und leidenschaftlicher Klage war.

4.

Der letzte Gang hieher, dachte Renate auf der Straße, sah sich umgeben von Lachenden, Schwatzenden, Sonntagsfrohen. Hinter den Hügeln flammte noch der gerötete Tag, der jetzt schon über fernen Meeren schwebte. Eine Wolke zog ihm nach, ruhig den Himmel durchfurchend, — es schien, als werfe sie Streifen wie ein Kahn im Wasser. Aber alles wurde plötzlich sehr fern für Renate, trat aus dem Kreis ihres Interesses, und deutlicher als je vernahm sie den Ruf, der sie *ein* mal schon erreicht hatte, als sie das Haus ihrer Eltern verließ. Am nächsten Morgen ging sie nicht mehr in die Fabrik, um zu malen. Sie setzte sich an ihren Lieblingsplatz beim Fenster und begann zu nähen, nahm ihre Kleider aus dem Schrank, prüfte jedes Stück auf das Sorgfältigste und setzte es wieder in Stand. Ich muß frühlingsfähig werden, dachte sie mit raschem Lächeln, jedoch hatte sie eine Empfindung wie vor einer großen Reise. Und abends nahm sie wieder die Briefe an Darja und las sie von neuem. Diese Schriftstücke folgen hier.

Der erste Brief lautete:

Liebe Freundin Darja, ich muß Ihnen danken, denn die mütterliche Obhut, die Sie meiner Schwester Miriam in Zürich zuwandten, verpflichtet mich zu Dank. Deshalb nenne ich Sie Freundin, wage es, Ihren Vornamen hinzuzufügen, obwohl ich Sie noch nicht gesehen habe. Dennoch kenne ich Sie: durch Miriam, die Sie liebt, und die es meinem Gefühl leicht werden ließ, eine Gestalt von Ihnen zu schaffen. Sie wissen es, daß Miriam mir teuer ist. Von allen teuren Menschen ist sie mir allein noch geblieben. Es ist drei Jahre, daß ich sie nicht mehr gesehen habe, und ich dachte, sie in diesem Winter zu treffen. Doch es ist unmöglich. Die Städte will ich meiden, muß ich meiden. Seit zwölf Jahren hat mein Fuß keine Stadt betreten. So wird es Sommer werden, bis ich Miriam

Digitized by Google

wiederſehen kann. Schreiben Sie mir, Freundin, welche Zukunft Sie für meine Schweſter hoffen. Ob der Weg, auf dem ſie geht, zu Zielen führt, oder ob er ſie den Mangel eines Gefährten vergeſſen laſſen wird. Für Liebe iſt Miriam nicht geſchaffen. Vieles an ihr giebt mir Recht, das zu ſagen. Sie iſt nicht geſchaffen dafür, würde zerbrechen, vergehen. Denn es iſt mein Glaube, daß es jetzt einige Frauen giebt, die zu fein, zu ſtolz, zu zart, zu ſehr erfüllt von einem Ideal ſind, um einer unvollkommenen Leidenſchaft zu dienen. Und käme wirklich eines, das ſie ganz ergreifen könnte, es wäre ein Wunder, Zufallswunder. Darum ſchreiben Sie mir, was Miriam hoffen kann und was Sie denken. Not braucht ſie ja nicht zu fürchten, denn ſeit unſer Verwandter Löwengard geſtorben iſt, können wir ohne die erniedrigenden Sorgen leben. Aber das allein genügt noch nicht. Wo der Geiſt ruht, ſchläft die Seele. Und wenn die Seele einer Frau ſchläft, geht ſie durch das Leben wie durch einen tiefen Traum, und ihre Hand greift nach andern Händen, welche ſie herunterziehen müſſen. Ihr Agathon Geyer.

Der zweite:

Liebe Freundin Darja, von neuem ein Dank, denn Sie haben mich beruhigt. Ich lernte Ihren klaren Blick würdigen, der nur aus einem klaren Herzen kommen kann. Miriam wird nicht in die Lage kommen, den Irrtümern der Träumenden zu verfallen, ſchreiben Sie. Ich glaube es ſelbſt. Es iſt was von der Stärke unſerer Raſſe in ihr. Sie bitten mich, Ihnen von mir zu ſchreiben, warum ich hier bin, in den Dörfern Galiziens, warum ich wie in der Wildnis lebe, unter Menſchen, von denen mir keiner zum Freunde werden kann. Ich antworte Ihnen darauf: ein Mann braucht keinen Freund. Sie wiſſen es vielleicht, daß meine Jugend ſeltſam war. Frühe, viel zu frühe brach ich Früchte vom Erkenntnisbaum. Ich entäußerte mich alles Glaubens und ſah in der entgötterten Welt ſtarke Menſchen ſich zur Freude wenden. Nichts Ueberkommenes hielt mich auf, und das Ziel der endgiltigen Freiheit beflügelte meine Wünſche. Was ich ſah, ſchien mir alt und brüchig, laſtend und verderblich. Die Moral der Religionen und der Geſellſchaft hatte mich erbittert und zum Kämpfer gemacht. Durch Andersthun, durch Worte glaubte ich wirken zu können. Heute glaub ich es nicht mehr. Später glaubte ich, die Zeit reifen laſſen zu müſſen, aber die Zeit reift nur für den Einen, der bereit iſt. Ich kann nicht von Enttäuſchungen ſprechen, denn ich bin mir derſelbe geblieben. Kaum zwanzig Jahre alt, nahm ich eine Verführte zum Weib und kümmerte mich nicht um die Rauner und Uebelwoller. Aber ſie war ſchwach und blieb klein, ja, das Kleinliche kam wie eine Krankheit über ſie. Sie konnte die Menſchen nicht entbehren und litt am Gerede der Welt. Sie ſah nicht mehr mich, ſondern denſelben, den die Leute ſahen. So entglitt ſie mir und allmählich ſiechte ſie hin. Damals verließ ich die Heimat und begann erſt, zu werden. Ich ſah mir alles Leben der Welt an vom Kleinſten bis zum Größten und ſchwieg. Es wurde mir klar, daß es mein Beruf ſei, zu ſchweigen. Ich bin weder ein Verneiner noch ein Bejaher, ſondern ſtehe da und lebe. Von allem, was ich früher an Ueberzeugungen und Wünſchen erworben hatte, ſuchte ich mich zu befreien. Ich habe mich befreit. Niemals habe ich zu überreden geſucht oder zu bekehren. Anhänger zu haben, lag nicht in meinem Willen. Geprieſen zu ſein oder verdammt zu werden auch nicht. Nicht durch Abſonderlichkeiten wollte ich die Blicke auf mich zwingen, damit der oder jener frage, was es ſei. Ich ging nicht im „härenen Ge-

Digitized by Google

wand", verdrehte nicht die Augen, machte meine Einsamkeit nicht auffällig, eignete mir kein erhabenes Wesen an, wollte äußerlich gleich sein einem Jeden, der meinen Weg kreuzte, und kein Spiel treiben mit falschen Künsten. In aller Welt bin ich gewesen und habe gesehen. Und allmählich kam ich hinter den Urgrund eines jeden Schicksals. Allmählich kam es so, daß der Vorübereilende mir nichts zu verschweigen hatte, denn sein Schweigen, sein Eilen redeten laut. Die Worte, die ich wirklich hörte, wurden mir zu schwanken Zeichen, zu armseligen Behelfen, und ich merkte bald, daß kein wahrhafter Mensch sich ihrer bedienen kann, um von seinem Innern Kunde zu geben. Alle Leidenden sind stumm, sind wie verriegelt. Und nun hören Sie: indem ich ging und überall die stummen Worte hörte, legte ich ihnen gar keinen Wert mehr zu, sondern blickte auf die Dinge, die wie im Grund des Wassers ruhen. Und auf solche Weise begann ich zu leiden. Jede Thorheit, jede Ungerechtigkeit, jede Schwäche, jedes Unheil, jede Bedrückung, — jedes Leiden floß zu mir über und ich fühlte mich bald so voll davon, daß ich vermutete, die Zeit sei nahe. Denn das ist mein Glauben geworden, wer sich selbst erlöst durch Leiden und durch Wissen, der erlöst alle Leidenden, die niemals wissen werden. Nichts geht verloren in der Welt, am wenigsten das stumme Opfer. Wenn es die Luft nicht künden wird, muß es der Staub thun, in den ich zerfalle. Nichts ist umsonst. Wem ich die Hand drücke, der giebt mir seine Angst und seine Sorgen, und ich richte schweigend auf. Gütig sein ist alles, und gütig sein heißt: sehen und ertragen. Ein Jeder ahnt in mir den Mitträger seiner Schuld und seines Elends, nur tausendfach vermehrt. Deshalb wächst seine Stärke und sein Leichtigkeitsgefühl, und er erscheint sich als der allein Verantwortliche über seinem Schicksal. Die Zeit der offenen Martyrien ist vorbei. Wer da vergeht, voll vom Geschick und der Bestimmung, der ist Erlöser. Ich bin noch kein alter Mensch, kaum fünfunddreißig, aber ich stehe am Abend meines Lebens, ich weiß es deutlich. Meine Natur beginnt sich zu widersetzen, aber es ist nicht eigentlich das Leiden des Körpers, das mich zu Fall bringen wird. Hier unter den galizischen Juden geht das Verderben mit geschärftem Schwert umher. Meine Stammesgenossen sind es, die ich verkommen sehe, und es ist, als ob alte Blutschuld sie erdrückte. Ich fühle mich nicht zusammengehörig, nur mitschuldig an einem großen Irrtum, der die Erde verfinstert hat. Sie stehen um die Leiche eines Gottes und thun, als ob er lebe und nicht hören wolle. Das ist ein Unglück von solcher Art, um lange Ketten kommender Generationen zu vergiften. Hier bin ich gelandet. Und da, wo ich bin, kommen die Kinder zu mir. Aus drei Dörfern ziehen sie herbei, hunderte. Ich lehre nicht und bilde nicht. Alles wird wie im Spiel. Sie finden sich in mir. Sie entfernen sich von jener Leiche. Ich gehe mit ihnen durch den Wald, und sie singen. Es kommt der Abend, und sie lagern. Plötzlich werden sie Andere, scheinen geheimnisvolle Versprechungen zu geben, und einer kommt zu mir, ein blasser Knabe mit merkwürdig mutigen Augen und fragt, ob ich ihn liebe. Darin liegt das Ereignis, in dieser Frage der Anfang einer Wandlung. Und nun genug von alledem. Meine Hand, nicht gewohnt zu schreiben, ist müde. Daß ich geschrieben habe, kommt mir fremd und erstaunlich vor. Was Sie lasen, liebe Freundin, sind Worte, zerrissene Empfindungen, kaum ein Hauch von Wirklichkeit. Agathon Geyer.

Vieles, was sie nicht sogleich verstand, las Renate zweimal. Und was sie mehr als alles ergriff, war das zitternde Etwas, das hinter den

Digitized by Google

Worten lag und nicht zur Form gelangen konnte. Unmöglich schien es ihr, daß die Briefe für eine Andere als sie selbst bestimmt gewesen waren. Sie glichen einer Nachricht, der sie lange, lange entgegengewartet. Aber war es nicht zu spät? War es nicht um Jahre zu spät?

5.

Sie zählte in der Nacht ihre Ersparnisse nach. Es waren sechsunddreißig und ein halber Gulden, — mühevoll, Monat für Monat beiseit gelegte Groschen. Sie hatten in Renates Augen einen viel größeren Wert als den wirklichen. Ausgaben, die davon bestritten werden sollten, mußten idealer Natur sein. Die halbe Nacht saß Renate beim Nähen; schließlich war das Oel in der Lampe gar. Das Licht wurde immer düsterer, und sie blickte versonnen vor sich hin. Die Arbeit ruhte auf ihren Knieen. In der Ecke zwischen Ofen und Wand kauerte Angelus und rührte sich nicht. Draußen wehte ein Sturm; oft drückte er sich gegen die Fenster wie ein Leib und drohte, das Glas zu sprengen. Als Renate schlafen ging, war es schon drei Uhr. Weil sie sehr müde war, schlummerte sie bald ein, aber ihre bebende, erwartungsvolle Erregung ging mit in den Schlaf hinüber. Nach einer Stunde schreckte sie empor, im Glauben, man habe ihren Namen gerufen. Sie lauschte, mit einer Hand das wirrgewordene Haar zurückstreichend. Der Sturm hatte wieder aufgehört. Die Welt schien still von einem Ende bis zum andern. Das Atmen des Hundes war leise vernehmbar.

Früh am Morgen kam Jemand aus der Fabrik, zu fragen, was es sei. Sie gab zu wissen, daß sie sich unfähig fühle, zu arbeiten. Frau Gabesam, mürrisch und finster, brachte aus dem Boten, was sie wissen wollte, heraus. Allmählich sah sie sich genötigt, die Gräfin in Renate Fuchs aufzugeben. Da alles Roman-Ersinnen vergeblich gewesen und es anscheinend keine Geheimnisse mehr zu lösen gab, erwachte ein schweigender Zorn gegen die Mieterin. Aber vor den Nachbarn blieben die Fabeln lebendig, die den guten Ruf ihres Hauses und eine eigene Art Vornehmheit ausmachten.

Ist es nicht verbrecherisch? fragte sich Renate bange, als der Abgesandte fort war. Jedoch die sonderbare Zuversicht war stärker als die Furcht. Nähen, nur nähen, alles bereit halten. Am selben Tag kam auch ein Mädchen, welches Herr Piepenzahn schickte. Die Nachricht bestand darin, daß die Kapelle heute im goldenen Apfel spiele. Frau Gabesam, plötzlich ebenso mißtrauisch als verwirrt, verlangte ohne weiteren Grund den laufenden Mietsbetrag, obwohl der Monat nicht zu Ende war. Renate ließ sie nicht warten, zeigte auch keine Verwunderung. Warm und hell schien die Sonne, und es war lockend, spazieren zu gehen. Sie zog das beste Kleid an, das schwarze, das sich noch wie unberührt ausnahm. Auch der Hut war schwarz, mit schwarzen Federn, nur die Handschuhe waren weiß. Als Renate so auf den Korridor trat, stand Frau Gabesam an der Thüre gegenüber und fütterte ihre beiden Katzen. Sie riß die Augen auf, als sie ihre Mieterin sah, die schlanke, ruhige Gestalt und das bleiche, schöne, regungslose Gesicht hinter dem schwarzen Schleier. „Es ist wunderbares Wetter heute," sagte Renate mit leiser Stimme und verlegenem Lächeln, als hätte sie um Entschuldigung bitten müssen. Die Alte schlug die Hände zu-

Digitized by Google

sammen; die Gräfin-Legende hatte neuerdings an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Renate dachte nach, wann sie das Kleid zuletzt getragen hatte. Es war damals gewesen, als sie von Anna Xylander zur Gräfin Terke gegangen war. Ein Frühlingstag war es gewesen und im englischen Garten erwachten die Blüten.

Angelus ging voran. Heimliche Ungeduld schien ihn zu treiben. Er blieb oft stehen, blickte zurück, rannte vorwärts, blieb von Neuem stehen. Er schnüffelte in der Luft, schüttelte sich, war voller Unruhe, mehr noch als seine Herrin. Renate wandte sich zum Rathaus, ging durch die stillen Arkadenhöfe, fühlte sich plötzlich einsam und schutzlos, sah sehnsüchtig in die geöffneten Fenster der Wohnungen, blickte den eilfertigen Fiakern nach. Dann saß sie auf einer Bank im Volksgarten, und es kam ihr vor, als sei die Sonne glanzlos geworden. Schwatzende Mädchen gingen vorbei und freuten sich des jungen Jahrs, das sich so gut anließ. Aber was sie erblickte, schien in weite Ferne zu rücken, und unwillkürlich beugte sie sich vornüber, um den Boden unter ihren Füßen näher zu haben. Sie kämpfte gegen das Erinnern und Sichbesinnen, aber es war unmöglich, gegen Gedanken sich zu wehren, oder gegen Bilder, die wie im Rad sich drehten und beständig wiederkehrten. Ihre ganze Natur strebte zu einem Ziel, doch ringsumher war Ziellosigkeit. Und: wohin führst du mich? schien sie fortwährend einen schattenhaften Gefährten zu fragen, aber keine Antwort fiel.

Nach Hause. Doch im engern Raum vergrößern sich die Bilder, und vorher unbestimmte Laute gewinnen Sinn und Gestalt. Sie will schlafen, aber sie fühlt sich bedrängt in ihrer Einsamkeit und glaubt, man müsse die Thür verriegeln. Es geschieht. Doch das ist es nicht, was den Schlaf abhält. Angelus will nicht ruhen, und man muß ihm zureden. Seine Augen haben etwas Drohendes, Falsches, Verwirrtes. Kinder spielen im Hof, denn es ist noch früh. Um das verwitterte Bäumchen haben sie einen Kreidekreis gezogen; innerhalb des Kreises ist Sicherheit vor dem Feind. Renate wähnt sich selbst noch Kind; ein teilnehmendes, doch zugleich leeres Lächeln tritt auf ihre Lippen. Eine schmetternde Tenorstimme gellt durch die Abenddämmerung. Das Spiel ist aus. Wie Funken auf der Asche verbrannten Papiers schleichen die Kinder davon. Nun wird es auffallend stille. Renate horcht und horcht. Es ist, als habe sie auf einmal die Fähigkeit zu hören verloren. Dann ist sie müde und der Schlaf kommt, etwa wie ein Grandseigneur, der um den Umfang seiner Gnade weiß. Schneller als sonst atmet sie im Bette, und die Decke über dem Körper wird schwer. Sie sieht Gebirge im kalten Dunst der Nacht. Berge wachsen auf, wo vorher noch Städte waren, und Eis krönt ihre Gipfel. Oben steht Angelus, zum Ungeheuer geworden, fett und angeschwellt von Leichen. Renate schrickt empor, ihre Stirne brennt, und beklommen schlägt sie die zitternden Hände vors Gesicht.

Aber was sind das für Tage, in weiße Nebel eingehüllt, geräuschlos gehend, zeitlos, ereignislos? Denen keine Sonne scheint, und die sich aneinanderreihen wie die festgefügten Glieder einer Kette? Frau Gabesam bringt Frühstück und Mittagessen und trägt es oft ganz unberührt wieder davon, fragt, ob Renate krank sei. Renate ist nicht krank. Sie leidet an einem andern Hunger als dem, den Frau Gabesam durch ihre Kochkunst befriedigen kann. Angelus soll ein Stück Fleisch bekommen, doch er frißt nicht. Ein verstockter Hund, bösartig und übelwollerisch, meint Frau Gabesam. Doch ist sie nicht im Recht, und Renate sagt es ihr. Es ist heute wieder so schön, sagt die würdige Dame, ein schöner Abend, das Fräulein solle doch

Digitized by Google

ausgehen. Als sei das ein Befehl, kleidet sich Renate an und geht, geht, geht, weiß nicht wo und wohin. Gelber Staub liegt über dem Praterstern, Millionen Geräusche scheinen darin halb zu ersticken. Man schreit, lacht, rennt; Wagen poltern, Glocken tönen, Glöckchen zirpen; Musik vom Prater, Maschinenpfiffe vom Bahnhof; und im Westen loht die Abendröte. Renate zahlt irgendwo Eintrittsgeld, es ist „Venedig in Wien." Ein Gefängnis scheint es, denn die Bäume, die sie sieht, scheinen keinen Himmel über sich zu haben. Glühlampen hängen zahllos in den Zweigen, und disharmonisch verstrickte Melodieen fließen aus allen Richtungen herbei. Es ist ein atemloses Drängen in den Alleen, und Renate wird mit Coriandolis beworfen, sodaß Hut und Kleid nicht mehr schwarz, sondern carnevalsbunt aussehen. Drüben dreht sich ein riesenhaftes Rad mit Lichtern besteckt, wie eine Sonne, die ihr Feuer bis auf ein paar Funken verloren hat. Ueberall Musik, überall Gesang, überall lustige Lacher. Man spricht Renate an, sie antwortet nicht, hört es nicht. Einmal sieht sie ein Gesicht, das sie festhalten möchte, aber es treibt fort wie ein Sandkorn im brodelnden Wasser. Oben in den Lüften ist Nacht, hier noch lange nicht. Oben schweigt die Welt, ruht die Wolke still neben dem Mond, und beide gleiten einsam über das dunkle Firmament. Renate möchte empor, aber wie könnte sie es mit schweren Gliedern. Dort geht Herr Piepenzahn. Tief entzückt vom Gesang der Italiener, legt er das eine Ohr begeistert auf die Schulter, summt lächelnd mit, wippt mit Fuß und Stock den Takt. Und dort ist der mausgraue Baron, wirft einer Geschminkten, albern Grinsenden einen Blumenstrauß zu. Renate verläßt den Ort der Vergnügungen, findet, daß es kühl ist, schauert zusammen. Die Jahreszeit ist noch zu früh, um im blanken Kleid gehen zu können. Aber wo ist Angelus hingekommen? Sie bleibt stehen und sieht sich um. Sie geht zurück bis zum Eingang und ruft. Ein Mann kommt herbei mit einer gelben Mütze, fragt, womit er dienen könne. „Mein Hund ist fort," erwidert Renate mit stockender Stimme und geht ein Stück die Praterallee hinab, wo es leer und finster wird. Angelus, ruft sie. Die Sträucher rauschen zur Antwort, das ist alles. Wartend bleibt sie stehen, mühsam sammelt sie die Gedanken. Es wird ihr klar, daß der Hund nach Hause gelaufen ist. Rasch eilt sie auf eine Tramway; ihre Ungeduld kann nicht das langsame Vehikel beflügeln. Noch ist das Hausthor geöffnet, doch Frau Gabesam ist gerade im Begriff, sich zur Nachtruhe zu entkleiden. Kein Angelus ist da. Ich hätte nicht fahren dürfen, denkt Renate verzweifelt, sicherlich wäre er mir auf dem Weg begegnet. Sie stellt sich vor den Straßeneingang des Hauses und wartet. Man sperrt das Thor zu, sie wartet immer noch, sie denkt, Angelus ist klug, weiß, wo er zu Hause ist, wird nicht säumen, zu kommen. Aber alles ist vergeblich. Vorübergehende Männer starren Renate frech an, aber sie schaut nur immer die Straße hinunter, ob Angelus nicht auftauchen wird. Ich habe ihn vernachlässigt, grübelt sie schmerzlich, und er hat es gefühlt. Ich habe erlaubt, daß man ihn schlägt und er hat es mir nie verziehen. Er war treu und geduldig, verstand alles, ein wahrer Kamerad. Er wußte besser Bescheid um seine Herrin, als irgend ein Mensch, aber ich habe es gleichgiltig hingenommen, darum verlor ich ihn. Ich werde ihn nicht mehr sehen.

Betrübt geht Renate zum Park hinunter, und ihre Blicke irren suchend umher. Die Einsamkeit, in der sie sich befindet, erscheint ihr plötzlich unerträglich. Ihr Zimmer mit den kahlen, kreidigen Wänden kommt ihr wie das Gebilde einer bösen Vision vor. Lieber will sie durch die Straßen gehen, um Angelus zu suchen, lieber will sie ihr Leben einbüßen in der

Digitized by Google

Nacht, als in jenen Raum zurückkehren. Sie spürt ihre Müdigkeit nicht mehr, sie weiß nicht mehr, wo sie geht. Eine furchtbare, geheimnisvolle, unirdische Traurigkeit kommt über sie, und ihr Mund ist geschlossen, und gefährtenlos geht sie hin. Sie friert und weiß es nicht. Es regnet und sie empfindet es nicht. Von ungefähr kommt Irene Puntschuh des Weges und schüttelt den Kopf; ihr rötliches Haar löst sich im Wind. Eugenie Hadamard sitzt auf einer Bank, stickt an einem roten Tuch unablässig bis in den Tag hinein. Aus den Fenstern eines palastähnlichen Hauses blickt Elwine Simon, und vor Glück flammen ihre Wangen. Engumschlungen stehen Gisa Schumann und Ella Holzgetan vor einer Gartenpforte, Peter Graumann geht auf sie zu, ohne in der Dunkelheit den Weg zu finden. Erschreckend bläst ein Horn in der Nacht; es ist der Feuerwagen, der durch Mariahilf stürmt, zwei Fackeln rechts und links vom Bock. Düster glühende Messinghelme auf dem Haupt, sitzen Gudstikker und der Herzog zwischen den Fackeln, und Herr Winiwaak kauert auf dem gerollten Schlauch. Gespenster, flüstert Renate totenbleich, niemals hab ich das erlebt, niemals alle diese gesehen. Und wo bin ich jetzt? Wo geh ich hin? Ich bin in einer fremden Stadt. Wie kam ich hieher? Ich will zu Miriam gehen; sie hat mich gebeten, zu kommen, doch wie find ich sie jetzt in der Nacht? wie soll ich die ferne Gasse und das kleine Haus finden, die so weit sind?

Sie erkennt das Gebäude, vor dem sie sich befindet. Es ist der Vorderbau der Fächerfabrik. Sie lehnt sich an die Mauer, beginnt vor Erschöpfung zu zittern. Das Thor öffnet sich, und zehn bis zwölf Arbeiterinnen kommen, durcheinander plaudernd, auf die Straße. Und Renate sieht, daß die Spitzenfanny dabei ist. Sie glaubt, es sei ein Traum. Aber die Mädchen haben sie gewahrt, stellen sich im Halbkreis um sie her, und die Spitzenfanny erkennt sie mit einem erstaunten Ruf. Renate bittet, daß Jene sie mitgehen lasse, und Fanny beginnt sogleich aus Mitleid zu heulen. Wie es komme, daß sie in der Nacht hier sei, fragt Renate matt. Jetzt, vor Ostern arbeite eine Anzahl Mädchen jede Nacht bis zwölf Uhr, war der Bescheid. Renate kann nicht gehen, und eines der Mädchen eilt, einen Wagen zu holen. Die Spitzenfanny nimmt Renates beide Hände, die sie eiskalt findet und küßt Renate. Ihr unberechenbares Wesen erschöpft sich in Zärtlichkeiten, bis der Wagen kommt. Eiseners Marie, die unter den wartenden Mädchen steht, hat das Gesicht in die Schürze vergraben. Sie liebt Renate, und hat doch nie mit ihr gesprochen. Renate empfindet nichts als den Trieb zu schlafen. Es ist ihr, als ob morgen ein Tag sei, verschieden von allen früheren, — ein Ziel, dem sie unbewußt zugewandert, und vor dem sie jetzt erschöpft zusammenzubrechen droht.

6.

„Welch ein Zufall, daß ich Sie gefunden habe," sagte Renate am Morgen, als sie in einem niedern, nach Moschus und Kampfer riechenden Zimmer erwachte. „Ist Angelus da?"

„Wer ob da ist?" fragte die Spitzenfanny.

„Angelus. Mein Hund. Er ist fort. Ich habe ihn verloren. Ich bin ihm nach durch viele Straßen. Gott weiß, wo ich überall war." Mit scheuem Lächeln preßte Renate die Hände gegeneinander.

„Aus Ihnen werd ich auch nicht klug," erwiderte die Spitzenfanny

Digitized by Google

kopfschüttelnd. Sie fing an zu husten und wurde fahl. „Jetzt hat die Gaudee bald ein End'," sagte sie, die Lippen schief ziehend, „Begräbnis vierter Klasse."

„Es ist ja auch ganz gleich," entgegnete Renate mit ruhigem Blick. Sie nahm einen schwarzen Pelzmuff vom Tisch und grub ihre Wange hinein. Der Muff lag vom Winter da, in einer offenen Schachtel. „Wenn ich denke, was ich alles erlebt habe," fuhr sie nachdenklich fort. „Und ich wundre mich. Ich wundre mich nur über alles. Irgend etwas wollt ich doch heute, und jetzt weiß ich's nicht mehr. Angelus werd ich nimmer finden."

„Geben Sie's doch in die Zeitung. Oder gehen Sie zur Polizei."

„Nein, nein. Er hat schon einen Grund gehabt, fortzugehn."

„Einen Grund?" Fanny machte ein Gesicht, als ob sie am Verstand ihres Gastes zweifelte.

Renate stand auf, kleidete sich an, öffnete das Fenster weit, sah mit einem inbrünstigen Ausdruck in den blauen Himmel. Die schmale, chausseeartige Straße war leer, und die Häuser sahen aus, als wären sie in der Nacht säuberlich gewaschen worden.

„Was wollen Sie denn jetzt thun?" fragte die Spitzenfanny, die mit einer Schale Kaffee kam und sie auf den Tisch stellte. „Ich muß nämlich bald in die Arbeit."

Renate stand vor dem Spiegel und hörte bei dieser Frage auf, ihr Haar zu kämmen. Ich bin immer noch ganz hübsch eigentlich, dachte sie flüchtig, ihr Gesicht betrachtend. „Was ich thun will? Ja, ich weiß es nicht. Am liebsten möcht ich jetzt weit fort reisen."

„Wissen Sie, was ich glaub, meine Liebe? Wissen Sies? Ich glaub nämlich, Sie sind entsetzlich unpraktisch." Mit einer Miene, als seien ihr jetzt alle Rätsel über Renate gelöst, stand sie da.

„Das mag schon sein," erwiderte Renate. „Aber glauben Sie denn, daß die Praktischen erlöst werden?"

„Erlöst? Wieso —?"

Renate setzte sich ans Fenster, legte in plötzlicher tiefer Mutlosigkeit die Hände in den Schooß. „Ich möchte nur wissen, warum Angelus fort ist. Irgend eine Bedeutung hat es, muß es haben"

„Aber Fräulein! Was reden S' denn da! Was solls denn sein! Wer grämt sich denn so um ein Vieh."

„Ein Vieh? Er hat alles verstanden, und jetzt versteh ich es selbst erst. Ich bin nutzlos. Oder bin ich nicht nutzlos? Sagen Sie doch selbst. Angelus ist fort, das heißt, entweder bin ich am Ende und meine Bestimmung ist aus, oder morgen schon passiert etwas so Großes, daß man darüber wahnsinnig wird." Sie war bleich, und ihre Augen brannten. Unverwandt blickte sie ins Leere.

Die Spitzenfanny, voller Ängstlichkeit, trippelte vom Fenster zur Thüre. „Trinken Sie doch Ihren Kaffee," sagte sie unruhig.

„Ich habe geschlafen," flüsterte Renate. „Es kommt mir vor, als könnt ich jetzt wochenlang nichts thun, als weinen. Dabei klopft mir das Herz ganz unsinnig."

„Sie müssen unbedingt zum Doktor gehn."

„Das ist keine Krankheit für den Doktor, Fanny." Ein leichter, hastiger Schritt auf dem Sand des gegenüberliegenden Wegs veranlaßte Renate, hinauszublicken. Sie fuhr zusammen, streckte unwillkürlich die Hand aus. Die Eilige von drüben blieb stehen und schaute herüber, den Kopf

Digitized by Google

vorbeugend, mit der Hand die Augen vor der Sonne schirmend. Dann kam sie rasch ans Fenster und streckte Renate den Arm entgegen. Renate ergriff die Hand und lächelte etwas verstört. „Immer so eilig, Miriam," sagte sie beklommen.

„Ach, wie gut, wie gut, daß ich Sie treffe," sagte Miriam und Renate erschrak, als sie genauer in das verweinte Gesicht des jungen Mädchens sah. „Kommen Sie doch, bitte, oder darf ich hinein?"

„Nein, ich komme," entgegnete Renate hastig, und in einer seltsamen Ahnung begann sie zu zittern. Ihre Stimme kam ihr hohl und unverständlich vor. „Vielen, vielen Dank, Fanny," stammelte sie, indem sie den Hut aufsetzte und ihren Schirm nahm. „Leben Sie wohl und vielen Dank!"

Die Spitzenfanny war gerührt, wehrte ab. Miriam wartete am Thor, zerrte nervös an ihren Handschuhen. „Mein Bruder ist krank," stieß sie hervor.

„Ihr Bruder Agathon?" fragte Renate und blieb stehen. Nur eine Sekunde lang schloß sie die Augen: — fahle Erinnerungen an Träume.

„Und ich muß zu ihm reisen," fuhr Miriam mit erstickter Stimme fort.

„Wo ist er denn?"

„In Mähren. Irgendwo ist er dort zusammengebrochen. Man hat ihn zu einer Bäuerin geschafft, in ein Haus oder altes Schloß. Schloß Helfenstein bei Leipnik. Ich habe vom Arzt dort ein Telegramm bekommen. Agathon wollte mich treffen, ich sollte ihm entgegen, in einer Woche, und unterwegs kam das. Sein Herz ist krank, das steht in dem Telegramm."

„Und Sie gehen natürlich gleich, Miriam?"

„Ach, wie hab ich Sie gesucht, Renée!"

„Sagen Sie doch nicht Renée zu mir. Ich heiße Renate, Renate Fuchs. Alles war Lüge damals. Renate heiß ich."

Miriam ergriff Renates Hand. „Ich wußte es ja, wußte es damals schon, daß Sie eine Andere sind. Jener Dawill damals sagte es schon. Ich weiß ja alles."

„Miriam!" Ein Blutstropfen quoll aus Renates Unterlippe. „Und warum haben Sie mich denn gesucht? Ich auch, wahrhaftig, ich habe Sie gesucht, ohne es zu wissen."

„Darja ist fort. Darja und ich, wir haben seit Februar zusammengewohnt. Bis vor acht Tagen. Und dann ist Darja fort mit —" Miriam wankte, stützte sich an einen Gartenzaun und sah verzweifelt vor sich nieder. „Aber hier sind wir ja," sagte sie gefaßter und schritt voran in den Flur des kleinen Häuschens, wo eine junge Magd mit Aufwaschen beschäftigt war. Sie traten in ein Zimmer, das gegen das Gärtchen lag, und Miriam legte sich aufs Bett und schluchzte lautlos. „Agathon, Agathon," flüsterte sie, als Renate ihr mechanisch besänftigend über die Schulter strich. Im Zimmer lag alles in größter Unordnung umher. Die Schränke mit Kleidern und Wäsche waren ausgeräumt, ein unberührtes Frühstück stand auf dem Tisch. Die Sonnenstrahlen fielen gebrochen durch eine Wasserflasche, und Regenbogenfarben bemalten ein entfaltetes Telegramm.

„Reisen Sie mit mir, Renate," bat Miriam und richtete sich auf. „Wenn Sie mitgehn, ist vieles leichter, denn so allein wie ich jetzt bin, davon haben Sie keinen Begriff. Erinnern Sie sich noch an das Bild, das Sie mir in Zürich geschenkt haben? Das hab ich im Winter an Agathon geschickt. Und nach einiger Zeit kam es zurück, und er hat darunter geschrieben: Die halte fest, Miriam. Das hat mich merkwürdig berührt

Digitized by Google

damals. Zwei Tage später sah ich Sie dann draußen auf der Straße und konnte Sie nicht einmal sprechen."

Renate erwiderte nichts. Wie eine ferne, doch unvollendete, eigentümlich süße und friedliche Melodie begann es ihr zu klingen.

„Werden Sie mitgehn, Renate?" fuhr Miriam flehentlich fort. „Sehen Sie, wenn ich allein ginge, — ich kann nämlich mit keinem Fremden mehr reden. Alle kommen mir wie Tiere vor. Seit acht Tagen bin ich eingeschlossen, habe nicht gewagt, auf die Straße zu gehen."

„Aber was ist vorgefallen?"

„Werden Sie mitgehen?"

„Wie kann ich denn das! Sie wissen nicht, wie arm ich bin."

„Renate! Sprechen Sie doch nicht so abscheulich. Warum wollen Sie mich herabsetzen. Heute noch fahren wir, um ein Uhr nachmittags. Um sieben Uhr sind wir dann dort. Ich habe alles schon nachgesehen."

„Dann muß ich aber gleich nach Hause."

„Lassen Sie mich mit. Ich will nicht allein sein."

Miriam schickte die Magd um einen Wagen, und während der Fahrt erzählte sie mit klangloser Stimme, und ihre Hände waren dabei zusammengekrampft. „Darja fuhr im Oktober nach Holland, wo ihr Mann war. Ende Januar kam sie zurück und sagte nun, daß sie jetzt geschieden sei. Ich war froh, daß ich sie hatte, und wir wohnten beisammen. In unserm Häuschen oben wohnte noch Jemand, den ich schon lange kannte. Und nicht nur kannte, sondern auch . . . Eines Tages im Herbst begegneten wir uns im Flur. Er sah mich an, ich konnte es nicht mehr vergessen. Er war ein Arzt. Nur Arme behandelte er und nahm kein Geld. Oft gingen wir zusammen spazieren, sprachen viel. Ich wurde gleich sehr eingenommen von ihm und dann ganz verzaubert. Auch in der Woche gingen wir oft spazieren, mocht es noch so kalt sein. Einmal in einer sternklaren Nacht und der Schnee lag, sagte er mir, wie ganz anders sein Leben sein könnte, wenn ich es mit ihm teilen wollte. Ich antwortete darauf, das wollt ich gern. Weiter sprach keins ein Wort. Als wir zuhaus im Flur Abschied nahmen, küßte er mich. Sonst war nie etwas. Immer wenn wir uns gute Nacht sagten, küßten wir uns. Er hatte auf alles Einfluß, was ich dachte und unternahm. Und nun kam Darja. Erst unterhielt sie sich viel mit ihm, dann auf einmal sprachen sie nicht mehr. Ich versuchte sie zu versöhnen, glaubte, daß sie sich zerzankt hätten. Aber einmal wachte ich auf in der Nacht, da war mir elend und ahnungsvoll zu Mut, und ich ging, um Darja zu wecken. Ich hörte leise sprechen, als ich vor der Thüre stand. Die Thür wird aufgemacht, und . . . Ja was soll ich sagen. Ich bin auf der Stelle hingesunken. Am Morgen waren sie fort. Ich kann Ihnen versichern, mein Herz ist so . . .!" Sie machte eine Faust, die sie krampfhaft zusammendrückte, um Renate das Gepreßte ihres Herzens zu veranschaulichen. Renate hauchte einen Kuß auf die Schläfe des Mädchens, und Miriam schlang die Arme um Renates Hals. Voller Erfahrungen, wie Renate war, konnte sie sich gleichwohl nicht überlegen geben. Ja, sie erschien sich nicht wie eine Erfahrene, sondern wie eine für Vertrauen Dankbare, für jede Schuld Mitschuldige.

„Ist Angelus da?" waren die ersten Worte, die sie lebhafter als sonst, an Frau Gabesam richtete. Ein mürrisches Kopfschütteln raubte ihre Hoffnung.

„Nun müssen wir aber packen," sagte Miriam, auf- und abgehend

Digitized by Google

die Augen nicht vom Boden erhebend. Es ist Darjas Zimmer gewesen, dachte sie beständig. Sie hatte gar nicht heraufkommen wollen, als es ihr Renate mitgetheilt hatte.

Frau Gabesam kam mit Renate herein und machte wallnußgroße Augen: erstens über die Reisenachricht, dann über das mysteriöse Auftauchen der jungen Dame, die sie so oft bei der früheren Mieterin gesehen hatte. Ihrem simplen Verstand erschien nunmehr die ganze Welt als ein Hexenkessel, worin Menschen und Schicksale in einer verwirrenden Weise durcheinandergerührt werden. Sie fing an, den Kopf zu schütteln, und hätte ihn wohl bis zum nächsten Monatsbeginn weiter geschüttelt, wenn die beiden Katzen sich nicht unter der Thüre gezeigt hätten.

„Ich habe Briefe von Ihrem Bruder an Darja gefunden," sagte Renate und gab Miriam die Papiere mit einem sonderbar verschleierten Blick in die Hand. Während der ganzen Zeit, in der Renate beschäftigt war, las Miriam die Schriftstücke, konnte sich nicht losreißen, und ihr Wesen nahm während der folgenden Stunden unbewußt etwas Getragenes und Feierliches an.

Alles ordnete Renate, und die kurz bemessene Zeit vermehrte ihre Ruhe und Umsicht. Dann ging es wieder zu Miriam zurück und dort an ein letztes Packen, und zwei Stunden später saßen sie schon im Zug und sahen sich an, halb ermüdet, halb erstaunt. In einer sonderbaren Aufwallung ergriff Miriam Renates Hand und drückte einen Kuß darauf. Renate fuhr zusammen wie unter einem Schlag. Die schwarzen Augen Miriams glänzten fieberhaft, wandten sich ab vom Fenster, als wollten sie sich dem Anblick der Stadt verschließen und waren doch nicht fähig dazu. Dabei lächelte sie fast verzerrt. Ihrem erregten Gemüt erschien die große Stadt nur als Behälter des einen einzigen Unrechts, das sie selbst darin erlitten.

Eine lange Ebene gegen Norden. Später dann leicht geschwellte Hügelketten mit dem samtenen Nachmittagsdunst der Frühlingssonne. Immerzu fahr ich so rätselhaft durch die Welt, dachte Renate; ein unsichtbarer Arm kommt und trägt mich fort: nach Süden und Westen und Osten bin ich gegangen, und heute zum ersten Mal nach Norden. Wer hat die Fäden ineinandergeschlungen? Zum ungefähren Spiel oder zu Sinn und Plan? „Ob wohl alles seine Bedeutung hat, was man erlebt," fragte sie aus diesen Gedanken heraus. Sie waren allein, konnten ungestört plaudern.

„Man muß Agathon fragen, Agathon weiß das alles," antwortete Miriam naiv.

„Ist Agathon groß?"

„Groß, ja. Groß und schön. Schön sind besonders die Augen. Es giebt keine solchen Augen mehr in der Welt. Und die Stirn darüber ist wie bei Marmorköpfen."

„Und wie ist er in seinem Wesen?"

„Still."

„Immer? Immer still?"

„Nein, es ist eine innere Kraft bei ihm, die sich von selbst verkündet. Das ist es. Anders kann man es nicht ausdrücken. Und weil ich das weiß, bin ich ja doch so ruhig. Ihm droht keine Gefahr."

„Ach, Miriam, mir scheint es, auch Sie haben diese Kraft. Auch Ihnen droht keine Gefahr. Wäre ich wie Sie gewesen, ich hätte nicht mein Herz verschleudert. Jetzt ist es mir wie denen, die von der Kirche ausgeschlossen sind."

Digitized by Google

„Doch kann man überall seine eigene Kirche bauen."

„Wenn man stark ist, ja."

„Sehn Sie doch die Felder, Renate. Es ist wie fränkisches Land. Und das ist schon Mähren, wo wir sind."

„Ist das nicht eine Windmühle, dort drüben?" fragte Renate.

„Das glaub ich nicht. Ein Windrad, glaub' ich."

„Wie neu mir das alles vorkommt," sagte Renate mit einem saugenden, fast flehenden Blick auf die Landschaft.

„Die Bäume hier am Rain! Wunderbare Pappeln!"

Renate seufzte tief auf, hatte ein bittersüßes Gefühl in der Brust und fand keine Worte für etwas, das sie gerne ausgesprochen hätte.

Und nun war das Ziel erreicht, — eine kleine Station, eine breite, von grauem Staub bedeckte Chaussee zur Stadt. Sie fuhren im Wagen zwischen Reihen liliputanischer Häuser, aus denen ja hie und da ein weißes Matronengesicht oder neugierige Kinderaugen sahen. Dann hinaus gegen Schloß Helfenstein, und während die Sonne fern in die Ebene hineinsank, überließen sie sich willig einem Schweigen, das schon vorher in allen ihren Reden sich angekündigt hatte. Da war ein Strom, zur Hälfte ausgetrocknet und eine morsche Brücke drüber hin. Dann Sandflächen, dann ein Stück Acker gegen den dämmernden Himmel geschwellt wie ein Bauch. Bauern mit fremdartigen Zügen gingen vorbei; Rinder brüllten sehnsüchtig hinter einem Wäldchen. Gehölze waren bunt verstreut, Baumgruppen am weitgekrümmten Bachufer. Dann kam der Schloßberg und Miriam entlohnte mit zitternder Hand den Kutscher. Schweigend stiegen sie empor. Kühler Wind wehte von der Ebene herauf. Das zerfallene Schloß mit hohlen Fenstern, ohne Dach und ohne Thore, wurde hinter langgestreckten fahlen Baumzügen sichtbar, und es war eine tiefe, tiefe Einsamkeit, ohne Laut. Frühvergilbte Gräser zitterten am Hang und die noch kurzen, grünen Halme im Weizenfeld bogen sich wie ein Tuch.

„Wo soll es sein?" flüsterte Miriam befangen und wandte den Blick zum geröteten Himmel. Seitwärts am Berg war ein langgezogener grauer Holzschuppen, über dem der Himmel doppelt hoch erschien, dann ein altertümlicher Bau mit dürftigen Fenstern, die jetzt heiß erglühten in der Abendröte. Renate blickte hinüber, konnte nicht reden, nicht denken, kaum gehen. Sie preßte den Mund zusammen, und in ihrem bleichen Gesicht waren die Augen fest geschlossen und hatten einen angestrengten Zug.

Ein Mädchen kam aus einem Seitenweg, der durch das Gebüsch verdeckt war. Miriam nannte den Namen der Bäuerin, und das Kind, das einen kleinen Strauß von Schlüsselblumen, Rittersporn und Wiesen-Vergißmeinnicht trug, nickte überaus ernsthaft, zeigte nach der Höhe und schritt voran. Nach einigen Schritten drehte es sich um, lächelte schelmisch und verlegen und reichte Renate alle seine Blumen hin.

Siebzehntes Kapitel

Die Bäuerin, die in die Dunkelheit eines Wiesenplans heraustrat, welcher mit einem dürftigen Zaun umschlossen war, sah prüfend und angestrengt den eintretenden Frauen entgegen. Ihr Kopf war mit einem Tuch

Digitized by Google

umwunden, ihr Gesicht war auffallend intelligent und von bewegtem Mienenspiel. „Welche ist die Schwester?“ fragte sie mit einer herben, tiefen Stimme, und fügte dann, ausschließlich zu Miriam gewendet hinzu: „Er hat Sie den ganzen Tag erwartet. Er war ungeduldig und hörte nicht auf meine Worte.“

„Führen Sie uns zu ihm,“ antwortete Miriam, kaum der Sprache mächtig, mit beiden Händen nach dem Arm der Frau greifend.

„Er schläft jetzt,“ sagte jene mit einem Gesicht, welches aussah, als sei es unfähig, zu lächeln. „So lange er schläft, müssen Sie warten, und wenn es Gott will, müssen Sie die ganze Nacht warten.“

„Aber sehen will ich ihn.“

„Das geht nicht an,“ erwiderte die Bäuerin. „Ein Blick kann unruhige Träume machen. Wenn Sie Hunger haben, es giebt hier Milchsuppe, schwarzes Brot und Butter.“

„Wo ist er? Wo ist Agathon?“ forschte Miriam, mit furchtsamen Augen die Alte betrachtend.

„Die Holzstiege links geht zum Heuboden, unten ist die Kuh. Daneben sehn Sie den Thorweg und ein Stück von der Steintreppe. Die Steintreppe führt in den Turm hinauf und da liegt er. Die Mauern droben sind zwei Meter dick. Kein Wetter kommt da hinzu.“

„Ein Turm? Ich sehe keinen Turm.“

„Wir nennen es den Turm, wenns auch keiner ist. Es braucht nicht alles so sein, wie mans nennt. Gott ist auch im Unglück, und wir schreibens doch dem Teufel zu.“

„Wie kommt es denn, daß Agathon hier ist, sagen Sie? Wo ist der Arzt und was meint er? Meint er, daß Agathon bald gesund wird?“

„Viel auf einmal. Aufs Fragen bin ich eingerichtet, aufs Antworten nicht immer. Aber seis drum, da Sie die Schwester sind. Wen haben Sie denn da mitgebracht?“ Sie deutete auf Renate, die auf der Bank unter einem alten Birnbaum saß und sich nicht regte.

„Es ist eine Freundin,“ gab Miriam verschüchtert Auskunft. „Allein hätte ich nicht reisen können. Ich selbst . . . habe Unglück gehabt . . . hatte das mit Agathon nicht erwartet.“

„Ja, was thut Gott nicht alles,“ murmelte die Bäuerin. „Das Unerwartete zeigt uns, was wir wert sind. Ich will Ihnen jetzt zu essen bringen, dann können wir ja immerhin reden.“ Die Entschiedenheit in allem, was das Weib sprach, machte Miriam bange. Sie sah ihr nach, wie sie mit festem, bedächtigem Gang dem Schuppen zuschritt und setzte sich dann zu Renate, die kein Wort redete, sondern hinüberblickte auf die kaum noch wahrnehmbaren Umrisse der Schloßruine. Die Bäuerin kam mit einem Tisch zurück, den sie mit erhobenen Armen trug, und auf welchem das Notwendige für ein Abendessen vorbereitet war. „Ins Zimmer können Sie nicht herein,“ sagte sie, „da ist kein Aufenthalt für Sie. Schlafen müssen Sie oben im Heu, das heißt, immer die eine, die andre kann bei ihm wachen. Es ist ganz gut, daß Sie zu zweien sind. Marika!“ — schrie sie hinüber, „bring die Laterne heraus!“

Das Kind, welches Miriam und Renate heraufgeführt, brachte eine Art Stall-Laterne, stellte sie auf den Tisch, lächelte kaum merklich und huschte davon wie ein scheuer Vogel. „Es ist noch kühl außen,“ sagte die Bäuerin, ohne auf ihr Mädchen zu achten, und sah mit verschränkten Armen

Digitized by Google

neben dem Baum stehend zu, wie Miriam und Renate, mehr mechanisch, als aus Hunger, zu essen begannen. Sie beobachtete die nervöse Ungeduld, zu fragen, zu erfahren, auf Miriams Gesicht, schwieg aber beharrlich, so lange die beiden aßen. „Haben Sie Gepäck mitgebracht?“ fragte sie endlich.

Miriam nickte, war aber nicht fähig, zu antworten. „Wir haben alles auf dem Bahnhof liegen und lassen es morgen holen,“ sagte Renate an ihrer statt. Die Bäuerin heftete den Blick ihrer stahlgrauen, dumpf leuchtenden Augen fest auf Renate. Dann schob sie einen Bottich, der hinter dem Baum stand, näher und setzte sich darauf, vor die Schmalseite des Tischs.

„Was ist es also mit Agathon, Frau!“ brach endlich Miriam mit flüsternder Stimme aus. Sie zitterte.

„Frau Wilmofer können Sie mich nennen,“ versetzte die Bäuerin ruhig. „Er,“ — Renate bemerkte, daß jene Agathon nie beim Namen nannte, — „er kam vor drei Tagen. Junge Bekannte sind wir nicht mehr. Vor vierzehn Monaten schon war er im Mährischen, und ich kann sagen, daß er Marika das Leben gerettet hat. Marika war krank, es war tief im Dezember, und wir hatten so viel Schnee wie seit zwanzig Jahren nicht mehr. Ich konnte nicht in die Stadt kommen, des Schnees halber und weil ich Marika nicht verlassen konnte. Wir leben da oben gar nicht in der Welt nämlich. Aber in der größten Verzweiflung, da kam er durch den hohen Schnee, als ob ihn Gott hergetragen hätte. Ich lag schon auf der Diele und heulte, denn Marika regte sich nicht mehr. Seit vier Wochen hatte ich schon keinen Menschen gesehen, und der letzte war der Pippesen-Bola, der uns alle drei Tage mit seinem Wagen das Wasser heraufführt, denn hierherum ist kein Brunnen. Und wie er nun kam aus dem Schnee, wars wie eine Erscheinung und nach acht Tagen hatte Marika die Gesundheit wieder. Und dann ging er weiter ins Galizische hinüber. Ihn hat Gott hergetragen damals. Vor drei Tagen bin ich bei der Kuh, da hör ich Marika rufen, und wie ich herauskomme, seh ich ihn auf der Bank da und glaubte, eine Leiche seis. Frau Wilmofer, sagte er, ich kann nicht weiter. Und wir legten ihn hinauf, und der Kreisdoktor kam und Marika lief aufs Amt mit dem Telegramm.“

„Und was sagt der Doktor?“

„Etwas lateinisches sagt er und den Kopf schüttelt er. Das Herz! Er muß übrigens bald kommen. Früh um neun und abends um neun kommt er. Ein guter Mensch und liebt seinen Kranken. Verdrießlich thut er, aber er ist gut und kein Weg wird ihm zu sauer.“

„Aber warum ist jetzt Niemand bei Agathon?“

„Er hat gebeten, daß wir gehn möchten. Nicht einmal Marika soll wachen.“

Ein dumpfer, schwerfälliger Schritt vor dem Zaun ließ alle drei aufhorchen. „Der Kreisdoktor,“ sagte die Bäuerin befriedigt, und ihr Gesicht wurde hell. Miriam vermochte sich nicht zu rühren. Sie saß als ob ein Urteil über sie gefällt werden sollte. Renate legte den Arm um die Schulter des jungen Mädchens. Der Doktor kam, grüßte mit einer komischen Grandezza, indem er seinen verwitterten Hut lüpfte und machte: „Ah, sehr gut, sehr gut,“ um zu zeigen, daß er auf alles vorbereitet sei. „Was ist es, was für eine Krankheit ist es, Herr Doktor?“ fragte Miriam, dem Aufschluchzen nahe, und erhob sich ungestüm.

Der Kreisphysikus machte ein betrübtes Gesicht, holte mit den Armen aus und schlug sie gegen den Rumpf zurück, wobei er überdies noch die

Digitized by Google

Achseln zuckte. „Degeneration des Herzens, mein Fräulein," sagte er mit einer sonderbaren Mischung von Wohlwollen, Traurigkeit und wissenschaftlicher Würde.

„Ist es denn gefährlich, ich bitte Sie um der Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir die Wahrheit."

Der Arzt trat völlig in den Lichtkreis der Laterne und stützte das Kinn in die Hand. „Es ist jedenfalls eine recht merkwürdige Krankheit," sagte er mild und versonnen, und etwas Pfarrerhaftes lag in seinem Wesen. „Also ich will einmal sagen, ein abgenutztes Herz, ein zu sehr verbrauchtes Herz will ich sagen. Und das führt dahin, wohin wir alle müssen, will ich sagen. Also da Sie mich im Namen der Barmherzigkeit anflehen, will ich einmal sagen, daß so ein Herz vergeht wie der Schnee im Mai."

„Ist keine, keine Hilfe möglich?

„Hilfe, mein Fräulein? Da will ich sagen: nein."

„Und wenn ein berühmter Arzt käme?"

„Oh, mein Fräulein, ich will einmal sagen, daß ein berühmter Arzt nicht auch ein guter Arzt sein könne. Aber wo nimmt er ein neues Herz her? Ich will sagen, mit welchen Mitteln steht ihm solches zu Gebot?"

Miriam bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Führen Sie mich zu ihm," hauchte sie. „Schon eine Stunde bin ich da und man hat mich zurückgehalten. Ich will ihn sehen."

„Gehn Sie hinauf, Wilmoferin," sagte der Kreisarzt zu der schweigenden Bäuerin. „Sehen Sie, ob er wacht, bereiten Sie ihn langsam vor."

„Wenn er wacht, zündet er die Kerzen an, Herr Kreisphysikus." Doch in demselben Augenblick wurden die drei Fenster in der Steinmauer hell. Miriam zuckte zusammen. Frau Wilmofer ging zum Thor hinüber, an den Holzstößen vorbei. Der Kreisarzt schaute ihr nach. „Eine Person von Gold," sagte er in der Absicht, die beiden dumpf schweigenden Frauen abzulenken. „Eine goldene Person. Sie ist nicht, was man eine geborene Bauersfrau nennt. Sie ist von oben, ich will sagen, aus der Gesellschaft. Hat den Wilmofer geheiratet, einen Bauern bemerkte ich, der arm war wie Hiob. Ein interessantes Schicksal, ein starkes Gemüt, ein ehernes Herz. Eine Frau, eine erhabene Frau, will ich einmal sagen."

Weder Miriam noch Renate hörten recht, was er „einmal" sagen wollte. Frau Wilmofer trat unter den Thorweg und winkte mit der Hand. Miriam stieß einen schwachen Schrei aus und lief hinüber. Der Doktor stapfte langsam hinterdrein und seufzte schwer in Pausen von je drei Schritten. Nun saß Renate allein, den großen Himmel über sich, ringsumher das tiefem Atmen gleiche Rauschen der Bäume. Hoch in den Lüften gingen die dunklen Wolken hin und machten huschende Lichtpunkte aus den Sternen. Die Schläge ihres Herzens zählte Renate und erinnerungslos war plötzlich ihr Geist. Je länger sie hinüberschaute auf die welligen Flächen der Baumkronen, je heller schien das Land zu werden, als ob verborgene Lichtquellen selbst die Mitternacht noch zur Dämmerung machen könnten. Sie erstaunte nicht, wie sie hierhergekommen. Sie fand es so, als sei sie immer hier gewesen neben dem Wald und neben dem Acker.

Ziemlich lange saß sie, achtete nicht des kühlen Windes, fühlte nicht das Vorbeigehen der Zeit. „Renate, kommen Sie," flüsterte auf einmal Miriam neben ihr und führte sie über den Rasen zur Steintreppe des „Turms." Es war eine so enge Treppe, daß kaum zwei nebeneinander zu gehen vermochten. Es roch nach Moder; am Thor führte eine schwarze, thürlose Oeffnung in

Digitized by Google

einen unterirdischen Gang zur Ruine. Aus diesem Loch strichen faule, erdige Dünste empor. Renate glaubte noch nie eine so lange Treppe erstiegen zu haben, und bis sie endlich das Licht sah, schwand alle Kraft aus ihren Gliedern. Miriam schien merkwürdig gefaßt, zeigte eine edle Ruhe. Auf der Schwelle stand Marika mit einem feierlichen Gesichtchen und leicht geröteten Wangen, — voller Anmut. Frau Wilmofer und der Physikus standen zu Füßen des Bettes, und Jene hielt die Kerze hoch, während der Doktor Aufzeichnungen in sein Notizbuch machte. Es war ein großer Raum, der aber durch zwei tiefe, bauchige Nischen sehr verkleinert schien. Auch die Decke war gewölbt, und zwei massige, tragende Quadersteine ließen auf die Dicke der Mauern schließen. Die Wände waren weiß getüncht. Nichts stand in dem Raum als das Lager, der Tisch, eine flache Kiste und ein Brett mit einigen Büchern. Miriam führte Renate an das Bett und sagte: „Das ist Renate." Und Renate streckte die Hand aus und fühlte eine andere, weiche, trockene Hand in der ihren. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, und nur langsam vermochte sie zu sehen und zu hören. Sie sah in die dunklen Augen eines Mannes, und ihr Blick prallte wie erschrocken davon ab. „Siehst du, Agathon, ich habe sie festgehalten," sagte Miriam mit feuchtem Blick und mit einer zärtlichen Stimme. Agathon schüttelte lächelnd den Kopf, während der überraschte Ausdruck in seinen Zügen blieb. „Und doch war das Bild schlecht," sagte er, und der seltsam belebte Mund preßte sich ein wenig zusammen. Dann strich er mit der abgemagerten Hand die Haare aus der Stirn und lag so ruhig, als lausche er einem Geräusch. „Sie sind schrecklich bleich," sagte Miriam zu Renate, die sich mit den Fingern an den Hals griff und eine atemsuchende Bewegung des Kopfes machte. Der Doktor trat zu Agathon, schlug das braune Hemd, das seine Brust bedeckte, zurück und legte die Hand auf das Herz des Kranken. „Wie lang läuft das Uhrwerk noch?" fragte Agathon lächelnd. — „Oh," erwiderte der Kreisphysikus entrüstet. „Jahrzehnte! Jahrzehnte! Eine eigenartige Frage muß ich sagen!"

„Ich bleibe gleich hier," sagte Miriam, „und Sie, Renate, gehen zur Ruhe."

Renate schaute sich mechanisch um, kniete dann vor Marika hin und küßte sie auf die Stirn. Frau Wilmofer beobachtete es mit unbeweglichem Gesicht. Nur das Kind sah, wie es wild und fassungslos um Renates Lippen zuckte.

Der Weg zum Heuboden war ziemlich beschwerlich. Man mußte auf einer Leiter hinaufsteigen, und oben war es schwül und finster. „Wir haben nur ein einziges Bett," entschuldigte sich die Bäuerin, „und das hat er, der Kranke. Ich und Marika haben nichts als den Strohsack."

„Es ist ja gleich, wo man schläft," erwiderte Renate dankbar, doch ein wenig scheu.

„Wenn man schläft, ist's gleich, jawohl. Gute Nacht."

„Gute Nacht." Der Lichtschein verschwand langsam, und Renate lag im Heu, regte sich nicht, hielt die weitgeöffneten Augen an den Himmels-Ausschnitt geheftet, der vor dem Eingang hing wie ein dunkles Glas. Lebendige Gestalten traten im Halbkreis um sie herum, aber ehe man sie deutlich gewahren konnte, waren sie wieder verschwunden. Stallgeruch drang zu Renate, und unten regte sich die Kuh. Es kamen Visionen, die sich deutlich unterschieden von Traumbildern, und es zeigte sich eine Figur von fremdartiger Prägung, voll philosophischen Wesens, die vernehmlich aus

Digitized by Google

einem Buche las, etwa: — der Irrweg, der doch zum Ziele führt, erfüllt dich mit der Einsicht von der Notwendigkeit deines Schicksals. Zu spät, erwiderte Renate, und die Nacht nahm ein dunkleres Gewand um ihre Schulter, blieb unbeweglich und geräuschlos liegen vor den Pforten des Morgens.

Als es Tag war, wußte Renate nicht, ob sie geschlafen habe. Sie erhob sich, reinigte ihr Kleid von Halmen und Heustaub, nachdem sie an der Leiter herabgeklettert war, wusch das Gesicht in einem Zinnbecken, trank frische, warme Milch. Miriam kam, übernächtig und müde, blickte geblendet in das Sonnenlicht, wollte aber nicht von Agathons Bett weichen. Renate irrte umher, wußte kaum, worum es sich handelte, als das Gepäck vom Bahnhof kam, wagte nicht, das Krankenzimmer zu betreten. Sie wanderte zur Ruine, irrte ruhlos durch das verfallene Gemäuer, von dem nur noch die rohen Backsteine zu sehen waren, mit vielen Thüren, Thoren, Fenstern, zerstörten Fenstern. Ueberall lag Schutt, als ob hier allnächtlich der Sturm tose, lediglich um der Zerstörung willen; auf den Simsen wuchs das Gras. Renate setzte sich schließlich vor ein Thor, blickte auf die Ebene hinunter, auf ferne, bläuliche Wälder, auf das dumpf schimmernde Band eines Stromes, und etwas jahrzeitloses lag auf diesem Bild: düsterer Herbst und stiller Frühling zugleich. Renate, in einer sphinxhaften Haltung, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, glaubte vergehen zu müssen in einer geheimnisvollen Verzweiflung, die anders war als alles, was sie bisher empfunden. Die Natur selbst begann zu ihr zu reden, der Ausdruck ihres Gesichts hatte etwas Flehentliches, als sei sie bereit, sich selbst zu opfern, wenn nur das nicht geschah, was sie fürchten mußte. So erschien ihr der Reigen der Stunden als etwas Geisterhaftes, und der Abend kam, wie wenn es gar nicht Tag gewesen wäre. Sie hatte mit einem Bauern am Hang geplaudert, einem mageren Burschen mit kleinem, lebhaften Gesicht, sie war mit Marika bis zur Landstraße gegangen und beide hatten Blumen gepflückt. Der Kreisphysikus war gekommen, und beim Abendbesuch schrieb er wieder in sein Notizbuch und Frau Wilmofer hielt ihm die Kerze hoch.

„Man muß, muß einen Arzt aus Wien kommen lassen," sagte, als er fort war, Miriam mit zusammengepreßten Zähnen leise zu Renate.

Agathon hatte es jedoch gehört. Er richtete sich ein wenig auf und schüttelte den Kopf. „Erinnerst Du Dich denn nicht, was ich Dir gesagt habe, Miriam," sagte er, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Vergiß es doch nicht . . ."

Miriam schwieg, klammerte sich an das Brett des Lagers und wandte das Gesicht langsam gegen die Wand. „Aber ich will wachen, ich will die Nacht über hier bleiben," murmelte sie dann gequält.

„Wenn Du bleibst, Miriam, wird es schlimmer für mich sein, als wenn ich allein wäre," gab Agathon zurück und atmete tief. „Du mußt ruhen. Ruh Dich doch aus von der Stadt. Die Stadt hat Dich verfinstert und verbittert."

Renate sagte etwas und hörte ihre eigene Stimme nicht.

„Ja, nur wenn Renate bleibt, kann ich ruhen," sagte Miriam, und Renate spürte die Lippen des jungen Mädchens auf ihrem Hals. „Gute Nacht, Agathon," sagte sie dann und ging mit schleppenden Schritten, ihr Lager aufzusuchen.

Renate schob die flache Kiste von der Wand zum Bett und setzte sich

Digitized by Google

darauf. Es war plötzlich so auffallend ruhig geworden, daß die Luft im Raum zu singen anfing.

„Wie kommt es nur, daß es so war, als seien Sie mir längst nahgewesen," sagte Agathon, und sein überaus bleiches Gesicht wandte sich Renate zu. Der dunkle Bart um Mund und Kinn warf einen Schatten bis zur Stirn, die dann weiß und marmorn gegen die feuchten Haare sich bog.

„Ich, ich habe längst von Ihnen gehört," antwortete Renate. „Gudstikker war es, der Ihren Namen nannte."

Agathon Geyer zuckte überrascht zusammen, hob den Kopf empor. „Gudstikker —?" fragte er langsam und erstaunt zurück, und wiederholte, gänzlich in der Macht einer nebelhaften Erinnerung: „Gud—stikker! Ein Dichter, nicht wahr? Ja, er kannte mich, und das ist lang her. Ich erinnere mich, ein Hinterpförtchen-Mensch, nicht wahr?"

Renate nickte, und ihr Oberkörper sank vornüber.

„Es ist fast noch aus der Knabenzeit," fuhr Agathon fort, und seine Stimme klang, wie immer förmlich, sordiniert. „Er war ein Wahrheitsager, der stets log. Er that wie ein Prophet, und doch ging er nur auf Abenteuer aus."

Wieder nickte Renate, und ihre Hände umklammerten fest ihre Kniee.

„Und sie kannten ihn also?"

„Oh, sehr gut, sehr gut."

„Warum so bitter? Freilich, wenn Sie ihn gut gekannt haben, muß es wohl bitter sein. Ich erinnere mich, ich sehe ihn noch. Ich höre noch seine einschmeichelnde Stimme, seine Honigstimme, sehe noch seinen Blick voll Ueberzeugung. Er ist das schlechte Prinzip, aber sympathisch gemacht durch Scharfsinn und Ueberfeinerung. Er ist ein Schriftsteller, weil ihm dadurch seine eigene Seele versteckt wird, weil ihr ein eitles Gewand umgehängt ist. Verstehen Sie?"

„Oh, es ist wahr, und ich verstehe es gut," flüsterte Renate.

„Und wie kam es, daß Sie ihn kannten? Es ist nicht Neugierde, Renate. Ich nenne Sie Renate nur als Freundin Miriams, seien Sie nicht böse darüber. Wie kam es? Oder ist es Geheimnis?"

„Nein, ein Geheimnis ist es durchaus nicht."

„Also dies", antwortete Agathon mit einem Blick rätselhaft sicheren Verstehens. „Ja, es giebt viele solche. Sie nehmen eine Frau und saugen ihr das Herz aus. Das ist ihre Kunst so. Im Tiefsten sind sie gleichgiltig, aber dies reine Blut berauscht sie. Keine geht an ihnen vorbei, ohne ihre Unersättlichkeit zu reizen." Renate zitterte und Agathon bemerkte es, machte eine beruhigende Geste und sagte sanft: „Erschrecken Sie nicht. Ich weiß von einem Mädchen, sie hieß Monika, war rein wie das geläuterte Gold. Und er, Gudstikker, kam und ging und hat sie mit Lebens-Unruhe erfüllt. Sie verging an meiner Seite."

„Und er ist wie Alle, wie Alle," stammelte Renate, die das Gefühl hatte, sich unrettbar verirrt zu haben.

„Was ist es mit Ihnen, Renate, warum können Sie nicht emporschauen?"

„Es ist zu schwer," hauchte Renate furchtsam gegen die Finsternis der Nischen, gegen die vor den Fenstern blickend.

„Sie kommen von weit her, haben einen langen Weg gemacht, wie?"

Digitized by Google

„Ja, einen sehr langen Weg," antwortete sie wie ein Kind, das voller Scheu Rede steht.

„Und allein?"

„Allein. Keiner half. Jeder trieb mich auf's neue in eine Wildnis."

„Und wie kamen Sie hieher? Ich meine nicht den Grund, den ich kenne, mit Miriam und das; den unsichtbaren Grund mein ich, den Sie ahnen."

„Ich weiß es nicht. Es war Bestimmung. Auch habe ich Briefe gelesen, die Sie an Darja Blum geschrieben haben. Und da wurde es plötzlich hell und es trieb mich nach irgend einer Ferne . . . Nein, nein, ich kann nicht reden."

„Und hier, was soll es hier, Renate?"

„Ich weiß es nicht. Hier will ich sein."

„Hier? Wer soll hier eine Suchende beglücken können?"

„Ich suche ja nicht mehr."

„Nur wer vor dem Tod steht, kann das von sich sagen."

„Ach nein! nein!" Wie ein dumpfer Schrei löste sich dies von Renates Lippen. Sie richtete den Kopf empor und legte den Arm über die Augen.

„Aber solche Erfüllungen sind selten, begegnen uns nicht auf den Straßen," sagte Agathon versonnen. „Sie sind blind gewesen, haben eine Wanderung angetreten, haben den Abgrund nicht gesehen, der neben Ihrem Schritt sich beständig öffnete. Sie haben vertraut, weil Sie erfüllt waren vom Weg, vom Weg allein. Sie haben sich aufbewahrt, haben nicht mit eigenen Lippen geredet, nicht mit eigenen Händen gefühlt, nur gelitten mit eigener Seele. Haben sich aufbewahrt für das ferne Ziel allein, ohne zu wissen, ja, ohne zu glauben. Ist es das?"

„Ja, ja, ja," antwortete Renate, bis in das innerste Herz erzitternd, mit einer Mischung von Jubel und Qual. „Jetzt erst verstehe ich mich."

„Es liegt alles in Ihren Augen, in Ihrer Stimme," sagte Agathon leise nickend. „Beraubt und doch nicht ärmer geworden. Trockenen Fußes über Sumpf und Schlamm. Ach, ich liebe die Frauen," sagte er plötzlich leiser, mit einer Innigkeit, die wie Musik war. „Ich liebe ihr Schicksal und ihre Leiden, ihr Vertrauen lieb' ich und ihre unbefangenen Blicke. Jetzt aber kommt eine neue Zeit für sie, denn jedes Gefühl wird kräftiger in ihnen, und sie fangen an, den sinnlichen Vorurteilen zu mißtrauen und wollen ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und wollen nicht mehr leibeigen sein."

Agathon schloß erschöpft die Augen und lag stille da. Sein Puls schien rascher zu laufen, eine blaue Ader an der Schläfe trat deutlich hervor. Renate wagte nicht, sich zu rühren, empfand auch kein Verlangen darnach. Auf fernen Höhen wandelte ihre Seele. Ein Morgenlicht brach ein in alle Poren. Ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Gebet, aber sie fühlte dessen Ueberflüssigkeit, fühlte, daß der Gott mit ihr ging, so lange sie sich nicht selbst verlor. Wieder begann die Luft zu schwirren und zu singen und bisweilen klang es wie ein ferner, feierlicher, hymnenartiger Choral. Alles an ihr begann zu vibrieren, begann teilzunehmen an diesem Gesang der Lüfte, dem kühl und mysteriös ein Hauch von Ewigkeit voranzugehen schien. Wohl eine Stunde konnte so verflossen sein, da blickte Renate zum ersten Mal furchtlos in das Gesicht des Schläfers. Dann erhob sie sich, trat in

Digitized by Google

die tiefe Nische, und öffnete ein Fenster. Alles Land schlief, weil Agathon schlief. Dunkel war der Höhenzug vor der Ruine und heller der Himmel. Doch der Berg und seine Umrisse schienen ihre Dichtigkeit verloren zu haben, und ein leichter, goldner Schimmer wie ein Traumhauch lag auf ihm, oder ein Licht in seinem Innern hatte nicht völlige Durchleuchtungskraft. Ein grüner Stern strahlte ganz einsam über der Ebene, die zu atmen schien in ihrer tiefen Ruhe. Renate rührte sich nicht, und die Regungslosigkeit ihres eigenen Schattens, der sich auf dem Rasen drunten malte, gab sie erst der Welt zurück. Als sie sich umwandte und auf das Bett zuschritt, lächelte sie bang, denn Agathons Augen waren unverwandt und fragend auf sie gerichtet. Er bat sie um ein Glas Wasser, und sie brachte es herbei, reichte es ihm, während ihre Lider halb geschlossen waren.

„Sie haben ein schönes Gesicht, Renate, wie ich wenige gesehen habe," sagte Agathon ernst und nachdenklich. „Besonders, wenn man ihren Mund sieht, weiß man, daß Sie niemals lügen werden."

„Nein, ich lüge nicht," entgegnete Renate tonlos.

„Und jede Regung von innen wird Ihre Stirne verraten. Das ist es, was an der Zeichnung fehlt. Und was viel mehr als alles ist, in Ihrem Blick liegt Unsterblichkeit."

„Wie ist das möglich?" fragte Renate mit einem schüchternen und lautlosen Lachen.

Agathon lächelte fein. „Es ist nicht schwer zu erraten." Dann, nach einem Schweigen: „Es ist schön, wenn Sie langsam die Lider aufschlagen, als könnten Sie nicht glauben, daß all die Dinge noch ebenso da sind, wie vorher, da Sie sie gesenkt haben."

„Ich meine, Sie sollten nicht so viel sprechen," sagte Renate, Blutröte auf den Wangen.

Agathon blickte lange zur Decke empor. „Nun lieg ich da und warte auf den Tod," sagte er endlich. „Ich bin nicht enttäuscht, kein Schiffbrüchiger, auch kein Sieger. Ich habe gelebt, und das Leben hat mich zerrieben, das ist alles. Es ist wunderbar, so zu sterben, denn viele Leiden trag ich mit hinüber. Auch das Ihre, Renate."

Allmählig kam der Tag, und mit der ersten Dämmerung schon erschien Miriam und setzte sich an das Bett des Bruders, nachdem sie Renates Hand lange in der ihren gehalten hatte. Sie sah verstört aus wie nach unvollkommenem Schlaf, und Heuhalme hingen ihr im dunkeln Haar. „Du bist ja auch krank, Miriam," sagte Agathon und packte ihren Arm. Das junge Mädchen lächelte und schüttelte heftig den Kopf. Renate ging und wollte ruhen, schreckte nach einer Stunde wieder empor, trieb sich auf dem Berg und in den Gehölzen herum, kehrte zurück, ging mit Marika nach Leipnik, kam totmüde wieder heim, konnte doch nicht schlafen, nicht essen, nicht trinken, fand Agathon bleicher als gestern, die Augen durchleuchtender, und Miriam war nicht fähig, sich aufrecht zu erhalten, mußte sich auch gegen Abend auf Frau Wilmofers Strohsack legen, die mit ihrem Kind im Heu schlief. Renate sollte wieder Nachtwache haben, und wurde nun ruhiger, und ein sonderbarer, schwermütiger Triumph erfüllte sie darüber.

Und der Physikus war schon fort, und alles lag im Frieden, da setzte sich Renate auf den Bettrand und erzählte Agathon von ihrem Leben. Sie unterbrach sich kaum, erhob kaum ihre Stimme dabei, wurde nicht erregt und nicht durch Erinnerung ergriffen, erzählte wie im Dienst einer Mission, mit einer einfachen Wahrhaftigkeit von Ereignis zu Ereignis gehend. Und als sie damit fertig war, schwieg sie zuerst ein wenig, plötzlich aber kam

Digitized by Google

es ihr vor, als ob das Herz in ihrer Brust sich zu bewegen anfing, als ob die dunklen Fenster dieses Raumes einen lautlos scheuen Tanz ausführten. Etwas kam über sie wie der Druck einer übergewaltigen Ungerechtigkeit, und die heißesten Thränen, die sie je geweint, seit sie denken und empfinden konnte, entquollen ihrem Innern. Wie von einem starken Arm gebrochen, sank sie zusammen und weinte, als ob all ihr Leben sich in diesen bitteren Strom ergießen sollte. Doch ein andrer Arm umfing sie und das Gesicht an Agathons Schulter gepreßt, schluchzte sie weiter mit seufzenden, seltsam flüchtigen Lauten. Und Agathon strich gütig seine Hand über ihr Haar und sagte nichts, sondern hielt sie fest, und seine Augen bekamen einen warmen, inbrünstigen und entzückten Glanz. „Ach mir ist so leicht jetzt, grenzenlos!“ flüsterte Renate, ohne sich zu rühren.

„Du bist es Renate, die für mich ist,“ sagte Agathon sterbensbleich.

„Und Du bist es für mich,“ erwiederte Renate dumpf, wie in seinen Körper hinein. Sie schmiegte sich an ihn mit einer leidenschaftlichen Kraft, und ihr Wesen wachte auf wie aus tausendfältigen Hinterhalten, und überall ergoß es sich von Flammen, überirdischen, ungezählten, und die Zeit schien grenzenlos zu sein, die bloße Lebenszeit, bis an das Ende aller Welten. Es war kein menschliches Gesicht mehr für Renate, sondern das eines Gottes, eines Schicksals, einer Erfüllung. Das Glück, das sie empfand, war angesammelt aus Generationen her, um dieser einen, scheinbar so flüchtigen Nacht eine Fort- und Fortdauer zu verschaffen für die Künftigen. Renate, kleiderlos wie die Natur selbst, lag sie neben Agathon und ihre Küsse waren voll von jahrelanger Sehnsucht, von geheimnisvoller Glut, und sie wußte nun, daß dies Liebe war und alles andere nichts, und daß sie in Agathon gewesen war von Anfang an und es sein würde bis über das Leben hinaus. „Und wenn Du sterben mußt?“ fragte sie, sich aufrichtend, und die Lippen auf seine Hände drückend.

„Kann ich denn sterben für Dich, Renate? Ist das für uns dasselbe, was für die Andern der Tod ist? Ich sterbe nie für Dich, Renate. Du darfst nicht trauern.“

„Nicht trauern . . .,“ flüsterte sie verloren.

Agathon beugte sich und küßte ihre Brust. Sie klammerte sich an ihn und drückte die Wange auf seine kühle Stirn, die wie von Schauern berührt wurde. Ich bin es nicht mehr selbst, dachte Renate, ich bin eine Andere, eine Neue. Niegekannte, unvertilgbare Ruhe zog in ihre Seele.

Und Agathon sagte leise, den Mund an ihrem Ohr: „Renate! Hörst Du, Renate?“

„Ja, ich höre Dich,“ erwiderte Renate, richtete sich ein wenig auf, als horche sie in die weite Nacht.

„Renate, wenn es ein Knabe sein wird, nenn ihn — hörst du mich Renate?“

„Dich allein hör ich, Agathon.“

„Nenn ihn Beatus. Und es wird ein Knabe sein!“

„Beatus.“ . .

„Und erzieh ihn rein, Renate. Erzieh ihn wie Parsifal, fern von Allen. Willst Du das?“

„Ich will es.“

Ein graues Frühlicht kam aus den Tiefen der Ebene, und Renate kleidete sich an. Und als sie Agathons Hand wieder berührte, war es eine kalte und leblose Hand. Und das Gesicht, das sie mit ihrem Hauch streifte,

Digitized by Google

war kalt und leblos. Es war von einem Ausdruck der Schwärmerei und der Zuversicht erfüllt.

So starb Agathon Geyer.

Renate aber stieß einen langen, klagenden Ruf aus, kniete nieder und legte das Gesicht auf das weiße Linnen und blieb so, bis Miriam kam, die von Unruhe hergetrieben wurde.

Als Epilog

Agathons Grab liegt hinter der Ruine des Schlosses Helfenstein, das einzelne verfallene Mauerreste wie bedürftige Arme gegen den grauen, mährischen Himmel streckt. Zu Häupten des Grabes stehen zwei junge Tannenbäume, und zu seinen Füßen beginnt schon der Wald. In den ersten Wochen wanderten Renate und Miriam täglich hinüber und ruhten dort und führten flüsternde Gespräche. Dann aber war es Renate allein, welche kam, denn Miriam zog wieder hinaus, eine Ruhlose, Unbeglückte, um jenes Leben zu führen, von welchem Renate gekommen war. Ihr war es bekannt geworden, daß die Todesnacht zur Nacht der Liebe geworden war, und, bald erfuhr sie es, zur Nacht des Lebens. Sie küßte Renate, aber in ihren Kuß war ein wunderlicher Zorn gemischt, der nichts Persönliches, vielmehr etwas Schicksalsvolles in sich trug.

Renate aber blieb. Das Zimmer des „Turms" war ihre Behausung, und Agathon lebte und atmete mit ihr, ob sie nun schlief oder wachte. Für sie gab es keine Einsamkeit mehr, auch wenn ihr nicht jeder Baum zum lebenden Wesen geworden wäre. Ihr wurde kein Tag zu lang, und eine jede Nacht brachte den traumlosen Schlaf. Sie stand der Bäuerin Wilmofer zur Seite in den kleinen, leichten Feldarbeiten, und so fühlte sie sich im Dienst der Erde, im Dienst der Fruchtbarkeit. Das Verhältnis zu dieser Bäuerin wurde zur Freundschaft, der ersten und einzigen, die sie im Leben hatte. Gemeinsames war in der Vergangenheit, unzerstörbaren Frieden bot die Gegenwart. Oft kam Marika zu Renate, wollte zuerst Märchen wissen und dann Wahrheiten. Doch eines knüpfte sich ins andere und formte einen schelmischen, graziösen Geist und ein ernstes, lebensvolles, freudebereites Herz.

Der Frühling stand in voller stummer Pracht, als Renate ihrem Vater schrieb. Drei Tage lang schrieb sie an diesem Brief, der eine königliche Würde im Ton enthielt, und dessen geheimnisvolle Zärtlichkeit gleichwohl nicht unverborgen blieb. Die Unwissende war nun wissend geworden, das ungekannte Ziel war erreicht, keine Finsternis bestand mehr; so durfte sie sagen, was in ihr lebendig war und einen eilfertigen Fluch als nicht geschehen betrachten. Und die Antwort kam wenige Tage darauf, die rasche Antwort eines Vereinsamten. Es waren tastende Worte voll unsicheren Gefühls, halb trotzig und halb beschämt. Doch einen Monat später, da erschien er selbst und stand bald mit Renate am Grab ihres Gatten. Doch eine Einsamkeit wie diese war nicht für den Frühgealterten, der keines seiner Lebensbedürfnisse zu missen vermochte. Nach acht Tagen reiste er wieder ab und wußte, daß er ein Kind neu gewonnen hatte, dessen

Digitized by Google

tiefes Wesen ihn mit Ueberraschungen erfüllte und ihn Vergangenes betrauern ließ.

So vergingen die Monate, und als Renate einem Knaben das Leben gab, nannte sie ihn Beatus. Er hatte Agathons Stirne und Agathons Augen, doch Renates bangen und zugleich entschlossenen Mund. Und nun kamen Wochen und Monate und Jahre der Herrlichkeit für Renate, die Mutter. Sich selbst und den unsichtbaren Geliebten sah sie neu aufleben in einer vollkommeneren und reineren Gestalt. Beatus erschien ihr der Sonne verwandt; sie selbst empfing Wärme und Leben durch ihn, und alle Aeußerungen seines Daseins erschienen ihr wie die unmittelbaren Kräfte der Natur, die seine wahre Lehrerin wurde, fern von den Städten, den Menschen. Und wenn Renate mit Beatus auf dem zerbrochenen Schloßwall stand und aufmerksam über die friedliche Ebene blickte, an deren Rand die Sonne hinabglitt, war es, als stünde sie auf den Trümmern der Vergangenheit und vermöchte im Geist das Kommen eines neuen Geschlechts erschauen, das stark war durch die Bestimmung zur Liebe.

Ende.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche und Heinrich von Stein.

Briefwechsel mit Erläuterungen von Elisabeth Förster-Nietzsche.

In den achtziger Jahren, der Zeit der großen Einsamkeit meines Bruders, sprach er öfters die Sehnsucht aus, Jünger zu haben, die durch seine Bücher angeregt, nun von ihm weiter in der Erkenntniß seiner Philosophie gefördert werden sollten.

Noch aus der ersten Periode seines Schaffens war ihm der treue Freund und Jünger Peter Gast geblieben, der ihm besonders nach der musikalischen Seite seines Wesens hin nahe stand, aber nun begehrte er doch nach neuen Jüngern, die ihm durch seine späteren Bücher, die er selbst als Angelhaken bezeichnete, gewonnen worden wären. Er stellte jedoch sehr hohe Anforderungen und wenn sich ihm hie und da Verehrende zeigten, so empfand er sie beinahe als Demüthigung, so unsympathisch erschien ihm ihre Art und Weise. Was ihn so besonders abstieß, war die Unvornehmheit der Gesinnung, die er ganz instinktiv herausfühlte. Ein durch und durch vornehmer Sinn ließ ihn das unschönste Aeußere vollständig vergessen, wenn auch sein Schönheitssinn sonst nach wohlgebildeten Menschen verlangte. Ein Mal aber war er so glücklich, einen Menschen zu finden, der innerlich und äußerlich das Ideal dessen vorstellte, wie er sich seine Jünger träumte. Carl Heinrich Freiherr von Stein, geboren am 12. Februar 1857, war dieser „prachtvolle Mensch und Mann," der sich ihm verehrend nahte und von ihm als Jünger auserkoren wurde. Der nachfolgende Briefwechsel giebt eigentlich nur eine undeutliche Vorstellung davon, was sich die Beiden in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft gewesen sind. Mein Bruder hörte zuerst von Stein im Winter 1877/78, als er ein merkwürdiges Büchlein in die Hand bekam: „Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Pensier" und dazu vernahm, daß der Verfasser, eine in seltener Weise sympathische Persönlichkeit, mit Malwida von Meysenbug und wenn ich nicht irre, auch mit Dr. Rée bekannt geworden sei. Das Büchlein hatte mein Bruder mit einigem Erstaunen angesehen, als er aber dabei hörte, daß es ein Zwanzigjähriger geschrieben habe, meinte er doch, daß aus dem Verfasser dieses Büchleins wahrscheinlich etwas Bedeutendes werden würde. Ihre persönlichen Beziehungen begannen erst im Herbst 1882. Dr. Heinrich v. Stein, der sich damals in Halle als Privatdocent habilitirt hatte, besuchte meinen Bruder während eines Aufhaltes in Leipzig, traf ihn aber leider nicht zu Hause. Mein Bruder schickte ihm die Aushängebogen der „Fröhlichen Wissenschaft" und schrieb ihm sein Bedauern darüber:

Geehrtester Herr Doctor,

ich bin Ihres Besuches verlustig gegangen, das thut mir leid — ein Brief rief mich an jenem Tage von Leipzig weg. —

Digitized by Google

Darf ich mir erlauben, Ihnen heute den Aushängebogen meines letzten Buches zuzusenden? So haben Sie wenigstens eine Möglichkeit, sich mit mir auch in Halle unterhalten zu können (eine andre Möglichkeit, daß ich einmal zu Ihnen komme, vorbehalten.)

Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauern und Wagnern mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat.

Ihnen von Herzen

zugethan

Dr. Nietzsche.

Leipzig, Auenstraße 26, 2. Etage.

Als Antwort schickte Dr. v. Stein meinem Bruder die Aushängebogen seines neuesten Werkes, das zwölf Gespräche historischen Charakters unter dem Titel „Helden und Welt" enthielt. Mein Bruder, der immer schon für Savage Landor's „Imaginary conversations" eine große Vorliebe gezeigt hatte, fühlte sich durch die Art der Darstellung sehr angenehm berührt. Der nachfolgende Brief schildert den Eindruck den das Buch auf ihn hervorgerufen hatte.

„Aber, lieber Herr Doctor, Sie hätten mir gar nicht schöner antworten können, als Sie es gethan haben — durch Uebersendung Ihrer Bogen. Das traf glücklich zusammen! Und bei allen ersten Begegnungen sollte es ein so gutes „Vogelzeichen" geben!

Ja, Sie sind ein Dichter! Das empfinde ich: die Affekte, ihr Wechsel, nicht am wenigsten der scenische Apparat — das ist wirksam und glaubwürdig (worauf Alles ankommt!)

Was die „Sprache" betrifft — nun, wir sprechen zusammen über die Sprache, wenn wir uns einmal sehen: das ist nichts für den Brief. Gewiß, lieber Herr Doctor, Sie lesen noch zu viel Bücher, namentlich deutsche Bücher! Wie kann man nur ein deutsches Buch lesen!

Ah, Verzeihung! Ich that es selber eben und habe Thränen dabei vergossen.

Wagner sagte einmal von mir, ich schriebe lateinisch und nicht deutsch: was einmal wahr ist und sodann — auch meinem Ohre wohlklingt. Ich kann nun einmal an allem deutschem Wesen nur einen Antheil haben, und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen: meine Vorfahren waren polnische Edelleute, noch die Mutter meines Großvaters war Polin. Nun, ich mache mir aus meinem Halbdeutschthum eine Tugend zurecht und nehme in Anspruch, mehr von der Kunst der Sprache zu verstehen als es Deutschen möglich ist. — Also hierin auf Wiedersehn!

Was „den Helden" betrifft: so denke ich nicht so gut von ihm wie Sie. Immerhin: er ist die annehmbarste Form des menschlichen Daseins, namentlich wenn man keine andre Wahl hat. Man gewinnt etwas lieb: und kaum ist es Einem von Grund aus lieb geworden, so sagt der Tyrann in uns (den wir gar zu gerne „unser höheres Selbst" nennen möchten): „Gerade das gieb mir zum Opfer." Und wir geben's auch — aber es ist Thierquälerei dabei und Verbranntwerden mit langsamem Feuer. Es sind fast lauter Probleme der Grausamkeit, die Sie behandeln: thut dies Ihnen wohl? Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich selber zuviel von dieser „tragischen" Complexion im Leibe

Digitized by Google

habe, um sie nicht oft zu verwünschen; meine Erlebnisse, im Kleinen und Großen, nehmen immer den gleichen Verlauf. Da verlangt es mich am meisten nach einer Höhe, von wo aus gesehen das tragische Problem unter mir ist. — Ich möchte dem menschlichen Dasein etwas von seinem herzbrecherischen und grausamen Charakter nehmen. Doch, um hier fortfahren zu können, müßte ich Ihnen verrathen, was ich Niemandem noch verrathen habe — die Aufgabe, vor der ich stehe, die Aufgabe meines Lebens. Nein, davon dürfen wir nicht mit einander sprechen. Oder vielmehr! so wie wir Beide sind, zwei sehr getrennte Wesen, dürfen wir davon nicht einmal mit einander schweigen.

Von Herzen Ihnen dankbar

und zugethan

F. Nietzsche.

Ich bin wieder in meiner Residenz Genua oder in deren Nähe, mehr Einsiedler als je. Santa Margherita Ligure (Italia). (poste restante).
Anfang Dezember 1882.

Ich kann nicht behaupten, daß der nachfolgende Briefwechsel alle Briefe enthält, die sich mein Bruder und Stein geschrieben haben. Jedenfalls ist von beiden Seiten nichts mehr als das Vorliegende aufgefunden worden. Daß einige Briefe fehlen, geht aus den vorhandenen ziemlich deutlich hervor. Gleich der nächste Brief Stein's an meinen Bruder sieht wie eine Antwort aus. Offenbar hat mein Bruder der Sendung des 1. und 2. Theils des Zarathustra die Mahnung hinzugefügt, das neue Buch auf sich wirken zu lassen und vorderhand noch nicht zu kritisiren, was Stein in dem nachfolgenden Dankesbrief auch treulich befolgt.

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzsche.

Halle 4. Oktober 1883.

Hochgeehrtester Herr!

Die Gesinnungen und Ansichten, welche Sie in Ihrem neuesten Buche aussprechen, muthen mich so verwandt und vertraut an, wie ich dieß nicht erwarten konnte. Welcher Segen ruht auf diesem Buche, wenn es in einem Einzigen die große Sehnsucht — und zugleich das: Bleibt der Erde treu! bestärkt. — Auf Ihre Gedanken zu etwaiger genauerer Besprechung einzugehen, haben Sie mir zu bestimmt verwehrt. Aber Sie gestatten mir gewiß, und nehmen es gerne an, wenn ich Ihnen für die mir durch Uebersendung Ihres Buches bewiesene Freundlichkeit aus vollem Herzen ehrerbietigst danke.

Heinrich von Stein.

Auch der folgende Brief ist ein Dankesbrief und zwar für den dritten Theil des Zarathustra. Wie fein empfindet Dr. v. Stein, daß er hier jede Kritik unterläßt und nur in den Versen Giordano Bruno's eine Andeutung davon giebt, wie dieses neue Werk auf ihn gewirkt hat.

Digitized by Google

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzsche.

Hochgeehrter Herr!

Wie soll ich für Ihre neue Gabe danken — für die warme Wahrheit, deren Herzschlag mir daraus entgegenschlägt. Ich mache es wie damals, als Sie so gütig es mir gelingen ließen, und schreibe, was ich gerade wieder einmal unter den Händen habe, übersetzte Gedichte Giordano Bruno's, zur Mitfreude hin.

„Wem dank ich's, daß ich nun mit freier Seele
Und schreckenlos den Flug des Lebens wage,
Die allgemeinen Ketten nicht mehr trage —
Denn Seltne nur entließ die bange Höhle;

Ein Demant-Beil erlahmt an diesem Hage
Der Endlichkeit — wie möcht' ich mich entraffen
Der Zeit und ihrem Ingesind und Waffen,
Dem Lauf der Alter, Jahre, Stunden, Tage?

Nun wohl! Ich fürchte nicht, den sie erlogen,
Der alten Mähr krystallnen Himmelsbogen,
Ich breche durch, mir ist der Weg gebahnt.

So daß ich mich zu andern Erden hebe,
Endlos durch das Gefild des Aethers schwebe,
Vorbei den Welten, die ich einst geahnt.

Du Berg — es hält in ihren Grabes-Gründen
Dich tief die Erde fest.
Doch du bist stark, und in den Sternen steht dein Haupt.

Von aller höchsten Dinge höchster Höhe
Stammt tief in meiner Brust
Der Widerstreit, ob ich den Toten, ob ich Gott gehöre.

Oh gieb dein Recht nicht auf! Ergieb dich nicht!
Du weichst — es führt in Fesseln
Der Fährmann dich über des Acheron
Schwarze, kalte Gewässer.

Erkühne — erkenne dich! Erklimme
Die heilgen Firnen:
Denn nun bist du bei Gott, du flutheſt,
Ein Flammenmeer, empor.

Und das schon früher übersetzte, welches seiner Zeit **Wagner** ganz außerordentlich gefiel:

„Die Doggen los! — Mit allen seinen Hunden
Zum Wald Aktäon eilt. Ein schlimmer Segen
Führt ihn auf ungewiß verschlungnen Wegen,
Edelsten Wildes Spur hat er gefunden.

Da sah er, was nicht Mensch noch Gott erschaut,
Ein Weib in Wellen — war so wunderhold,
Nicht Alabaster, Elfenbein und Gold,
Kein Meister hätt's zu bilden sich getraut.

Digitized by Google

Der Jäger ist darob zum Wild geworden,
Hat vor den Hunden, die er losgekettet,
In toller Hatz das Leben kaum gerettet. —

Vom hohen Ziel, vom Fluge ohne Schranken
Kehrt so ihr jetzt euch um, mich zu ermorden,
Oh meine unbarmherzigen Gedanken.

Wie sehr wünschte ich, daß Sie diesen Sommer zum Parsifal nach Bayreuth kämen. Man kann ja, allen Bemühungen hierfür zum Trotz, doch nicht vorhersagen, ob die Aufführung in ihrer ursprünglichen Richtigkeit lange bestehen wird. Wenn ich an den Parsifal denke, so denke ich an ein Bild reiner Schönheit, — an ein Seelen-Erlebniß reinmenschlicher Art, die dargestellte Entwickelung eines Knaben zum Manne. Durchaus kein Pseudo-Christenthum, und überhaupt weniger Tendenz ist für mich im Parsifal, als in irgend einem Wagner'schen Werk. So schreibe ich denn auch — zaghaft und kühn zugleich, meinen Wunsch hier nicht als Wagnerianer nieder, sondern weil ich dem Parsifal diesen Hörer, und diesem Hörer den Parsifal wünsche.

Viel gedachte ich Ihrer in letzter Zeit im Gespräch mit Ferdinand Laban, der den Winter über in Berlin war, nun leider wieder, wir wissen kaum, wohin, von uns gegangen ist.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, und grüße Sie ehrerbietigst.

Berlin 17. Mai 1884.

Heinrich von Stein.

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

Mein lieber Herr Doctor,

diese Gedichte Giordano Bruno's sind ein Geschenk, für welches ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin. Ich habe mir erlaubt, sie mir zuzueignen, wie als ob ich sie gemacht hätte und für mich — und sie als stärkende Tropfen „eingenommen". Ja wenn Sie wüßten, wie selten noch etwas Stärkendes von außen her zu mir kommt! Ich sprach vor zwei Jahren mit einer Art Ingrimm davon, daß ein Ereigniß wie der Parsifal ferne von mir, gerade von mir, vorübergehen mußte; und auch jetzt wieder, wo ich noch einen zweiten Grund weiß, um nach Bayreuth zu gehen, — nämlich Sie, mein lieber Herr Doctor, der Sie zu meinen großen „Hoffnungen" gehören — auch jetzt wieder habe ich Zweifel daran, ob ich hinkommen darf. Nämlich: das Gesetz, das über mir ist, meine Aufgabe, läßt mir keine Zeit dafür. Mein Sohn Zarathustra mag Ihnen verrathen haben, was sich in mir bewegt; und wenn ich Alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewußtsein sterben, daß künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun.

Verzeihung! — Es giebt so ernste Dinge, daß von ihnen zu reden man erst um Verzeihung bitten sollte.

Zuletzt möchte ich doch erfahren, wann die Aufführungen sind, wann Sie selber nach Bayreuth kommen und ob Sie vielleicht geneigt wären, mich

Digitized by Google

im Oberengadin (Sils-Maria) zu besuchen: — dort nämlich habe ich seit Jahren meine „Sommer Residenz“ (eine Stube in einem Bauernhause).

Von Herzen

Ihr

Nietzsche.

Venezia, San Canciano calle nuova 5256
am 22. Mai 1884.

Bei dem Erscheinen des dritten Theiles hatte mein Bruder bereits jede Hoffnung aufgegeben, etwas wirklich Verständnißvolles über den Zarathustra zu hören, ehe nicht das große Prosa-Werk seiner neuen philosophischen Anschauung daläge und klar den Leuten sagte, was er eigentlich mit dem Zarathustra gemeint habe. Diese „vorläufigen“ Urtheile machten ihn ungeduldig. Er schreibt an Peter Gast am 2. September 1884:

„Ich bin überdies mit den Haupt-Aufgaben dieses Sommers, wie ich sie mir gestellt hatte, im Ganzen fertig geworden — die nächsten sechs Jahre gehören der Ausarbeitung meines Schema's an, mit welchem ich meine „Philosophie“ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein „Erbauungs- und Ermuthigungs-Buch“ ist — im Uebrigen dunkel und verborgen und lächerlich für Jedermann.

Heinrich von Stein, ein prachtvolles Stück Mensch und Mann, an dem ich Freude gehabt habe, sagte mir ganz ehrlich, er habe von besagtem Z. „zwölf Sätze und nicht mehr“ verstanden. — Das that mir sehr wohl.“

Auf den Brief meines Bruders vom 22. Mai 1884 aus Venedig antwortet Heinrich von Stein:

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzsche.

Berlin C. Poststraße 23, III — 28. Mai 1884.

Hochverehrter Herr!

Ihnen eine Freude gemacht zu haben, ist für mich ein Erlebniß, ein allerfreudigstes. Von Herzen gerne würde ich Sie im Sommer im Gebirge besuchen; aber ich kann überhaupt erst vom August an, und auch dann nicht völlig unabhängig über meine Zeit verfügen. Nach Bayreuth hoffe ich zu den letzten Aufführungen kommen zu können; die diesjährigen Aufführungen sind am 21. 23. 25. 27. 29. 31. Juli, 2. 4. 6. 8. August. In jedem Falle halte ich an dem Plane eines Zusammentreffens mit herzlicher Absicht und Hoffnung fest

Ihr ehrerbietig ergebener

Heinrich von Stein.

Die Anmeldung von Steins Besuch fehlt. Mein Bruder antwortet ungefähr am 22. Aug. 1884.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

„Sehr willkommen! Sehr ersehnt — mehr sage ich heute nicht. Nehmen Sie in Sils-Maria das Hôtel Alpenrose: da esse ich jetzt zu Mittag. Ein Wort noch über die muthmaßliche Stunde Ihrer Ankunft in Silvaplana: daß ich Sie, wertheſter Herr, daſelbſt abholen kann.

Von Herzen erfreut

Mittwoch. der Einſiedler von Sils-Maria.

Stein kam nur für wenige Tage nach Sils-Maria faſt theilnahmslos für die Natur, nur in den Anblick meines Bruders verſunken. Eigentlich haben ſie ſich nur zwei Tage wirklich genoſſen, denn bei Stein's Ankunft hatte mein Bruder gerade Migräne, die am folgenden Tag gegen Abend wiederkehrte und erſt am dritten Tag ihn vollkommen verließ. Stein notirt in ſeinem Tagebuch:

„26. VIII. 84. Nach Sils, abends bei Nietzſche. Bejammernswerther Anblick. 27. Großartiger Eindruck ſeines freien Geiſtes, ſeiner Bilderſprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfſchmerzen — abends Anblick ſeines Leidens. — 28. Er hat nicht geſchlafen, iſt aber friſch wie ein Jüngling. Welch ſonniger, herrlicher Tag!“ — Man vergleiche hiermit den Brief vom 24. September 1884, zweiter Abſatz. Von dieſer Zuſammenkunft haben Beide die herrlichſte Erinnerung behalten. Mein Bruder, mit dem ich kurz darauf in Zürich zuſammentraf, konnte nur mit bewegter Stimme von dieſem wundervollen Menſchen ſprechen, bei dem ihn auch alles ſo tief ſympathiſch berührte. In der That waren Beide in ihren Charakteren, vielleicht auch ſelbſt in der Art ihrer Begabung, einander ſehr ähnlich. Ich habe ſpäterhin Gelegenheit gehabt, Privatbriefe Stein's aus ſeiner Jünglingszeit und ſeinem Mannesalter kennen zu lernen: bei manchen hatte ich das Gefühl, als ob mein Bruder ſo geſchrieben haben könnte, wenigſtens den Empfindungen nach, die ſie ausdrückten, wenn auch nicht gerade dem Stil nach. Beide waren Verkörperungen jener höchſten und feinſten Moral, die das chriſtliche und ritterliche Ideal jemals hervorgebracht hat, dabei Beide im Grunde ihrer Seele tief ernſt, faſt melancholiſcher Natur. Nur war mein Bruder als der Aeltere bereits zum Humor und zum Lachen durchgedrungen und er ſprach die beſtimmte Hoffnung aus, daß wenn Stein mit ihm längere Zeit zuſammen wäre, er es auch noch lernen würde. Hatte er doch an jenem ſchönen ſonnigen Tag in Sils-Maria ſchon einen ſo herrlichen Anfang in der Heiterkeit gemacht. Mein Bruder ſagte, daß ihm das Lachen bezaubernd geſtanden hätte. Auch noch eines anderen merkwürdigen Ausſpruches meines Bruders erinnere ich mich aus jener Zeit unſeres gemeinſamen Aufenthaltes 1884 in Zürich: „Weißt Du, eigentlich kann ich nur mit ſolchen Menſchen moraliſche Probleme beſprechen, bei den anderen leſe ich ſo leicht in den Mienen, daß ſie mich vollſtändig mißverſtehen und nur das Thier in ihnen ſich freut, eine Feſſel abwerfen zu dürfen.“ Ueber dasſelbe Thema ſprach ſich mein Bruder mit meinem Mann im Herbſt 1885 aus. Mein Mann erzählte, wie ſich Stein ihm gegenüber ſo ſehr beklagt habe, wie einſam er ſich unter der großſtädtiſchen Jugend fühle, die eigentlich kein anderes Problem als das geſchlechtliche kenne und ihre ekelhafte, überreizte Sinnlichkeit

Digitized by Google

als Gesundheit ausgäbe. Mein Bruder bestätigte es, daß er auch ihm gegenüber bitter geklagt habe und einige Stellen aus dem Zarathustra als so besonders richtig in dieser Beziehung bezeichnet hätte. Mein Bruder citirte die Stellen und fügte hinzu: „Stein ist eine stolze und reine Herrennatur, er paßt nicht zu diesen niederen Sklavenseelen." — „Desto besser paßt er zu Dir," fiel ihm mein Mann lebhaft in's Wort, „er konnte nicht genug beschreiben, wie verwandt er sich Deiner Natur gefühlt." — „Vielleicht sind wir uns ähnlich," sagte mein Bruder, „jedenfalls sind wir die Herren unserer Sinne und kennen noch andere wichtigere Probleme als das geschlechtliche."

Auch Stein sprach sich mir gegenüber mit tiefster Ergriffenheit über diesen Besuch in Sils-Maria aus: sein Geist habe in der Nähe meines Bruders Flügel bekommen und er betrachtete dieses Kennenlernen als eines der größten Ereignisse seines Lebens. Seine große Liebe und Verehrung für Wagner, seine Hochschätzung für Dühring hinderte ihn nicht daran, so zu empfinden; mein Bruder behauptet sogar, daß deren Erziehung ihn „zum mindesten feinfühlig in Bezug auf das verborgene Pathos eines Einsam-Daherziehenden gemacht habe." Als Stein mir von seinem Besuch in Sils-Maria erzählte, konnte er sich auch, wie ich schon anderweit erzählt habe, nicht genug über die prachtvolle Elasticität von meines Bruders Natur verwundern. Nach zwei Leidenstagen sei er strahlend und heiter wie ein Held nach der Schlacht zu ihm gekommen.

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

Lieber Herr Doctor,

— hier ein letzter Gruß aus Sils Maria, wo es sehr Herbst geworden ist: sogar die Einsiedler fliegen davon.

Ihr Besuch gehört zu den drei guten Dingen, für welche ich diesem Zarathustra-Jahre von Grund aus dankbar bin. Vielleicht sind Sie schlimmer dabei gefahren? Wer weiß, ob Sie nicht viel zu sehr den Philoctet auf seiner Insel gefunden haben? Und sogar Etwas von jenem Philoctet-Glauben: „ohne meine Pfeile wird kein Ilion erobert!"

In einem solchen Zusammentreffen, wie dem unsrigen liegt immer viel Folge, viel Verhängniß. Aber das glauben Sie mir gewiß: von nun an sind Sie einer der Wenigen, deren Loos im Guten und Schlimmen zu meinem Looſe gehört.

Treulich

der

Ihre

Nietzsche.

Sils-Maria den 18. September 1884.

NB. Für alle Fälle irgend eines Anliegens gebe ich Ihnen diese ewige Adresse:

Nizza, poste restante.

Digitized by Google

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzsche.

Völkershausen, 24. September 1884.

Lieber, hochverehrter Herr und Freund!

Die Tage von Sils sind eine große Erinnerung für mich, ein wichtiges, ein weihevolles Stück Leben. In treuem Festhalten an solchen Ereignissen ist es mir einzig möglich, dem furchtbaren Dasein die Stirne zu bieten; mehr als Das: es werthvoll zu finden. Darf ich gewiß sein, daß diese kurzen Stunden auch Ihnen etwas gewesen sind? — Und was möchte ich, daß sie Ihnen wären? — Daß ich Ihnen nichts geben kann, was Sie nicht reicher und besser schon besäßen, ist ja ganz offenbar. Was also kann ich Ihnen bringen: treues, herzliches Mitgehen und Verstehen. Und hiermit sei Alles gesagt. Denn Pläne machen ist mir ganz und gar verwehrt. Aber Sie wissen durch meinen Besuch ein für allemal ganz bestimmt, daß es für mich als wünschenswertheftes Gut in erster Linie steht, an Ihrem Leben bescheidenen Antheil nehmen zu dürfen, nicht sowohl durch Lettern, geschriebene oder gedruckte, sondern durch lebendigen Verkehr.

Das Heimweh nach einem Tage, wie der 28. August, der zweite unseres Zusammenseins, ließ mich oft zweifeln, ob ich nicht auf alle Weise meinen Besuch hätte länger ausdehnen sollen. Aber es steht so mit mir. Ich bin entschieden in die gelehrte Laufbahn einzutreten genöthigt. Nun habe ich diese Aufgabe so in mich aufgenommen, daß ich für jetzt mit meinen Studien über Aesthetik wirklich lebe; in dem Grade, daß ich mich unbehaglich fühle, entwurzelt, wenn ich dieser Pflicht nicht genüge. Dieses mag gut oder schlimm sein — ich selbst, wie ich sonst war, würde es schlimm nennen, — für jetzt bestimmt es mein Lebensgefühl. In der Tiefe, lauscht und wacht eine unendliche Sehnsucht nach wirklichem, freien Leben. Aber nachgeben will ich dieser nun nicht mehr: — bis ich sie verwirklichen kann. — Deßhalb also sehen Sie mich jetzt von Bibliothek zu Bibliothek ziehen, und in meiner Dachstube in Berlin gefesselt — C. Poststraße 23, III, wo ich für Briefe immer zu finden bin. Jetzt athme ich noch für ein paar Tage Landluft, bei Verwandten. —

Werden Sie Frl. v. Meysenbug im Herbst treffen? Auf der Rückreise von Frankreich — wenn die Cholera ihr diese Rückreise gestattet, — wird sie gewiß Nizza berühren? Gewiß kann sie Rom unter keinen Umständen ganz aufgeben; ich begreife das, ich würde es nicht begreifen, wenn es anders wäre. Sie hat eine Heimath in Rom sich geschaffen, in Menschen und Dingen, und kann ihres Alters wegen kaum mehr reisen, keinenfalls sich verpflanzen. Sie, verehrter Freund, würden durch Malwida, und für jetzt gewiß nur durch sie, einen kleinen Kreis von Menschen finden, der Ihnen durch Sympathie wohlthun würde — selbst wenn er Ihnen noch nicht das Verständniß entgegenbringt, das Sie einmal verlangen dürfen. Ich muß Ihnen das merkwürdige Wort wiederholen, welches Sie mir in Sils sagten: Sie hätten sich, in einer schweren Zeit, auch körperlich, nur in den Stunden wohlgefühlt, in denen Sie mit Frl. v. Meysenbug sprachen. Das Klima kann keinen größeren Einfluß ausüben, als hier das Menschliche übte. — Ich empfinde es als Kühnheit, daß ich hierauf zurückkomme, aber es geschieht aus Herzensbedürfniß, und in herzlich freundschaftlicher Absicht. In dieser Gesinnung grüße ich Sie ehrfurchtsvoll.

H. v. Stein.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

Einsiedlers Sehnsucht.

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit:
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! S' ist Zeit! S' ist Zeit!

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt:
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Lichtes Abgrunds-Fernen?
Mein Reich — hier oben hab ich's mir entdeckt —
Und all dies Mein ward's nicht für euch entdeckt?

Nun liebt und lockt euch selbst des Gletschers Grau
Mit jungen Rosen,
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stoßen
Sich Wind und Wolke höher heut' in's Blau,
Nach euch zu spähn aus fernster Vogelschau — — —

Da seid ihr Freunde! — Weh, doch ich bin's nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt — ach, daß ihr lieber grolltet!
Ich bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, — euch Freunden bin ich's — nicht?

Ein Andrer ward ich und mir selber fremd?
Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen,
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt? —

Ich suchte, wo der Wind am Schärfsten weht,
Ich lernte wohnen,
Wo Niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet,
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht.

Ein schlimmer Jäger ward ich: — seht wie steil
Gespannt mein Bogen!
Der Stärkste war's, der solchen Zug gezogen —
Doch wehe nun! Ein Kind kann jetzt den Pfeil
Drauf legen! fort von hier! Zu eurem Heil!

Ihr alten Freunde! Seht nun blickt ihr bleich,
Voll Lieb' und Grausen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hausen!
Hier zwischen fernstem Eis und Felsenreich —
Da muß man Jäger sein und gemsengleich.

Ihr wendet euch? — — Oh Herz, du trugst genung!
Stark blieb dein Hoffen!
Halt neuen Freunden deine Thüre offen,
Die alten laß! Laß die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt — bist du besser jung!

Nicht Freunde mehr — das sind, wie nenn' ich's doch?
Nur Freund-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht „wir warens doch?"
— Oh welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

Digitized by Google

Und was uns knüpfte, junger Wünsche Band, —
Wer lieſt die Zeichen,
Die Liebe einſt hineinſchrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
Zu faſſen ſcheut — ihm gleich verbräunt, verbrannt! —

Oh Jugend-Sehnen, das ſich mißverſtand!
Die ich erſehnte,
Die ich mir ſelbſt verwandt-verwandelt wähnte —
Daß alt ſie wurden, hat ſie weggebannt:
Nur wer ſich wandelt, bleibt mit mir verwandt!

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugend-Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit: —
Der neuen Freunde! Kommt! S' iſt Zeit! S' iſt Zeit!

(Ende November) 1884.

— — — — Dies iſt für Sie, mein werther Freund, zur Erinnerung an Sils-Maria und zum Danke für Ihren Brief, einen ſolchen Brief!

F. N.

(Nizza, pension Genève,
petite rue St. Etienne.)

Heinrich v. Stein muß dieſes Gedicht nicht recht verſtanden haben, jedenfalls ſchrieb er meinem Bruder den nachfolgenden etwas dunkeln Brief.

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzſche.

Berlin 7. Dezember 1884.
(C. Poſtſtraße 23, III)

Verehrter Freund!

Wiederum auf einen ſolchen Anruf bliebe mir nur Eine Antwort: zu kommen; mich dem Verſtändniß des Neuen, was Sie zu ſagen haben, zunächſt einmal ganz und gar als einem edelſten Berufe zu widmen. Dieß iſt mir verſagt. Mir fuhr ein Gedanke durch den Sinn: ich komme wöchentlich einmal mit zwei Freunden zuſammen, leſe mit dieſen Artikel des Wagner-Lexikons, und beſpreche mich mit ihnen darüber. Dieſe Beſprechungen nehmen eine immer höhere und freiere Bedeutung an. Kürzlich nannten wir das Künſtleriſche die Ueberleitung aus der Fülle der Perſönlichkeit zum Ueberperſönlichen. Hierbei gedachte ich Ihrer, und meinte, Sie würden an dieſem Geſpräch Freude gehabt haben. Und nun fiel mir ein: wie, wenn du jetzt einen Brief Nietzſche's hervorzuziehen hätteſt, der etwa ein Paar Sätze zum Thema unſerer Gedankenarbeit ſetzte? Wäre dieß eine Form, in der Sie ſich mitzutheilen geneigt wären? Würde etwas Derartiges Ihnen als Vorſtufe, Vorſchule des idealen Kloſters gelten? Von uns Dreien iſt freilich nichts Poſitives weiter zu nehmen, nur: freier Sinn und Denkfreude. — Aber gewiß, ich ſpreche dieß nicht aus, ohne mir ſelbſt innerlich ein Nein zu antworten. Was ſollen Ihnen Uebereinkünfte

Digitized by Google

mit solchen tausendfach bedingten Existenzen. Ein Tag persönlichen Verkehrs ist mehr, als ein Jahr Korrespondenz.

Sie gaben mir einen solchen Tag. Lassen Sie mich, mit herzlicher Aufrichtigkeit, auf ein Bedenken eingehen, was ich in Ihrem Gedichte, wie in Ihrem vorhergehenden Briefe anklingen höre. In dem letzteren gaben Sie unserer Zusammenkunft das ergreifende Symbol des Philoctet. Sie sprachen von dem Philoctetglauben. Ich theile diesen Glauben, nämlich: daß ohne die Pfeile des Philoctet Troja nicht erobert wird. Glaubt Neoptolemos darum weniger, daß der tote Held den größten Antheil an der Eroberung Troja's habe? Wird ihn dieser Glaube hindern, den Philoctet zu verstehen? Giebt ihm nicht vielmehr dieser Glaube ein, einem Philoctet in jedem Falle gänzlich un-Odysseisch zu begegnen? — Mein Daseinsgefühl ist ein höheres, wenn ich mit Ihnen spreche. Meine Stimmung erinnerte mich an die Stimmung meiner ersten längeren Gespräche mit Frau Wagner. Ich will damit sagen, ich hatte noch das Gefühl eines hochgestimmten Gedanken-Austausches, nicht das eines völlig neuen Erschließens und Lernens. Dieß hindert nicht, daß man bald erfährt, wie sehr man durch solches Hören und Sprechen vorwärts gekommen ist. — Seien Sie immer überzeugt, daß ich mit unstörbarer Sicherheit an einem solchen Eindruck festhalte, in seinem positiven Gehalt. Wenn mein heutiger Gedanke (auf den ersten beiden Seiten) ungeschickt ist, so lassen Sie ihn ja ganz und gar unbeachtet. Ich vergesse nie, daß mein augenblickliches bedingtes Wesen von Ihrem freien Wesen leider sehr abliegt. Aus voller Seele den wärmsten Dank Ihres

H. von Stein.

In den Papieren meines Bruders findet sich zu diesem Brief noch eine scharfe Antwort, die er aber nicht abgeschickt hat, weil er dann doch gemeint haben wird, er könne den Brief von Stein mißverstanden haben, was auch wirklich der Fall gewesen ist. Mein Bruder glaubte, Stein wolle ihn wieder zu seiner ehemaligen Verehrung für Wagner zurückführen. Alle diese Versuche bezeichnete mein Bruder als „lebensgefährliche Quälereien" und reizten ihn zu den härtesten Ausdrücken gegen Wagner. Es war für Stein noch zu früh, um sich ganz dem Zauber von meines Bruders Persönlichkeit und Philosophie hinzugeben, seine Treue für Wagner gestattete ihm das noch nicht. Auch beschäftigte er sich damals viel mit Schiller's Aesthetik, — von Wagner und Schiller zu Nietzsche bedarf es noch eines längeren Weges. Aber mein Bruder erinnerte sich, daß er diesen Weg selbst gegangen sei, er vergaß nicht, wie er selbst dreizehn Jahre früher (so viel war Stein jünger als er) gedacht, und damals, Anfang der siebziger Jahre, sich diesen Beiden in Verehrung und Liebe hingegeben hatte. Hie und da plagte ihn freilich die Ungeduld (der oben erwähnte Briefentwurf ist der Ausdruck derselben), aber es stärkte ihn auch die Hoffnung, daß bei Stein die Entwickelung etwas schneller als bei ihm selbst gehen würde. Uebrigens glaubte Stein — wir haben uns im Frühjahr 1885 darüber ausgesprochen —, daß es möglich sei, Wagner und Nietzsche zugleich zu verehren; — wie viele thun das heutzutage!

Stein kam im Frühjahr 1885 nach Naumburg, um meinen Mann und mich zu besuchen. Er drückte mir dabei seinen innigen Wunsch aus, mit meinem Bruder irgendwann im Sommer zusammenzutreffen, und wiederholte diesen Wunsch in einem an meinen Mann gerichteten Brief vom Anfang August 1885 mit der Bitte, meinen Bruder zu fragen, wann und wo dieses Zusammentreffen stattfinden könnte. Mein Bruder antwortet:

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

Sils-Maria 30. August 1885.

Werther Herr und Freund

gar zu gern käme ich Ihrem Wunsche — der mich eben so sehr erfreut als ehrt — auch räumlich entgegen, und nicht nur mit dem Herzen und „dem guten Willen". Aber — ich habe noch kein Recht, „Ferien mir zu machen", das heißt in diesem Falle: mein Engadin zu verlassen. Die üble Beschaffenheit meiner Gesundheit hat mich um die ersten Sommer-Monate gebracht: jetzt, bei etwas besserer Laune und Verfassung, muß ich noch drei, vier Wochen bei der Arbeit bleiben.

Damit ist die Aussicht, Sie wieder zu sehn, keineswegs für dieses Jahr „über alle Berge". Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß ich im Herbst nach Naumburg komme: obwohl ich nichts versprechen kann. Es hängt Alles davon ab, wie weit ich Dies und Jenes, das mich beschäftigt, vorwärts bringe: — und ob ich Deutschland (deutsches „Clima" in jedem Sinne, leiblich und seelisch —) mir zumuthen darf.

Von Herzen Ihnen zugethan

Ihr

Freund Nietzsche.

Das von beiden Seiten geplante Zusammentreffen fand schließlich ganz zufällig statt. Beide hörten von einander, daß der Eine in Naumburg und der Andere in Kösen sei; — zu einander eilend, begegnen sie sich auf der Landstraße zwischen diesen beiden Orten. Darauf bezieht sich der nachfolgende Brief.

Heinrich v. Stein an Friedrich Nietzsche.

Berlin N.W. 7. October 1885.
Dorotheenstraße 12, II.

Hochverehrter Herr und Freund!

Lassen Sie es mich frei gestehen: eigentlich hat es mich enttäuscht, daß nachdem ich Deutschland und die Schweiz nach Ihnen durchreist und wir uns hierauf durch Zufall zugeführt waren, nun Alles mit einem Tage vorbei sein sollte. Es wäre ein traulicher Verkehr, so meine ich, auf den Wegen Naumburg-Kösen möglich gewesen. Ich fühle, daß sich dieß so nicht wiederholen wird, weil unser zufälliges Zusammentreffen warm und gütig vom Geschicke gedacht war. Auch ich mußte ja nach wenigen Tagen Kösen verlassen. Wie hätte es mir wohlgethan, Ihnen zuzuhören, Ihnen vielleicht, sich mir mitzutheilen. Auch so wie es geworden ist, ist mir dieß Wiedersehen werth und lieb. Eine merkwürdige Erfahrung war mir die entschiedene innere Freiheit,

Digitized by Google

die ich sofort im Gespräch mit Ihnen empfinde. Ich glaube, das ist etwas, was Sie denen, mit denen Sie verkehren, aus Ihrem eigenmächtig-einsam freien Dasein mitbringen.

Somit also warte ich und hoffe ich darauf, daß sich zwar nicht diese Gelegenheit des Gedankenaustausches wiederholt, aber eine neue dafür einstellt.

In herzlicher Ehrerbietung

Heinrich von Stein.

Friedrich Nietzsche an Heinrich v. Stein.

Leipzig, den 15. Oktober 1885.

Werther und sehr lieber Herr,

Ihr Brief, den ich gestern auf der Post entdeckte, hat mich gerührt. Sie haben Recht — und was hülfe es zu beweisen, daß wenigstens meinerseits kein Unrecht gegen Sie begangen ist? Ich mache es, wie kranke Thiere der Wildniß und verstecke mich in meine „Höhle" — Leipzig ist noch mehr Höhle in diesem Sinne als es Naumburg sein konnte. Die Reise nach dem Norden ist mir nicht zum Besten gerathen; die Gesundheit immer trübe und bewölkt, einige Geschäfte, welche Eile zu haben schienen, wollen sich durchaus nicht zu Ende wickeln lassen. Und so weiter. Gestern sah ich Rées Buch über das Gewissen: — wie leer, wie langweilig, wie falsch! Man sollte doch nur von Dingen reden, worin man seine Erlebnisse hat.

Ganz anders empfand ich bei dem Halb-Roman seiner soeur inséparable Salomé, der mir scherzhafter Weise zugleich vor die Augen kam. Alles Formale daran ist mädchenhaft, weichlich, und in Hinsicht auf die Prätension, daß ein alter Mann hier als erzählend gedacht werden soll, geradezu komisch. Aber die Sache selber hat ihren Ernst, auch ihre Höhe; und wenn es gewiß nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Mädchen hinan zieht, so vielleicht das Ewig-Männliche.

Ich vergaß zu sagen, wie hoch ich die schlichte, klare und beinahe antike Form des Réeischen Buches zu schmecken weiß. Dies ist der „philosophische habitus" — Schade, daß nicht mehr „Inhalt" in einem solchen habit steckt! Unter Deutschen aber ist es nicht genug zu ehren, wenn Jemand in der Art, wie es R. immer gethan hat, dem eigentlich deutschen Teufel, dem Genius oder Dämon der Unklarheit, abschwört. — Die Deutschen halten sich für tief.

Aber was thue ich! Der Höhlenbär fängt an zu brummen — — Bleiben wir allesammt hübsch tapfer auf unserm Posten, auch mit einiger Nachsicht gegen einander: denn Eines schickt sich durchaus nicht für Zweie. Und vor allem: so wenig als möglich brummen!

Treulich

Ihr N.

(In einer Stunde geht's nach Naumburg: ich will da endlich den Dr. Förster einmal sehen.)

Diese herbstliche Zusammenkunft ist die letzte persönliche Begegnung zwischen meinem Bruder und Stein gewesen, auch finden sich keine weiteren

Digitized by Google

Briefe, obgleich ich mir nicht gut denken kann, daß sie sich nicht mehr geschrieben haben sollten.

Mein letztes Zusammensein mit Heinrich v. Stein fand im Januar 1886 statt, wenige Tage vor unserer Uebersiedelung nach Paraguay. Ich war nach Berlin gereist nur in der Absicht, Dr. v. Stein einiges mitzutheilen, was mein Bruder mir vor unserer Trennung anvertraut hatte. Mein Bruder war im November 1885 noch einmal nach Naumburg gekommen, um mich vor meiner Abreise nach Paraguay zu sehen; wenige Tage vor dem namenlos traurigen Abschied zeigte ich ihm nun jene Kiste voll seiner eigenen Manuscripte, die ich alle ohne sein Wissen und Willen vor dem Verbrennen und Einstampfen gerettet hatte. Erst war er fast erschrocken, als er diese Fülle von Manuscripten sah, nachher aber, als ich ihm einiges dazu erzählte und ihm manche gute Erinnerung kam, rühmte er mein ausgezeichnetes Gedächtniß und sagte:" Lisbeth, Du bist zu meiner Biographin geboren, und wenn Du mich selbst einmal bei Deiner Rückkehr nicht wiederfindest, so wirst Du doch einiges in dieser Kiste finden, was ich für Dich hineinlegen werde." Da er aber nur noch ein einziges Mal vor seiner Erkrankung in Naumburg gewesen ist, so hat er mir nur noch einen Band aus späterer Zeit hinzugelegt. Im Anschluß aber an jene Bemerkung, daß ich mit meinem guten Gedächtniß zu seiner Biographin geboren sei, hat er noch mit mir bis in die tiefe Nacht hinein von seiner Philosophie geredet und vielleicht unter dem Einfluß einer bevorstehenden jahrelangen Trennung mehr gesagt, als er im allgemeinen damals zu sagen geneigt war. Das Einzige, was ich damals noch glaubte für meinen Bruder thun zu können, war, Heinrich v. Stein, dem von meinem Bruder ersehnten Lieblingsjünger, diese Gedanken so gut ich es damals vermochte zu übermitteln. Ich selbst hatte über den Schmerz des Abschieds und den großen und neuen, später so furchtbar traurigen Erlebnissen den Inhalt jenes Gespräches vergessen, wurde aber durch Herrn Dr. Arthur Seidl, (den ausgezeichneten Herausgeber der Werke meines Bruders) der damals im Winter 1885/86 in Berlin studirte und ein Schüler Heinrich v. Stein's war, wieder daran erinnert. Er erzählte mir nämlich, daß ihm Stein nach einer Zusammenkunft mit mir gesagt habe: „Eben war ich mit Frau Förster zusammen und wir haben lange Zeit über die Philosophie ihres Bruders gesprochen. Sie sagt, daß wenn Nietzsche alle seine Pläne zur Ausführung brächte, eine vollständige Umwälzung in der ganzen philosophischen und moralischen Anschauung der Gegenwart stattfinden würde." Bei dieser Erzählung durchzuckte mich eine Erinnerung: ich sah deutlich Dr. v. Stein vor mir in tiefer Bewegung und hörte ihn sich ungefähr ausdrücken: daß er noch nicht alles verstünde, was ich ihm mittheilte, aber daß es ihm zu Muthe wäre, als ob sich ihm neue, ungeahnte Welten aufthäten. Unsere Gespräche bezogen sich hauptsächlich auf den Ewigen Wiederkunfts-Gedanken in seiner Verknüpfung mit dem des Uebermenschen, über welche Ideen sich mein Bruder, wie es jetzt scheint, nur mit mir ausgesprochen hat. Von jener Unterredung her war mir der hartnäckige Glaube geblieben, daß diese beiden Hauptideen meines Bruders logisch mit einander verknüpft seien, ein Glaube, der jetzt erst durch Dr. Horneffer's vorzügliches Büchlein „F. Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung" und durch die Manuscripte meines Bruders auf das Glänzendste wissenschaftlich bestätigt worden ist.

Ob nun Dr. v. Stein's Entwicklungsgang wirklich der gleiche wie der meines Bruders gewesen wäre, oder ob er für ihn eine tiefe und tragische Enttäuschung geworden sein würde, ist jetzt nicht mehr zu entscheiden. Ein hartes Geschick hat alle Wünsche und Hoffnungen zu nichte gemacht. Am 20. Juni

Digitized by Google

1887 starb Heinrich von Stein ganz plötzlich an einem Herzschlag. Mein Bruder schreibt mir darüber: „. . . und dann passiren gewöhnlich noch Dinge von Außen her, gegen die man sich nicht zu wehren weiß und die Einen auf eine fast unheilbare Weise verwunden. Der Tod des Dr. v. Stein hat mich auf das Schmerzhafteste berührt, ich war einige Tage ganz wie außer mir. Ich habe in Deutschland so wenig Menschen, an denen ich eigentlich Freude habe: die meisten halte ich eben aus, als ein sehr geduldiges Thier. Aber mit Stein war es anders!" — An Peter Gast schreibt er am 27. Juni 1887 Alles noch einmal zusammenfassend:

„— Ich kann das Ereigniß nicht verschweigen, mit dem ich schlecht fertig werde: oder vielmehr, ich bin inwendig immer noch ganz außer mir. Heinrich von Stein ist todt: ganz plötzlich, Herzschlag. Ich habe ihn wirklich geliebt; es schien mir, daß er mir aufgespart sei für ein späteres Alter. Er gehörte zu den ganz wenigen Menschen, an dessen Dasein ich Freude hatte; auch hatte er großes Vertrauen zu mir. Er sagte noch zuletzt, in meiner Gegenwart kämen ihm Gedanken, zu denen er sonst nicht den Muth fände; ich befreite ihn. Und was haben wir hier oben zusammen gelacht! Er stand im Rufe nicht zu lachen. Sein zweitägiger Besuch hier in Sils, ohne Nebenabsichten von Natur und Schweiz, sondern direkt von Bayreuth hierherkommend und direkt von mir zu seinem Vater nach Halle zurückreisend — ist eine der seltsamsten und feinsten Auszeichnungen, die ich erfahren habe. Es machte hier Eindruck; er sagte im Hôtel: „ich komme nicht wegen des Engadin." — Sein letztes Werk, eine Geschichte der Anfänge der Aesthetik (Descartes und so weiter bis Baumgarten, Kant: sehr gelehrt) ist mir gerühmt worden. — Es war bei weitem die schönste species Mensch unter den Wagnerianern: wenigstens so weit ich sie kennen gelernt habe. — Diese Sache thut mir so weh, daß ich immer wieder nicht daran glaube."

Mein Mann gebrauchte für Stein das schöne Wort Goethe's, das wohl auch sonst auf ihn angewandt worden ist: „Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill, als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig." Aber mein Bruder empfand den Verlust zu leidenschaftlich, der frühe Tod dieses wundervollen Menschen erschien ihm zu sehr als ein Beispiel der Grausamkeit der verschwenderischen Natur, als daß er mit solchen ausgeglichenen Empfindungen den Verlust hätte auffassen können. Als er im Herbst 1885 einmal über „die Seligkeit sich inter pares zu fühlen" sprach, fügte er hinzu, daß er es eigentlich nur im Zusammensein mit drei Menschen empfunden habe, in den erhabensten Stunden seiner Jugend mit Rohde und Richard Wagner und an jenem herrlichen sonnigen Augusttag in Sils-Maria mit Heinrich von Stein.

Digitized by Google

Alte Leute.

Novellette von **Herman Bang.**

Der alte Baron steht um sieben Uhr auf. Wenn „Svendsen", am Boden knieend mit seinem krummen Rücken, seine Gamaschen zugeknöpft hat, zeigt die Uhr zehn Minuten bis acht.

Es war die Gewohnheit Seiner hochseligen Majestät, um acht Uhr seinen ersten Spaziergang im Park zu machen, in Begleitung seines jourhabenden Cavalier's, der die Majestät im Gartensaal erwartete.

Seit der Zeit hat der Baron dreißig Jahre lang diese Glockenschläge für seinen Tagesanfang beibehalten.

Wenn der Baron sich an den Tisch setzt in seiner Wohnstube, wo Svendsen ihm den Thee serviert, den er aus einer großen schwedischen Tasse trinkt, ein Geschenk Seiner hochseligen Majestät, der Schnurrpfeifereien liebte, ist er mit schwarzem Rock und grauen Beinkleidern bekleidet, die seit vierzig Jahren unveränderlich von derselben Farbe gewesen sind.

Baron Ryssenfelt hat sich in den achtundsiebenzig Jahren seines Lebens niemals gestattet, einen Schlafrock zu besitzen.

Er ist der Meinung, ein Schlafrock sei gar kein Kleidungsstück.

Wenn die chinesische Tasse ausgetrunken ist, beginnt das Tagewerk des Barons.

Er nimmt aus der kronengeschmückten Mappe die großen bläulichen Conceptpapier-Bogen heraus und bricht mit seiner magern und feinen Hand einen breiten Rand, ehe er zu schreiben beginnt.

Seine vielen Lebensjahre haben ihn weitsichtig gemacht, sodaß er den Kopf so seltsam weit zurückhält, während er mühsam schreibt mit zitternder Hand, die jeden einzelnen Buchstaben wie in einem plötzlichen Ruck hinsetzt, als kostete es ihn eine Anstrengung; und nach jeder Zeile unterbricht er sich, als machte ihm jede einzelne große Mühe.

Aber er schreibt weiter, ohne aufzuhören — die schmalen Lippen fallen ganz ein gegen die blitzenden falschen Zähne — drei Stunden lang und füllt Bogen auf Bogen mit den unsichern und gleichsam schon verschwimmenden Buchstaben.

Im Hause ist es ganz still.

Im Eßzimmer sitzt Svendsen dicht bei der Thüre zur Wohnstube, ohne sich zu rühren, steif und gerade auf seinem Stuhl, als hätte er noch jour im Vorgemach zu „Sorgenfrei"*).

*) Kopenhagener Königschloß.

Digitized by Google

Draußen in der Küche watschelt Line herum, die eine ungeheuere dunkelbraune Perrücke über ihrem scharlachrothen und verschrumpelten Gesicht trägt, lautlos in ihren Zeugschuhen. Ihr Vormittag geht damit d'rauf, „die Küche blank zu machen." Es könnte doch vorkommen, daß der Herr Baron etwas haben wollte und hineinsähe. Es ist zwar niemals vorgekommen — er kommt nur einmal im Jahr dorthin. Am Weihnachtsabend, wenn der Herr Baron und der Herr Major Apfelscheiben essen, dann kommt Line auf weißen Wollsocken in das Eßzimmer hinein und verneigt sich bei der Thüre und verneigt sich vor dem Tisch, und verneigt sich, wenn der Baron mit ihr anstößt, und der Major sie in den Arm kneift.

„Prosit, Line", sagt er.

Aber am Neujahrsabend geht der Baron zu Line hinaus, und vor dem glänzenden Küchentisch, auf dem zwei Wachslichter in Messingleuchtern brennen, — denn von Weihnachten bis Heilige drei Könige werden bei dem Baron immer Wachslichter gebrannt — steht Svendsen in so gerader Haltung, als er kann, und Line verneigt sich, nachdem sie ihre Schuhe von den Füßen heruntergeschoben hat, und der Baron sagt:

„Line wünsch' ich ein frohes neues Jahr!" und der Baron stößt mit ihr an.

Und zu Svendsen ebenso: „Frohes neues Jahr!"

Und der Baron geht wieder hinein, während die beiden alten Dienstboten einander gegenüber beim Schein der Wachslichter sitzen bleiben.

„Ja, was das neue Jahr wohl bringen wird?" sagt Line.

„Ein Jahr kann viel bringen," erwidert Svendsen.

Line nickt.

„Ja, das kann es," sagt sie.

Und sie sitzen wieder stumm, wie sie jeden Neujahrsabend seit dreißig Jahren gesessen haben, während die Jahre kamen und gingen — und nichts gebracht haben.

Aber der Baron kehrt in die Wohnstube zurück, wo der Major im Frack und großer, schwarzer Halsbinde wartet, die gleichsam dem wackelnden Kopf Halt giebt; und sie sitzen beide stumm, jeder auf seinem Stuhl, während die Uhr auf zwölf tickt.

Dann nickt der Major plötzlich und sagt in die Stille hinaus:

„Ja, Baron, das war damals!"

Und der Baron neigt zwei Mal den Kopf und antwortet, — als erzählte er in den sechs Worten eine ganze Geschichte:

„Ja, Major, das ist lange her!"

Wieder sitzen sie stumm, jeder für sich in Gedanken, während die Uhr weiter auf zwölf tickt.

Auf den Glockenschlag bringt Svendsen feierlich den alten Madeira herein, und der Baron schenkt in die beiden Gläser ein, während der Major sich erhebt:

„Also prosit Neujahr, Major!"

„Prosit Neujahr, Baron!" und sie stoßen mit den Gläsern an.

Indem er ihm mit dem Armleuchter leuchtet, begleitet der Baron selbst den Major hinab — an diesem einen Abend — und schließt wieder hinter ihm die Thüre zu, dumpf, als schlösse er das Jahr selbst ab.

„Svendsen kann zu Bett gehen," sagt er, wenn er hinaufkommt.

In der Neujahrsnacht hat der Baron immer allein sein wollen.

— — — — — — — —

Digitized by Google

Der Baron schreibt noch immer mit seinem seltsam zurückgelehnten Kopf, während die Adern auf der magern Hand beben, und die bläulichen Bogen sich langsam mit der mühsamen Schrift füllen.

Er schreibt bis halb zwölf. Das Blut ist ihm in die alten Augen gedrungen von dem langen Anstarren des Schwarz auf dem matten Papier.

Eine halbe Stunde später klingelt es. Das ist der Major. Svendsen öffnet, und der Major steckt seinen holsteinschen Schnurrbart zuerst zur Thüre herein — man hat bei dem Major immer das Gefühl, daß der Schnurrbart zuerst neugierig durch die Thüre hineinkommt — und er stampft mit seinem Stock durch den Flur; es ist etwas eigen Lebhaftes an dem Stampfen des Major's, und er klopft an die Thüre mit drei kurzen Stößen, wie die Leutnants an die Meßthüre in Itzehoe.

Der Baron, der seine bläulichen Bogen durchliest, dreht den Kopf herum und nickt:

„Geht schwach, Major!" sagt er; „die müden Augen können kaum lesen, was die Hand geschrieben hat."

„Sie schreiben sich blind, Baron! —"

„Ein alter Mann wie Sie, — der Major ist zwei Jahre jünger — „setzt sich in die Sonne und wird Philosoph."

Der Major wird fast hitzig. Die Schreiberei des Barons ist ihr ewiger Streit. — —

„Gnädige", sagt er zur Staatsräthin, ihrer einzigen Altersgenossin in der Stadt: „er schreibt sich blind — und warum — warum? . . . . . Gnädige, er schreibt sechs Schubladen voll, und hernach wird es kein Mensch lesen können, was er geschrieben hat . . . . ."

„Herr Major, das ist nun einmal seine Idee", sagt die Staatsräthin, die den ganzen Tag auf demselben Stuhl sitzt neben ihrem Spucknapf und ihrer Geld-Börse; „lassen Sie ihn doch! lassen Sie ihn doch . . . . . Ich bitte ihn oft genug, sich zu schonen . . . . .

Aber man bekommt immer dieselbe Antwort, Herr Major: wir sind nur so wenige übrig, die ihn gekannt haben, wir müssen unsere Pflicht erfüllen . . . . . und sein Andenken reinigen.

Lassen Sie ihn schreiben, Gutster, lassen Sie ihn schreiben . . . . ."

Und indem sie mit ihrem Elfenbeinstock auf den weißen Boden stößt, sagt sie mit seltsam rauher Stimme — gleich einem, der Vieles oder Alles gesehen hat:

„Und die Welt besteht ebenso weiter, ob es jemand hernach lesen kann oder nicht . . . . . — — —"

Dann schweigen sie ein Weilchen.

„Ach ja, ach ja," sagt der Major, und sein Schnurrbart fällt gleichsam ein wenig auf die Brust herab.

„Kann schon sein!" — — — —

. . . . . Der Baron hat seine Memoiren von der Hochseligen Majestät zugemacht, und er antwortet auf die Worte des Majors nur:

„Dann gehen wir also!"

„Ja, Baron," und der Major humpelt sich auf. Hinter dem Rücken des Barons schiebt er die „Pulswärmer", die über die Hand vorgeglitten waren, zurück. Der Major muß mit „Pulswärmern" gehen — seine Haushälterin verlangt

Digitized by Google

es — aber er verbirgt sie unter seinen Manchetten, deren Silberknöpfe ein Andenken an den Landgrafen von Hessen sind.

Der Major hatte sie nach einer Parade bekommen:

Die Knöpfe waren aus Silber. Die Andenken an den Landgrafen beschränkten sich immer auf Silbersachen.

„Sie sind ein hübscher Kerl auf der Parade!" hatte der Landgraf gesagt, und der Major wiederholte es oft:

„‚Ach ja, ach ja, damals gab's Kerle beim Regiment'" — der Major sprach immer deutsch, wenn er sich an Itzehoe erinnerte — „aber was können sie jetzt?"

„Sie können bei Düppel sterben," sagte der Baron, dessen Stimme leicht zu zittern begann, wenn von Schleswig-Holstein die Rede war.

Aber der Major, der immer den Paradeplatz bei Itzehoe vor Augen sah, sagte:

„Kann schon sein, kann schon sein . . ." und er fügte plötzlich hinzu, als wenn er erwachte:

„Hübsch aber sind die Kerls nicht!"

Svendsen hatte dem Baron beim Anziehen des Ueberrocks geholfen, und die beiden Alten traten auf die Straße hinaus. Der Baron ging übrigens noch ziemlich gerade, während der Major, ständig zwei Schritte hinter ihm, seine Podagrafüße mit den hellgrauen Gamaschen — im Sommer trug er weiße — auf die Steine setzte, als würde er bei jedem Schritt, den er machte, aufgezogen. Den Kopf hielt er vorgeneigt, wie es ein alter Jäger unwillkürlich macht, wenn er im Revier umherstreift.

Jeden Augenblick blieb er stehen: dort auf dem andern Trottoir waren ein paar helle Sonnenschirme vorbeigeglitten, indem sie halb die jungen Gesichter verschatteten. Da schoß ein Funke aus den Augen des Majors hervor, und sein Schnurrbart ging auf und nieder, auf und nieder in kleinen Rucken.

„Kommen Sie?" sagte der Baron.

„‚Niedliche Gesichter'," sagte der Major und humpelte weiter, um seinen Genossen wieder einzuholen.

„Wer war das?" fragte er und steckte die behaarte Nase in die Luft hinauf, als röche er ein fernes Odeur.

„Kenne sie nicht." Sagte der Baron, der immer weiter ging, ohne seinen Tritt zu verändern, als galt es noch Schritt zu halten mit der im Schloßpark promenierenden Majestät.

„Kenne sie nicht!"

Mit Ausnahme der Baronessen auf Steenshof, der Staatsräthin und seiner Armen gab sich der Baron nicht damit ab, Einwohner dieser Stadt zu kennen.

„‚Aber niedlich, aber niedlich'," sagte der Major und blieb wieder stehen.

Frauen brachten ihn immer dazu, deutsch zu sprechen, gerade wie seine militärischen Erinnerungen.

Die Frauenbegeisterung des Major's war der ständige Streitpunkt mit der Staatsräthin:

„Alter Narr!" sagte sie und spuckte in ihren Spucknapf.

„Gnädige . . . . ."

„Ja . . . . er macht sich lächerlich, Major . . . .!"

Digitized by Google

„Was hat ein alter Mann außer seinen Augen?“ sagte der Major, dessen Stimme zitterig wurde.

„Er hat auch Hände, Major,“ sagte die Staatsräthin mit dem Nachdruck dessen, der weiß, was er sagt:

„Und ein alter Mann läuft nicht der Jugend in's Gehege mit seinen Knochen!“

Der Major schwieg, sein Schnurrbart war strotzend vorgeschoben.

— — — — — — — —

— — „Kommen Sie, Major,“ sagt der Baron.

Der Major ist wieder stehen geblieben.

So wandern die beiden Alten etwa eine Stunde. Dann gehen sie jeder nach Hause. Der Baron legt sich Karten vor Tisch. Es ist immer dieselbe Art, die Patience der Prinzessin, die er an den Abenden im Gartensaal — während die Hochselige Majestät Whist spielte — von ihrer königlichen Hoheit, der Herzogin von Augustenburg lernte.

Der Major humpelt nach Hause, indem er unaufhörlich seinen Schnurrbart dreht.

Die einzige Straße, in der der Major niemals stehen bleibt, ist seine eigene: seine Haushälterin hat nämlich einen Fensterspiegel, über dem, hinter der Fensterscheibe, eine Kopfbedeckung emporragt, die einem Turban nicht unähnlich sieht.

„Morgen,“ sagt er, wenn er hineinkommt.

Die das Haus versehende Dame hat nicht die Gewohnheit, überflüssige Worte zu gebrauchen: sie wirft nur, wenn der Major wohlbehalten drinnen ist, die Thüre zu, als wäre es die eines Käfigs.

— — — — — — — —

Um sechs Uhr wird bei der Staatsräthin Whist gespielt.

Alle trinken Thee, der auf einem Silbertablett herumgereicht wird von der Schröder, der „jüngsten“ im Hause, da sie erst sechzig Jahre alt ist, und sie unterhalten sich von alten Tagen und Menschen, die nur sie kennen.

Nach dem Thee bringt der Postbote die Post. Es ist immer nur die „Berlingske“ — diejenigen, welche an die „Gnädige“ Briefe schrieben, existieren nicht mehr — und sie lesen die Zeitung; aber nur die Todesfälle. Der Major, der noch die besten Augen hat, liest die lange Spalte laut, mit seiner gebrochenen Stimme vor — Todten für Todten.

„Kenne sie nicht,“ sagt die Staatsräthin. „Sind nicht aus unserer Zeit!“

Und der Major liest weiter:

„Geheimrath von Nützböll, Ritter des Großkreuz des Danebrog . . . .“

Alle lauschen: das ist einer von ihren Bekannten.

„Woran starb er wohl?“ fragt die Staatsräthin.

„Das steht nicht da.“

„Wie alt war er . . . .?“

„Siebenzig . . . .“

„Ja, siebenzig, ja, ja nun besinne ich mich . . . . er war drei Jahre älter, als unser Vetter auf Krogshöh, ja nun besinne ich mich . . . drei Jahre älter!“

Der Baron sagte mit seiner monotonen Stimme:

„Ja, richtig, richtig . . . wir waren zusammen auf Föhr . . es war 44 . . Sie feierten seine Majestät mit einem Feuerwerk, als wir fortfuhren . . . . .“

Digitized by Google

Und sie sprechen lange von all' den Nützböll's — der jüngeren und älteren Linie und mit wem sie Ehen schlossen.

„Sie heirathete einen Moltke," sagt der Baron: „das war um die dreißig."

Aber die vierte Whistspielerin, Fräulein Körbitz, die stocktaub ist, und deren Taubheit sie seit zwanzig Jahren von der Welt ausgeschlossen hat, sieht den Andern am Munde an, daß sie lebhaft sprechen, und sie beugt sich vor und fragt, halb furchtsam:

„Wer ist es?"

Die Staatsräthin stößt mit ihrem Stock auf den Boden, indem sie ruft:

„Geheimrath Nützböll . . . ."

Die Taube sitzt ein Weilchen:

„Ah . . . .!" sagt sie nur, und der Name ist in ihre einsamen Gedanken eingedrungen.

Der Major ist mit der Todtenliste fertig und faltet die Zeitung zusammen. Von den übrigen Weltereignissen lesen sie nichts.

„Dann stellt die Schröder wohl den Spieltisch auf!" sagt die Staatsräthin.

Der Tisch wird aufgestellt mit den beiden silbernen Leuchtern, nnd sie setzen sich alle vier. Die Taube läßt sich in den Stuhl fallen, indem ihre schwermüthigen Augen in's Licht starren. Die Staatsräthin weckt sie, wenn sie ausspielen soll:

„Sie sind d'ran, Körbitz," sagt sie und stößt mit dem Stock auf den Boden.

Der Baron, dessen müden Augen es schwer fällt, die Karten zu unterscheiden, nimmt seine Stiche mit seinen magern und zierlichen Händen ein.

„Körbitz, Sie sind . . . ."

Der Major wird erregt und flucht.

„Das bleibt stehen, wie ein Uhrwerk," sagt die Staatsräthin.

„Ja," brummt der Major, und er und die Staatsräthin nicken einander zu . . . . sie beide haben noch ihre fünf Sinne beisammen.

Sie spielen etwa zwei Stunden. Dann ist die Schlafengeh-Zeit der Staatsräthin da.

Die beiden alten Herren küssen den Damen die Hände und gehen.

Die Schröder stützt die Staatsräthin, während sie zum Schlafzimmer hinübergeht. Die Staatsräthin ist bei schlechter Laune.

„Der Baron," sagt sie, „kann bald nicht mehr die Karten unterscheiden . . . Er wird blind von all' seiner Schreiberei . . . . aber er will ja . . . ."

Sie bleibt mitten im Zimmer stehen.

„Schröder," sagt sie und ihre Stimme bekommt wieder den seltsam rauhen Klang: „ich gebe nicht eine Krone für das menschliche Gedächtnis.

Man soll leben, und wenn man selbst nicht mehr leben kann, soll man wenigstens die Andern leben lassen, ohne sie zu stören, bis man seine Augen schließt . . . ."

Die Staatsräthin ist zu ihrem Bett gelangt:

„Aber sie sind alle Narren," sagt sie, „und nehmen nicht die Zeiten, wie sie kommen!" — —

— — — — — — — —

Die beiden alten Herren sitzen in der Stube des Barons.

Der Major ist müde und nickt bisweilen mit dem Kopf, und der Schnurrbart fällt auf seine Brust herab.

Digitized by Google

Der Baron vergißt seine Cigarre; sie geht aus.

Beim Schein der Lampe gleichen die beiden Köpfe, die an die hohen Stuhlrücken gelehnt sind, zwei Todtenschädeln.

Der Major fährt auf und sagt, halb entschuldigend, indem er den Baron ansieht:

„Wir werden alt, Baron . . . ."

„Ja, Major," sagt der Baron.

Und indem auch er seinen Freund betrachtet, sagt er, plötzlich in ganz anderem Ton:

„Auf uns wartet niemand, außer der Tod."

Dann wird es wieder still man hört nur das Ticken der Uhr — — —

— — — — — — — —

Am nächsten Morgen sitzt der Baron wieder an seinem Schreibtisch, „um das Andenken des Hochseligen zu reinigen!"

Seine Memoiren sollen dem Ryssenfeldt'schen Archiv übergeben und erst hundert Jahre nach seinem Tode geöffnet werden.

Digitized by Google

Strömungen in Kunst und Handwerk.

(Aus einer Vortragserie.)

Von **Otto Eckmann.**

Was uns heute an Bewegung in der Kunst aller Gattung entgegentritt, wird nur zu oft von voreiligen Leuten als Revolution entweder geschmäht oder gepriesen, je nach dem Standpunkte des Betreffenden. Ich möchte es heute unternehmen, Ihnen eine andere Ansicht vorzutragen, welche die ganze Bewegung nicht als Beginn einer neuen Epoche, sondern als die Folgeerscheinung einer kurz vorher stattgehabten Strömung in ganz derselben Richtung zeigen soll. Gleichzeitig soll die ganze Bewegung nach historischen Thatsachen kritisch beleuchtet werden, damit wir ihren etwaigen Werth erkennen.

Wenn wir auch weit ausholen müssen, um zu einem klaren Bilde zu gelangen, so können wir doch schnell vorwärts schreiten und brauchen nur die entscheidenden historischen Thatsachen in großen Zügen uns vor Augen zu stellen, um an ihnen ein Maaß für unsere Zeit zu finden. Ich habe absichtlich allgemein Bekanntes aus der Kunstgeschichte herausgegriffen, um für jedermann vollkommen klar sein zu können.

Zunächst muß noch der Begriff einer schöpferischen Periode fixiert werden: schöpferisch werden jene Zeiten genannt, welche es vermochten, der Kunst Eigenes und Neues hinzuzufügen. Wir finden das nur in jenen Epochen, welche sich eng an die Natur anschlossen und aus ihrem ewigen, reichen Quell zu schöpfen und aus dem Gewonnenen zu schaffen verstanden. Alle andern Epochen verarbeiten nur das von jenen überlieferte Material an Formen und Farben.

Die Geschichte hat den unermeßlichen Werth, daß aus ihr der Maaßstab und das Verständnis für Erscheinungen der eigenen Zeit zu gewinnen ist. Sie lehrt uns, daß ein bestimmtes Auf und Ab in langer Flucht vieler Jahrhunderte stets wiederkehrt. Es ist das Aufwärtsstreben der ersten Zeit einer Kunstepoche an der Hand der Natur und das gesunde Einfließen reichsten Formenmaterials, welches bis zur höchsten Blüthe führt. Von dem Zeitpunkt an, in welchem die gewonnenen, lebendigen Formen zum Schema erstarren, haben wir eine Verfallperiode zu datieren. Dieses Auf und Nieder ist das Loos aller Kunst. Wir begegnen ihm schon unter den Trümmern der Kunstübung ältester Zeit.

Von assyrischer Kunst ist uns zu wenig erhalten um ein klares Beispiel zu geben, jedoch deutet das Wenige darauf hin, daß auch hier das Auf gekennzeichnet wurde durch naturalistische Formen in der Kunst. Ich erinnere an die sterbende Löwin im South Kensington-Museum zu London und ähnliches.

Anders vermögen wir der ägyptischen Kunst zu folgen. Hier ist ganz klar erkennbar, wie aus der architektonischen Nothwendigkeit die Zweckform, dann die Zierform und später ihr Verfall sich entwickelten. Am sichersten zeigen stets die Säulenformen, welche wohl heutzutage jedermann geläufig sind, ob eine Zeit selbständig Ausdruck fand für einen der wesentlichsten Bestandtheile aller Architektur. Wir wollen daher bei diesen Betrachtungen ein besonderes Gewicht auf dieses entscheidende Merkmal legen. Zuerst begegnen wir z. B. dem mächtigen Säulenmotiv bei den Aegyptern in nackter Nothwendigkeit dem Bedürfnis nach einer tragenden Form entsprechend. Es geht bei allen Säulen aller Zeiten als Leit-

Digitized by Google

motiv durch, daß die Last des Getragenen sich im tragenden Motiv durch eine scheinbare Druckwirkung kundgiebt. Sei es, daß sie sich im zurückgerollten Motiv der attischen Säule, sei es im schwellenden Schaft derselben, oder sei es bei den Aegyptern in der auseinander gepreßten Form des Lothos oder der Palme verkörpert. Wir haben hier zwei höchst charakteristische Beispiele für die Entwickelung gesunder, architektonischer Form aus der Natur. Jedoch nicht nur an der Säule finden wir diese köstliche Frische. Auch in der übrigen Ornamentik und in der Zeichenschrift mit ihrer Symbolik begegnen wir den ganz naturalistischen Formen des Sperbers, der Schlange, des Scarabäus und unzähliger ähnlicher Motive. — Mit der Verknöcherung dieser ursprünglichen Motive zum Schema beginnt dann die lange Periode der mehr und mehr geschmacklosen Uebertreibungen dieser und anderer grundlegenden Formen und der Verfall der ägyptischen Kunst.

Griechen nahmen ägyptische Motive auf. Die kleineren Verhältnisse des Landes, die zierliche Abwechselung von Berg und Thal verbot von selbst solche Massenentfaltung, wie sie im weiten Reiche der Pharaonen als Ausdruck der Macht natürlich war. Die ursprünglichen Formen der Aegypter finden wir bei den Griechen wieder, aber von vornherein stark modifiziert durch deren natürlichen Geschmack. Der Schritt von der Lothosform der Aegypter zur dorischen Säule ist scheinbar nicht weit, doch bleibt die großartige, künstlerische That zu bewundern, welche das schwere, bombastische Kapitälmotiv der Aegypter zur vornehmen, geschmackvollen Form umschuf, welche für das Auge gerade genügend des Lasten ausdrückt. Die spätere korinthische Säule weist dagegen leicht erkennbar auf ihre Verwandtschaft mit dem Palmenkapitäl aus Aegypten hin. Die jonische Säule ist eine Zierform der dorischen. Was für uns in Betracht kommt, ist nicht nur diese Verwandtschaft, welche als eins der gewichtigsten Beispiele darthut, wie Kunst ererbt wird und nicht durch revolutionäre Akte neu entsteht. Hier ist ebenso wesentlich die freie Selbständigkeit, mit der die Griechen ihre Zierformen der umgebenden Natur entnahmen. Nicht nur das Acanthusblatt der korinthischen Säule ist naturalistischer Abkunft, sondern die ganze Ornamentik weist, so lange sie schaffend blieb, einen köstlichen Reichthum an neu gefundenen Formen naturalistischer Art auf. Wir begegnen dem Wein, dem Oelzweig, dem Lorbeer, der Rose, dem Epheu und ferner dem Fuchs, dem Wolf, dem Pferde, dem Hahn, dem Hunde neben menschlichen Gestalten ursprünglichster und persönlichster Auffassung. Allmählich jedoch arbeitet sich ein Schema heraus und viele Werke der gerühmten Zeit des Praxiteles muthen uns öde an in ihrer erkältenden Schönheit und wolligen, weichlichen Form, welche den warmen Hauch des wirklichen Lebens entbehrt. — Der Schritt zum Verfall dieser edelsten Kunst ist auch hier damit gethan, daß die lebendige Form erstarrt und zum Schema wird. Der Zusammenhang aller schaffenden Kunst mit der Natur ist vergessen, man ahmt Vorbilder bedeutender Meister nach und erhebt deren Ideal zum Dogma. Man sieht die Natur nur durch ihre Brille und verliert in Bälde alle Verbindung mit dem Quell, aus welchem die nachgeahmten, großen Meister selbst ihre Kraft schöpften. — Die Natur schafft weiter und wartet gelassen, bis die Entarteten, von ohnmächtiger Arbeit erschlafft, sich ihr wieder reumüthig zuwenden. — Der beste Maaßstab für die Macht und geistige Höhe der griechischen Blüthezeit ist die Dauer ihrer Anregungen und das künstlerische Niveau der Verfallzeiten, welche ihr folgten.

Nach dem Verfall der griechischen Kunst begegnen wir keiner Blüthe mehr bis zur christlichen Zeit.

Die römische Kunst war die erste Renaissance der griechischen. Sie kann als Blüthe in keiner Weise in Betracht kommen, aller begabten, bildenden Künstler ungeachtet, die in Portraits und Monumenten sich zu verschiedenen Zeiten des Wesens aller echten Kunst erinnerten und streng naturalistische Meisterwerke schufen. Alle diese fügen sich dem Rahmen der von Griechenland überkommenen Anschauungsweise ein und vermögen nicht, an dem feststehenden Schema zu rütteln. Was die Griechen geschaffen hatten, erwies sich mächtig genug für die ganze Zeit des römischen Reiches. Erst mit dessen Verfall war der Boden geebnet für eine durchgreifende Regeneration, deren Lebensfähigkeit auf ihrer naturalistischen Basis beruhte.

Digitized by Google

Die Umwälzung, welche das Christenthum auf allen Gebieten herbeiführte, prägte sich auch in den Kunstformen aus. Wir begegnen nach zweitausend Jahren wieder einer neuen Säulenform, welche den Schmuck zunächst verwirft und im Kapitäl und Schaft den ursprünglichen Zweck schroff und klar ausspricht. Es ist der Steinklotz, welcher trägt, von einem Schafte gestützt, dessen Stärke sich zuerst vielmehr dem wirklichen Bedürfnis nähert als dem Schönheitsbedürfnis des Auges, welches ihn oft gern stärker sehen möchte im Verhältnis zur mächtigen Steinmasse darüber. Wir finden dann bald diese ursprüngliche Form geschmückt mit allerlei eigenartigen und neuen Ornamenten. Die Symbole des Christenthums werden ungeschickt aber mit entschiedener Anlehnung an die Natur zum Schmuck gestaltet. Wir begegnen der Taube, dem Lamm, dem Adler und in der Plastik höchst manierlichen Leuten mit strengem Faltenwurf und langen, mageren Formen im Gegensatz zu den kleineren, rundlichen Antiken. Das weiland griechische Schönheitsideal hatte keinen Sinn mehr. Jeder Mensch war Bruder und daher alle ob schön ob häßlich gleich darstellenswerth. Wir sehen die Idee des Christenthums dann in Nordeuropa siegreich werden und mit ihr folgerichtig auch die naturalistische Kunstanschauung, deren sie sich als Form bediente. Den frischen, unverbrauchten Völkern des Nordens war es vorbehalten den Keim zur Blüthe zu bringen. In Frankreich war römische Kultur am längsten vorbereitend thätig gewesen und von hier aus entwickelte sich auch zunächst jene Formenwelt, welche dann in Deutschland zur höchsten Entfaltung geführt wurde und welche wir die gothische Zeit nennen. Wohl nie hat sich sonst bei einem Volke seine enorme dekorative und künstlerische Begabung so prompt auf die erste Anregung gezeigt wie bei den Deutschen. Wie gering sind vier oder fünf Jahrhunderte anzuschlagen in Anbetracht der Höhe des Könnens und Schaffens, welche darin erreicht wurde. Wie reich strömte ein Schatz neugewonnener Schönheit aus der Natur in die Werkstätten! Wie wurde alles mit frischem Leben durchtränkt und geschmückt! Der in romanischer Zeit gewonnene Säulentypus wurde wohl beibehalten, aber wie geistvoll belebt wurde die klobige Masse durch Gliederung der Säule und Auflockerung des Kapitäls durch darumgelegte, schmückende Blüthenformen, welche den Dorn, den Feldahorn, die Eiche und vieles andere in unverkümmerter Treue darstellen. Allerdings nicht etwa wild und unharmonisch, sondern mit abgeklärtem, künstlerischem Geschmack. Es wird ein mehr malerisches Element in die plastische Kunst getragen. Im Ornament und bei der Figur finden wir z. B. die Schattenwirkung gerade dort, wo sie dem Auge aus malerischen Gründen wohlthätig ist. Das Ornament ist nicht nur in Rücksicht auf das dargestellte Motiv durchgebildet wie sonst, wir sehen die gleiche Sorgfalt den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Theilen gewidmet, wodurch die vornehmste Harmonie erreicht wird. Wir finden gar feine Dinge der Kunst erobert. Abgesehen von dem neuen Gewölbe finden wir als Ornament den Keim, das Deckblatt, die Knospe und vielerlei Blüthen verwendet. In der Darstellung menschlicher Form gewinnt unbekümmerter, echt künstlerischer Naturalismus das Feld. Mit bewundernswürdiger Genialität werden durch enormes Können und Beherrschen des Materials diese naturalistischen Formen der Architektur dienstbar gemacht. Wie herrlich schließt sich z. B. bei den Figuren die Gewandung als ornamentaler und doch naturalistischer Abschluß der Basis an! Sei es, daß wir ganze Figuren vor uns haben, wie an so vielen Kirchenportalen oder mit überlegenstem Geschmack verwendete Halbfiguren wie am Ulmer Gestühl. Wie athmet der gleiche Geist in allen Werken, selbst in Geräthen des Alltagsgebrauchs, aus jener schönen Zeit! Die Waffe, das Wappenschild, das Möbel wie der ganze Raum, das Trinkgefäß, der Löffel, des Schneiders Scheer und des Schusters Pfriem, alles war liebevoll umfangen von reichem, künstlerischem Schaffenstrieb und gesündestem Geschmack, der es verstand, seine Werke dem Zweck und Material entsprechend sowohl einfach als auch geschmückt zu gestalten. Hier haben wir alle Merkmale einer starken Blüthezeit. Reich strömten der Kunst und dem Handwerk neue Formen zu, welche aus der Natur gefunden waren und herrlich ist, was als Resultat dieser innigen Wechselbeziehung unsere Vorfahren uns hinterlassen haben. Wir können von ihnen lernen, wie man für eigenes Wesen auch eigenen Ausdruck finden kann und wo die Formen für das, was

Digitized by Google

Einer oder eine Zeit als Eigenstes empfindet, zu gewinnen sind. — Auch dieser prächtigen Blüthe folgt das Verblühen. — Das Schema, das erstarrende und tödtliche schleicht sich ein und vollbringt langsam sein Werk, dem schon so viele früheren Blüthezeiten genau ebenso unterlegen sind.

Natürlich giebt es niemals ein schroffes Aufhören aller guten Kunst. Die folgenden Zeiten können noch lange von dem erworbenen und vererbten, guten Geschmack zehren, ehe das niedrigste Niveau, das heißt die reine durch nichts gemilderte Geschmacklosigkeit in allen Dingen erreicht ist. Es klingt uns heute noch etwas ungewohnt, die prächtigen Zeiten der Renaissance und der folgenden Moden auf der absteigenden Linie der Verfallepochen zu finden, aber wie schon erwähnt, weist die Nähe der höchsten Blüthe einer Zeit von selbst ihren Platz an. Auch dem mehr oberflächlichen Einwande, daß doch Renaissance, Barock und Rococo neue Formen der Kunst zugeführt hätten, muß entgegnet werden, daß selbst eine äußerlich auffallende Umarbeitung vorher schon verbrauchter, todter Schnörkelformen nicht das Wesen der Sache berührt. Wie das Barock ohne Zuführung lebendiger Form aus der Renaissance sich entwickelte, entstand als reine Modenwandlung ebenfalls das Rococo und andere spätere Moden. Hier ist auch der Ort nochmals darauf hinzuweisen, wie wenig einzelne hervorragende Künstler, selbst wenn sie streng naturalistisch schaffen, es vermögen, ihrer Zeit ein gesünderes Gepräge zu verleihen. Es ist im Gegentheil oft zu bemerken, daß sich selbst große Meister nicht völlig zu befreien wissen von der abwärtsstrebenden Tendenz einer Zeit. Die Bilder unserer größten Meister Holbein und Dürer stehen auf einem Niveau, welches nie wieder erreicht wurde und athmen gesündesten Geist. Aber auch die freudigste Bewunderung darf uns nicht dagegen blind machen, daß ihre eigenen Arbeiten auf ornamentalem Gebiet ausgesprochenermaßen Verfallsymptome aufweisen. Wir sehen bei Dürer auf leichten Ranken schwere plastische Hirten mit Dudelsäcken sich wiegen und in einer Blüthe auf schwankem Stengel tanzt ein Bauer mit seiner Magd. Holbein zeichnete z. B. einen Degengriff, der aus einer nackten Frauenfigur und Blättern und Knöpfen gebildet ist. Man bedenke, daß diese Formen zum Parieren von Schwerthieben dienen sollen und vergleiche hiermit die Waffe der gothischen Zeit. Selbst die Prunkwaffe ist da eine Wehr in markiger Zweckform. Und neben der berühmten Buchausstattung Dürers erinnere man sich der Seiten aus guten Kirchenbüchern der gothischen Zeit in ihrer wunderbaren Ruhe und Flächenwirkung. Dem gediegenen Künstler dieser Zeit war es ein unerträglicher Gedanke, die Fläche einer Buchseite durch Plastik in der Verzierung ihrer Einheit zu berauben oder durch groteske Unmöglichkeiten das Auge zu verwirren. Hier berühren wir einen wesentlichen Punkt, der auch als Kriterium für die Bestrebungen unserer Zeit von Wichtigkeit ist. Die Gothik verschmäht es z. B. auf ihren ganz wunderbaren Gobelins, sich der farbigen Plastik oder Luftperspektive zu bedienen. Es wäre ein ungeheurer Irrthum, wenn man das etwa dem Nichtkönnen zuschriebe. Es entspricht vielmehr dem Geiste, der jene Künstler beherrschte, hier die wohlbegründete Absicht anzunehmen, dem Zweck der Flächendekoration des Gobelins nicht durch Plastik entgegen zu wirken. Der Gobelin der Renaissance hingegen schwelgt in den bekannten, übermäßig bewegten und plastischen Formen. Die Einheit des Raumes wird durch Anwendung von Modellierung und farbiger Perspektive auf der Wand unfehlbar vernichtet, deshalb stand der Gothiker davon ab. Ein anderes Beispiel ist der Schrank, an dem sich die Verschiedenheit des künstlerischen Standpunktes erläutern läßt. Der gothische Schrank ist ein schöngegliederter Schrein, ein aufrecht gestellter Kasten, welches Wort im Süden noch für Schrank gebräuchlich ist. Sein Schmuck besteht in schöner Schnitzerei der geeigneten Holztheile, der Schlagleisten, der Füllungen 2c. und in zweckdienlichen Beschlägen. Der Schrank der Renaissance hingegen sieht aus wie eine Palastfassade. Seine Schlagleiste ist zur Säule umgestaltet, die aufgeklebt ist und meistens mit der Thür aufgeht, wodurch sie in humoristischer Weise ihre Zwecklosigkeit darthut. Ein schweres Gesims lastet auf solchem Schrank, das dem Motiv des Hausdaches entnommen und nicht minder zwecklos wie die Säule ist. Das weit überragende Hausdach schützt das Haus vor Regen; im Zimmer regnet es aber nicht. Diese Gesimse erfüllen nicht einmal den Zweck

Digitized by Google

des Zinnenrandes an spätgothischen Schränken, welcher Bündel mit Wäsche und andern Hausrath aufnahm.

Es würde den Rahmen unserer Ausführungen überschreiten, wenn wir diese Gegenüberstellung von Beispielen weiter fortführten. Was für uns daraus resultiert, ist die entscheidende Thatsache, daß mit der Schematisierung der gesunden Ornamentik eine zwecklose Uebertreibung und Ueberladung beginnt. Diese dauerte fort durch alle folgenden Zeiten. Selbst die weise Verordnung Heinrichs des Achten, der seinen reichen Blumengarten den Webern und Malern zur Verfügung stellte, vermochte nichts wesentlich regenerierendes der Kunst zu bringen. Auch mannigfaches Zurückgreifen auf antike Formen war erfolglos und variierte nur den Grundton des verbrauchten Schemas. In der langen Zeit von der Gothik bis zu uns finden wir überall ein langsam zunehmendes Vorwiegen der manuellen Bravour über den zweckbewußten, künstlerischen Gedanken. Die am meisten gekünstelten Dinge finden den größten Ruhm. Excentrizitäten der Ornamentik werden willig als Neues hingenommen und beherrschen dann einige Zeit hindurch die Produktion. Es ist deshalb auch ganz falsch von Renaissance-, Barock-, Rococo- und andern Stilen zu sprechen. Diese alle bilden den Stil der nachgothischen Verfallzeit und Renaissance, Barock und Rococo sind nur Moden in dieser Zeit, die allgemach bis zu uns herunter geführt haben. Auch die Mode des Empire, welche sich consequent aus den Moden des Louis XV. und XVI. entwickelt hat, erwies sich ohnmächtig und die damals verkündete Revolution in der Kunst blieb aus, weil es in der Kunst gar keine Revolution geben kann. Das Ergebniß dieser dritten Renaissance klassischer Kunst ist nur ein frisches Ruhmesblatt für jene Zeit, da Hellas schaffend seine neuen und ewig lebendigen Formen der Kunst zu eigen gab.

Aber es scheint so, als ob selbst dieses Erinnern an den Geist der griechischen Blüthezeit befruchtend genug wirken konnte, um schlummernde Kräfte zum Keim zu bringen. Neben der offiziellen und theatralischen Kunst, welche wir heute einstweilen noch als alleinige Vertreterin jener Zeit in Museen vererbt vorfinden, taucht ganz sacht bei einzelnen Künstlern, die fernab standen von den Ehren der offiziellen Welt, ein Suchen auf, welches ganz und gar verschieden ist von dem Anfügen zweckloser Schnörkelformen an alte abgebrauchte Ornamente oder dem Aufwärmen klassischer und anderer Stilarten. Wir finden Zeichnungen und Bilder aus jener Zeit von Künstlern, welche sich ganz bewußt auf den Boden stellen, welchen wir schon in allen früheren und frühesten Zeiten als den gesunden und entwickelungsfähigen erkennen konnten. Die Bewegung ist bedeutsamerweise ganz gleichzeitig in Deutschland, Dänemark und England zu verfolgen, was klar beweißt, daß die Zeit dieser Bewegung genügend vorgearbeitet hatte und daß in begabten, denkenden Köpfen das Heilmittel gegen den Verfall schon erkannt war und wirkte. Uns interessieren natürlich am meisten die Anfänge der Bewegung in Deutschland. In Mitteldeutschland und im Süden finden wir von dieser Strömung nichts. Die Gebiete an der See und allen voran Hamburg müssen als Ausgangspunkte der frischen Art betrachtet werden. Es ist mit Freude und Dank anzuerkennen, daß jetzt in Hamburg in beiden Kunst-Museen der Stadt mit richtiger Voraussicht des Werthes für die Nachwelt alles das gesammelt wird, was charakteristisch ist für diese ersten Anfänge der Bewegung bei uns. Vieles und zwar leider das Beste ist nach England verschleppt zu einer Zeit, als bei uns die Renaissance-Bewegung der 70er Jahre einsetzte, während in England der Stil des kleinen, eigenen Hauses sich herausbildete und das offizielle England unter dem Einfluß des Deutschen Gottfried Semper stand, dessen Anregungen England seine einzig dastehenden Sammlungen verdankt. Bei den günstigen Umständen politischer Art dieser Periode und bei den aus Colonien rasch erworbenen, großen Vermögen vieler Kaufleute wurde in England schon 60 Jahre früher als auf dem Continente das Augenmerk auf die Ausstattung des Hauses gelenkt, wozu die vom Festlande gebrachten, gediegenen und schönen Stücke eine willkommene Beisteuer lieferten. Der gesunde Sinn aus jener Zeit, ist uns in direkter Linie in den sog. englischen Clubmöbeln überliefert. Jedoch floß ein wesentlicher Theil des bekundeten praktischen Geistes in die Wissenschaft und Industrie ab ebenso wie

Digitized by Google

in andern Ländern. In Dänemark spricht sich genau wie in Norddeutschland sowohl in einer beträchtlichen Anzahl von Werken der bildenden Kunst als auch in Gebrauchsgegenständen, Möbeln und Häusern aus jener Zeit derselbe Geist aus, welcher durch inniges Eingehen auf die intimsten Feinheiten der Natur sich eigene Ausdrucksformen für seinen Geschmack gewinnt. Wir finden Bucheinbände, Buchschmuck, Stickereien, Silberarbeiten, dekorative Füllungen und viel andere Dinge, bei welchen alle überlebten Formen verschmäht sind und frisch aus dem Schatze der umgebenden Flora die geeignete Zier genommen wird. Daneben entsteht eine ganz eigenartige Auffassung der zu schmückenden Grundformen. Das Haus, das Möbel und jeder Gebrauchsgegenstand wird ganz streng lediglich dem praktischen Bedürfnis entsprechend geformt mit ausgiebiger Rücksicht auf das zu verwendende Material. An den schönsten Stücken dieser Art können wir trotz des scheinbar fast armen Aeußern eine herrliche Kunst bewundern. Die Maaße ergeben in Folge ihrer sorgfältigen Abwägung eine Schönheit, wie wir sie an den mehr oder minder reich verzierten und mit allerlei Säulenordnungen verbauten Stücken der vorhergehenden Verfallzeiten niemals finden. In Hamburg, Lübeck und Dänemark kennt jedermann solche Arbeiten als Großväterhausrath und jedermann ist in unbegreiflicher Verblendung beflissen, sich so schnell als möglich davon zu befreien, damit in England und Amerika geschmackvollere Leute ihre Wohnungen damit zieren. Aber es kamen für Dänemark und Norddeutschland rauhe Zeiten. Die vielen Kriege drängten diese Bewegung der 30er — 50er Jahre nochmals zurück. Rastlose industrielle und wissenschaftliche Thätigkeit auf allen Gebieten, der turbulente Wettkampf aller Kreise des Handels auf dem Weltmarkte, wandten die Geister von stetiger Entwicklung auf dieser gesunden, künstlerischen Bahn ab.

Die Wiedererstehung des deutschen Kaiserreiches dann lenkte die Ideen auf jene Zeiten vor Zersplitterung des alten Reiches durch den 30jährigen Krieg zurück. Bezeichnenderweise griff jetzt auch der Süden Deutschlands seine traditionelle, führende Stellung aus früherer Zeit wieder auf und wir erlebten die von Makart, Gedon, Hirth und Seidl mit genialer Kraft in Scene gesetzte vierte Renaissance und die darauf folgende beispiellose Hetze durch alle Modenformen von der Renaissance bis zum Empire in 30 Jahren. Wir haben heute ein wüstes Durcheinander von allerlei Stilarten um uns. Der eine baut in Empirestil, der andere in Renaissance und jener richtet sich ein Hotel im Zopfstil ein. Das ist ein geistiger Bankerott, wie ihn keine frühere Zeit sah. Alle Zeiten hatten sonst den Muth, ihrem Bedürfnis und ihrem Geschmack entsprechend ihre Bauten, Möbel und andere Dinge zu gestalten, sei es, daß sie einer Blüthezeit oder einer Verfallperiode angehören. Ein Bürger der Renaissance hätte sich unglücklich gefühlt, wenn er so wenig eins gewesen wäre mit seinem Wohnraume wie ein moderner Herr im Frack mit seinem modernen Renaissancezimmer. Es wäre nun ganz verkehrt, wenn man zu diesem modernen Frack den geeigneten Stil suchen wollte. Man darf gar keinen Stil suchen. Sucht man ihn, so ergiebt sich günstigsten Falles eine flüchtige Mode, welche ebenso schnell verbraucht ist, wie die jüngst verflossenen andern Moden, welche nur dem nervösen Bedürfnis nach Abwechslung genügen durften. Wir haben deshalb die Wandlungen früherer Zeiten an uns vorbeiziehen lassen, um zu sehen, wie eine Bewegung gesund einsetzt und was ihr die Kraft verleihen kann, dauernd fruchtbringend zu wirken. Wir haben gesehen, daß die ersten Anfänge einer solchen gesunden Bewegung seit den 30er Jahren vorhanden waren. Aber merkwürdigerweise knüpfte die eng verwandte Bewegung, in der wir heute stehen, nicht ohne Umwege und Zwischenphasen an jene Vorläufer an.

In England entstand eine Strömung in der Kunst, welche an die frühe Renaissance in Italien anknüpfte und als deren Träger wir Gabriel Daute Rossetti kennen. Seine Ideen befruchteten den Geschmack von Morris und Crane. Des Morris Buchdruckerarbeiten blieben im Rahmen der geschmackvollen Nachahmung italienischer und deutscher Formen. Crane hingegen gebührt das Verdienst, wieder naturalistische Blüthenformen zur Ornamentik verwandt zu haben. Man hört allerdings nur Crane nennen als den ersten, welcher diesen Weg neu beschritt. Er ist es nicht allein. Ebenso wie früher trat unabhängig und gleichzeitig dieselbe Bewegung auf dem Continent ins Leben und zwar zunächst in Dänemark.

Digitized by Google

Thorvald Bindesböll, der viel geschmähte und bewunderte, schuf mit weitaus größerer Kraft und genialerem Griffe seine Ornamente, die keck aus dem Leben genommen waren, wie z. B. die machtvollen Randornamente zu „Troltoj", welches er mit Skovgaard zusammen herausgab. Die Originale waren vor ungefähr 15 Jahren in München ausgestellt. Da sie eigentlich zurückgewiesen werden sollten, hingen sie im Vorraume zu einer Toilette und im Dunkeln. Bindesböll ist einer der führenden, suchenden Geister, mit denen sich die Kunstforschung später abzugeben haben wird. Dieser weißhaarige alte Recke wies der Schaar interessanter, jüngerer Künstler seiner Heimath den Weg. Aber noch heute schlagen seine Arbeiten in ihrer unbändigen Kraft alles andere. Die Arbeiten des Crane vermochten in England allerdings auch eine mit großartigem Schwunge auftretende Richtung ins Leben zu rufen. Aber es ist, als ob sich der ungesunde, archaistische Ausgangspunkt an den Nachfolgern rächen mußte. Wir finden in den jüngsten Arbeiten, die wir aus England kennen, ein starkes Anlehnen an Frührenaissance und Gothik. Große, schattierte Renaissance-Schnörkel treten an die Stelle der frischen, natürlichen Form und eine Art gothischen Kirchenstiles macht sich in den Möbeln geltend, welche keineswegs den Anspruch erheben können, für uns und unser Bedürfnis gedacht zu sein. Auszunehmen sind die modernen Clubmöbel, welche sich wie schon erwähnt ganz an die Art der dreißig- bis fünfziger Jahre anlehnen und einige Beleuchtungskörper, welche wohl jenen Geist athmen aber völlig dem Anspruch unserer Zeit gerecht werden. Hier muß erwähnt werden, daß ein sehr großer Theil der von uns theuer bezahlten echt englischen Liberty-, Cretonne- und Velvetstoffe im deutschen Elsaß fabriziert wird, wie ich authentisch weiß, weil ich selbst gerade einige solche Muster zeichne. Daß wir die Stoffe theuer in England kaufen müssen, rührt daher, daß der Bedarf der einzelnen Händler in Deutschland nicht so groß ist, um zu Aufträgen von tausend Metern zu führen wie in England. Dort hat man in den kleinen Landhäusern und auch in den Vorstadthäuschen überall lustige Crétonnegardinen, während bei uns noch die vom Tapezierer in wohlgezählte Falten gelegten, filzartigen, sogenannten Fantasiestoffe in ihrer Undurchsichtigkeit die Lichtquelle hart und schwarz umrahmen. Es ist aber sehr der Versuch zu empfehlen, die Lichtquelle mit hellem warm getöntem Stoff weich und luftig zu umrahmen. Ein weiterer Vorhang, der ebenfalls durchlässig sein darf, wird sich der Farbstimmung des Zimmers anpassen und dient dann dazu, des Abends den Raum nach außen genügend abzuschließen und ihm im Winter einen anheimelnden Charakter zu geben. Angesichts unserer hübschen, städtischen Häuserfassaden empfiehlt es sich, außerdem noch ein Store von Gardinenstoff vor das ganze Fenster zu ziehen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kommen wir auf das Thema der dekorativen Bewegung von heute zurück. Es ist besonders bemerkenswerth, daß Frankreich hierbei ganz außer allem Wettbewerb steht. Gerade Frankreich gab unsern bildenden Künstlern die letzte hochwichtige Anregung der Rückkehr zur Natur. Der Einfluß der Schule von Fontainebleau auf alle bildende Kunst unserer Zeit ist zu oft erörtert, um ein weiteres Eingehen darauf nöthig zu machen. Um so seltsamer ist es, daß Frankreich der neuen schaffenden Bewegung auf dem Gebiete der angewandten Kunst keine Kräfte zuzuführen hat. Daß diese Bewegung einen durchaus nordischen und germanischen Charakter hat, wird auch unumwunden von fein gebildeten, französischen Künstlern und Kennern zugegeben. Wir sehen z. B. aus dem kleinen Nachbarlande Belgien viel Neues und Gutes hervorgehen und es schien eine Zeit lang, als ob gerade die belgische Art mit Hülfe eines großen Theiles der Presse sich auch bei uns Boden verschaffen könnte. Es sind bei einem scheinbaren Durchgreifen von etwas Neuem gerade in Deutschland die eigenthümlichen Umstände, man muß eher sagen Mißstände, in Betracht zu ziehen, welche von der bedauerlichen Lage der Zeichner herrühren. Die Fabriken haben Zeichner, welche bei einer Arbeitszeit von 9—16 Stunden täglich, befähigt sein sollen für 80—150 M. monatlich fortwährend künstlerisch zu schaffen. Welcher Qualität dann diese Kräfte sind, ist nur zu einleuchtend an dem Resultat ihrer Arbeit. Es wird aus allen Kunstzeitschriften und sonstigen Publikationen zusammengezeichnet, was erreichbar ist an Neuem. Kritisch wird dieses Neue nie geprüft und wenn man eine flüchtige Mode machen will,

Digitized by Google

braucht man sich nur irgend eine recht verrückte Idee einfallen zu lassen. Ein Seidenfabrikant in Westdeutschland, der den ganzen Weltmarkt zu seinem Theile versorgt, zeigte mir mit einem etwas spöttischen Lächeln sein neuestes Produkt. „Es ist wohl nicht sehr geschmackvoll aber es ist neu", war seine Bemerkung zu dem abscheulichen Muster. Im vorigen Jahre trug man es thatsächlich in den Städten der ganzen Welt und jetzt findet derselbe Stoff reißenden Absatz bei den Landleuten zum Aufputz von Nationaltrachten. Das mag vom kaufmännischen Standpunkte eine gute Sache sein. Vom künstlerischen Standpunkte aus muß man sagen, daß etwas ebensowohl neu als geschmackvoll sein kann und es ist selbst nach den Prinzipien des erwähnten Fabrikanten anzunehmen, daß auch das Schöne seiner Neuheit wegen geschätzt werden würde. Aber wie ganz anders erzieherisch würden solche Neuheiten auf die Nationen wirken! Und gerade des erzieherischen Werthes des Neuen wegen, muß man eben alles Neue besonders kritisch prüfen, ob es etwa nur den flüchtigen Moden zugezählt werden kann, oder ob es seines Wesens wegen als ein Schritt zu betrachten ist, der nicht in eine Sackgasse führt, sondern als Basis für den nächsten Schritt nach aufwärts dienen kann. In den geschichtlichen Thatsachen haben wir das unverrückbare Maaß für den Werth einer Bewegung und wenn diese nicht mit den klaren Lehren der Geschiche im Einklang steht, so darf man ihr mißtrauen.

In der Bewegung, welche jetzt unsere Werkstätten und Ateliers durchzieht, vermögen wir zwei Richtungen zu verfolgen. Die eine gebärdet sich revolutionär und meint nur auf den Trümmern alles Gewesenen Neues erstehen lassen zu können. Um dieser Meinung möglichst dramatischen Ausdruck zu geben, wendet man sich einer spekulativen Art zu. Man sagt sich, daß unsere Vorfahren Thürpfosten und ähnliche Dinge gerade machten, weil die Konstruktion der Architektur und die Form des zu verarbeitenden Holzes eine gerade Linie als natürliches Motiv ergab. Die spekulierenden Künstler von heute setzen sich nun grübelnd nieder, um diese natürlichen, geraden Formen auf irgend eine Weise zu verbiegen und dadurch ihre Modernität zu dokumentiren. Es soll nun durchaus nicht den Arbeiten dieser Art jeder künstlerische Geschmack abgesprochen werden. Wir sehen in dieser Weise manche Dinge entstehen, welche ein tüchtiges, künstlerisches Können und auch Geschmack verrathen. Allerdings ist es stets mehr eine momentane, künstlerische Laune als eine lebensfähige Richtung, welche uns solchergestalt entgegentritt. Besonders belgische Künstler und deren Nachahmer in Deutschland huldigen dieser Manier. Im allgemeinen tragen solche Arbeiten nur zu oft den Stempel des Unfertigen, wie es auch thatsächlich meist junge Leute sind, welche in dieser künstlerischen Ungebundenheit ihr Element gefunden zu haben glauben. Aber auch dort wo stärkere Talente diese Manier in eine Art System gebracht haben, finden wir, daß dem Schnörkel ein übermäßiges Gewicht beigelegt wird. Man muß es als künstlerische Laune bezeichnen, wenn sich ein schweres Sofa auf Ranken wiegt, oder wenn ein Schrank sich dem Schnörkel zu liebe auf niedrigen Beinchen nur soweit vom Boden erhebt, daß wohl der Staub aber keineswegs der Kehrbesen darunter gelangen kann. Auf einer Ausstellung war ein sogenannter moderner Salon zu sehen, welcher keine gerade Linie enthielt. Selbst das einfallende Licht war durch starke Wellenlinien getheilt. An der Wand lief unten herum eine Bekleidnng von Kacheln (!) — der Besitzer des Salons wird wohl ein Hundeliebhaber gewesen sein. — In einem Eßzimmer aus kostbarem Cedernholz war der Kamin aus gemeinen Mauersteinen gemacht, zu welchen die Herren im Frack und die Damen in entsprechender Toilette ein hübsches Gegenstück liefern konnten. Wenn sich jemand ein Eßzimmer mit Cedernholz machen läßt, ist er meist auch in der Lage, sich noch eine anständige Bekleidung für seinen Kamin anzuschaffen. Auf einem kompletten Frühstückstisch in einer andern Ausstellung waren Suppenteller ohne Rand zu sehen. Die Konsequenzen hiervon sind, daß die Bedienung mit dem Daumen direkt in die Suppe greifen muß, um diese Teller oder besser Näpfe halten zu können, was für die weißen Baumwoll-Handschuhe höchst unangenehm sein mag. Alle diese Dinge, Räume oder einzelnen Stücke, welche mit aufdringlichen und starkbewegten Schnörkeln dekoriert waren, sind Beispiele für die Abwege, auf welche künstlerische Laune führen kann. Auch in der Architektur, sowohl in der Innendekoration als bei ganzen Bauten, finden wir

Digitized by Google

aufdringliche Schnörkel an Stelle logischen und maaßvollen Schmuckes. Man muß sich nur einmal vorstellen, daß man selbst in einem Raume ständig leben sollte, welcher dergestalt rein aus künstlerischer Laune durchgebildet ist. Das wirkt wie eine ständig genossene zu stark gepfefferte Speise oder wie ein Witz, der einem an jedem Morgen zum Kaffee wiederholt wird. Man würde den Erzähler nach acht Tagen umbringen. Es wird von den Anhängern dieser Art gepredigt, daß das Ornament, welches aus der Natur geschöpft wurde, ganz verwerflich sei, weil man dadurch an Pflanzen- oder Thierformen erinnert werde. Es sei vielmehr der (allerdings bedeutend bequemere) Schnörkel an Stelle deren zu setzen und dieser Schnörkel müsse den ganzen Raum beherrschen d. h. er soll als Sofa, Tapete, Fenster, Tisch ꝛc. so aufdrindlich als möglich wiederkehren. — Das heißt jedoch, mit den typischen Erscheinungen von künstlerischen Verfallperioden eine neue Bewegung ins Leben rufen wollen. Mit Schnörkeln macht man wohl eine Mode, eine lebensfrische Bewegung aber braucht eine andere Basis. Sie muß aus der einzigen, wahren Lebensspenderin, der Natur ihre Kraft gewinnen. Wenn dann ornamentale Formen entstehen, welche Reminiscenzen an schöne Blüthen oder andere Naturgebilde enthalten, so ist nicht recht einzusehen, was daran abscheulich sein soll. Es ist weder den Griechen noch unseren Vorfahren der gothischen Zeit widerlich gewesen, durch Kunst an die Natur erinnert zu werden. Der Schnörkel allein ist noch nicht das Bedenklichste an jener Strömung. Weit verderblicher ist das bewußte Suchen nach einem neuen Stil. Ein Stil entsteht, er läßt sich nicht suchen und finden und noch weniger mit Schnörkeln erzwingen. Es gehört ein gewisser Muth dazu, sich von einer Richtung fern zu halten, welche leichte Erfolge verspricht, wie sie die Mode gewährt. Aber hier heißt es für etwas eintreten, was man als das einzig mögliche Mittel, zur ersehnten Blüthe zu gelangen, erkannt hat. Diese Erkenntnis gewährt gegenüber dem Geschrei des Tages denjenigen Grad von Gleichmuth, ohne welchen wahre Kunst nicht gedeihen kann und der Glaube an die sieghafte Idee stimmt auch den Kampf gegen das überlebte Alte oder das unlebensfähige Neue auf einen ruhigen Ton. Es wird nichts vor der Zeit von der Bildfläche verschwinden und nur dasjenige Neue wird sich bewähren, was als Stufe für den nächsten Schritt nach aufwärts dienen kann. Wir alle, Künstler und Laien können jeder nach seiner Art hierfür zusammen wirken. Der Künstler stelle seine Kunst in den Dienst des Lebens, er denke nicht an laute Erfolge sondern daran, wie er unserm jetzigen Bedürfnisse gerecht werde in Formen, welche lediglich den Zweck des Gegenstandes geschmackvoll und dem Material vollkommen entsprechend ausdrücken und der Laie suche sich durch lebendige Antheilnahme an solcher Kunst soweit zu bilden, daß er sie nach und nach versteht. Dann brauchen wir keinen Stil zu suchen, er kommt von selbst. Denn auf solchem Wege schreiten wir sicher einer lang ersehnten Blüthe der Kunst zu, in welcher wir Deutsche berechtigt sein werden um die Palme zu ringen.

Digitized by Google

Rundschau.

Die Brüder Hart, die sich nicht bloß um die Renovirung unserer Literatur, sondern auch um die unserer gesamten Weltanschauung redliche Mühe geben, haben mit einem Cyclus von Flugschriften begonnen, die das „Reich der Erfüllung" schildern, oder gar bringen wollen. Die erste Nummer handelt „vom höchsten Wissen" und vom „Leben im Licht." Ein Verein, der sich nach dem Stammvater moderner Weltanschauung Giordano Bruno-Verein nennt, giebt ihren Bestrebungen einen weiteren Wirkungskreis, und für die engeren Eingeweihten ist noch eine ganz stille Tafelrunde ohne Präsidium eingerichtet. Es thut gewiß von Herzen wohl in unserer Zeit solche idealistische Brüderschaften romantischen Charakters aufersteben zu sehen; denn die Liebe eines Jünglings bleibt allezeit etwas Schöneres als die Weisheit eines Greises. Aber sie wird ihr Bestes im Privaten finden, während es der Greisenweisheit wohl ansteht öffentlich zu sein. Des Jünglings Träume und Hoffnungen bleiben nur so lange rein, als sie zu Hause bleiben. Sie bleiben so lange schön, als sie unter Freunden oder im eigenen Herzen leben. So bald sie heraustreten, sind sie halb unmöglich und sobald gar ein Dritter über sie reden soll, zerfließen sie in Schaum.

Was an der Broschüre der modernen Schlegels äußerst sympathisch ist, ist diese feine private Lyrik. Sie glänzt in voller Reinheit, wenn man sich bei der Lektüre alles Broschürenhafte und Propagandahafte fortdenkt. Nichts paßt zu dem Buche so schlecht als die Vereinsanzeige, nichts ist so mißlungen, als der Versuch, diese Lehre praktisch zu machen. Man muß das gewaltsam bei Seite schieben. Dann bleibt eine überaus anregende und gehobene Unterhaltung übrig mit zwei fein empfindenden Menschen, die aus einer eigenartigen Mischung philosophischer Lektüre und stärkeren lyrischen Gefühls den Mut gefunden haben, eine Glückseligkeit hinzuschreiben, die bisher alle großen Denker empfunden, viele sehr vertieft, sehr wenige aufnotirt haben. Zur Zeit der großen romantischen Philosophen schrieb man solche Dinge in Briefen, heute haben die Briefe aufgehört und die Lyrik darf in die Broschüre eintreten. Ueber eine leichte Prostitution der Empfindungen kommt man hinweg. In der Zwittergattung öffentlicher Privata entschuldigt sich alles.

Bedeutende philosophische Praktiker unserer Zeit fanden neue Wege, die aus dem Reich der Spekulation zielbewußt in die reale Zukunft hineinführten. So war Marx. Was diese Lyriker schaffen, ist etwas ganz Anderes. Es könnte kein Irrtum für sie gefährlicher sein, als der Glaube, daß ihr konsequenter Monismus eine solche Realphilosophie bedeute. Er ist nichts als das reife Produkt eines Denkprozesses, der in jedem modernen Höhenmenschen vor sich geht und der zu einem feinsten Ausdruck eines Laissez faire wird, das jeden Tag von jedem starken Genie zu Boden geschmettert wird. Man wird mit Vergnügen die Auseinandersetzung dieses Monismus, der die Grundtheorie der Hartschen Lebensanschauung ist, verfolgen, man wird Vieles schärfer und isolirter finden, als bisher Gelegenheit war, es auszusprechen, man wird den großen Geschmack bewundern, mit dem auf solchem geistigen Bilde tiefe Schatten und schmale Glanzlichter gemischt sind, man wird sich bei diesen Menschen zu Hause fühlen, wird eine seelenvertraute Sprache hören — bis eines Tages wieder ein wirklich Großer kommt, ein gesteigerter Mensch, und vor seiner Kraft flüchtet das Reich der Erfüllung wie erschrecktes Federvieh in den heimlichen Winkel, in den es gehört.

Zu disputiren über diesen epikuräischen Monismus, der alles wunderbar ausbreitet, was die Stammphilosophen in einen Aphorismus verwiesen, der sich halb mit den Vätern streitet, halb auf sie beruft, der alle ersten philosophischen Schauer genießt, die die Systematiker vor ihren Büchern lassen, der im Texte in Lyrik badet, in den Anmerkungen leichte Florettübungen veranstaltet, der alle Antinomieen der Welt auskostet, indem er sie beseitigt und schließlich

Digitized by Google

selbst der herrlichste Widerspruch bleibt — über diesen epikuräischen Monismus zu streiten, muß uns allen fern liegen. Ueber private Dinge kann man nicht streiten. Da giebt es nur Freundschaft oder Gleichgültigkeit. Wir sind den Harts sehr gut um dieses Buch und wären ihnen noch besser, wenn sie es nicht hätten schreiben müssen.

* * *

Vor kurzem hatte ich Veranlassung, mich hier mit dem neuen Schlagwort „Heimatkunst" zu beschäftigen, ohne rechtes Glück, da ich den Sinn dieses Wortes nicht zu deuten wußte und es heute noch weniger weiß, nachdem ich mir seine Verkünder etwas näher angesehen habe. Herr Fritz Lienhard hat seine in der neuen Zeitschrift „Heimat" verstreuten Anregungen in einem kleinen Hefte gesammelt unter dem Titel „Die Vorherrschaft Berlins." Er will die Landschaft gegen die Großstadt, den Ortsgeist gegen den Zeitgeist mobil machen. Die Landschaft mit ihrer Farbe und Gesundheit, mit ihren Wurzeln, Pflanzen, Bergformen, Dörfern, mit ihrer gelassenen Ruhe soll uns erziehen, daß wir werden wie sie — „aus der Heimaterde gen Himmel wachsend, in Sturm und Sonnenfreude!" Gegen diese Forderung habe ich nur eins einzuwenden, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. Wer sie als besonderes eigenes Programm aufstellt, beweist eine ungeheure historische Kurzsichtigkeit. Der Grundzug der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert ist die Empörung gegen die Aufklärung, die Auflehnung des historischen Menschen gegen das typische Vernunftwesen, das diese als Ideal der Humanität konstruirt hatte. Diese Bewegung beginnt mit Herder, mit den Stürmern und Drängern, und mit Göthes „Götz von Berlichingen" zieht zum ersten Male Deutschheit, Jugend, Naivetät in unsere moderne Litteratur ein. Während Göthe als der letzte Universalmensch alle lebendig gebliebene Kultur in seiner klassischen Periode rettet, setzt die Romantik diese Bewegung fort, und soviel von ihren eigenen Schöpfungen verloren gegangen sind, sie hat uns in Deutschland wieder heimisch gemacht, den Geist der Landschaften erweckt, sie hat uns unsere vergessene Vergangenheit, unsere Kindheit zurückgegeben. Man vergleiche die Schöpfer und die Schöpfungen des 18. und des 19. Jahrhunderts! Wer wollte leugnen, daß wir jünger geworden sind? Jeder deutsche Dichter hat von vorn herein ein lokaleres Gepräge, als andere europäische, er ist eine geistige Provinz für sich und besonders für den Ausländer nie ganz verständlich, weil er seine heimatlichen Wurzeln nicht kennt. Eine Gegenbewegung war das aus der Julirevolution hervorgegangene höchst unpoetische und unkünstlerische Junge Deutschland, das unter dem Einfluß des französischen Materialismus stand, als des letzten Ausläufers der Aufklärungsperiode. Als seine lärmende unfruchtbare Kritik verstummte, kamen die stiller Schaffenden wieder zur Geltung, die breit und fest auf dem Boden ihrer Heimat stehen. Der Naturalismus hat sich gegen ihren poetischen Realismus, wie ihn Otto Ludwig nennt, nicht aufgelehnt sondern ihn fortgesetzt. Seine polemische Spitze war gegen die Epigonen gerichtet, gegen die Dramatiker, die Schiller nachtraten, und gegen die Lyriker, die die alten Schätze der Romantik in den Goldschnittbändchen verhandelten. Das waren Heimatlose, während der Naturalismus seinem Wesen nach einen inneren Gegensatz zur sogenannten Heimatkunst ausschließt. Was er an iklavischer Nachahmung der Goncourts, Zola's, Maupassant's, gesündigt hat, ist ja längst verschollen, und wer Hauptmann's „Weber" wegen der Aehnlichkeit Stoffes einseitig auf Zolas „Germinal" zurückführt, der hat keine Ohren und keine Augen. Genau mit demselben Recht läßt sich behaupten, daß der „Werther" nichts als eine Nachahmung der „Neuen Héloise" ist. Daß uns Anregungen aus Frankreich gekommen sind, wollen wir um so ruhiger und dankbarer feststellen, weil wir besonders im Drama wieder selbständig geworden sind. Herr Lienhard wittert aber überall französischen Geist, und er macht besonders das internationale, undeutsche Berlin für diese schwächliche Abhängigkeit verantwortlich.

Berlin soll die Landschaften unterdrücken. Ich behaupte, daß Berlin für alles Landschaftliche die größte Zärtlichkeit hat. Sind Anzengruber und Gottfried Keller hier nicht schneller zu litterarischem Ansehen gelangt als in ihren oberdeutschen Vaterländern? Und hören wir auf unseren Bühnen nicht so viel Dialekte, daß man zuweilen Sehnsucht nach der hochdeutschen Sprache bekommt? Kann die Großstadt überhaupt den Geist der Landschaften unterdrücken, vorausgesetzt, daß diese was leisten? Herr Lienhard spricht fast nur vom Theater, er hat kaum ein Wort für die bildenden Künste, und man braucht doch nur „München" oder „Hamburg," „Dachau" oder „Worpswede" zu sagen, damit seine Behauptungen zusammenfallen. Gerade in der Hauptstadt mit ihrem höchst gemischten, verschiedenartigen Publikum ist die Kunst der Reception, die Kultur des Genießens so ausgebildet, daß die lokalen Eigentümlichkeiten nebeneinander gewürdigt werden können. Herr Lienhardt schlägt für die Landschaften merkwürdige Gründungen vor, so die Einrichtung von Sommerspielen neben dem Wintertheater. Unser enger Theater-Guckkasten, der zur Verlegung der Handlung in die Stube zwingt, (?)

Digitized by Google

scheint ihm undeutsch, einem Volke, das Wald und Natur liebt, nicht entsprechend. In geeigneten Landschaftsmittelpunkten, etwa an Sonntagen im Freien, sollen Festspiele, die an Sage und Geschichte anknüpfen, mit Chören und eigenartigen melodramatischen Rhythmen gegeben werden, eine Art Sommerdichtung, das Bilder-Handlungs-Gestaltungsdrama eines neuen Al-Fresko-Stiles. Mögen sie es versuchen, mögen sich die Landschaften ihre besonderen Aufgaben stellen! Wir werden sie daran nicht hindern, wir wünschen ihnen Glück dazu. Mag aber Herr Lienhard eins nicht vergessen, woran er noch nie gedacht zu haben scheint, daß gerade die Hauptstadt für sich und für die Nation jeden Tag ungeheure künstlerische Aufgaben zu lösen hat, die ihr zuerst gestellt werden, und die sie allein lösen muß. Wir haben die Häßlichkeit des modernen Lebens zu überwinden. Jede neue Erfindung, die uns die vorwärtsstürmende Technik bietet, erscheint uns zunächst häßlich. Häßlich ist die Bahn, die über unsern Häuptern rollt, die elektrischen Drähte, die die Straßen überziehen, das Automobil mit seinem rudimentären Kutscherbock, das Geschäftshaus aus Glas und Eisen, das automatische Restaurant, die Littfaßsäule mit ihren schreienden Affichen. Das alles haben wir künstlerisch zu gestalten, so daß das Auge sich mit dem Neuen versöhnt, und wir haben schon vieles gestaltet, wir haben aus seltsam geformten Ungeheuern imposante oder schlanke, künstlerisch wohlthuende Konstruktionen gemacht. Ja auch die Großstadt ist eine Landschaft, aus Asphalt und Steinen, aus Stahl und Glas, aus Drähten und Trägern, aus Rauch und Schwaden, darin es ächzt und brummt, braust und heult. Es ist verdammt schwer, hier zu leben, aber es ist doch eine Lust. Und nur hier finde ich auch meine besonderen, meine Kulturmenschgelüste befriedigt. Denken Sie, Herr Lienhard! es giebt hier einen Akademischen Verein, der uns den Ödipus und die Antigone in zwei prachtvollen Aufführungen vorstellte, nicht als gelehrte Rekonstruktion der antiken Bühne sondern in einer uns natürlichen selbständigen Auffassung und darum mit einer so unmittelbaren menschlichen Wirkung, daß die antike Schönheit auch im deutschen Gewande blendend wieder heraufstieg, daß man mit freudigem Staunen empfand, wieviel Griechentum jeder rechte Deutsche, jeder Landsmann Goethes noch im Innersten verwahrt. Derselbe Verein widmete unseren deutschen Romantikern, Hölderlin, Novalis, Arnim, Brentano, Heine mehrere Abende. Glauben Sie nicht, daß solche Pilgerfahrten, die Herren und Damen in gleicher Andacht zusammenführen, in der Entwicklung einer noch in ihren Anfängen begriffenen höheren Geselligkeit einen großen Fortschritt bedeuten? Das war allerdings nur Guckkasten und Wintertheater. Wenn aber der Sommer kommt, wollen wir hinaus ins Freie, um Ihre Sommerdichtung, Ihr Gestaltungsdrama des neuen Freskostiles zu bewundern. Darum eilen Sie, schaffen Sie! Schaffe Jeder an dem Platze, auf den er gestellt ist, wir werden uns so am besten verständigen und schätzen.

* * *

Einen schönen Nachruf hat Franz Servaes dem treuen Alten Fontane gewidmet; ursprünglich im „Pan" erschienen, ist er jetzt in reizender Ausstattung bei Schuster und Löffler herausgekommen. Die Heimatkunstverkünder, die Großstadthasser mögen sich an dem Bilde des Alten erbauen, der so altväterisch, so kleinbürgerlich hoch oben in einer der Prachtstraßen Berlins saß, während tief unten das Leben, das er so liebte, in tosenden Taktschlägen vorüberbrauste.

Da oben hat er wohl in seinen letzten Jahren recht viel gesessen und still für sich gebosselt — sagt Servaes in seiner prächtigen Schilderung. — Ab und zu kamen Freunde; dann war das Gespräch gleich lustig im Gang, flott und anmutig auf und niederschnellend. Das liebte der Alte. Er war ein entzückender Plauderer. Geduldig im Anhören, schlagfertig und witzreich im Antworten; voller Anekdotenreichtum. Und immer das Leben tief unten, das hurtige, arbeitsame Berlin, und drum herum das stille märkische Land mit seinen versteckten Adelssitzen, prunklosen Landstädtchen und aufhorchenden See'n. Dies alles war immer gegenwärtig. Da mochte er wohl gut seßhaft sein, der Alte. Die Ernte lag aufgeschichtet da, ein unverlierbares Gut. Er konnte behaglich drin herumwühlen.

Sehr fein erscheint mir die Erklärung seines Humors. Fontane zeigt eine wunderliche Doppelnatur, die man sofort als vollkommen organisch empfindet, mögen ihre Gegensätze auch vor dem Verstande als schier unvereinbar erscheinen. Auf der einen Seite ist er der Milde, der Gütige, der eine menschlich warme Teilnahme und heitere Trostkraft selbst bei den mindesten Anlässen verrät. Und auf der anderen Seite zeigt er etwas Ehernes, Kaltes und Gleichmütiges, dem gegenüber Menschen- und Völkerschicksale armselige Lappalien sind, die niemals einen Weisen aus dem Gleichgewicht bringen können. — Er kennt die menschliche Schwäche und liebt sie und achtet sie, weil er sie teilt; er verzeiht ihr alles, und wo er lindern kann, da lindert er. Aber dem Schicksal fällt er nicht in die Speichen und klagt es auch nicht an. Und ohne zu klagen beugt er sich vor den Notwendigkeiten. Lieber

Digitized by Google

macht er einen Scherz und hilft sich so mit Grazie und Tapferkeit über das etwas Fatale der Situation hinweg. So hat er zwar ein mildthätiges und bewegliches, und doch auch wieder ein strenges, stahlgepanzertes Herz — gerade hier vielleicht mehr Preuße als irgendwo anders. Er rechnet stets mit Realitäten; und es giebt keine Realitäten, denen er sich verschließt. Darum ist er auch, obwohl ein zartes moralisches Gefühl ihn innerlich leitet, nichts weniger als ein Moralist. Der einzelne ist ja niemals schuldig, oder Alle sind schuldig. Aber jede That und jede Lebensführung trägt etwas in sich, wie ein Gesetz, aus dem sich Folgen und Konsequenzen unerbittlich entwickeln. So in seiner „Effi Briest," die er mit väterlicher Liebe ausgestattet hat, keine Spur von Erregung, von Anklage, von Zweifel an der ewigen Weltgerechtigkeit. Was kommen muß, das kommt; die Suppe, die eingebrockt wurde, muß auch aufgegessen werden. Die Ordnung erscheint ihm als etwas Heiliges, Gegebenes, an dem ohne Not zu rütteln vermessen ist; die Gerechtigkeit als etwas Problematisches, das zu erkennen und zu erfüllen oft unmöglich ist. In dieser Verehrung der Wirklichkeit, in dieser Gelassenheit steckt Religiosität. Aber es ist jene Religiosität, die die Bewegung des Menscheninnern nicht hemmt sondern freimacht. Und darum keimt gerade hier Fontanes Humor, als die höchste Bethätigung seiner inneren Freiheit und Gelassenheit. Dieser Humor ist gleichsam ein graziöses Spielen mit dem Ernst schlichter Notwendigkeiten. Mag alles in diesem Leben von ehernen Gesetzen umgrenzt sein, es giebt im Hirn des Menschen eine Kraft, die tändelnd drüber hinwegspringt. Es ist die Laune, die Phantasie, und die daraus quellende Lustigkeit und Schalkhaftigkeit. So heißt es im „Stechlin," den ich auch mit Servaes für das freieste und jugendlichste Buch Fontanes halte: „Ganz der Alte; jede Zeile voll Liebe, voll Güte, voll Schnurrigkeiten. Und eben diese Schnurren, treffen sie nicht eigentlich den Nagel auf den Kopf?" —

* * *

Der in Berlin lebende Professor Takeshi Kitasato hat ein japanisches Originalschauspiel „Fumio" in deutscher Sprache veröffentlicht. (Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner 1900.) Seiner äußeren Erscheinung nach ist das Stück auf die Verhältnisse der europäischen Bühne eingerichtet, so daß es ohne weitere Bearbeitung an einem Theaterabend gespielt werden kann. Der Autor hat die Beschreibung der Szenerie und der Kostüme mit großer Genauigkeit gegeben, damit der Leser von Japan eine richtigere Vorstellung bekommt als durch die bis jetzt in Europa aufgeführten sogenannten japanischen Stücke. Die Technik dieses in Akte und Auftritte eingeteilten Dramas steht deutlich auf dem Standpunkt unseres heimischen Naturalismus, sie scheint mir besonders von Gerhart Hauptmann, etwa von „Einsame Menschen" beeinflußt. Das Werk ist außerordentlich interessant vom kulturhistorischen Standpunkt, weil es in dem uns vertrauten Rahmen unserer Bühne die Interieurs des japanischen Familienlebens höchst anschaulich und greifbar darstellt, und weil es zugleich von der inneren geistigen Verfassung der japanischen Heimat eine Anschauung giebt, die verwandte Strömungen in Deutschland sehr nahe angeht. Unsere immer zahlreicher und reger gewordenen deutschen Buddhisten werden mit Erstaunen wahrnehmen, daß die durch den Helden des Stückes vertretene junge Generation, zwischen den alten Ahnenkult des Shintoismus und das neu eingedrungene Christentum gestellt, von beiden unbefriedigt, eine religiöse Generation von der Wiedererweckung des Buddhismus erwartet, dem der Verfasser Kitasato augenscheinlich huldigt. Die drei Religionen stehen sich gegenüber, nicht als theoretisch verhandelte Systeme, sondern als Lebensauffassungen, die ein jeder nach Herkunft, Charakter, aus äußeren Gründen oder innerer Notdurft ergriffen hat. Die höchste sittliche Kraft, den Sieg in der Zukunft schreibt der Dichter dem Buddhismus zu, aber er läßt ihn nicht durch einen weisen Nathan vertreten sein sondern durch einen weichen, schwankenden etwa dem Johannes Vockerath verwandten Jüngling, der noch nicht nach seiner Erkenntnis zu leben vermag und im Kampfe mit den unterdrückenden alten Mächten untergeht.

Der junge Fumio wird von seinem Vater nach Kióto geschickt, um an der protestantischen Hochschule zu studieren. Der Vater und ein alter Onkel, der die Familie durch sein Geld in der Hand hat, halten ihren Ahnenkult für wohl verträglich mit dem Christentum, das außerdem im „neuen" Japan der Beförderung sehr nützlich sein soll. Der Sohn will sich aber nicht taufen lassen, weil er sich der Lehre Buddha's zugewandt hat, die seinen Verwandten als ein veralteter, verächtlicher Götzendienst erscheint. In Kióto hat er sich mit einem jungen Mädchen aus einer aufgeklärten Familie verlobt, und auch diese Verbindung wird von dem Oberhaupte der Familie als dem starren Vertreter der Autorität verworfen, den seine eigene Moral allerdings nicht verhindert hat, der Mutter des Fumio Nachstellungen zu bereiten. Der junge Mann, der immer zwischen der anerzogenen Furcht und seinen eigenen Neigungen und

Digitized by Google

Ueberzeugungen schwankt, wird vor den Familienrat zitiert. Der alte Onkel züchtigt ihn kraft der von den Ahnen über die Familie verliehenen Autorität. Nur das Verbot Buddhas schreckt den Gedemütigten vor dem Selbstmord zurück. Hier kommt eine ausgezeichnete Szene. Auch die Mutter beschwört seine Ahnen, sie giebt ihm das alte Schwert der ritterlichen Vorfahren. „Das ist die Seele der Samurais." Mit diesem Schwerte ersticht er den Alten, seinen Peiniger und den Beleidiger seiner Mutter. Aber der Sterbende schießt ihn mit dem Revolver über den Haufen.

Das Drama, das bis zu der Schlußkatastrophe im stillen, verhaltenen Tempo geht, ist nicht ohne feinen, intimen Reiz, es hat einen Stimmungsgehalt, mit dem man sich schnell durch die fremden Dinge ins Innermenschliche hineinfühlt. Seine Sprache ist etwas gleichmäßig und gleichmütig, aber schließlich doch erwärmend. Die Knappheit wirkt zuweilen suggestiv. Der Autor weiß mit wenigen Worten viel zu sagen.

* * *

Am 20. Mai dieses Jahres fand nach zehnjähriger Pause die Wiedereröffnung des Oberammergauer Passionsspiels statt vor den Vertretern der Presse Europas und Amerikas und vor einem internationalen Premierenpublikum, wie es in geringerem Umfange allenfalls nur Bayreuth aufzuweisen hat. Die einen gehen dort hin als zu einem großen Spektakel mit interessantem Sprachwirrwar, mit hohen Preisen und spannenden Kämpfen um ein Nachtlager, die anderen als litterarische Snobs, um ein Bad in der Primitivität zu nehmen und die mittelalterliche Seele, die ihnen Huysmans gerühmt hat, in mystischer Nähe zu spüren, wieder andre und namentlich protestantische Engländer unter der Führung von Cook und einigen Reverends, nehmen die Sache ganz resolut als eine Wallfahrt mit allem Comfort der Neuzeit. Ein jeder sieht ungefähr das was er sehen will. Der eine preist die Oberammergauer als Patriarchen und Heilige, der andere verwünscht sie als geschickte Macher und rücksichtslose Ausbeuter. Beides ist natürlich unwahr. Man muß eben den Widerspruch acceptieren, daß sich hier ein Stück Mittelalter bis in unsere Zeit erhalten hat, daß es sich aber nur noch erhalten kann, wenn eben die ganze Welt durch die Presse, durch die Reklame angespornt, ihr Scherflein dazu beiträgt. — Doch ich will mich auf den rein künstlerischen Eindruck des Passionsspiels beschränken.

Der jetzt im Gebrauch befindliche Prosatext hat für uns keinen Stilreiz mehr. Er ist nüchtern, unpoetisch und von einer sachlichen Umständlichkeit, die nach dem 18. Jahrhundert schmeckt. Von den in früheren Jahrhunderten zu Recht bestandenen Schwänken und Zoten hat ihn der letzte Bearbeiter, der Pfarrer Daisenberger, gründlich gereinigt. Die Musik ist eine rechte Schulmeisterleistung, meist sentimental, oft aber walzerhaft fidel, wie man sie in katholischen Kirchen öfters hört. Die Darsteller sprechen den hochdeutschen Text nicht ohne Anstrengung, so daß das Ohr wenig Befriedigung findet. Dagegen ist alles was man sieht, einfach vollkommen, infolge dessen die Ausländer, die die Sprache nicht verstehen, eigentlich am meisten begünstigt sind. Das gesprochene Wort, im Mittelalter bis ins 14. Jahrhundert ausschließlich lateinisch, war ja nicht wie im modernen Drama die Hauptsache. Die Mysterien haben nie als litterarische Produkte gegolten sondern als Demonstrationen, als ein religiöser Unterricht durch das Bild, durch die sinnfällige Anschauung. Diesen Charakter hat das Passionsspiel bewahrt. Mit durchaus richtigem Instinkt haben die Oberammergauer mehrfache Angebote von dramatisch abgerundeten, kunstmäßigeren Texten abgelehnt, sie wollten kein Christusdrama, dagegen haben sie mit außerordentlichem Eifer und mit unvergleichlichem Geschmack an der Vervollkommnung alles Bildhaften, alles Plastischen gearbeitet, wie sie selbst, die meist nur unvollkommen sprechen, sich mit einer Natürlichkeit und zugleich mit einer Vornehmheit auf der Bühne bewegen, die berufsmäßige Schauspieler nicht erreichen. Sie kennen keine Schminke, keine Perrücken und falschen Bärte. — Diese Requisiten sind unter freiem Himmel unmöglich, sie wirken noch lange abstoßend, wenn man nachher in ein städtisches Theater geht. — Die Oberammergauer machen nie wie andere Schauspieler den gequälten Eindruck, als ob sie etwas scheinen wollen. Jeder spielt die Rolle, zu der ihn nach der Uebereinkunft der Dorfgenossen Alter und äußeres Ansehen, sein Gebahren, seine Physiognomie, vielleicht auch Stand und Charakter aufzufordern scheinen. Sie arbeiten lange vorher an ihrer Erscheinung, die sie offenbar nach religiösen Bildern zu modeln wissen, und sie leben sich sicherlich auch in den Charakter hinein. Geht man vor dem Spiel auf der Straße, so erkennt man den Christus, Petrus, Johannes, Judas, Pilatus schon untrüglich auch in ihrer oberbairischen Tracht. Das ist plein-air Theater. Und sie lassen auch die Natur mitspielen. Es ist prächtig, wenn die wirkliche Sonne auf das Panorama von Jerusalem fällt, aber es soll schauerlich sein, wenn bei der Kreuzigung der Regen niedersaust und die nahen Berge vom Gewitter dröhnen. Alle

Digitized by Google

plastischen und malerischen Eindrücke, die andere Bühnen geben, ist doppelt übersetzte Kunst. Man stelle Leonardo's Abendmahl als lebendes Bild: es giebt immer ein Wachsfigurenkabinet. Hier sieht man Szenen, die künstlerisch so stark wirken wie die größten Schöpfungen der religiösen Malerei. Sie sind nicht, wie man vielleicht erwarten dürfte, holzschnittmäßig nach Dürer oder Holbein, sondern vielmehr von einer berauschenden, durchaus südlichen Farbenpracht, die durch einen unfehlbaren Geschmack gehalten ist. Ein so grandioses Bild wie das der jüdischen Kundschafter, die dem Moses die Riesentraube aus Kanaan bringen, hat wohl noch kein Maler auf die Leinwand gebracht. Und es giebt auch, so bei der Fußwaschung und der Einsetzung des Abendmahls, einige Augenblicke, in denen die künstlerische Erregung mit der religiösen verschmilzt, in denen die beiden höchsten Arten der Verehrung wieder zu der ungetrennten, einzigen Andacht werden.

E—r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Der Engelwirt.

Novelle von **Emil Strauß.**

(Schluß.)

Neuntes Kapitel.

Endlich hieß es eines Morgens, in der Nacht oder nächsten Frühe würde der Dampfer in Rio de Janeiro sein, und nun hatte das Herumliegen keinen Reiz mehr, auch nicht der Hauptzeitvertreib, das Dambrettspiel, das Einer mit einem Brettlein und Flaschenkorkstückchen hergestellt und dem Engelwirt für eine Flasche Bier verkauft hatte: nun wurde das Gepäck geordnet, des Zolles wegen sofort die neuen Kleider angezogen, nun wurde ungeduldig ausgespäht, ob nicht schon Land zu erblicken sei, hin und hergelaufen, wieder ausgeguckt und die Träume und Hoffnungen der Einzelnen wieder besprochen wie in den ersten Tagen.

Der Steirerfranz, der schon spielte wie ein Alter, legte sein Instrument noch weniger aus der Hand als bisher, ließ Lustiges und Trauriges durcheinander ertönen und sagte zum Engelwirt: wenn er jetzt zu seinem Bruder käme, der in St. Paulo Sattler sei, dann würde er vor dem Hause hinstehen und ein Lied spielen, das Jener immer gesungen habe: da würde der drin aufhorchen und sagen: „Schau da muß ein Landsmann sein! Muß doch mal sehen, vielleicht kenn ich ihn.“ Am Ende würde ihn sein Bruder gar nicht erkennen, denn er sei noch ein Bub gewesen, als Jener fortzog, und habe dunkleres Haar bekommen; dann aber, wenn er ihm sage, er sei ja der Franzl: was er wohl sagen würde!

Da beneidete der Engelwirt den armen Burschen, es wurde ihm angst vor dem großen fremden Lande, in dem er nicht eine bekannte Menschenseele wußte, und was er früher in den Zeitungen gelesen und was er jetzt auf der Ueberfahrt gehört hatte über ausgeplünderte, betrogene und enttäuschte Einwanderer, fiel ihm wieder ein. Aber er tröstete sich doch bald damit, daß er ja nicht so ein dummer Bauer sei, dem man Alles weiß machen könnte, daß er sich ja nicht mit all den armen Teufeln von der Regierung hinschicken zu lassen brauche, wohin es dieser behage, sondern Geld genug habe, um eine gute Gelegenheit abzuwarten und sich anzukaufen, wo es ihm gefiele. Und die glückliche Stimmung und freudige Erwartung der Agathe, die alles Unebene, allen Harm zu Hause gelassen zu haben schien, steckte ihn an und trieb seine Zuversicht und Hoffnung bald wieder so hoch, daß er die Landung kaum erwarten konnte. Ja, die Hunde von Wallingen, die sollten einmal sehen, mit was für einem Staatskerl sie es verdorben hätten!

Noch spät in der Nacht, in der es Stunden und Stunden lang goß, als hätte der Ocean nicht genug Wasser und als sollte das Schiff von oben her ersäuft werden, stieg er immer wieder aufs Verdeck und schaute unter dem schwer prasselnden Schirm hervor in die strömende, klatschende Finsterniß hinein,

Digitized by Google

ob er nicht endlich Lichter und Land sehen könnte. Das stille Fahrzeug aber teilte seine Erregung nicht und rauschte gleichmütig wie immer durch die Nacht. Spät erst kam der Mann zur Ruhe.

Als er am andern Morgen erwachte, war das Zwischendeck so zauberhaft von Goldlicht erfüllt, daß der Engelwirt erschreckt auffuhr und den Kopf zum Abschied noch einmal dröhnend an die Decke anschlug, und es dauerte noch einige Augenblicke, bis er sich bei der Erkenntniß beruhigte, daß die Helle von der Sonne kam, die ihre Strahlen fast wagerecht durch die vielen runden Lucken der anderen Schiffswand hereinschoß.

Auf Deck ging es lebhaft her. Die Mannschaft, sauberer als sonst gekleidet, rüstete Alles zur Landung, die Passagiere hatten zum Theil schon ihr Gepäck hinaufgebracht und drängten sich neugierig aufgeregt an die Bordbrüstung. Leichte weiße Wolken zogen im tiefen Blau des Himmels, unruhig hüpften die kleinen blauen Wellen durcheinander und sprangen gleich Hunden, die den heimkehrenden Herrn begrüßen, freudig am Schiff empor. Himmel, Wolken, Luft und Wellen, Alles strahlte in frischem, beseligendem Glanze wie ein thauiger Morgen, und der Dampfer strebte geraden Weges aufs Land zu, dessen dunkle Höhen langsam höher und höher emporstiegen und sich schon in einzelne Rücken und schroffe Kegel gliederten. Es war, als sei auch das gute Schiff aus seinem wochenlangen Gleichmut aufgerüttelt, so ungeduldig zerschnitt es das lustige Wellengewimmel, so sichtbarlich drang es heute vorwärts; noch behender aber der Seewind, der die Wellen aufscheuchte und gegen die steinigen Ufer der vielen vorgelagerten, nahe vorbeigleitenden grünen Inselchen warf, sich durch die tiefgrünen, feuchtschimmernden Baumkronen wühlte und weiterflog den grünen Bergen des Landes zu. Dort sah man jetzt deutlich schneeweißen Nebeldampf in den Tiefen der Thäler und manche Wolke noch an den höchsten Gipfeln hängen und blendend im Sonnenschein über die grünen Wälder herstrahlen. Diese kräftige, einfache, erfrischende Schönheit drang tief hinein in die weitoffenen, verlangenden Herzen der Einwanderer, brachte ihnen verheißende Zeichen und gütige Grüße und lockte aus Mancheinem, der sonst nichts gar Reines, Lichthaftes, Lebens- und Menschenfreundliches ausheckte, den letzten tiefverschütteten Rest von Unberührtheit und gutem freudigem Willen hervor, daß er auch wieder einen Menschenstolz fühlte, dem Nächsten frei und schamhaft ins Auge blickte, zunickte und eine Viertelstunde lang etwas wie ein neues Leben fühlte.

Agathe, die mit ihrem Kinde neben dem Engelwirth stand, seufzte aus gepreßtem Herzen tief auf, sie wußte nicht, was ihr war. Es schien ihr eine ganz neue, nie geträumte Welt, fast als sei sie gestorben und käme ins Jenseits, von dem sie sich nie ein Bild hatte machen können; aber minutenlang schob sich ihr vor diesen Anblick ein Bild nach dem andern aus dem vergangenen Leben: Leichtsinn und Frechheit, Schuld und Schande, und machte ihr Herzklopfen; dann sah sie wieder diese Herrlichkeit und je wunderbarer, um so unnahbarer und drohender erschien ihr diese: die Angst drückte ihr fast das Herz ab und entpreßte ihr Seufzer auf Seufzer.

Der Engelwirt aber gab ihr einen Stoß mit dem Ellbogen und sagte geschmeichelt, als sei er der Schöpfer all dieser Pracht:

„Hm? Gelt da machst Augen?! Hm, das ist was Anderes als Wallingen! Wenn wir erst da drin sitzen und haben eine Farm und Kuh und Roß und Alles zusammen! Was meinst, wenn Du in acht Tagen auf einem Roß sitzen und herumreiten thätst? — hm? — schwätz auch!"

„Ach ja — 's ist recht!" erwiderte sie auf sein Drängen, hatte aber gar nicht auf seine Worte geachtet; dann setzte sie sich an ihren gewohnten Platz auf den Boden. Sie hatte genug gesehen.

Digitized by Google

Der Dampfer rauschte näher und näher auf das bergige Land zu. Mit einem Male that dieses sich zu einem weiten Felsenthor auf, ein kahler, unzugänglicher Felsberg, nach seiner Gestalt „Zuckerhut" genannt, hielt auf der linken Seite wie ein Thorwächter und ließ auf den spielenden Wellen da unten das Schifflein in eine bergumhegte, tiefe Meeresbucht eingleiten, in die Bucht von Rio. An den Zuckerhut schlossen sich in riesigem Bogenwall um die Südseite kahle und bewaldete, zackige, gewaltige Berge, rechts drüben aber sah man in zerrissenes, zerklüftetes, ausgebuchtetes Gefelse, das oft steil abfallend eine Strecke weit das Ufer verbaute. Viel zu langsam für die Einwanderer, so viel sie auch zu staunen hatten, flog der Dampfer auf der blaßblauen, flimmernden Fläche voran, dem inneren Hauptteile der Bucht entgegen, zu dem noch ein zweites, ernsteres Thor führte: ein vorgelagertes Inselfort und die in den grauen Fels der rechten Uferhöhe hineingemauerte Befestigung Nictheroys mit zwei Reihen kanonenstarrender Lucken hielten den Eingang zu dem ungeheuren, inselreichen Hafen bewacht, wo sich nun linkerhand mit hellen und bunten Häusern, leuchtenden Kirchen und Prachtbauten die Stadt Rio am Ufer hin und den Hang hinauf dehnte und in der wimmelnden, schiffbedeckten Flut kaum da und dort ein Fleckchen sich zu spiegeln fand. Aber so leuchtend von Farben, Glanz und Sonnendunst die weite Wasserfläche mit dem Mastenwald und seinen wehenden Wimpeln, die helle Stadt und der majestätische Ring der Berge dalag, dem guten Engelwirt ward es schwül. Etwas so feindliches wie diese Festung hatte er sogar in Deutschland nicht gesehen, hier aber am wenigsten erwartet, und als er die zwei Reihen von Kanonen so scharf mit unerbittlichen Augen herüberlugen sah, da fielen ihm all seine Sünden ein, es ward ihm, als müßte gleich eine Kugel geflogen kommen und ihn vom Schiff herunterholen; denn daß er als Ausreißer in einem so resoluten, wohlbewachten Staat gemeldet sei, war ihm in diesem Moment gewiß. Unter solchen Umständen fand er es sicherer, sich in den dichten Haufen der Italiener hineinzudrängen und das Weitere von dort aus abzuwarten. Aber sie fuhren ungehindert hindurch, hielten eine kleine Zeit still, verständigten sich mit einem mastgeschmückten Punkte der rechten Seite durch Flaggensprache, fuhren weiter in die Bucht, hielten nochmals; bald wimmelten, wie aus dem Wasser aufgestiegen, verschiedene Negerboote mit Früchten und allerhand Kram um den Dampfer herum, fanden aber wenig Liebhaber, da sich Jeder auf die Stadt vertröstete; dann schossen nacheinander zwei kleine, fauchende Dampfboote mit roter und grüner Fahne und schwarzen Steuerleuten her, legten an, gelbgesichtige Herren mit schwarzen Schnurrbärten, in dunklen, goldgestickten Uniformen, ließen sich von den Offizieren des „Orione" allerhand Papiere reichen, Einer stieg sogar die Falltreppe herauf, machte einen Gang durchs Schiff, ließ einen kalten Blick über die Passagiere gleiten, daß dem Engelwirt das Herz stockte, und ging wieder.

Dann suchte sich der Dampfer zwischen den vielen vor Anker liegenden, großen und kleinen Kriegsdampfern, Kauffahrern und Seglern den Weg und ließ endlich mitten darunter die Anker fallen.

Der Engelwirt hatte aufgeatmet, als der Brasilianer ohne ihn das Schiff verließ, nun wurde ihm beim Anblick verschiedener deutscher Flaggen, gar einer auf einem Kriegsschiff, das Herz wieder sehr unruhig, und er verfluchte seine Reise bei dem Gedanken, sie könnte ein Ende in einem brasilianischen Gefängniß finden. Er rechnete sich zwar vor, daß er kein unrechtes Gut mitgenommen, ja seiner Frau mehr, als ihr gehörte, zurückgelassen hätte und daß er ja doch nur ihrer eigenen Scheidungsabsicht zuvorgekommen wäre, aber immer blieb noch ein fatales Bewußtsein und quälte ihn zu dieser Stunde umso mehr mit seinen möglichen Folgen, als er sich auf der ganzen Ueberfahrt jede Gewissensanwandlung

Digitized by Google

leichthin ausgeredet hatte. Er nahm sich vor, wenn er glücklich davon käme, gleich nächster Tage seiner Frau zu schreiben, so sei es nun einmal, sie möchte sich von ihm scheiden lassen und es ihm nicht übel nehmen; ärgerte sich aber zugleich, da ihm der Gedanke an seine Frau eine Scham auftrieb, die ihm gerade in ihrer Allgemeinheit etwas Neues war.

Er hatte aber nicht viel Zeit, all dem nachzuhängen; denn kaum waren die Anker ins Wasser gerasselt, so beschleunigte der Kapitän, der die Menge nicht noch einmal zu Mittag abfüttern wollte, die Landung. Es wurde den Leuten gesagt, ihr Gepäck könnten sie Nachmittags auf dem Zollamte finden, dann mußten sie sich auf die Ruderboote verteilen, die zum Ueberholen herangekommen waren. Dies ging nicht ohne Angst und Gekreisch ab, da Viele im Leben noch nicht in so einem Kahn auf dem Wasser gewesen waren, die Andern aber machten nicht weniger Lärm über die Dampfer und Segler, zwischen deren hoch aus dem Wasser ragenden Wänden sie dahinschossen, über das fremdartige Volk, über manch ein verwettertes und verwildertes Gesicht, das in kleinem Nachen vorüber flog, aber so einem staunenden, ahnungsvollen Gemüth nicht so rasch wieder entschwinden wollte.

Agathe saß in sich gekehrt da, achtete auf Nichts, schaute manchmal kurz und scheu um sich; der Engelwirt aber wußte nicht recht, sollte er wünschen, schon an Land zu sein oder noch recht lange zu brauchen, saß jedoch gefaßt da und dachte zwischen hinein: Ach was! Ach was!

Endlich stieß der Kahn ans Ufer, aufgeregt drängten sich die Leute nach dem langentbehrten festen Land und, als sie mit den Füßen wollustvoll aufstampfend nach ihrem Dampfer zurückschauten, da war diese Heimat ihrer jüngsten Wochen längst in der Ferne hinter andern Schiffen verschwunden, ohne daß Jemand es in Acht genommen hätte. Unter der Führung einiger Italiener, die schon einmal hier gewesen waren, zog das Häuflein ab, um sofort das Einwanderungsamt der Regierung aufzusuchen; der Engelwirt aber, der ja auf eigene Weise zurecht kommen wollte, stand mit dem Reisesack in der Hand neben Agathe immer noch am Landungsplatz, sah die Landungskähne wieder verschwinden und starrte in das Gewimmel der Schiffe und in das aufgeregte Geflimmer der Wellen. Was nun? Er hörte von allen Seiten, vom Land wie von der See her den dröhnenden Lärm, und doch kam es ihm so still vor. Er fühlte sich mit einem Male so kraft-, willen- und hilflos, als würde er sich hier in diesem großen, fremden Getümmel nie zurecht finden können, am liebsten wäre er sitzen geblieben, bis ein Kahn käme und ihn wieder zum Orione zurückbrächte. Um seine Mutlosigkeit nicht merken zu lassen sagte er zu Agathe:

„So, da wären wir!“ und ganz heuchlerisch setzte er hinzu:

„Das wäre überstanden!“

Sie aber seufzte, indeß ihre Augen immer noch bang den Dampfer suchten, mit dem ihre ganze junge, unbefangene, lebensfrohe Vergangenheit verschwunden war, seufzte:

„Ach ja!“ und preßte, ohne die Augen von den fernen Masten zu verwenden, ihren Säugling an ihr heimwehleidendes Herz.

Daß sie seufzte, daß sie an seiner Seite so trostlos blickte, ärgerte ihn so sehr, daß er seine eigene Gedrücktheit vergaß, sich forsch, als hätte sein Heldenmuth nie gewankt, umkehrte und rief:

„Alles! Was stehen wir da! Komm! Weiter! Wir wollen ein Gasthaus suchen und einmal wieder gescheit zu Mittag essen!“

Sie folgte ihm ganz willenlos, und er dachte, indem er sie so kleinmüthig und ergeben an seiner Seite gehen sah, seine Frau würde sich doch anders schicken, fest auftreten und keinen Moment in Verlegenheit sein, ob rechts oder

Digitized by Google

links herum, ja bei Gott, fast noch resoluter als er selbst! Das mußte er seiner Frau lassen, und es kitzelte ihn einen Augenblick lang, daß er so eine hatte. Die würde anpacken da draußen auf der Farm, daß kaum ein Mann gegen sie aufkäme, und doch, ohne sich die Hände schmutzig zu machen!

Sie waren bis zur Straßenecke hinaufgegangen und der Engelwirt schaute unsicher nach rechts und links, hätte gerne gewußt, wohin am besten, oder doch, wohin die Andern verschwunden wären, da löste sich von der Ecke, wo er die ganze Zeit lehnend sie beobachtet hatte, ein Mann, machte eine Bewegung auf sie zu, ließ sich aber, da er das Paar nach seiner Seite biegen sah, wieder gegen das Gemäuer zurückfallen und schaute gleichgiltig die Straße entlang; als aber der Engelwirt im Vorbeigehen ihn ansah, nickte er, griff mit den Fingern an den Hut und sagte einfach:

„Guten Tag!"

Das kam dem Engelwirt wie gerufen, er blieb stehen und fragte, ob nicht in der Nähe ein deutsches Wirtshaus sei. Der Andere schüttelte in scheinbarem Nachdenken den Kopf, worauf der Engelwirt weiterfragte, ob er denn kein Deutscher sei. Ein Deutscher war er gerade nicht, aber ein Däne, konnte gut Deutsch und sagte weiterhin:

„Ein deutsches Wirtshaus weiß ich schon; aber weit von hier, eine halbe Stunde."

„Sind keine Droschken in der Nähe?"

„In der Nähe nicht; und wenn Sie fremd sind, ist es nicht ratsam: sind verdächtige Kerle unter den Kutschern, haben schon Manchen hingefahren, wo er nicht hinwollte."

„Können Sie mir nicht den Weg sagen?"

„Freilich! gern!" und nun sagte er ihm eine Menge verflucht kauderwelsch benannter Straßen, durch die er rechts und links und um die Ecke zu gehen habe, bis er endlich an einem Eckhaus „Hotel Germania" läse.

Dem Engelwirt war es auf einmal ganz dumm im Kopf, er schaute eine Zeit lang nachdenklich zu Boden und meinte endlich kleinlaut, das sei verdammt schwer, so fremde Straßennamen zu behalten. Wenn er allein wäre, würde es ihm nichts ausmachen, kreuz und quer zu laufen, bis er zurechtkäme; aber mit dem Weib und Kind möge er das nicht riskieren; ob es nicht Dienstmänner gäbe, die einen führen könnten. Ja, die gäbe es wohl, erwiderte der Däne, aber nicht hier im Viertel, und Deutsch verständen sie auch nicht.

„Das ist mir eine schöne Wirtschaft, eine verfluchte, niederträchtige, wenn es nicht einmal Dienstleute giebt am Hafen! Wissen Sie denn auch sonst Niemand in der Nähe, der mich führen könnte?" Der Engelwirt hoffte der Mann würde sich selbst anbieten; der aber schüttelte wieder, sich scheinbar besinnend, den Kopf und sagte:

„Vorhin waren drei, vier Burschen da, sind aber mit den Andern fortgegangen."

„Das hat der Teufel gesehen!" fluchte der Engelwirt und da er aus den Worten und dem Behaben des Mannes eine Abweisung schloß, bat er ihn nicht, selbst den Weg zu weisen, wandte sich gedrückt zu Agathe und sagte:

„Ja, dann müssen wir halt sehen — —" zögerte aber doch noch.

Der Däne kannte nun seinen Mann hinlänglich, sah beide mit einem langsamen, überaus theilnehmenden Blick an, strich sorgfältig den zierlichen, braunen Schnurrbart und sagte endlich:

„Es ist ja nicht mein Geschäft, aber Ihr dauert mich, besonders die Frau mit dem Kind; die sieht so traurig aus und seufzt in einem fort, es wird ihr wohl nicht gefallen hier in der Fremde. Ja, es ist anders als drüben!

Digitized by Google

Wissen Sie was? die Frau soll nicht sagen, ein halber Landsmann habe sie gleich bei der Landung ohne Hilfe in die Irre gehen lassen! Wenn es recht ist, so will ich Sie begleiten bis zum Gasthaus; ein Stück können wir ja dann mit dem Bond fahren."

Agathe schaute scheu und mißtrauisch den Mann an, er machte ihr zu viel Worte und gefiel ihr nicht. Der Engelwirt aber wußte gar nicht, wie er seinen Dank hinreichend ausdrücken sollte. Und nun ging es weiter, durch wüste, traurige Gassen in belebtere Straßen, und schließlich wurde sogar eine Pferdebahn bestiegen, die der Däne „Bond" nannte.

Auch die belebteren Straßen erschienen dem Engelwirt schmutzig und vernachlässigt, schuhtiefe Löcher, Unrat und überfahrene Ratten, sogar ein krepierter Hund, der von Geschmeiß wimmelte, zierten den Damm, zweimal entgleiste der Wagen, der von immerfort gepeitschten und hinten ausschlagenden Maultieren dahingerissen wurde, aber endlich kam man doch an, wo das Gasthaus stand. Der Führer hatte sich gelassen nach Allem erkundigt, manchen Rat gegeben und des Engelwirts Zutrauen gewonnen. Man braucht nur in die Fremde zu gehen, da findet man, in Rio so gut wie in Genua, Leute, die einen ästimieren und einem beistehen, während sie einem zu Haus den Wagen bombardieren und das bischen Leben verleiden, die Mistfinken, die Himmelhunde, dachte er und fühlte sich wieder. Da er kein brasilianisches Geld hatte, waren die Bondplätze zuvorkommend von dem Fremden bezahlt worden, nun that es der Engelwirt nicht anders, nun mußte Jener ihm auch die Ehre machen, eine Flasche mit ihm zu trinken. Das thaten sie denn auch, während Agathe es sich in der ihr zugewiesenen fensterlosen Stube, die ihr Licht durch die Glasthür aus dem Wirtschaftszimmer empfing, bequem machte; und beim Weine, einer zusammenziehenden, schnapsigen Flüssigkeit mit der Aufschrift „Bordeaux", fragte der Engelwirt, der nun übrigens seinen Familiennamen Wasmer in Gebrauch genommen hatte, was es denn mit dem Zoll auf sich habe, wie, wann und wo er zu erledigen sei. Der freundliche Helfer sah auf die Uhr, strich sich bedächtig den Schnurrbart, blickte den Frager nachsinnend fest an und erbot sich schließlich, da er doch noch anderthalb Stunden Zeit habe, ihn zur „Alfandega" zu führen; falls das Gepäck schon da sei, könnten sie es dann gleich frei machen und ins Gasthaus bringen lassen, was sehr zu wünschen wäre, da ein Sprachunkundiger auf dem Zoll übel daran sei, und man sich überhaupt in Anbetracht der vielen Zolldiebstähle hüten müsse, die Stücke länger als unbedingt nötig auf der „Alfandega" zu lassen. Ein Fremder mache sich gar keinen Begriff davon, wie viel hier von oben an bis unten hinaus geschwindelt, betrogen und gestohlen werde, und Wer nicht bös zu Schaden kommen wolle, der müsse aufpassen wie ein Spitzbube und dürfe keinem, aber auch gar keinem Menschen trauen. Wasmer dankte ihm treuherzig für die Warnung und beglückwünschte sich, gleich einen so freundlichen Berater gefunden zu haben.

„Sie werden auch noch ihr Lehrgeld zahlen!" wehrte der Däne kopfschüttelnd ab; „das bleibt Keinem erspart."

„Will schon aufpassen; von gestern bin ich ja auch nicht!" erwiderte der Andere fast ein Wenig gekränkt.

Sie gingen und zwar zunächst zu einem Geldwechsler, der in einer Seitengasse ein schmales, dunkles Bureau hatte und die Beiden eine Weile warten ließ, während er eifrig rechnete, Geldscheine zählte nnd verglich. Erst sprach er einige Worte portugiesisch mit dem Dänen, reichte dann dem Deutschen einen Kurszettel, den sich Dieser von seinem Führer erklären ließ, fragte wie viel er wechseln solle, und rechnete, nachdem Wasmer seinen schönen, schweren

Digitized by Google

Goldvorrat hingezählt hatte, auf einem Papier um. Der Däne nahm schweigend auch ein Papier, bedeutete dem Deutschen mitzurechnen, und machte flüsternd die Umrechnung. Als der Brasilianer sein Ergebniß zeigte, stimmte es, nur daß der Däne nach unten, er aber nach oben abgerundet, also eine um Weniges größere Summe herausgebracht hatte, die er dann auch, soweit es anging, in Hundert- oder Fünfzig-Milreisscheinen, das Uebrige in kleineren Scheinen und endlich in großen Nickelstücken darzählte. Umständlich und unter allerhand Fragen zählte Wasmer das Geld nach, und ging heiter im Bewußtsein seines Besitzes, ja erfreut, fast als habe er das Geld geschenkt bekommen, mit dem Begleiter zum Zollamt, wo die Gepäckstücke eben angekommen waren und unter dem kundigen, freundlichen Beistand rasch und mit geringen Kosten für neues Leinenzeug, ausgelöst werden konnten. Nachdem er noch für Gepäckträger gesorgt und den Transport bis zum Hotel Germania begleitet hatte, um den Wasmer beim Bezahlen der schwarzen Gesellen vor Schaden zu bewahren, verabschiedete sich der Däne, wehrte den herzlichen Dank des ganz gerührten Mannes mit gütigem Lächeln ab, versprach jedoch der freundlichen Einladung zu folgen und womöglich schon am Abend, gewiß aber am andern Tag wieder zu kommen, und ging. —

„Donner! ist das ein freundlicher Herr! Das muß ich sagen, bei Gott!“ rief Wasmer, als er wieder zu Agathe in die dämmerige Stube trat. „Wenn er nicht wär, wir hätten schön herumstehen, herumlaufen und Haar lassen können!“

„Ist er fort“ fragte sie, die summend und das Kind wiegend hin und hergegangen war. „Ich weiß nicht, aber — — —“

„Was aber —?

„Ich — trau ihm nur halber. Er lugt Einen immer so gescheidt an und streicht den Bart, wie wenn er Einen im Sack hätt; und wenn er manchmal meint, man sieht's nicht, dann schielt er Einen flink, ganz flink übers Eck an, als — —“

„Was als!?“ rief der Mann ärgerlich.

„Ja, als hab er nichts Guts einmal sicher nicht im Sinn! Wenn so ein feiner Herr sich mit unsereinem so Müh macht, — — ich trau ihm nicht!“

„Du bist eine Gans mit Deinem Geschwätz! Der ist halt ein ordentlicher Herr und weiß, wie es thut, wenn man fremd im Land ist! Wo wären wir denn jetzt, wenn er nicht wär?! Dummes Zeug, dummes! Der hat halt Bildung und hat halt ein Herz für die Leut und ist nicht so ein Mistfink und Lumpenhund von Wallingen. Was der mich verwarnt hat und vor Schaden bewahrt, ich kanns gar nicht sagen! S' kostet so ein Geldspiel, daß Einem dunkel und grün und blau vor den Augen wird: acht Milreis für die Kisten vom Zoll daher! zwölf haben sie gewollt, die Teufelsmohren! Und da sagt so eine dumme Gans, sie traue nicht!“

„Dem Trauwohl hat man den Gaul weggeholt! aber ich sag nichts mehr! mir kanns recht sein?“ entgegnete sie ergeben und setzte sich auf das niedrige Bett, „mir ists überhaupt nicht ums Reden.“

„Warum? Was giebts? — — Was ist? — — Raus damit, sonst giebts einen Kropf!“

„Nichts. Ich weiß selber nicht!“ antwortete sie abweisend, doch weinerlich. „Und wenn Ihr mich gleich so anfahrt und wüst thut: was habt Ihr mich nicht daheim gelassen?! Ich wär gut daheim. Mir wär nicht angst. Ihr habt aber recht: wär ich nicht eine Gans, ich wär nicht mit! Keine zehn Roß hätten mich fortgebracht!“ Sie schluchzte und wischte sich mit dem Handrücken die Thränen von den Backen.

Digitized by Google

Er war ärgerlich und sagte eine Weile nichts; dann suchte er sie zu begütigen, da sie still, aber schwer weiter weinte. Er öffnete eine Kiste, zeigte ihr die neue Wäsche und sagte, was sie gekostet habe; aber Agathe achtete nicht darauf. Er kramte noch eine Zeitlang in den Habseligkeiten herum, dann setzte er sich in die Ecke, zog das Notizbuch und zählte seine Geldscheine durch, sah sie genau an und buchstabierte die fremden Worte, von denen er nur „Brazil" und „Milreis" verstand. Dabei wuchs schon wieder ein Gefühl von Stolz und Prahlerei; es kam ihm doch verdammt schneidig vor, so im Handumdrehen fortzureisen weit übers Meer, als obs ein Katzensprung wäre, sich in einem so großen, fremden Lande zurecht zu finden und so eine Handvoll fremdes Papiergeld zu haben, fast als hätte er von Klein auf damit hantiert.

„Eigentlich ist das Papiergeld viel kommoder" sagte er zu Agathe, „als das Gold oder Silber! Wenn man nur fünfzig Mark in Gold oder Silber im Beutel hat, 's reißt einem ja bei Gott den Hosensack ganz nunter! Dumm sind sie hier einmal nicht, das merk ich schon. So kann ich in der Tasche haben, so viel hineingeht, ich spür's gar nicht!" Dabei schlug er auf die Brust, wo er die Brieftasche verwahrt hatte; Agathe aber blieb still. Da dachte er, sie sei doch ein langweiliges Stück, da laufe sie herum wie die Hennen im Regen und es sei doch, bei Gott, das schönste Wetter!

Und seine verlassene Frau fiel ihm ein und, daß diese sich anders schicken und tummeln würde; aber was nun zwischen ihm und ihr lag, was er ihr angethan hatte, erschien ihm doch, so wenig Gewissensbisse es ihm auch machte, so ernst und mit Thatsachen vertrug er sich so bald, nach ihnen oder an ihnen vorbei schmiegte sich sein Wille so unbewußt, daß der Gedanke an die Frau nicht einmal den Wunsch nach ihr erregte oder eine Reue, sie gegen Agathe hingegeben zu haben.

Aber das Herumsitzen in der halbdunkeln Stube, das Angewiesensein auf sich selbst, die Gedrücktheit Agathens, die sich in ihrem hörbaren Atem, in jeder ihrer mühsamen Bewegungen kundgab, verstimmten ihn so, daß ihm nicht einmal die Pfeife schmeckte, und er froh war, als zum Essen gerufen wurde. Aber er stand nicht besser gelaunt vom Tische auf: die schwarzen Bohnen dünkten ihn gut für die Schweine, Reis schmeckte ihm nur, wenn er in Milch gekocht war, und das Fleisch war so langfaserig, daß er es nicht mehr aus den Zähnen bekam. Aergerlich ging er fort und lief bis zur Dämmerung gaffend in den Straßen umher, indem er sich genau den Weg merkte und sich wohl hütete, sich mit Jemanden einzulassen und Schaden zu nehmen. Im Gasthaus vertrieb er sich dann in der Hoffnung, der Däne käme, noch ein paar Stunden, indem er zuerst Agathen, was er gesehen, berichtete: von alten grimmigen Mohrenweibern in schmutzigen weißen Jacken, die aus kurz abgebrochener Tonpfeife rauchend da und dort auf der Schwelle hockten; wie ein Zug Soldaten, schwarze und gelbe, alte Torkler und halbfertige Buben, so gespaßig daher getrippelt wären, vornübergebeugt mit knappen Schrittchen auf den Zehen schleifend; daß in einer Straße, wo man vor Menschen kaum Boden sähe, in einem Goldschmiedsladenfenster eine großmächtige silberne und vergoldete Waschschüssel mit ebensolchem Krug stände; und Ringe und Nadeln mit Brillanten und Karfunkeln und goldene Ketten trügen die Männer mehr und größere als in Deutschland die Weiber. Geld müßten sie hier haben, nicht zum sagen! Er wollt, er hätts! — Dann saß er lange rauchend im Wirtszimmer und plauderte, hielt sich aber vorsichtig zugeknöpft und ließ nur soviel einfließen, daß er es nicht eilig habe, sondern sich die Verhältnisse ansehen und einen guten Schick abwarten wolle. Die unmittelbare Wirkung dieser Prahlerei war, daß der Wirt ein Mißtrauen schöpfte und, als Wasmer endlich auf den Dänen zu warten

Digitized by Google

aufgab und zu Bett gehen wollte, zu ihm sagte, es sei hier Sitte, täglich zu bezahlen.

„Ihr seid gewitzter hier zu Land als wir!“ sagte der ehemalige Engelwirt, dem als solchem diese Praxis einleuchtete, zog die Brieftasche und legte, da der vereinbarte Pensionspreis sein kleines Geld überstieg, einen fünfzig Milreisschein auf den Tisch.

Der Wirt sah den Zettel und dann mit hochgezogenen Brauen den Gast an, schüttelte den Kopf und fragte, woher er den Schein habe.

„Vom Bankier! Woher sonst?!“

„Heute?“

„Freilich! warum denn?“

„Weil er seit einem halben Jahr ungiltig ist!“

„Ungiltig? Ja was! wieso?“ das verstand er nicht.

Der Wirt holte aus seiner Schublade ein paar wohlaufbewahrte Zeitungsblätter, blätterte, las und übersetzte den Text, daß folgende Banknoten, die am ersten Februar nicht bei der Staatskasse zum Umtausch gebracht wären, ihre Giltigkeit verloren hätten, und fügte erklärend hinzu, dies geschehe, seit das Kaisertum in eine Republik verwandelt worden sei, alle fingerlang; wer Finanzminister sei, benutze die Zeit, um sich die Taschen zu füllen, und zwar unter Anderem auch dadurch, daß er möglichst viele Scheine außer Kurs setze; da es nun immer viele Leute gäbe, die auf die Verordnungen nicht genau achteten, ferner die Staatskassen beim Umtausch so säumig wären, daß in den paar Bureaustunden ja nicht mehr als ein halb Dutzend Leute abgefertigt würden, die andern aber vom Schalter wieder abziehen müßten, so blieben immer genug Scheine wertlos in den Händen des Publikums, der Minister aber streiche die durch dies Verfahren erübrigten Deckungsbeträge in seine Tasche; den Schaden habe natürlich Niemand gern und Jeder suche so ein Papierlein einem Dummen anzuhängen. Wasmer sei eben wohl auch angeschmiert worden.

Dieser schaute ihn starr an und war ganz blaß geworden; oft genug in den letzten Monaten war er angegangen, um sofort das Schlimmste zu fürchten. Er riß die übrigen Scheine heraus, der Wirt sah sie an und sagte bitter lachend:

„Eine nette Sammlung! Einer wie der Andere! gerade noch gut genug, um die Pfeife damit anzuzünden!“

Wasmer lag geknickt im Stuhl und glotzte das Geld an; aber plötzlich kam ihm der Verdacht, dieser verfluchte Wirt wollte ihn betrügen, er raffte die Papiere zusammen und sagte:

„Oho! Der Bankier muß mirs umwechseln!“

„Wissen Sie ihn denn auch genau?“ fragte der Wirt.

Der Andere besann sich und sagte dann etwas kleinlauter, er werde ihn schon finden und wenn er jede Straße ablaufen müßte; fuhr dann aber hell auf und rief:

„Der Dän, der weiß wo! den hätt ich ja fast vergessen! da ist mir nicht bang!“

„Ich wünsch es Ihnen,“ sprach der Wirt mit bedauerndem Kopfschütteln. „Aber machen Sie sich nicht zu viel Hoffnung! Glauben Sie mir, ich weiß, wie es hier zugeht: Ihr Däne kommt nicht wieder und den Bankier finden Sie auch nicht wieder; und wenn Sie ihn finden, kennt er Sie nicht und wirft Sie aus dem Haus. Die Beiden spielen unter einer Decke. Der Erste sind Sie nicht, dem es so geht.“

Das erschien dem armen Mann unglaublich, und sein Mißtrauen gegen den Wirt wuchs von Neuem:

Digitized by Google

„Nein, auf den Dänen laß ich nichts kommen, der ist ein ordentlicher Herr! Wenn nur alle so wären! Und dann wirds ja auch eine Polizei geben!"

„Polizei?! — Lirum, larum Polizei! Da kommen Sie vor die rechte Schmiede! Ich rat Ihnen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, wenden Sie sich nie an die Polizei! nicht im Großen und nicht im Kleinen! Nicht einmal nach dem Weg fragen Sie einen Polizisten! Sie sind hier nicht in Deutschland. Schauen Sie sich mal so einen Kerl von Polizisten genau an, dann haben Sie genug! Hier heißt es: selbst ist der Mann! und was Sie nicht selbst halten können, müssen Sie halt in Gottes Namen fahren lassen. Im Uebrigen möchte ich Ihnen wünschen, ich hätte zuviel gesagt."

Es war aber jedenfalls für die Begriffe des Engelwirts zuviel, es erschien ihm als Aufschneiderei, als ein unheimlicher Aprilscherz, ein Versuch, ihn ins Bockshorn zu jagen, und er war eine Zeit lang geneigt, die Wertlosigkeit der Scheine, wenn auch nicht zu bezweifeln, so doch für ein Versehen des Bankiers zu halten. Solche Zustände könnte es doch nicht geben, solche Regierungen!

Der Wirt sagte, mit dem Zahlen wolle er es jetzt nicht so eilig nehmen, Wasmer habe ja Gepäck genug, an das man sich zur Not halten könnte, und als dieser sagte, er habe noch deutsches Papiergeld genug, versprach er, ihn morgen zur deutschen Bank zu schicken, wo er sicher sei. Dann ging der Pechvogel in sein Bett, dessen Wanzen und Flöhe nicht nötig gewesen wären, um ihn wach zu halten; im ewigen Wieder- und Wiederbedenken dessen, was ihm der Wirt gesagt hatte, machte er sich schließlich doch damit vertraut, daß Alles möglich sei.

Zehntes Kapitel.

In aller Frühe, sobald er im Hause Leben hörte, machte sich Wasmer, ohne Agathen etwas gesagt zu haben, auf die Suche nach dem Bankier, aber schon an der Straßenecke wußte er nicht, ob sie damals rechts, linkshin oder geradeaus gegangen waren; er hatte nach all den farbigen Menschen und fremdartigen Dingen gegafft und war, ohne des Wegs zu achten, kreuz und quer gelaufen, wie der Däne geführt hatte. Er irrte nun aufgeregt durch die kühlen trübseligen Gassen, die sich nur langsam belebten, und überlegte an jeder Kreuzung, ob rechts oder linkshin, und kam, wenn auch nicht entmutigt, da er ja noch nicht einmal die Straße gefunden hatte, so doch still und niedergeschlagen um zehn Uhr zum Morgenessen ins Gasthaus zurück.

Agathe, die den Schwindel unterdeß vom Wirt erfahren hatte, sagte nach einem Blick in das bekümmerte Gesicht:

„Ich sag ja: dem Trauwohl haben sie den Gaul weggetrieben! Aber Ihr werdet nicht anders, bis Euch das Wasser ins Maul lauft!" und sagte es so ohne jede Rechthaberei, ernst und theilnehmend, daß er sich nicht darüber ärgern konnte, sondern sein Mißgeschick nur noch schwerer fühlte.

Daß sie nichts aß, matt und elend aussah und doch mit keiner Silbe klagte, fiel ihm noch besonders aufs Herz, schuf ihm nun plötzlich Gewissensbisse darum, daß er das gute dumme Ding übers Weltmeer herüber verführt hatte, er, ein Kerl, den Jeder übers Ohr hauen konnte, ein Kerl, bei Gott, zu dumm zum Rübenrupfen, wie man zu Haus sagte. Nein, es ist kein Segen drin! mußte er denken, indem er sie dasitzen sah wie ein Huhn, das den Pips hat. Kein Segen ist nicht drin! Und mit diesem Gedanken, der ihm, wie eine Fledermaus am Abend, fortwährend um den Kopf flog, machte er sich nach dem Essen wieder auf den Weg.

Digitized by Google

Als er zuvor in der Kammer dem Soldatengeldtäschlein, das er unter dem Hemd um den Hals trug, seine übrigen vier Tausendmarkscheine entnahm, steckte er halb aus Vorsicht, weil man nie wissen kann, wozu es gut ist, halb um das Täschlein nicht leer zu lassen, einen der Scheine wieder hinein, die andern that er in die Brieftasche.

Zunächst ging er, wie ihm der Wirt geraten und den Weg gewiesen hatte, zur deutschen Bank, um das Geld zu wechseln. Am Bankschalter fielen ihm nun die wertlosen brasilianischen Papiere in die Hand, und in plötzlich aufspringender Hoffnung, der Wirt könnte sich auch getäuscht haben, fragte er, wie es sich damit verhalte, bekam aber denselben Bescheid. Nun klagte er sein Leid, der Schalterbeamte rief einen älteren Herrn herbei, und der Engelwirt wurde von diesem ins Zimmer genommen und freundlich angehört.

Der Herr schüttelte ein über das andere Mal ärgerlich, lächelnd oder aufgebracht den silberdurchglänzten Lockenkopf und sagte schließlich, die goldene Brille auf die Stirn hinauf schiebend, mit wohlwollend leuchtenden Augen:

„Was ich Ihnen jetzt sage, ist für diesmal zu spät, aber Sie können es für künftig brauchen: erstens nimmt ein kluger Mann auf eine große, allerhand Zufällen ausgesetzte Reise nicht so einen Haufen baares Geld mit, sondern sichere Wechsel; zweitens geht er zunächst aufs deutsche Consulat und bittet dort um die nötige Auskunft, anstatt sich dem ersten besten, hergelaufenen Gauner anzuvertrauen; und drittens, was eigentlich das allererste sein sollte, erkundigt er sich schon, ehe er die Reise antritt, nach den Verhältnissen in seinem Bestimmungsort. Wer so wie Sie in den Tag hineinreist, muß ja zu Schaden kommen. Ihr Geld haben Sie gesehen; machen Sie sich gar keine Hoffnung mehr! Für Ihr Fortkommen aber rate ich Ihnen Folgendes: da Sie die hiesige Landwirtschaft gar nicht kennen und erst von Grund aus umlernen müssen, so würden Sie, wenn Sie eine stehende Colonie oder dergleichen kauften, mehr verwirtschaften als Gottes Wille ist. Sie thun vielmehr am besten, Sie gehen zur **Immigraçoa**, aufs Einwanderungsamt, lassen sich vom Staat in irgend eine deutsche Kolonie, wenn Sie Kaffeebauer oder Zuckerbauer werden wollen, etwa ins Innere von St. Paulo, wenn Sie lieber Viehwirtschaft treiben, etwa nach Blumenau oder Rio Grande befördern, lassen sich Land anweisen und lernen als Colonist von unten herauf; Ihr Geld aber lassen Sie einstweilen hier sicher auf der Bank liegen, auf unserer oder auf der Londoner Bank, nehmen nur für die unentbehrlichen Anschaffungen und für den Notfall einen kleineren Theil mit; wenn Sie einmal die Verhältnisse genügend kennen und wissen, was Sie wollen, dann erst kann Ihnen das Kapital zu Gut kommen. Aber stellen Sie es sich ja nicht leicht vor! Sie werden im ersten Jahr in die Hände spucken und schinden müssen wie drüben niemals. Ein Urwald ist eine böse Braache!"

Er gab ihm noch manche Winke und Weisungen, rieth ihm, die Sache wohl zu überlegen, auch womöglich mit anderen Kundigen zu besprechen, sich aber möglichst rasch zu entschließen und zu machen, daß er aus dieser Unglücksstadt fort käme. Indem er sich noch zu jedem nötigen Rat und Auskunft erbot, entließ er freundlich den ganz verdutzten und kaum einiger Dankesworte mächtigen Mann.

Dieser ließ sich nun einen Tausendmarkschein wechseln, bedankte sich am Schalter, wo er Zeit zum Besinnen hatte, um so mehr und ging, noch schwerer, noch gedrückter, noch härter von Gedanken bedrängt, als er gekommen war. Was er eben gehört hatte, gab ihm nun erst einen ungefähren Begriff von dem Unternehmen, in das er so blind und dumm hineingetappt war, und es stieg ihm eine unheimliche Dämmerung davon auf, daß ein Auszug nach Brasilien doch etwas anderes sei, als etwa eine Uebersiedelung aus seinem heimischen Thälchen hinauf in den Schwarzwald. Jene wohlwollende Aufklärung brachte seine

Digitized by Google

seine Gedanken durcheinander wie der Marder einen Hühnerstall, und wie so ein verängstigtes Huhn flatterte sein Herz in der Brust.

Da hab ich mich bös verfahren, dachte er; ja hitzig ist nicht witzig! meine Frau hat mir's oft gesagt. Kreuzhagel, was fang ich an! Ja, was werd ich anfangen?! Ich werds halt so machen müssen, was bleibt mir übrig?! werds halt so machen müssen! Was hat er nur gesagt? Kaffeebauer? Wenn ich nur wüßt' was er alles gesagt hat? Mir gehts, bei Gott im Kopfe wie ein Immenschwarm! — Und wie er sich so besann, kam ihm plötzlich wieder jenes Wort: Segen ist keiner drin! zog alle Gedanken an sich, wollte nicht weichen, führte sein Denken zu Agathe und dem Kind und wie es ihm und diesen Beiden noch ergehen möchte, riß ihn dann in fürchterlichem Schuß übers Weltmeer zurück nach Hause und dort sah er den Unsegen wachsen, sah das Pflänzlein keimen und wurzeln, treiben und geil aufschießen, Blätter und Zweige ansetzen, sah die Blüten aufbrechen, verwirrenden Taumelduft auszuströmen, und jetzt schmeckte und erkannte er endlich das Gift der verlockenden Früchte, die er im Taumel gepflückt hatte. Und nun kamen ihm all die guten Lehren und Ermahnungen der Eltern, der Lehrer und Pfarrer von Kind auf, die Zureden wohlmeinender Leute bis in die letzte Zeit hinein, alle anständige Gesinnung, derer er in unverblendeten Zeiten fähig gewesen, kamen ihm in den Sinn und dem gegenüber seine Verbohrtheit und Narrheit, seine Vermessenheit, erzwingen zu wollen, was ihm Gott versagte, sein ganzes hirn- und herzloses Thun, und seine arme, geduldige, schonende, nur zu sehr schonende Frau.

Die Frau — die Frau! Ja, warum hat Die so lange zugesehen! was läßt sie mich so hintappen! was haut sie nicht bei Zeit dazwischen! mit dem Krautstämpfel, wenn es sein muß! Es geschieht ihr, bei Gott, so recht wie mir! Sie will immer die Witzigste sein und läßt mich so hineintappen! Da soll doch ein Wetter dreinfahren!

Von seiner Frau wendete sich sein Zorn und Vorwurf gegen Agathe; denn so gut er auch die Wahrheit wußte und ihren Stachel fühlte, so war er doch nicht ehrlich, stolz und mürbe genug, sie ungeleugnet gelten zu lassen, sich ihrer Härte zu beugen und mit ihrer Wucht zugleich ihre Frucht heimzutragen. Er stand dieser Wahrheit gegenüber wie einem hartnäckigen Feind, dem er durch allerhand Wendungen zu entgehen, den er durch Fluchen und Drohen und Schimpfen einzuschüchtern, durch halbes Geständnis und Nachgeben zu begütigen suchte, — und Agathe kam schlecht dabei weg. Hätte sie sich nicht seinen Nachstellungen entziehen können! was brauchte sie ihm nachzugeben statt an ihre Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit zu denken, das nichtsnutzige Mensch! warum goß sie ihm damals nicht den Saukübel ins Gesicht! Nichts wäre leichter gewesen, als ihn los zu werden, zur Vernunft zu bringen und vor Schaden und Schande zu bewahren! Aber hinter den Ohren hat sie's! stille Wässerlein sind tief! Und seine Frau nicht besser! Die zwei Weiber, die sind sein Fluch! Wenn er ein rechtes Weib gehabt hätte —! aber 's heißt ja:

Nur drei gute Weiber hats auf Erden.
Die Erste ist aus der Welt gelossen,
Die Andre ist im Bad ersossen,
Die Dritte muß erst noch gefunden werden!

In Zorn und Empörung lief das Opferlamm menschlicher Bosheit durch die fremde, sonnige Stadt; ob er krumme, lärmige Gassen durchsuchte, ob er für Minuten auf einer Bank in einer Anlage rastete inmitten fremder Blumen und Bäume, im leichten Schatten hoher, feierlicher Palmen, ob er am Ufer stand, über die flimmernde, bergumkränzte, blauüberwölbte, luft- und lebener-

Digitized by Google

füllte Bucht hineinschaute: er sah nichts als die bösen Mächte, die von allen Seiten ihn umdrängten, nach ihm schlugen, nicht zu fassen waren, ihn weiter und weiter stießen, offenen Auges in die hoffnungslose, verfluchte Zukunft hinein.

Er hatte weder den Geldverleiher, noch den Dänen gefunden, nach denen er zwischenhinein immer und immer wieder aufgeregt gesucht hatte, war auch nicht zu Klarheit und Entschluß über seine Umstände und Absichten gekommen, als er endlich zur Nachmittagsmahlzeit im Gasthaus anlangte; aber wie er dem Wirt und Agathen gegenüber trat, da bewirkte doch die Scham über sein erfolgloses Suchen und die nun offenbare Geprelltheit durch den Dänen, der sich auch hier nicht hatte blicken lassen, zusammen mit dem leidenden Aussehen des Weibes, daß er seine Wut hinter finsterem, wortkargem Ernste verbarg.

Agathe klagte, so schlecht sie auch zu Wege war, nicht über ihr Befinden, sie erzählte nur, daß das Kind nicht mehr die Brust annähme; sie habe sich nun Milch und eine Flasche besorgen lassen, aber es nehme die noch nicht gern; sie wisse jetzt nicht, ob das Kind krank sei.

„Es wird schon trinken, wenn es Hunger hat!" sagte Wasmer, „um das ist mir nicht bang. Sorge nur Du, daß Dir besser wird. Du schnaufst ja kaum! Laß doch den Doktor holen, wenn Du meinst, und schau das Geld nicht an; 's ist nicht der Mühe wert, daß mans spart, hier zu Land!"

Den Doktor wollte sie nicht, sie sei nur müd und schwer, habe Kopfweh und Schnupfen; die Luft werde Schuld sein.

Er hielt es nicht hier aus, schämte sich, so hilflos zu sein und nicht zu wissen, wie aus und ein, mochte nicht reden und merken lassen, wie es mit ihm stehe, und ging darum, sowie er abgegessen hatte, wieder aus. Daß Agathe so übel dran war, drückte ihn und machte ihm anfangs ernste Gedanken, bald aber hatte er sich wieder in seine alte Aufregung, in Groll und Zorn hinein gelaufen, spöttelte über die Weiber, denen nicht wohl sei, wenn sie nicht unwohl seien und was zu jammern hätten, mit denen man ein Lebtag und eine Schur habe, als ginge es nicht ohne sie, die doch an allem Elend schuld sind. Die Eva sei die erste gewesen, schimpfte er, aber er, wenn er der Adam gewesen wäre, er hätte die Schlange am Kopf genommen und das Weib damit verwamst, daß sie zu Gott geschrien und zeitlebens die Aepfel verschworen hätte! Aber der Esel hätte den Apfel gefressen, und wir müßten es jetzt büßen. Eine saubere Ordnung bei Gott!

Er war noch bei diesem Gegenstande, da mußte er plötzlich aufhorchen; es waren deutsche Worte und wurden hart neben ihm herausgestoßen, daß er heiß überlaufen umfuhr.

„So einen Hundsfott, Gott straf mich, so einen schieligen Schuft müßte man durch die Häckselmaschine ziehen und dem Vieh vorschütten; sechsmal wiedergekäut wär nicht zuviel!"

Es war ein ältlicher Mann mit einem länglichen, zwei Tage nicht rasierten Schulmeistergesicht, einer großen Brille auf der rechteckig vorspringenden Nase, altväterisch angethan, mit einem großrandigen weißen Strohhut auf dem Kopf; er schaute stät geradeaus, ab und zu auch schnellen Blickes auf den Weg nieder, wie Leute mit sehr schlechten Augen oft thun, setzte ernstlich und bedächtig den schweren Spazierstock auf und schien nicht zu bemerken, daß Wasmer ihn groß anstarrte. Da sagte dieser, der sich erinnerte, ihn heute schon einmal irgendwo gesehen zu haben:

„Ja Sie! was haben Sie denn?"

Der Andere zuckte zusammen, glotzte ihn durch seine großen runden Brillengläser wie eine Eule eine Zeitlang sprachlos an und sagte dann, ihn von unten bis oben messend:

Digitized by Google

„Sie unverschämter Kerl, Sie! Neben mir herzugehen und mich auszuhorchen, so eine Niedertracht eine bodenlose! so ein Spitzbub! so ein Erzhallunk!"

Dafür war der Engelwirt gerade in der Stimmung, er hielt dem Alten die Faust unter die Nase und schrie:

„Sagen Sie das noch einmal und ich hau Ihnen Ihre Brillen ins Gesicht, daß sie hinten rauskommt, Sie alter Gockler, Sie!"

Da wandte sich der Alte mit geringschätziger Miene ab, um weiter zu gehen; aber der Andere packte ihn am Arm und sprach mit unterdrückter Wut:

„Halt, Alter! so haben wir nicht gewettet! so kommen Sie mir nicht fort! eher schlag ich Ihnen alle Knochen zu Mus."

Jener zerrte, kam aber nicht los und schrie:

„Lassen Sie mich los, sag ich! Ich hab mit Ihnen nichts zu thun! Sie haben mich ausgehorcht, Sie sind ein unanständiger Mensch!"

„Aha!" sagte Wasmer, „Sie hufen schon! Wer hat ausgehorcht?"

„Lassen Sie los, oder ich schrei nach Hilfe!"

„Und ich schüttel Sie, daß Sie nach Gott und allen Nothelfern schreien, und daß Ihnen alle Knochen zu den Hosen unten rausfallen, wenn Sie noch einmal sagen, ich hätte Sie ausgehorcht. Wenn plötzlich neben Ihnen Einer Deutsch schimpft und schwört, daß dem Herrgott im siebenten Himmel droben Angst wird, so höre Einer das nicht und frage nicht: was giebts! Hm?"

Dem Alten schien es nicht wohl zu sein in Wasmers schüttelnden Händen, er lenkte ein und sagte:

„Nun ja! ich will ja nichts gesagt haben. Kann mir ja auch ganz gleich sein, was Sie gehört haben und was Sie sind. Zum Henker, mein Arm! Lassen Sie los!"

„Nur weiter im Text!" sagte großartig und unerbittlich der Engelwirt.

„Nun ja! ich war ja vielleicht etwas grob und aufgeregt; aber der Satan soll einmal nicht aufgeregt sein, wenn er so bestohlen ist wie ich! und erschreckt haben Sie mich obendrein, wie ich an nichts dachte."

Wasmer ließ langsam los, starrte ihn etwas blöde an und fragte:

„Bestohlen? Bestohlen? Wer? Eben?" und griff an seine Brusttasche. „Wer hat Sie bestohlen?"

„Wer? So ein dänischer Hund! Aber was geht das Sie an?! Sie können jetzt zufrieden sein und Ihres Weges gehen."

Aber Der stand nun erst recht verdonnert vor ihm, gaffte ihn wie ein Wunder an und stotterte:

„Der Dän — der Dän? Kennen Sie ihn? Wo ist er?"

Da war die Reihe zu erstaunen an dem Alten:

„Ja, kennen Sie ihn denn auch, den Dänen?"

„Ob ich ihn kenne! ob und wie!" knirschte Wasmer.

„Sie auch? Sie hat er auch geprellt?! Das ist mir ein Zusammentreffen, ein wunderbares Zusammentreffen! Ists denn möglich? Man sollte's nicht glauben! Ja, aber sagen Sie nur!"

Nun gingen sie mit einander weiter und erzählten einander, wie der Däne sie betrogen habe. Der Alte, der in einiger Entfernung landeinwärts eine Kolonie hatte, war gestern mit der Bahn gekommen, um wieder einmal einige Tage in der Stadt zu sein und Besorgungen zu machen, hatte gleich auf dem ersten Gang durch die Straßen den Dänen getroffen, den er auf seiner letzten Rückfahrt von Europa kennen gelernt und immer für einen anständigen, vertrauenswürdigen Menschen gehalten hatte; da er noch nicht wußte, wo er nächtigen würde, ihm aber der große altmodische Reisesack lästig war, so stellte er ihn gern auf dem Zimmer des Dänen ab. Er hatte ja sichtlich garnichts

Digitized by Google

darin, als ein Hemd, ein paar Socken, ein Sacktuch und eine Rolle hausgemachter Handkäslein, die er beim Frühstück nicht entbehren mochte; freilich hatte er gemäß seinem alten Grundsatz, nicht alles Geld in der Rocktasche zu tragen, in den festen Pappdeckelboden des Reisesackes einen Fünfzigmilreisschein zwischengeschoben, aber das Futter wieder sauber darüber genäht, so daß man nichts merken konnte. Als er nun, da es gestern zu spät geworden war, heute früh ins Zimmer des Dänen kam, fand er seinen Reisesack, aber nicht den Dänen, der gestern Abend verreist sei; doch in der Tasche lagen nur noch die fünf Käslein und, als er diese herausnahm, war unten das Futter aufgetrennt und der Schein so gut wie Hemd, Socken und Nastuch verschwunden.

Nach der Erzählung machte er erst noch seiner Entrüstung durch Poltern und Fluchen Luft, setzte aber schließlich hinzu, im Uebrigen verdiene er die Lehre schon; denn wenn Einer zu so hohen Jahren gekommen sei, so müßte er wissen, welch nichtsnutzige Bagage die Menschheit sei, und müßte seine Vertrauensseligkeit nachgerade abgethan haben!

„Bei uns heißts: ‚Wer Niemand traut, dem ist selber nicht zu trauen!'" sagte der Engelwirt, besonders sich selbst zum Trost.

„Das schafft mir mein Geld und mein Zeug nicht wieder," antwortete der Andere fast grob.

Aber wie Wasmer einen großen Trost darin fand, einen Unglücksgenossen zu haben, und bei dem Gedanken, daß derselbe älter, erfahrener, landeskundig und trotzdem so geprellt worden sei, das Beschämende und Demütigende seiner Verluste kaum mehr spürte, so ward auch der Alte nun ersichtlich ruhiger und zugänglicher. Die Gemeinsamkeit des Mißgeschicks, der sonderbare Zufall, von demselben Gauner betrogen und doch auch zusammengeführt worden zu sein, brachte sie einander in wenigen Minuten so nah, daß sie wie alte Bekannte nebeneinander dahingingen und plauderten. Der Alte wurde gesprächig und erzählte von Frau und Kindern, von seiner Kolonie und den Früchten, die er baue, von dem Wohlbehagen, in dem er lebe, von einer Reise nach Deutschland, die er vor zwei Jahren aus Heimweh gemacht, die ihm aber das Heimweh ausgetrieben habe, da man hier im warmen Lande doch besser dran sei, auch freier und unbelästigt lebe und die Kinder nicht in Fabriken und Kasernen schicken müsse, — Wasmer faßte zu diesem Manne, der auf dieselbe Weise wie er angeschmiert worden war, ein rascheres und größeres Vertrauen, als er zu dem gewiegtesten, vorsichtigsten und erfolgreichsten Geschäftsmanne aufgebracht hätte, pries sein Glück, das ihn einen tüchtigen Kolonisten finden ließ, legte diesem seine ganzen Verhältnisse klar, berichtete, was ihm der Herr auf der Bank geraten habe, und bat nun um praktischen Rat.

Der Alte bedauerte, daß sie einander nicht vor vier Wochen getroffen hätten, damals sei gerade neben ihm eine Kolonie feil gewesen, weil der Besitzer verwittwet war und zu seiner Tochter zog, fast nur Zuckerrohr und Tabak und etwa vierzig Morgen Urwald, alles mitsammt der Einrichtung, wie der Vogel drüber flog, für viertausend Milreis. Das wäre etwas für Wasmer gewesen, und er wäre ihm gern als Nachbar mit Rat und That beigestanden. So schlimm sei es nicht mit den tropischen Kulturen, ein anschlägiger Landwirt nehme das bald an; indessen habe der Bankdirektor nicht Unrecht und, wenn sich nichts anderes biete, solle er ruhig aufs Einwanderungsamt gehen. Freilich sei die Neuanlage einer Kolonie draußen im dicken Urwald kein Vergnügen, und wer es nicht nötig habe, sollt' es sich sparen. Falls es nicht gar so eilig wäre so würde er gerne nach seiner Heimkehr Erkundigungen einziehen, ob in seiner Nähe noch etwas feil stehe. Es könnte ja doch sein; und einen Bekannten in der Nähe zu haben, wäre für einen Neuling angenehm.

Digitized by Google

Sie waren von der mittleren Stadt etwa in südwestlicher Richtung gegangen und wandelten durch eine der niedrig gehaltenen, geringen Straßen, die zu der schönen Vorstadt Botafogo hinausführen, da blieb der Alte stehen, schaute die Häuser an und sagte:

„Dort drüben in dem Laden will ich einen Brasilianer besuchen, der früher manchmal in Geschäften zu uns kam und mir einmal einen rechten Dienst gethan hat. Kommen Sie ruhig mit; wir können dann zusammen zurückgehen in die Stadt! Da kriegen wir auch einen guten Schnaps."

Wasmer war es zufrieden. Als sie vor der Thür ankamen, an deren Pfosten etwas wie ein großes, durch den Staub gezogenes Stück Sohlleder hing, tönte ihnen leises Harmonikagedudel und taktmäßiges Rauschen von Schritten entgegen, der Alte sah nach dem Namen über der Ladenthür und sagte:

„Da ist ja jetzt ein Anderer! Nun, wir können ja mal eintreten und hören! Und ein Schnaps thut immer gut, oder auch zwei. Das gewöhnt man sich hier an, das Schnapstrinken. Da giebts übrigens Unterhaltung."

In der schmalen Hälfte des dämmrigen Ladens, die sich von der Thür aus, am Ladentisch vorbei nach der Innenwand zog, tänzelte, trippelte, hüpfte und stampfte nach dem Takte des hinterm Ladentisch herkommenden Spiels ein schlanker, brauner Mensch in farbigem Hemd, weißleinenen Hosen, Pantoffeln und steifem Filzhut, drehte, bog und wand sich und fuchtelte mit dem blanken Faschinenmesser taktmäßig bald über dem Kopf, bald vor der Brust, bald hinter dem Rücken herum, blieb schließlich mit einen leichtem Aufsprung stehen und grüßte nicht ohne anmutige Grandezza das Messer senkrecht vorhaltend, mit befriedigtem Lächeln sowohl über den Ladentisch hin, wie zu den Eintretenden her.

Der Alte sprach einige portugiesische Worte, während sein Begleiter neugierig das vermeintliche Leder am Thürpfosten befühlte, beschnüffelte und als eine Art gedörrtes Fleisch erkannte.

„Kommen Sie! setzen wir uns!" rief der Alte. „Mein guter Freund ist vor zwei Monaten am gelben Fieber gestorben! Es räumt dies Jahr wieder einmal energisch auf, und wir sind doch schon spät im Juli. Gott soll uns bewahren! Her, wir wollen schnell einen Schnaps genehmigen! Alles, nur keinen kalten Bauch!"

Er nahm das Schnapsglas, das wohl ein Achtel faßte, rief Prost, goß rasch hinab und reichte es zum Wiederfüllen hin; Wasmer, der nicht nachstehen wollte, that ebenso. Auch das zweite Glas ließ der Alte nicht stehen, hielt es prüfend gegen die Thür und sagte zu seinem Begleiter:

„Zuckerschnaps! Cachaça! Uebers Jahr machen Sie vielleicht auch solchen! Darauf — prost!"

Der Engelwirt trank geschmeichelt und begeistert. Dann pausierten sie und der Alte sprach ab und zu ein paar Worte Portugiesisch mit dem Inhaber des Ladens. Wasmer horchte träumerisch erregt den wälschen Lauten, die ihm in dem dunkeln Raum, wo er die Sprechenden kaum mehr unterscheiden konnte, doppelt fremd und geheimnisvoll gemuteten, und als es eine Zeitlang gewährt hatte, wurde er ärgerlich darüber, daß er nichts verstand, schob das Glas hin und unterbrach die Sprechenden mit den Worten:

„Noch einen!"

Der Alte warnte ihn, so viel von dem ungewohnten, starken Schnaps zu trinken; er aber lachte, als alter Wirt könne er sein Teil vertragen.

„Da fällt mir ein:" sagte der Alte, „früher gab es hier noch einen Likör, den mein Bekannter nach geheimem Recept selbst ansetzte, was feines; will mal danach fragen!"

Digitized by Google

Nach einigen Worten zündete der Krämer die Lampe an, holte eine Korbflasche und goß in andere Gläser einen ganz zartgrünlich irisierenden Saft ein, der arzeneihaft würzig duftete. Wasmer wartete nicht lang, hob ihn gegen das Licht, trank und schüttelte sich, er schmeckte scharf und überaus süß. Der Andere lachte und sagte, dazu gehörten derbe Gurgeln, selbst er könnte das nicht so hinuntergießen und nehme nur Schlückchen für Schlückchen. Dem Engelwirt aber wurde der Nachgeschmack unerträglich, und er setzte rasch noch einen gewöhnlichen Schnaps darauf.

Da erhob sich der Alte, sagte:

„Nein, das kann ich nicht verantworten, Sie kommen ja gar nicht mehr ins Gasthaus, wenn Sie so weiter trinken!“ und zahlte und zwar trotz dessen Einsprache auch für den Wasmer.

Dieser war kaum in die frische Luft hinausgetreten, da war ihm, als müßte er zusammenbrechen vor Schwere in den Gliedern, er taumelte hin und her und mußte von dem Begleiter gehalten werden.

„Was hab' ich gesagt?“ sprach dieser?

„Bapp!“ lallte der Andere und riß ihn im Sturm über die halbe Straße hinüber. „Bapp — — Bapp — — wer ja — sagt, ich könnte nimmer Ba Ba — Bapp — sagen? — — — — — — — — — — —

„Zuck — Zuckerbauer — aaja! — Zuckerbauer — wie der — wie der — Vogel — fliegt — aaja! — Bapp — Bapp — aaja!“ So ging es weiter in schwerem Schuß von einer Seite zur andern. Der Alte strengte seine ganze Kraft an, das haltlose Stürmen des Betrunkenen auszunützen und in die gewünschte Richtung zu lenken, kam aber erst nach geraumer Zeit mit ihm bei einer großen, am Ufer der Bucht gelegenen Anlage an, wo er sich mit ihm auf eine Bank setzte. Wasmer, der, wäre er nüchtern gewesen, an dem Halt und Griff des Alten hätte merken müssen, welch überlegenen Gegner er vor zwei Stunden so ahnungslos herausgefordert hatte, glotzte ihn an und lallte:

„Was — was — willst? — Her! wenn D — — was willst!“

„Nur eine Cigarre will ich anzünden,“ war die Antwort, und nun sah der Engelwirt, wie durch einen Nebel, ein Streichholz aufflammen und verlöschen, und wieder eins aufflammen und verlöschen — und noch einmal, aber höher und ferner — und noch einmal und die Cigarre brannte immer noch nicht — und noch einmal ganz schwach und fern wie eine Sternschnuppe — und dann war er zusammengesunken wie ein Sack nnd schlief.

Elftes Kapitel.

Wasmer erwachte frostgeschüttelt, kam jedoch nicht gleich zum Bewußtsein, sondern zog nur, instinktmäßig dem Wärmebedürfnis gehorchend, die Beine empor und kauerte sich in dem Winkel auf der Bank zusammen; aber es nutzte nicht viel; denn so heiß ein tropischer Wintertag sein kann, so empfindlich ist die mit Sonnenuntergang rasch eintretende Kühle des Abends und der Nacht. Der Körperwärmeverlust infolge des Schnapsgenusses kam hinzu, und so wurde denn der Mann vom Froste nach und nach so weit wachgeschüttelt, daß er erkannte, er säße allein in tiefem Dunkel auf einer Bank, daß er da und dort eine Laterne durchs Gebüsch blinken sah, von rechts herauf das Meer rauschen hörte, in der schwarzen Ferne farbige Schiffslaternen, noch ferner die Lichter der Festung und ihren Spiegelschein auf der dunklen Flut wahrnahm. Es war ihm jämmerlich übel und voll Ekel ließ er wieder den Kopf sinken; aber die Kälte stach, riß und rüttelte ihn, lichtete sein Hirn noch ein wenig und der Lands-

Digitized by Google

mann und die Schnapsbude fielen ihm ein. Mit einem unholden Laut fuhr er auf, griff nach der Bruſt — und ließ beruhigt die Hand wieder ſinken: die Brieftaſche war an ihrem Platz! Der Schrecken, ſo kurz er war, ernüchterte: der Mann gab ſeiner Trägheit und Schlafſucht nicht mehr nach, ſondern reckte und ſtampfte ſich leidlich zurecht, lief wankelnd und taumelnd drauf los und gelangte, von dem merkwürdigen Ortsgefühl der Betrunkenen geleitet, richtig in die Stadt und auf den großen Markt an den Docks, von wo er den Weg nach dem Gaſthaus kannte. Unterwegs kam er an einem Cafe vorbei, deſſen breite Thüren nach der Straße, wie üblich, offen ſtanden und kräftigen Kaffeeduft ausſtrömten; dies dünkte den armen Engelwirt eine Einladung zur rechten Zeit, er trat ein und ſetzte ſich an das nächſte leere Tiſchlein. Gleich kam ein Kellner und füllte ihm, ohne zu fragen, eines der bereitſtehenden Täßlein. Der Trunkene nahm einen Schluck des kochenden ſchwarzen Getränkes und rettete ſich nur dadurch vor einem verbrannten Magen, daß er den Kaffee erſt noch lange im Munde hin- und herwarf, ehe er ihm ſchluckte. Dann ſaß er ſteif und ſchwer da und hielt ſich mühſam aufrecht, während ſein Kopf vom Schwindel nach allen Seiten hinabgezogen wurde. Aber der Kaffee that ihm wohl, und ehe er noch mit ſeinem Täßlein fertig war, klopfte er auf den Tiſch und ließ ſich ein zweites einſchenken; dann zog er ſeinen ganzen Vorrat an ungefügen Nickelſtücken aus der Weſtentaſche, legte ihn mit auffordernder Gebärde auf den Tiſch, und der Kellner nahm, was ihm zukommen mochte. Wasmer ſaß noch eine gute Weile im Duſel und Halbſchlaf, ſah nichts als eine wirbelnde Helle, hörte nichts als Geklirr und fernen Stimmenlärm und bemerkte nicht, daß man ihn ab und zu von den Nachbartiſchen aus beobachtete und verächtlich lächelnd widerholte:

„E un Allemoa!“ Daß ein Beſoffener nur ein Deutſcher ſein kann, ſteht ja in Braſilien und ſonſtwo feſt.

Endlich entſchloß er ſich, zu gehen, ſtolperte auf die Straße und kam ohne bemerkenswerten Zwiſchenfall in das Gaſthaus und in ſein Bett.

Er erwachte ſpät; da aber Agathe, die längſt aufgeweſen war, um das Kind zu beſorgen, ſich wieder hingelegt hatte, dachte er, es ſei noch früh am Tage, und blieb mit ſeinem wüſten Kopf liegen. Wie geſtern Abend die Kälte, ſo brachte ihn nun eine innere Hitze, ein trockenes, brandiges Gefühl am ganzen Leibe, das ihn nicht weiterſchlafen ließ, vollends zur Beſinnung, und als ihm der Landsmann einfiel, mit dem er Schnaps getrunken, und der ihn in der Nacht auf der Bank in den Anlagen allein gelaſſen hatte, da kam ihm ein fürchterlicher Gedanke, er ſprang empor, raffte den Rock vom Boden auf und ſuchte mit aufgeregten Händen nach der Brieftaſche. Gott ſei Dank! ſie war da! Gott ſei Dank! Was hätte er auch anfangen ſollen, wenn ſie gefehlt hätte! Nein, der alte Landsmann ſah nicht aus wie ein Spitzbub! den hätte er ihm jetzt doch ſchon angeſehen! Der Alte hatte eben den Schläfer nicht weiterbewegen können und ſitzen laſſen!

Wasmer hatte ſich mit der Brieftaſche in den Händen auf das Bett geſetzt und erholte ſich mit ſchwerfälligen Gedanken von dem kurzen Schrecken. Dabei öffnete er ganz abſichtslos die Brieftaſche und fand ein zuſammengefaltetes Papier, an das er ſich nicht erinnern konnte; er machte es auseinander, ein Fünfzigmilreisſchein lag darin und unſicher mit Blei geſchrieben ſtanden die Worte darauf:

Behüt Dich Gott, es iſt zu ſchön geweſen!
Behüt Dich Gott, es könnt nicht ſchöner ſein!

Der alte Landsmann.

NB. Die 50 Milreis zur freundlichen Erinnerung!

Digitized by Google

Wasmer verstand Dies zuerst nicht, glaubte sogar einen Augenblick, der Alte habe ihm ein Geschenk gemacht; dann erwachte sein Mißtrauen, er sah nach seinen Banknoten, stöhnte schwer auf:

„Herr Gott! Herr Gott!“ und sank wie betäubt auf sein Bett. Aber nur einige Sekunden lag er, dann durchwühlte er aufs Neue die Brieftasche, dann die Taschen seines Rockes, dann die Hosentaschen, ohne etwas von Geld zu finden, dann legte er sich mit unterdrücktem Stöhnen hin und dachte:

„Such noch lang, Du Rindvieh! — — Wenn ich nur nicht mehr aufstehen müßt!“

Wohl hatte er noch in dem Ledersäcklein einen Tausendmarkschein am Halse hängen; aber als er ihm hervorzog und auseinanderfaltete, fand er keinen Trost daran, er mußte weinen, hilflos, reuig und bitterlich wie ein Kind: das war der letzte von den sechsen, um die er wohlfeil genug seinen freien Anteil am „Engel“ hingegeben hatte! Jene sechs waren für ihn die Freiheit, das neue Leben, die goldene Zukunft gewesen, dieser letzte war nichts mehr als ein Notpfennig, der noch dazu die Not ansagte; zerreißen müßte man ihn und den andern nachwerfen! Jetzt war er ein Bettler, elender als die Italiener und der Steirerfranz!

Agathe richtete sich halb auf im Bett und fragte:

„Was ist?“

„Da —“ stotterte der Mann zusammenfahrend, „da — ich muß an mein Geld denken;“ setzte aber wohlweislich nicht hinzu, welches Geld. Und da er fürchtete, Agathe oder der Wirt könnte ihm etwas ansehen, zog er sich hurtig an, sagte, er müsse geschwind eine Besorgung machen, und ging ohne Verzug fort.

Draußen war eine Luft wie an einem frischen, klaren Herbstmorgen in Deutschland, sie that seiner heißen Stirn und Lunge wohl, belebte seinen hingesunkenen Mut und erregte sein Schamgefühl so, daß er sich vornahm, von dieser neuen Täuschung und Ausraubung durchaus nichts merken zu lassen. Indem er eifrig den Möglichkeiten nachsann, die zur Entdeckung seiner Schande führen könnten, glaubte er bald, am Besten gegen sie gesichert zu sein, wenn er dem Rate des Bankherrn folge und sich beim Einwanderungsamt als Kolonist melde; hierzu war ja, wie Jener selbst gesagt hatte, nur eine geringe Summe von Nöten, also der Verlust einstweilen leicht zu verheimlichen. Sofort machte er sich auf den Weg zum Bureau, dessen Lage ihm auf der Bank genau beschrieben worden und vom großen Markt aus unschwer zu finden war; nur hatte er einen weiten Weg bis dorthin, da er sich in entgegengesetzter Richtung über den Bahnhof hinaus hatte treiben lassen

Nachdem dieser Entschluß gefaßt und die Angst vor Schande und Spott zurückgedrängt war, ward wieder Raum für das Vergangene, und dieses zeigte sich bald lebendiger und gegenwärtiger als je vorher. Der Arme mußte wieder die Brieftasche herausziehen, wieder den Fünfzigmilreisschein ansehen, der vielleicht noch dazu falsch war, wieder den Zettel lesen, die Fächer nach dem verschwundenen Gelde durchsuchen und wieder die Worte auf dem Zettel lesen, deren Hohn er jetzt erst spürte und verstand. So wenig zartfühlend er war, so hatten ihn doch die letzten Monate so reizbar und empfindlich gemacht, daß er nicht nur einsah, es sei wirklich kein Wagnis, vielmehr einfach ein Spaß, ihn zu prellen, sondern auch das Mitleid empfand, das durch die Fünfzigmilreisnote sprach, und die Geringschätzung, die ihn nicht einmal höhnischer Schadenfreude, nein, nur eines gutmütig überlegenen Spottes wert hielt. Der

Digitized by Google

gröblich draufschlagende Hohn der Bauern in der Heimat hatte ihn verwundet, auf für Momente geduckt, im Grunde aber seinen Widerstand gereizt; jenen Hohn der Bauern, die ja schließlich doch zu weit gingen, da sie keineswegs aus dem eigenen Gewissen heraus berechtigt waren, den Stein gegen ihn zu erheben, hatte er zum Schweigen bringen, ja, verlachen können, indem er ihm aus dem Wege und davon ging, — hier dagegen war nichts von Zorn und Wut, hier nahm man ihm ohne jeden Lärm das Seinige aus den tappigen Händen und lachte ihn kaum hinterher aus; aber man ließ ihm einen Stachel in der Brust, an dem sich sein Herz bei jedem Schlage von Neuem und immer tiefer verwundete.

In der Heimat schien sich Alles gegen ihn vereinigt zu haben, und indem er der Uebermacht dieser Verschwörung seine Niederlage, Schande und Schaden zuschrieb, konnte er sich leicht trösten, — hier hatte ihn kein Mensch gekannt; aber der Erste, den er anredete, hatte ihm an der Nase angesehen, welch ein Esel er sei, und ihm das Geld aus der Tasche gezogen, hatte ihn seinem nächsten Spezel gezeigt und gesagt: hier ist ein kapitaler Schafbock, den kannst Du scheren!

Ja, ein Esel war er! bei Gott, harmlos und arglos wie eine alte Kuh! Mit fürchterlicher Schnelligkeit wuchs ihm jetzt aus seiner tiefen Scham heraus die Erkenntnis, daß der letzte Grund seines Unglücks doch nirgend anders liegen könnte als in ihm selber. Und wie er einmal dabei war, diese jüngsten heillosen Tage mit „Hättest" und „Wärst" zu durchpflügen, gleichsam die Wurzeln, über die er gestolpert, aus den Furchen zu reißen und auf einen Haufen zu werfen, da fuhr er unversehens mit der Arbeit fort, in die Vergangenheit hinein, und war es auch keine Wonne oder Wollust, so war es doch jener Drang nach Abhilfe, jene scheinbare Erleichterung, die Einen zwingt, an brennenden Wunden und Entzündungen zu kratzen, was ihn verleitete, auch in der ferneren, der heimatlichen Vergangenheit seinen eigenen Unverstand zu suchen und bloszulegen, und was ihn aller Orten nicht nur Thorheit und Verranntheit, sondern auch Rohheit und Schamlosigkeit finden ließ. Hier, im neuen Lande, hatte er ja nur in der unbewußten Einbildung, es müßte Alles nach seinen Wünschen und Hoffnungen gehen, blindlings vertraut und durch die Dummheit des unerfahrenen Jungen die Tücke herausgefordert; — dort im Vaterlande aber hatte er, was ihm an seinem Schicksal nicht behagte, einfach, ohne sich um Anstand und Sitte, Pflicht und Recht zu kümmern, bei Seite schieben und seinen eigenen rücksichtslosen Willen durchsetzen zu können geglaubt, hatte, ohne die Verhältnisse, ihre Ursachen und Wirkungen zu prüfen, tapfig gegen sie angekämpft und, ob er nur einen Nasenstüber oder eine blutige Niederlage erlitt, immer noch mit einer billigen Schlauheit sich zu behaupten oder gar zu triumphieren versucht. Hatte er nicht schließlich noch geglaubt, er habe die Andern zu Narren, als er Heimat, Haus und Hof, Alles, was ihm teuer gewesen war, verließ und mit den heimlich aufgenommenen sechstausend Märklein abzog! hatte er nicht höhnisch zurückgelacht und gesagt: Wer zuletzt lacht, lacht am Besten! — Wer lachte jetzt? Doch die Leute drüben in Stadt und Land, die ihn gewiß vom Tag seines Verschwindens an für einen Ausreißer, einen Feigling und den unvergleichlichsten dummen Teufel erklärt hatten!

Und hier nun — nicht anders! Der Däne, der Alte, der Wirt, die Herren auf der Bank, Wer nur irgend mit ihm zu thun hatte, sogar die gute, arme Agathe, Alle mußten ihn ja für einen Schafskopf halten!

Wie er so inne ward, daß es in gleicher Weise weiterging, daß er derselbe war heut wie vor einem Monat, hier wie dort, daß er unabhängig von Ort und Umgebung gegen sich selbst wüte, da ward ihm plötzlich unheimlich

Digitized by Google

auf dieser Welt. Ein Schauder schüttelte ihn, daß er stille stehen, sich anlehnen und halten mußte; sein Herz bebte in Ohnmacht und Angst. Ihm graute vor dem fürchterlichen Zusammenhang, der seine jüngsten Erlebnisse mit den alten verband, und ihm bangte jämmerlich vor sich selbst. Welches Unheil würde er wohl noch über sich bringen!

Ein Vorübergehender nahm in Acht, wie er so geknickt dalehnte und stöhnte, trat heran und fragte etwas mit theilnehmender Miene; aber der Arme verstand nichts und konnte nicht antworten; schwach, der Verzweiflung nah, mußte er sehen, wie der erste Mensch, der ihm zu Hilfe kommen wollte, mit bedauernder Gebärde die Achseln zuckte, den Kopf schüttelte und weiter ging. Die Thränen kamen ihm in die Augen; er machte eine Bewegung, sie abzuwischen, schämte sich aber und ließ es. Diese kleine äußerliche Scham jedoch behauptete sich, wuchs an und durchglühte ihn ganz und gar, sodaß er im andern Augenblick zornig auffuhr, sich schüttelte und rief:

„Kerl! hast denn gar keine Schand?!"

Aber jene Theilnahme erquickte ihn doch, wenn er sie auch im Drange seiner Gedanken und Empfindungen gleich wieder vergaß. Er ging weiter, und es fiel ihm ein, daß er gestern einmal ausgerufen hatte: es ist kein Segen drin! jedoch daß er selbst den Unsegen spinne, war ihm damals noch nicht aufgegangen. Wie hatte er nur so blind sein, wie hatte er nur so in den Sumpf hineingehen können, mit jedem Schritte tiefer, ohne es zu merken! Er hatte heftig sein Bestes, sein Glück begehrt und war mit dieser Heftigkeit nur seinem Unglück, seiner Schande zugerast. Eine ungeheure Macht, ja, der Herrgott droben selber hatte ihn, den eigenwilligen, eingebildeten, schlauen Engelwirt unvermerkt gezwungen, mit jeder Regung und Handlung, die er nach und zu seiner Lust beging, einen Stein vom Turm seines Stolzes abzutragen, bis er nun dastand am letzten Reste des Fundamentes, seine Vermessenheit endlich erkannte und in seiner Nichtigkeit fast zerbrach!

Jener Uebermacht zu zürnen oder trotzen zu wollen, dazu war er zu zerschlagen, zu mürbe, wohl auch zu schlau. Es war aber im Grunde nicht das Recht, dem er sich unterwarf, weil er sich im Unrecht fühlte, sondern die Macht, der er sich fügte, weil er so ohnmächtig gegen sie war. Nicht aus triebhafter Schlechtigkeit, nicht aus bösem Willen, er hatte aus Unreife und Torheit, aus moralischer Rohheit und Bewußtlosigkeit, die auf dem Lande zumal in katholischen Gegenden so gewöhnlich ist, auf das hineingehaust, was ihm die Gunst der Geburt und prüfungsloser Jugend an Besitz, Achtung und Liebe in den Schooß geworfen, er fühlte den harten Verlust, und so ward ihm eine praktische Reue und ernster besserer Wille nicht schwer. Wie ein Knabe, dessen thörichten Eigensinn der Erzieher am besten duckt, indem er ihn einmal walten und mitleidslos zu Schanden werden läßt, nachher kleinlaut, mit Selbstüberwindung und doppeltem Eifer Rat und Anleitung des Erfahrenen sucht und befolgt, so nahm sich Wasmer nun vor, seine Wünsche und Begierden im Großen wie im Kleinen zu unterdrücken, nicht nach etwa vorhandenen Hintertürlein und Abwegen zu spähen, nicht mehr einen Pfennig aufzuwenden, um sich das hart wuchtende Loos zu erleichtern, vielmehr die Bahn, in die er mit abgewandten Augen und umnebeltem Hirn hineingetaumelt oder hineingedrängt war, nun mit festem Blick und Willen zu beschreiten und keinen Schritt zu machen, der nicht ehrlicher Weise notwendig sei. Wohl dachte er einen Moment zögernd an die Heimat, an die betrogene Frau, an seinen vernichteten Ruf, der vielleicht schlimmer war, als er verdiente; aber die ersten beiden waren und blieben verloren, der letztere mußte nun eben getragen werden bis in günstigere Zeiten; Briefe hätten nichts gebessert, Jedermann würde mit Recht gesagt haben, Papier sei geduldig! Nun

Digitized by Google

galt es zunächst für Agathe zu sorgen und sie nicht gänzlich seiner Torheit und Gewissenlosigkeit zum Opfer fallen zu lassen! Dabei konnte er ja auch wieder zu Ehren kommen.

In dergleichen Gedanken durchschritt er die Altstadt und den wimmelnden Markt, stand endlich am Staden und sah nach den lärmigen Docks hinüber oder auf die weite Bucht hinaus, nicht mehr großhansig wie vom Dampfer aus, als er vor Agathe mit dieser Herrlichkeit und der Zukunft prahlte, sondern klein und scheu: die Männner, die auf den Schiffen so unbefangen und sicher, wie er dereinst den Karren vom Stall auf die Miste geschoben hatte, die Ladung besorgten, dünkten ihn ein beneidenswertes Geschlecht mit höheren Kräften; die vielen kleinen Dampfer und Ruderböte, die zwischen all den hochragenden Kolossen wie Wasserspinnen hin und herschossen und doch so frank und frei und ihres Weges gewiß, waren Wunder für ihn, der hier keinen tauglichen Schritt ohne Leitung machen konnte. Was mochten das für Menschen sein, die sich in diesem Lärm und Trubel auskannten, die Das übersahen und lenkten! Und mit Solchen hatte er sich einlassen und es wagen wollen! Nun graute ihm vor all diesen Feinden und bösen Mächten!

Leicht fand er das Einwanderungsamt, meldete sich mit übermäßiger Bescheidenheit als Colonist für Blumenau und erhielt den Bescheid, er sollte Nachmittags gegen drei Uhr mit Sack und Pack hier sein, um nach der Blumeninsel übergesetzt zu werden; dort werde er auf Regierungskosten im Einwandererhospiz beherbergt und verpflegt, bis — wohl erst in der nächsten Woche — der Dampfer nach dem Süden abginge.

Merklich gehoben durch diesen Erfolg wandelte er zum Gasthause, freilich nicht ohne sich vorzuhalten, daß er sein schönes Geld noch haben könnte, wenn er gleich vorgestern vom Schiff aus diesen Weg eingeschlagen hätte. Ja, sagte er sich, hättst! wärst! Wenn es dem Esel zu wohl ist, dann stalpt er. Augen auf oder den Geldsack!

Im Gasthause kam ihn zwar wieder ein falscher Stolz und die Versuchung an, sein Vorgehen nur aus praktischen Gründen zu erklären; aber gleich folgte auch die Angst, er möchte den guten Anfang und dessen Erfolg durch solche Hinterhältigkeit wieder verderben, er trat also kurzerhand vor Agathe hin und erzählte, ohne sie recht anzusehen, wie es ihm gestern ergangen sei, daß er jetzt nur noch wenig mehr als Tausend Mark besitze und sich als Colonist gemeldet habe. Ja, er wollte sogar von seinen Bekümmernissen und neuen Einsichten Bericht geben; aber sie ließ ihn nicht dazu kommen, sie schaute ihn aus seltsam gerötetem Gesichte tief betroffen an, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, als hätte sie schon längst darin bereit gestanden, dann legte sie mit einem totmüd schweren Seufzer das Kind, das sie in den Armen hielt, neben sich aufs Bett und fing in seltsam mattem, kraftlosem Ton und doch leidenschaftlich zu jammern an:

„O wär ich doch nicht mit! wär ich doch nicht mit! Wie hab ich das nur auch thun können! Zu Haus fort von Vater und Mutter und Frau wie Dieb', als obs keinen Herrgott gäb im Himmel droben! — Das Geld, das schöne, schöne Geld! Gebt Acht, 's bleibt Euch kein blutiger Heller in der Hand! Wenn da kein Fluch drauf ist —! Aber wie ich das Land seh, ist mir gleich, als käm nun die Straf und nichts wie Kreuz und Elend. Und so ists! Und Das kann nicht gut werden! und ist Sünd vor Gott und den Menschen und gegen alle zehn Gebote! Und Niemand als ich hat Euch so ins Unglück gebracht! mit meiner Dummheit und Lüderlichkeit! Wenn ich blos krank wär — ich wollt nichts sagen; ich habs verdient! um mich wärs nicht Schad! und keine frohe Stund krieg ich ja doch nicht mehr! Aber daß Ihr

Digitized by Google

so um Alles kommen müßt! und daß 's Mariele abzehrt — das kann doch gewiß nichts dafür und ist unschuldig und solls doch mit büßen! Das drückt mir 's Herz ab. Das überleb ich nicht!"

Ein Frost schüttelte sie und sie konnte vor Atemnot, der sie ihre Worte bisher noch abgezwungen hatte, nun nicht mehr sprechen. Dem Manne aber war, als er diesen Jammer und Kleinmut sah und hörte, der seinige vergangen, er setzte sich neben Agathe aufs Bett, gab ihr das Kind in die Arme und redete ihr zu:

„Hör, nimms nicht so schwer mit dem Geld! Laß es gehen, wohin es will! Wenn kein Segen drin ist: was soll ich damit? Fort mit Schaden! Kurze Haar' sind gut bürsten! S' giebt noch genug Geld auf der Welt. Hats mein Vater verdienen können, werd ichs auch noch können! — Und die Schuld an Allem hab ich und Niemand Anders! Ich hab Dich beschwätzt und gezwungen zu Allem, was nicht recht war; ohne mich wärst Du nicht hier und hättst das Kind nicht. Ich weiß wohl, daß ichs verdient hab, wie's jetzt gekommen ist, und noch einmal thät ich's gewiß nicht! Aber 's ist jetzt, wie 's ist; wir können 's nicht ändern und müssen 's hinnehmen, wie 's der Herrgott will. Aber 's Kurasch' dürfen wir jetzt nicht verlieren; wenn Du krank bist, so muß halt der Doktor her, daß Du wieder zuweg kommst! Was soll denn aus dem Mariele werden!"

Aber vom Arzt wollte sie nichts wissen: so krank sei sie nicht; das Elend zehre nur an ihr und sie könnte nichts essen; auch die Luft sei vielleicht mit Schuld. Wenn sie erst wieder recht laufen könnte, so wollte sie beichten gehen: sie müsse immer an die Predigt denken, die vor zwei Jahren der Pater Ildefons für Frauen und Jungfrauen gehalten habe, als die Kapuzinermission im Dorf war; sie wollte, sie hätte früher daran gedacht.

Wasmer tröstete sie, wie er konnte, am meisten aber doch durch das unverlangte Versprechen, gleich morgen, da heute keine Zeit war, an die Frau schreiben, abbitten und Alles sagen zu wollen, damit sie sich von ihm scheiden ließe und er mit Agathen doch ehrlich könnte zusammengegeben werden. Es war ihnen Beiden, als würde damit die Hauptsünde gut gemacht sein.

Sie hatten noch überflüssig Zeit, um das Gepäck zu ordnen, auch Einiges einzukaufen, und lange vor der bestimmten Stunde fuhren sie, da Agathe den Weg nicht zu Fuß machen konnte, mit Sack und Pack an der Landungsstelle vor.

Wohl eine halbe Stunde lang schoß der kleine, unordentliche Dampfer, der sie aufgenommen, tiefer in die Riesenbucht hinein, erst zwischen den vor Anker liegenden Schiffen hindurch, dann über weite Fläche, manchmal an einer Insel vorbei, die immer noch nicht die erstrebte war. Wasmer aber kam kaum zum Aufschauen, da Agathe über Schmerzen im Leib und den Gliedern, über unerträgliche Hitze und Durst klagte und immerfort sich erbrechen zu müssen fürchtete. Das Boot wurde auf der Blumeninsel von einer großen Menschenschenschaar empfangen, die in ihrer, einer Gefangenschaft ähnlichen Abgeschlossenheit keine Abwechslung versäumten: alte Reisegefährten vom Orione, Italiener wie Deutsche, drängten sich mit freudig erstaunten Grüßen um das Paar, halfen gefällig das Gepäck abladen und unterbringen und geleiteten, nachdem der Sekretär die Liste und die Ankommenden verglichen, auch Jedem den Verköstigungsausweis gegeben hatte, hinauf zu der mächtigen Holzhalle.

Kaum waren sie hier wieder unter ihren alten Fahrtgenossen eingereiht, Agathe war wie gerädert auf dem niederen, mit einer Matte bedeckten Schragen zusammengesunken, da meldete sich das Kind. Die Milch in der Flasche war kalt. Wasmer fragte um Rat und wurde zur Küche geführt; aber das Kleine

Digitized by Google

schrie mit seiner kräftigen Stimme weiter, bis jene junge Italienerin, die auf der See stets neben Agathe gesessen und sich ihrer gemeinsamen Mutterpflicht gefreut hatte, herzutrat, sich, nachdem sie den Uebelstand erkannt hatte, den schreienden Säugling auf den freien Arm geben ließ und an die freie Brust legte. Lächelnd saß sie da wie die Fruchtbarkeit, wie die nährende Mutter Erde selbst, die umso schöner erblüht, je mehr ihrer Kinder sind, betrachtete das ungleiche Pärlein an ihrer Brust, das eine behaglich, das andere ungeduldig und ungestüm saugende, und nickte der andern Mutter freundlich zu, die schmerzhaft dalag, geschüttelt und stöhnend, keiner Eifersucht fähig war und ihr mit einem Blick dankte. Als dann Wasmer mit der gewärmten Flasche kam und sie überrascht hinhielt, schlang das braune Weib für einen Augenblick den rechten Arm um beide Kinder und bedeutete ihm mit der Linken, daß sie selbst die Milch trinken wolle, das Kleine aber bei ihr zu Gaste gehen könne. Er war ihr dankbar und dachte, es gäbe doch auch wieder einmal ein kleines Glück im Unglück.

Dieses aber ging seinen harten Schritt weiter. Agathe wand und warf sich auf ihrem Lager, nahm an nichts mehr teil, gab keiner Frage Antwort, griff oft zum Wasser und trank, als habe sie die Hölle im Leibe, stöhnte und wimmerte oder packte mit Angstgebärden Wasmers Arm, preßte ihn an sich und duckte schaudernd den Kopf. Plötzlich sprang sie mit einem Schrei vom Schragen, taumelte entsetzt zur Thür, ließ sich nicht zurückhalten, und wurde denn von Wasmer und einem Andern ins Freie geführt. Der Steirerfranz aber, der auch zugeschaut hatte, that in seiner Dummheit das Gescheuteste: im Glauben, die Frau sei nicht recht im Kopf und wolle überschnappen, und in der unheimlichen Angst des Unerfahrenen vor Verrückten, rannte er zum Arzt, der auch glücklicher Weise um den Weg war. Als dieser die Frau fand, hatte sie schwarzes Erbrechen, wand sich vor Schmerzen, und ihre Farbe war gelb; er ließ sie sogleich in die Krankenabteilung schaffen und schickte dann den Mann ohne Bescheid fort. Als kurz darauf alle Immigranten im großen Speisesaal bei Tische saßen, wurde eine bedeckte Krankenbahre aufs Dampfboot hinabgetragen und ins Gelbfieberspital übergeführt.

Der Sekretär gab später dem Wasmer auf seine Fragen keine andere Auskunft als: die Frau sei schwerkrank ins Hospital verbracht worden.

Zwölftes Kapitel.

Geduldig bemühte sich Wasmer um das Kind; die Italienerin ließ ihm freilich wenig mehr als das Umhertragen übrig, indem sie es nicht nur stillte, sondern auch wusch, mit Wäsche versorgte und auf italienische Art knapp und glatt wickelte, daß es kein Glied rühren konnte und wie ein absonderliches Fischwesen auf seinem Kissen oder im Arm des Vaters lag.

Ungeduldig aber und mit bangem Gewissen harrte er auf Nachricht über Agathens Befinden. Soviel er selbst dagegen einwenden mochte, er mußte sich doch immer wieder die Schuld an ihrer Krankheit vorwerfen, und wenn er diese und ihre Gefahr auch nicht kannte, so hatte ihn doch die rasche, ohne sein Vorwissen geschehene Entfernung und die Unmöglichkeit selbst nachzusehen, tief erschreckt, hatte ihn aber auch aufs Neue gedemütigt: war das nicht gerade, als ob er keine Rechte habe und zu Nichts zu gebrauchen sei?! Und dagegen aufbegehren konnte er nicht; denn er war hier in fremder Macht, in Unfreiheit, fast in Gefangenschaft. Alles, was er je über Vernachlässigung und schlechte Behandlung der Kranken in Hospitälern gehört und gelesen hatte, fiel ihm ein, und die Vorstellung, Agathe, ohne Kenntnis der Sprache und ohne

Digitized by Google

die thätige Sorge der Angehörigen, sei jeder Unbill ausgesetzt wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt, brannte ihm auf der Seele: ich will ihr ja Alles thun, will ihr die Händ unter die Füß legen, ich will ihr ja kein wüstes Wörtlein mehr sagen, wenn sie nur bald gesund wird und wieder kommt, damit man die Angst los wird! Und daß man auch bei Zeit fortkommt und nicht noch länger herumsitzen muß, als nötig ist! Herr Gott, ist das ein Kreuz und ein Elend! Aber mir soll's denken! mir soll's denken!

Die meiste Zeit stand er unten am Hafen herum, fragte, so oft er ihn sah, den Sekretär und bekam immer dieselbe vertröstende Antwort; er sah in der Ferne den kleinen Dienstdampfer auftauchen, verging vor Ungeduld, bis derselbe angelegt hatte, ein paar Herren ausgestiegen waren, und bis er wußte, daß für ihn keine Nachricht da sei; er sah ein Lastschiff angeschleppt und ausgeladen werden, sah Böte von allerhand schwarzen Krämern die Insel umkreisen und wieder verlassen, sah den Dienstdampfer wieder abfahren, und durfte nicht mit. Sein Blick irrte an der stolzen Bergreihe jenseits der großen Wasserfläche hin und her, auf und ab; an ihrem Fuße die fürchterliche Stadt erblickte er nicht, wo Agathe irgendwo sich auf dem Krankenlager wälzte, sich nach Teilnahme, nach ihrem Kinde, nach einem bekannten Gesichte sehnte. Sie wußte ja nicht, wie es gegangen war — vielleicht grollte sie ihm, verfluchte ihn für seine Gleichgiltigkeit!

So verging ihm langsam der lange Tag.

Erst als er nach der zweiten Mahlzeit gegen Abend noch einmal hinabgestiegen war und in trauriger Ergebung kopfschüttelnd übers Wasser blickte, ward er vom Sekretär in dessen Häuslein gerufen. Hastig und mit Herzklopfen folgte er.

„Können Sie schweigen?" fragte ihn dieser, ein sprachgewandter Holländer.

„Ja freilich! Was solls?" entgegnete Wasmer enttäuscht und fast unwillig erstaunt.

„Sehen Sie, Ihre Frau ist nämlich gestorben, in der Nacht schon, gegen Morgen, und zwar ist sie am gelben Fieber gestorben; das aber soll nicht bekannt werden unter den Immigranten, damit nicht Aufregung und Panik entsteht. Wir müssen also von Ihnen verlangen, daß Sie es Niemand sagen, ja, daß Sie nicht einmal drüber sprechen, wie sich die Krankheit gestern geäußert hat. Es ist schlimm genug, daß Sie uns die kranke Frau hier herüber gebracht haben; ich sah bei der Landung wohl, daß ihr nicht gut war, dachte aber, sie könnte das Fahren auf dem Wasser nicht vertragen; nun ist es aber so und muß eben verschwiegen werden. Reden ändert ja doch nichts. Sie können ja sagen, die Todesursache sei nicht gemeldet."

Wasmer hätte gerne geschrieen „Halts Maul!" als der Sekretär so geschäftsmäßig weiter redete; doch hatte er den Mut nicht. Er hörte die vielen Worte an und verstand sie nicht. Er horchte noch eine geraume Zeit, als Jener schon schwieg, und sah die Agathe still und blaß im Bett liegen, die Hände auf der Brust, aber nicht im Hospital, sondern in ihrem Elternhaus in dem Bett, wo er sie nach der Niederkunft gesehen, Pfarrer und Meßbub knieten vor ihr und ein Kirchenduft war im Zimmer, in der Ecke aber schrie das Kind nach der Mutter, wurde vergebens von der Großmutter gewiegt und geschüttelt und drohend angeblickt und schrie — — endlich sagte er:

„Tot — am gelben Fieber? — Ja — kann das der Herrgott wollen?! Herr du meines Lebens! ist das möglich?! — Tot?"

Der Sekretär, der dem Manne die Nachricht durch die sachliche Behandlung hatte erleichtern wollen, dachte, diese Fragen gingen ihn nichts an, und trat an das Fenster; er hatte schon Manches mit angesehen auf seinem selt-

Digitized by Google

samen Posten und sich mit der Zeit Neugier und unerbetene Teilnahme abgewöhnt, er wußte: das Meiste geht so schnell vorbei, wie es kam, das Menschenherz aber ist ein elastischer Muskel und nicht gerade auf das Zerbrechen eingerichtet.

Als Wasmer merkte, daß er allein dastände, fing er an, sich zu genieren, wollte gehen und fragte nur noch nach der Beerdigung, bekam aber zur Antwort, die Tote sei vermutlich schon bestattet; übrigens würde er aus Gesundheitsgründen doch nicht zum Begräbnis gehen dürfen. Nachdem ihm nochmals tiefste Verschwiegenheit ans Herz gelegt worden war, ging der arme Mann, und zwar ganz unbewußt, den kürzesten Weg die Staffeln hinauf zur Halle, suchte das Kind und war verwundert, es gesund schlafend zu finden. Er konnte Das alles noch nicht fassen. Ohne zu sprechen ging er weiter und lief lange Zeit ruhelos in den wald- und buschbestandenen Hügeln der Insel auf und ab, an Spaziergängern und lagernden Gruppen vorbei, aufgeregt und im Schuß wie ein Hund, der seinen Herrn sucht, blieb manchmal stehen und schaute die Leute mit großen, traurigen Augen an, als müßte er endlich seinen Helfer finden. So kam er auch an das Ufer hinab und sah den Sonnenuntergangshimmel seine ungeheure Glut über die schwarzen, zackigen Berge her in der gewaltigen Wasserfläche spiegeln: weit draußen zogen die schwarzen Schatten der Böote unirdisch durch die goldene Flut, der gleichmäßige, weiche Wellenschlag schwemmte abgerissene Goldflammenreihen vor seine Füße her, wo sie erloschen, und hinter ihm aus den Büschen der Insel herab tönte der melancholisch leiernde Gesang der Italiener. Er war müde, setzte sich und starrte fast bewußtlos in die Pracht hinaus. Als er nach einiger Zeit durch einen Schauer der Abendkühle aus seiner Versunkenheit geweckt wurde, war es völlig Nacht geworden, die Sterne spiegelten sich im schwarzen Wasser, und still war die dunkle Insel, während er schwer hinaufstieg, sich schlafen zu legen.

Aber am Morgen war wieder ein Tag, zu dem er erwachen mußte. Der Schlaf wich früh von ihm; er blieb liegen, schaute ins Gebälk des hohen Daches und suchte mit seinen Gedanken zurecht zu kommen.

Agathe war gestorben, das Kind war gesund — warum war es nicht umgekehrt? Er war allein mit dem Kinde — was nun? Solange sie auf der Reise beisammen blieben, konnte die Italienerin ja gut das Kind besorgen; aber dann? Wenn erst die Arbeit anging, konnte er sich nicht mit ihm abgeben; ein Weib dafür anzustellen, war aber gewiß sehr kostspielig, wenn er überhaupt eines bekam! Er wußte, daß in solchen Gegenden die Weiber rar sind. Was dann? Eine Bitterkeit über sein Geschick erfüllte ihn, etwas wie Groll gegen Agathe, die ihn in solcher Hilflosigkeit verlassen konnte, etwas wie Feindschaft gegen das Kind, das ihm nun zum schlimmsten Hemmnis wurde. Wahrhaftig ein Unglückskind! Vom ersten Atemzuge an hatte es ihm Enttäuschung, Spott und Schande gebracht! Es und nichts Anderes hatte ihn von Thorheit zu Thorheit getrieben, von Unglück zu Unglück, es war Schuld, daß Agathe nun drüben in der Grube lag, es hing jetzt auf seiner Schulter, wollte durchs Wasser getragen sein, wurde bei jedem Schritte schwerer und würde ihn gewiß hinunterdrücken in den Strom, in dem er ertrinken müßte! Wärs ein Bub gewesen, wie der Engelwirt wollte, Alles wäre schön und gut geworden! Aber nein, diese kleine Weibsperson, die er nicht gerufen und nicht gewollt hatte, die war gekommen, hatte ihn am Bändel, er mußte, wie sie wollte, es war, als ob der Teufel ihn ritte! Das Elend hat erst angefangen, es geht noch lange weiter, die Batzen sind noch nicht zu Ende; und wenn, dann erst recht immer weiter, wer weiß, wie! Der Fluch ist viel schwerer, als er sich vorgestern träumen ließ! Vorgestern erst — ? war es nicht schon eine Ewigkeit?! Ja, der Herrgott

Digitized by Google

droben ist nicht mit ein paar tausend Märklein zufrieden: Der will Herzblut und zwar auf dem langen, lebenslangen Weg durch den geschundenen Leib hindurch und endlich unter den Nägeln heraus!

Wenn er es weggäbe, das Kind —? Die Italiener würden es vielleicht nehmen, wenn er ihnen die tausend Mark böte! Bei ihnen wär es ja besser aufgehoben als bei ihm! — — Aber das wäre ja wieder Sünde und Schande! Und er wollte sich doch nicht mehr versündigen! wollte nicht mehr gegen die Schickung aufbegehren, nicht mehr gegen den Herrgott den Kopf aufsetzen wollen!

Er stöhnte schwer unter dieser Last. Wenn er nur das Richtige wüßte, wollen würde er es schon! Nur — sein eigenes Verderben konnte er doch nicht wollen!

Er sprang auf und blickte finster und feindlich nach diesem unheimlichen Kinde, trat hin und neigte sich mit krampfhafter Fassung über es: regungslos lag es da und schaute mit weitgeöffneten Augen ins Dach hinauf — gerade wie er eben noch in seinen schlimmen Gedanken! ein Grauen durchfuhr ihn, er warf unwillkürlich einen ängstlichen Blick hinauf — und nun schaute es ihn an. Ihm war, als habe er noch nie des Kindes Augen gesehen, und doch waren ihm diese weitgeöffneten, blauen Augen mit den langen, dunklen Strahlenwimpern so bekannt, woher nur? Er blickte in sie hinein, das Herz fing ihm zu zittern an, und nun sah er diese Augen aus einem guten, faltigen Gesicht vom Krankenlager zu ihm aufschauen, besorgt und tröstend, die doch selbst des Trostes bedurften; und nun sah er sie ihm mütterlich folgen und leuchten auf all seinen Knabenwegen; und noch einmal sah er sie glänzen aus dem Gesicht eines frühverstorbenen Schwesterleins, das fünf Jahr jünger war als er; und er sah das Kleine, das er hüten durfte, in seinen Armen auf der Staffel an der Sonne sitzen, den blau- und rotwollenen Hansel im Händlein schütteln, daß die Glöcklein klangen, und hörte es beglückt hinausjauchzen — — und nun fielen ihm ein paar Thränen aus den Augen auf die Wangen seines Kindes hinab, daß es erschreckt sein Gesichtlein verzog, als weinte es selbst. Er richtete sich rasch auf und blieb einige Augenblicke stehen. Die lauten Atemzüge der Schlafenden gingen ungesellig und eigensinnig durcheinander in der stillen, weiten Halle, wie unterdrücktes Kampfgestöhn seltsam geisterhafter Wesen — ihn aber zwang ein plötzlich aufquellendes Gefühl von hilflosen Verbannt- und Verlorensein wieder auf seine Pritsche, und nun schaute er wieder diese Augen von Mutter, Schwester und Kind, und heiße Scham und Reue über die Gedanken, denen er vorhin nachgegeben, brannte in ihm.

Als er sich dann nach Langem wieder leidlich gesammelt hatte, war er erfüllt davon, daß dieses Kind, sein Fleisch und Blut, in dieselbe Sonne heimverlange, unter der jene andern Augen sich des kurzen Lebens gefreut hatten, und daß er es heimbringen müßte, koste es, was es wolle, und wenn er nach Hause Spitzruten laufen und im „Engel" als Knecht dienen müßte!

Mit seiner gewohnten Eile, die schon so Manches übereilte, wäre der Engelwirt nun am liebsten zur Stunde nach der Stadt zurückgefahren; aber der Sekretär, zu dem er in seiner Ungeduld kurzer Hand sagte:

„Sie, ich fahr wieder heim. Wann geht denn das Boot?" schien den Fall von einer andern Seite anzusehen und antwortete:

„So so? — Will einmal mit dem Director reden, ob es zulässig ist. Da könnte Jeder kommen, sich ein paar Tage verpflegen lassen und wieder abziehen!"

„Ha, Kost und Logis zahl ich gern, Herr Sekretär!"

Dieser sah ihn eine Zeitlang wie zuwartend an, drehte sich dann achselzuckend ab und sprach das unentbehrlichste brasilianische Wort:

Digitized by Google

„Paciença! Geduld!"

Wasmer trollte sich davon und brummte:

„Eine schöne Gegend! Da hock ich jetzt wie der Teufel im Butterfaß! Alle Bonnöhr und allen Respekt!"

Er kam an einem Trupp Deutscher vorbei, die in einem Baumschatten saßen, mit grün und rot gestreiftem Einwickelseidepapier Cigaretten drehten und sich heftig über das beste Bier stritten. Es waren zum Teil weitgewanderte Burschen und sie ließen kein Bier zwischen Etsch und Belt ungepriesen und ungeschändet, sie schämten sich der nichtswürdigsten Vergleiche nicht, so etwa Einer das Lichtenhainer oder Kölsch oder Braunbier für ein ehrliches Getränk auszugeben wagte; sie qualmten hastig ihre rotgrünen Cigarettchen, ereiferten sich für ihr gedachtes Lieblingsbier, daß ihnen der Schweiß von den glühenden Stirnen und das Wasser aus den schreienden Mäulern troff, und — es war ein Jammer, daß nicht plötzlich eine Flasche des verabscheutesten Grätzerbieres unter sie vom Himmel herabfiel!

Der Engelwirt, der diese Leute noch nicht kannte, blieb grüßend stehen, und da sie, ihn neugierig musternd und schätzend, ihr erquickendes Thema unterbrachen, machte er seinem Unmut über den Sekretär und diese Zustände Luft und erzählte.

„Sie hätten", sagte Einer, „dem Sekretär fünf oder zehn Milreis in die Hand drücken sollen, dann wärs gegangen, — wie geschmiert."

„Aber!" rief Wasmer, „ich kann doch nicht so einem Herrn Geld anbieten!"

„O Sie Esel!" sagte der Andere mitleidigen Tons. „Hier zu Lande! Wenn da Einer zehn Milreis nicht annimmt, so heißt das nur, daß er erst für zwanzig zu haben ist! Wenn der Mann Sie fortläßt, ohne daß Sie zahlen, dann will ich alle Flöhe im Immigrantenhaus fangen! Uebrigens, Sie können mir glauben; ich war ein halbes Jahr drüben in Rio und kenne die Sorte."

„Ja —" der Engelwirt kratzte sich unterm Hut im Haar, „ich geniere mich aber doch."

„Genieren —?! — ist so überflüssig wie ein Kropf! Nebenbei ist es nicht so schlimm; denn der Sekretär und die Beamten hier kriegen außer ihrem Gehalt für jeden Immigranten, solange er hier ist, täglich einen kleinen Betrag, damit sie ein Interesse daran haben, uns durch gute Behandlung und Verpflegung zu halten, und wir nicht revoltieren oder ausbrechen. 'S ist Alles schon vorgekommen! Der Sekretär verliert also etwas, wenn Sie gehen, und er will nichts verlieren. Das ist doch klar! — Also — — hat Gott die Welt geliebt und der Pfaff seine Köchin! — was besinnen Sie sich noch lang! Los! — — Her! ich will Sie begleiten. Sie sagen ihm einfach: er hätte gewiß Mühe und Kosten mit Ihnen, er möchte es von dem Geld bestreiten, und legen einen Zehnmilreiszettel auf den Tisch."

So schien es dem Engelwirt eher anzugehen, und er machte sich mit dem gewitzigten Landsmanne auf den Weg. Bis vor die Thür ging es auch ganz gut; als er hier aber den Geldschein bereit machte, kamen wieder die Bedenken. Da klopfte der Begleiter kurz entschlossen an, öffnete, gab dem Zaudernden einen tüchtigen Stoß und schloß hinter ihm wieder die Thür. Wasmer schoß, den Schein in der Hand, bis in die Mitte der Stube, glotzte den erstaunt aufblickenden Sekretär angstvoll an, antworte auf dessen Frage, was sei, fassungslos:

„Nichts, Nichts!" drehte sich, lief, indem er die Banknote, als habe er sie stehlen wollen und sei ertappt, hinter sich warf, zur Thür hinaus und eilte,

Digitized by Google

ohne auf den außen Harrenden und Lachenden zu achten, weiter, bis er nicht mehr gesehen werden konnte. Der Sekretär aber hob in gelassener Heiterkeit das Geld auf, betrachtete es, steckte es befriedigt in die Tasche und ließ nach dem Vormittagsessen dem Wasmer, der sich nicht mehr zu zeigen wagte, vermelden, die Genehmigung sei schon erfolgt und alles Nähere auf dem Sekretariat zu erfahren, benahm sich auch, als der Gerufene endlich mit Herzklopfen erschien, als gänzlich vorurteilsloser Mann. Da noch der Totenschein für Agathen zu besorgen war, so konnte die Abfahrt erst auf den nächsten Morgen festgesetzt werden.

Der Engelwirt beschenkte die italienische Nährmutter reichlich aus dem Weißzeugvorrat, den er in Genua eingekauft hatte, und sie war so dankbar dafür, daß sie es sich nicht nehmen ließ, nachdem sie ihr eigenes Kind wie ein lebloses Bündel zu ihren Siebensachen auf den Boden gelegt hatte, den kleinen Gast noch selbst an das Dampfboot zu tragen. Als hier noch eine längere Verzögerung stattfand, gab sie ihm immer und immer wieder die Brust, freilich ohne Erfolg, da sie es gerade vor dem Aufbruch, den eigenen Bambino zurücksetzend, aus ihrer ganzen Fülle gestillt hatte.

Wasmer, seiner üblen Erfahrungen in Rio eingedenk, hatte jenen hilfreichen Landsmann gebeten, mit in die Stadt zu fahren und ihm auf den unbekannten Wegen zur Agentur und, wohin sonst nötig sei, als Führer zu dienen, was vom Sekretär auch freundlichst erlaubt wurde. Und Wasmer that gut hieran; denn nun geschahen die Erkundigungen und Gänge so rasch, daß er einen, gerade an diesem Nachmittag abfahrenden italienischen Schnelldampfer noch erreichen konnte, während er sonst noch acht Tage auf den nächsten hätte warten müssen.

Und seit sein Fuß den Boden der Stadt Rio wieder betreten hatte, wurde Alles mit solcher Ungeduld und dann mit notwendiger Eile beschleunigt, daß ihm erst, als er mit dem Kind im Arme auf der Bank des Ruderbootes saß, das ihn zum Dampfer hinausbringen sollte, und zu dem Landsmann am Ufer zurückgrüßte, — daß ihm nun erst wieder Agathe in den Sinn kam: er fuhr jäh in die Höhe, sank vom Schwanken des Fahrzeuges wieder zurück, stand ungeschickt balancierend wieder auf und schaute tief betroffen nach dem Strande. Dort stand immer noch der Landsmann und Begleiter, der von des Abfahrenden freigebigen Danke beschämt war, und konnte den Hut nicht genug schwenken. Von seinem Gewissen überrascht, mit vorwurfsvollen, schmerzlichen Augen aber starrte Wasmer nach der Stadt, hörte viele Stimmen sein Ohr umdrängen und heiß hineinzischen: Schuft! Lump! treuloser, undankbarer Hund! und wehrte sich nicht dagegen, hielt still und half selbst noch mit Vorwürfen, Schimpf und Fluch. Auf der Rückfahrt von der Blumeninsel hatte er sich noch vorgenommen, Agathes Grab aufzusuchen; nun war es zu spät, umzukehren hatte er nicht den Mut, aber es brannte ihm in's Herz, denn er war sich keines bösen oder leichtfertigen Willens bewußt. Krank und gestorben unter fremden Händen, begraben von fremden Händen in der Fremde unter einem Hügel, den nie an einem sonnigen Sontag nach der Kirche ein Junges oder Altes besuchen und schmücken wird, unter einem Erdhaufen ohne Kreuz und Blume, über den Jeder achtlos hinwegstolpert. Und das um seinetwillen, nein, durch seine Schuld!

Der Landungsplatz war hinter ankernden Schiffen verschwunden, und bald legte das Boot an der schwanken Falltreppe des Dampfers an. Dumpf und mechanisch stieg der Mann hinauf und besorgte sein Gepäck, von dem nicht mehr viel übrig war, da er alles Entbehrliche auf den Rat seines Führers in Rio gut losgeschlagen hatte. Teilnahmslos sah er die lustigen Schiffe, die Inseln, die hellleuchtenden Städte, die stolzen Berge mit den fremden Bäumen,

Digitized by Google

die flimmernde Bucht, die ganze, einst so hoffnungsfroh begrüßte Herrlichkeit vorübergleiten und zurückweichen, sah das Meer sich regen und wachsen und sich ausbreiten nach allen Seiten, und endlich die Nacht herabsinken auf dies ruhelose Wogen und Wälzen. Er horchte still und geduldig auf Alles, was aus seinem Herzen aufstieg, klagte und anklagte, und nun fühlte er zum ersten Male: was ihn aus der Heimat vertrieben und hier in der Fremde nicht Frieden gab, sei nicht blos Torheit, Leichtfertigkeit und Blindwütigkeit gewesen, sondern Frevel, Versündigung, Verschuldung! Und wie dies neue, schwere und nie geahnte Bewußtsein sich herrisch in ihm ausbreitete, alle Kammern mit seiner harten Stimme erfüllte, nicht zu stillen, nicht zu begütigen war, da wünschte er in seiner ungeduldigen, hastig zufahrenden Art, alsbald demütig vor einen Richter treten zu dürfen, der Schuld und Strafe abwöge und ihm das unerträgliche Bewußtsein der Schuld durch das der Sühne verdrängte; aber es war kein Richter da! Und er sagte sich auch bald, daß keiner für ihn dasein könnte — es sei denn, daß seine Frau ihn um Ehebruch anklagte, was sie sicherlich nicht thun würde.

Einen Richter freilich fühlte er doch! Dieser aber wollte ihn fast zu langsam und umständlich dünken, bis ihm der Spruch einfiel:

„Gottes Mühlen gehen langsam, aber mahlen fein!"

und ihn mit Grauen erfüllte. Er hatte ja dieses Richters Art schon gefühlt und erkannt und er wußte nun, die Hand desselben hielt, ohne nur die Finger zu schließen, fest, fester als der Magnet die Feilspäne. Und da ergab sich denn sein bußfertiges Herz darein, daß der Weg, den er jetzt zu gehen habe, der der Sühne sei und rauh, steil und lang genug werden könnte, ob nun seine Frau ihn aus dem Hause jagen, oder ihm erlauben würde, gut zu machen, was er ihr angethan.

Von Tag zu Tage mußte er mit denselben Gedanken verkehren, und sie wurden nicht leichter, wenn sie auch klarer und einfacher wurden; aber die einzige Unterbrechung darin, die Beschäftigung mit dem Kinde, das er allein besorgte und nicht aus den Händen gab, schuf einen innigen Frieden in ihm, dessen er sich nach und nach auch bewußt ward, den er nun mit freudigem Bedacht aufsuchte, und in dessen lenzhaft silbernem Sonnenschimmer die ersehnte Zukunft schon heimlich über die Vergangenheit aufzuwachsen begann.

Letztes Kapitel.

Und eines warmen Augustabends, sechzehn Tage nach der Abfahrt von Rio de Janeiro, stieg an derselben Station, von wo er vor sechs Wochen mit Agathen in die Welt gefahren war, der Engelwirt wieder aus dem Zug, als sich dieser nach geraumem Aufenthalt gerade wieder in Bewegung setzen wollte. Wer sonst ausgestiegen war, hatte sich schon entfernt, der Vorsteher trat ins Bureau zurück und der Wärter lief hinter dem abfahrenden Zug drein, um eine Weiche zu stellen. Wasmer ging, mit dem vollständig in ein Tuch gewickelten Kinde im Arm, am Hause vorbei nach der Landstraße, freute sich, daß durch sein geschicktes Zuwarten die Andern, zum Teil Bekannte, die ihn aber noch nicht gesehen hatten, weit vorausgekommen waren und das Spitzrutenlaufen also noch nicht beginne, atmete tief ein und schaute mit einem langen verwunderten Blick den Stand der Felder an, trat zum nächsten Chausseebaum, brach einen Apfel, biß hinein, sagte ihm Kauen:

„Ein Apfel!" und aß ihn, wiewohl er noch unreif und sauer war, ganz

Digitized by Google

hinab; dann ging er mit langem, stätem Bauernschritt seines Weges. Gleich darauf aber wandte er, Schritte hinter sich vernehmend, ein Wenig den Kopf, nahm rasch das Bündel mit dem Kinde wie ein Packet unter den Arm und mäßigte seinen Lauf.

„Sind Sies oder sind Sies nicht?" rief eine bekannte Stimme; „wahrhaftig der Engelwirt!" und der Pfarrer, der vom Stationshause kam, trat zu ihm. „Woher, woher, Engelwirt?"

„Grüß Gott, Herr Pfarrer! Weit, weit her!"

„Nun woher denn? darf mans nicht wissen?"

„Das schon, Herr Pfarrer! In Brasilien war ich — — geschwind."

„Das war der Müh wert, Engelwirt! Warum nicht gar im Mond?!"

„Ich hab das falsche Schiff erwischt. Uebrigens — im Ernst, Herr Pfarrer."

„Wirklich? Nun, das muß ich sagen —! Ja — und — — die Agath?"

„Die Agath — —" es wurde ihm sehr schwer zu antworten und er seufzte tief. „Herr Pfarrer, die hat sterben müssen am gelben Fieber; drei Tage waren wir drin."

„Was Sie sagen!" rief der Pfarrer, erstaunt stehen bleibend, „also doch!"

Der Engelwirt sah ihn fragend an, und Jener berichtete, vor über zwei Wochen sei im Städtlein davon geredet worden, daß die Agathe sich bei der Engelwirtin gemeldet habe und gewiß gestorben sei. Er habe darauf hin die Engelwirtin selbst befragt und Bestätigung erhalten: zwei Tage vorher, früh um fünf habe die Frau gerade, auf dem Bettrand sitzend, die Strümpfe angezogen, da seien nackte Schritte den Gang hergekommen, die Thür sei halb aufgegangen, nur mit dem Hemd bekleidet, mit wirrem Haar habe sich die Agathe hereingeschoben, sei auf die Knie gefallen und ein paar Schritt auf sie zugerutscht. Es sei der Frau noch durch den Kopf geschossen: wenn Die sich nur keinen Spreißen ins Knie jagt! sie habe aber gefragt:

„Ja, Agath, was fällt denn Dir ein? Wo kommst denn Du her?" Da habe Diese den Kopf gehoben, sie aus zerfallenen, braunem Gesicht erbärmlich und flehend angeschaut, gestöhnt und die Hände gerungen, aber nichts gesagt, und sei nicht aufgestanden. Die Engelwirtin habe sie aufstehen und reden heißen, sei dann, da Jene liegen blieb und seufzte und mit den Augen bettelte, voll Mitleid hingetreten, um sie aufzuheben, habe aber nur Luft gegriffen, wo sie doch Agathen sah, und sei davon so erschrocken, daß sie die Besinnung verlor. Als sie wieder zu sich kam, sei Alles weggewesen, auch habe Niemand sonst von Agathen gewußt. Er, der Pfarrer, habe es der Engelwirtin auszureden versucht; aber diese bestehe darauf, es sei keine Täuschung gewesen. „Es ist seltsam," schloß er, „man hört manchmal dergleichen und sträubt sich in seiner Ueberhebung doch immer, es zu glauben."

„Ja!" sagte der Engelwirt nachdenklich. „Gestorben ist sie an jenem Tag und früh morgens; und hart mag es ihr gewesen sein, so im Unrecht wegsterben zu müssen."

„So, Engelwirt? Ists Euch gekommen?"

„O wie ein Donnerwetter, Herr Pfarrer!"

„Das freut mich! Ich habe manchmal gedacht, es wäre doch Schade um Sie. So? haben Sie Ihre Nase jetzt recht tüchtig angerannt? So recht! Wissen Sie noch, was ich auf Sie eingeredet habe, dick und dünn? und wie Sie mir frech geantwortet haben: „Herr Pfarrer, halten Sie die Red' Ihrem Herrn Amtsbruder in Distelhausen! der hat sie nötiger als wie ich!" — Haben Sie jetzt gemerkt, Engelwirt, daß es für Sie ganz gleich ist, ob es ein

Digitized by Google

Anderer noch zehnmal schlimmer als Sie treibt? Gelt, es wäre manchmal doch gut, auf erfahrene Leute zu horchen, auch wenn sie Pfarrer sind?! — Was hab ich geredet!!"

Der Engelwirt nickte und sagte schließlich:

„'s will halt Alles seine Zeit. 's tagt halt nicht, wanns nicht will, und wenn Sie den Tag im Zwerchsack herumtragen!"

In diesem Augenblick schrie das Kind, das der Engelwirt ganz vergessen immer noch unterm Arm trug; es klang durch das Tuch wie aus einiger Entfernung. Der Pfarrer drehte sich um und sagte:

„Schreit da nicht ein Kind?" und da er den Engelwirt das Bündel auf den Arm nehmen und sein Kleines enthüllen sah, rief er:

„Ja, um Gotteswillen, Mensch, wie tragen Sie das denn?!"

Wasmer war in einer kleinen Versuchung, sich auszureden; doch während er sich besann, kam ihm die Scham, und er entgegnete rasch:

„Ich — — hab mich vorhin, wie Sie gekommen sind, geniert, am letzten Fleck! Vor einem Jahr wärs gescheuter gewesen! Und überm Reden hab ichs ganz vergessen. Es hat ihm aber nichts gemacht; es ist ganz fest gewickelt, italienisch, wie eingeschindelt." Unterdeß zog er aus dem Bündel auch eine Saugflasche, die er vor Verlassen des Zuges hineingesteckt und für die das Kind selbst als wärmender Ofen hatte dienen müssen, und gab dem Kleinen im Weiterschreiten zu trinken.

Die Sonne war längst hinunter, es war noch hell, aber nicht mehr weitsichtig wie am Tag, die Grillen lärmten rings, manchmal tönte ein kurzer Vogellaut und fern oben ein Lerchenlied, und als die Beiden nun in ihr Thal einbogen, drängte ihnen ein kühler, grasduftender Luftzug entgegen, den der Engelwirt begierig und aufgeregt einsog.

Freimütig erzählte er dem Pfarrer seine Erlebnisse und Erfahrungen. Dieser verzichtete darauf, zu reden, wo Gott durch das Leben selbst die Seelsorge in die Hand genommen habe, und sagte schließlich nur:

„Ja, wie man kegelt, so setzt man auf, Engelwirt!"

Dann berichtete er, wie damals Alles gelacht habe, als die Beiden so geheimnisvoll verschwanden, und einige Tage darauf der Geldmann wegen seiner sechstausend Mark im „Engel" vorsprach. Der Frau habe man nur an der Bläße angesehen, wie hart es ihr sei; gesprochen habe sie nicht. Erst als man den Flüchtling tüchtig durch die Zähne gezogen und ihr zur Scheidung geraten habe, sei sie aufgefahren und habe gesagt: ‚Mancher mache seine Streiche früh, Mancher spät, und ihr Mann gehöre, schien' es, zu diesen. Einstweilen habe sie noch ihren Glauben an ihn und Geduld genug, abzuwarten, ob ihm die Vernunft käme, oder ob sie wirklich eine blinde Kuh gewesen sei, als sie ihn nahm; bis dahin aber bilde sie sich immer noch ein, nicht zu den Dümmsten zu gehören. Ohne Fehl sei Keiner, sie selbst auch nicht, am wenigsten aber Die, welche das Maul so aufrissen; im andern Fall nämlich würden sie es halten, weil sie dann ja wüßten, wie schwer es sei, unsträflich zu leben! Uebrigens werde sie allein fertig, mit ihrer Wirtschaft, wie mit ihren Sorgen.' — Und so sei es auch! Seitdem sich nun Agathe verzeigt habe, sei sie fest davon überzeugt, daß ihr Mann nicht mehr lang ausbleiben werde.

Wasmer war tief beschämt sowohl durch die Ueberlegenheit wie durch den guten Glauben und die große Geduld seiner Frau, und nachdem er sich vor der Stadt vom Pfarrer getrennt hatte, um auf unauffälligerem Wege am alten Graben außen hin den „Engel" zu erreichen, mußte er einige Male still halten, so kleinmütig war er plötzlich wieder, so unwürdig erschien er sich, so wenig wußte er, wie er seiner Frau gegenübertreten sollte. Wahrhaftig! auf den Knieen

Digitized by Google

wie Agathe, als sie sich meldete, müßte er ihr entgegenrutschen, nicht anders! Und die Worte des verlorenen Sohnes fielen ihm ein. Ja! „siehe, ich bin Deiner nicht wert!“ wollte er sagen, „mache mich zum geringsten Deiner Knechte!“ Diese Worte thaten seinem Herzen wohl, er wiederholte sie einige Male und ging weiter.

Als er aber an sein väterliches Haus kam, wich seine Menschenscheu, und er konnte nicht anders als unverhohlen vorne zur Hauptthür hinein, mochte ihm begegnen, wer da wollte. Lauten Schrittes ging er am Wirtszimmer vorbei durch den Gang, laut die Treppe hinauf und ins Schlafzimmer, wo er seine Frau erwarten wollte. Es begegnete ihm Niemand.

Aber seine Frau hatte durch den Lärm der Gäste hindurch seinen Schritt gehört und erkannt, das Herz war ihr stillgestanden: sie blieb einige Augenblicke zitternd und kraftlos sitzen. Endlich erhob sie sich gefaßt, ging ruhig hinaus und denselben Weg wie er.

Er hatte, da nun tiefste Dämmerung war, das Licht angezündet und legte eben auf seinem Bette das Kind zurecht, als er sie hereintreten hörte; er fuhr herum, und die Beiden schauten einander einen Augenblick ungewiß an, dann wankte er hin, er konnte nicht anders, und fiel unbeholfen vor ihr nieder und sagte:

„Sieh — — — da bin ich jetzt wieder!“ blickte fast bang zu ihr auf und senkte rasch den Kopf.

Sie flüsterte dringend in qualvollem Ton:

„Nicht! Steh auf! Steh auf!“ und zog ihn am Arm empor: „Dummes Zeug!“

Sie standen nun hart vor einander da, Aug in Aug, sie sah die Spuren dieser Zeit in seinem Gesicht und fühlte seinen ernsten Blick, reichte ihm die Hand und sagte einfach:

„Grüß Gott!“ und hinterher ganz unbewußt:

„So so?“

Er preßte ihre Hand und stöhnte, als ginge ihm ein Berg über die Brust; sie erwiderte den Druck, trat dann zu dem Kind und sagte:

„Und da ist auch noch Was, das mich nötig hat! Da kann ich ja gleich anfassen.“

Und wie das Kindlein sie mit so wohlbekannten Augen groß anschaute, küßte sie es und nahm es ans Herz.

Ende.

Digitized by Google

Verwandelungen.

Von **Julius Hart.**

Alle Dinge in der Welt befinden sich in einem ewigen Fluß der Verwandelungen. Unaufhörlich wechseln die Erscheinungen und stehen in jedem Augenblick anders vor unserem Auge da.

Seit Jahrtausenden weiß es die Menschheit, und dennoch blieb diese Erkenntnis bis jetzt noch immer ein toter Besitz, der keine Zinsen trug, ein Samenkorn, das weder mit dem Licht noch mit der Erde in Berührung kam und sich nicht entfalten konnte. Unaufhörlich führt uns die Natur nichts als Verwandelungs-Erscheinungen vor die Augen, aber der menschliche Geist klammert sich an eine ganz andere Anschauung von den Dingen: gerade diese Vorstellung von der Verwandelung ward für ihn zum eigentlichen Inbegriff des Unglaublichen, Nichtwirklichen und Unmöglichen. Sie fällt für ihn zusammen mit dem Glauben an Märchen und an Zauberei. Und nur in dem Lande, das drüben liegt, verwandeln sich die Wesen, wohnen die Feen und Zauberer, die Prinzen zu Bären werden lassen. Wohl hat Heraklit schon gerade den Wechsel der Dinge als das eigentliche Weltprinzip erkannt, doch nennt ihn darum auch die Geschichte den großen „Dunklen", und er ward zum Unverständlichen für den Verstand von Jahrhunderten und Jahrtausenden, der eben eine ganz andere Richtung eingeschlagen hatte. Alle unsere alten Religionen, Philosophieen und Wissenschaften wußten mit dieser Erkenntnis nichts anzufangen und konnten sie in ihr Weltbild nicht hineinweben. Sie spielt in der christlichen Religion keine Rolle; die aus der Hand Gottes hervorgegangene Schöpfung ist im Augenblick ihres Entstehens auch eine durchaus fertige Schöpfung, eine ewig dieselbe Welt, und ihr Entwickelungsgang besteht nur in einer Scheidung von und in einer Wiedervereinigung mit Gott. Nicht die Welt, nicht der Mensch verwandeln sich, sondern nur ein Gott kann Staub in einen Menschen umgestalten. Aber dieser Gott steht auch jenseits und außerhalb der Natur und wohnt im Lande dort drüben, dem einzigen Lande, wo wir uns das Gesetz der Verwandelungen als herrschend vorstellen. Nur Christus, die Nichtnatur, kann Wunder verrichten, und macht Wasser zu Wein. Nur für einen einmaligen Akt, den Geburtsakt, gab man zu, daß ein Ding in ein anderes, Erde zu Mensch und faulendes Stroh zu Tieren umgeformt werden könne, aber dann war es auch etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das gewissermaßen in eine ganz andere, in diese Welt eintrat, die solche Zauberkünste nicht mehr besaß. Auch die europäische wissenschaftliche Weltanschauung hat seit den griechischen Zeiten die Dinge genau so angesehen, wie dieser religiöse Glaube es that, — als ewig dieselben, immer sich gleich bleibenden starren Naturgesetzen unterworfenen Erscheinungen.

Ein dogmatischer Mensch wuchs im Lichte dieser Welterkenntnis heran, und Dogmenglaube ist der große Gott unserer Kultur gewesen, und ist

Digitized by Google

es heute noch, trotz Kant und Schopenhauer, trotzt Darwin und Spencer. Ein despotisches „Du sollst!“ hat immer wieder nur ein anderes verdrängt, und der Glaube, daß es eine endgültige Wahrheit gebe, beherrscht alle unsere Rechte und Gesetze, Staat und Gesellschaft, unser ganzes materielles und geistiges Leben.

Gewisse mystische Lehren, in denen die Erkenntnis von der Verwandelung der Dinge eine bedeutsame Rolle spielt, konnten auf europäischen Boden doch nie festere Wurzeln fassen. Seelenwanderungsreligionen und Seelenwanderungsphilosophien sind von unserer eigenen Kultur immer wieder zurückgestoßen und ausgeschieden worden. Doch haben solche Vorstellungen schon frühzeitig den indischen Geist stark beherrscht und beeinflußt. Wenn aber die europäischen Weltanschauungen so gut wie ganz blind an diesen Erkenntnissen vorüber gingen, hat der Inder sie wohl in Betracht gezogen, doch nur um sich desto gewaltsamer von ihnen loszureißen, um sie mit erhöhter Kraft zu überwinden und zu vernichten. Allerdings erscheint ihm diese Welt unserer Sinne als die der ewig wechselnden Formen und der steten Verwandelungen. Aber darum ist sie auch eine Stätte des Leidens und der Qualen, der jammervollen Unruhe. In dem Verwandelungsprozeß erschaut er die eigentliche Urquelle des Bösen in der Welt. Und nur eine furchtbare Täuschung, der Majaschleier, umnebelt unsere Sinne, wenn wir diese Welt der ewigen Umgestaltungen für die wirkliche, die eigentliche und einzige Welt erachten. Hinter ihr steht erst die andere, die wesentliche und wahre Welt, wo es die Verwandelungen nicht mehr giebt. Dort im Lande des Nirwana werden wir frei von der Existenz in den Formen, und gehen ein in das Ewig Eine und Stets Dasselbe, in das Unveränderliche und in die unbewegte Ruhe. Mehr oder weniger rein steckt diese indische Weltanschauung aber auch in allen pantheistischen Glaubensbekenntnissen, und so auch in der Spinozistischen Philosophie: aus der Welt der wechselnden Erscheinungen retten wir uns hinüber in eine vollkommen andere Welt, die keinen Wechsel mehr kennt.

So hat sich die Menschheit seit Jahrtausenden hinweggesetzt über eine ganz einfache ursprüngliche Erkenntnis vom Wesen der Dinge, welche von allen Erkenntnissen die allgemeinste und sicherste ist. Obwohl sie jeden Augenblick die Erscheinungen sich umbilden sehen konnte, hielt sie doch die Fähigkeit der Verwandelung für eine Märchen- oder eine Traumkraft, mit welcher unser Verstand nicht weiter zu rechnen braucht, oder von der er sich losreißen muß, wenn er die Wahrheit erkennen will.

Bis tief in dieses Jahrhundert hinein hat unsere Naturwissenschaft der Metamorphosen-Lehre kaum einen Einfluß auf die Ausgestaltung ihres Weltbildes eingeräumt, und in den Tagen Albrecht von Hallers konnte man sich das Wachstum einer Pflanze nicht anders erklären, als daß im Samenkorn die ganze sich später entwickelnde Pflanze mit Stengel, Blätter, Knospen und Blüten schon vollkommen fertig eingeschlossen liege. Man leugnete die Umgestaltung der Dinge, und glaubte nur mit einer Ausgestaltung auskommen zu können. So sind aber alle bisherigen religiösen und philosophischen Welterklärungen bloße Aus- und Rückgestaltungslehren gewesen. Sie sahen damit etwas Richtiges, aber sie sahen das Richtige nur von einer Seite, nur halb und gebrochen, wie denn überhaupt keine alte Religion und Philosophie jemals falsch gesehen hat. Denn den alten Satz „Irren ist menschlich“ bekämpfe ich durch die Erkenntnis, daß Irren unmöglich, daß wir nie und nimmer etwas aussagen können, was nicht eine „Wahrheit“, ein Teil von Wahrheit wäre.

Digitized by Google

Unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung hat in unserem Jahrhundert die wundersamste und großartigste Umwälzung erfahren: Diese Revolution aber besteht in nichts anderem als in der festen Begründung der Verwandlungslehre, die bisher fast nur den Tummelplatz für trunkene Mystiker abgab, nun aber auch von dem nüchternsten Rationalisten nicht mehr geleugnet werden kann. So daß wir heute an einer Geisteswende stehen, da es uns wie Schleier von den Augen fallen muß: zwischen Mystik und Rationalismus giebt es keine trennenden Klüfte mehr, friedlich können sie nebeneinander weiden und sind eines Wesens geworden. Unsere Weltanschauung leugnet ihre Gegensätzlichkeit, überwindet Beider Einseitigkeiten und vereinigt sie zu einem höheren Glaubenswissen, in dem der eine wie der andere Geist weiterlebt.

Jene neuen großen Anschauungen, die wir uns von der Natur gebildet haben, die Lavoisier'sche von der Erhaltung des Stoffes, die Maier-Helmholtz'sche von der Erhaltung der Energie, die Darwin'sche von der Entwickelung, darin stimmen sie alle überein, daß sie nachdrücklich auf eine ewige und unaufhörliche Umgestaltung der Welterscheinungen hinweisen. Das „Gesetz" von der Verwandelung ist das eigentliche Substanzgesetz, das all die anderen in sich einschließt, das in jedem von ihnen sich offenbart und sie so in eine höhere Einheit zusammenbringt.

Weltanschauung: es ist nichts als ein wahrhaft lebendiger innerer Besitz der uns stets gegenwärtigen Bilder und Vorstellungen, unter denen wir die Natur erkannt haben. All das Neue jedoch und das Besondere, das ganz und gar umwälzende Wesen, das der europäische Kulturmensch in wenigen Jahrzehnten sich so plötzlich, so überraschend aneignen mußte, konnte er sich in diesen ersten Jahren des Lernens doch nur wie ein ABC-Schüler als ein trockenes und totes Wissen aneignen. Aber darauf kommt es an, daß es ihm zum Leben wird, daß es ihm in Fleisch und Blut übergeht. Daß es in seiner Phantasie feurig aufglüht. Aus der Gelehrtenstube drängt es heraus, um Glauben und That zu werden.

Vergegenwärtigen wir uns doch einmal klar und deutlich in Farben und Formen einige Bilder dieser neuen Wissenswelt, die doch wirklich noch eine sehr jugendliche ist und uns Erscheinungen vor Augen führt, deren Zusammenhang und Wesen zum Teil wohl von der alten Menschheit, von wenigen großen Genieen geahnt, aber doch nicht so reich und sicher, wie von uns geschaut worden sind. So daß sie auch nicht mit so klarem Bewußtsein in die alten Erkenntnis-Rechenexempel als entscheidende Faktoren eingestellt werden konnten.

Wenn ein Körper scheinbar vor unseren Augen verschwindet, so verwandelt er sich nur aus einer früheren in eine neue Form. Nie aber vergeht er, nie löst er sich in Nichts auf. Auch nicht das geringste Teilchen von ihm kann verschwinden. Das ist der Inhalt des Lavoisier'schen Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes. So verschwindet das Wasser, und etwas durchaus Anderes, Dampf oder Eis erscheint. Ein dreieiniges Wesen enthüllt sich da unserem Geist, das wir in drei Offenbarungen wahrnehmen: einmal als eine tropfbar flüssige, einmal als gasförmige und noch einmal als feste Erscheinung. Wenn sich Eisen mit dem Sauerstoff und Wasserstoff der Luft verbindet, so „verbrennen" in dieser Verbindung Eisen, Wasser- und Sauerstoff, und ein durchaus neues drittes entsteht, in welches sie sich verwandelt haben: Rost.

Nicht anders aber steht es mit der Kraft. Nie verschwindet eine Kraft, aber unaufhörlich verwandelt sie sich, Spannkraft, ruhende Kraft in

Digitized by Google

lebendige, in Bewegungskraft, mechanische Kräfte werden umgesetzt in chemische und elektrische, und umgekehrt. All die großen und gewaltigen Wunderwerke unserer Technik entstehen nur durch eine ewige Verwandelung der verschiedenen Naturkräfte in einander.

Die Entwickelungslehre überzeugt uns von einer fortwährenden Umbildung niederer Formen in höhere Formen und zweifelt nicht daran, daß durch Myriaden von Metamorphosen Urschlamm, daß ein einzelliges Lebewesen, daß ein Wurm und daß ein Amphioxus schließlich doch zu einem Menschen werden können. Sogar schon in unserer christlichen Schule lehrt man uns, daß wir uns mit Kant-Laplace das ganze Weltall früher einmal als in einem „gasförmigen" Zustande vorstellen müssen. Wenn nun aber nichts aus der Welt verschwinden, nichts hinzu kommen kann, so war offenbar alles, was sich heute in ihr befindet, — so waren Steine und Bäume, Tiere und Menschen, Du und Ich, die Venus von Milo und die Rafaelsche Madonna, — alles das war „Gas" und in diesem „Gase". Und die ganze Weltgeschichte wäre nichts anderes als eine Verwandelung des Weltwesens aus einer „Gasform" in ewig neue und andere Formen.

Wachstum ist Verwandelung. Das Samenkorn vermählt sich mit den Stoffen der Erde und dem Licht und wird zu Wurzel und Stengel, der Stengel zum Blatt, das Blatt zur Blüte, die Blüte zur Frucht. Wir Menschen wissen nicht, auf unseren künstlichen Wegen anorganische Substanzen in organische umzusetzen, aber die Pflanzen führen uns diesen Prozeß unablässig vor Augen. Ganz gewiß sind wir Menschen alle, wenige Monate bevor wir uns aus dem Mutterleibe losrangen, Zellengeschöpfe allereinfachster Art gewesen, niedrigste Organismen, verwandt den Bazillen, und die muntere Schwarzdrossel, die so wunderbar im hellen Morgen im Garten vor dem Fenster singt, — daß sie vor kurzen Fristen noch ein stummes Ei war, können wir nicht einen Augenblick lang in Frage ziehen. So aber stehen diese Dinge, welche wir Mensch und Vogel nennen, in unaufhörlich anderen Erscheinungen vor unserem Auge da, in Gestalten und Formen, von einander verschieden, wie nur irgend etwas in dieser Welt verschieden ist. Da fließt nicht das geringste Teilchen von Zeit vorüber, ohne daß sie sich nicht verwandelten. Diese unsere Person, dieses unser Ichwesen, welches wir als ein und ein einziges Wesen kennen, ist auch ein zeitliches Vielenheitsding: es zerfällt in Wahrheit wiederum in Myriaden von Individuen, die nacheinander auftauchen und verschwinden, unablässig aus einer Form in die andere übergehen, — und wir merken nur die allergrößten und entscheidensten Umformungen an, die großen Zeitepochen unserer Persönlichkeitsentwickelung in diesem Leben, wenn wir von der Verwandelung des Säuglings in ein Knäblein, des Knaben in einen Jüngling, des Jünglings in einen Mann, des Mannes in einen Greis reden.

Nie ruht dieser große und wunderbare Prozeß der Umgestaltung der Dinge. Und wir brauchen Wasser nur um einen Grad zu erwärmen, oder zu erkälten und dieses Wasser hat sich damit auch vollkommen verändert, es „reagiert" durchaus anders, es löst z. B. Zucker viel leichter oder schwerer auf. Das Wasser ist allerdings noch immer Wasser geblieben, aber wir können von zwei Wasserformen, zwei Individualzuständen, zwei Wasserindividuen reden, die sich in einander verwandelten. Das Wasser zerfällt denn doch ebenso gut in Individualitäten, wie der Mensch und die Menschheit auch, und mit einem lustigspielenden Vergleich könnten wir wohl Salzwasser und Süßwasser neben einander stellen, wie etwa indogermanische und mongolische Rasse. Sprechen wir aber das Wort Vergleich nur nicht

Digitized by Google

zu verächtlich aus. Unser ganzes menschliches Erkennen beruht ewig und immer auf einem Vergleichen der Dinge miteinander.

Verwandelung ist alles!

Und ergriffen von heiligen Schauern, erglühend von den heimlichen Feuern unserer Seele starren wir auf dieses Land der großen unendlichen Wunder hin, durch welches wir dahinschreiten, selber eine zauberische Wundererscheinung, die uns wie ein Phantom zwischen den Fingern zerrinnt, wenn wir sie greifen und halten wollen. Natur, gewaltigste aller Zauberkünstlerinnen, doch wir selber Natur, wir selber die großen Magier, die aus Staub lebendige Wesen schaffen, und nichts in dieser Welt, das nicht gleich uns alle Zauberkräfte besäße.

Gegen die Märchen der Wirklichkeit erscheint alles klein und gering, was wir mit scheinbar ausschweifenden Phantasien jemals ersonnen haben. Unmöglich nannten wir solche Gebilde unserer Einbildungskraft, aber hinter dieser Einbildungskraft stand immer die Natur als Mutter und Erzeugerin, und wir sahen nie etwas Unwahres, im Wesen Unwirkliches und Unmögliches.

Im Märchen lasen wir, wie sich Drachen in Jungfrauen verwandelten, und Märchen erzählt uns, wer uns etwa weis machen will, daß sich in eben dieser Stunde ein deutscher Reichstagsabgeordneter in einen Papagei, ein Börsenspekulant in eine diebische Elster verwandelt habe. Aber solche Umformungen wären biologisch — ganz abgesehen von den geringen geistigen Verschiedenheiten, — noch lange nicht so ungeheuer, so umwälzender Natur, wie die Verwandelungen, welche die Wirklichkeit uns fortwährend vorführt: z. B. die Umwandelung einer Zelle in einen Menschen.

Worin besteht denn nun für uns heute der Unterschied zwischen den Verwandelungen der Märchendichtung und denen der Wirklichkeit? Ein Unterschied, den der Geist vieler Naturvölker übrigens nicht zu machen weiß. Einzig und allein darin, daß wir jene niemals in der Außenwelt beobachtet haben, diese aber immer mit Sinnen und Verstand „draußen" verfolgen können. Als Wunder erscheint uns immer nur das, was wir nie erlebt haben, und dieses ständige Nichtsehen und Nichterleben wird uns zu einem Glaubenswissen, zur unumstößlichen Ueberzeugung, zur Vernunfterkenntnis, daß das Niegeschehene in der Welt, wie wir sie kennen, in unserer Bewußtseinswelt, nicht geschehen *kann*. Einzig und allein das reine Schauen, die ganze Summe unseres Bewußtseins, ist der ruhende Fels in der Flucht der Erscheinungen, ein ruhender Fels, trotzdem auch er ewig schwankt und in unaufhörlichen Verwandelungen sich verändert. All unser Wissen ist immer nur ein Glauben, und wie unser Wissen sich stets umgestaltet, so muß sich auch unser Glaube, so müssen sich unsere Religionen und Philosophieen und alle unsere Lebenszustände unabläßig umformen und umbilden.

Nicht, daß sich alle Dinge der Welt unausgesetzt verwandeln, ist ein Wunder. Kein Wunder ist's für uns, indem wir es immer und immer wieder sehen und beobachten. Nichts Merkwürdiges, was wir nicht alle wüßten, ereignet sich da, und wenn wir diese Welt als ein geheimnisvolles Land großer seltener Zaubereien bezeichnet haben, mit gleich gutem Recht können wir sie die Heimat ewig derselben alltäglich-nüchternen Vorgänge nennen.

Der Kulturmensch ist Jahrtausende lang bestimmte Wege des Denkens gegangen, so daß sich das Wort „Verwandelung" für ihn tief innerlich mit den Vorstellungen von einem Nichtwirklichen und Unmöglichen, von Wundern und Zaubererscheinungen verknüpfte. Hinter ihm schien eine mystische Welt

Digitized by Google

zu liegen, die zuletzt doch nichts anderes als ein wahnsinniges Traumland sein konnte. Die allgemeinste und gewöhnlichste Erscheinung, gerade sie hielt er für die ungewöhnlichste. Aber es sind nur gewisse Arten und Weisen der Verwandelung, die wir als nicht geschehen aus unserem augenblicklichen Weltbild ausschließen können, nie und nimmer aber die Verwandelung selbst.

Die Psychologie weist uns nach, daß wir gerade auf das am wenigsten merken, daß wir gerade das übersehen und geringschätzen, was uns am nächsten liegt, und uns das Bekannteste und Gewohnteste ist. „Das Leben, sagt Shelley, ist der Wunder größtes, über das wir uns nur darum nicht wundern, weil wir zu vertraut mit ihm sind." Zu wirklich — allzu wirklich sind die Verwandelungsvorgänge unseres Seins, und vor der unendlichen Fülle dieser Erscheinungen vergaß der menschliche Geist, vor allem ihr Wesen sich klar zu machen und in all die Tiefen hinabzusteigen, die der Begriff Verwandelung umschließt.

Alle Fortschritte des menschlichen Geisteslebens beruhen in der Ausbildung unseres Schauens, daß wir die Dinge, die wir zuerst nur allgemeiner, flüchtiger, inhaltsärmer und verschlossener, traumhafter erblicken, immer feiner, reicher und mannigfaltiger sich entfalten sehen. Und so hat auch die Menschheit der Vorjahrtausende die Verwandelungsvorgänge des Seins verschwommener, umrißloser und schattenhafter wahrgenommen, als wir. Das Meer und der Fels, Luft und Erde, Bäume und Tiere boten immer denselben Anblick, und nur in großen Zeit- und Raumabständen schienen wilde Katastrophen die Dinge dann und wann neuzuformen. Das Starre und Ewiggleiche der Bilder bestimmte unser Denken.

Zweimal aber hat sich in der Neuzeit unsere Anschauung von der Natur tiefgreifend umgestaltet. Das eine Mal in den Tagen des Kopernikus-Newtonischen Zeitalters, welches in die maßlos unendlichen Welträume hineinblickte und nur das Große, Ewige schaute, beherrscht von unabänderlichen Gesetzen. Das regungslose All, das starre Absolute, das in der Spinozistischen Philosophie hinter der Welt der Formen steht, füllte die ganze Vorstellung aus. Die uralte Weltanschauung, welche am wesentlichsten von der Vorstellung von der Gleichheit und Unwandelbarkeit der Erscheinungen beherrscht wurde, erhielt da noch einmal Gewicht und Nachdruck. Aber von neuem kamen große Tage naturwissenschaftlicher Entdeckungen, und diesmal blickten wir in die Welt des unendlich Kleinen hinab. Statt der Himmelskunde herrschte die Erforschung von den Lebewesen dieser winzigen Erde über alle anderen Wissenschaften, und der mit dem Fernrohr bewaffnete Astronom machte Platz dem Zoologen mit seinem Mikroskop. Da veränderte sich das Bild mit einem Schlage und schien ganz anders, ja von geradezu entgegengesetzter Art zu werden. Die Dinge sind nicht ewig gleich und unwandelbar, sondern unablässig vollziehen sich Veränderungen in den kleinsten Stoffteilchen, und nicht gewaltige Feuerausbrüche noch auch furchtbare Sturmwasser haben die Gebirge geformt, sondern in Millionen und aber Millionen von Jahren bildeten sich diese in unablässigen Umgestaltungen geringster Art.

Diese mikroskopische Weltanschauung aber ließ uns gerade die Verwandelungsvorgänge des Seins auf einmal so scharf und fein erblicken, wie keine Zeit es früher vermochte, und die dunklen verworrenen Ahnungen der Vormenschheit wurden plötzlich zu leuchtenden Gewißheiten. Ganz anders klang die neue Rede, und dennoch *widersprach sie nicht, sondern ergänzte nur jene Vorstellung von der Einheit und Gleichheit der Erscheinungen.* Wahr blieb diese, aber auch die Wahrheit muß sich ewig umformen und umgestalten.

Digitized by Google

Verwandelung! Wort voll unendlicher Tiefen!
Ein Sphinxauge schaut aus ihm hervor. Uralte Welträtsel bergen sich in ihm. Die Rätsel, — und vielleicht ihre Lösung?

II.

Von nichts als Verwandelungsvorgängen redet die Naturwissenschaft unserer Tage, und dennoch ist es nicht eigentlich der geheimnisvolle Anblick dieses steten rastlosen Verschwindens und Wiederkommens der Erscheinungen, in den sich der fragende Geist unserer Zeit vertieft hat. Wie blind hastete er trotzdem noch immer gerade an diesem Rätsel aller Rätsel vorüber. Wir sprechen von einem Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und von der Erhaltung der Kraft, wir reden von einer Entwickelungslehre: und diese bloßen Worte verraten schon, daß auch das Denken unserer Tage die alten Wege des Menschengeistes nicht verlassen hat, der vor allem das Beharrende und Ständig-Unveränderliche der Erscheinungen hervorhob und betonte, der immer nur eine bloße Ausentfaltung der Dinge sah. Die viel allgemeinere Erkenntnis von den Verwandelungen der Substanz und der Energie, von der Umformung der Organismen, die all diesen verschiedenen Gesetzen gemeinsam zu Grunde lag: sie schien viel belangloser, für unsere ganze Weltanschauung unfruchtbarer zu sein.

Kein Einsichtiger kann bezweifeln, daß sich die gewaltigsten geistigen Revolutionen dieses Jahrhunderts im Gebiete der Naturwissenschaft vollzogen haben. Aber als die Thatsachengeister, die Männer der Beobachtung und Erfahrung, die großen Realisten und Materialisten laut ihre Stimme erhoben, . . . da ward es stumm in jenen anderen Bezirken, wo die Ideologen wohnen, die ordnenden und die schöpferischen Geister, die Denker und die Dichter. Die Kunst und Philosophie und die Religion sahen ihre Tempel und Altäre leer.

Eine Fülle neuer Bilder that sich vor unseren Augen auf, — aber noch haben wir es nicht verstanden, die neuen Anschauungen zu neuen Ideen umzugestalten, Bausteine in Menge, aber keine Hand führte ein neues großes Gebäude aus ihnen auf.

Die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung unserer Tage ist eine merkwürdig haltlose und innerlich zerfahrene Vorstellungswelt. In ihren chaotischen Nebeln brennt ein nur mattes und trübes, halb ersticktes Philosophenlämpchen. Ein Altes und ein Neues geht da merkwürdig durcheinander. Diese Männer der reinen Erfahrungswissenschaft wußten wunderbar „exakt", aber außerordentlich schlecht „spekulativ" zu schauen. Ueberall, wo diese Naturwissenschaft als Philosophie sich aufthut, — sei es nun bei Büchner und Moleschott, — oder bei Haeckel und bei Spencer — oder bei Dubois-Reymond und bei Virchow, da wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel: wir erhalten eine große Fülle neuer unmittelbarer Bilder und Anschauungen, — aber die Spekulation zeigt sich noch ganz umstrickt und befangen von den alten philosophischen Begriffen und Ideen, die zuletzt aus ganz anderen Weltvorstellungen hervorgegangen sind. Die sinnliche Anschauung ist frei und revolutionär, — aber das Denken gebunden und konservativ. Diese Geister ahnen nicht, daß wenn man neue Erscheinungen aufstellt, man auch aus ihnen neue Begriffe und Ideen herleiten muß, um ein umfassendes Weltbild zu gewinnen. Sie aber wirren die neuen Bilder und die alten Begriffe durcheinander. Das große Gespenst des „Absoluten",

Digitized by Google

und des nie erkennbaren „Dinges an sich" steht starr wie in der Kant'schen, so auch in der Spencer'schen Philosophie noch immer aufgerichtet, obwohl Spencer die Waffen in der Hand hat, es ganz zu verjagen. Haeckel definiert die Worte „Ich" und „Individuum", wie der älteste Scholastiker, obwohl er mit am meisten die alten Definitionen aufgelöst hat. Seine philosophischen Begriffe widersprechen seinen naturwissenschaftlichen Beschreibungen. Die alten Aus- und Rückentfaltungslehren, welche den ganzen Weltgang so unsinnig erscheinen lassen, sind auch von dieser Naturwissenschaft nicht überwunden, und wir glauben mit Spencer noch immer an eine Entwickelung, die eigentlich gar keine Entwickelung ist, und an die große Katastrophe, wo alles wieder zu „Gas" wird, aus dem es einstmals hervorging. Denselben starren Zug trägt die Nietzsche'sche Metempsychosenlehre, die in Wahrheit eine Nichtverwandelungslehre ist.

Nein, die alte Weltanschauung lebt innerlich ungebrochen in all diesen „neuen Geistern" noch fort, — und da nimmt es kein Wunder, daß dann plötzlich von allen Seiten Rückwärts geblasen wurde, zurück zur alten Philosophie, zurück zum alten Glauben. Ignoramus! Ignoramus! hallt es von allen Türmen wehklagend herab. Wir sind arme Agnostiker. Warum sollen wir uns da nicht wieder zu Gott, zu Papst und Luther bekennen?

Aber nicht hinter uns, sondern vor uns liegen die Ziele.

Dennoch besteht die neue Welt!

Und neue Hände müssen vollenden, was jene begonnen haben. Mögen jene müden Seelen, die gewillt sind, ihr eigenes Werk zu zerstören, hinter uns zurückbleiben. Ihr Klagen verrät nur, daß die große Zeit der „Exakten" vorüber ist und daß die „Ideologen" wieder das Wort haben, die Denker und die Dichter, die Philosophen und die Religiösen, welche nun die neuen Bilder zu neuen Ideen umgestalten wollen. Eine neue Kunst und eine neue Philosopie! Da stürzt endgültig die alte Gottwelt in sich zusammen, und eine neue Religion zieht triumphierend über die Erde dahin.

Unablässig verwandeln sich die Dinge dieser Welt, und ewig neu, ewig anders stehen sie da.

Wer dieses weiß und in allen seinen Teilen durchschaut hat, der verläßt die Länder des alten Glaubens und tritt in ein neues Reich des Geistes hinein, wo wir ganz anders fühlen und denken, erkennen und schaffen, als in diesen langen Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte, die so dunkel und trüb waren, so voll von Blut und Trauer. Diese Erkenntnis bedeutet den letzten völligen Sieg über den Götzen Dogma, dessen steinernstarres Bild auch der Königsberger Hammer nicht zu zertrümmern vermochte, und die Ueberwindung aller jener „Wahrheits"-Religionen, und Philosophieen, die bisher allein und ausschließlich geherrscht haben. Der despotischen und fanatischen Religionen und Philosophieen, von denen Schopenhauer sagt, daß sie stets wie asiatische Sultane regieren wollten und die er geborene reißende Tiere nennt, und Wesen, aus der Saat von Drachenzähnen hervorgewachsen. Dieses Wort zerstört auch die letzten Schlupfwinkel, in denen sich der Gott, der ein Außengott war, immer noch verbarg, — die Spukhöhlen der Causalität, des „Dinges an sich" und des Ignorabimus. Es führt uns heraus aus dieser Wahnsinnswelt der unlösbaren Widersprüche und Gegensätze, heraus aus dem großen Irrenhaus, das vom ewigen Toben und Jammergeschrei einer sich selbst zerfleischenden Menschheit wiederhallte. Der Dogmen-Mensch stirbt, doch aus seiner Asche steigt der neue Mensch empor, der große Weltdichter, der Gott und Schöpfer seiner Erde, dessen höchstes Wesen ewiges Schaffen und Schauen ist. Aus

Digitized by Google

dem Lande der Religionen, wo jeder ein unterdrückter seufzender Sklave war, kommen wir in die Heimat der hohen Kunst, wo Jeder als Herr über Leben und Tod dahinschreitet. Den geheimnisvollen Becher ewig neuen Seins halten uns dort heilige Hände entgegen, den Becher ewig neuer Freuden und Entzückungen, den wir nie bis zum Grunde leeren und in dessen goldenen Fluten Myriaden von Welten schwimmen, dunkle Sterne, die sich uns feurig enthüllen, erst wenn wir sie schauen, wenn wir sie genießen.

Doch losreißen müssen wir uns aus den Banden altgewohnten, tiefeingewurzelten Sehens und Denkens.

Schroffe und wilde Gebirgshöhen erstiegen jene alten Idealisten, in starrer Eis- und Gletschereinsamkeit wohnten jene großen Einheitsgläubigen, die Bekenner eines absoluten Monismus, welche zum Welteinheitswesen nur hingelangen konnten, indem sie die Vielheitswelt vernichteten. Ihr Auge starrte in die nächtigen Räume schattenhafter Uebersinnlichkeiten, und sie verachteten die Bilder unserer Sinne. Doch der naive Realismus des Alltagsmenschen vermochte nie diesen wilden Metaphysikern in ihre dunklen Berge zu folgen, und verstand schlechthin niemals die idealistischen und illusionistischen Lehren, in denen das unfaßbare Ding an sich zum lebendigen und wesentlichen Gotte erhoben wurde.

Aber noch dunkler, noch wahnsinniger muß diesem Alltagsmenschen klingen, was ihm eine Verwandelungsphilosophie sagt. Noch rücksichtsloser stürzt diese seine gewohnten und überlieferten Vorstellungen, all die tausend Gebilde und Erscheinungen seiner dogmatischen und fanatischen Weltanschauung über den Haufen. Noch um eine Bergeszinne höher, in eine noch ewigere Gletscher-Einsamkeit steigt der menschliche Geist. Da aber fallen plötzlich alle Fesseln von ihm ab, und es schwindet, was uns schwer macht und allezeit niederzog. Flügel tragen uns auf einmal in freie selige Lüfte empor, und Schauen und Vernunft, die uns bisher beherrschten und unterjochten, sind zu Dienern und Engeln geworden, die unseren Geboten gehorchen, und uns im leichten Wolkenwagen über der Erde dahinziehen.

Unverständlich klingt dem naiven Geiste beim ersten Hören das Grundwort einer Verwandelungslehre, — und ist doch so klar, so schlicht und deutlich. Es läßt gerade dem naiven alltäglichen Realismus, den vergebens die Kritik eines Kant ad absurdum zu führen suchte, sein urmenschliches Recht, und leugnet doch auch nicht die Erkenntnis unserer großen Idealisten. Es schlichtet den jahrtausendalten Kampf zwischen den Materialisten und Spiritualisten und ist die feste und sichere Begründung einer Identitätsweltanschauung, welche die Wahrheiten aller alten Religionen und Philosophieen, die sich nie vereinigen konnten, in sich einschließt.

Ein und dasselbe Ding ist ewig und unablässig ein anderes.

Für unser gewohntes Denken giebt es keinen furchtbareren Widerspruch als diesen. Und Alles, was wir wahnsinnig zu nennen pflegen, liegt in dem kurzen Satze eingeschlossen.

Und dennoch! Dennoch! Mit Millionen und Abermillionen Stimmen ruft uns die Natur immer wieder dieses eine Wort zu, und wir waren nur taub und konnten es nicht verstehen. Aber wir müssen es in unser Gedächtnis eingraben und es uns zu Fleisch und Blut werden lassen. Dann wollen wir alle Erscheinungen des Lebens an unserem Auge vorüberziehen lassen, und das Licht dieser Erkenntnis darauf fallen lassen. Und das Wort wird uns zu einem Sesam werden, welches die festesten Felsenthore sprengt. Es löst die Verworrenheiten unseres menschlichen Denkens und Handelns, und

Digitized by Google

ist mehr als nur eine Quelle des Wissens, mehr als nur Erforschung, nein, auch religiöse Erhebung und Erlösung. Nicht nur Erkenntnis, sondern auch That.

Daß ein Ei zu einem Vogel, daß Wasser zu Eis und zu Dampf und umgekehrt wird, daß sich die Raupe in eine Puppe und die Puppe in einen Schmetterling verwandelt: ohne Frage weiß es die Menschheit seit Jahrtausenden. Und dennoch weiß es die Menschheit nicht.

Ein und dasselbe Wesen offenbart sich stets in vielfachen und ganz verschiedenen Formen. Die Raupe ist gewiß keine Puppe, die Puppe etwas durchaus Anderes, als der Schmetterling, — und dennoch ist die Raupe, Puppe und Schmetterling, — alles mit einem Male! Furchtbares Hin- und Widerreden, wilder Kampf und Zwiespalt der Worte. Kann es uns da Wunder nehmen, daß die Menschen seit Jahrtausenden wüst und wirr aufeinander einreden, und Niemand versteht den Anderen, Niemand weiß, was der Andere will, bis dann endlich die Messer gezückt werden, und die Gegner rasend auf einander losstürzen?

Der dunkle und blutige Schatten, der über den Tiefen unserer Bewußtseinswelt schwebt, er fällt auch über unsere Sprache und macht sie so finster und verworren. Tote, dumpfe und stumpfe Sprache! An dem großen Geheimnis des Seins ist sie vorüber gegangen, und all unser gegenseitiges Verstehen war immer nur ein Mißverstehn.

Wohl besitzen wir Wort und Name für einzelne Formzustände eines Dinges, aber vergebens ringen wir im Geist um einen Ausdruck, der uns das große Einheitswesen nennt, welches sich in so verschiedenen Gestalten offenbart. Unsere Sprache weiß nichts von solchen Worten, besitzt sie nicht, und diese Thatsache zeigt mit vollkommener Bestimmtheit, daß auch das Denken der Menschheit blind und achtlos an diesen innerlichen Zusammenhängen des Seins vorüberhastete. Wir können nur die Namen für die einzelnen Formen aneinanderreihen: „Ei-Raupe-Puppe-Schmetterling," und sie für *ein* Wort ansehen, wenn wir die Einheit dieser Dinge treffen wollen; nur indem wir in „wahnsinnigen Widersprüchen und Gegensätzen" reden, nur indem wir wissen, daß diese Erscheinungen ein und dasselbe, und nicht ein und dasselbe sind, begreifen wir die Wirklichkeiten der Natur.

Wer jedoch über das Verlangen nach einer solchen „neuen Sprache" glaubt spotten zu dürfen, der werfe nur einen Blick in die Lehrbücher der Chemie. Der wird sie dort bereits als Werkstattsprache ausgebildet finden; Buchstabenformeln und Wortungeheuer, aus Wurzelsilben zusammengesetzt. Denn kaum erkannte der menschliche Geist mit dem Aufblühen der Chemie klarer und deutlicher die ewige Metamorphose der Substanzen in einander, da erfand er sich auch eine neue Sprache, um gerade die Vieleinheit der Dinge bezeichnen zu können.

Aber die große Chemiesprache für unser Leben haben wir noch nicht gefunden.

Wir nennen ein Ding warm oder kalt, — aber dieses Ding ist stets warm *und* kalt, warm und kalt zu jeder Zeit und in jedem Augenblicke. Gut *und* böse, schön *und* häßlich. Nie das eine *oder* das andere. Sondern immer beides zugleich.

Und das ist die dunkle Tragödie der Menschheit, daß sie diese Einheit in der Verschiedenheit, die Verschiedenheit in der Einheit der Dinge nicht erkannte.

In Widersprüchen mußte sie reden, doch die Widersprüche waren ihr das Tolle, und ihr Beweis für Unwirklichkeit und Unwahrheit. Da

Digitized by Google

aber wurde ihr Leben toll und zerfahren, voller Kampf und Haß, die Welt eine Stätte des Wahnsinns, die Schöpfung eines verrückten Gottes, unlösbar das Rätsel unseres Daseins.

Doch wenn wir in Widersprüchen reden, und wissen, daß es keine Widersprüche sind, dann wird alles klar und licht, magisch lösen sich die Gegensätze selber auf und auseinander, und die Nebel verschwinden, und eine heitere Welt des Lachens und der Freude breitet sich vor unseren Augen aus.

Schlagt alle Eure Religionsbücher auf, merkt auf, wie gerade die großen Menschheitsführer geredet haben, die Männer, welche am tiefsten in die Geheimnisse unseres Seins eingedrungen sind. Eine wilde heimliche Lust an der Antithese kennzeichnet gerade die Genien-Sprache.

Ein und dasselbe Ding ist ewig ein anderes!

Bauen wir auf ihm unsere Theorie von der menschlichen Erkenntnis auf.

Zur vollen Gewißheit wird uns dann werden, was schon Heraklit erkannte: das ‚principium coincidentiae oppositorum,“ das Grundwissen von der Einheit und dem Zusammenfallen der Gegensätze, von der Widerspruchslosigkeit der Widersprüche, das auch in der neueren Philosophie, namentlich bei Schelling und Hegel seinen Platz fand, aber doch am sichersten, feinsten und tiefsten von Giordano Bruno durchschaut worden ist: „Wer die tiefsten Geheimnisse der Natur ergründen will, der sehe auf die Minima und Maxima am Entgegengesetzten und Widerstreitenden und fasse diese ins Auge. Es ist eine tiefe Magie, das Entgegengesetzte hervorlocken zu können, nachdem man den Punkt der Vereinigung gefunden hat.“

Doch nur in einer Verwandelungslehre findet dieses „mystische Wissen“ festen Halt und Boden. Wer aber seine Wahrheit erkannt hat, der fühle sich nur nicht allzusicher. Es ist ein schwanker und schlüpfriger Grund, auf dem wir doch immer wieder ausgleiten, wenn wir nicht den sichersten Fuß darauf setzen.

Auch denjenigen, welche unser „tiefstes Geheimnis der Natur“ ahnten und in heimlichen Nächten sich enthüllten, auch einem Heraklit, auch einem Hegel, einem Nietzsche, entschlüpfte der wunderbare leichte Gott Proteus doch zuletzt wieder aus den plumperen Finger und sein magisches Doppelspiel blieb dem verschlossenen Geiste unverstanden. Immer wieder packte der Dämon dieser alten Welt, der nur so halb, nur so einseitig, so fanatisch sehen und reden konnte, auch diese Erleuchteten und Wissenden.

Der Kampf soll der Vater aller Dinge sein und ewig wird der Streit der Gegensätze, — der „Kampf ums Dasein“ dauern?

Hört Ihr denn wirklich nicht das ironische Lachen des spielenden Gottes Proteus über so arme menschliche „Logik“.

Gewiß! Ewig wird dieser Streit sein! Nein, nein! Es giebt ja gar keinen Streit zwischen den Dingen!

Principium coincidentiae oppositorum! Wo stecken denn da die Gegensätze? Ich höre doch, daß sie überwunden sind, daß sie zusammenfallen. Und Ihr haltet sie gerade aufrecht!

In „Zungen“ müssen wir zu reden lernen, und als ein Phantom zerflattert Euer „Wille zur Macht“ und das Wort wird zur schellenlauten Phrase.

Die „beste Welt“ oder die „schlechteste Welt?“

Ach, immer nur schleppt Ihr euch an Krücken hin, — und sollt doch das All durchfliegen.

Digitized by Google

III.

Wir erkennen das Wesen der Welt als eine ewige Verwandelung aller Dinge in und miteinander, und sobald wir dieses ihr Wesen rein und deutlich durchschaut haben, lösen sich große Rätselfragen unseres Daseins, über welche die alte Menschheit so verzweiflungsvoll grübelte, ganz von selbst, und ein helles Morgenlicht leuchtet plötzlich in allen Lüften auf und versengt die Finsternisse und die Nebel einer langen Nacht.

Horchen wir auf die klagenden Stimmen der Hioblieder, die durch alle Jahrhunderte ertönen und auch in unserer Zeit wieder als Gesang vom großen unüberwindlichen Leiden der Welt unsere Seelen mit tiefem Grauen erfüllt haben. Suchen wir das Wesen des menschlichen Elends zu ergründen und gehen wir hinab diesen tiefen und dunklen Strom unserer Furcht und unserer Qualen, bis wir an die letzte trübe und traurige Quelle gelangen, aus der alle Not und Sorge hervorfließen, und in welcher alle unsere Thränen zusammenströmen.

Es ist der Glaube und das sichere und dumpfe Gefühl von einem furchtbaren Riß, der durch das Ganze geht, von einem Widerstreit der Dinge, welcher uns klein, ängstlich und verzagt macht. Jede menschliche Sorge geht zurück und wurzelt in diesem Bewußtsein von unüberwindlichen und unauflöslichen Gegensätzen, die das All zerreißen und einen wilden und wütenden Vernichtungskampf gegen einander führen.

Und nichts scheint sicherer und wahrer zu sein, als diese Vorstellung und Erkenntnis. Unser ganzes Denken und Fühlen wird von ihnen wie mit eisernen Gewalten beherrscht, und alle Religionen und Philosophieen, Wissen und Kunst handeln nur von diesen Widersprüchen unseres Seins; mit jedem Schritt stoßen wir auf sie in unserem weitesten öffentlichen und in unserem engsten Privatleben und wir können keinen Atemzug thun, ohne daß sie uns zum Bewußtsein kommen.

Uns ist es eine früheste und alltäglichste Gewohnheit, daß wir von „Gott" und „Welt" sprechen. Aber indem wir so sprechen, bauen wir auch schon den großen Gegensatz auf, reißen das Sein auseinander und scheiden es in zwei ganz verschiedene Gewalten und Reiche, die wir nun nicht mehr vereinigen können. Wenn aber der Glauben an die Unvereinbarkeit der Gegensätze die Quelle alles menschlichen Leidens ist, so muß jede Religion, die in dieser Weise zwischen Gott und Welt Unterschiede macht, als eine Verderberin und Vernichterin, als ein Uebel aller Uebel erscheinen, und sie von Grund aus zu zerstören, ist die größte Befreiungsthat der Menschheit . . .

So wie wir nun Gott und Welt von einander trennen, so erblicken wir in den Erscheinungen und Geschehnissen entweder etwas Gutes oder etwas Böses, etwas Hohes oder etwas Niedriges, ein Schönes oder ein Häßliches, und sind fest davon durchdrungen, daß das Eine das Andere aufhebt und ausschließt, daß etwas Gutes nie und nimmermehr etwas Böses sein kann. Ueber unseren Häuptern schauen wir in grauen Wolken das fahle Schwert eines Todes blinken, der ein geschworener Feind und Zerstörer des Lebens ist. Und wir vermögen uns nicht loszureißen von dem bitteren Gefühl, daß Tod und Leben nie zusammen und ineinander sein können, sondern stets gegeneinander sind. Wir trennen von einander Materie und Geist, Körper und Seele, und seit Jahrtausenden bekennt sich die Philosophie entweder zum Idealismus, der in dem Geist das Hohe und Himmlische, und in der Materie das Niedere und Irdische erblickt, oder zum Materialismus, der die Seele auf dem Altar der Substanz abschlachtet.

Digitized by Google

Wir stellen die Natur dem Menschen entgegen und glauben, daß das Ich etwas ganz anderes sei, als die Welt, die sich außerhalb unseres Ichs befindet. Wir streiten uns, ob der Egoismus oder der Altruismus die wahre Sittlichkeit bedeutet und bekämpfen entweder als Egoisten den Altruismus oder als Altruisten den Egoismus mit Zorn Feuer und Schwert. Der Sozialismus schließt, wie wir sagen, den Individualismus aus, und als Individualisten sehen wir in dem Sozialismus den Feind der menschlichen Bildung und einer fortschreitenden Entwicklung. Wir nennen unser Handeln entweder ein notwendiges oder freies, und es ist für uns ganz undenkbar, daß ein freier Wille zugleich ein gebundener und gezwungener Wille sein könne.

Nein, das unterliegt keinem Zweifel: wohin wir auch unser Auge richten, in die allernächste Nähe, oder in die fernsten Weiten unseres Daseins, überall klafft die Welt auseinander, schauerliche dunkle Abgründe thuen sich vor uns auf, und schwindelnd starren wir in das Bodenlose hinab und suchen vergebens nach einem festen Grund, auf dem wir stehen können.

Und wenn ein armer alltäglicher und blinder realpolitischer Geist glaubt alle solche Fragen von sich abschütteln zu können und die aschgrauen Theoretiker verspottet, die mit dem Nachdenken über solche leeren Spitzfindigkeiten den Tag müßig verbringen, — nun, Du guter Maulwurf, es handelt sich bei diesen leeren Spitzfindigkeiten immer nur um die Notdürfte, auch um die geringsten Notdürfte Deines Lebens, um das Glas Wasser, das Du trinkst, um das Stück Brot, das Du gewiß nicht so überflüssig für Dich hältst. Dir dünkt ein gutes Beefsteak mit Bratkartoffeln weit besser und nötiger zu sein, als alle Religionen und Philosophieen der Welt. Aber was verlangt Dich denn so sehr nach Brot und Beefsteak, nach einem Hausdiener- oder Regierungsratposten, nach einem neuen Hut und nach einem Hundertmarkschein? Du lächelst: Doch um des lieben Lebens willen! Ja, scheint Dir das Leben denn so notwendig zu sein? Aber Du stirbst! Ich brauche nur das Wort Tod zu sagen und ein unangenehmes Empfinden läßt Dich zusammenzucken. Du fürchtest das Gespenst dieses Sterbens! Sieh, und da bist Du schon in die Fallstricke meiner Gegensätze gefallen, da liegst Du armes, zappelndes Wild gefangen und blickst Dich hilfeflehend um nach der Weisheit von Religion und Philosophie, daß sie Dich mit ihren leeren Spitzfindigkeiten aus dem furchtbaren Netz lösen und befreien.

Alles Erkenntnisringen der Menschheit war immer nur ein Kampf um die Ueberwindung dieser Widersprüche und Zwiespälte des Seins. Ihr finsterer Schatten fällt über unser Leben dahin und hüllt uns in Dunkel und in Nacht und macht alles, was wir thun und handeln, was wir glauben und fühlen, was wir wissen, denken und dichten, so verworren und traurig. Und alle, welche diesen großen Schmerz, dieses unendliche Leiden der Welt in seinem tiefsten finsteren Wesen mitleidend empfunden haben, suchten nichts anderes mehr, als diesen Schleier zu zerreißen, der alles schwarz macht und stumm.

Und jede große Religion und Philosophie hat denn auch immer wieder den einzig richtigen Weg erkannt, der aus der Wirrnis herausführt und zu den Bergeshöhen des reinen Schauens emporleitet.

Eine Welt*einheits*anschauung ist es, die wir suchen müssen. Alle Erlösung liegt in ihr und sie ist das große Licht, welches die finsteren Nächte von unserer Seele scheucht, und der Tag der Welt, an dem wir befreit aufatmen von den schrecklichen Träumen, die uns in der Dunkelheit heimgesucht haben. Um diese Erkenntnis der Einheit der Dinge hat bis jetzt

Digitized by Google

noch jede Religion und Philosophie gerungen; nach ihr trachtete der Buddha, als er die Burg der Väter, Weib und Kind, und alle Schätze verließ, und der Christus, da er in der Wüste mit dem Versucher stritt. Daß sie das eine einzige, widerspruchslose Wesen der Welt erkannten, dessen rühmen sich all die einsamen Denker der Philosophenstuben, und darin lag ihre Heiterkeit und Ruhe und ihre selige Weisheit. Das Eine und Alles, welches in den Erscheinungen stets gleich ist, haben uns die großen Führer der Menschheit immer wieder verkündigen wollen, — und sie wußten wohl, was diese Erkenntnis bedeutet. Denn jeder weiß, daß das Leiden und die Qual die grauen Gespenster unseres Daseins sind, aber der Alltagsmensch mit seinem engen, beschränkten und zerrissenen Sehen weiß auch immer nur von einem einzelnen Leiden, dem er entrinnen möchte. Vor dem Hunger zittert er, vor der Entbehrung, vor dem Verlust seiner Stellung, vor einem Feinde, vor einer Krankheit, vor dem Tode. Wenn er sich als armer Teufel schindet und plagt, dann denkt er durch zehntausend Mark glücklich zu werden, liegt er auf dem Krankenbett, so träumt er nur von der Gesundheit als der großen Erlöserin. Aber hat er sich dann Reichtümer erworben, und die Gesundheit wiedergewonnen: so ist doch nichts besser geworden, seine Sorge und Furcht nicht vermindert. Schon steigt ein neues Leiden herauf, denn in Millionen wechselnden Gestalten wandelt dieses über unsere Erde dahin. Und was hilft es, gegen *einen* Feind sich wappnen und ihn vernichten, wenn ihrer hunderttausend andrängen, und jeder Vernichtete lebt in neuer Gestalt wieder auf.

Der Mensch aber, der auf den Höhen steht, blickt weit und überschaut alle Zusammenhänge. Nicht von einem einzelnen Leiden nur, sondern von allem Leiden will er uns befreien, von allen Wunden und Krankheiten, von der Erniedrigung und von der Schmach, von der Armut und der Entbehrung, von der Trennung und dem Tode, und er erkannte, daß die Welt leidet, weil sie in lauter Widerspälte zerrissen ist und auseinanderfällt in das Gute und in das Böse.

Und um eine Einheitsanschauung muß er darum ringen, und weiß in ihr die letzte große Freiheit und Erlösung; denn das Wort ist ja doch nur ein anderes Wort, und bedeutet nichts als Auflösung und Vernichtung aller dieser Gegensätze des Daseins. Eins soll werden, was sich getrennt gegenübersteht und von einander abschließt.

Erkenne, daß Ich Du selber bin und daß Du wiederum nichts Anderes bist als Ich!

Die Weisheit des altindischen Pantheismus hat so schon vor Jahrtausenden geredet und sie ist heute noch so jung und neu, wie damals und eine unverwelkte Blüte. Und wahrlich, wer diese Weisheit ganz zu seinem Eigentum gemacht hat, für den verschwand die Welt der Zweiheit und der Gegensätze, die vollkommene Einheit stieg empor, und wie Meister Eckhard verkündet er jubelnd, daß er das Absolute schauen durfte. Horchen wir aber weiter auf das, was der Buddha redete und was die edelsten und tiefsten Geister immer wieder als die eigentliche Lösung des Weltmysteriums uns verkündigt haben.

Wenn die Erkenntnis von der Einheit der Dinge die letzte und lauterste Wahrheit ist, wenn das in uns zum vollen Leben erwachte Alleins-Bewußtsein die selige Weisheit, die Erlösung für alle Menschheit bedeutet, dann ist der Glaube an die Vielheit der Erscheinungen die Quelle aller unserer Leiden. So lange wir in ihm verstrickt liegen, sind wir eine Beute der Angst und leben in Finsternis und Wahnsinn.

Digitized by Google

Nicht wahr, nichts ist einleuchtender als diese Lehre? Es giebt keine bessere „Logik“! Wir zogen aus, um die Gegensätze zu überwinden, die sich in unserem Dasein bei jedem Schritt weit vor uns aufthun. Wenn ich aber von Gegensätzen rede, so setzt das natürlich die Existenz von zum mindesten zwei Dingen voraus, und in diesem Bewußtsein von der Zweiheit und Vielheit der Erscheinungen wurzelt daraus das Bewußtsein von den Gegensätzen des Daseins.

Nun ist diese Erkenntnis von der Vielheit der Dinge die natürliche, die jeder besitzt, die jedem von uns angeboren ist. Unter der Welt der Vielheiten verstehe ich eben nichts anderes, als diese wirklichste der wirklichen Welten, die Welt unserer Sinne, von der jeder Mensch weiß, daß sie eine unendliche Fülle verschiedener Wesen und Erscheinungen umfaßt: Sonnen und Sterne, Wasser und Luft, Meere und Gebirge, Steine, Pflanzen und Tiere, Neger und Hottentotten, Russen und Engländer, Franzosen und Deutsche.

Diese Vielheit macht das Wesen der Gegensätze aus und schließt damit all unser Leiden in sich ein. Und es braucht eigentlich nicht viel Nachdenkens, um die große und allgemeine Wahrheit dieser Lehre vom Leiden der Welt zu durchschauen und zu verstehen. Sie behält immer und ewig Recht, wenn wir dem, was uns quält und Furcht bereitet, in seinen Tiefen nachspüren.

Wenn ein Heuschreckenschwarm über ein Getreidefeld stürzt, so erhebt der arme Fellah ein lautes Jammern und Wehklagen, wenn ein Bazillenschwarm im Blute eines armen Menschleins sich eingenistet hat, dann erkrankt dieser, siecht hin und stirbt. Die Heuschrecken und Bazillen sind eben ganz andere Geschöpfe als der Mensch, und ihre Interessen durchaus verschieden von den seinigen. Und wie Mensch und Heuschrecke, genau so und noch zorniger und ergrimmter steht der Mensch dem Menschen gegenüber, weil jeder „ein Anderer“ ist, und weil jeder von dem Anderen sich getrennt und verschieden weiß. Nur wenn ich die Vielheit der Dinge überwunden habe, so habe ich auch die Lebensangst zerstört, welche eben nie etwas anderes ist, als eine Furcht vor „dem Anderen“ und vor „den Anderen“. Zur Einheit kann die Seele nur gelangen, wenn sie das Bewußtsein von der Vielheit ganz in sich ausgelöscht hat. Diese Vielheit der Erscheinungen ist das Leid aller Leiden, das Böse und das Dunkle, die Pein und Trauer unseres Daseins. In dem Individualismus, wie wir heute sagen würden, weiß jeder Pantheismus den letzten Antichristus, und nur wenn er, ein hingestreckter Leichnam, zu unseren Füßen liegt, dann schreiten wir als Sieger durch die Thore des neuen Jerusalems.

Die Einheit ist das wahre Wesen und Sein der Dinge, die Vielheit aber der große Trug unserer Sinne, der lügnerische Schleier der Maja, von dem die Welt umwoben daliegt, der finstere Nebel, in dem wir dahinschwanken, die gleißende Sansarawelt, die Welt des Traumes und des Scheines. Und nur, wer aus diesem Traum erwacht ist, wer vom Scheine sich zu befreien vermochte, wer das Gewisseste, an das wir alle glauben, als den eigentlichen Lug des Lebens erkannt und das Bewußtsein von der Vielheit der Existenzen ganz und gar in sich ausgelöscht hat, — der tritt in eine ganz neue Welt, in das Nirwana ein, die Welt der großen Ruhe, in der Alles als Eines vor uns ausgebreitet liegt und wo es keine Gegensätze mehr giebt.

So lehrte und verkündigte der Buddha! Aber nicht Er allein! Durch alle Religionen leuchtet diese Erkenntnis als das ewige Licht und Feuer,

Digitized by Google

und im Kern und Wesen ist sie nichts anderes als auch die Liebes- und Erlösungsbotschaft des Christentums! Die einzige wahre und wirkliche Erlösungslehre, das vollkommenste Wissen, die tiefste aller Philosophieen, die höchste Weisheit und Religion, zu der sich der Menschengeist bisher überhaupt aufzuschwingen wußte.

Und dennoch waren wir nur arme betrogene Thoren.

Und dennoch fällt auch diese tiefste Weisheit und Erkenntnis leer und hohl in sich zusammen.

Von dem großen Mysterium der Welt haben auch diese scharfsinnigsten Geister, haben auch ein Buddha und ein Christus den Schleier nicht zu lösen vermocht.

Die alte Sphinx lachte nur verstohlen der armen Narren, die sie mit dunklen Rätselsprüchen umstrickend, im Nebel hin und herführte, bald hierin und bald dorthin. Und als diese dann endlich am Ende des Weges zu sein glaubten, da standen sie genau an eben demselben Platz und Ort, von dem sie ihren Ausgang genommen hatten. In Wahrheit sind sie nicht um einen Schritt weiter gekommen.

IV.

In jeder bisherigen pantheistischen und monistischen Weltanschauung blieben stets mehr oder weniger versteckt die Widersprüche und Gegensätze, die man gerade überwinden wollte, unaufgelöst zurück.

Immer wieder stehen sich zwei Welten schroff und feindlich gegenüber und vergebens hat sich der menschliche Geist bemüht, eine Einheit aus ihnen herzustellen. Die Kluft blieb unüberbrückt.

Ob ich nun Gott und Welt, oder Gut und Böse, oder Notwendigkeit und Freiheit, oder Individualismus und Sozialismus gegenüberstelle — oder ob ich den letzten Gegensatz der Dinge in dem Widerspruch zwischen Einheit und Vielheit erkenne: das bleibt sich durchaus und vollkommen gleich. Das sind immer nur verschiedene Worte für ein und dieselbe Sache.

Wenn ich mit Buddha und mit Spinoza die Einheit als das Höhere, als das Vollkommene und Reine, als das eigentliche göttliche Wesen ansehe, zu dem wir uns emporschwingen müssen, und die Welt der Vielheiten die niedrige Welt nenne, die der Trübheit und der Trauer, aus der wir uns zu befreien suchen, so baut sich da doch wieder der Gegensatz auf, der gerade vernichtet werden sollte. Mit höchstem Scharfsinn haben diese Geister die Widersprüche des Daseins auf die allereinfachste und allgemeinste Formel zurückgebracht, — aber als es nun den letzten Schritt zu thun galt, den Schritt durch das Thor, — hinein in das Land der Erlösung, wo die Gegensätze überwunden zu unseren Füßen liegen, da schloß sich das Thor rasselnd zu, und wir blieben im Widerspruch stecken, wir stürzten hinab in den Abgrund, der zwischen dem Einen und dem Vielen klafft. Das heimliche spöttische Lachen der Sphinx klingt triumphierend in den Lüften. Von Gegensätzen kann ich nur reden, wenn ich viele, zum mindesten zwei Dinge im Geiste nebeneinanderstelle. Vernichte ich das Vielheitsbewußtsein in mir, so existieren auch keine Gegensätze mehr. Nur ein Einziges besteht noch. Das ist ein logischer Schluß, der für unsere menschliche Vernunft unwiderleglich erschien, und an den sich auch die tiefsten Denker, an dem sich Pantheismus und Monotheismus stets genügen ließen.

Und dennoch — dennoch steckt in ihm gerade der ungeheure

Digitized by Google

Irrtum, der uns Jahrtausende lang umfangen hielt und der gerade das seltsame und tolle Mysterium des Sphinxrätsels ausmacht, das uns ewig genarrt hat, und welches eben nur durch eine Verwandlungslehre aufgelöst werden kann.

Ueber alle alte Logik hinweg schreitet unsere Vernunft in ein neues Reich der Erkenntnis.

Nein, wenn ich das Vielheitsbewußtsein in mir auslösche, so bleibt nicht ein Einheitsbewußtsein zurück. Es steht nicht unversehrt und in seiner ganzen Reinheit da, sobald jenes verschwunden ist. Sondern zugleich mit und in ihm ist es hinabgesunken in das Nichts, und im Leeren verkommen. Alles ist in unserem Geiste erloschen, Vielheit sowohl wie Einheit, denn nur durch die Vielheit weiß ich von einer Einheit und umgekehrt.

Denn verschwänden sie nicht zugleich und in demselben Augenblicke, so sind es eben ganz verschiedene andere Dinge. Erst damit erscheinen sie als zwei Wesen, die im Gegensatze zu einander stehn, und von denen das Eine ruhig fortleben kann, während das Andere dem Tode verfiel. Und so hat auch die menschliche Vernunft bisher stets geglaubt und angenommen. Einheit und Vielheit sind zwei mit einander ganz unvereinbare Dinge. Eine Einheit kann nicht eine Zweiheit sein.

Indem sie aber so redete, konnte sie jedoch nie die Gegensätze und Widersprüche aus der Welt bringen. Eben vernichtet, standen sie wieder in ihrer furchtbaren Größe auf. Das Eine Einzige und Absolute, das man gefunden glaubte, war nur eine leere Einbildung. In Wahrheit konnte die Einheitswelt des Nirwana durchaus nicht die Welt der Vielheiten, das Sansara vernichten, weil der Geist ganz eingeschnürt lag in der Vorstellung, daß sie nicht identisch, sondern verschiedene und andere Welten, Gegensatzwelten waren.

Bildeten sie in Wahrheit ein Einziges, so konnte die Eine nicht übrig bleiben, während die andere verging, — sondern beide löschten zugleich aus. Stand aber die Einheit der Vielheit gegenüber, so konnte auch gar keine absolute Einheitsvorstellung entstehen. Diese wurzelte in der Erkenntnis, sie war nur ein anderes Wort für die Vorstellung, daß zwei Welten nebeneinander existierten. Von einer Welt glaubten Pantheismus und Monismus reden zu können, aber sie redeten nur davon, indem sie zwei Welten aufrecht erhielten, von denen sie die eine für die Welt der Guten, die andere für die Welt der Bösen ansahen.

Und so war es ihnen unmöglich, die Gegensätze in unserm Sein und Denken wahrhaft zu überwinden. Der Abgrund zwischen Einheit und Vielheit blieb unüberbrückt, die Welt konnte nie zu Gott gelangen, das Böse nie zum Guten werden. Und die Menschheit blieb unerlöst, blieb in allen Sorgen und Aengsten des Lebens gefangen.

Aus diesem Irrtum wuchsen all die mystischen Vorstellungen hervor, die so tief und wunderbar sind und als die geistreichsten aller Menschendichtungen mit heimlichen Gewalten uns locken. Fremde seltsame Töne, wie aus Licht und Dunkel, wie aus Aetherglanz und Erdenstaub gewoben, klingen weit aus den Unendlichkeiten der Räume herüber, und blaue magische Dämmerungen umspinnen uns mit weichen Schleiern. Und dennoch sind es leise raunende Stimmen des Wahnsinns, die fern herübersingen und schweben, und die dunkle Nacht des Irrsinns webt hinein in das verschwommene Zwielicht.

Daß das Leben nichts ist als ein Traum, daß wir nur ein Schattendasein führen und von einem Schein betrogen werden, hat uns der Buddha

Digitized by Google

verkündigt. Aber diese wirklichste der wirklichen Welten spottet unserer, wenn wir sie nur für einen Traum erachten. Und was hätten wir damit gewonnen? Sind denn nicht auch Träume Wirklichkeiten? Aengstigen und quälen und beglücken sie uns nicht ebenso, wie die materiellen Erscheinungen der Außenwelt. Und wie kann das Sein zum Schein, wie kann die wahre Welt des Nirwana zur Irrtumswelt des Sansara, die eine einzige Welt der Ruhe zur Welt der Unruhe und des Hasses werden.

Ach, all die alten Hiobsfragen hat auch kein Buddha und kein Christus beantworten können.

Mit mystischen Zungen hat ja immer der Pantheismus geredet: Im Anfang war Gott, — das Eine und Einzige — das Untrennbare, — das Vollkommene und Reine. Und aus diesem Gott entstand die Welt, unsere menschliche Welt. Damit ward die Einheit Gottes zum Vielfachen und Mannigfaltigen. Diese Welt ist der zersplitterte Gott, — und so voller Gegensätze, voller Unvollkommenheiten, voller Leiden und Trauer. Doch die Sehnsucht nach dem Gotte lebt noch immer in uns, das Verlangen nach der Einheit und Vollkommenheit. Und zu ihr ringen wir uns wieder empor, indem wir diese Welt der Vielheiten in uns überwinden.

Wackere mystische Zunge, — und Dein Mund hat nicht laut gelacht, als er so redete?

Welch ein Wahnsinn hat denn Deinen Gott so plötzlich überfallen, daß er seine Einheit von sich warf und zum Vielen wurde? Was lockte ihn, den Allwissenden, sich in die unwissende Welt umzugestalten? Was bewog ihn, den Allgütigen, daß er das Böse aus sich heraus erzeugte.

Nein, Du sprichst von einem wahnsinnigen Gott!

Und wenn Du diese vollkommen absurde That Deines Gottes eben das große göttliche Mysterium nennst, das unser menschlicher Geist nicht auflösen kann, — nun dann rede nicht zu uns Menschen, die wir nur Menschen sind, und denen es eben auf nichts anderes ankommt, als daß sie den Gott menschlich begreifen und verstehen können.

Der Pantheismus und Monismus in allen seinen mannigfachen Formen und Gestalten, glaubte das Bewußtsein von den Gegensätzen in uns vernichten zu können, wenn er uns die Welt der Vielheiten als eine Trugerscheinung nachwies. Und gewiß ist der Glaube an die Gegensätze von dem Glauben an die Vielheit der Dinge nicht zu trennen. Sie bilden eine einzige Vorstellung.

Ich überwinde diese Vielheitsanschauung aber nicht, so merkwürdig unserm gewohnten Denken das auch klingen mag, ich überwinde sie keineswegs durch die Erkenntnis des Nirwanazustandes, der absoluten Einheit der Dinge. Scheide ich Einheit und Vielheit von einander, predige ich die Flucht aus dieser Traum- und Scheinwelt hinüber zur Welt des wahren Seins, so habe ich mich noch immer nicht wahrhaft von dem Glauben an die Vielheit der Dinge befreit und von der Dämonie der Widersprüche losgerungen. Denn der Gegensatz zwischen dem Einen und dem Vielen bleibt zurück, die Kluft, die wir zuschließen wollten, gähnt noch immer zu unseren Füßen, — die Vielheit besteht ruhig weiter, gebannt und festgelegt in der Vorstellung von zwei Welten, die wir vergebens zu einer Einheit zusammenzubringen suchen.

Der Pantheismus hatte wohl klar und deutlich erkannt, daß das Bewußtsein von den Gegensätzen im Bewußtsein von der Vielheit der Dinge wurzelte. Doch noch einmal umspann ihn die trügerische Sphinx mit ihren Schleiern und Rätseln und indem sie scheinbar auf seine Sehnsucht nach

Digitized by Google

der Einheit einging, lockte und narrte sie ihn mit diesem Verlangen und ließ ihn jäh in ihren Abgrund hinabstürzen. Eine heimliche, feine Täuschung war es, der der Pantheismus unterlag. Er sah, daß der Gegensatz an der Vielheit haftete, doch geblendet von dem scharfen Licht dieser Erkenntnis, schaute er gar keine Unterschiede mehr zwischen Gegensatz und Vielheit, sondern hielt beide Formen durchaus für Ein und Dasselbe. Gegensatz war Vielheit — Vielheit war Gegensatz. Wenn alle unsere Leiden aus der Quelle des Widerspruchs hervorfließen, so ist die Vielheit der Dinge das große Leiden, an dem die Welt dahinsiecht.

Nun kann ich allerdings nicht von Gegensätzen sprechen, ohne daß ich mir eine Mehrheit von Dingen vorstelle, —

aber wohl giebt es eine Vielheitsanschauung, die darum noch keine Gegensatzanschauung ist. Ich reihe eine unendliche Anzahl von Vorstellungen aneinander, doch stehen sie ruhig zusammen, ohne sich zu widersprechen.

Das Wesen der Gegensätzlichkeit schließt also wohl das Wesen der Vielheit in sich ein, aber nicht umgekehrt. Sie decken sich nicht, sie sind nicht ein und dasselbe. Und so entschlüpfte dem Pantheismus listig und glatt der Widerspruch aus den Händen, als er die Vielheit der Dinge für den Trug der Sinne und für die Welt der Bösen erklärte. Wohl zerschlug er die Sansarawelt, — aber er zertrümmerte nicht das grauenhafte Sphinxbild des Gegensatzes.

Nun aber laßt uns stark und fest sein.

Laßt Euer Auge nicht hin und herirren, die Hand nicht zittern. Schaut wie der Jäger mit angeschlagener Waffe auf das Wild, im Auge nur den einen Punkt, in den sich alles Leben zusammendrängt.

Blickt auf das Herz der großen Sphinx!

Die Einheitswelt wolltet Ihr finden und dachtet, die Zweiheitswelt vernichten zu müssen. Immer und immer zielte da Eure Waffe auf diese Zweiheitswelt, denn das war ja, wie Ihr glaubtet, das zu Vernichtende! Doch die Sphinx lachte Euch höhnisch ins Antlitz.

Seid stark und fest und laßt Euch nicht betrügen.

Der Gegensatz ist das Herz und Leben der finsteren und unverstandenen, wahnsinnigen Weltgottheit.

Auf ihn zielt mit der Waffe Eures Geistes, vernichtet den Glauben an den Gegensatz, und die Sphinx stürzt sich selbst von ihrem Felsen herab und liegt zerschmettert im Abgrund.

Es ist kein Widerspruch.

Es giebt keine Gegensätze!

Reißt Euch los aus dieser langen Nacht jahrtausendalten Irrtums.

Das Eine ist das Viele und das Viele ist das Eine. Es thut nicht not, daß wir diese Welt der Vielheiten in Trümmer schlagen, um in die Nirwanawelt der Einheit, um in Spinozas Substanz einzugehen, sondern wir lassen sie ruhig bestehen, die Welt der Einheit und der Vielheit, — ruhig nebeneinander — **ineinander** bestehen. Und siehe da, der Abgrund schließt sich zu, und zum ersten Male öffnet sich vor uns das goldene Thor, durch welches wir eingehen in das Land des reinen Schauens, der vollkommenen und höchsten Welteinheitserkenntnis, des wahren und echten Monismus, der jedoch kein absoluter die Vielheit der Dinge ausschließender Monismus ist, wie er bisher immer behauptet wurde. Er verneint vielmehr den Gegensatz zwischen Welteinheits- und Weltvielheitserkenntnis.

Mit wachen und hellen Augen wollen wir um uns schauen. Siehe,

Digitized by Google

da liegt sie um uns ausgebreitet, die Welt der grünen Wirklichkeiten, die Welt der nächsten Sinne, die wir alle wissen und kennen, — unsere Welt, und nicht die Welt eines Gottes, nicht die graue Welt des „Dinges an sich", nicht die überirdische Welt der Metaphysiker.

Diese unsere Welt: Beides ist sie zugleich und ineinander, sowohl eine Welt der Einheit, wie auch der Vielheit.

So schauen wir eine einzige und wir schauen dennoch zwei Welten. Denn zu einer monistischen Anschauung kommen wir nicht dadurch, daß wir unser Bewußtsein von zwei Welten auslöschen und vernichten, sondern wir müssen dieses Bewußtsein gerade fest und aufrecht erhalten. Die Einheitswelt erblicken wir nur, wenn wir zugleich und in demselben Augenblick eine Vielheitswelt erschauen.

Versteht Ihr das?

Spannt all Euer Denken an und achtet genau auf das, was ich sage!

Die Gegensätze unseres Denkens gilt es zu überwinden. Aber wir überwinden sie nicht, indem wir sie vernichten, sondern wir vernichten sie, indem wir sie nicht vernichten, sondern bestehen lassen.

Ist das nicht der Wahnsinn alles Wahnsinns? Kann ich denn mit verworreneren Zungen reden? So lacht mich doch aus und verspottet dieses tolle Gerede!

Oder bin ich es, der den Schleier des Wahnsinns vom menschlichen Auge reißt? Zerschlage ich mit diesem Hammer gerade den Altar des wahnsinnigen Gottes, vor dem wir uns Jahrtausende lang in Aengsten und Gebeten gewunden haben?

Daß wir Wahnsinn darin erblicken, ist das vielleicht gerade unser menschlicher Wahnsinn und Irrtum?

Daß wir verstrickt liegen in dem Glauben an diese Gegensätze, — ist das nicht gerade unser Leiden und Eure Trauer?

Die Widersprüche wollten wir vernichten, und nun stehe ich inmitten der tollsten Antinomieen und rede gleichwie mit weintrunkener Zunge wirbelige Worte.

Aber lächelnd stehe ich da, und mein Kopf ist kalt wie Eis, und ich bin voller Nüchternheit.

Erkennt Ihr denn nicht den Trug, mit dem uns die gute Sphinx genarrt hat, gilt es denn nicht gerade den Doppelsinn ihrer Rätselworte zu erkennen und zu durchschauen, und ist nicht jedes Wort, das wir reden, zehntausendwortig und voll unendlich vieler Deutbarkeiten?

So laßt uns doch klar darüber werden, was denn eigentlich Widerspruch heißt und was das Wesen des Gegensatzes ausmacht. Unter seinem Zwange steh' ich und rede Worte, die sich vollkommen widersprechen, — aber indem ich unter seinem Zwange stehe, indem ich mir des Widerspruchs bewußt werde, im Nu erkenne ich auch, daß sie nicht Gegensätze bilden, sondern Ein und Dasselbe ausdrücken. Denn dies ist ja gerade das scheinbar so seltsame und wunderbare, und doch so natürliche und einfache Wesen des Widerspruches: immerfort muß dieser sich selbst auflösen und vernichten, zurücknehmen, was er eben behauptete, und bändigen, fesseln und binden, starr machen kann ich den beweglichen Gott, nur wenn ich ihn halte an seinen Gegensätzen, wenn ich ihn packe an seinem Ja und an seinem Nein.

Und so sage ich: wir sprechen in Widersprüchen, und wissen, daß es solche sind. Aber wenn wir zugleich wissen, daß dies keine Widersprüche

Digitized by Google

sind, dann liegt die Welt klar und deutlich erkannt vor uns, die Welt des reinen Schauens, so voll von Gegensätzen und so ganz gegensatzlos.

Die Welt der Einheit, welche eine Welt der Vielheit ist!

Niemals konnte eine pantheistische Einheitswelt zur Vielheitswelt werden; niemals ein Gott sich in eine Welt zersplittern, und niemals vermochten Buddhas Sansaraerscheinungen ins Nirwana sich umzuwandeln. Aber auch aus der Substanz Spinozas konnte nie eine Welt der modi, der wechselnden Formen hervorgehen. Denn der Pantheist sah die Gegensätze und hielt sie aufrecht, aber überwand sie nicht. Die trübe und finstere Welt des Sansara, der Vielheiten und der wechselnden Formen und die Nirwanawelt der reinen göttlichen Einheit: keine Brücke überspannte den Abgrund, der zwischen ihnen gähnte.

Aber wenn ich erkenne, daß Einheit und Vielheit ein einziges sind, dann, ja dann können sie sich auch in einander verwandeln, dann steht dieses Gleiche und Selbe nur in zwei Formen vor uns, dann sind beide Welten verschieden von einander und dennoch einander gleich. Wir werden dann freilich auch nicht die Welt der Vielheiten die trübe Welt und die Welt des Scheins und die Einheitswelt die Welt des Lichtes nennen, sondern was in der einen Welt lebt, lebt auch in der andern, — und wie diese Welt, so sieht auch jene Welt aus. Und ist doch anders.

Nicht die Einheitsweltanschauung, sondern die Vieleinheits anschauung ist der wahre und vollkommene Monismus. So müssen wir sprechen.

Denn unser ganzes Denken wurzelt in ewigen Widersprüchen, und stets müssen wir uns unserer doppelten Anschauung von diesen Gegensätzen bewußt bleiben: einmal stellen wir sie auf und einmal vernichten wir sie — einmal bejahen und einal verneinen wir sie. Aber immer Beides zu gleicher Zeit und in einem Nu . . . Jene Gegensätze und Widersprüche unseres Denkens spiegeln eben nichts anderes wieder als die ewige Verwandelung der Dinge der Welt.

Glaubt nicht, daß ich Euch mit dunklen mystischen Schleiern umspinnen will. Nein, alle mystischen Träume sollen im klaren Morgenlicht unserer nackten Wirklichkeitswelt für immer zerflattern. Glaubt auch nicht, daß ich Lust habe, mit spitzer Sophistenzunge zu reden. Nein, es soll Euch nur deutlich werden, wie leicht und seicht alle Sophistik ist. Auch ist es nicht der Zweifel und die Verzweiflung, die ich als letzte Wahrheit verkündige. Sondern allen Zweifel für immer zu vernichten; das halte ich für mein Werk.

Bisher fielen wir nur als gar zu leichte Beute in die Netze der Mystik, in die Fallstricke der Sophisten und der Skeptiker, — aber hinter uns versinkt ihre Welt und die Klarheit nimmt uns auf, das Land des reinen Schauens und der ewigen Gewißheiten.

Die Welt ist voller Gegensätze und sie weiß dennoch von keinen Widersprüchen.

Schön und Häßlich — Böse und Gut — Wahrheit und Nichtwahrheit: ewig von einander verschieden sind sie und sind doch ewig ein und dasselbe.

Gespenstisch klingen diese Worte, wie die Reden einer wilden Sibylle und sie scheinen voller Wahnsinn zu sein und voller Trunkenheit.

Denn seit Jahrtausenden haftet unser Geist so fest an der Vorstellung von der Unvereinbarkeit der Gegensätze, daß diese Reden uns beim ersten Anhören tollhäuslerisch klingen, und daß wir die ganze Kraft unseres Denkens anspannen müssen, um die ganze einfache und schlichte Selbstverständlichkeit

Digitized by Google

dieser Worte zu erschauen. Rufen wir uns noch einmal das Wort John Stuart Mills ins Gedächtnis zurück:

„Wenn die tägliche Gewohnheit irgend Jemandem durch einen langen Zeitraum zwei Thatsachen in ständiger Verbindung zeigt, und er niemals während dieses Zeitraumes weder durch Zufall noch durch Absicht darauf geführt wird, sie gesondert darzustellen, so wird er wahrscheinlich mit der Zeit unfähig werden, dies selbst durch die stärkste Anstrengung zu bewirken, und die Annahme, daß die beiden Satzarten sich in der Außenwelt trennen lassen, wird sie seinem Geiste zuletzt mit allen Merkmalen der Unbegreiflichkeit vorstellen. Es giebt merkwürdige Beispiele von dieser Thatsache in der Geschichte, — Fälle, in denen die gebildetsten Männer Dinge für unmöglich weil unbegreiflich erklärten, die ihre Nachkommen durch frühzeitige Uebung und durch längere Gewöhnung ganz leicht begreiflich fanden, und die jetzt jedermann als wahr anerkennt . . ."

So unmöglich, so unbegreiflich wird es auch den Meistern dünken, daß alle die Gegensätze unseres Denkens, die wir stets für unvereinbar hielten, im Kern und Wesen wiederum nichts als Identitäten ausdrücken.

Dunkel und seltsam kann diese Erkenntnis für den ersten Augenblick nur ausschauen, in Wahrheit ist sie doch so einfach, so natürlich so leicht, begreiflich, wie nur etwas in der Welt. Nichts ist sie als das Ei des Columbus, das ich da auf den Tisch hinsetze.

V.

Alle Dinge dieser Welt fließen in ewigen und unaufhörlichen Verwandlungen an unseren Augen vorüber. Auf ein einziges von ihnen richte ich meinen Blick, . . . aber siehe da, im gleichen Augenblicke steht es auch schon als eine neue Erscheinung da; ein zweites Ding sehe ich vor mir, und nun ist es bereits ein drittes — viertes — ein tausendstes Ding geworden.

Wie will ich nun mit Vernunft und Wort dieses in rasender Bewegung dahinstürzende, von heißen Flammengluten getriebene Leben festhalten? Wie kann ich diesen ruchlosen Fluß und Wechsel stauen und bannen, daß ich ihn begreife, daß ich fasse, was das wie ein Sturm an mir Vorüberjagende ist.

Auf ein einziges Ding will ich den Blick fest und unbeweglich heften. Aber das Ding ist nicht fest und beweglich. Sofort verschwand es schon wieder, und ein anderes steht an seiner Stelle. Und ewig und immer wieder ein anderes! Nein, nicht ein Ding sehe ich — sonder tausend Dinge.

Wir gleichen nun einem armen Schächer, der in einen reißenden Strom stürzte und von den Wirbeln fortgerissen wird; noch ist Leben in ihm, aber sein Bewußtsein erloschen: und so ganz bewußtlos glitten wir auch durch dieses Dasein dahin, betäubt von der Flut der Erscheinungen und Empfindungen, wenn wir nur auseinander, nicht auch an- und ineinander sähen. Wenn wir nicht auch stets einigten, und stets Zusammenhänge herstellten.

Sobald ich aber diese Einheit und diesen Zusammenhang zwischen den tausend Bildern aufzubauen suche, fange ich auch schon an, in Gegensätzen zu reden.

Die vielen Dinge, die rasend schnell auftauchen und wieder im Nu verschwinden, sind miteinander verknüpft. Jene eine und einzige Erscheinung,

Digitized by Google

auf welche ich so fest wie möglich das Auge einspannte, welche aber sofort als eine andere dastand, erkenne ich in diesen zweiten — dritten — tausendsten Erscheinungen wieder. Diese tausend Dinge sind wiederum nichts als jenes eine, das ich betrachten wollte, — ein einziges, das in unendlich mannigfachen Erscheinungen aufblitzt und erlischt. In fortwährenden Verwandlungen zieht das eine Bild an meinen Augen vorüber. Stets erneuert, stets verjüngt sich die Erscheinung, und läßt unablässig gebärend, neue Erscheinungen aus sich hervorgehen.

So verwandelt sich das Ei in eine Raupe, die Raupe in eine Puppe, die Puppe in einen Schmetterling. Das sind nun gewiß vier ganz verschiedene Dinge, aber ebenso gewiß stehen sie auch miteinander in Zusammenhang und entwickeln sich eines aus dem andern. Es sind Umgestaltungen eines und desselben Wesens. Und mit demselben Recht nenne ich Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling ein einziges Ding. Ich schaue ein einziges Ding, das nacheinander vierfach und viermal anders vor mir steht.

Wir besitzen also eine doppelte Anschauung von dem Ding: wir erkennen es einmal als eine Einheit und einmal als eine Vielheit. Damit wir uns nun leichter verständigen, will ich das Ding, das ich als das eine und einzige, das ewig Dasselbe ansehe, als das *wesentliche Ding* bezeichnen; denke ich aber ausschließlich an die Flucht und an den Wechsel der Bilder, in denen dieses *eine* Ding in unaufhörlichen Verwandlungen mir erscheint, so spreche ich von seinen *Formen* und *Gestalten*. Die einseitige Einheitsanschauung, die nichts als die Einheit sehen will, faßt also das Wesen ins Auge, die einseitige Vielheitsanschauung hingegen richtet sich auf die mannigfachen Formen des Dinges. Diese Erkenntnis, in einem Satze ausgedrückt, würde also lauten: Das eine einzige Wesen des Dinges offenbart sich in unendlich vielen Formen.

Für jede dieser *Formen* haben wir nun einen Namen und eine Bezeichnung. Also Ei — Raupe — Puppe — Schmetterling! Dampf — Wasser — Eis! Same — Embryo — Säugling — Kind — Mann — Greis! Für jede unserem Bewußtsein deutlich gewordene andere Form einen anderen Namen.

Aber unsere Feder fällt auf den Tisch, ganz ratlos stehen wir und vergebens ringen wir nach einem Wort, wollen wir das eine einzige *Wesen* bezeichnen, das in den drei Formen: Wasser, Dampf, Eis — oder in den vier Formen: Ei — Raupe — Puppe — Schmetterling steckt. Die Sprache läßt uns hier vollkommen im Stich. Und doch ist auch dieses Wesen etwas durchaus Wirkliches, Thatsächliches, — genau so wirklich, wie die Formen es sind, — und will benannt und ausgedrückt werden.

Eis ist doch Wasser — Wasser ist doch Eis . . . Wasser ist Dampf . . . Also ist auch Dampf wiederum Eis!

Unmöglich kann ich so sprechen, wenn ich ausschließlich die Formen des Dinges, die Vielheit der Erscheinungen hervorheben will . . . Da ist Eis keineswegs Wasser und ebenso wenig Dampf — und der Schmetterling weder Raupe noch auch Puppe. . . . Ich sehe lauter Unterschiede, die ich nie überbrücken und vereinigen kann . . .

Aber andererseits ist es auch gewiß, daß ich Eis in Wasser — Wasser in Dampf und umgekehrt verwandeln kann, daß das alles ein einziges Ding ist, welches sich unablässig umgestaltet. Fasse ich nun einzig und allein das Wesen ins Auge, das Einheitliche in diesen Formen, — so sehe ich das Wasser einmal als Eis und einmal als Dampf vor mir, — und da kann

Digitized by Google

ich nun doch wiederum mit gutem Recht sagen: Eis ist wirkiich Wasser oder Dampf . . .

Das Wesen des Dinges kann ich nur dadurch bezeichnen, daß ich es sowohl Wasser, wie auch Eis und Dampf nenne; ich nenne es Ei und Raupe und Puppe und Schmetterling zugleich. All die verschiedenen Formen: Namen lege ich ihm zusammenfassend, als einen Namen bei, indem ich in dem Ei und in der Raupe auch die Puppe und den Schmetterling erkenne.

Jene Unterschiede, welche die reine Vielheitsanschauung als unvereinbare aufstellt, zerflattern vor der reinen Einheitsanschauung in ein Nichts. Sie hören auf zu sein und nur ein einziges Wesen existiert noch, ein form-, zeit- und raumloses Wesen, ein Nebel, in dem wir ebenso bewußtlos ertrinken und untergehen müßten wie in jenem Wirbel der Bilder und Empfindungen, den der ewige Strom der Dinge erzeugt.

Wirken wir jedoch Einheits- und Vielheitsanschauung ineinander, fassen wir die Formen sowie auch das Wesen ins Auge, — Beides zugleich und nicht nur das Eine, nicht nur das andere, so erkennen wir ganz deutlich und klar:

Einmal sagen wir: Wasser und Eis sind niemals dasselbe. Sie stellen durchaus verschiedene Formen da.

Der andere Satz aber lautet: Wasser und Eis sind dennoch dasselbe. Ihr Wesen erscheint uns als ein einziges.

Die Sache kehrt sich also vollständige um und wird reden in deutlichen und nackten Gegensätzen.

Aber offenbar hat die eine Anschauung ebenso vollkommen Recht wie die andere und in der That ist Wasser Eis, aber Wasser ist auch nicht Eis, — einmal Dasselbe und einmal nicht Dasselbe.

Beide Auschauungen haben gleichermaßen Recht! Wir können so und auch so sprechen! Das heißt: Wir sind in einem Trug befangen, wenn wir hier auf unüberwindliche Gegensätze zu stoßen meinen. Diese Widersprüche vertragen sich vielmehr sehr gut miteinander, und die Anschauung, daß Wasser und Eis immer dasselbe sind, schließt keineswegs die andere Auffassung aus, daß Wasser und Eis stets etwas anderes vorstellen.

Wir wenden eben zwei Anschauungen auf die Sache an und für jede von Beiden, für die Einheits- wie für die Vielheits-Anschauung gewinnt ein und dasselbe Ding stets ein durchaus anderes Ansehen.

Wenn wir also Verschiedenes von einem Gegenstande aussagen, — so reden wir in Wirklichkeit doch immer nur von Auffassungen, die gerade einander ergänzen und sich gegenseitig erklären.

Der Glaube an die Unvereinbarkeit der Widersprüche fließt aber daraus hervor, daß der menschliche Geist bisher immer wieder nur einseitig die Dinge zu erfassen trachtete. Er hielt entweder die Einheitsanschauung für das Allein-Wahre und richtige und mußte dann die Formen als das Zufällige und Nachträgliche, als einen Schein und Trug ausgeben, wie es die Idealisten und Pantheisten gethan haben, — oder er klammerte sich, materialistisch gesinnt, ausschließlich an die Vielheit der Bilder und da wurde denn das Wesen zu einem Schatten und zu einem Trug, zu einem Nichtwirklichen.

Schließlich aber konnte die Einheitsanschauung denn doch nie das Bewußtsein von der Vielheit der Erscheinungen wirklich auslöschen und vernichten; allzugewaltig drängten sich ihr die Thatsachen auf, als daß sie sie einfach von sich wegzublicken vermochte. Wie der Materialismus andererseits nie vor Wesenseinheit der Bilder sich verschließen konnte. Und da

Digitized by Google

stand denn nun das Gespenst der Antinomieen in seiner ganzen Größe da, und stöhnend brach vor ihm der menschliche Geist zusammen und hielt die Widersprüche für ganz unvereinbar; er ging eben von der Annahme aus, daß nur eine Anschauung Recht haben könne, und suchte stets die Eine über die Andere zu erheben.

Wir aber stehen heute im Morgenlicht einer dritten Weltanschauung, welche die beiden großen Religionen der Vergangenheit, die idealistische, wie auch die materialistische Erkenntnis, Beide überwinden will. Sie wächst aus ihnen hervor wie das Kind aus der Kraft von Vater und Mutter, und trägt Beider Züge. Sie übernimmt das Geisteserbe Demokrits und Platos und vereinigt Rationalismus und Mystik, indem sie Beide aufhebt und zerstört, und Beide bestehen läßt.

Einheits- und Vielheitsanschauung stehen vollkommen gleichberechtigt nebeneinander. Ich betone, vollkommen gleichberechtigt! Denn gerade dieses gleiche Recht haben sie sich niemals gegenseitig zugestehen wollen. Wenn aber der Irrtum weder der einen noch der anderen Erkenntnis anhaftet, in ihnen selber steckt, dann können wir ihn nirgend wo anders suchen, als in dem, was zwischen ihnen steht, und was sie von einander trennt, in dem Glauben an die Unvereinbarkeit der Gegensätze, dem beide sich hingaben, und der so bittere Feindschaft zwischen ihnen entzündete. Und ganz allein in diesem Glauben beruhte die geheimnisvolle Zauberkraft der alten Sphinx, mit der sie uns so lange genarrt hat.

In der Erkenntnis von den ewigen Verwandlungen aller Dinge wurzelt die dritte Weltanschauung, von der ich spreche, und die gerade in den neuen naturwissenschaftlichen Anschauungen unserer Zeit ihre festesten Stützen gefunden hat.

Der Mensch selber ist jedoch nichts als ein Ding dieser Welt, und sein Geist liegt ebenso eingeschlossen in dieser Welt und macht nichts als einen Teil von ihr aus.

Was da außen vor sich geht und unsere Nerven erzittern läßt, wird in unserem Bewußtsein zu einer Empfindung, und die Empfindung ist wiederum der Samen, der sich zum Denken entfaltet.

Wenn aber die Dinge sich ewig umgestalten und verwandeln, so heißt das nichts anderes, als daß auch unsere Empfindungen, daß unser Denken von ihnen stets sich umbildet und neu und anders wird.

Hier schließe ich mit Spinoza Waffenbrüderschaft und bekenne mich zu der großen Grundwahrheit seiner Weltanschauung:

„Die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist dieselbe wie die Ordnung und Verknüpfung der Dinge."

Ein und die gleiche Welt besteht da draußen und in unserem Kopfe ...

Und so muß denn auch unsere Erkenntnistheorie zu einer Verwandlungslehre werden.

Wir können unmöglich noch den Glauben an eine unabänderliche gleiche Vorstellung aufrecht halten, sondern diese eine und dieselbe Vorstellung ist stets wiederum eine andere. Dieselbe Erscheinung sehe ich in jedem Augenblick verschieden. Und wenn zwei Menschen auf ein und dasselbe Ding den Blick richten, so entstehen in ihrem Geiste doch verschiedene Vorstellungen davon. Es ist nicht richtig, daß ein rotes Tuch immer und ewig in aller Welt und für jeden Geist rot sein muß. Es kann auch grün sein, wie für das Auge eines Farbenblinden. Aber was will das viel sagen — farbenblind?! Es bringt nicht die für unser althergebrachtes Denken ganz absurde Thatsache aus der Welt, daß dieselbe Erscheinung rot und

Digitized by Google

grün sein kann. Für unsere naturwissenschaftliche Anschauung von heute steht es ganz sicher, daß irgend ein niedriges organisches Wesen, dessen ganzes Auge nichts als ein Flecken in der Haut ist, von allen unseren Farben und Formen durchaus keine Vorstellung besitzt.

Wer will denn da noch seine Vorstellungen, seine Ideen für die allein wahren und richtigen ansehen?

Das Wort Verwandlung ist ein Wort voll großer Wunder, und wir müssen es nur unserem Gehirn einprägen, wir müssen in alle seine Tiefen hineindringen und uns in seine Seele inbrünstig versenken, damit wir seinen völligen Sinn und seine weltweite Bedeutung ermessen können.

Unsere ganze Erkenntnis haftet heute an der Meinung, daß dasselbe immer nur dasselbe, nur ein einziges sein kann und darauf ist unsere ganze Logik von heute begründet. Diese Logik ist jedoch nur eine formale, nicht aber eine substanzielle Auffassung der Dinge. Sie wird zu Schanden, wenn wir uns bewußt werden, daß das Wesen der Welt in der Verwandlung besteht, und ein ganz neues Reich der Erkenntnis, eine neue, substanzielle Logik und Vernunft thut sich vor unseren erstaunten Augen auf. Denn nun klingen auf einmal ganz neue Worte an unser Ohr: Dasselbe ist immer auch etwas anderes . . . Das scheinbar Eineinzige ist immer auch ein Vieles.

Die Thatsache, daß das Ding sich fortwährend verwandelt und daß damit zugleich die eine und gleiche Anschauung stets eine andere ist, vernichtet schon unseren alten Glauben an die Unvereinbarkeit der Gegensätze vollkommen, und unser ganzes Thun ist nun weiter nichts, als daß wir diese Erkenntnis weiter und breiter auseinanderlegen, dem Hörer deutlicher und klarer machen, den einen Satz in hundert Sätzen wiederholen und mit immer neuen Anschauungen von der Sache erweitern.

Alles, was wir einen Beweis nennen, war so immer nur ein Zerlegen und ein Zerpflücken unserer Behauptungen. Wir teilten und spalteten die Urerkenntnis, und „bewiesen“ die Wahrheit des Ganzen, indem wir einfach seine einzelnen Teile als wahr bezeichneten. Statt Begründung sollten wir besser Ergründung sagen: denn unser Beweisen ist nichts als ein Hinabsteigen, eine tiefe inbrünstige Versenkung in die Meinung, die sich wie ein tiefer Schacht unter unseren Füßen öffnet. Unser Geist umkreist die Erkenntnis von allen Seiten, er durchforscht ihr tiefstes Inneres, und siehe da, die eine Erkenntnis löst sich auf in tausend Erkenntnisse, immer feinere, schärfere und deutlichere, immer neue Eindrücke gewinnen wir von ihr. Und so ist all unser Beweisen nichts als ein helleres und klareres Schauen der Dinge.

Der ganze Fortgang und die Entwickelung unserer menschlichen Erkenntnis beruht nun allein darin, daß unsere Anschauung sich ewig vertieft und vervollkommnet. Sie ist in einer unablässigen lebendigen Bewegung begriffen, ebenso wie das Ding selber, und wenn diese Bewegung nicht wäre, die eben nichts als das Leben ausmacht, dann wüßten wir mit dem ersten Blick, den wir in die Welt hinein thun, auch alles, was sich in ihr befindet, und wir ständen ewig still, nach sechzig Jahren unseres Lebens wären alle unsere Anschauungen und Erkenntnisse noch genau dieselben, wie am ersten Tage unserer Geburt. Nun ist aber in der That unsere Anschauung von einem Dinge mit jedem Augenblicke neu und anders. Die erste Erkenntnis gleicht einem Samenkorn: da liegt in unserer Seele noch alles gestaltenlos, dunkel und verworren da, und der Geist, wie aus einem Schlummer auftauchend, besitzt nur eine Dämmerlichtanschauung, eine un-

Digitized by Google

klare Ahnung, von dem, was da außen um ihn sich bewegt. Aber dann hebt es auch in unserer Anschauung wie ein Keimen und Knospen an, das ist ein unablässiges Formen und Bilden, ein unausgesetztes Verwandeln, Wachsen und Werden, so daß das Innenbild immer schärfer und deutlicher, immer reicher und mannigfaltiger wird, wie der Stengel, wie die Blätter und Blüten sich nach und nach aus Einem Samenkorn emporheben.

Je inbrünstiger wir uns nun dieser Anschauung hingeben, desto weiter und breiter, desto tiefer und höher — um so heller und klarer und um so reicher und mannigfaltiger wird die Welt da draußen und die Welt unseres Geistes. Seit Jahrmillionen steigen wir ... und steigen ... und steigen, — und die Welt da draußen und die Welt in uns ist immer wieder eine ganz andere geworden. Das Reich des Tierischen ließen wir hinter uns, und als wir menschlichen Geistes wurden, da war für uns auch die Welt voll neuer Bilder, voll neuer Farben, Formen und Töne. Ganz unerschöpflich ist dieser tiefe unendliche Brunnen des Seins, der Brunnen der Dinge und der Brunnen unserer Anschauungen.

Aber ich will die Seelen nicht verwirren, indem ich sie schwindelnd in die Lüfte mit mir emporreiße und durch die Jahrmillionenräume dahinjage ...

Vor unserm nächsten Blick, in unserm engsten alltäglichsten Leben spielt sich unausgesetzt dieses seltsam-wunderbare Schauspiel ab. Wir erkennen nur, indem die *eine* Anschauung stets wechselt und anders wird, indem sie zu kreißen und zu gebären anfängt, sich in viele Anschauungen auseinanderspaltet, wie eine Zelle in zwei Zellen zerfällt, — indem jede Einheit als eine Vielheit sich uns enthüllt. Und da sehen wir denn immer Neues an dem Ding, wir erkennen immer neue Einzelheiten und Zusammenhänge, denn in Wahrheit hat kein Ding eine Grenze, und nirgendwo können wir sagen: Hier fängt es an, und dort hört es auf.

Was ist denn für unsere Erkenntnis eine Einheit? Ein Baum ist eine Einheit, ein Haus ist's, — ein Tisch, ein Mensch sind Einheiten.

Aber unser Geist wüßte nichts von einem Baume, wenn er nicht unendlich viele und lauter verschiedene Vorstellungen von ihm besäße, wenn nicht das ein und dasselbe Ding noch eine unerschöpfliche Fülle ganz anderer Erscheinungen in sich trüge, durch welche unsere Anschauung erst reich und mannigfaltig wird.

Nein, das ist kein Baum, sondern ein Lindenbaum. Ich sehe Wurzeln, Stamm, Rinde, Aeste, Zweige, Blätter, und jedes Blatt ist wieder eine ganze Welt für sich.

Fortwährend hat sich da die Anschauung „Baum" in andere Anschauungen verwandelt, und wenn wir nicht alle diese Verwandelungsbilder besäßen, diese Vielheitsvorstellungen, Wurzel, Rinde, Laub, u. s. w., so fehlte uns auch ganz die Einheitsanschauung Baum. Die eine Vorstellung ergänzt notwendig die andere und kann nie ohne sie bestehen.

Thatsächlich sind es immer ganz neue und andere Anschauungen, in welche sich die des Baumes für unseren Geist umsetzt. Denn Blatt, Laub, Rinde sind doch wiederum wesentlich davon verschiedene Vorstellungen. Aber andererseits lebt auch in den beiden Vorstellungen Blatt und Baum, — Rinde und Baum thatsächlich eine gleiche und dieselbe Anschauung, denn eine wird von der anderen eingeschlossen, liegt in ihr wie der Kern in der Schale. Auch von unseren Vorstellungen gilt, wie von aller Natur, das Goethesche Wort: jede ist „alles mit einem Male". Und die einzelnen „Elemente sind nie aus dem Komplex zu trennen". Die Anschauungen

Digitized by Google

Blatt und Baum sind eng miteinander verflochten, schneiden sich, — decken sich und decken sich nicht, — und jede ist ein Teil der anderen, jede fließt nach allen Seiten unendlich fort und rinnt hinein in alle Anschauungen, welche wir besitzen.

Wenn wir uns von unserem gewohnten Bewußtsein leiten lassen, dann sehen wir allerdings nur, was alle diese Dinge von einander scheidet und trennt. Wir glauben, sie überall fest und bestimmt auseinander halten zu können. Und ein alltäglicher Geist ist aufs sicherste davon überzeugt, daß Zweig, Blatt, Knospe und Blüte durchaus verschiedene Erscheinungen vorstellen. Er wird ein Blatt wohl den Teil eines Baumes nennen, er wird „Kern" und „Schale" säuberlich auseinanderlösen, aber selbst bei höchster Anstrengung gelingt es ihm wohl kaum, daß er Blatt und Baum, Kern und Schale wiederum als eine ganz zusammengehörige, als eine einzige Anschauung nimmt.

Aber die neuen Naturerkenntnisse unserer Zeit haben eben diese gewohnten und überlieferten Vorstellungen thatsächlich verändert. Das Wissen, die reine Anschauung von diesen Dingen verfeinerte und vertiefte sich und nur die Macht des Herkommens, des vieltausendjährigen Sehens hindert noch, daß unserem Bewußtsein die höchste Einheit in allen den Erscheinungen so klar und deutlich, so immer gegenwärtig ist, wie ihre Vielheit und Mannigfaltigkeit. Und umgekehrt, in der Gleichheit und Einheit eines Bildes dessen Verschiedenheiten und dessen steten Wechsel.

All die Teile einer Pflanze sind doch in Wirklichkeit nur verschiedene Formen desselben wesentlichen Dinges. Der Stengel ist wieder nichts als Wurzel, und andererseits Blatt, und das Blatt eine Blüte, die Blüte eine Frucht. Und jeder Teil ist auch das Ganze. So zieht der Gärtner sich Zwergobst heran. Der Stamm des Baumes bleibt dünn und schwach, spärlich sprießt das Laubwerk hervor, die wenigen Blüten müssen fallen, und zuletzt erhält der kluge Mensch eine einzige große fünf Pfund schwere Birne; Stamm, Zweig, Blätter, Blüten, viele Früchte sind zuletzt alle zu einer einzigen Birne geraten . . .

In gleicher Weise gehen aber auch unsere Anschauungen fortwährend ineinander über. Eine vermählt sich mit der anderen, eine löst sich in der anderen auf, und in eine einzige Anschauung, in ein einziges Wort, in einen einzigen Begriff drängen sich zuletzt Millionen und Abermillionen ganz verschiedene Vorstellungen zusammen, wie wir denn mit dem einen Worte „Welt" oder „Natur" alles und jedes zusammenfassen, das uns irgendwie bewußt ist. Welt ist Sonne und alle Sterne, ist Aether und jedes Element, ist Luft, Wasser und Erde, Mensch, Tier, Pflanze und Stein und jedes Wirken und Geschehen.

Mit unserem menschlichen Geiste bemächtigen wir uns eines Dinges, wir erkennen und begreifen es, indem wir es gewissermaßen von allen Seiten umkreisen, und es immer von einer neuen und anderen Seite auffassen. Wir nennen es bald so und bald so und gewinnen bald diese, bald jene Anschauung von ihm. Wir bringen es in Beziehung und vergleichen es einmal mit diesem, einmal mit jenem Ding. Und jede Erscheinung hängt in jeder Faser mit allen anderen Erscheinungen zusammen, und niemals besitzen wir sie allein und ganz für sich. Eine unsere Vorstellungen vom Blatte ist die der grünen Farbe; damit aber gehört es zu der „Welt des Grünen" und steht in nächster und unmittelbarster Verbindung mit allem, was grün ist. Wir nennen es lanzettförmig und scheiden damit Blatt von Blatt, und bringen zugleich das lanzettförmige

Digitized by Google

in einer Reihe von Formenanschauungen unter, die noch durchaus andere als Blattanschauungen sind. Wir erkennen an einem Blatt seine Rippen, wir fassen es als ein Zellengewebe auf, wir untersuchen, wie es sich nährt: und so steht es immer neu und anders da! Unendlich viel reicher und mannigfaltiger sieht dasselbe Ding für den Geist des Pflanzenkundigen aus, der sich mit inbrünstigen Sinnen in die Erscheinung versenkt hat, unendlich vielfältiger sind dessen Anschauungen, als die des „Philisters", der stumpf an den Dingen vorübergeht und in dessen Kopf nur ganz unklare und verworrene Vorstellungen herrschen. So hat aber die Menschheit im Laufe der Jahrtausende die Formen des Blattes immer schärfer und feiner, immer neu, immer anders sehen gelernt, und alle diese mannigfaltigen und verschiedenen Formenvorstellungen und Formennamen muß ich zusammenbringen, und vereinen, will ich das Ding anschauen und bezeichnen.

Demselben Ding geben wir immer einen anderen Namen, und in dem einen Wort Blatt liegen eingeschachtelt zahllose andere Worte; die Wissenschaft des Botanikers löst die Einheitsvorstellung Blatt in diese Vielheitsbilder auseinander, aber alle Wissenschaft ist auch unendlich und kann nie zur Ruhe und zum Abschluß gelangen. In jeder Einheit steckt eine unaufhörliche Vielheit, und hinter unserer heutigen Anschauung vom Blatt, die uns so gewöhnlich und alltäglich erscheint, dehnt sich noch eine weite und tiefe, eine dunkle und geheimnisvolle Welt des Unbewußten aus, da flutet ein verborgenes Meer, aus dem immer neue Blatt-Bilder emporsteigen können. Denn wie wenig wissen wir z. B. noch von den Zellen und ihren Zusammensetzungen.

Auch jede Vorstellung, jedes Wort ist stets „alles mit einem Male". In der einen Anschauung, in dem einen Worte Blatt steckt zusammengedrängt alles, was in der Welt ist, und so bildet jede Anschauung, jedes Wort einen Mikrokosmus, in dem unendlich viele Vorstellungen, in dem zuletzt *jede* andere Anschauung, jedes andere Wort eingeschlossen liegen.

Wir erkennen also, daß alle unsere menschlichen Anschauungen nur auf dem Wege eines Gegensatz-Verfahrens zu Stande kommen. In demselben Nu, da wir ein Ding geistig betasten, teilen und einigen wir es zugleich, und als eine Einheit erkennen wir es nur, indem wir es in seine Einzelheiten auflösen. Wir sehen die Einheit Baum nur, indem wir uns der Vielheit Wurzel, Stamm, Rinde, Laub u. s. w. bewußt werden, und ganz unvorstellbar ist für uns die reine Einheit, wie auch die reine Vielheit, sondern nur, wenn wir beide Auffassungen mit einander verweben, kommen für uns die Bilder zu Stande. Wir können nie ein Ding einzig und allein für sich sehen, sondern nur im Zusammenhang mit anderen Dingen; jede Anschauung verschmilzt und vermählt sich unabläßig mit anderen Anschauungen, so daß die Vorstellung fortwährend in eine neue übergeht, wechselt und sich verwandelt.

Unser Geist wurzelt in Gegensatzbildern, aber nur, indem er die Gegensätze aufrecht erhält und *sie zugleich überwindet*, gelangt er zu einer reinen Anschauung vom Dinge. Ihm ist jedes Ding eine Einheit, doch nicht nur eine Einheit, — ihm ist jedes Ding eine Vielheit, doch nicht nur eine Vielheit. Unser Bewußtsein ist völlig blind für die Vorstellung der reinen Einheit, wie für die der reinen Vielheit, und wir jagen bloßen Schemen nach, wenn wir sie ergreifen und begreifen wollen. Getrennt existieren sie nicht, sondern nur in der Vereinigung: nur als *Vieleinheit* besteht die Welt und alles was sich in ihr befindet. Und zu einer reinen Weltanschauung gelangen wir nur, wenn wir die Gegenbilder unseres Sehens

Digitized by Google

und die Gegensätze unseres Denkens auch auflösen können und als nichtig wissen. Wenn wir stets trennen, aber das Getrennte auch als ein vollkommen Eines und Einziges anschauen.

Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Gegensätze ist bisher der eigentliche Irrglaube der Menschheit gewesen. Ihn erschüttert jedoch die Lehre von den ewigen Verwandelungen des Seins in seinen tiefsten Gründen. Die gleichen und selben Dinge und Anschauungen sind stets anders und verschieden. Zu einer reinen und vollkommenen Welteinheitsanschauung gelangen wir nicht, indem wir die Erkenntnis von der Vielheit der Dinge in uns auszulöschen suchen, sondern den Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit vernichten. Jedes Eine ist ein Vieles, jedes Viele ein Einziges. Da besitzen wir eine Welt der Einzelerscheinungen, die dennoch eine Einheitswelt ist, zwei Welten und doch nur eine einzige.

Wir unterscheiden mit allen großen Geistern der Vergangenheit das Wesen des Dinges von seinen Formen. Aber jene blieben in den Widersprüchen stecken, indem sie Wesen und Formen nur von einander unterschieden und nicht auch zugleich erkannten, daß Wesen und Formen dasselbe sind. Und da brach dann selbst der stolze Bau des Spinozaschen Monismus haltlos in sich zusammen, und Kant mußte mit einem großen Fragezeichen schließen und nannte das Wesen des Dinges unfaßbar und unerkennbar.

Digitized by Google

Ulrich-Theodors Verlobung.

Von **Oscar Levertin.**

Von all den Königen und Fürsten des Römischen Reiches um diese Zeit, im Jahre 1710 unserer christlichen Zeitrechnung, konnte, wenn man den unvergleichlichen August den Großen von Sachsen ausnahm — Apollo und Mars in ein und derselbigen Gestalt — Niemand sich mit Ulrich-Theodor von Anhalt-Dessau messen. Denn sowohl was körperliche Schönheit, die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge und die Majestät der Gestalt als auch die Eigenschaften der Seele anlangte, war dieser der allervollendetste Prinz und Mann, den man vor Augen sehen konnte. Sein Vater, der regierende Herzog, Ulrich-Ferdinand, hatte es an keiner Mühe fehlen lassen, um zuzusehen, daß der Sohn in all jenen Stücken geübt wurde, die zu kennen einem Erbprinzen aus so glorreichem Hause und dem zukünftigen Fürsten eines so vornehmen Reiches wohl anstand. Der hochgelahrte Holländer Loccenius von der Accademia Philippina in Leyden hatte Ulrich-Theodor in die Werke der alten Autoren eingeführt, jene Quellen ewig frischer Labe, und der greise Graf Liechtenstein, ruhmgekrönt von seinen Feldzügen mit Prinz Eugen bei Zenta in Ungarn, hatte ihn in der Kunst der Waffen unterwiesen. Man wußte auch nicht, was man bei Ulrich-Theodor am Meisten bewundern sollte: die unnachahmliche Anmuth, mit der er bei den feierlichen Festlichkeiten des Hofes die Damen mit Complimenten und blumenreicher Rede entzückte, oder die kühne Behendigkeit, mit der er beim Carousel die Lanze führte oder auf der Wildschweinjagd den Traber zügelte.

Ulrich-Ferdinand, der ein überaus gottesfürchtiger Herr war und niemals ein Hochamt versäumte oder, obgleich ihm die Vorsehung einen so hohen Platz angewiesen, vergaß, dem Schöpfer im Staube für seine große Gnade gegen alle Kreatur zu danken, hielt strenge Zucht an seinem Hofe, in Sonderheit seit er selbst wegen Untreue mit einem Kapitän der Leibwache seine zweite Gemahlin Isabella von Schwedt — Ulrich-Theodors Mutter, die vielgeliebte und fromme Dorothea von Anspach, war schon vor zwanzig Jahren in eine bessere Welt eingegangen — auf der Festung Friedrichstein einsperren lassen mußte. Dessenungeachtet erwarb sich der Erbprinz frühzeitig den Ruf, der galanteste junge Fürst in Deutschland zu sein. Vergeblich ließ Ulrich-Ferdinand eine Tänzerin des herzoglichen Schloßtheaters, die sich mit dem Prinzen in einen Liebeshandel eingelassen, öffentlich mit Ruthen streichen und ins Spinnhaus bringen. Es gebrach niemals an Damen des Hofes oder der Stadt, die der Entdeckung und den Gefahren trotzten, um die Huldigung eines so liebenswerthen Fürsten empfangen zu dürfen, und die Wohlunterrichteten flüsterten, daß, so oft Ulrich-Ferdinand Ulrich-Theodor

Digitized by Google

in das Kavallerielager bei Sondershausen schickte, um ihn den Verlockungen der Residenz zu entziehen, ihm eine oder die andere vornehme Dame folgte, die in seinem Zelte Posten stand. Der Leser darf jedoch daraus nicht die übereilte Folgerung ziehen, daß der Erbprinz ein verderbter Jüngling gewesen sei, uneingedenk der Grenzen, die Sittenlehre und Religion gezogen; doch so viel steht fest, daß seine Körper- und Sinnesbeschaffenheit überaus amoureux war, daß er eine brennende und zärtliche Einbildungskraft hatte und daß er nicht ohne Grund die Liebe als eine der alleredelsten Empfindungen ansah, in der der Mensch seinem Schöpfer gleichen kann.

Sei es nun, daß Ulrich-Ferdinand durch seine Kundschafter von der Lebensweise seines Sohnes Wind bekam und fürchtete, daß dieser den breiten Weg der Verdammnis ging, oder daß er seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit halber — er vertrug jetzt nicht mehr als drei Flaschen des alten Rüdesheimer bei der Tafel und sein Leibmedicus versuchte vergeblich durch reichliche Aderlässe seiner großen Schwäche abzuhelfen — anfing, an die Zukunft der Krone zu denken, genug, er beschloß, die Verlobung zu beschleunigen, die sein Gesandter in Greiz schon mit einer Prinzessin des dortigen Hauses eingeleitet, Richissa von Reuß, die Schwestertochter seiner Allerchristlichsten Majestät, des Kaisers selbst.

Ulrich-Theodor nahm diese seines hohen Vaters Absicht ohne größeren Verdruß mit dem pflichtgemäßen Gehorsam eines guten Sohnes auf. Er war überdies höchlichst entzückt von einem Porträt, das er von der Prinzessin erhalten und das in Brillanten und edle Steine eingefaßt war. Doch köstlicher denn Perlen und Gestein war das Bild selbst, das ein Meisterwerk der Natur zeigte. Obgleich die Prinzessin kaum ihr viertes Lustrum vollendet hatte, war sie schon eine üppige Schönheit mit den herrlichsten Schultern und dem weißesten Busen der Welt. Das gülbene Haar schimmerte gleich einer Fürstenkrone um ihre Stirn, und die schwarzen Augen leuchteten in feuchtem Glanze. Der Mund war wie der Bogen des kleinen Gottes selbst geformt, und kein Elfenbein war weißer als ihre Haut. Ulrich-Theodor hatte durch seinen vertrauten Freund Hengstenberg versucht, etwas über den Humor und das Gemüt seiner Zukünftigen in Erfahrung zu bringen, und dieser hatte ausgekundschaftet, daß sie die Milde selbst war, vielleicht nur ein wenig allzusehr melancholischen Träumereien zugeneigt. Sie liebte es, stundenlang an die Balustrade des Schloßbalkons gelehnt zu sitzen, ohne zu sprechen oder sonst etwas vorzunehmen, die Blüthe betrachtend, die hinab auf den Kiesgang fiel, oder die Kräuselung des Wasserspiegels nach den Schwänen des Teiches; und das Riechfläschchen glitt aus ihren bleichen Fingern, ohne daß sie es selbst gewahrte. Aber sie hatte großes contentement über die Abbildung von Ulrich-Theodors Physiognomie gezeigt, die ihr durch den Gesandten überreicht worden war, und ihre Briefe waren so geschliffen, als man es nur von einer Prinzessin des schöngeistigen Hauses Reuß erwarten konnte die überdies zur Hofmeisterin jene Baronin Kalb gehabt hatte, welcher Ludwig XIV. in persona zu Versailles recht viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Ulrich-Theodor fügte sich so gerne dem Willen seines Vaters. Er erbat sich nur, vor der Verlobung eine Reise mit seinem Vertrauten, Graf Hengstenberg machen zu dürfen, um etwas von der Welt gesehen zu haben, ehe er sich als gesetzter Erbprinz und Ehemann niederließ. Ulrich-Ferdinand fand dies Begehren nicht allzu ungereimt und gab seinem Sohne eine Ausrüstung, die seines hohen Standes

Digitized by Google

würdig war. Und von seinem getreuen Pylades begleitet, zog Ulrich-Theodor von dannen. Es würde allzu weitläuftig werden, hier von all den Abenteuern zu berichten, die er auf seiner langen Reise erlebte; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er allerorten ohne seine glänzende Stellung zu verraten — denn er fuhr incognito unter dem Namen eines Baron Steinhoff — Achtung und zärtliche Theilnahme durch sein mannhaftes Wesen erwarb, durch seine Freigebigkeit, sein edles Auftreten, seine reiche und lebendige Beredsamkeit. Das ging so weit, daß, als er freiwillig bei einem Stiergefecht zu Madrid aufgetreten war, des Königs Gemahl ihn durch ihren Almosenier über eine geheime Treppe in ihr Schlafgemach führen ließ; und wenn er dabei seiner katholischen Majestät alle Loyalität bewies, so lag der Grund nicht zum Geringsten darin, daß er schon einen Liebeshandel mit Donna Antonia Medina d'Alvarez eingegangen war — der Gattin von Spaniens eifersüchtigstem Ehemann — die er unter der augenscheinlichen Gefahr, auf der Stelle getötet zu werden, besuchte, sowie der Abend anbrach. Es ist schwer zu sagen, wann er vom Escurial geschieden sein würde, war er doch in die unlöslichsten Bande geschlagen — denn welche Fesseln sind stärker als die der Liebe? — wenn nicht Don Alvarez das Verhältnis entdeckt und mit gezücktem Dolche seine unglückliche Gattin gezwungen hätte, einen Gifttrunk zu leeren, den er nach dem Rat eines nur allzu kundigen spanischen Locustas gebraut, worauf er sich selbst nach vollbrachter Rache tötete. Ulrich-Theodor, der vergebens versucht hatte, sich durch eine dichte Wache durchzukämpfen, um seiner Geliebten zu Hilfe zu eilen und schwer verletzt in seine Behausung gebracht wurde, fiel bei der Schreckensnachricht leblos nieder. Ueber einen Mond lebte er dann in so tiefer Trauer und Niedergeschlagenheit, daß Spaniens Damen Mitleid mit ihm empfanden, und nur mit Mühe gelang es dem getreuen Hengstenberg ihn vom Schauplatze dieser düsteren Erinnerung zu entfernen. Doch that nach und nach die Zeit, der große Arzt, und die Jugend, der muntere Helfer, das ihre, und Ulrich-Theodor reiste heimwärts von Stadt zu Stadt, überall freundlich empfangen, und singend:

A l'amour ou résiste en vain
Qui n'aima jamais, aimera demain.

Erst am Abend vor seinem Einzug in Greiz wurde er ernst und gedankenvoll und sagte seufzend:

„Mein lieber Hengstenberg — Nun haben wir unsere erste Partie zu Ende gespielt — das war Hazard à la façon de Biribi — aber nun fängt die Partie an, bei der man die moitié nicht mehr wechseln kann."

„Hoheit hat schon den höchsten Gewinnst gewonnen," antwortete Graf Hengstenberg .... „Die Natur scheint all ihre Gaben erschöpft zu haben, als sie Prinzessin Richissa schuf. Niemand hat je etwas Vollkommeneres gesehen, nie gab es eine Fürstin so würdig wie diese, die Gemahlin des galantesten Prinzen des römischen Reichs zu werden."

Der Einzug in Greiz war so prächtig als nur möglich. Prinzessin Richissa war hochgeliebt ob ihrer Schönheit, ihrer Gottesfürchtigkeit und ihrer Mildthätigkeit. Auch leuchtete die ganze Stadt wie ein einziger Ballsaal, und auf dem Flusse wiegte sich eine illuminierte Galeere — ein gar herrlicher Anblick. Allerorten konnte man die artigsten Sinnbilder und Devisen sehen. Zwischen den Laubguirlanden am Stadtthor las der entzückte Beschauer folgenden zierlichen Quatrain:

Digitized by Google

Willkommen sei, Prinz von Anhalt!
Für Dich wird unser Herz nie kalt.
Wir huldigen Dir mit Gewalt,
Wenn Du vor Amor hier machst Halt.

Und über dem Portal des Rathhauses prunkte das Siebengestirn mit der Inschrift „der Siebente ist gefunden", was sich darauf bezog, daß sich nun zum siebenten Male durch eheliche Vereinigung die ehrwürdigen Maximiliane von Reuß mit den glorreichen Ulrichen von Anhalt verbanden. Ueberall knatterten Kanonenschüsse und Flintensalven und loderten Freudenfeuer. So ging das Verlöbnis mit all jenen Ceremonien vor sich, die ein so glanzvoller Anlaß erforderte, und am Abend war im großen Spiegelsaale Galatafel, bei der Musikanten auf einer eigens dazu errichteten Estrade spielten. Nur Ulrich-Theodor allein war stumm und betrübt, indes er unter dem Thronhimmel saß und Richissas Blick auf sich ruhen fühlte. Im tiefsten Innern seines Herzens saß etwas, was er nicht beschreiben konnte und was an ihm zehrte; und er gedachte einer Geschichte, die sein hoher Vater von dem Tage zu erzählen pflegte, an dem er nach dem Tode von Ulrich-Theodors höchstseligem Herrn Großvater zum Könige gesalbt worden war — nämlich, daß die Krone ihn so schwer gedrückt habe, daß er weder sprechen, noch sich freuen konnte. Das Nämliche glaubte Ulrich-Theodor jetzt zu fühlen. Es war ihm, als würfe man ihm ein so schweres Kleid über, daß er es nicht zu tragen vermochte.

Aber als nach der Tafel der Tanz beginnen sollte, da hörte er eine Stimme, die flüsterte: „bellissimo principe — che piacere di ballare con lui," und als er sich umwandte, sah er, daß diese Worte aus dem Munde einer ausnehmend schönen Dame kamen. Sie sah aus wie die Fee der Zierlichkeit. Obgleich nicht groß und sehr zart, war ihr Wuchs doch von feinem Reiz. Ihre Gesichtszüge hatten eine Anmuth und Lebendigkeit ohne Gleichen, die Augen leuchteten von Feuer, Munterkeit und Innigkeit, und die schwarzen Locken erhöhten den Glanz ihrer Wangen, die ohne Zuhilfenahme der Kunst eine bewunderungswürdige Röthe zeigten.

Es war die Gemahlin des savoyischen Ambassadeurs Buoncompagni.

Als Ulrich-Theodor den ersten Contretanz mit Prinzessin Richissa getanzt hatte, ging er auf die Marquise zu, und mit einem unwiderstehlichen Blick sagte er:

„Prinzessin Richissa hieß mich mit der schönsten Dame an ihrem Hofe tanzen, wollet mir daher gestatten, Marquise?"

„Dann sind Hoheit ungehorsam gegen die Befehle der Prinzessin, wenn Hoheit sich an meine Wenigkeit wenden."

„Nein, Frau Marquise. Die Prinzessin hat ein allzu gutes Urtheil, um jemand Anderen meinen zu können, als die Dame, die Venus selbst mit heimlicher Mißgunst als ihre Schwester ansehen müßte."

Ulrich Theodor führte sie an der Hand hinaus in den Ballsaal, aber vom Thronhimmel sah Richissa ihnen in stummer Melancholie nach so wie den lustsegelnden Schwänen des Teiches.

Aber Abends, als Ulrich-Theodor sich in sein Schlafgemach zurückziehen sollte, seufzte er so tief, als sollte das Herz ihm brechen und blickte hinaus in die Nacht. Doch Graf Hengstenberg machte einen graziösen Scherz über seine Schwermuth.

Digitized by Google

„Hoheit seufzen wohl so schwer, weil heute Abend erst Verlobung gefeiert wurde, und noch nicht Hochzeit."

„Hengstenberg! Ach, Du siehst in wir das unglücklichste Wesen unter der Sonne. Am selben Tage, wo ich mich verlobe, erfährt mein Herz zum ersten Male die wahre Liebe, nicht die niedrige, die nur einer dissipation der Sinne nachtrachtet, nein die sublime, die Cyrus und Mandane fühlten, die Sorge und Kummer ist, und an der man sterben kann. Ich liebe die Marquise."

Ulrich Theodors Stimme war so ernst, die Miene seines sonst so heiteren und freimüthigen Gesichtes so betrübt, daß Hengstenberg sich von Mitleid ergriffen fühlte.

„Ihre Hoheit, die Marquise hat eine französische Kammerfrau La Fleur, die ihre Vertraute ist, und es fügt sich so glücklich, daß Hoheits erster Läufer Schmidt, der ein Erzschelm ist und es wagt, seinen gnädigen Herrn zu imitieren, sie in Heimlichkeit besucht. Ihre Hoheit hat also einen Weg, sich der schönen Dame zu nähern, die gewiß so unmenschlich nicht sein kann, einem solchen Bewunderer zu widerstehen."

„Ach, Heugstenberg, Du retteſt mir das Leben, wie soll ich Dir danken," rief Ulrich-Theodor aus, griff sogleich nach der Feder, und schrieb, erfahren in der Kunst, die artigsten Episteln zu schreiben, sogleich die folgenden Zeilen nieder:

Billet.

Wie ungewiß, wie schwierig ist nicht des Menschen Loos! Wenn er sich schon im sicheren Hafen wähnt, wird das Schiff vom Sturm zerschmettert, und wenn man sich am Unverletzlichsten dünkt, wird das Herz von einem Geschoß getroffen, für das es keine Heilung giebt! Madame, bestimmt über mein Schicksal — es liegt in Euren Händen. Antwortet mir blos, daß ich nicht Euer Mißfallen erregt habe, und Ihr macht mich zum Seligsten der Sterblichen, aber wenn ich mich allzu weit gewagt habe, indem ich mich erkühnte, Euch das zu sagen, was zu verhehlen ich nicht die Kraft habe, dann gönnt einem Unglücklichen in seiner Verzweiflung wenigstens das Glück, sein Todesurtheil von jenen Lippen zu hören, deren geringstes Wort ihm Befehl ist und die er niemals aufhören wird, anzubeten.

Dieses Billet trug der Läufer Schmidt zu La Fleur, und als sie zauderte, es zu übergeben, ließ er einen so großen Diamanten vor ihren Augen funkeln, daß sie alle Bedenklichkeiten fallen ließ. Aber Ulrich-Theodor fand nachts keine Ruhe, und früh beim Morgengrauen zog er auf einen Ritt aus, und Prinzessin Richissa erwachte bestürzt bei den Hufschlägen und lauschte mit hochklopfendem Herzen ihrem Schall.

Doch als die Marquise Buoncompagni vor ihrer Toilette saß und sich ankleidete, legte La Fleur schelmisch lachend ein Briefchen in ihre Hand. Aber das Antlitz der Marquise überzog sich mit purpurner Röthe, als sie das Siegel erkannte.

„Trage das Billet zurück, La Fleur, und wenn die Wohlfahrt Deiner Gebieterin Dir am Herzen liegt, nenne nie den Namen dessen, der es gegeschrieben . . . . . Ach, mein Herz ist nur allzu geneigt seiner zu gedenken."

So erhielt Ulrich-Theodor seinen Brief unerbrochen zurück und wußte in seiner Verzweiflung nicht, was er beginnen sollte. Er verfiel in die tiefste Melancholie, aber beschloß endlich noch einen Versuch zu wagen und schrieb die folgen-

Digitized by Google

den rührenden Worte, denen eine Frau mit zärtlicher und edler Seele schwer widerstehen konnte.

Billet.

Wenn Ihr die Tiefe meiner Verzweiflung kennen würdet, Madame, müßtet Ihr Mitleid mit einem Herzen haben, das unglücklich, doch Euer nicht unwürdig ist und das, wenn Ihr auch grausam genug seid, bei der Härte zu beharren, die mein Untergang ist, nie anders kann, als bis zu seinem letzten Schlage für Euch zu pochen.

La Fleur hegte wieder Gewissensbedenklichkeiten, das Schreiben anzunehmen, und erst nachdem Schmidt aus einer Börse zweihundert Pistolen aufgezählt hatte, nahm sie es und legte es auf den Tisch ihrer Herrin. Dieses Mal konnte die Marquise nicht widerstehen, es zu erbrechen und zu lesen, und als ihre listige Vertraute dies merkte, sagte sie halblaut wie zu sich selbst: Ich will gleich des Todes sein, wenn es eine Frau giebt, und sei sie noch so ehrbar, die einem solchen Prinzen zu widerstehen vermöchte, und während die Marquise rathlos bald errötete, bald erbleichte, überredete La Fleur ihre Gebieterin ein paar Worte der Erwiederung zu schreiben, worauf diese mit bebender Hand die folgenden Zeilen aufzeichnete, welche deutlich von dem Kampfe sprachen, der in ihrer Seele tobte:

Billet.

Die Unwürdige, die Ihre Hoheit mit Worten begnadet, allzu schön um wahrhaft sein zu können, würde um keinen Preis der Welt der hochgestellten Dame, deren ergebene Dienerin sie ist, irgend ein Leid zufügen wollen. Glücklicherweise ist sie zu wenig eitel, um sich zu glauben zu erdreisten, daß ihre Unbedeutendheit je zu einem solchen Vergleiche herangezogen werden könnte, und sie bittet also mit aller schuldigen Ehrfurcht und Antheilnahme für einen von ihr so wie von all seinen Unterthanen heiß geliebten Prinzen, das verhehlen zu dürfen, was in ihrer Seele vorgeht und nicht den für Alle verhängnisvollen Wunsch auszusprechen, daß aus vier unglücklich Gebundenen zwei Glückliche werden möchten.

Als Ulrich-Theodor dieses Schreiben erhielt, war er so beglückt, wie ein zum Tode Verurtheilter, der begnadigt wird, denn in diesen letzten Zeilen wähnte er eine schamhafte verdeckte Erklärung der Gegenliebe zu lesen, und da die Marquise es liebte, die schöne Farbe zu tragen, die unter dem Namen Celadon-bleu bekannt ist, befestigte Ulrich-Theodor eine Rosette derselben Farbe an seinem Barett zum Zeichen, daß er ihr dienen und für sie streiten wollte, so wie es einem höfischen Ritter für seine Dame ziemt.

Jeden Morgen sandte er die liebevollsten und zierlichsten compliments in Versen, so folgenden artigen quatrain:

Oh Phillis, meine Sehnsucht bringt täglich mir den Tod
Doch dieses Liebessterben, es schafft mir keine Noth.
Dem Salamander gleich in solchem Schmerz
Empfängt erneutes Leben stets mein Herz.

Aber die Marquise wußte ihm so schicklich auszuweichen, daß er niemals Gelegenheit fand, unter vier Augen mit ihr zu sprechen. Ulrich-Theodor wurde vor Sehnsucht ganz krank und bleich, und als er es schließlich nicht länger ertragen

Digitized by Google

konnte, versteckte er sich mit La Fleurs Hilfe im Schlafgemach der Marquise, um sie zu einer Unterredung zu zwingen. Als sie eintrat, warf er sich zu ihren Füßen nieder, und seine Gemütsbewegung war so stark, daß er da mit einem Seufzer in Ohnmacht fiel. Bei der Marquise gewann das Mitgefühl die Oberhand über den rechtmäßigen Zorn, den sie empfand, und erschrocken eilte sie um Riechwasser.

„Ach," flüsterte Ulrich-Theodor mit schwacher Stimme, „nicht das Wasser der ungarischen Königin kann mir helfen, sondern eine andere kostbarere Arznei, die Ihr allein besitzet, aber unbarmherzig genug seid, einem Kranken zu versagen."

Ulrich-Theodor sagte dies mit so rührendem Ausdruck und solchem Feuer in den Augen, daß die Marquise nicht zu zürnen vermochte.

„Hoheit, stehen Sie auf, Ihr Platz ist nicht zu den Füßen einer geringen Unterthanin," und zärtlich erblassend fiel sie in seine Arme. „Meine geliebte Therese," flüsterte der Prinz. In tiefster Rührung schworen sie einander ewige Liebe, und die Nacht dünkte ihnen allzukurz für all die Liebkosungen und Betheuerungen, die sie austauschen wollten. Müde schlummerten sie ums Morgengrauen ein und erwachten erst spät am Tage durch einen heftigen Lärm. Das war der Marquis Buoncompagni, der von einem Tagesausflug heimgekommen war und nun in das Zimmer seiner Gemahlin eilte, um sie durch seine unvermuthete Ankunft zu erfreuen. Man kann seine unerfreuliche Ueberraschung in vollstem Maße begreifen, aber Ulrich-Theodor griff nach seinem Degen, und der Marquis, der ein gar mächtiger Poltron war, floh aus dem Zimmer. Aber anstatt zu schweigen, stürzte Buoncompagni von einem seiner Freunde zum anderen und erzählte sein Unglück. Sie suchten ihn damit zu trösten, daß Amphitryon auch mit Jupiter getheilt. „Ja, aber Jupiter war ein Gott," klagte der Marquis. Sie erinnerten ihn dann daran, daß viele berühmte und loyale Unterthanen in Frankreich und England es ebenso mit ihren Monarchen gehalten hätten. „Ja, aber ich bin nicht Herzoglich Anhalt-Dessauischer Unterthan," fuhr Buoncompagni fort, „sondern Königlich Savoyischer." Da riethen ihm seine Freunde, bei Ulrich-Theodor Dienst zu suchen. Das that er auch und der Prinz ernannte ihn auf der Stelle zu seinem Oberceremonienmeister.

Während der drei Tage, in denen sich diese merkwürdigen Vorkommnisse abgespielt hatten, war Prinzessin Aichissa still und bleich in ihrem Zimmer gesessen, und Niemand hatte ihr ein Wort entlocken oder sie bewegen können, irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen. Sie weinte für sich selbst, bis sie heftiges Fieber bekam und die Baronin Kalb, ihre Oberhofmeisterin sie von einem verlorenen Ringe phantasieren hörte, nach dem sie auf einem schwarzen Schloßteich ruderte und suchte.

Ulrich-Theodor reiste mittlerweile heim nach der Residenz Dessau unter dem Vorwande, darnach sehen zu wollen, daß Alles gebührlich geordnet würde, doch diese Veranstaltungen überließ er dem Grafen Hengstenberg und fuhr selbst mit der Marquise Buoncompagni nach dem kleinen Jagdschlößchen Mon-Bijou. Dieses Schloß, das von Ulrich-Theodors Großvater Franz-Ulrich, genannt der Weise, erbaut war, lag in einem dichten Walde an einem schönen Flusse. Als die Karosse der Marquise in den Wald kam, trat ihr der Gott Pan, umgeben von Dryaden und Nymphen entgegen, die, schön mit Blumen bekränzt, sie willkommen hießen und ihr unter lieblicher Musik von Schalmeien und Sackpfeifen als der Herrscherin des Waldes huldigten; und als sie zum Pförtchen des Parkes kam,

Digitized by Google

wurde es von zwei Maurenknaben geöffnet, die ihr ein goldenes Schlüßlein auf sammtenem Kissen überreichten. Der Eingang zum Parke ward von tiefen künstlichen Grotten gebildet, zwischen deren Tropfsteinen Fontänen spielten. Durch schön und symmetrisch gestutzte Hecken mit Bildern der Götter und Göttinnen des Olymps in natürlicher Größe kam man zu einem ganz türkischen Zelt, in dem Alles türkisch war und wo fünfzehn prächtig gekleidete Türken auf goldenen Tabletten allerlei Erfrischungen herumboten. Hier hieß Ulrich-Theodor die Marquise willkommen oder bat sie eigentlich, selbst ihr Gast sein zu dürfen, denn er nannte Mon-Bijou ihr Eigenthum, und dann geleitete er sie in das Schloß selbst, wo Alles auf das Zierlichste geordnet nnd in ihrer Lieblingsfarbe, celadon-bleu gewebt war, selbst die Seide des Bettes, das von zwei Amoretten getragen wurde, die aus goldenen Füllhörnern Rosen und Mohn streuten. „Seht dort, Eueren Thron, schöne Marquise," sagte Ulrich-Theodor mit feinem Scherz.

Hier in Mon-Bijou hatten nun die beiden Liebenden ein himmlisches Paradies auf Erden, und ihre Liebe schien, weit davon entfernt abzunehmen, durch das stete Beisammensein mit dem Gegenstande der Anbetung, nur noch zu wachsen. Wenn sie nicht Hirsche jagten, lustwandelten sie im Walde und bestiegen die Gondeln an der Schloßbrücke, und Ulrich-Theodor ruderte selbst die Marquise zur Fasaneninsel hinüber, wo die königlichen Fasanen gemästet und gepflegt wurden, und dort im Grase, im Schatten der alten Bäume, saßen sie stundenlang, bald plaudernd, bald zur Laute singend. — Ulrich-Theodor sang:

Und wenn die Vögelein im Wald
Die schönsten Lieder singen,
Und wenn des Spielmanns Stimme schallt
Zu seine Laute Klingen
So können all die Melodein
Dich nie genug doch ehren
Phillis, mein süßes Liebchen fein,
Nur Dein thu' ich begehren.

Wenn Phöbus Fackel im Osten glüht
Wenn Schleier der Nacht sich senken
Stets zu der holden Phillis zieht
Mein Sehnen und mein Denken
Und küsse ich den Rosenmund
Mit marmorweißen Zähnen
Kann auf dem ganzen Erdenrund
Kein Mann sich sel'ger wähnen.

Die Marquise Buoncompagni sang:

In der Bäume tiefem Dunkel,
In den stillen Blütenhainen,
In der Sterne Lichtgefunkel
Denket Phillis nur des Einen.
Ja, es ist ihr Herz gefangen
Wie die Amsel in den Netzen
Doch es bringt ihr nur Ergetzen
Dieses selig — wehe Bangen.

Sylvander hat sie allein geweiht,
All ihre Freuden und Schmerzen,
Sein ist sie für die Ewigkeit,
Er wohnt in ihrem Herzen.
Ihr Herzlein pocht gar treu und fest
Kein treu'res findst Du traun
Der Tag an dem er sie verläßt
Wird auch ihr Ende schaun.

Digitized by Google

Aber stets wenn die Marquise zu diesen Zeilen kam, versagte ihr die Stimme, und mit abgewandtem Antlitz begann sie zu weinen.

„Weshalb diese Thränen auf Eueren schönen Wangen?“ fragte Ulrich Theodor mit zärtlicher Theilnahme.

„Ach, mein Prinz, ich fühle, daß der Tag kommen muß, wo Ihr mich verlassen werdet, und ich werde das edelste Herz und die vollkommenste Seele auf Erden verlieren. Urtheilt selbst, in welchem Zustand ich da sein muß. — Ach, niemals werde ich es überleben können.“

„Marquise, Euere eigene Vollkommenheit ist der beste Bürge meiner Treue. Wo sollte ich ein so zärtliches Herz, eine so vollendete Seele finden wie die Euere?“ Ulrich ergriff ihre Hände, drückte sie voll Gluth, bedeckte sie mit Küssen, und sie sagten einander eine Unendlichkeit von schönen und zärtlichen Dingen, bis ihr Gemüth glückerfüllt war und sie in Umarmungen Alles vergaßen.

Aber von Prinzessin Richissa sprachen sie nie, obgleich Ulrich-Theodor oft höchlichst bekümmert und gedankenvoll aussah, wenn Briefe von seinem hohen Vater eintrafen, die ihm sein Betragen als Eingebung Satans vorwarfen und ihn daran erinnerten, daß er ein Wurm war, den Gott zur Strafe in den Staub treten würde, oder wenn die Stafetten kamen, die ihn nach der Stadt riefen. Und sowie die Marquise allein in Mon-Bijou zurückblieb, sah La Fleur sie bleich und leblos wie ein Bild sitzen, ohne auch nur ihr Lieblingshündchen, Citron, zu liebkosen, nur die Lippen regend, wenn sie für sich selbst wieder und wieder die Tage zählte. Aber wenn Ulrich-Theodors Zelter nur von Weitem gehört ward, da schoß alles Blut in ihre blassen Wangen, und in besinnungsloser Freude eilte sie ihrem geliebten Prinzen entgegen.

Aber während dieses Wechsels von Glück und Schmerz — denn hier auf Erden giebt es keine ganz ungetrübte und wirkliche Glückseligkeit — ging die Zeit zu Ende, und die von Beiden so gefürchtete Abschiedsstunde nahte, wo Ulrich-Theodor Prinzessin Richissa zur Reichsgrenze entgegenreiten sollte, zur Vollziehung der Vermählung. Der Abschied war wie man sich denken kann, der gefühlvollste. Wohl eine Viertelstunde lag die Marquise ohnmächtig, stumm, ohne anders als durch Thränen ihren Schmerz ausdrücken zu können, und vergebens gelobte Ulrich-Theodor sogleich nach den Feierlichkeiten wiederzukehren — die Marquise drückte seine Hand so verzweifelt, als schiede er für immer.

Die Vermählung vollzog sich mit all jenem Pomp und Gepränge, das bei solchen Geschehnissen üblich ist. In Amazonentracht gekleidet, mit Juwelen in den wehenden Hutfedern kam Richissa auf einem schlohweißen Krönungspferd, einer Gabe des Kaisers, und der regierende Herzog Ulrich-Ferdinand ging ihr selbst entgegen und führte sie, obgleich gealtert und grau und ein wenig unsicher auf den Beinen — er hatte schon bei der Tafel den Fürstbischof von Baireuth bewillkommnet, der das hohe Paar trauen sollte — an die Seite seines Sohnes. Ulrich-Theodor grüßte mit großer courtoisie, und sie dankte mit aller Feinheit und Artigkeit, aber dann ritten sie stumm nebeneinander durch die Ehrenpforten und Triumphbogen nach dem Dom. Das Fest währte eine ganze Woche. In den Fontänen auf dem Marktplatz floß Wein, und die Krönungsmünzen regneten, und das Volk vergnügte sich in munterer Freude, und in der seligen Hoffnung, von einer so schönen und frommen Prinzessin einen Sprossen des hohen Anhalt-Dessau'schen Hauses zu erhalten. Doch an dem letzten Tage der Festlichkeiten, als das große Carousſel,

Digitized by Google

das darstellte, wie Amadis mit dem König von Rom um Oriane kämpfte, beginnen sollte, und als Herolde schon die Ritter zur Rennbahn riefen, wurde der ganze Hof dadurch überrascht, daß Ulrich-Theodor nach kurzer Zwiesprache mit Hengstenberg, der in aller Heimlichkeit nach Mon-Bijou entsendet worden war, spornstreichs Dessau verließ.

Aber als er auf seinem Pferde nach einem verzweifelten Ritt das Schloß erreichte, hatte die Marquise schon ihren letzten Seufzer ausgehaucht, und nun lag sie leblos, weiß auf dem Bette, schön wie ein Engel noch im Tode, einen einsamen Opal im schwarzen Haar, einen baise-moi, den er ihr selbst bei Ulrich-Ferdinands Hofjuden, Israel, gekauft.

Außer sich vor Schmerz warf sich Ulrich-Theodor vor ihrer Leiche auf die Knie, benetzte ihre weiße Hand mit strömenden Thränen und klagte sich selbst in den heftigsten Worten an. „Ha, ich selbst habe sie getödtet . . . Ach, daß ich ihr folgen dürfte, um wieder mit ihr vereint zu sein . . . . "

Endlich als er einigermaßen zur Besinnung gekommen war, und sprechen konnte, obgleich seine Thränen noch flossen, fragte er seinen Leibmedicus van der Maës, den Hengstenberg an ihr Lager hatte rufen lassen, ob er glaubte, daß sie sich selbst durch irgend ein Gift des Lebens beraubt. Aber dieser schüttelte den Kopf und sprach von verdorbenem Blut und bitteren Säften. Er bedauerte, daß man ihn zu spät gerufen, und versicherte, daß ein beizeiten verabreichtes starkes Purgativ ganz gewiß die selige Marquise gerettet hätte. La Fleur hingegen erzählte, daß die Marquise seit dem Tage, an dem Ulrich-Theodor abreiste, nicht mehr dieselbe gewesen, wie ein Schatten durch die goldenen Zimmer in Mon-Bijou gewandert war und nichts Anderes vornehmen wollte, als allein und ohne Gesellschaft hinüber zur Fasaneninsel zu rudern, wo sie stundenlang verweilte, den kalten Abendwind an dem sumpfigen Strande einathmend. So war sie Tag für Tag bleicher und matter geworden, und schließlich hatte sie eines Abends alle Briefe des Prinzen an sich genommen, sich zu Bette gelegt und hatte dann einen Beichtvater vom Jesuitenkollegium in Dessau holen lassen, der ihr die heilige Hostie gegeben.

Ulrich-Theodor lauschte begierig jedem Worte von La Fleur, dann ging er wortlos hinab zur Brücke, und ruderte die Gondel hinüber zur Fasaneninsel, und als er im Grase die Eindrücke der geliebten Gestalt entdeckte, die dort geruht, warf er sich nieder und unter heftigem Schluchzen wiederholte er die letzten Zeilen ihres Liedes:

Ihr Herzlein pocht gar treu und fest,
Kein treu'res findst Du traun,
Der Tag, an dem er sie verläßt,
Wird auch ihr Ende schau'n.

So lag er das Antlitz in die Erde gedrückt und flüsterte, und nur mit Gewalt gelang es Hengstenbergs und van der Maës vereinten Bemühungen, ihn von der Fasaneninsel fortzubringen, und gleich einem Kranken führten sie ihn in einer Karosse nach Dessau. Aber als sie ihn zu Bett bringen wollten, und zu diesem Behufe seinen Leibpagen hereinriefen, um ihm die Kleider abzunehmen, die voll Erde waren, zog er den Degen und bedrohte sie, und die Erde drückte er heftig an sein Herz. Keiner wagte zu ihm zu sprechen — und sein hoher Vater erschrak dermaßen, als er die Botschaft hörte, daß sein einziger Sohn und Thronfolger von Anhalt-Dessau rasend geworden, daß der Pokal aus seiner Hand fiel

Digitized by Google

und in tausend Scherben zersplitterte und er zu beten anfing: Herr Jesu hilf! Aber obgleich von all ihren Hofdamen und der Oberhofmeisterin, Baronin Kalb, gewarnt, die sagte, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzte, ging Prinzessin Richissa zu ihm hinein, nahm seine Hand und sagte: der allgütige Gott hat Eurer Hoheit eine Gattin gegeben, auf daß sie einen Theil Eures Kummers trage .... Sie sagte das mit einem so zärtlichen Ausdruck ihrer holden Stimme, daß Ulrich-Theodor ihre Hand erfaßte, und still wie ein Kind weinte er an ihrer Brust seinen großen Schmerz aus.

— — —

Seit diesem Tage lebten Ulrich-Theodor und Richissa in der glücklichsten Eintracht und in so inniger Liebe, daß der ganze Hof prophezeite, nun sei es für immer mit Ulrich-Theodors galanten Abenteuern zu Ende. Wenn sich nun dies auch leider nicht, wie man hoffen konnte, gänzlich bewahrheitete, und wenn Ulrich-Theodor auch später nicht so strenge, als es wünschenswert gewesen, die amoureuse Neigung beherrschen konnte, die nun einmal in seiner Seele und Constitution lag, so stellte er doch immer Richissa am höchsten, und nie ließ er es an der Verehrung und Hochschätzung fehlen, die er einem so zärtlichen, so liebenswerten und so gottesfürchtigen Ehegemahl schuldig war; und als er nach dem Hingang seines hohen Vaters, den Thron seiner Vorfahren bestieg, erzog er seinen Sohn, nach dem Großvater Ulrich-Ferdinand genannt, nicht blos zu höfischen und ritterlichen Tugenden, sondern auch zu wahrer Gottesfurcht.

Digitized by Google

Briefe Liszt's und der Fürstin Wittgenstein.

Herausgegeben von **Adelheid v. Schorn.**

In den ersten Oktobertagen 1874 bekam ich einen Brief von Fürstin Marie Hohenlohe aus Wien, der für meine ganze Zukunft bestimmend sein sollte. Sie schrieb mir, daß ihre Mutter, die Fürstin Wittgenstein, sehr krank gewesen und noch sei und daß sie mit Liszt, der sie in Duino — wo sie sich gerade aufhielt — besucht habe, übereingekommen sei, daß man der Kranken Hülfe und Erleichterung schaffen müsse; sie fühle sich einsam und verlassen, weil sie nur von Dienstboten umgeben und von ihnen abhängig sei. Fürstin Hohenlohe war, gleichzeitig mit Liszt, auf den Gedanken gekommen, daß ich die richtige Person sei der Kranken beizustehen und so bat sie mich denn, so bald als möglich nach Rom zu fahren und den Winter dort zuzubringen.

Nach kurzer Ueberlegung schrieb ich an Fürstin Hohenlohe, daß ich bereit sei ihrem Wunsche zu folgen.

Am 12. Oktober schrieb mir Liszt:

Chère excellentissime.

Pour le coup, vous voici en plein dans votre rôle de Providence, que vous remplissez avec tant de cordiale bonne grâce, et une virtuosité admirable! Je ne saurais vous dire l'intime consolation que me cause votre lettre et l'assurance de votre prochaine arrivée à Rome. Tâchez de ne pas tarder au delà du 25—30 Novembre, et si possible venez plus tôt. La Princesse Wittgenstein est encore très souffrante, et toujours alitée depuis six semaines; votre compagnie et vos inspirations de sollicitude lui profiteront bien mieux que tous les Alléo — et Homéopathes ensemble.

Je vous engage à lui ecrire bientôt pour la prévenir de votre arrivée, car elle ignore et doit ignorer complètement le complot que nous avons ourdi avec la Princesse Marie, et dont vous couronnerez l'heureuse réussite. Les questions de détail se résoudront aisément à votre satisfaction, de manière à ce que le séjour de Rome vous soit tout à fait agréable.

Il s'entend de soi que vous ne parlerez pas de la question de votre appartement à la Princesse W., qui n'a déjà que trop d'ennuis de son propre logis; à mon avis, le mieux sera que vous descendiez à l'hotel d'Amérique, Via Babuino (à côté de la maison de la Princesse et de celle que j'habite) et que vous passiez là quelques jours, jusqu'à ce que vous trouviez à vous établir comfortablement, soit à la

Digitized by Google

pension (très proche aussi du Babuino) qu'habitait votre cousine, soit ailleurs.

Quand vous serez à Bologne, veuillez m'avertir par télégramme du jour de votre arrivée; je vous attendrai à la gare et ce me sera une vraie joie de vous conduire à votre premier logis romain. De tout coeur Merci, et bien à vous

12. Octobre 74 — F. Liszt.
Rome.
Viccolo dei Gregi, 43.
La Princesse demeure Via Babuino 89.

Votre lettre ne m'a été renvoyée de Tivoli, qu'hier soir. Jusqu'à la fin Janvier je resterai ici ou à la Villa d'Este. —

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Mein liebes, liebes Kind! Daß Sie sich so freuen nach Rom zu kommen und dabei die, Ihre Mutter so innig liebende und für ihre Liebe so dankbare, alte Freundin wieder zu sehen, hat mich zu Thränen gerührt. — Oh ja — seien Sie sicher — meine Freude wird der Ihrigen gewiß nicht nachstehen! Es ist ja in der Natur — sagt nicht das Sprichwort: **L'amour descend, il ne remonte pas.** — Sie sind mir fast wie eine Tochter — wie sollte ich mich nicht herzlich freuen Sie wieder in meine Arme zu schließen! — Und dann, wie viel werden wir uns von alten und neuen Zeiten erzählen! — Glauben Sie mir nur, meine liebe Adelheid, Sie wieder zu haben wird mir eine sonnige Genugthuung sein für all die sonnigen Tage, die ich im Bett verbrachte — zehn Wochen. — Um doch recht wahr zu sein, muß ich gestehen, daß ich sie recht glücklich verlebte und sie herzlich segnete. Körperlich zu leiden, (soweit es keine Tortur ist, wie sie gewisse Krankheiten mit sich bringen,) ist ja gar nichts — und während dieser Zeit umgab mich Liszt mit so viel Liebe und Sorge, daß ich ohne diese liebe Krankheit seine Anwesenheit nie so recht im Herzen genossen hätte. Zwar hat er Tivoli verlassen und dadurch ist ein Stück von seinem Oratorio nicht gemacht worden. — Wahre Ironie des Schicksals! Ich bin eigentlich diesen Sommer in Rom geblieben, damit er in Tivoli bleiben und sein Oratorio schreiben solle — und ich war es, die ihn von Tivoli nach Rom zog, wo er natürlich von seinem Oratorio keine Note schrieb und sich mit einer Menge von Transskriptionen, die ich eigentlich als Kindereien betrachte, beschäftigte. Und da ich gerade davon spreche: Machen Sie mir ein Vergnügen, meine liebe Adelheid. — Bevor Sie München verlassen, müssen Sie Cornelius sehen, der jetzt als Musikprofessor am Münchner Konservatorium angestellt ist. Er war auch sehr krank diesen Sommer, nichtsdestoweniger hat er mir, mit einer unendlichen Liebenswürdigkeit, einige Stellen in dem Text des Oratorio's für Liszt geändert, mit der Hilfe seiner Frau, die unter seinem Dictat schrieb . . . .

Sie können sich schon denken wie ich alles Mögliche thun werde, um Ihnen Ihren Winter recht angenehm zu machen — ich kann leider wenig — das Wenige aber steht ganz zu Ihren Diensten, liebes Kind. Sie haben wahrscheinlich die Pension gewählt, wo Octavie war, und das ist mir sehr recht, da sie nah von mir ist, und vielleicht, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, kommen Sie auf ein paar Stunden zu mir um etwas zu plaudern. —

Noch eine Bitte: Sehen Sie sich womöglich in München Alles an, was

Digitized by Google

mir einſt!! ſo lieb und bekannt war; ſehen Sie ſich Italien und Griechenland von Rottmann an, um mir davon zu erzählen . . . .

Und jetzt liebes Kind — je finis ma lettre, quoique écrite à plusieurs reprises, elle m'a déjà fatiguée. — Je vous embrasse, on ne peut plus tendrement, chère enfant, en vous répétant que votre joie a été ma joie et que vous serez embrassée coeur et bras ouverts par votre. . . . . .

Franz Liſzt an Adelheid von Schorn.

Chère excellente.

Vous préludez supérieurement à votre intervention providentielle. Votre lettre à la Princesse était parfaite de ton et d'allure; elle en a eu grand plaisir, et celui de vous revoir sera plus sensible encore. Ainsi, grâce à vous, le pieux complot, tramé à Duino, a les meilleures chances de réussite. Il n'y faut plus que votre arrivée. —

A la maison Tellenbach, festons et guirlandes abonderont en votre honneur. Ma longue conférence avec Mme. Tellenbach m'a plainement rassuré sur ses attentions obligeantes à votre égard. Pour commencer elle vous prépare une chambre conforme à vos indications, où j'espère que vous vous trouverez tout à l'aise, et agréablement. Le restant des arrangements à prendre, n'occasionnera nul embarras.

Donc, je vous attends mit Sehnſucht, et vous prie de nouveau de me télégraphier de Bologne, le jour de votre arrivée, afin de me donner la joie de vous recevoir à la gare et de vous accompagner festivement à la pension Tellenbach.

De tout coeur, Merci; et bien à vous

F. Liszt.

28. Octobre 74.
Villa d'Este (Tivoli.)

Quand vous verrez Cornelius veuillez bien lui dire mes cordiales amitiés et le remercier encore de sa charmante traduction de l'„hymne de l'enfant à son reveil“ (de Lamartine), qu'il a eu la bonté d'adapter très ingénieusement à ma composition de cet hymne. En plus, dites lui, que je travaille au St. Stanislaus, et que je lui suis très obligé du prompt envoi des changements indiqués par la Princesse W.(ittgenstein.)

Expédiez moi deux Télégrammes pareils de Bologne à la fois; l'un adressé: „Viccolo dei Gregi, 43 Rome“; l'autre: „Villa d'Este, Tivoli, près Rome.“

Liſzt wußte da noch nicht, daß Cornelius am 26. Oktober in Mainz, ſeiner Vaterſtadt, geſtorben war.

Fürſtin Wittgenſtein an Adelheid von Schorn.

Liebſte Adelheid — Je ne puis vous dire le chagrin que j'éprouve — mon pauvre, mon exellent Cornelius n'est plus de ce monde! — das iſt mir ſo traurig! — Ich wußte ſo viel von ihm und er wußte ſo viel von mir! — Er wollte immer meine Biographie ſchreiben! — Ah, jetzt iſt er

Digitized by Google

glücklich — unendlich glücklich! — Also keine egoistischen Thränen. — Dank und Freude an seinen großen Eigenschaften — seinem schönen Talent und seiner edlen Seele — seinem verständnißvollen Herzen —! Was wußte er nicht Alles, was Niemand ihm gesagt hatte! . . . Ach, die Thränen fließen! — der arme junge Mann — ihn nicht mehr zu sehen! — und er war mir so ergeben. Wenn Sie seine Frau sehen können, sagen Sie, daß ich Cornelius' Wittwe und Kinder nie vergessen werde . . . .

Seit Tagesanbruch standen wir an den Fenstern des Coupé's — wenn man auch heute mit der nüchternen Eisenbahn in eine moderne Bahnhofshalle einfährt — man hat doch Herzklopfen beim Anblick der ersten Ruinen, der Aquädukte und beim Aufsteigen der Peterskuppel am Horizont.

Auf dem Perron stand Liszt — müde und blaß, die Haare etwas wirr, den langen Rock bestaubt, aber mit dem rührend freundlichen Ausdruck auf dem guten, großen Gesicht, den man nie wieder vergessen kann. —

Mein Telegramm hatte ihn in Tivoli getroffen und er hatte sich schon eine Stunde in dem elenden Omnibus rütteln lassen, um mich zu empfangen. Damals ging ja noch keine Eisenbahn auf der Strecke und das einzige billige Verbindungsmittel war der Stellwagen, in dem er zwischen Landleuten, Mönchen und Modellen saß. Er hatte Zeitungen und Bücher in den Taschen und für die Nacht einen dicken Wachsstock, bei dessen Licht er las. Niemand aus der guten Gesellschaft hätte sich dieses Fuhrwerkes bedient, aber dieser verwöhnte, vergötterte, von seinen Anhängern auf Händen getragene Mensch war für sich selbst so bescheiden, so sparsam, so wenig Ansprüche machend, daß er nie den Bitten seiner Freunde nachgab, die einen bequemen Wagen für seine vielen Fahrten zwischen Tivoli und Rom für keinen zu großen Luxus hielten. Und nun hatte er diese Anstrengung für mich ertragen — im Winter, bei Dunkelheit und Kälte. Er empfing mich wie ein Vater seine Tochter, mit einer Wärme und Herzlichkeit, als wenn er mir den größten Dank schuldig sei.

Ich fuhr mit Liszt nach der Pension Tellenbach an Piazza di Spagna. Auf dieser ersten Fahrt durch die Straßen Roms erfüllte mich beständig der Gedanke: *diese Stunde wirst du nie vergessen!* Ich hatte es erreicht — ich war in der ewigen Stadt! Müde von der Nachtfahrt — wie im Traum — wie im Rausch des Glückes — konnte ich kaum reden; ich hörte nur auf Alles was Liszt mir sagte — auf die Namen der Plätze und Paläste, die er nannte. Aber wozu auch reden?! Liszt verstand immer was in einem vorging, auch ohne das man es ihm sagte. Er liebte Rom nicht — die Verquickung der schönen, alten Reste und des Modernen, Häßlichen war ihm unsympathisch — aber er verstand, daß es Anziehung für andere hatte.

So kamen wir in der Pension an, wo er mich der Fürsorge von Frau Tellenbach übergab und mich für kurze Zeit verließ. Vier Treppen hoch lag mein Zimmer, aber Sonnenseite und ein Kamin verliehen ihm Vorzüge, die in Rom schwer in die Wagschale fallen.

Um elf Uhr holte Liszt mich ab, er wollte mein erster Führer in Rom sein und mich auf den Pincio bringen, um mir von da oben das schöne Panorama zu zeigen — um mir Rom vorzustellen. Wir stiegen die spanische Treppe hinauf, die von Modellen wimmelte. Liszt blieb derselbe, wo er auch war, sowie sich ihm eine bittende Hand entgegen streckte, griff er in die Tasche in die der Diener ihm immer kleines Geld thun mußte, und zog damit — besonders in Tivoli — ganze Schaaren bettelnden Volkes hinter sich her. —

Der Pincio ist um diese Stunde noch leer, nur einem Paare begegneten

Digitized by Google

wir auf der Terrasse, von der man die schöne Aussicht hat: Madame Minghetti, die Frau des damaligen Ministerpräsidenten, zeigte einem Fremden zu dieser stillen Stunde Roms Herrlichkeit. Liszt war befreundet mit ihr, ich kannte sie flüchtig von München her, so begrüßten wir uns freudig.

Sie zählte zu den wärmsten Wagner-Verehrerinnen, die die Bayreuther Sache förderten wo sie konnten, und war sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihre geistvoll-lebendige Liebenswürdigkeit bekannt.

Wir betraten dann den Garten der Villa Medici. Wir erstiegen eine Terrasse und ich glaubte auf der Höhe zu sein, dahinter erstreckt sich ein kleiner, aber dichter Wald von alten Steineichen. Der Boden ist mit den schönsten Akanthus-Pflanzen bedeckt; ein gerader, schmaler Pfad führt hindurch. Es herrschte lautlose Stille, wir gingen wie durch einen verlassenen, weltentfernten Märchenhain bis zu einer schmalen Holztreppe, auf der man aus dem grünen Dunkel ins hellste Sonnenlicht steigt. Oben steht man in einem achteckigen kleinen Pavillon, aus dem man den herrlichsten Rundblick über Rom und die Berge hat. Ich habe später noch manch schönen Sonnenuntergang von da oben gesehen — man kann sich nicht trennen, wenn der Himmel in Gold und Purpur leuchtet und die Peterskuppel sich ernst und feierlich von diesem himmlischen Hintergrund abhebt, bis Alles in Grau und Dunkel versunken. Aber dieser erste stille Rundgang in der Mittagssonne, bei hellster, klarster Luft — mit dem alten Freund, der zeigte und erklärte — bleibt mir unvergeßlich. Wir standen hoch über den Straßen und hörten nur aus der Ferne leise das Geräusch des Lebens. Der Eichenhain lag wie ein grüner Teppich zu unsern Füßen und trennte uns von Welt und Menschen. — Der große Pan schlief! —

Das Einuhrfrühstück in der Pension brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Alle Sprachen schwirrten mir um die Ohren. Ich saß zwar neben einigen deutschen Damen — Frau von Bernstorff mit Tochter aus Schwerin — aber das Geschwätz von englisch, französisch und italienisch betäubte mich so, daß ich bald nicht mehr hinhörte, sondern meinen Gedanken nachhing — hatte Liszt mir doch gesagt, daß er mich am Abend abholen würde, um mich zur Fürstin zu führen! — Ich hatte demnach den ganzen Nachmittag für mich — um sechs Uhr war das Diner — also vollauf Zeit um eine Wanderung anzutreten. Ich mußte sehen, Rom suchen, meine Neugierde befriedigen. — Ich ging also aus, aufs Geratewohl durch enge, unschöne Straßen und merkte bald, daß ich auf diese Art mich kaum aus dem modernen Theil heraus finden würde. Ich winkte einem Kutscher und machte ihm begreiflich, daß ich nach St. Peter wolle. Daß diese meine erste Fahrt in Rom glatt abgelaufen sei, kann ich nicht behaupten. Wir fuhren sehr rasch durch enge, krumme Gassen, bis gerade an der schmalsten Stelle uns ein Wagen entgegen kam, der meinen Kutscher zwang, bis dicht an die Häuser auszuweichen. Zwischen der Hausmauer und dem Wagen wurde aber ein Mann eingeklemmt, der so wenig Platz hatte, daß er mit seiner Nase die Wagenlaterne einstieß. Das Glas klirrte und fiel zerbrochen zur Erde — der Mann hatte eine Schnittwunde, die stark blutete. Nach meinem Gefühl war der Verwundete der Geschädigte, dem man hätte helfen müssen; aber die Leute schienen anderer Ansicht. Der Kutscher schrie und zankte — der Blutende bat demüthig um Verzeihung. Das konnte ich ihrem lebendigen Gebahren entnehmen, denn den Italiener versteht man ja auch, ohne seine Sprache zu kennen.

Nach diesem Intermezzo erreichten wir bald die Engelsbrücke und ich bedeutete dem Kutscher, etwas langsamer zu fahren, um mir die Engelsburg besser ansehen zu können. Aber das Pferd brütete einen heimlichen Racheplan.

Digitized by Google

Kaum waren wir vorüber, so wurde die Gangart des Pferdes schneller und schneller, wir sausten nur so den Borgo nuovo entlang und endlich ging das Thier durch und raste über den Petersplatz, bis die große Treppe vor St. Peter ihm Halt gebot. Als ich ausstieg stand die Bestie mit allen vier Beinen schon auf den Stufen, als ob sie mich im Triumph hätte hinaufziehen wollen, wenn sie nur gekonnt hätte. Der Kutscher freute sich augenscheinlich über mich, denn ich lachte, anstatt zu zittern und zu zanken.

Es war über all dem vier Uhr geworden, als ich endlich die Kirche betrat. Im ersten Moment erschien mir Alles dunkel, aber schon nach einigen Schritten blieb ich wie gebannt stehen — es war mir als wenn ein Zauber mich gefesselt hielte. Wie soll ich den Eindruck beschreiben? Es war schon so dämmerig, daß sich die Riesendimensionen der Kirche nicht mehr übersehen ließen, die dunkeln Wände verschwammen, die weißen Engel an den Weihwasserbecken schwebten in der Luft, die Statuen traten näher — wie zum Willkommen. Die Beleuchtung war magisch — die Halle wie von leichten Nebeln durchzogen — der Duft des Räucherwerks war in der Luft — und nur ganz weit, weit, irgendwo am andern Ende leuchtete es goldig wie von einer künstlichen Sonne.

Ich stand und stand, die Augen wurden mir naß — das hatte ich nicht erwartet! Wie oft war mir erzählt worden, daß St. Peter gar nichts von einer Kirche habe, daß man wie in einer Straße darin herum gehe, daß einem nie feierlich zu Muthe werden könne.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch das gelbe Fenster mit der Taube, das hinter dem Hochaltar ist.

Nur wenige Menschen knieten oder standen herum, sie sahen aus wie kleine schwarze Punkte.

Gegen 8 Uhr holte mich Liszt wieder ab und wir gingen die kleine Strecke nach **Via Babuino 89**. — Ich wußte daß die Fürstin noch in dem Chambre garnie wohnte, das sie bald nach ihrer Ankunft in Rom bezogen und das sie immer nur als Interimswohnung betrachtete. Ich kannte diese Art Wohnungen in Rom nicht und war daher über die sonderbare Einrichtung sehr erstaunt. Wir stiegen bis in den dritten Stock auf engen steinernen Treppen mit hohen, schmalen Stufen. Oben standen wir vor einer grünangestrichenen Thüre, aus der, durch ein hineingebohrtes Loch, ein Bindfaden hing, an dem Liszt zog. Innen erklang eine Glocke, aber nicht mit ein- oder zweimaligem Anschlag, sondern sie bimmelte fort, bis sie aus Mangel an Schwung verstummte. Ein Diener öffnete uns und führte uns durch ein kleines Zimmer und dann durch ein größeres in den Salon. In dem kleinen bestand die ganze Einrichtung aus einem großen Tisch, auf dem unzählige Liszt-Büsten standen — von allen die in den 14 Jahren gemacht worden waren, hatte die Fürstin ein Exemplar erhalten und hier deponiert. An der Wand hingen 14 Riesen-Wachskerzen — in bunt und gold — sie bekam jedes Jahr zu Ostern eine von Cardinal Antonelli, die vom Pabst geweiht war. Im zweiten Zimmer waren nur Bücher, an den Wänden, auf den Tischen, den Stühlen und dem Fußboden. Dann betraten wir den Salon. Die Fürstin war außer Bett, sie saß in ihrem Lehnstuhl und empfing mich, wie ich noch nie im Leben empfangen worden war. Diese Wärme, diese Zärtlichkeit, dieses überfließende Aussprechen können von allem Schönen und Schmeichelhaften, was man einem Menschen nur sagen kann, hat für uns Deutsche eigentlich etwas Fremdes. Aber ich wußte ja seit Jahren, daß diese Worte wirkliche Wärme, echte Freundschaft und große Treue bedeuteten — und so gab ich mich mit Wonne dieser Umarmung hin, bis der erste Sturm des Willkomms verrauschte und die Unterhaltung in einen ruhigeren Fluß kam.

Digitized by Google

Die Fürstin hatte sich nicht viel verändert, nur war sie stärker geworden und sah noch blaß und matt aus von ihrer kaum überstandenen Krankheit. Sie trug ein dunkelblaues Kleid mit rothem passe-poil und eine weiße Spitzenhaube mit Bändern, die in allen Farben des Regenbogens schillerten. — Der Salon war noch mit den Möbeln eingerichtet, die sie darin vorgefunden, es waren bequeme Sessel und Stühle, aber mit gewöhnlichem, geblumten Kattun bezogen. An den Wänden hingen einige schreckliche bunte Stiche von Tänzerinnen, die sie dagelassen, damit man daran sehen sollte, daß alles zur Wohnung gehöre. Auf manchem Stuhl und dem Sopha standen Bilder, die sie im Laufe der Jahre erhalten, aber sie wurden nicht aufgehängt, weil sie nicht in diese Einrichtung gepaßt hätten.

Die Fürstin saß immer mitten im Zimmer, neben ihr ein großer, länglicher Tisch, auf dem viel Blumen standen und die Bücher lagen, die sie gerade brauchte. Darumher einige Sessel und Stühle. Ein Flügel, auf dem Liszt ihr seine neusten Compositionen vorspielte, war wohl das einzige Stück, das sie selbst der Einrichtung hinzugefügt hatte. Ein großer Schreibtisch und einige kleine Schränke und Tische an den Wänden vervollständigten das Mobiliar. Zwischen diesem Wohn- und dem Schlafzimmer der Fürstin war noch ein Eßzimmer, das sie aber nie benutzte, es diente als Durchgang und lag auch voller Bücher. Die Mahlzeiten wurden ihr auf einem niedrigen Tisch vor ihrem Sessel serviert, ebenso der Thee um 5 oder 8 Uhr, wenn Besuche da waren.

Dieser erste Abend verlief unter nicht endenwollenden Gesprächen. Die beiden merkwürdigen, so bedeutenden Menschen wieder zusammen zu sehen, war mir nicht nur interessant, sondern noch mehr rührend, durch die große Liebe und treue Freundschaft, die sich in jedem Wort aussprach. Oft konnten sie sehr verschiedener Meinung sein — und sich im Eifer ganz in die Hitze hinein reden — in dem Winter habe ich das noch oft erlebt, aber das blieb auf der Oberfläche und berührte nicht die Tiefe der Herzen.

Liszt hatte in allen Lebensanschauungen einen sehr richtigen Blick, er hatte Menschenkenntniß und meist war seine Beurtheilung der Zukunft, sogar in der Politik, richtig. Gerade das Gegentheil war bei der Fürstin der Fall. Diese gelehrte Frau, von der die Männer sagten, daß sie mit Jedem von ihnen über ihr Specialstudium sprechen könne, hatte für das tägliche Leben ihrer nächsten Umgebung nicht das richtige Verständniß, sie war unpraktisch in Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse bis zum Unglaublichen — und darum war wohl auch ihr Blick in die Zukunft immer wie durch ein falsch gefärbtes Glas. Liszt sagte später manchmal zu mir: „Das sieht die Fürstin wieder durch ihre römische Brille.“ Ihr langer Aufenthalt in Rom mag wohl dazu beigetragen haben, sie fern vom wirklichen Leben zu stellen und die richtige Beurtheilung zu erschweren. Jedenfalls war es eine böse Zugabe für sie selbst, denn sie wurde sich nach und nach klar, daß sie mit ihren Rathschlägen den Menschen nichts half. Sie klagte mir oft bitterlich, daß Niemand ihr folge; weder Liszt noch ihre Tochter, weder ihre Freunde noch ihre Dienstboten thäten nach ihrem Willen. Leider mußte ich mich selbst auch bald zu denen zählen, über die sie sich beklagte, denn es war ganz unmöglich sich im Leben und unter andern Menschen zu bewegen, wie sie es für richtig hielt.

Während des Concils im Jahr 1870 in Rom, hatten sich diese Gegensätze zwischen den Anschauungen Liszt's und der Fürstin recht klar gezeigt. Die Fürstin hielt es, trotz ihrer Ergebenheit für Kirche und Pabst, für unmöglich, daß das Dogma der Infallibilität des Pabstes durchgesetzt würde. Sie kannte viele Kirchenfürsten, die von Anfang an dagegen waren, und glaubte nicht, daß alle sich schließlich beugen würden. —

Digitized by Google

Liszt war entgegengesetzter Ansicht. Er hat mir selbst von seinem damaligen Streit mit der Fürstin erzählt und hinzugesetzt: „Unsere Kirche ist nur so stark, weil sie Gehorsam erzwingt. Wir müssen gehorchen bis — (er machte die Bewegung der Hand nach dem Hals) zum Hängen. Und darum werden auch die Kirchenfürsten alle unterschreiben, es kann sich keiner ausschließen." Er hat Recht gehabt. Viele haben dagegen geredet — gehorcht haben sie schließlich alle. Der Einzige, der sich im Jahr 1874 noch nicht dem Willen des Pabstes unterworfen hatte, war Bischof Stroßmayer. Aber auch er hat sich einige Jahre später gefügt und das Dogma unterschrieben.

* * *

Für mich galt es nun, mich langsam der Fürstin nützlich zu machen, vor Allem, ihr Ordnung im Haus zu schaffen und den Dienstboten eine feste Hand zu zeigen. Die Fürstin hatte Jahrelang eine treue, deutsche Dienerin gehabt, der sie Alles überließ — auch die Beaufsichtigung des italienischen Cameriere — und hatte sich um ihren Haushalt gar nicht mehr gekümmert. Die Getreue war gestorben und Ungetreue waren gefolgt. Die Fürstin — in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit vergraben — konnte ihre Diener nicht mehr erziehen. Dazu kam die Krankheit — so war sie in einer schwierigen Lage. Ihr da etwas mehr Behaglichkeit zu schaffen, war ja nicht so schwer — aber die Fürstin selbst war eine so merkwürdige Natur, daß nicht Jeder leicht mit ihr auskam — ob ich es fertig bringen würde, mußte die Zeit lehren.

Liszt gab mir an dem Abend auf dem Nachhauseweg noch so viele gute Lehren, daß mir beinah Angst wurde.

Am nächsten Tag fuhr er wieder nach Tivoli und ich begleitete ihn bis nach der Abfahrtsstation. Gegenüber dem Bahnhof war in die Mauern der Thermen des Diokletian eine Trattoria hinein gebaut.

Der Wirth war ein früherer Diener Liszt's, der Wittwer der getreuen Kammerfrau der Fürstin, der sein und der Fürstin Faktotum geblieben war. Dort haben wir vor Liszt's Abfahrt gefrühstückt. Wir saßen im Freien — die Sonne schien so herrlich warm auf die alte Mauer hinter uns — eigentlich auf der Straße, aßen Frittura und Maccaroni und tranken Chianti. Fortunato — ein schöner Römer — bediente seinen verehrten „Signor Commendatore" selbst und nahm von da an auch mich in seine Protektion. Der Stellwagen hielt hier und Liszt fuhr wieder mit einigen Campagnolen nach Tivoli zurück.

Für mich begann nun das römische Leben mit einer Intensivität, daß ich heute, wenn ich meine kurzen Aufzeichnungen ansehe, gar nicht begreife, wie ich es körperlich ausgehalten habe. Bei der Fürstin war ich täglich. Sie bestimmte mir gleich die Stunde für den nächsten Tag und ich richtete meine Pläne danach ein. Sie fing an, ihr gewohntes Leben wieder zu führen, das durch die Krankheit unterbrochen worden war, und dazu gehörte, daß die verschiedensten Menschen zu ihr kamen, von denen sie fast Jeden allein sehen wollte. Hier handelte es sich nicht nur um leichte Unterhaltung, sondern oft um wissenschaftliche Gespräche mit gelehrten Geistlichen, die ihr aus den Bibliotheken Notizen für ihre Bücher brachten. Oder um intime Erzählungen von traurigen Schicksalen, die die Fürstin mit Theilnahme anhörte, indem sie Trost und Hülfe spendete, wo sie konnte. Ein allgemeines Gespräch, mit mehreren Menschen, von dem sie der Mittelpunkt sein mußte, griff sie meistens an, besonders weil es fast immer in verschiedenen Sprachen geführt werden mußte. Meine schönsten Stunden mit der Fürstin hatte ich Abends von 8 — 11 Uhr, wo ich ihr vorlesen sollte, aber die Gespräche, die Erinnerungen waren oft so übermächtig, daß

Digitized by Google

Bücher oder Zeitungen liegen blieben. Was hörte ich aus dem Munde der Fürstin aber auch alles! Dinge, die mich auf das Tiefste bewegten, aus dem früheren und inneren Leben meiner Mutter, die sie vielleicht Niemand anders anvertraut hat und die mir das große Vertrauen zeigten, das sie in die Fürstin gesetzt. Wie viel sprach sie mir von ihrem eignen Leben — von Liszt. — Wie hatte sie gekämpft und gelitten! Die 12 Jahre, die sie auf der Altenburg zubrachte, waren ein fortgesetztes Opfer für Liszt, denn sie wußte nur zu gut, wie hart die Menschen sie beurtheilten und in welch schiefer Stellung sie war. Die Kämpfe in Rom — um die Heirath zu ermöglichen — hatten an ihrem Leben gezehrt. Jetzt litt sie darunter, daß Liszt sein Leben zersplitterte und nicht genug arbeitete. Hatte sie ihn nicht besitzen können, so wollte sie ihn der Kunst erhalten, d. h. immer nur auf dem Weg, den sie für den richtigen hielt. Er sollte sich hohe Ehren als Komponist von Kirchenmusik erringen — er sollte ein zweiter Palestrina werden.

Deshalb wollte sie die Stelle des Dirigenten der päbstlichen Kapelle für ihn haben und der erste nothwendige Schritt dazu war seine Einkleidung als Abbé gewesen. Daß Liszt mit seiner modernen Musik nicht in die Peterskirche paßte, das hatte der Pabst längst eingesehen. Er hatte ihn früher einmal auf dem Monte Mario besucht und sich von ihm vorspielen lassen, dann verlief die Angelegenheit im Sande. Ich bin überzeugt, daß Liszt nie einen Schritt dafür gethan hat. Er hat selbst am besten gewußt, daß er im Abbérock Weltmann geblieben. Das war der Fürstin schrecklich. Er sollte in Rom und Tivoli leben und zur Ehre Gottes schaffen. Liszt konnte aber nicht immer komponieren, er brauchte auch Anregung von Außen, er brauchte die Welt. Wenn er in Stimmung war, ernste Sachen zu schaffen, war er selbst glücklich darüber, aber die Stimmung war eben nicht immer da. Das weiß jeder wahre Künstler, daß es so sein muß. Wenn er nur arbeiten wollte, so machte er Transskriptionen, Ueberarbeitungen, setzte zweihändige Stücke für vier Hände oder zwei Klaviere.

Daß er mit seinen früheren Kompositionen, mit den symphonischen Dichtungen, mit den Klavierstücken, einen ganz neuen Weg eingeschlagen und Großes geleistet, davon sprach die Fürstin kaum mehr; das waren seine Jugendwerke — das war ein fait accompli. Sein Mannes- und Greisenalter sollte nur der Kirche geweiht sein. Wie viel Einfluß sie auf Liszt gehabt, so lange sie auf der Altenburg zusammen gelebt und gearbeitet, ersieht man aus seinen, eben herausgekommenen Briefen. Ihre Schreibtische standen in demselben Zimmer, die literarischen Sachen entstanden zwischen ihnen, man konnte nicht sagen, wer das Meiste daran gethan — und auch komponieren konnte er eigentlich nur, wenn sie da war und ihm Ruhe und Behagen schuf. Der Einfluß war natürlich ein gegenseitiger und Liszt hatte immer noch einen Bundesgenossen an Prinzeß Marie. Zwischen diesen beiden geliebten Menschen, die sich so gut verstanden, lief der Lebensweg der Fürstin auf gesicherteren Pfaden als später, wo sie allein lebte und sich mit der Außenwelt nicht zurecht finden konnte.

Vom Tag an, da sie von Weimar nach Rom abgereist war, um ihre Trauung durchzusetzen, hatte Jeder von ihnen, ohne es zu wissen, seinen eignen Weg eingeschlagen. Dadurch kam es, daß ihr wohlthätiger, gegenseitiger Einfluß nicht mehr so wirksam sein konnte. Sie wollte seine Arbeiten bestimmen, aber Liszt konnte nur noch nach eignem Rezept, nach eignen Kräften schaffen. Durch all diese Dinge kamen beständig Konflikte, thaten sich die beiden Menschen oft weh — die sich doch so innig liebten, daß sie einander nicht entbehren konnten. Das ganze Leben und Denken der Fürstin drehte sich um Liszt, ob er da war oder weit weg, sie sorgte sich immer um ihn, sie sorgte immer für

Digitized by Google

ihn. Liszt sagte mir oft: „Die einzige Person, die ein Anrecht an mich hat, ist die Fürstin Wittgenstein. Allen Andern kann ich jede Minute den Stuhl vor die Thüre setzen.“ Und dann fügte er mit sehr ernstem Gesicht hinzu: „et je me ferais hacher pour elle!“ — Und das war seine wahre Empfindung. Alle andern Beziehungen mit Frauen nahm er so wenig ernst, daß er der Fürstin meist davon sprach. Für ihn waren das geringfügige Episoden seines Lebens, die ganz etwas Anderes bedeuteten, als die Treue, die er für sie im Herzen trug.

Daß ihr diese seine Bekenntnisse oft bittere Schmerzen bereiteten, wird Jedermann verstehen, der das Frauenherz kennt. Aber sie wollte vor Allem Liszt's Freundin sein und war klug genug, ihm jede Regung von Eifersucht zu verbergen, um sein Vertrauen nicht zu verlieren. Liszt ahnte wohl nicht, daß sie sich oft furchtbar grämte und wie bitter sie darunter litt, nicht die Einzige für ihn zu sein, nachdem sie ihm Alles geopfert und er immer der Einzige für sie gewesen und geblieben.

* * *

Am 16. Januar fuhr ich mit Frau und Fräulein von Bernstorff nach Tivoli, wohin uns Liszt eingeladen hatte. Die vierstündige Wagenfahrt durch die Campagna, die heute wohl Niemand mehr macht, war wundervoll, aber tragisch durch den Anblick der fieberkranken Menschen. Ich stieg am Eingang des Ortes aus, um direkt in die Villa d'Este zu gehen. Auf einem viereckigen, verödeten Platz ist der Eingang, in einer hohen Mauer ein grünangestrichenes Thor, in dem sich eine so kleine Thüre öffnet, daß man kaum hindurch kann — auch hier als Klingelzug ein Strick, der in weiter Entfernung eine kleine bimmelnde Schelle in Bewegung setzt. Ich wußte, daß der Cardinal nicht da war, daß Liszt mit seinem Diener allein im Seitenflügel hauste, und wunderte mich also nicht, daß ich — wie im verwunschenen Schloß — den schlurfenden Schritt einer alten Frau hörte. Sie ließ mich in einen viereckigen Hof treten, der mit einem Säulengang umgeben ist. Als ich nach dem Signor Commendatore frug, wies sie auf einen gegenüber liegenden Eingang. Eine kleine steinerne Treppe brachte mich an eine offenstehende Thüre, auf der Liszt's Monogramm gemalt war. Ich betrat eine große, breite Terrasse — es ist das flache Dach eines Seitenflügels — der nach der Campagna zu liegt und von der man die Aussicht bis nach Rom hat. — Ich ging bis ans Ende der Terrasse und blieb da stehen, denn der Anblick war unbeschreiblich schön, erhöht und belebt durch kleine weiße Wolken, die ihre wechselnden Schatten auf die weite Ebene warfen. — Liszt hatte mich gesehen und kam heraus, um mich zu begrüßen, wir standen noch lange zusammen da oben — er freute sich an meinem Entzücken! Wer die Campagna kennt, wer in ihre Geheimnisse eingedrungen ist, der weiß welch tief ernstes Empfinden einen beschleicht, wenn der Blick über die weite, wellige, öde und doch so reizvolle, seltsam bezaubernde Ebene schweift. — Liszt's Thurmzimmer, in dem sein Schreibtisch stand, hatte den Blick nach der Campagna und nach dem Garten; ein Eßzimmer, Musikzimmer und Schlafzimmer bildeten seine Wohnung, alle vier Räume lagen an der großen Terrasse. — Er machte es mir gleich behaglich, denn er gab mir Briefe zu schreiben, die schon auf mich gewartet hatten. Dann ging er mit mir nach dem Hotel Regina, wo die Damen abgestiegen waren. Wir mußten fast das ganze Dorf durchwandern und ich sah ein originelles Bild nach dem andern. Schon auf dem öden Platz vor der Villa schienen einige Kinder nur das Erscheinen Liszt's erwartet zu haben, um sich ihm anzuschließen; je weiter wir gingen, je größer wurde

Digitized by Google

der Troß. Er vertheilte Kupfermünzen und die Leute stürzten aus den Häusern, um ihm die Hände und den Rock zu küssen. So war es jedes Mal, wenn er ausging, aber das geschah allerdings selten. Die Klosterkirche liegt dicht neben der Villa; um die Messe jeden Morgen zu hören, brauchte er die Straße nicht zu betreten. Außerdem hatte er den wundervollen Garten zur Benutzung und Spazierengehen als solches kannte Liszt überhaupt nicht. Wie ich so mit ihm durch die engen Gassen schritt, die pittoresken italienischen Bilder an mir vorüberziehen lassend, da kam es mir vor, als wenn er nirgends so hin gehöre als hier. Die Bettelbande, die jeden Andern geärgert hätte, amüsierte ihn. Er lachte mit den Leuten, zankte sie aus, wenn sie zu unverschämt wurden, und schenkte ihnen doch wieder. Er sah aus wie ein Patriarch, den alle verehren und von dem doch alle haben wollen. Unter großer Begleitung kamen wir also am Gasthof an, wo wir die Damen Bernstorff abholten, und gingen nach dem Tempel der Sibylle und dem großen Wasserfall. Liszt machte den Fremdenführer, was mir sehr komisch vorkam, ich hatte ihn kaum je vis à vis der Natur gesehen; er hatte nicht viel Empfänglichkeit für ihre Schönheiten — manchmal konnte ihn etwas ergreifen, aber er hatte kein Bedürfniß darnach, er suchte die Natur nicht auf.

Wir standen oben an dem großen Wasserfall, wo die breite silbergrüne, klare Wasserfläche ruhig fließend aus dem gemauerten Bogen kommt, um einige Schritte weiter mit Donnergebraus in die Tiefe zu stürzen. Daß fließendes Wasser einen nachziehenden Einfluß auf den Menschen hat, der lange hineinsieht, hat wohl schon Jeder empfunden, aber so wie hier hatte ich es noch nie gefühlt. Ich sah, daß es Liszt gerade so ging. Er ergriff plötzlich meine Hand und sagte: „Kommen Sie fort von hier, das Wasser zieht uns sonst nach."

Den Abend brachten wir bei Liszt zu. Nach dem Essen spielte er: Adagio von Mendelsohn, eine Melodie, die in St. Peter mit Posaunen geblasen wurde, wenn der Pabst den Segen ertheilte, tu es Petrus und Pastorale aus seinem Christus und Isoldens Liebestod. An dem Abend zeigte er sich wieder als der liebenswürdigste Wirth und bezauberndste Mensch. Jedem sagte er etwas, was ihn entzückte und beglückte. Mir mehrmals das Wort, was ich so von ihm zu hören liebte und mit dem er mich so oft bei sich heimisch gemacht hat: „Faites comme vous voulez, vous êtes chez vous."

Der nächste Tag, der 17. Januar, war ein Sonntag. Tivoli hatte sich geputzt und etwas gereinigt, als ich nach der Villa ging, um bei Liszt noch Einiges zu besorgen. Er war schon in der Kirche gewesen und eben verließ ihn ein Mönch des nahen Klosters, ein Gelehrter, mit dem er viel verkehrte. Etwas später zeigte er Bernstorff's und mir den Garten der Villa d'Este. Die Terrassen die zum Schloß hinaufführen, die herrlichen Cypressengruppen, die plätschernden Wasserkünste. Die Stimmung ist eine ernste, denn eine halbverfallene Pracht umgiebt uns, aber die üppige Natur hat ihre Ranken und Blüthen über die Risse geschüttet.

* * *

Nach meiner Rückkehr fand ich Liszt in Weimar — wie viel hatten wir zu sprechen — wie viel mußte ich ihm erzählen!

Die Aufführungen des „Tristan" mit dem Ehepaar Vogl hatte ich versäumt, sie waren Mitte Juni gewesen, ebenso das Konzert im Tempelherrenhaus zum Andenken von Madame Moukhanoff. Ihr Portrait, von Lenbach gemalt, war dazu geschickt und aufgestellt worden. Ich sah es noch — es hat etwas geisterhaftes, ist für meinen Geschmack aber eines der ähnlichsten und poetischsten Frauenbilder, die dieser Meister geschaffen.

Digitized by Google

Der erste Brief der Fürstin, den ich aus dieser Zeit vorfinde, ist vom 9. Juli:

Ihr Brief hat mich wirklich sehr erfreut, liebe Adelheid, da ich immer noch nicht ganz beruhigt über Ihre Reise und Gesundheit war. Jetzt aber, wo ich weiß, daß Sie schon in Nordheim waren und in Weymar gut aufgehoben sind, werde ich nicht mehr davon sprechen. . . . . Also halb Weymar auf dem Bahnhof, Ihr Haus voll Blumen, Hände und Augen zum freundschaftlichen Willkomm bereit! Das hat mir wirklich eine reine mütterliche Freude gemacht. — Wie schön muß es bei Ihnen ausgesehen haben, als alle römischen Nippsachen angekommen waren! — Ich erinnere mich, wie ich mich freute, den Salon meiner Tochter zu betrachten, nach all unseren Reiseeroberungen! — Ihr guter Stern hat sich wieder bestätigt, indem Sie noch alle Ihre Freunde vor ihrer Abreise trafen. . . . . .

Vor ein paar Tagen habe ich von $7^1/_2$ früh bis $5^1/_2$ Abends gearbeitet, ohne andere Unterbrechung als meine kurze Toilette und das noch kürzere Diner — zehn Stunden ohne Unterbrechung sind aber nicht für alle Tage. Gewöhnlich bekomme ich noch Besuche oder schreibe Briefe bis $5^1/_2$, dann fahre ich aus. Wenn ich die Straßenluft nur von Weitem fühle, da glüht es wie aus einem Backofen. Unmöglich, noch um diese Stunde draußen zu bleiben — ich besuche Jemand bis Sonnenuntergang; dann fahre ich weit in die Campagna hinaus. Gestern Abend war ich unter dem großen Berg von **Torre del Quinto**, noch weiter wie mit Ihnen, und bin um zehn zurückgekommen. Es hat mir nicht geschadet. So was sieht man nie im Winter! — Da bin ich vor Kurzem im Colosseum, im Forum, auf dem Capitol in späten Stunden gewesen und habe Alles so herrlich gefunden. Wie schön zeigen sich in dieser warmen, klaren Nachtluft, bei Mondschein, die Aquäducte von St. Giovanni und die via Appia! —

Jetzt wissen Sie Alles von meiner einsamen, reichen, schönen Herrlichkeit! — . . . . . .

Minghetti kam, um eine gute Stunde mit mir zu verplaudern. — Armer Mann! Wie sehr ist er gealtert seit vorigem Jahr! **Il est tout courbé, sa figure a déjà tout l'affaissement de la vieillesse avancée.** Sein Geist ist immer klar und edel — sein Körper aber ist so angegriffen, daß ich nicht weiß, ob er je mehr zur alten Frische zurückkehrt. — Er sagte mir, wie angenehm es für seine Frau war, die Reise mit Ihnen zu machen. . . . . .

Nachdem ich mich vier Wochen in Weimar ausgeruht, reiste ich zu längerem Aufenthalt nach Nürnberg, um meine erkrankte Schwägerin zu pflegen. Liszt wurde dort von Fräulein Lina Ramann erwartet, kam dann aber erst im September, auf seinem Weg nach Rom. Fräulein Ramann, die Kämpferin und Lehrerin für seine Richtung in der Musik, besuchte er oft. Später wurde sie auch sein Biograph. — In Rom hatte Liszt mir gesagt, daß er sie dazu ausersehen habe und daß er wünsche, daß sie auch von der Fürstin die nöthigen Notizen dazu erhalte. Ich brachte der Fürstin die Broschüre, die Frl. Ramann über den „Christus" von Liszt geschrieben hatte. Sie gefiel ihr sehr und daraufhin erklärte sie sich bereit, der Verfasserin alles Nöthige mitzutheilen, wenn sie im Sommer nach Rom kommen und in der stillen Zeit mit ihr arbeiten wolle, denn natürlich müsse sie die Person, der sie so wichtige Dinge anvertraue, erst kennen lernen. Diesen Bescheid brachte ich bei meinem Aufenthalt in Nürnberg Frl. Ramann. Für diesen Sommer war es zu spät, aber 1876 hat sie die heißesten Monate in Rom zugebracht und im dunklen Zimmer jeden Tag stundenlang mit der Fürstin gesprochen und gearbeitet, so daß sie

Digitized by Google

für ihr Buch: „Franz Liszt als Künstler und Mensch", von ihm und der Fürstin direkt die genausten Angaben erhalten hat.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 25. 8. 75.

. . . . . Die kalten Bäder thun mir sehr wohl, die Nachtluft schadet mir gar nicht mehr, ich komme oft um 10 Uhr Abends aus der Campagna zurück, wenn es Mondschein ist und ich erst nach Sonnenuntergang aus der Stadt fahre. Es ist ordentlich heiß — 36 bis 38 Gr. — also sehr gesund für jetzt und für den Herbst. Wenn man mich in Ruhe läßt, da bin ich sehr glücklich! Dem lieben Gott so dankbar für meine Gesundheit. Ich arbeite so vortrefflich, recht viel, wenn ich keine besondere Angst für die Meinen, fern und nah, zu haben brauche. Ich danke auch herzlich dem lieben Gott, daß es Ihnen so gut geht. Möge es also immer so weiter gehen. Gewiß sind Sie nicht zum letzten Mal in Rom gewesen. Da ich aber etwas egoistisch bin, so denke ich diesen Winter noch von Ihrem guten Einfluß auf meinen Hausstand zu zehren.

. . . . . Quand on habite une aussi petite société que celle d'une kleine Residenz, il faut, je crois, fréquenter peu de personnes, celles qui nous conviennent spécialement, mais voir tout le monde — pour ne pas éterniser des petits faits qui deviennent microscopiques dans les petites proportions —. Es ist auch nicht der Mühe werth, sich mit den Leuten zu entzweien, wenn man sie an jeder Straßenecke begegnet. Es ist aber auch nicht der Mühe werth, sie all zu oft zu frequentiren! —

Dank liebes Kind, für die guten Nachrichten von Liszt, der verspricht, im September hier zu sein. Er war in Bayreuth, où il a assisté à une fête, donnée par Wagner à la fin de ses répétitions, à tout son personnel chantant et jouant — 150 personnes — (wenig.) Es war dabei viel zu essen und zu trinken und Wagner hielt eine große Rede über die Würde der Musik und das Drama, das die Welt regeneriren wird — (?) On se donna rendez-vous pour la représentation de l'année prochaine. — Mais l'année prochaine il y aura bien d'autres représentations encore et une autre musique que celle de l'orchestre! Vedremo — En attendant es gährt — — und wird doch einmal zum Ausbruch kommen. — — . . . .

* * *

In Waitzenbach hatte mich meine Tante mit der Nachricht empfangen, daß sie die geplante Reise nach Italien im September mit mir antreten wolle. Ich schrieb es gleich der Fürstin.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 5. 9. 75.

(Am Kopf des Briefbogens stehen die Worte: Ah quel plaisir.)

Mein liebes, liebes Kind! Ich freue mich so schrecklich, Sie bald wieder zu sehen, daß ich es Ihnen sogleich, aber sogleich nach meinem Diner sagen muß. Ich bekam Ihren Brief mit meiner Suppe und kaum habe ich meine Erdbeeren gegessen, so sitze ich da und sage Ihnen, combien je vous embrasse et vous aime. . . . . Seit sechs Tagen hat ein Gewitter die Luft

Digitized by Google

erfrischt, daß es keine Hitze mehr giebt! — Früh ist es sogar frisch. Ich bade immer, gehe aber nicht mehr so kühn Abends aus. Es ist auch die Zeit von dem vorjährigen Fieber und ich nehme China, das mir, Gott sei Dank, gut bekommt. Dieser Sommer, dieser August, war ganz besonders prächtig. Sie hätten es nicht ausgehalten, Sie könnten nicht jeden Tag bis 5 Uhr im dunklen Zimmer bleiben. Wer es aber kann, der dankt Gott dafür! Ich bin auch schrecklich lustig jetzt, Sie wieder zu sehen ist eine ganz schöne surprise von der lieben, guten Providence und ich kann nicht sagen, wie das mir lieb ist. — Sie werden wahrscheinlich Liszt hier finden und wenn es so weiter in der Herzegowina fortgeht, wird es vielleicht auch für ihn in Pesth zu Ende sein! Wie unendlich lieb wäre mir das! — . . . . . .

Könnten Sie mir nicht in München oder irgendwo eine Photographie von Arminius' Denkmal auftreiben? Sie würden mir das größte Vergnügen machen, diese Erinnerung an das große Fest mitzubringen. — Eine Gabe so recht nach Ihrem Sinn! — Ist sie es nicht? — Ich kann nicht leiden, wenn große Monumente in die Welt kommen, ohne daß ich weiß, wie sie aussehen. Also abgemacht! Sie bringen mir irgend ein Abbild von Bandel's Meisterwerk, so daß ich es ungefähr beurtheilen und mir denken kann, wie es aussieht. . . . . .

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 3. 12. 75.

Chère Adelheid! Comme votre lettre m'a fait plaisir. Tausend Dank! Savez-vous que j'ai été presque contente que vous ayez eu froid à Florence? Cela m'était une garantie de plus que vous nous regrettiez. Grüßen Sie die liebe Tante von mir und sagen Sie ihr, wie sehr unzufrieden ich war, daß gerade die Madonnen vor Ihrer Abreise nicht fertig waren. Ich wollte sie anders wie die Ihrige, prises sur la toile même par un autre procédé et par ce temps humide la carton ne voulait pas sécher, si bien que je les ai reçues Lundi soir. Je les enverrai par la première occasion. Comme je voudrais qu'elles lui arrivent comme un écho de Rome, pour Noël! — — Dites le lui . . . . . Mir war es auch sehr schwer, Sie nicht mehr Abends erwarten zu können. . . . . Zarembski wird sein Concert im Palazzo Caffarelli den 18. halten. Liszt dine et soupe en ville très souvent — trop souvent — geht nicht nach Tivoli, fait „l'homme charmant" und vergeudet so seine Zeit. — Seine Schöpfungskraft hat er nicht verloren, wohl aber seine Arbeitslust, und das ist das traurige Resultat von diesen traurigen fünf letzten Jahren. . . . . .

Rome, (Ende Dezember) 75.

. . . . Rom ist verhältnißmäßig auch schrecklich ruhig. — — Nach dem kleinen buz — buz — welches das Zarembski Concert verursachte, hat sich Alles in die tiefste Stille versenkt. — Man verspricht sich sogar eine größere Carnevals Stille. Auch in der großen Welt, wo alle Damen des Hofes erklärt haben, daß sie, wegen verschiedener Ursachen, keine Bälle oder Soiréen geben wollen. — Der ganze Verkehr ist auch wie gefroren — man besucht sich nicht, man erblickt sich kaum. — — Als Prediger hatten wir für diesen Advent einen sehr geistreichen Prälaten, einen französischen Diplomaten, seit Jahren mit uns Allen bekannt und befreundet — er sprach in der warmen,

Digitized by Google

recht gemüthlichen Kirche von St. Louis des Français. — Jetzt ist es auch damit vorbei. — Denken Sie sich, es ist noch stiller wie voriges Jahr. — Liszt bleibt in Tivoli, wo er an seinem Christbaum arbeitet. . . . .

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 5. Jan. 76.

Liebes Kind — Ich schreibe Ihnen morgen einen langen Brief — da ich Ihnen Vieles zu erzählen habe. Heute will ich Ihnen nur ein gutes Neu-Jahr wünschen — auch fröhlich — besonders aber gut — fruchtbar für die Seele — stärkend und erhebend — fumo è piacere, piacere è fumo, sagt die Cigarren-Devise vom Duca Sermoneta. Die Hauptsache ist, von Jahr zu Jahr höher zu steigen; zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbeherrschung besser zu gelangen. Verzeihen Sie Liebste, das bissel Moral — ich spreche eigentlich nur mit mir selbst, wenn ich das Alles sage. — — Ihre Zeilen über Weihnachten haben mich sehr gerührt. Als ich jung war, da wurde ich immer auch, wie Sie, traurig bewegt und weinte viel. Ich erwartete vielleicht eine nahe Freude. Seit ich gar keine mehr erwarte, seit ich nie mehr den Abend Menschen sehe, nur an Menschen denke um ihnen kleine Freuden zu bereiten, bin ich immer so glücklich! — Da verlebe ich den Abend in der Krippe — oder im Himmel, wo Er jetzt glorreich wohnt und uns Alle zu sich ruft! — —

Tausend Dank für alle gute, gute Wünsche — Sie wissen, wie ich Ihnen für alle Ihre Sorge und Liebe dankbar bin. — Zwölf Jahre werden nicht vorbei ziehen ohne daß wir uns wieder sehen. — Sie werden mir noch in schwierigen Augenblicken helfen —. En attendant je vous embrasse de tout mon coeur, en vous disant, chère enfant, bonne année et beaucoup de bonnes années —. Bitten Sie täglich und eifrig Ihre gute Mutter und Ihre guten Engel, damit sie Ihr Leben zu einem schönen Ganzen sich gestalten, es nicht zerfahren lassen. Gott segne Sie, liebe Adelheid. Ihre alte Freundin

Carolyne Wittgenstein.

Am 2. Februar schrieb mir die Fürstin nach Weimar einen langen Brief voller Haushaltungs- und Dienstbotenangelegenheiten. Sie erwähnt auch, daß Cardinal Hohenlohe nach Rom zurückgekommen sei und daß sie sich dadurch wieder unter gutem Schutz fühle. Daß Preller mit seiner Frau in Rom ist und daß sie jeden Dienstag bei ihr Kaffee trinken und von Weimar erzählen. Dann schreibt sie:

Liszt ist immer in Tivoli wo er neulich in irgend einer Filharmonie öffentlich spielte. Sie können sich denken wie die ganze Stadt aus Entzückung in Ohnmacht fiel. Bürgermeister, Stadtfarben, Alles war im Spiel . . . . .

Zuletzt erwähnt sie noch, daß sie hoffe in diesem Sommer wieder in den vierten Stock ziehen zu können. Das war Jahre lang ihr Ersatz für eine Reise nach einem kühleren Klima gewesen und seit zwei Jahren hatte sich das nicht mehr einrichten lassen. Darauf schob sie es zum großen Theil, daß sie so viel vom Fieber zu leiden hatte.

Liszt schrieb mir auf meine Erkundigung nach seiner Schülerin, der sehr kranken Fräulein Wenzel, für die sich viele in Weimar interessierten:

8. Février, 76.

Chère excellente. Rome.

Vos amicales lignes me sont parvenues aux derniers jours de mon habitation à la Villa d'Este. De là je ne pouvais guère vous

Digitized by Google

fournir promptement des renseignements complets sur le sort de Mlle. Wenzel. Samedi dernier, à mon arrivée ici, je me trouvais bien à même de vous assurer qu'elle n'était pas morte, et se portait assez bien. Mais j'ai préféré attendre un peu, afin que vous soyez plus et mieux informée. Donc Mlle. Wenzel est partie de Rome, Samedi soir, pour Brindisi, où elle s'est embarquée sur un bateau anglais qui arrivera après demain (jeudi) à Alexandrie. Vendredi elle sera au Caire, et y restera plusieurs mois. Zarembski l'a accompagnée jusqu'à Brindisi, d'où il est revenu ici, ce matin. . . . . .

Demain soir je quitte Rome; avant d'arriver à Pest, je ferai trois petites stations, d'une journée chaque, chez Madame Laussot (Florence), la Princesse Rospigliosi, et le Comte Széchényi (à Venise). Le 15. Février je serai de retour à Pest — et avant la mi-Avril à Weimar.

Zarembski a eu un succès éclatant à son concert (palazzo Caffarelli) en Décembre. La Princesse Marguerite et beaucoup de dames de la haute volée y assistaient. Depuis lors la réputation de Zarembski comme pianiste est tout à fait établie ici, et fort meritée.

Très cordialement votre reconnaissant et dévoué

F. Liszt.

Fürſtin Wittgenſtein an Adelheid von Schorn.

4. März.

. . . . Erinnern Sie ſich an Martha Sabinin? Denken Sie ſich — nach der Reiſe, die ſie wegen ihrer Geſundheit macht, wird ſie Pröbſtin, ou mère supérieure de tous les convents de soeurs de charité que l'impératrice a fondés en Russe —. Sie hat Spitäler gegründet — ſie hat die ganze Campagne in den Ambulancen mitgemacht — kurz iſt eine Heldin geworden. — Die ganze Familie iſt mit ihr in der Krim und die jüngſte Schweſter Nadia hat neulich in Odeſſa in einem Concert Violine geſpielt. Dort haben ſie ein Haus und eine Kirche gebaut und das iſt die maison mère geworden. — Sie hat ſich ſo mit Leib und Seele der Sache gewidmet, daß ſie eine ganz berühmte Perſönlichkeit wird. — Wir waren geſtern zuſammen bei Madame Bouteneff, wo ich Biſchof Stroßmayer hinbrachte, der uns alle mit ſeinen Reden enthuſiasmierte. — Dieſes Jahr hörten wir wenig vom Carnaval in den Salons, obſchon es auf der Straße weniger widrig war, weil es nicht regnete, die Sonne ſchien, das Wetter ſchön war. —

Sie haben vielleicht von dem raſchen Tod von Louis Wittgenſtein gehört. Samstag auf dem Corſo — Montag todt — Dienstag in der Kirche! — Er war vor ein paar Wochen ſpät in der Nacht aus Tivoli gekommen — achtete nicht des Fröſtelns und wurde von einer perniciosa fulminante gepackt. Das vergrößerte meinen Widerwillen gegen den Straßencarnaval. — Liſzt geht es, Gott ſei Dank, ganz gut in Peſth. Man ſchreibt mir, er ſieht noch wohl aus und iſt in guter Stimmung! — . . . .

Rome, 7. 4. 76.

. . . . . Je suppose que vous serez à Weymar quand Liszt y arrivera et continuerez d'être toujours sa Providence. — Il etait fort occupé à Pesth et j'ai peu de nouvelles de ses projets —. J'ai seulement su qu'il avait été très bien de santé et j'espère qu'il vous arrivera encore ainsi. —

. . . . . Vous savez que la pauvre Lindemann a quitté ce monde —. Nos dernières entrevues ont été très touchantes — pendant

Digitized by Google

dix ans j'ai cherché à la préparer à ce dernier jour et quand elle m'a dit: „Ich segne und ich danke", j'ai bien prié le ciel qu'elle trouve là-haut ces anges, qu'elle disait déjà voir: — „So viele und alle kniend!" — — Elle a eu autour d'elle tout ce qu'elle aimait — mari, fils, frère, soeur, ami — Gregorovius ne voulait venir, — qu'après que tout serait fini — mais on a tant insisté pour l'avoir, qu'il est venu une heure avant son dernier soupir! — . . . . . .

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

. . . . Wie Sie wissen, bin ich gar nicht dafür, daß jede Frau heirathet — Gott bewahre — aber die Frau, welche nicht den gewöhnlichen Weg des Glücks in der Aufopferung geht, muß sich einen anderen Wirkungskreis bilden. — Jede muß ihn sich langsam aussuchen — aber ihn endlich finden. Wenn sie sich nicht eine Kunst, eine geistige Beschäftigung erwählt, so muß sie sich doch etwas Beständigem widmen!

. . . . Sie kennen mich; je mehr ich liebe, je mehr muß ich wahr sein, da es mir viel mehr um das wahre Wohl Derer die ich liebe, zu thun ist, als um ihre Zärtlichkeit für mich, obschon es mir oft schrecklich hart war dieselbe zu vermissen! Lieben Sie mich doch immer, da gewiß Ihre liebe Mutter, die mein Herz von oben sieht, damit zufrieden wäre! — Mein Brief wird vor Ostern kommen, möge er Ihnen der Vorbote eines recht freudigen Allelujah sein! hier jetzt auf Erden — und oben für die Ewigkeit! — . . . .

Ich will doch nicht vergessen, Ihnen liebe Adelheid, zu danken für das was Sie mir schreiben über „Religion et monde".*) Es freut mich tief daß es Ihnen gefallen hat —! Sie finden es so ruhig und klar — da wissen Sie jetzt wie es in mir aussieht. Gerade so ruhig und klar. Mir aber fließt keine Milch in den Adern — reines, edles Blut —, wenn ich also nicht auf das Ding an sich (wie Schopenhauer sagt) schaue — aber Menschen ansehe, mit ihnen in Berührung komme, so wird natürlich die Energie der Ueberzeugung, im Kleinen oder im Großen, sich ruhiger oder heftiger äußern, je nach den Umständen und dem Eindruck, den Andere in mir hervorrufen. — In meinem Herzen aber ist stille, tiefe, klare Ruhe — und unendliche Liebe! . . . Madame Minghetti ist schöner wie je, sie geht nach Bayreuth, wo Sie sie sehen werden. Minghetti est parti avec beaucoup de dignité — après un très beau discours. Ils restent á Rome . . . .

. . . . Tausend Dank für die guten Nachrichten über Liszt, besonders auch für die sehr interessante Beschreibung der Faust-Aufführung. Ich bin höchst gespannt darauf, da sie für mich ein viel höheres Interesse hat, als ein rein Weymarisches Theater-évènement. — Vieles knüpft sich daran. — Wenn die Proben kommen und Sie diese besuchen, schreiben Sie mir darüber, sowie über die Vorstellung — geben Sie mir ein ganzes Verzeichniß von der Musik, die Lassen komponiert hat. Was? zum Ersten — Was? zum Zweiten Faust? — Ich bin höchst neugierig —. Dingelstedt möchte die beiden Faust nach den Nibelungen einmal in Bayreuth aufführen. — Was für einen Effekt wird es in Weymar machen? . . . .

Am 6. und 7. April wurden zum ersten Mal die beiden Theile des Goethe'schen Faust, nach der Bearbeitung von Otto Devrient und mit der Musik von Eduard Lassen, gegeben. Dieses Ereigniß war so wichtig für Alle, die Theil an dem künstlerischen Leben Weimars nahmen, daß ich Einiges darüber berichten muß. Devrient war Regisseur und Schauspieler am Weimarer

*) Die Fürstin hatte mir diesen Band geschickt, der zu den „petits entretiens" gehört.

Digitized by Google

Theater, er hatte sich mit Lassen zu diesem Werk vereinigt und Baron von Loën, der Intendant, förderte die Sache mit allem Eifer, den er immer an den Tag legte, wenn es eine künstlerische That zu vollbringen galt. — Devrient war zum bestimmten Zeitpunkt fertig, aber Lassen's wegen, dem die Musik unter den Händen wuchs, und der mehr Zeit dazu brauchte als er vorher gedacht hatte, war die Aufführung schon mehrere Male verschoben worden. Nun erklärte Baron von Loën, wenn sie am 6. und 7. nicht sein könne, so sei es für diese Saison überhaupt zu spät, denn es hatten sich von auswärts so viele Freunde der Sache und Kritiker angemeldet, daß man schon deswegen den Termin einhalten mußte. Außerdem hätte ein abermaliges Hinausschieben das ganze Repertoire gestört.

Als diese Tage herannahten, ergab es sich, daß Lassen mit der Instrumentation, um die es sich nur noch handelte, so spät fertig wurde, daß es nicht möglich war die Stimmen noch ausschreiben zu lassen. Aber da griffen die Freunde helfend ein — und es wurde fertig.

Tag und Nacht saßen einige geübte Kräfte beieinander, aus jedem Bogen Partitur, der von Lassen kam, wurden die Orchesterstimmen ausgeschrieben und zum Kopieren an andere Freunde vertheilt. Ich bekam am 3. April Abends um zehn Uhr eine Violinstimme zum Abschreiben, früh um vier Uhr war sie fertig und am 4. April um zehn Uhr Morgens lag Alles im Theater auf den Orchesterpulten. An dem Tag war die einzige Probe mit Musik zum ersten Theil, am 5. April zum zweiten Theil, am 6. und 7. die Aufführungen. Wer das schwere Werk kennt, wird es kaum begreifen, daß das möglich war und sich denken können, daß alle Eingeweihten eine namenlose Angst ausstanden. Aber es ging glatt von Statten — Dank der unermüdlichen Arbeit aller Betheiligten, Devrient's als Regisseur, der zugleich den Mephisto spielte, Brock's als Faust und Lassen's am Dirigentenpult. Aber diese drei vorzüglichen Kräfte hätten die Aufführung doch nicht ermöglichen können, ohne das ausgezeichnete Orchester, das ihrem Kapellmeister zu Liebe in der einen Probe leistete, wozu es sonst viele Tage gebraucht hätte. — Die Aufführungen hinterließen einen tief ergreifenden Eindruck und die Freude, daß im kleinen Weimar wieder einmal etwas Anerkennenswerthes geleistet worden war.

In diesen Tagen konnte man so recht Weimars Eigenart beobachten und sehen, wie solche Festtage einen weiteren Kreis in ihren künstlerischen Bann ziehen und wie der warme Enthusiasmus des, fast eine Familie bildenden Weimarer Publikums die Fremden mit ergreift. In den Zwischenakten vereinigten sich die Zuschauer auf dem Theaterplatz um ihre Meinung in freudigerregter Weise auszutauschen und nach der zweiten Aufführung war eine Vereinigung aller Betheiligten und der nächsten Freunde im Saal der Armbrustgesellschaft. Die Hausfrauen hatten die Speisen und Getränke geschickt und ein Pichnick veranstaltet, um im geselligen Kreis die ganze Freude nnd Begeisterung ausklingen zu lassen und die Helden des Abends zu feiern. Es herrschte eine so gehobene Stimmung, daß wohl Jeder, der diese Stunden mitgemacht, eine bleibende Erinnerung behalten hat. — Lange Zeit sind diese Faust-Aufführungen jedes Frühjahr wiederholt worden und immer ein schönes Oster- oder Pfingstfest für Weimar und die Kunstfreunde von Nah und Fern gewesen.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 16. 5. 76.

Mille fois merci, chère Adelheid, pour les feuilletons qui m'ont beaucoup intéressés. — Avant tout je me réjouis du succès complet de Lassen. Dites le lui de ma part bien et bien affectueusement et

Digitized by Google

quand vous serez un peu reposée de tant de choses, dites moi un peu vos impressions sur la musique et les impressions de la Salle sur la représentation. Ce quelquechose que le journal ne peut jamais dire et qui est le plus intéressant —. Quelle est la note régnante à la cour et à la ville? — Partielle Kritik? Höchste Zufriedenheit? — Tout ce que le feuilleton dit, a complètement répondu à mon attente. J'ai relu le prologue et je reste d'avis, que le Seigneur devait parler du milieu d'un nuage en restant invisible. — Mettre son discours dans la bouche de St. Michel est un péché en poésie. — Quel effet cela a-t-il produit sur le public? — . . . . . .

Merci d'avoir envoyé ma lettre à Liszt. . . . . .

Rome, 29. 5. 76.

Liebe Adelheid — Alles was Sie mir über den Faust schreiben, ist mir sehr interessant zu wissen . . . . . Ich möchte die schlechte Recension aus Wien lesen — car, je vous le répète, cette question m'intéresse personnellement. — Erzählen Sie mir noch ungefähr, da das Feuilleton gar nichts davon erwähnt, wie das Schlußtableau dargestellt ist? Die Himmel-Scene — welche Schumann komponierte? — Ist sie in die dritte Etage versetzt oder nimmt sie die ganze Bühne ein? Sieht man die Mater gloriosa? Wie erscheint Gretchen — als Büßerin? und Faust? — — Und die Engel-Scene? Wie lang dauert überhaupt dieses Schluß-Tableau? — Es freut mich herzlich, daß dieses große Werk so einen starken Eindruck auf Sie gemacht hat — es ist gesunder, von Zeit zu Zeit für so etwas sich zu enthusiasmieren, als immer für Kunstwerke und Musik zu schwärmen. — Das Gefühl wird dadurch zu sehr gereizt und bringt Unruhe in die Seele. Bei philosophischen Werken kommt die Reflexion auch ins Spiel und bringt das Innere wieder ins Equilibrum . . . .

Was Sie mir über Fräulein Ramann sagen, ist mir sehr angenehm zu hören. — Ich erwarte sie und hoffe, daß wir die schöne große Aufgabe auf dieselbe Weise verstehen. — . . . . Schreiben Sie mir noch von Liszt, liebes Kind — sagen Sie mir ob er von seiner Reise müde ist und ob er schon sa provision de force, accumulée à Tivoli, ausgegeben hat. — Ecrivez moi là-dessus de Nordheim déjà. — Là, vous aurez Zeit und Ruhe dazu. —

Erzählen Sie mir auch von Bayreuth, wenn Sie in Waitzenbach sind. Ihre Erlebnisse, Ihre Eindrücke. Schreiben Sie mir wenigstens drei*) Briefe darüber, einen über jede Oper. Setzen Sie voraus daß ich Alles kenne, Dichtung und Musik — also erzählen Sie nur die Bühnen-Vorgänge, die in den Feuilletons nie vorkommen, und die persönlichen Beziehungen zwischen den Leuten — — es wird so vieles geben! —

Ich gebe einen Brief für Sie an Fräulein von Meysenbug; Sie haben gewiß von ihr gehört. Sie hat neulich drei Bände Memoiren publiciert. Sie war sehr befreundet mit Kinkels, Herzen, Mazzini und vielen Andern von der Emigration in England. — Sie ist eine sehr interessante Persönlichkeit und man kann von ihr sagen, c'est une âme distinguée — sie geht nach Bayreuth als alte Freundin von Wagner. . . . . .

. . . Merci du petit mot sur Marie Seebach — alle solche kleine Notizen sind mir so lieb, da ich auf diese Weise noch etwas in Deutschland lebe. — Lassen Sie sich von Preller die Photographie eines Bildes zeigen, das jetzt in Rom zu sehen ist: Die Fackeln des Nero**) — ein Meisterwerk! — . . . . . .

*) Liszt, dem ich diesen Brief zu lesen gab, hat mit Rothstift verschiedene Anmerkungen gemacht. Hier steht eine vier neben der drei und am Rand: Tetralogie.

**) Liszt hat darunter geschrieben: Siemiradzki (pensionnaire et lauréat de l'académie de peinture à Petersburg.)

Digitized by Google

Folies universelles.

Von **Felix Poppenberg.**

Paris! Paris! Fête eternelle du plaisir!
Paris! ville de lumière
Paris, Paris! Splendeur première . . .
O la magique, la chère musique de la grande ville . . .
Charpentier, Louise, Roman musical.

I.

. . . am Tage ist sie ein armes Gespenst . . . an einem Abend müßt Ihr sie zuerst sehn, an dem Abend eines Freitags, des alten heiligen dies veneris. Da ist sie nicht mehr der große Jahrmarkt mit dem banalen Barnumtitel: Weltausstellung, das große an den Ufern der Seine gelandete Reklamekauffarteilager der Erde. Da leuchtet ein Wunder auf . . .

Aus den dunklen Wipfelwogen der Champs Elysées steigt der Triumphbogen einer Feerie. Ein hochgewölbtes Portal mit farbig funkelnden Edelsteinen inkrustirt und flankiert von zwei Türmen aus fremden unerhörtem Stoff. Zu Juwelen erstarrtes Licht scheint es. Säulen aus translucider Email von verschleiertem Saphirblau, in dem das grüne Sprühen versprengter Smaragdsplitter aufblitzt.

Und hinter dieser Pforte la ville de lumière, eine Märchenstadt, illuminirt von der Artistenphantasie eines Künstler-Juweliers, der die leidenschaftlichsten koloristischen Sehnsüchte des Huysmanschen Des Esseintes befriedigt hat.

Diese Phantasie hält ihren Hof der Wunder auf dem Champ de Mars. Hier hat sie sich ein Schloß erbaut, von weißleuchtenden Prokuratien begrenzt, le chateau d'eau.

Das ist eine Loie Fullerarchitektur; changirende Kaskaden flüssigen Lichts halten für Momente dem Blick stand, um sich aufzulösen und zu neuen Gebilden zu ballen. In der Mitte die Halbkreiswölbung einer Grotte, wie die Empore einer Riesenorgel, von stürzenden Wasserwellen überströmt. Und durch diese Wasserschleier streichend farbige Winde. Eine optische Symphonie, in der die Hand eines Meisterkoloristen die Register mischt.

In Purpurglanz leuchtet der Gral. Das Feuer verdampft und erblaßt zu Hermelinschnee bestickt mit rauchig gelben Goldtopasen und wieder wandelts sich zu einem Beet künstlicher violetter Orchideen, aus Galléglas in transparentem Licht.

Und über die Grotte spannt sich krönend ein Filigrankranz, steinernes Spitzenwerk, das unter den verwegenen Liebkosungen des Lichts in immer neuen Metamorphosen der Extase erbebt.

Digitized by Google

Bald kristallen klar eine Brillantrivière in üppiger Fassung strahlender Guirlanden und Kränze. Bald eine feierliche Glaubenskrone mystischer Glasmosaiken, überlaufen von den dampfigen triefenden Inbrunstfarben alter Kathedralenfenster, dem süchtigen Grün der Pistazien und dem fahlen Sterbeblau der Pelargonien.

Und der ganz neue Reiz dieser Lichtillusion liegt darin, daß das Licht nicht vorhandene Körper, Architekturskelette zu beleuchten und zu beleben scheint, sondern, daß es, durch abgetönte Anordnung der Glühlampen, selbst zu einer täuschenden Architektur wird, zu einer Serpentinarchitektur, in die blaue Nachtluft wechselnd gespiegelt.

Die Magie einer künstlich geschaffenen Welt triumphirt. Die üppigen Phantasien luxurirender Aestheten, die sich an der Natur müde sahen und von einer Welt träumten, aus eigenem Raffinement geschaffen, kommen hier der Ahnung einer Erfüllung nah: Baudelaires Visionen einer Landschaft, die nur aus Marmor besteht und die Imaginationen Gautiers, der sich eine Natur ersann aus Marmor, Metall und Wasser, „au milieu d'un silence d'éternité montent, éclairés d'un feu personnel, des palais, des colonnades, des tours, des escaliers, des chateaux d'eau d'où tombent comme des rideaux de cristal, des cascades pesantes. Des eaux bleues s'encadrent comme l'acier des miroirs antiques dans les quais et les bassins d'or bruni, ou coulent silencieusement sous les ponts de pierres précieuses."

Von solchen pierres précieuses scheint erbaut das Palais lumineux. Aus umschattenden Baumwipfeln an einem koketten See, der künstlich wirkt gleich einer Spiegelscheibe, strahlt er auf, ein Lichtwunder. Wie aus Perlmutt und Eisglas in farbiger Transparenz. Milchig opalisirend, durchtränkt mit den Adern rötlich und violett strömender Farbenflüsse. Und selbst die Stufen, die hinaufführen in dieses Schloß aus dem Märchen vom Kristallberg der Tausend und einen Nacht, glühen translucid, wie Eisblöcke, Riesenprismen durchspielt vom blutroten Schein der Mitternachtssonne.

So wandeln wir in Wundern. Und inmitten dieser Wunderwelt ragt kühn ihr höchster Gedanke, der Eiffelturm, dem die Feerie dieser Nacht sein Eisengespinst mit Myriaden silberschimmernder elektrischer Leuchtkäfer dicht besteckte. Ein Kaiserdiadem, schwebt seine diamantene Kuppel auf dem dunkelen Sammetmantel der Nacht und in langem weichem Gleiten fließen herunter auf die Erde vier Perlenschnüre und durch sie hindurch flutet wie flüssiges Email die blaue Luft.

Das Technische, das Körperliche an ihm ist aufgehoben. Es ist, als ob die reine Form für eine Uebergangsstunde Gestalt gewonnen hätte.

Noch andere Provinzen hat dies Märchen . . .

Ueber einem schwarzen Strom spannen sich schimmernde Bogen. Und von ihnen sieht man auf Ufer mit Palästen. Die Herrlichkeit Venedigs scheint erwacht. Es funkelt von Goldkuppeln, über die Dächer wallt feuriger Schein und die Friese und Simse erglühen, jauchzende Lichtfanfaren, als kämen goldstrotzend heim Siegesgaleren aus Byzanz im Kielwasser weit nachschleppend Purpurbrokat und malvenfarbene Seide . . .

Und schreitest Du über die Brücken an das andere Ufer, so umspinnt Dich neue Illusion.

Die rue de Paris zieht Dich in ihre Komödie. Rokokokarneval von der Piazza wie ihn Longhi beschrieben . . .

Digitized by Google

In dem grünen Baumgezweig der Allee hängen rotleuchtende Märchenfrüchte. Ihr Flackerlicht huscht über die Veranden und Terrassen der Gaukler, die hier ihr Zelt aufgeschlagen. Wie Häuser der Luft locken die Cabarets, der jardin des chansons, die Roulotte, das Maison de rire, die Grotte der Loie Fuller in ihrer farbig illuminirten Flatterfaltenarchitektur.

Es ist Fasching. Auf der Estrade des zierlichen Sommerschlößchens der Auteurs gais schimmerts scheckig, wie eine Jardinière gefleckter Papageientulpen. Harlekin und Colombine, lachende Götter im Exil, und ihr wimmelndes schillerndes Gefolge treiben ihren Mummenschanz, die Luft erklingt von Liedern, — les cris de Paris, les voix de la rue — und es ist ein Zwitschern, Raunen, Kleiderrauschen wie auf Mignons Wagen.

Und die Menge, die flüsternd und lachend, kokettirend und flanirend hier entlang schlendert, spielt mit in dieser Karnevalskomödie der Fahrenden. Nicht was hinter diesen dünnen Wänden aufgeführt wird, ist die Hauptsache. Sondern die Illusion der Comedia dell' arte, dieses Maskenballs der Straße, der die Sitten alter Zeiten neu belebt. Venezianisches Rokoko. Die Vornehmen und ihre Damen in den kostbaren Gewändern ihrer Feste suchen nach dem Mahl das bunte Treiben des Carnevals.

Und über den Sand der Straße schleifen die Atlasdominos, die Spitzenschleppen, die wallenden Volants der Sortiers, in Pailletten schimmernd und kosig rauschend mit ihren Seiden- und Chiffonwogen . . .

II.

Doch die Nacht löscht die Lampen und bald zieht der Tag herauf, ein Tag mit mitleidlosem scharfen Licht. Und nun liegt die Feerie von gestern Abend fröstelnd, ausgebrannt, blaß und fahl wie eine Operndekoration am Morgen.

Die Märchenpforte zeigt jetzt schamlos ihre bunten Glassteine, ihre Tragantdekoration, ihre, wie mit der Gießbüchse des Zuckerbäckers aufgepappten Zierden, sie gleicht dem Portal eines ethnographischen Panoptikums.

Und die weiße Stadt, die sich hinter ihrem Bogen weit die Seine entlang breitet mit dem Glitzer der überkletternden Dächer, mit Türmen, Erkern, Minarets und Kuppeln, eine Maskerade aller Stile, ist nicht aus Marmor sondern aus Gips und die Palastfassaden sind bemalte und mit Gold beklebte Fournituren. Die Prachtstraßen, die die Seineufer als mächtige Queraxen im Osten und Westen schneiden, der Straßenzug der neuen Alexanderbrücke von dem Palais des Champs Elysées zum Invalidendom und der Straßenzug der Jenabrücke vom Trokadero durch den Eiffelturm zum Champ de Mars und zum Traum der vorigen Nacht, dem Chateau d'eau enthüllen sich am Tage nackt und bloß als kalte Pracht in den langweiligen Festformen vergangener höfischer Epochen.

Das ist der erste kritische Gedanke. Man wird nicht an ihm vorbeikönnen, man wird aber auch nicht bei ihm letzten Halt machen.

Verstehen ist alles. Die Illusion von gestern Abend ist uns unvergessen und sie führt uns in die richtige Distanz zu dieser Ausstellung.

Mag der Kritiker der Fachblätter sie allzu ernsthaft nehmen als die große Wettkonkurrenz der Völker, mag er versuchen, die Leistungen der Nationen zu

Digitized by Google

charakterisiren, ihre Eigenart zu bestimmen, er wird doch nur ein konstruirtes Facit erhalten. So groß die Ausstellung, so bedrückend in ihrer Fülle, so unvollständig ist sie doch und die Erkenntnißresultate die sie liefert sind brüchig.

Ihr größter Fehler überhaupt und ihre Stillosigkeit ist, daß sie sich halb ernst giebt.

Ich nehme die Ausstellung als ein großes Weltvariété voll bunt wechselnder Spiegelungen, als eine Monstrebühne mit einem Geschmackswandelpanorama des künstlerisch Feinsten und des Banalsten, und in dieser Vielheit und diesen Mischungen, diesen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit reproduzirenden Kulissen, diesem in künstlichem Rahmen vorübergleitenden Schein aller Dinge wird sie ein theatrum mundi, folies universelles. Und da kritisirt man nicht und giebt keine Zensuren. Man nimmt die Dinge hin, wie Hebbel es mit den Büchern machte, gleich gutem und schlechtem Wetter und läßt sich durch sie in eine spielende Thätigkeit versetzen. Und aus solcher Betrachtung rundet sich leicht eine Brücke zu gewissen Provinzen modern ästhetischen Weltbetrachtens.

Nachdem ein donquichotesker Naturalismus das Theater überwinden wollte, sucht ein raffinirterer und künstlicherer Geschmack jetzt ganz neue Reize an den Vorstellungen der Bühne mit ihren Illusionsmöglichkeiten, ihren Täuschungen von Schicksalen und Landschaften, an einer Marionettenwelt, in der der Dichter zum Gott wird und für Momente sich sonst undenkbare Erfüllungen heucheln kann. Dieser Geschmack findet ein perverses Vergnügen gerade daran, daß diese Welt eine künstliche ist, daß „Haus und Garten aus Holz und Leinwand, Schatten eines Traumes" sind, und hinter den Kulissen im fahlen Zwielicht der Probe würden ihm die verschossenen Prospekte Degassche Balletlandschaften mit ihrem klappernden Lattenwerk nicht Lachlust und Kritik, sondern Nachdenklichkeit wecken. Man würde daran denken, wie für die Nervenmenschen die Vorstellung von den Dingen reizvoller ist als die Dinge selbst, an das bewußte Suchen nach Illusionen und Imaginationswerten. Man würde an den Herzog Desseintes denken (wann denkt man nicht an ihn), der keine Seereise macht, aber sich in einer künstlich eingebauten Kabine aus maritimen Vorstellungen Freuden hascht, der in Paris, um sich die Atmosphäre von London spielend zu illusioniren — die Reise selbst flößt ihm Grauen ein —, in ein stockenglisches Restaurant an einem feuchten Regentag einkehrt.

Ein Theater solcher Illusionen und Vorstellungsvergnügungen ist die Ausstellung, nicht ein Theater nur, sondern eine Stadt, dem Kultus der Illusion errichtet, von Paris inscenirt unter dem zusammenströmenden Tribut aller Völker: Kosmopolis.

Der Gedanke hat Größe. Mit lächelnder Verschwendung für einen kurzen Sommer eine künstliche Welt erstehen zu lassen, um sie nachdem souverän, wie sie geschaffen ward, souverän zu zerstören. Ein babylonisches Fest, der ganzen Erde gegeben und das kostbare Gefäß zum Schluß zerbrochen.

Wie großspielende Caesarenlaune, die Berge aus der Erde stampft und wieder verschwinden läßt, ist es, mitten in der wirklichen Stadt eine neue Stadt erwachen zu lassen, eine Stadt wie aus einer Utopie. Eine Stadt, in der alle Tage Sonntag ist, in der die Arbeit überwunden und in der wir mit Siebenmeilenstiefeln die Wunder aller Welt durchwandern.

Und das Gefühl der Künstlichkeit, des eigentlich Unwirklichen giebt dem ganzen Eindruck einen raffinirt welken Reiz. Und aus diesen Vorstellungen fühlen

Digitized by Google

wir noch ein Verstehen. Es ist wie ein Scheidefest, ein Kehraus der alten Welt, den Paris da hält.

Zu ihm hat es noch einmal die Festgewänder Louis XV. und Louis XVI. hervorgeholt. Die Scheinarchitektur der Façaden mußten in dem starren Pomp der glänzenden Epochen stolzieren und ein letztes Ahnen großer königlicher Straßenperspektiven ists, wie die Kulissen der Theaterstraße sich in dem lebendig kündenden Denkmal größter Vergangenheit, dem Invalidendom treffen.

Absterbende alexandrinische Kunst spricht auf dieser Bühne, doch die Inscenirung ist glänzend. Direktoren der Natur haben mit einer Selbverständlichkeit ohne gleichen mitten aus der alten Stadt heraus die neue Stadt entwickelt und ihre Arterien zu einer wunderbaren Bluttransfusion verbunden, daß das hastende Leben der Arbeitsstadt mit Omnibussen, Tramways, eilenden Menschen, untrennbar zu ihr gehörig, doch nur wie eine Vision der anderen Welt an dieser utopischen Stadt vorbeiflutet, über sie hinwegrollt auf großen Viadukten und tief unten in Tunnels verhallt. Und diese Pariser Ausschnitte fügen sich so mit zu Schauobjekten der Weltmesse.

* * *

Und nun muß man ihrem Stil sich fügen, sich ihr und ihren Existenzbedingungen akklimatisiren. Der Spieltrieb ist hier höchste Lebenskunst. Nur so kann man hier genießen.

„Europa wird Dein Vaterland, die Welt Dein Garten" . . .

Am Ufer der Seine, in der Straße der Nationen erleben wir eine Odyssee der Stile aller Völker. Der byzantinische Mosaikdom Venedigs, ein Wiener Barockschloß, der altbelgische Stadtpalast in Steinfiligran, ein englischer Herrensitz, skandinavische luftige hochbedachte Holzlauben, das deutsche buntbemalte Rathaus im Sülfmeisterstil, die flachen Dächer, die Holzfiligranfenster des Orients, das einer Schmucktruhe gleichende spanische Schloß, das amerikanische Pantheon . . .

So wandert man mit bedächtiger Schnelle von den Bazaren des Ostens, die sich in den türkischen und italienischen Repräsentationsbauten geschwätzig, feilschend und anpreisend breit machen, zu den alten belgischen Städten und genießt edelste Vergangenheitsathmosphäre in der mächtigen Kaminhalle dieses Rathauses von Oudenard mit dem köstlichen Wandschmuck erlesener gewirkter Teppiche. Und die stumme verschlossene Pracht toter spanischer Schlösser thut sich auf und läßt mit der adligen Hoheit ihrer Gobelins eine Welt ahnen, wie sie sonst uns nur noch aus den Augen Velasquezscher Granden anschaut.

Blüten eines Reichs, in dem die Sonne nicht unterging.

Und das ist wieder von einem so seltsam fast unheimlichen Reiz, diese Bauten aus täuschendem Material, Theaterpalazzi, die innen mit den kostbarsten Stücken reichster Vergangenheit geschmückt sind, für die die Völker gerade ihr Bestes und Echtestes gut genug fanden, Meiningertum höchsten Stils.

Drüben auf dem gegenüberliegenden Ufer liegen drei Welten neben einander. Hier eine Provinz, die in diese in die Vergangenheit weisende Ausstellung eine neue Note bringt. Wie die Hallen einer Zukunftsstadt breitet sie sich aus in Glas und Eisen. Es sind die Treibhäuser der Hortikulturausstellung, serres chaudes. Wölbige Wangen riesiger Glasschiffe in hellgrüne Eisenrippen gefaßt;

Digitized by Google

Taucherglocken mit starr glitzernden Augen, die die Sonnenwärme einsaugen und wieder ausstrahlen.

Aus dieser in Schweigen brütenden vegetativen Welt führt die Metamorphose in winklige altertümliche Straßen mit Erker- und Giebelhäusern und buntem Balkenwerk, mit Krambuden, Kirchen und stumpfen Ecken mit der Madonna in der Nische. Es ist Alt-Paris, les rues de Paris, in denen Cyrano seine Ständchen brachte, und Gringoire seine Mysterien aufführte und der Hof der Wunder mit seinen Charlatans und Bohémiens, den Notre dame de Paris schildert, sich breitete.

Und wenige Schritte weiter und wir sind in den Zaubergärten am anderen Ufer der Erde. Lotis exotische Welt öffnet sich.

Zu Füßen des Trokadero hat sie sich bunt geschachtelt ausgestreckt.

Aziyadés weiße flache Häuser mit braunem Holzgitterwerk und Lapislazuliblauen Fayencefließen, hinter denen Melodien vom goldnen Horn weich, opiatisch, dumpf und süß vibrirend verklingen.

Und Ostasien in seiner monströsen Fabelwelt und seinen bizarren Mischungen. Miniaturgärten mit künstlicher Felswildniß, zierlichen Wasserbändern wie auf Fächer gemalt. Puppenhänschen mit Papierwänden, großen Blumen und gelben Vögeln.

Und in diese Drolerie unheimlich hineinragend groteske Phantasie. Goldstarrende riesenhafte Götzenbilder; auf kurzen gespreizten Schenkeln hockend granitne Ungeheuer, die ihre Glieder in furchtbarem Krampf zerrecken, aus weitvorquellenden Augen medusenhaft glotzen. Sie säumen die steile heilige Treppe, die zur Pagode führt. Gold- und lackglänzend, mit übereinander gespannten Schmuckdächern liegt sie oben und in die vier Himmelsrichtungen klingen von ihren Ecken silberne Glockenschellen.

Ueber diese Treppe sah ich Madame Chrysanthème gehn.

Den Oberkörper zierlich geneigt, mit Riesenschleifen am Gürtel und dem mächtigen Tuff. An den Füßen hatte sie Halbstrümpfe mit getrenntem großen Zeh. Das Kleid schmiegte sich eng an den Unterkörper und die schräge Schleppe schlängelte sich wie ein Eidechsenschwanz.

Von drüben warf der Eiffelturm in die exotische west-östliche Idylle seinen stählernen Schatten und von den geschweiften Schirmdächern der Pagode klangen leise in der Pariser Luft japanische Silberschellen . . .

III.

Bewahren wir uns solch betrachtsames Schauen auch für die Innenwelt, für das, was hinter den Kulissenfassaden dieser Stadt liegt.

Sie hat einen Inhalt und sie möchte, in merkwürdiger Verquickung theatralischer Optik, wechselnder Variétéillusionen mit ernsthaftem Programm, ein Bild von dem Wettbewerb der Völker geben. Nehmen wir das nicht zu wörtlich und gehen wir nicht zu pedantisch auf Gewinnung charakteristischer Unterschiede der einzelnen Nationen aus, ziehen wir auch nicht zu eilige Bilanzen. Sie könnten trügen. Denn es ist zwar Fülle in diesem Kongreß der Länder, aber keine streng planmäßige Repräsentation. Es ist mehr eine Ausstellung der Firmen, die es sich leisten können als eine Elitezusammenkunft berufener Sendboten. Eine gewisse

Digitized by Google

charakteristische Ausbeute und Erkenntniß von Differenzirung wird sich immerhin mit Vorsicht gemessen ergeben, aber man darf diese Erkenntniß nicht naiv für das letzte Wort nehmen.

Manch wichtige Zeugen moderner Kulturen schweigen ja hier vollständig. Welch lückenhaftes Bild giebt Belgien ohne van de Velde und Horta; England ohne Ashbee und die Londoner und schottischen Guilds, und Frankreich selbst, da sich die moderne französische Richtung in der angewandten Kunst der Innenarchitektur, die Künstler Plumet, Selmersheim, Sauvage ziemlich zurückhaltend gezeigt haben. Und wenn auch Deutschland als maître des Forges seine Räder- und Hammerwerke brüllend erdröhnen läßt, ein Faktor würde der Bilanz, die man in diesen imposanten Hallen noch am sichersten ziehen könnte, doch auch fehlen: die Kanonen Krupps.

Werden wir also nicht plötzlich ernsthaft, verzichten wir gern auf die „großen Perspektiven", die sich doch nur mit Hilfskonstruktionen gewinnen ließen; pfuschen wir auch nicht der Jury ins Handwerk, loben und tadeln ist ja so langweilig. Bleiben wir in der dankbaren weitherzigen Stimmung der Variétébesucher. Genießen wir auch hier innen die Scheckigkeiten und Zufälligkeiten alter und neuer Welt wie eine Menagerie reiner und unreiner Tiere. Zuschauer der göttlichen Komödie des Geschmacks, durch alle Höhen und Tiefen wandelnd, seine reifsten Früchte bewundernd kostend und seine Schrecknisse mit Interesse musternd.

Ja gerade die kostbare Indiskretion, mit der an manchen Ecken dieser Welt die parties honteuses sich offenbaren, können ein gewisses Vergnügen erregen. Sie werden uns kein kritisches Lamento erwecken, sondern unser Kuriositätsgelüste wird daran Augen- und Erkenntnißweide finden. So kann uns auch diese Wanderung eine Andacht zur Buntheit und wechselnden Vielheit allen Lebens werden.

* * *

Halb unbewußt — und das ist psychologisch interessant — haben manche Aussteller den Zwitterstil zwischen Ernst und Spiel getroffen.

In der Abteilung der Nahrungsmittel bauen Welthäuser der Großindustrie dem Publikum, dem großen Kind, einen schillernden Weihnachtsmarkt auf. Weindörfer mit Gärten und Traubenpressen und Wachsfiguren breiten sich wie Riesenspielzeug in den eisernen Hallen aus. Und eine Chokoladenfabrik zeigt ein Abbild ihres Betriebes in Panoramenform, das erste Glied der Arbeiterinnen echt, die unendlich in der Hintergrund sich fortsetzende Reihe gemalt. So wird hier alles, auch die Arbeit zum Theater.

Wir aber lassen uns treiben. Keine Ferne macht uns schwierig. Wir gleiten auf dem weiten Meer dahin und unsere Neugier landet an allen Inseln.

Da giebt es unwirtliche Gestade mit fossilen Sitten und Geräten, an deren Existenz wir kaum noch glaubten und die in ihrer Unwahrscheinlichkeit einmal zu sehen uns lächelnd vergnügt. Die Zinkbroncen scheinen hier aus der Erde zu schießen. In bemitleidenswertem Mißverstehen ferner Kulturgerüchte haben diese Wilden ihre Thüren himbeerfarben und violett gestrichen und einem versprengten Missionar zuliebe, der ihnen dunkle Kunde vom Japonismus brachte, zimmerten sie sich Bambusbetten mit gräulichen Drachendekorationen und ließen Lampen aus monströsen Fischschnauzen wachsen.

Digitized by Google

Auf anderen Inseln treffen wir — und das hat nachdenklichste Reize — die ganz verkommenen Reste alter Kultur, einen Enkelstamm, der gar nichts mehr von der großen Vergangenheit seiner Vorfahren ahnt und nur in Dumpfheit noch an gewissen Formen haftet.

Hier sitzt man auf zierlich höfischen Louis XVI. Stühlen. Aber ihr Lack ist billiger Anstrich und statt der Seidenbezüge spannt sich schlechter Kattun und ordinäres Stroh.

Das ist auch ein Erkenntnißvergnügen, so die französischen Mittel- und Niederungsschichten kennen zu lernen.

Doch wollen wir in diesem Vergnügen nicht zu unmäßig sein.

Noch einen Blick in jene Gefilde der Unseligen, wo Majorelle, der sonst so elegante, die zierlich japanischen Nancyer Intarsien durch eine gewaltsame Stopfkur zu Monstremöbeln züchtet, einen Blick voll frommen Staunens über die Fülle alles Möglichen auf dieser Erde — und das Erkenntnißschiff schwimmt weiter.

Ein Hauch gesättigter Vornehmheit umfängt uns in England. Es ist nicht das Liberty-England, das uns schon zum Ueberdruß ward. Es ist das England der großen, stillen Herrensitze. Hier werden keine Experimente mit neuen Stilen gemacht. Die altersreife, gediegene Vergangenheit voll Elisabethanischer Würde und Sheratonscher Zierlichkeit, in der die Vorfahren ihr Leben mit Anstand führten, ist nicht zu überbieten und sie paßt auch besser zu den Formen und Anschauungen, als ein den Parvenu verratendes, ängstliches Mitmachen der neuesten Moden. Keine archaistische Stilspielerei nur treibt in diesen altenglischen Interieurs ihr Wesen. Sie haben in ihrer wunderbaren Ruhe, in der nicht ein falscher Ton ist, echte Stimmung und — was so selten an solchen Ausstellungsräumen — man fühlt sie durchaus als bewohnt. In ihnen schwingt Atmosphäre. Und so öffnet auf dieser illusionistischen Fahrt eine Welt bereitwillig ihre Seele, die sich auf der wirklichen Londoner Reise jedenfalls dem Fremden spröder zeigen würde.

Von diesen sicheren maßvollen Besitzern geht es nach einem strotzenden Ophir, das seines Reichtums trunken ist und Midas gleich im Golde wühlt. Als Curiosität staunen wir die nur auf das Monströse, auf die Erziehung ungeheurer Werte ausgehenden dekorativen Orgien Amerikas an, und es ist ein seltsames Ueberraschen, daß diese Hypertrophie durch einen Namen vertreten wird, der sonst Entzücken erweckte: Tiffany. Europäischer Geschmackstakt muß die Gefäße auserlesen haben, die wir vordem bewundernd sahen. Von Tiffany stammen sie, das bleibt ihm unbenommen. Daß er aber auch ganz anderes machen kann, das sieht man hier. Und jetzt wird einem manches klar. Man denkt an den überladenen, byzantinischen Schwulst der Tiffanyinterieurs, die einmal das „Studio" im Bilde brachte, bei diesen schillernden Riesenvasen, diesen ungeheuerlichen Lampenbottichen, bei diesen dicken Säulen aus buntem Glas als Beleuchtungsträger.

Und die Goldschmiedekunst Tiffanys, technisch freilich vollendet, ist gleichfalls im Goldklumpenstil und erstrebt vor allem die indiskrete Repräsentation ungeheuren Marktwertes. Steinsammlungen in Goldfassung. Ledertaschen mit Juwelen inkrustirt. Große Giftbuckel-Kröten aus Gold mit einem Luxusaussatz von Edelsteinen übersäet. Eine dickgeschwollene Riesenschlange als Bonbonière, die Rubinen und Saphire schwitzt.

In merkwürdigem Kontrast dazu die Möbel, die Amerika charakteristisch vertreten, im nüchternen Schreibmaschinen- und Komptorstil. Und man denkt an den

Digitized by Google

Mischlingsstil des amerikanischen Repräsentationshauses an der Rue des nations. Außen ein prahlerisches Pantheon, das die Nachbarn überschreit, innen ein riesiges Bureau, ein Schalterspeicher von nüchtern geschäftsmäßiger Sachlichkeit.

Neben dem plumpen Ueberfluß die verschämte Armut der Länder, die nichts mehr tragen, ihr Erbe aufzehren und schon am Rande sind.

Die melancholische Stimmung alter Paläste zu Genua und Venedig, die zu Fremdenherbergen herabgesunken sind, liegt über den spanischen und italienischen Gesandtschaften dieser Kosmopolis. Die Möbel, Schränke und Gestühl, in Form und Gestalt wie aus Schlössern der Granden und Dogen flüchtig kopirt in schneller Arbeit als Marktwaare übereinandergeschichtet.

Fast gespenstisch. In die neue Zeit können sie sich nicht schicken, dem Aufwand der alten sind sie nicht mehr gewachsen, so irren sie als Surrogate, arme Ritter, durch die Welt.

Pikanten Mischungsreiz hat es, wie in den Ländern des Nordens der Kultus rustikaler, primitiver Kunst mit den feinsten Kulturraffinements Hand in Hand geht. Stolz zeigen Norwegen, Schweden und Dänen als Vertreter ihres Kunstgewerbes die robusten Bauernmöbel, bunt beblümt mit großzügiger Flachschnitzerei und die Wirkereien in ihren schlichten blau und rot gewürfelten Schachbrettmustern.

Aber neben dieser Bauernkost giebt es verfeinerte Delikatessen. In Norwegen die Bildteppiche Frida Hansens, voll koloristischer Ueberreife und erregend schwingender Poesie der Nerven in ihren Friesen, dem Tanz der Salome und den klugen und thörichten Jungfrauen.

In Dänemark und Schweden die Grazie der Porzellane. Die Kopenhagener, deren leichthingestreute japanische Blütenzweige, schwimmende Wolken, Liljeforsches Jagdgetier wir uns nicht übersehen, und deren milchig graublaue Töne niemals monoton werden, bleiben bei ihrer Gattung nicht stehen. Sie gehen jetzt von dem figürlich-stofflich-darstellerischen Dekor zu dem rein koloristischen in der Art buntflüssiger Fayencen. Während aber die Fayencen überlaufen wirken, blühen bei dem Porzellan aus dem schwimmenden Grund farbige Sterne auf. Als ob die Oberfläche sich öffnete und schimmernde Strahlen schießt oder Eisblumen sich kristallisiren.

Aehnliche Wege geht jetzt auch Sèvre.

Eine kulturell interessante Beobachtung fällt bei Polen und Cschechen auf.

Wollen sie festlich und pomphaft werden, so werden sie sofort sakral. Der glänzendste Schmuck, den sie geben können, stellt sich ihnen im Prunk der katholischen Kirche dar und von ihm leihen sie nun die Ingredienzen für das Interieur.

Das Ausland ist im Kunstgewerbe überwiegend industriell vertreten. Die Firmen, die Kaufhäuser haben ausgestellt. Nur die beiden Länder, die sich nach so langer Apathie mit einem fast gefährlichen Heißhunger auf die angewandten Künste gestürzt haben, Deutschland und Oesterreich, weisen neben den Namen der Kaufleute eine Fülle von Künstlernamen auf.

Mannigfache Gefühlswelten ringen hier nach Ausdruck.

Pathos und schwelgerische Phantasie in dem festlich hohen Raum Melchior Lechters, der den üppigen Farben Wagnerscher Musik, der tönenden Prosa Nietzsches

Digitized by Google

und den steif wallenden Brokatfalten Stephan Georgescher Verse, ein ebenbürtiges Werk aus tiefleuchtenden Glasfenstern, goldenem Schnitzwerk und Edelstickereien schaffen wollte.

Ein Sammlergeist altmeisterlicher Kulturen, der in der Gegenwart nicht Fülle des Ausdrucks genug zu finden weiß, und in reicherer Vergangenheit sich wiegt, in den archaistischen, Lenbach- und Gabriel Seidlschen Zimmerdekorationen und den Stuckschen Möbelrequisiten.

Ein Eklektizismus mit nicht immer glücklicher Hand in Otto Eckmanns schwarz-weißem Musikzimmer, das versöhnend die sehr schönen Farben seiner Teppiche schmücken.

Sachlich schlichter Realismus, dessen bester Schmuck im richtigen Takt aller Faktoren besteht, in den Intérieurs der Münchner Künstlerwerkstätten.

Die Wiener sprechen ganz wienerisch. Sehr plauschig, nicht ohne kokette Süßlichkeit, sehr lebhaft und zappelig, sie sagen fast alles zweimal, vor dem Blumigen scheuen sie sich garnicht. Die Darmstädter Künstler-Kolonie muß sich hüten, nicht allzugläubig diesen Dialekt nachzuplauschen.

Von Frankreich ging diese Reise um den Geschmack aus, von Frankreichs dunkelsten Winkeln, und zu Frankreich kehrt sie zurück. Hier findet sie schließlich doch das goldene Vließ.

Inmitten allen Scheins, der Surrogate, der Banalitäten ist es der einzigen Stadt gelungen, eine Fülle der Schönheit zu vereinigen, vor der das ruhige, leidenschaftslose Betrachten von der Regenbogenbrücke zu bewunderndem Entzücken wird.

Frankreichs größter Stolz erschloß sich, seine reife Sammlerkultur.

In der retrospektiven Abteilungen dieser Ausstellung bewundert man ebenso die große Vergangenheit wie die Gegenwart, die sie so feinfühlig und verständnißvoll zu umfassen weiß.

Im petit Palais zieht die dekorative Kunst aller Epochen Frankreichs vorüber und lebendigeren Reiz als die strenge, unpersönliche Art der Museen hat diese Vereinigung aus Privatbesitz. Die Stücke haben etwas Belebtes, die Neigung ihrer Besitzer schwebt um sie, zärtliche Hände haben diese Dosen und Fächer, diese Souvenirs du dixhuitième siècle gestreichelt. Und die Inschrift eines Ballmemorandums aus dem achtzehnten Jahrhundert scheint über all diesen objets d'art, von denen sich die Besitzer gewiß nur schwer für diese Ausstellungsepoche getrennt, zu schweben: l'amitié te le donne.

Und Bildern, von denen wir sonst nur hörten, sehen wir in die Augen. Moreaus Salome tanzt, die Salome, die Huysmans so begehrlich beschrieben: sie tanzt vor dem Tetrarchen, der unbeweglich wie ein Hindugott inmitten des Tabernakels sitzt, gelb das Gesicht wie Pergament, auf dem Kopf die Tiara, die Beine emporgezogen. „Salome tanzt, die Lotosblume starr in der Hand . . . ihr Busen wogt und bei der Berührung der im Kreise wirbelnden Halskette richten sich ihre Brüste in die Höhe.

Auf der feuchten Haut blitzen die Diamanten, ihre Armbänder, ihre Gürtel, ihre Ringe werfen strahlende Funken über ihr prunkhaftes, mit Perlen benähtes, mit Gold und Silber besticktes Gewand.

Es ist ein zarter Panzer aus feiner Goldarbeit, dessen Maschen je ein Edelstein ziert, deren Feuer sich schlangenartig kreuzt über der matten, theerosenzarten

Digitized by Google

Haut, wie glänzende Insekten mit strahlenden Flügeldecken, rot marmorirt, hochgelb punktirt, stahlblau gefleckt, pfauengrün getigert" . . .

* * *

Diese brünstig paroxistische Schmuckphantasie mit ihrem Zusammenklang sinnlicher Extase und dem Rausche unerhörter Kostbarkeit müßte in dem Pavillon hängen, der die erlesensten Träume moderner französischer Kleinkunst vereinigt. Die Geräte und Zierrate, die sich hier enthüllen, entwuchsen gleicher Imagination.

Die französischen Schmuckkünstler, Lalique, Gallé, Jean Dampt, Carabin fühlen sich nicht als Bildner schmückender Nippes. Sie haben alle einen litterarischen Zug. Sie haben Baudelaire gelesen und Poe, sie wissen sich Flaubert verwandt und sie wünschen sich Nervenkünstler wie Huysmans Des Esseintes zu Verstehern und Erwerbern. Sie wollen mit ihren Schmuckstücken innere Vorstellungswelten zum Ausdruck bringen und sie feilen und fügen ihren Stoff mit der Sorge der Parnassiens.

Das Suchen der Assoziationen nachbarlicher Künste, das alexandrinische Spielen mit Beziehungen, Unter- und Nebentönen ist Charakteristikum dieser üppig schweren, überreifen Kunst.

Gallé, den man in den letzten Jahren auf den Bazars fast nur in seinen fabrikmäßigen Ausläufern sah, zeigt hier lyrisch-koloristische Visionen in Gläsern wunderbarer Schönheit: getigerte Orchideen in milchigem Glas schwimmend, schwarze Libellen in mattem Grau verhuschend, Echos bestrickender Farbenerlebnisse aus dämmernden Uebergangsstunden. Daß er diese Schöpfungen nicht als „Gläser" betrachtet, sondern als Phantasien, Notturnos, Träumereien des Crepuscule, Symbole, denen er als sprechendste Ausdrucksform das Glas gewählt hat, zeigt seine Neigung, ihnen litterarische Motti zu geben aus Verlaine, Baudelaire, Maeterlinck und sie so als Variationen einer Idee, eines dichterischen Themas hinzustellen.

Die Vollendung solch alexandrinischen Künstlergeistes offenbart sich in dem Dichter der Juwelen, in Lalique.

Lalique's Schmucksachen scheinen nicht von dieser Welt, man denkt kaum an den Gebrauch. Es sind Visionen, aber Visionen, die ins Leben traten.

Flaubert in fieberndem Schönheitsdrang, in nie zu stillendem Durst nach betäubenden Reizen künstlerischer Luxusträume, rang mit der Sprache, ihr das leuchtende Götterbild der geschmückten Salambo abzugewinnen. Salambo in hyazinthfarbenem Mantel auf der Palasttreppe im Schein der Feuer und der Räucherpfannen. Ihr Haar deckt violetter Staub. Von den Schläfen hängen ihr zu den Schultern und den Ellbogen Trauben farbiger Perlen. Die Arme mit Diamanten geschmückt, ragen nackt aus der ärmellosen Tunika, mit roten Blumen auf schwarzem Grund besät. Auf der Brust blitzt ein Gefüge aus Steinen; sein buntfarbiges Gefunkel erinnert an das Schuppenkleid der Muränen.

Gustave Moreau schrieb in Farben seine sardanapalischen Prachtertafen.

Lalique hat ihnen in wahrem Gold und Edelgestein Gestalt verliehen.

Der fremde Schmuck, die Zierrate legendarischer königlicher Frauen, von denen der Dichter und der Maler verzückt träumte, Lalique rief sie in die Erscheinung.

Er hat Kämme geschmückt, die man sich auf den Köpfen starrliniger byzanti-

Digitized by Google

nischer Prinzessinnen, wie sie Mucha malt und Sarah Bernhard empfindet, denken kann. Schildkrotkämme mit hoher Krönung, in die Schmuckstücke aus translucidem Email eingelassen sind. An kostbare Glasfenster erinnern diese tiefen farbenleuchtenden Wunder mit schwimmenden Wolken, verdämmernden Spiegelungen, saphirschillernden Pfauen. Aus goldenen Wellen entschleiert sich ein Weib. Der perverse Reiz des Torsos, man denkt an Klingers Amphitrite, erklingt in einer Frauengestalt ohne Arme.

Diese Schmuckphantasien haben etwas grausames, verbrecherisches fast, in ihrer Hybris der Künstlichkeit. In leidenschaftlichen Extasen scheinen sie gezeugt. So denkt man sich die Werke des dämonischen Goldschmiedes Cardillac, von dem E. Th. A. Hoffmann erzählt, der in den Käufern seines Schmuckes die Räuber seiner Träume sah und ihnen den Raub im blutigen Meuchelmord absagte.

Lalique wühlt verschwenderisch in allen Schätzen der Erde. Perlen läßt er in tropfenden Trauben hängen, einem grotesken Fischungeheuer aus Gold, einem exotischen Götzenbild gleich, giebt er einen Riesenedelstein in den Rachen, und Schlangen, an üppige, maßlose Vorstellungen der Urvölker erinnernd, tragen Barockperlen.

Er kann monströs sein, aber diese Monströsität hat Stil, es ist nicht das prahlerische Wertrenommiren der Amerikaner.

Bei der Wahl seines Materials ist ihm ausschließlich der Gesichtspunkt der möglichst starken Ausdrucksfähigkeit für die künstlerische Idee maßgebend, nicht der Marktwert des Materials. Darum kann man bei ihm neben den hochgeschätzten Stoffen auch die geringeren, Stahl, Kupfer, Halbedelsteine finden.

Das schönste aber sind seine plastischen Stimmungen aus translucidem Email. In diesen Farbenwundern mit der Magie ihres weich gedämpften, changirenden Kolorits erklingt wie in einem Symbol noch einmal die phantastische Vision des ersten Abends, als die Wirklichkeit in Nacht lag und die krönenden Zinnen des Chateau d'eau mit ihrem farbig durchwogten Filigranwerk ein märchenhaftes Diadem schienen, ein Diadem aus translucidem Email.

IV.

— und diese Ausstellung spiegelt Paris.

Der große Kehraus der Vergangenheit, Musettes Abschiedsfest, Paris feiert es selbst und sein Phantom macht ihm nur die Bewegung nach.

Es sieht nicht aus, als ob der Boden dort noch etwas Neues, Fruchtbares tragen würde. Es weist nichts in die Zukunft und die Kunst Laliques, so sehr sie entzückt, ist kein Anfang, sondern ein Ende, die Kunst der Verfallzeiten, die letzte üppigste Reize suchen.

Wie hat sich in den letzten Jahren das Bild gewandelt. Vor vier Jahren hungerte man als Deutscher nach Gegenständen des täglichen Lebens, die durch sinnvollen künstlerischen Schmuck geziert waren und man stand neidisch und bewundernd vor der Geschmackskultur in Bings l'Art nouveau.

Jetzt ist dernier cri nicht mehr l'Art nouveau, sondern La Maison moderne. Und Maison moderne verkauft überwiegend deutsches Kunstgewerbe, Läugersche Keramik, Riemerschmidtsche Leuchter, Kupfer- und Messinggeräte der Münchner Werkstätten.

Digitized by Google

Was uns einst so entzückte, das Pariser Plakat ist ausgestorben und unsere Säulen traten das lachende Erbe an.

Die perverfesten Orchideen der Rue Royale, wir finden sie in den Fenstern der „Linden“ auch wieder.

Man lebte vor fünf Jahren noch in Berlin in einer barbarischen Ferne. Wer nicht in Paris war, dem mußten gewisse künstlerische Erkenntnisse verschlossen bleiben. Jetzt kann man hier ruhig auf die Gastspiele aller europäischen Kunst warten, sie kommen sicher. Der Cassirersche Salon hat hier Bilderkongresse versammelt, wie sie in so konzentrirter Auslese und so gewähltem Geschmack der Zusammenstellung von den berühmten und besitzrenommistischen Pariser Kunsthandlungen vielleicht nicht gemacht werden. Und bei Keller und Reiner erlebt man die Premièren des europäischen Kunstgewerbes. Es rührt sich und will werden und der Marschtritt schallt dröhnend ins Ohr.

Paris aber bleibt stehen und wiegt sich in vergangener Schönheit und Größe.

Es ist wie ein verwunschener Garten, um den, während er träumt, auf vorher kahlem Boden weit in der Runde ein Wald rüstiger, junger, früchtetragender Bäume aufgeschossen ist.

Im Tagesschein erntet dort die Jugend und hält mit rüstigen Armen Lese. Am Abend aber beginnts aus dem verwunschenen Garten zu klingen und zu leuchten und die ganze Stärke und junge Kraft des Neulandes wird vergessen über dies Lied von vergangener Schönheit. . . .

Der Abend ist die Stunde für Paris, wie er es für die Ausstellung war. Am Abend erkennen wir Paris als unsere schönste Illusion.

. . . ein armes Gespenst ist sie bei Tag, bei Nacht ihr Leben erwachet . . . Da schlägt sie die Lichteraugen auf, die Stadt, in ihrer verwirrenden Gestalt, wie sie Charpentier als Göttin und Schicksal in seinem musikalischen Roman „Louise“ zu beschwören versuchte. Paris tout en fête, la musique de la grande ville. . .

Durch die Champs Elysées die wilde Jagd der Wagen von der Ausstellung im brausenden Rythmus des Lebens, überragt von der ewigen Ruhe des steinernen Triumphbogens auf der Höhe, in dessem Bogen blaue Nacht hängt.

Auf den Boulevards ein Fest der Lichter. Paris s'illumine.

Hoch über die Giebel kletternd, und über die Wipfel schimmernde Lichtschlangen, die in Zick-Zacklinien sich zu Buchstaben krümmen und winden, grün, blau und rot changirend. Reklamen aus translucidem Email. Geißlersche Röhren, im Weltall schwebend.

Der Himmel wird zu einem Dekorationsdach der Straße. Und die Wolken, in denen die farbig und flüssig überlaufenen Ornamente der Buchstaben schwimmen, gleichen den kolorirten Wolken Chérétscher Plakate.

Und wie die Ausstellung scheint das Ganze ein Theater voll wechselnder Bühnenbeleuchtung.

Und in diesem künstlichen Licht voll erregender Effekte wogt es die Straßen auf und ab. Röcke rauschen, über breitrandige Hüte nicken Riesenfedern, in der lauen Luft flüstern tausend Stimmen: je suis le plaisir de Paris.

Là-bas glanant le rire . . . ici semant l'envie
prêchant partout le droit de tous à la Folie.

. . . aus dem Lebensrythmus in die stille Traumillusion der Gärten, der Gärten des Luxembourg und der Tuilerien mit ihren steinernen Bildern im Grün,

Digitized by Google

die Märchen der Vergangenheit erzählen. Durch die weiche Ruhe klingt dumpf der Schlag der archaistischen Trommel, gespenstisch, als schlüge sie der Tambour der „Nächtlichen Heerschau", die Schatten wollen nun unter sich bleiben und vielleicht steigen sie herab von ihrem Piedestal zu einem galanten Rokokoballet. . . .

Und jetzt spannen sich wie am ersten Abend über einem schwarzen Strom schimmernde Brücken. Und die Brücken der wirklichen Stadt gehen über in die Brücken der künstlichen Welt, aus der wie damals als leuchtendes Fanal der Eiffelturm aufsteigt.

Und wie in der Ausstellung auf die Magie translucider Lichtwunder und träumerischer Vergangenheitsillusionen das Variété und der Carneval der Rue de Paris folgte, das klingt im Echo auch in dem wirklichen Paris wieder.

Sein Carneval spielt allnächtlich in der Rue Royale. Die Bar Maxime macht sie zur Rue de Paris.

Bei Maxime im Schein des elektrischen Lichtes aus weißen Callablüten, das sich funkelnd in den Kristallspiegeln, den grün, rot, gelb funkelnden Flaschen der Bar, den flatternden Metallbändern auf den lichten Holzmöbeln bricht, wird die Wirklichkeit zum Variété.

Die Pariserin von dem Gipfel des Ausstellungsportals steigt allnächtlich herab in immer neuen Metamorphosen in Spitzen- und Schleierkleidern, durchbrochenen Seidenmänteln und bizarren Dominos.

Aus den Wagen rauschts über die Straße.

Und innen wirbelts durcheinander in heißer, lichtdurchzitterter Luft beim Klang der Zigeunergeigen; das ganze eine tolle Komödie, ein Palais lumineux, ein Palais de costume, ein Palais de danse, in dem Zuschauer und Akteure eins geworden sind. . . .

Paris! Paris! Fête eternelle du plaisir. . . .

Digitized by Google

Rundschau.

Der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikalinie haben an die Deutsche Presse eine außerordentlich liebenswürdige Einladung ergehen lassen, zwei ihrer neuen großen Dampfer zu benutzen, um via Cherbourg nach Paris zu reisen — nicht die kürzeste, aber die angenehmste Verbindung. Der Lloyd stellte den „Großen Kurfürsten", die Hamburg-Amerikalinie „Deutschland" zur Verfügung. Die Einladung wurde von fast sämtlichen beteiligten angenommen und es concentrirten sich unsere Gedanken eindringlicher noch, als es die Zeitverhältnisse an und für sich empfehlen, einige Tage ganz auf die Verfassung maritimer Angelegenheiten, auf Tragberechnungen, auf Schiffsbau, auf Modellstationen, wie sie der Lloyd in Bremerhaven mustergiltig unter Benutzung eines Miniaturcanals einrichtete, und auf die abgeschlossene Kultur eines Schiffes. Das Schiff ist eine Insel, auf der alle menschliche Thätigkeit in Reincultur gedeiht, alle technischen Erfindungen in gesammelter Organisation auftreten, alle Kräfte in kürzester Linie zur Verwendung gelangen, alle hygienischen und gastronomischen Wünsche ihre letzte Erfüllung finden, alle Tugenden und Laster zu Paradiesen und Höllen werden — ein constructives Gerüst unseres Lebens. Das Schiff ist der Extrakt unserer Kenntnisse und Anschauungen. Baulich, social und moralisch. Seit die sociale Frage erfunden ist, wurde das Zwischendeck ihr Spiegel. Die luftlose Einpferchung, die nummerirte Behandlung hat aufgehört. Jedem kommt sein Bett zu, jedem sein Anteil an frischer Luft, die durch große Ventilatoren in die tiefsten Schichten herabgeführt wird, jedem sein Eß- und Trink-Geschirr, das er auf den weiteren Lebensweg mitbekommt, jedem sein Plätzchen an der Sonne, das er beliebig aufsuchen kann, und Häringe giebt es à discretion. Wäre die Welt ein Schiff — die sociale Frage wäre gelöst. Wenigstens für die „unteren" Klassen. Hier war eine Kultur auf frischen Boden zu stellen. Die Oberen aber hatten sich mit der Vergangenheit zu schleppen. Wenn sie aus ihren Kabinen mit ihrer patentirten Zusammendrängung aller Bequemlichkeiten in die Fest- und Speiseräume treten, schleppen sie aus der continentalen Welt allerlei Erinnerungen an vergangene Stile und Ausdrucksformen mit, deren Verwendung ihnen zu einer gewissen Prachtentfaltung nötig scheint. Bald sind es die Reminiscenzen an Rococo, bald an Louis XIV., bald an romanische Zaubermosaiken bald an deutsche Bürgerrenaissance, die sie nicht los werden wollen. Sie haben das Recht dieser Ueberlieferung, sie gehen absichtlich langsam den Weg in eine reinere Zukunft. Die Architekten werden kommen, die aus den Bedingungen des Schiffsluxus eine constructive Formenwelt entwickeln werden, die das Ideal des modernen statischen Bewegung sein wird. Die Trag- und Lastfunktionen werden hier eine reine Sprache reden, der Schmuck wird kurz, aber vornehm und echt sein, die technische Praxis wird sich mit der letzten Schönheit in derselben Aesthetik vereinigen. Man fing einst an, die moderne Bewegung an den Thürgriffen und Holzarchitekturen der Eisenbahnen zu exemplifiziren, der elegante Steamer-Stil wird später die Lösung des ganzen Problems bilden. Wir sehen auf unseren Schiffen in dieser und jener Ecke Anfänge davon, man müßte Van de Velde ein Boot zur Ausstattung geben, und es würde eine ganze Sache werden. Jedes neue Schiff bringt uns einen Schritt näher auf dem Wege, den Luxus nicht aus dem Vergessenlassen des Schiffs zu construiren, wie es die alten Venezianer in ihren cabine intagliate, soffitate e dorate träumten, sondern im Gegenteil aus dem Hervorkehren der maritimen Bedingungen. Im Zwischendeck ist es vollbracht, in den Kajüten ist es gewachsen, in den Sälen wird es erstrebt werden.

* * *

In der „Sozialen Praxis" veröffentlicht Gustav Schmoller ein Kapitel aus seinem demnächst erscheinenden „Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre," das sich mit dem gesellschaftlichen Problem des Großbetriebs beschäftigt. Seine historische Voraussetzung ist die Familienwirtschaft, die patriarchalische Ge-

Digitized by Google

walt des Hausvaters über Kinder und Gesinde, an deren Stelle dann die angebliche Gleichberechtigung des freien Arbeitsvertrages getreten ist. Als in der Zeit von 1770—1850 sich der Großbetrieb in Westeuropa ausbreitete, sich in der Hauptsache dabei freier, besitzloser Arbeiter bediente und sie in freiem Arbeitsvertrag den Geschäften angliederte, da konnte sich unter veränderten Formen das patriarchalische Verhältnis noch behaupten. Die meisten Geschäfte entstanden eben in Anlehnung an die Familienwirtschaft des Unternehmers, der kein anderes Herrschaftsverhältnis gegenüber helfenden und dienenden Kräften als das des Hausvaters gegen Gesinde, Gesellen, Knechte kannte. Die Arbeiter hatten kein Selbstbewußtsein, in demütiger Unterordnung standen sie den Unternehmern gegenüber. Auch die Gesetzgebung und Verwaltung kannte kein anderes Verhältnis. Für die meisten Arbeiter jener Tage war eine gewisse Bevormundung angezeigt; und solange die Geschäfte klein, die Arbeiter aus der Gegend, als Nachbarn und Gemeindegenossen den Unternehmern bekannt waren, entsprach ihre patriarchalische Behandlung den Verhältnissen. Als die Geschäfte größer, Arbeiter von außen angezogen wurden, als ihre Wohnung sich von der Arbeitsstätte mehr und mehr entfernte, da mußten die menschlichen und Nachbarbeziehungen zwischen ihnen und den Unternehmern seltener und lose werden, sie verschwanden gänzlich vor der Freizügigkeit, dem beweglichen Arbeitsmarkt namentlich in den Fabrikstädten, wo das patriarchalische durch das unpersönliche, rein geschäftliche Vertragsverhältnis abgelöst wurde. Wie der Arbeiter als Individuum nicht mehr existiert, so beginnt auch in den Betrieben größerer Ausdehnung die Persönlichkeit des allein verantwortlichen und leitenden Chefs zu schwinden. Die großen Unternehmungen als Handels- und Aktiengesellschaften oder Genossenschaften und Kartelle liegen in den Händen von Kollektivpersönlichkeiten, die Autorität des früheren Inhabers, das Recht der Anstellung und Entlassung ist an die Beamten, an die Leiter der einzelnen Abteilungen abgegeben. Diese modernen Großbetriebe können nicht mehr unter demselben Recht stehen wie die Hauswirtschaft, sie müssen mehr und mehr der Gegenstand des öffentlichen Interesses werden, weil von ihrer Verfassung und Einrichtung das wirtschaftliche und moralische Wohl des Ortes, der Gegend, der Gesellschaft abhängt. Sie gleichen Gemeinden, ja teilweise kleinen Staaten eher als Familien; wo 1000—40000 Personen in einem Großbetrieb arbeiten, handelt es sich direkt um die Existenz von 5000—200000 Menschen, indirekt um noch viel mehr. Sie sind, auch in privaten Händen, dauernde Anstalten mit halb öffentlichem Charakter, sie beherrschen das Leben ganzer Provinzen, sie beeinflussen oft sogar die Staatsgewalt, ihre Organisation hat durch die neue Form des Genossenschafts- und Gesellschaftsrechts, durch die staatliche Fabrik-, Bergwerks-, Arbeiterschutzgesetzgebung einen dementsprechenden Charakter erhalten. Die Entstehung von Arbeiterausschüssen und Aeltestenkollegien in den Großbetrieben zum Zweck der Verhandlung mit den Unternehmern über Arbeitsordnung, Lohnform, Hülfskassen und Wohlfahrtseinrichtungen hat bescheiden die Anfänge einer Arbeitervertretung in den Großbetrieben geschaffen. Die Entstehung der Gewerk- und Fachvereine hat zunächst vielfach die sozialen Kämpfe gesteigert, sie wird bis heute von den Vertretern des patriarchalischen Systems nur als eine Hinderung der Autorität angesehen. Sie kann es gewiß sein. Aber bei richtiger Leitung der Vereine und richtiger Verhandlung mit ihnen können sie wie die Einigungsämter und Schiedsgerichte eine Stärkung der Ordnung und Autorität und das beste Hülfsmittel werden, den Frieden wieder herzustellen.

Wir stehen mitten in dem Ringen nach den neuen, besseren, aber auch viel komplizierteren Formen des Großbetriebes. Wir werden sie nur erhalten, wenn die leitenden und die ausführenden Kräfte sich mehr und mehr auf einen höheren intellektuellen und moralischen Standpunkt stellen, in ihren gesammten Eigenschaften sich heben, wenn sie fähig werden, neben den Interessengegensätzen die gemeinsamen Ziele zu verfolgen. Aber unmöglich ist hier nicht, was in der Gemeinde und im Staate möglich war: eine friedliche, konstitutionelle Verfassung, wobei jeder Teil in seiner Sphäre gewisse Rechte ausübt und Pflichten erfüllt.

* * *

Ein Buch „Vom neuen Weibe und seiner Liebe“*) hat Elisabeth Dauthendey den „reifen Geistern“ gewidmet, aber es scheint mir zweifelhaft, ob es diese Adresse erreichen wird. Es wird den Reifen nicht gefallen, obgleich sie es verstehen, und es ist in Gefahr, den Unreifen zu gefallen, weil sie es nicht verstehen. Vor einigen Jahren las ich einen Roman derselben Schriftstellerin, in dem ein schönes, kluges und nicht mehr ganz junges Mädchen ins Leben hinausirrt. Darin kam auch ein stiller, kraftvoller Mann mit weichem, blonden Barte vor, aber aus der Geschichte wurde nichts, und ich kann mich überhaupt nicht mehr entsinnen, wie der Roman der Heldin ausgegangen ist. Man soll Bücher, die keine Kunstwerke sind, nicht wiederlesen, man soll sich mit dem begnügen, was in

*) Schuster u. Löffler. Berlin und Leipzig 1900.

Digitized by Google

der Erinnerung gegenwärtig, was im Gefühl lebendig geblieben ist. Das Buch war eine Frage: was wird aus uns armen Weibern? Jetzt versucht Elisabeth Dauthendey, darauf die Antwort zu geben. Sie meint, daß das neue Weib da ist, auferstanden aus Jahrhunderten des Leidens, und daß es den Zurückgebliebenen seines Geschlechtes um Millionen Jahre voraus ist. Aus dem unterschiedslosen Drange zu dem Manne an sich hat sich der wahlsichere und kampftapfere Wille zu dem besonderen Manne differenziert. Die Lust zu sich selbst und der Freiheit ihrer Wesensart, dieses Herrbleibenwollen über die Schätze ihrer Seele und ihres Körpers stellt das Weib von heute in die gefährliche Mitte zwischen das Weib von gestern und den Mann von noch viel früher her. Es weiß, daß es zur Einsamkeit verurteilt ist, daß ihm niemals die letzte Vollendung seiner Wesensganzheit in der gebenden und nehmenden Liebe zum Manne ihrer Wahl werden wird. Denn dieser Mann ist noch nicht da. Und sie kann nicht mehr wahllos lieben — Geschlecht nur vom Geschlecht beherrscht. Das Weib aber braucht Liebe, und wer könnte sie ihm besser geben als ein Wesen seiner eigenen Art, das an demselben Leide leidet und für die Fülle der Liebe nehmende, dankende Hände hat? So muß das neue Weib mit aller Inbrunst nach der Freundschaft mit dem Weibe suchen, bis der kommende Mann nach seiner Liebe suchen wird. Sie müssen zusammen eine Harmonie schaffen, ohne die Männer glücklich sein, bis die Besten von diesen fragen, warum die Besten des Weibgeschlechtes sich der Ehe, wie sie jetzt ist, verweigern. Und mit der Frage wird auch die Antwort da sein: Wir wollen euch anders als bisher, tiefer, wärmer, verwandter. Wir wollen euch vor allem ganz rein in der Liebe, so wie ihr seit Jahrhunderten von uns Reinheit verlangt.

Das Buch von Elisabeth Dauthendey hat keinen Charakter, es beginnt als leidenschaftliche Frage, die durch einen flüchtig und blaß gezeichneten Roman beantwortet wird. Da kommt erst der harte Mann, der zuviel Mann ist, dann der weiche, der es zu wenig ist, dann ein Weib, das den neuen Bund als den lesbischen versteht, bis endlich die reine Freundin, die geläuterte Genossin des Leidens da ist. So ist das Buch mit aller seiner Kühnheit nur eine Konstruktion, eine schulmäßige Skala ohne Melodie. Anders, wenn die Verfasserin eine Künstlerin wäre; dann hätte sie die Freundschaft der beiden Weiber so zeichnen können, daß wir daran zu glauben vermögen, aber sie kann nicht zeichnen. Dazu gehörte die schöpferische Kunst eines Mannes, aber die besten Frauenkenner, und das sind nun einmal die Männer, hätten sich gehütet, ein solches Verhältnis selbst nur als eine vorübergehende Rettung in Uebergangszeiten zu idealisieren. Das neue Weib, das nach der Liebe *eines* und nicht *des* Mannes verlangt, ist immer dagewesen, und da es ihn nicht immer finden wird und selten zur rechten Zeit, und da es sich selbst überhaupt erst durch die Liebe findet, wird die Tragik des Geschlechtes nicht abgeschafft werden können. Das Glück ist nur für wenige Auserwählte da, manche Berufene bleiben nur leben, weil sie daran glauben dürfen, die Meisten brauchen es überhaupt nicht. Das Surrogat, das Elisabeth Dauthendey den Frauen bietet, ist eine litterarische Fiktion, für die die reifen Geister ihres Geschlechtes, also die durch Leiden gegangenen, kaum ein Lächeln haben werden. Es hält dem Leben nicht Stand, und nicht dem Tode. — Auf dem Kirchhof Père Lachaise steht jetzt ein Riesenmonument von Bartholomé, das den Toten gewidmet ist. Alte und Junge, Männer, Frauen, Kinder schrecken angstvoll vor der Pforte des Todes zurück, nur ein junges Paar, aus *einem* Marmorblock gehauen, schreitet liebevoll verschränkt wie ein vollkommenes, unbesiegbares Wesen furchtlos, ungebeugt hinein. „Stark wie der Tod."

* * *

Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski haben bei Eugen Diederichs in Leipzig eine Anthologie romantischer Lyrik erscheinen lassen, die sich mit einem den Romantikern lieben Namen „*Die blaue Blume*" nennt. Sie umfaßt ihre Vorgänger im 18. Jahrhundert, Klopstock, die Ossianischen Barden, die Hainbündler, dann Goethe und die eigentliche Romantik, aus der die lokal gefärbten Dichterschulen und die farbloseren Epigonen stammen, sie reicht bis Theodor Fontane, Nietzsche und Emil Schönaich-Carolath, d. h. sie umfaßt die gesammte deutsche Lyrik, die, solange sie deutsch bleibt, auch immer romantisch sein wird. Die Sammlung ist mehr als eine gelehrte Zusammenstellung, weil sie aus einer Sehnsucht unserer Zeit geboren ist, die nach den Tagen des Materialismus und Naturalismus glaubensbedürftig geworden ist, die von der Wissenschaft unbefriedigt nunmehr die Kunst zu ihrer Religion erheben möchte. Sie ist mit völliger Beherrschung des Materials und mit großem Geschmack zusammengestellt. Mancher wird dieses vermissen und jenes herauswünschen, aber selbst wenn man alle Wünsche der kritischen Kenner berücksichtigte, die Anthologie würde vielleicht auf manche andere Weise ebenso gut, auf keine aber besser sein.

Zwei Einleitungen gehen ihr voraus, eine historische von Oppeln-Bronikowski, die mir nicht eindringlich und nicht fest

Digitized by Google

genug gefügt scheint und eine psychologische von Jacobowski, die sich durch Feinsinn, Beseeltheit und Anmut der Darstellung auszeichnet. Ich zweifle an Ludwig Jacobowski, wenn er Romane oder Novellen giebt, ich schätze ihn, wenn er Verse schreibt, und bewundere ihn, wenn er über die Verse der Anderen schreibt. So hat er auch nicht versucht, den widerspruchsvollen Begriff der Romantik mit einer einzigen Definition auf die Feder zu spießen wie es bisher immer mit völligem Mißerfolge geschehen ist, aber es ist ihm gelungen, über sie so viel Gutes und Feines zu sagen, daß der Uneingeweihte den begrifflich unfaßbaren Hauch ihres Wesens empfinden muß, das vielleicht im Widerspruch, in der Dissonanz, in der einheitlosen Aufgelöstheit, oder wie Friedrich Schlegel sagt, im Chaos besteht. Die Romantik ist zugleich naiv und raffiniert, populär und aristokratisch, Sache des Volkes wie einiger Aesthetenkliquen, zugleich national und international, sie schmiegt sich ans deutsche Volkslied wie sie auch die kompliziertesten Formen romanischer Kunstpoesie meistert, sie setzt die Kunst über die Wissenschaft und hat doch alle historischen Wissenschaften in wunderbarer Weise befruchtet, sie flieht vor dem Leben, sie spielt mit der Wirklichkeit und sie hat uns doch auf die Wesenheit unseres Volkes, unseres Landes zurückgeführt, unser Bewußtsein von uns selbst vertieft und zum großen Teile erst geschaffen. Die romantische Lyrik ist einerseits die raffinierteste, die gelehrteste, toteste, die wir haben, andrerseits die populäre, die germanische, die echte Lyrik, die nicht deklamiert, sondern die singt und klingt, jauchzt, schluchzt und betet. Sie hat viele Quellen, aber wie Jacobowski sagt, ihre tiefste Seele und Quelle ist die Sehnsucht.

Jedenfalls wollen wir verzeichnen, daß in dem Deutschland, das Flotten baut, die Chinesen bekriegt, auf Samoa Könige ein- und absetzt, das die Pariser Ausstellung mit elektrischen Licht versieht und ein lenkbares Luftschiff erfindet, auch „die blaue Blume“ wieder gesucht worden ist. Einen Ausflug in das gefährliche Traumland, in dem sie erblüht ist, dürfen wir uns heute ohne Schaden erlauben.

* * *

Bei Eduard Trewendt in Breslau giebt Erich Klossowski eine Wochenschrift „Die Eule“ heraus, die der Förderung des geistigen und künstlerischen Lebens in Schlesien dienen soll. Schlesien blickt auf eine große alte Kultur zurück, es hat namentlich an litterarischen Bestrebungen einen ehrenvollen Anteil genommen und es hat heute den Vorzug, den größten lebenden deutschen Dichter zu den Seinen zu rechnen, weshalb der schlesische Dialekt mit seiner munteren Geschwätzigkeit, mit seiner hellen Treuherzigkeit sich über alle Bühnen verbreitet hat. Das neue Blatt will Leben und Kunst der Heimat fördern, es will nicht eine abgeschlossene Heimatkunst gegen eine andere ausspielen, sondern es will, daß die eine große Kunst auch in der Heimat eine Stätte finde, die sich den Bestrebungen um eine ästhetische Kultur anschließen und die von den Centralen ausgehenden geistigen Strömungen für sich ausnutzen, ergänzen und vertiefen soll. Das erste Heft wird mit einem Aufsatz von Richard Muther über oder vielmehr gegen das Breslauer Museum eingeleitet, sein Schüler Klossowski würdigt die Bedeutung von Max Wislicenus für das dortige Kunstleben. Von den anderen Beiträgen nennen wir O. Anwand's Würdigung Christian Günthers, des größten schlesischen Lyrikers, Friedrich Kayßlers symbolistisches Drama „Königin Zeitlose“ und ein kraftvolles „Schicksalslied“ des uns bekannten Herrmann Stehr. — Die Minerva auf dem wenig künstlerischen Umschlag scheint mir nicht recht am Platze, die Eule allein hätte wohl genügt, vielleicht mit etwas schlesischer Landschaft als Hintergrund.

* * *

Ein festliches Ereignis, das die deutsche Wissenschaft mit Stolz feiern darf, und an dem auch weitere Kreise hätten Anteil nehmen dürfen, wird von Moritz Necker im „Litterarischen Echo“ und von Richard M. Meyer in der „Nation“ gewürdigt, nämlich die Vollendung der von Rochus von Liliencron geleiteten Allgemeinen Deutschen Biographie. Der großartige Plan dieses Unternehmens wurde, wie Meyer ausführt, von der durch König Maximilian II. ins Leben gerufenen Historischen Kommission zu München im Jahre 1869 gefaßt. Die beiden Großmeister der protestantischen und katholischen Geschichtsforschung, Ranke und Döllinger, fanden sich in dem Entwurf zusammen. Eine große Halle sollte errichtet werden, in der man gleichsam wie in Versailles „à toutes les gloires de la France“ allen Berühmtheiten Deutschlands Denkmäler aufstellen wollte, bald überlebensgroße Statuen, bald kleine Reliefs, immer aber mit deutlich lesbarer Inschrift und zur Orientierung genügender Nachricht. Und zum Leiter dieses großen Bauwerks bestellte man mit glücklicher Wahl Rochus von Liliencron aus derselben holsteinischen Adelsfamilie, der auch Detlev als viel jüngerer Sproß entstammt. Gelehrter und Diplomat, auch Theaterintendant, Bibliothekar und prinzlicher Reisebegleiter, ein Mann, der für Wissenschaft, Kultur, Kunst, für alle Interessen des Vaterlandes thätig gewesen, für Schleswig-Holstein auf

Digitized by Google

dem Schlachtfeld gestanden, hat Liliencron in über fünfundzwanzigjähriger Arbeit die größte Redaktionsleistung unserer Zeit bewältigt. Aus den 20 Bänden, die man in Aussicht genommen hatte, wurden 50, aus den 80000 Namen wurden glücklicherweise nur 23273. Die A. D. B. hat an der stilistischen Fertigkeit unserer Gelehrten viel Gutes gethan, weil sie zur zusammenfassenden Kürze, zur plastischen Gedrungenheit der Darstellung gezwungen wurden. Unter den Biographieen befinden sich neben mittelmäßigen und guten wahre Meisterwerke wie die Goethes von Michael Bernays und die Friedrichs des Großen von Leopold v. Ranke. Bedeutende Männer wie Friedrich Hebbel sind hier überhaupt zum ersten Male vollständig gewürdigt worden.

* * *

Wenn ein junger Kritiker sich bekannt machen will, so pflegt er eine eingesetzte Größe anzugreifen, ihre Schädlichkeit, ihre Hohlheit und Lächerlichkeit zu zeigen. Skandalmachen ist immer noch das beste Mittel, gehört zu werden. Geschieht es mit Geist und Witz, so jubelt die Schadenfreude dem kecken Jüngling zu, und er ist ein gemachter Mann. Es können ihm auch die ernsthaften Leute zustimmen, wenn er mit jugendlichem Feuer und mit dem Recht der Jugend auf Ungerechtigkeit ein heiliges Amt der Kritik verrichtet, weil der Götze wirklich nur ein Popanz ist und mit seiner breiten Faulheit Bewegung und Entwicklung hemmt. Solche Angriffe werden häufig dem Ehrgeiz entstammen, ohne deshalb der bona fides zu entbehren, wenn man eben in dem Angegriffenen den Feind der guten Sache sieht. Herr Hans Landsberg, der eine Broschüre „Los von Hauptmann" schrieb, leidet an einem schlechten Gewissen und er leidet an einer guten philologischen Erziehung, die ihm das Lügen zum mindesten nicht leicht macht. Nachdem er sich umgesehen hatte, was es heute wohl mit Erfolg anzugreifen giebt, wählte er Gerhart Hauptmann als dankbares Ziel, und er erklärt in einer geharnischten Vorrede, daß wir Idealisten, Romantiker, Symbolisten sind und daß wir eine unendliche Kunst brauchen, weshalb uns die endliche Hauptmanns nicht mehr genügt. Da ihm aber bald der Atem ausgeht, so behilft er sich behufs Füllung seiner fünf Druckbogen mit einer philologisch ziemlich gewissenhaften Analyse der Hauptmannschen Werke, aus der Eingangswendungen wie „Vortrefflich weiß der Dichter . ." oder „Mit großer philologischer Feinheit läßt der Dichter . ." herausstrahlen, und er kommt ganz unwillkürlich zu dem Schluß, daß dieser Gerhart Hauptmann ein ganz famoser Kerl ist. „Ein reiner, schlichter, wahrer Poet. Makellos im höheren Sinn. Und er ist urdeutsch, ein Heimatsdichter" ꝛc. Dann entsinnt er sich, daß er eigentlich eine sensationelle, erfolgreiche Broschüre schreiben wollte, und er wiederholt mit großer Erbitterung, daß dieser selbe Hauptmann dem Zuge ins neuromantische Land hindernd im Wege steht. Auf eine ernsthafte Polemik möchte ich mich nicht einlassen, da Herr Landsberg selbst nicht ganz seiner Meinung ist. Unangenehm, daß er einige Dinge sagt, die ich auch vertreten würde und mit einigen Anderen schon ausgesprochen habe. Aber — il y a la manière! E—r.

* * *

Die Berliner Bruno-Feier im letzten Februar hat Anlaß gegeben zur Gründung von zwei philosophischen Diskutier-Vereinen, die beide von Mitgliedern des s. Z. gebildeten Bruno-Comités angeregt worden sind, in ihrem engeren Aufbau aber weiter keine Gemeinschaft wenigstens vorläufig besitzen. Der eine dieser Vereine nennt sich Giordano-Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung und wird u. a. von Bruno Wille und Wilhelm Bölsche einstweilen geleitet. Sein Hauptzweck sind zwanglose Zusammenkünfte mit Vortrag und unbeschränkter Debatte über philosophische Themata unter Bevorzugung des Problems einer einheitlichen (monistischen) Weltanschauung. Völlig von diesen beiden Unternehmungen unterschieden ist die von den Gebrüdern Hart in's Leben gerufene „Neue Gemeinde," die sich auf Grund des Aufrufes in der Hart'schen Flugschrift „Das Reich der Erfüllung" konstituiert hat.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Die Wenigen und die Vielen.

Von **Ellen Key.**

I.

Der innerste Kern der Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist die Wechselwirkung zwischen dem Selbstgefühl und dem Mitgefühl.

In gewissen Zeiten war das Selbstgefühl das stärkere. Sowie wir nur die Worte „Hellenismus", „Renaissance" aussprechen, ist es, als wallte ein Festzug göttlich-herrlicher Gestalten vorbei, die Luft mit Klang und Farbe erfüllend. Das Leben ist für immer reicher geworden durch das tiefe selbstische Lebensgefühl und die überströmende Schaffensfreude dieser Zeiten.

In anderen Epochen wieder trat das Mitgefühl in den Vordergrund. Da beschäftigte nicht das Glück des Einzelnen, sondern die Leiden der Vielen die Denkenden. Zeiten starker Krisen entstehen, wenn sowohl Selbstgefühl als Mitgefühl kräftigen Ausdruck erhalten.

Unsere Zeit ist eine solche. Wir haben auf der einen Seite einen Tolstoy, dessen Mitgefühl für das Leiden der Menschheit ihn zu einem Rettungsplan geführt hat, der im letzten Grunde eine Vernichtung der Individualität ist so wie das Nirwanaideal des Buddhismus. Was selbst das Christenthum stets an Individualismus bewahrt hat, die Hoffnung auf Seligkeit, ist für Tolstoy bedeutungslos. Er will nur die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden, das die jüdischen Propheten und das Christenthum verkündigt haben. Und er glaubt, daß dieses Reich nur durch eine volle Verwirklichung von Jesu Lehre erlangt werden kann, in einer Selbstlosigkeit, so ganz, daß sie schließlich in das Aufhören des Geschlechtes ausmündet, und durch eine so vollständige Rückkehr zu primitiven Lebensverhältnissen, daß sie zum Schlusse zum Untergang der Cultur führen muß.

In seinem Verdammungsurtheil über Staat und Gesetze stimmt Tolstoy ganz mit dem Anarchismus überein, dessen Mittel, die Gewalt, er hingegen unbedingt verabscheut. Der Anarchismus träumt auch vom tausendjährigen Reich, obgleich einen schöneren, seelenvolleren Traum als den Tolstoys. Seine Hoffnung ist, die sozialen Neuschöpfungsforderungen mit dem Individualismus zu vereinen, das Brüderlichkeitsgefühl mit der Kulturentwickelung, in einem Zustand, wo Gesetze und Heere, Eigenthum und Regierung verschwunden sein werden und Jeder seinen Eingebungen folgen können wird. Nur so wird die Persönlichkeit sich in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Poesie, in Arbeit und Ruhe frei ausdrücken können.

Wie so oft begegnet sich die äußerste Linke, Tolstoy und der Anarchismus mit der äußersten Rechten, dem Individualismus. Dieser hat in unserer Zeit das Recht des Selbstgefühls dem des Mitgefühls gegenüber gestellt wie nie zuvor. Und ebenso wie das Mitgefühl in Tolstoy seinen großen persönlichen Wortführer gefunden hat, so hat das Selbstgefühl den seinen in Nietzsche.

Digitized by Google

Dieser Genius hat seiner Zeit die Idee des Uebermenschen vorgeführt, des Uebermenschen mit einem so starken Willen zur Macht, einem so intensiven Aufgehen und einer Vertiefung in das Ich, daß sie bei dem Denker selbst zum Zusammenbruch des eigenen Ich geführt haben.

Der Individualismus träumt nicht davon, das Leiden auf Erden zu verringern, das er als unausweichlich betrachtet. Er verlangt nur, daß man das Leiden verhindern solle, welches entstehen würde, wenn die höherstehenden Individuen gehindert würden, ihre volle Entwickelung zu erreichen und volle Freiheit für ihre Persönlichkeit zu erhalten. Dieses Hindernis könnte von der Masse kommen. Um diese Vielen zu verhindern, einen Druck auf die Wenigen auszuüben, muß man daher schonungslos die Mehrzahl der Minderzahl opfern. Diese Wenigen zeigen sich gerade im Besitz der wirklichen „Herrennatur", wenn sie ihren Weg über die Sklaven nehmen können, die niederzutreten sie das Recht des Stärkeren haben, wenn sie selbst nur auf diese Weise ihre Ziele erreichen können.

Dieser Vollblutindividualismus spricht sowohl dem Christenthum wie dem Liberalismus das Recht ab, daß auch sie die Sache der Persönlichkeit führen.

Das Christenthum, das die Barmherzigkeit zur obersten Pflicht macht und dadurch die Schwäche und das Unvermögen aufmuntert; das Christenthum, das den Genius verringert und die geistige Armuth erhebt; das im Namen der Demuth Knechtssinn fordert und die Selbstauslöschung als höchstes Ziel setzt, das kann nicht freie, vornehme Geister entwickeln. Das hat im Gegentheil durch die Lehre von der Brüderlichkeit und dem ewigen Wert jeder Seele dem Liberalismus mit seiner Demokratisierung der Gesellschaftsverhältnisse den Weg eröffnet. Diese Demokratisierung ging mit den Puritanern nach Amerika und von dort nach Europa, wo seit 1789 die Mühlsteine der Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen sich die Persönlichkeiten zermalmen. Seither wird alles Individuelle durch ein „Allgemeines" ausgelöscht: die Intelligenzen durch allgemeine Volkserziehung; die Charaktere durch allgemeines Wahlrecht; die Kunst durch allgemeine Maschinenmäßigkeit, das Nationalgefühl durch allgemeine Verbrüderung. Ueberall ist das allgemeine Streben, wie Nietzsche sagt, mit der geringstmöglichen Kraft die größtmögliche Dummheit zu erreichen. Und, so behauptet der Individualismus: die unmittelbare Folge der Nivellierungsarbeit des Christenthums und des Liberalismus ist — der Socialismus.

Dieser verlangt vom Individuum auch die Selbstentäußerung, kein Eigenthum mehr zu besitzen, und er verlangt diese Entsagung von den Wenigen für die Vielen, für die Menschheit. Er bekämpft das Einzelne, den Egoismus, die Eigenthümlichkeit. Wenn er Sieger bleibt, werden die Wenigen für die Vielen geopfert werden; die Herren für die Sklaven; „die Herdenmenschen" werden mit ihren thierischen Klauen die Uebermenschen niedertreten.

In dem utopischen Programm des Socialismus hat der Vollblutindividualismus seinen äußersten Gegensatz gefunden.

Diese beiden Extreme von Selbstgefühl auf der einen, Selbstaufgabe auf der anderen Seite, sind gerade, weil sie Extreme sind, von höchstem Gewicht zu studieren. Denn man kann gewiß sein, daß, wenn Jeder seine letzten Consequenzen ausgearbeitet hat, die Entwickelung sich das, was in Jedem am Tiefsten berechtigt ist, aneignen und behalten wird. Jeder Ausgang des Kampfes, der den Einen zum Sieger machte, würde die Entwickelung auf einen Umweg leiten, und man würde gezwungen sein, umzukehren, um den Besiegten wieder mitzunehmen.

Digitized by Google

II.

Liberalismus und Socialismus, beide Kinder der französischen Revolution, stehen in jenem Verhältnis gegenseitigen Unwillens zu einander, das die Folge zu sein pflegt, wenn der ältere Bruder so ziemlich Universalerbe ist.

Der Liberalismus, der ältere Bruder, hält sich vornehm von dem Jüngeren zurück. Aber das hindert nicht, daß der Liberalismus unaufhörlich genöthigt ist, seine Macht durch Nachgiebigkeit an die Forderungen zu bewahren, die, jedes Mal, wenn der Socialismus sie zum ersten Male aufstellte, als Eingriff in die persönliche Freiheit bezeichnet wurden. In dieser Beziehung braucht man nur an den Normalarbeitstag, an die Arbeiterschutzgesetzgebung, an die Altersversicherung und an die Frauen- und Kinderarbeit zu erinnern. Aber bei seinen beständigen Concessionen betont der Liberalismus, daß diese geschehen, um die schließliche Umwälzung zu *hindern*, deren Ueberflüssigkeit, wie sie meinen, offenbar werden wird, wenn alle partiellen Reformen durchgeführt worden sind. Und um diese schließliche Umwälzung hintanzuhalten, zeigen sie in der praktischen Politik dieselbe Neigung wie die Liberalen des 18. Jahrhunderts, Alles für das Volk zu thun, aber nichts durch das Volk.

Der Liberalismus wird immer mehr Halbblut. Er wird es einerseits dadurch, daß er gezwungen ist, immer mehr und mehr von den Forderungen des Socialismus in sein Programm aufzunehmen, andererseits dadurch, daß er immer mehr als Conservator des Bestehenden auftritt. Jetzt, wie vor hundert Jahren, ist jedoch der einzige Beweis echten Freisinns, sich von den *seiner Zeit* eigenthümlichen Vorurtheilen frei machen zu können, nicht von denen einer anderen Zeit frei zu sein.

Der wirklich Freisinnige läßt sich ebensowenig wie in der französischen Revolution dadurch erschrecken, daß auf den Wellen der Zeit auch Leichen und Trümmer treiben. Er steht nicht am Strande und ringt die Hände und verflucht das Meer, das lebenschenkende Meer, ohne das die Menschen auf der festen Erde nicht leben und athmen könnten.

Wir lassen uns auch nicht, meinen diese Liberalen, von dem einen oder anderen Schiffbruch schrecken. Nur die Ueberschwemmungen des Meers, nicht seine Bewegtheit hoffen wir zu hindern. Denn wenn die Wellen des Socialismus ansteigen dürfen, dann werden sie Alles fortspülen, was wir mühsam an Freiheit erarbeitet haben, All das Beste, was die Menschheit an Kultur errungen. Nicht die Durchsetzung des vierten Standes, sondern seine Socialdemokratisierung der Gesellschaft fürchten wir. Bei solchen Befürchtungen ist es berechtigt, daß man Dämme baut. Jedoch das Berechtigte dieser Befürchtungen kann der Gegenstand einer Untersuchung sein.

* * *

Der Liberalismus hat in seiner Unruhe vergessen, daß die Geschichte uns niemals irgend eine äußere Umgestaltung gezeigt hat, die nicht die Folge einer inneren gewesen wäre, die der Gefühle und Gedanken der Menschen über das, was für sie die Werte des Lebens und die Voraussetzungen des Glücks bildet. Hat diese innere Umgestaltung nicht stattgefunden, dann folgt der Revolution eine Reaction. Und diese Einsicht macht es, daß die Socialdemokratie immer mehr evolutionär statt revolutionär wird, immer abgeneigter, der Gesellschaft eine neue Ordnung der Dinge *aufzuzwingen*. Der Liberalismus hingegen bleibt dabei, daß die neue Ordnung hervorgezwungen sein würde, aber gleich-

Digitized by Google

zeitig daß diese von den Socialisten unterdrückten Gesellschaftsmitglieder zu einer einzigen gleichartigen Masse zusammengepreßt werden würden, aus der der sociale Staat alle Formen kneten könnte, die er wollte! Die Geschichte zeigt jedoch, daß Völker sich nie als eine solche energie- und willenlose Masse erwiesen haben, außer — in gewissen, begrenzten Zeiträumen — vor den Herrschern, die ihre Macht auf göttliche Gewalt gegründet hatten. Schon die Juden, die Pharaons Göttlichkeit nicht anerkannten, organisierten den gut geleiteten Arbeitsstreik, der die Wanderung der Kinder Israels aus dem Lande der Knechtschaft genannt wird. Bei der geringen Ausbildung, die der Glaube an göttliche Gewalt jetzt erhält, ist es nicht anzunehmen, daß die Socialdemokratie sich auf einen solchen Glauben stützen können wird. Und damit ist auch die Reaction gegeben, von Seiten der Menschennatur gegenüber jedem denkbaren Versuch, sie nach einem gewissen Programm umzuformen. Selbst wenn es so unglücklich kommen sollte, daß die Wilden aus unseren tiefsten Gesellschaftsschichten mit dem Recht der Stärke die Zügel der Macht ergriffen, so würden die Söhne dieser Wilden gegen die Freiheits- nnd kulturfeindlichen Uebergriffe der Väter reagieren. Man kann dessen ebenso gewiß sein, wie daß, wenn andere Wilde sich ruhig sättigen können, kulturschaffende Triebe bei ihnen erwachen. Diese Gewißheit hindert jedoch nicht, daß ein solcher wilder, wenn auch vorübergehender Zustand, große neue Leiden für die Wenigen im Gefolge hätte, ohne daß das alte Leiden für die Vielen wesentlich vermindert würde. Eine solche Uebergangszeit ist daher am Allerwenigsten der Wunsch der denkenden Socialdemokratie.

Aber selbst wenn der Liberale klug genug ist, vor keiner derartigen gewaltsamen Revolution zu zittern, befürchtet er doch, daß das Programm des Liberalismus, politische Selbstregierung und ökonomische Freiheit in einem socialen Staate gegen Staatsabsolutismus und Centralisation eingetauscht werden würde. Es ist jedoch schwer einzusehen, wie eine absolutistische Staatsleitung in einer Gesellschaft möglich sein sollte, wo jeder einzelne Mitbürger fühlen würde: Der Staat bin ich. Jedes Gesetz, jede Arbeitsweise, jedes Amt entsteht da durch die Gehorchenden, Arbeitenden, Administrierten selbst. Und nur die alte Auffassung, die im Staate etwas Außenstehendes sieht, anstatt den Inbegriff der Mitbürger selbst, macht es möglich, daß man eine absolutistische Staatsgewalt durch die Socialdemokratie fürchten kann. Jedes vom Volkswillen mißbilligte Gesetz würde unfehlbar umgestaltet werden. Nicht die Unbeweglichkeit der Leitung, sondern ihre stete Veränderlichkeit könnte man in einem Gemeinwesen befürchten, wo Alle mit dabei sind, Gesetze zu erlassen und eine Regierung zu wählen. Eine solche Veränderlichkeit zu verhindern, das wird die Aufgabe des staatsmännischen Genies in einem socialistisch umgestalteten Staate sein. In der Minoritätsrepräsentation, in der Unabsetzbarkeit der Richter und gewisser anderer Beamten, in der bestimmten Trennung zwischen der gesetzgebenden, rechtsprechenden, administrierenden und kontrolierenden Thätigkeit liegen einige, aber nicht hinreichende Mittel, der Demoralisation unter demokratischen Gesellschaftsformen vorzubauen. Die reine nackte Demokratie hat sich nicht selten neidisch oder mißtrauisch gegen große Persönlichkeiten gezeigt, hat Freude daran gefunden, sie zu demütigen, ist undankbar, wetterwendisch und herrschsüchtig gewesen; oft auch unredlich und ungerecht. Es kann daher keinen denkenden Menschen geben, der glaubt, daß das allgemeine Stimmrecht ein Endziel ist. Es ist der notwendige erste Schritt zu einer sich nach und nach vollziehenden Umgestaltung unseres ganzen Gesellschaftslebens zu Formen, gegen die Alles, was wir jetzt Repräsentativsystem, Parlamentarismus, Administration und Presse nennen, sich ebenso ver-

Digitized by Google

altet ausnehmen wird, wie der Absolutismus und die Censur unserem Zeitbewußtsein vorkommen. Wir sehen schon jetzt, wie gewissenhafte Naturen darunter leiden, mit der Presse oder dem Parlamentarismus zu thun zu haben, weil sie die Erfahrung machten, daß dort anstatt Ideen die Macht- und vor Allem die Gewinnsucht herrschend sind.

Aber weil der Majoritäts-, nicht der Regierungsabsolutismus die eigentliche Gefahr aller Demokratie ist, so folgt daraus, daß jede neue Majorität, die zufällig am Ruder ist, dies auch zu einem freiheitsfeindlichen Reglementieren und Controllieren ausnützen kann, falls eine neue Gesellschaft auf Centralisation, statt auf Selbstregierung gegründet wird. Und das weiß der Sozialismus sehr wohl; mehrere seiner Führer gehen auch immer mehr vom Gedanken der Centralisation ab und fordern Selbstverwaltung innerhalb der verschiedenen Arbeitsgebiete und betonen nur ein Zusammenwirken derselben behufs planmäßiger Ordnung der ganzen Production.

In Bezug auf die verschiedenen Arbeitsgebiete sieht man leicht ein, daß es nicht blos von Gewicht ist, daß die von den Socialisten mit Recht hervorgehobene, partielle Ueberproduction gehemmt wird, sondern daß auch die Production gefördert werden muß, die unberechenbar ist, weil sie auf der Initiative des Einzelnen beruht, die, durch welche neue Formen, neue Muster, neue Erfindungen hervortreten, welche man weder voraussehen, noch der Anzahl oder Art nach feststellen konnte. Und neben dieser Freiheit für die Initiative des Einzelnen auf jedem Gebiet, wird gefordert, daß der von der Leitung oder den Arbeitenden selbst gewählte Führer nicht leicht absetzbar sei, sondern eine starke ausübende Macht erhalte.

Natürlich würde dann so wie jetzt die Gefahr vorhanden sein, daß ein Arbeitsleiter einen Druck ausübte. Seine Mittel, eine ihm mißliebige Persönlichkeit zu treffen, könnten zahlreich sein: Versetzung von einem Ort in einen anderen, von einer leitenden zu einer untergeordneteren Stellung, von einer angenehmeren zu einer unangenehmeren Arbeit. Aber keines dieser oder ähnlicher Mittel könnte zu einem so gewaltigen Zwange gebraucht werden wie jetzt. Wenn wir den Druck messen könnten, der auf Jedem lastet, der Arbeit braucht, um zu leben; welche unendlichen Vorsichtsmaßregeln, welche Feigheit, welche Laissez-aller-Schlaffheit die Brotfrage zeitigt; wenn wir all die ökonomischen Ursachen der Charakterlosigkeit oder Hoffnungslosigkeit verfolgen könnten, die den Muth, die Opferwilligkeit, die Wahrheitsliebe, die Begeisterung ablösen, mit der so viele junge Menschen das Leben beginnen — dann würden wir hinter all diesem jene Gesellschaftsordnung finden, die oft einem selbstständigen Menschen nur die Wahl zwischen Unterwerfung *gegen* sein Gewissen und dem Verlust des Lebensunterhalts läßt. Und diese Ordnung ist kein Gönner der Entwickelung der Individualität, für die man so zärtlich besorgt wird, wenn die Rede auf den Socialismus kommt. Diese Ordnung ist ein Feind der Individualität, in viel höherem Grade, als jene Gesellschaftsordnung sein könnte, deren oberstes Grundgesetz wäre:

Niemand kann arbeitslos werden.

Mit *dieser* „magna charta“ würde die persönliche Freiheit den größten Schritt vorwärts gemacht haben, den sie überhaupt je machte, seit der Schutz des Lebens und Eigenthums als sociales Recht anerkannt würde. Denn im Grunde ist der Schutz des Lebens und Eigenthums nicht ganz wirklich, solange man arbeitslos gemacht werden kann; und die Glaubens- und Gedankenfreiheit ist nicht in Wahrheit vorhanden, wenn man für seine Worte und Gedanken, seinen Glauben oder Unglauben seinen Lebensunterhalt verlieren kann.

Digitized by Google

III.

In Bezug auf die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse ist bei den revolutionär denkenden Socialisten, sowie Vollmar in Deutschland und der Mehrzahl der englischen Socialisten, nur eine Gewißheit vorhanden, die, daß der socialistische „Zukunftsstaat" in seiner Gesammtheit nicht zu Stande kommen kann. Sie wissen, daß man „zum Himmel zielen muß, um den Waldessaum zu erreichen." Sie sehen ein, daß Viel des Gegenwärtigen sich als Form verwendbar zeigen wird, nachdem der Inhalt ein anderer geworden ist. Sie begreifen, daß dieser Inhalt allerdings theilweise durch geänderte Verhältnisse zu Stande kommen wird, aber vor Allem dadurch, daß er von innen heraus aus den alten Verhältnissen wächst. Sie glauben nicht an eine ganz neue Umgestaltung, und mit Recht. Denn wie sehnsuchtsvoll auch jede Generation nach dem „Land der Zukunft" ausblickt, noch nie ist je eines Menschen Fuß in diesem „Lande der Zukunft" gestanden. Vor hundert Jahren glaubten die damals leidenden und streitenden Revolutionäre, daß wir, die Menschen der nächsten Jahrhundertwende, glücklich im Lande der Zukunft leben würden, so wie wir jetzt auf Glück für die Menschen des nächsten Jahrhunderts hoffen, die gewiß von dann fühlbaren Leiden, Mißgriffen und Neugestaltungsforderungen ausgefüllt sein werden. Aber wir wissen, daß wenn auch jede neue Generation neue Aufgaben hat und in mehr als einem Falle die vorhergegangenen Reformarbeiten umgestalten muß, diese doch immer gewisse, unerschütterliche Resultate zurücklassen. Die Adelsprivilegien so wie vor 1789 sind z. B. für immer unmöglich. Und in gleicher Weise werden die Kapitalistenprivilegien einstmals unmöglich sein, durch eine sociale Umgestaltung, die in anderer Hinsicht vielleicht ähnliche Modifikationen wie die Umgestaltungen des Jahres 1789 erleiden wird.

Man kann nur eine absolute Gewißheit haben, und das ist die: wie sehr auch die Programme zur Lösung der socialen Frage wechseln, wie auch der Socialismus sich wandelt — eine Wandlung, die mit psychologischer Notwendigkeit vor sich geht, je mehr sich der Socialismus von der einfachen, gleichartigen, agitatorischen Aera entfernt und durch die Berührung mit der Wirklichkeit zusammengesetzt und differenziert wird — die sociale Frage bleibt bestehen, bis man für sie eine Lösung gefunden hat, sowohl für die Vielen als für die Wenigen.

Die Möglichkeit der Unterdrückung der Individualität durch den Socialismus ist für mich wie für so viele Andere der große giltige Einwand gegen den Socialismus gewesen. Kann dieser nicht ebenso sehr, nein, viel mehr als die gegenwärtige Gesellschaft die Individualität berücksichtigen, dann bleibt die socialistische Gesellschaft nicht bestehen. Bevor man also über seine Stellung zur socialen Neugestaltungsarbeit schlüssig wird, muß man über das Verhältnis, in dem Individualismus und Socialismus zu einander stehen, ins Klare gekommen sein. Wenn man annimmt, daß privates Eigenthumsrecht an den Productionsmitteln die wesentliche Bedingung für individuelle Entwickelung ist, dann ist der Socialismus sogleich aus dem Felde geschlagen. Aber wenn wir bedenken, wie Wenige unter den bedeutenden Persönlichkeiten Productionsmittel besessen haben, muß man sich sogleich sagen, daß diese Vielen, die sie nicht besaßen, ihre Unwesentlichkeit für die Entwickelung der Persönlichkeit in weit höherem Maße beweisen, als der eine oder andere Ländereibesitzer oder Industriekönig, der durch deren Hilfe eine feine persönliche Entwickelung genommen hat. Ist das schon jetzt beruhigend für die Vielen, die sonst aus Mangel an Pro-

Digitized by Google

ductionsmitteln zu einer unentwickelten Individualität verurtheilt wären, so kann es auch in Bezug auf die Zukunft beruhigen. Bei Gelegenheit des Besitzrechtes möchte ich hier nur daran erinnern, daß die Gesellschaft ein Mal ums andere ähnliche Einschränkungen verlangt hat, wie sie der Socialismus fordert, Einschränkungen von Freiheiten Einzelner, wenn diese sich mit der Freiheit Aller unvereinbar zeigten. Nichts ist in dieser Hinsicht bezeichnender, als der Fall, wo das Eigenthumsrechtsgefühl mindestens ebenso tief in der Menschennatur begründet war, als bei dem Eigenthumsrecht an den Productionsmitteln: das Eigenthumsrecht des Vaters an seinen Kindern. Der Theil dieses Rechts, der die Freiheit des Vaters einschloß, die Kinder zu tödten, zu verkaufen, zu mißhandeln, zu verheirathen, sie unwissend aufwachsen zu lassen, die hat ihm die Gesellschaft Schritt für Schritt geraubt. Und ganz gewiß haben die Väter jedesmal durch dieses Eingreifen des Gesetzes in die „Heiligkeit des Privateigenthums" ihre Freiheit gekränkt gefühlt. Nun sehen Alle ein, daß diese Eingriffe dazu beigetragen haben, das Verhältnis zwischen Vater und Kindern zu dem persönlichen und inhaltsreichen zu entwickeln, das das moderne Leben oft aufweist.

Bei jeder solchen Freiheitsbegrenzung muß jedoch die Bedingung gestellt werden, daß sie, dadurch daß sie eine unwesentlichere Freiheit einschränkt, eine wesentlichere fördert. Keine andere Beschränkung der Freiheit kann und soll geduldet werden. Und kann der Socialismus nicht vollwichtigen Ersatz für die Freiheit geben, die er aufheben will, dann kann er für seine Neugestaltungen nicht auf langen Bestand rechnen. Die Glaubenskraft des Socialismus ruht jedoch eben auf der Gewißheit, daß er einen vollwichtigen Ersatz zu bieten vermag.

IV.

Der Gedankengang des Socialismus ist folgender: Jetzt hängen die Vielen von den Wenigen ab; die Arbeiter von den Besitzern der Productionsmittel, die Mehrzahl arbeitet als Lohnarbeiter beim Staate oder Einzelnen; in beiden Fällen behält der Arbeitgeber den größeren Theil dessen, was diese Lohnarbeiter producieren. Sie halten dadurch die Lohnarbeiter bei einem Existenzminimum fest, das weder im Verhältnis zu ihren körperlichen, noch zu ihren geistigen Lebensbedürfnissen steht, solange sie arbeitsfähig sind. Und wenn sie durch Krankheit oder Alter aufhören es zu sein, stehen sie der vollständigen Noth gegenüber. Wenn jedoch alle Theilhaber und Mitarbeiter an der gemeinsamen Production werden, wird der reichliche Lohn, die volle Sicherheit auf Arbeit oder Versorgung, das Bewußtsein, daß Einer für Alle und Alle für Einen wirken, ein viel stärkeres Verantwortlichkeits- und Ehrgefühl als heute wecken. Und dieses Gefühl im Verein mit dem natürlichen Bedürfnis des Menschen nach Arbeit, wenn diese mäßig und gut entlohnt ist, wird die Arbeitslust erhöhen. Umfang und Wert der Production wird gegen jetzt gesteigert sein, wo der Ansporn nur in der Hoffnung einer Minderzahl auf Gewinn liegt, während die Mehrzahl sich zu lebenslänglicher, hoffnungsloser Knechtschaft verurtheilt weiß. Aber nicht nur das: das erhöhte Lebensgefühl, das die Folge besserer Existenzbedingungen und größerer geistiger Entwickelung ist, wird befreiend auf die Persönlichkeiten wirken.

Die Annahme des Socialismus im vorliegenden sowie in anderen Fällen beruht auf der Erfahrung, daß Gefühle umgestaltet werden können. Insbesondere gilt das für die Gefühle derjenigen, die jetzt die Fähigkeit und Tüchtig-

Digitized by Google

keit auf verschiedenen Gebieten repräsentieren. Diese müssen lernen, ihre Lust in der Wirksamkeit für das Ganze zu finden, anstatt für den einzelnen Gewinn. Und eine solche Gefühlsumbildung ist nicht undenkbar. So z. B. wird während langer Friedenszeiten der kriegerische Sinn umgewandelt. Noch andere ebenso tiefe Instinkte sind im Zusammenhang mit einer geänderten Auffassung der Werte des Lebens umgestaltet worden. Und eine solche neue Anschauung ist unzweifelhaft in der Bildung begriffen, eine Anschauung, die die Gewinnsucht auch gänzlich umgestalten kann.

Aber die Sache hat eine andere Seite. Die Gewinnsucht hat gewöhnlich einen tieferen Grund als nur blos den Gewinn. Nicht nur der Besitz ist es, der befriedigt, sondern auch das Streben, ja oft das Streben mehr als der Besitz. Denn das Streben steigert das Macht- und Kraftgefühl, und in diesem hat das Glück seinen Ursprung. Der Gewinn erhält seine große, psychologische Bedeutung, als Messer unserer Kraftentwickelung, als Ausdruck für das Gelingen oder Mißlingen.

Die, von deren Tüchtigkeit, Erfindungen, Gedankenarbeit, Schaffenskraft es schließlich abhängt, daß die Kultur nicht sinken und der harte Kampf mit der Natur wieder beginnen soll, die müssen neue Maßstäbe dafür erhalten, daß ihre Kraftentwickelung von Erfolg begleitet war, falls der Gewinn nicht ein solcher Maßstab verbleibt. Und daß es andere Gradmesser giebt, ist umso offenbarer, als schon jetzt die schaffenden Geister sich selten durch ihre Erfindungen, Bücher, Kunstwerke bereichern, ohne daß ihre Schaffenslust dadurch verringert wird.

Sowie das Individuum in der Familie und durch sie sein Wesen als Mitglied des Geschlechtes ausdrückt, so drückt es in der Arbeit sein Wesen als Mitglied der Gesellschaft aus. Die Forderungen einer Persönlichkeit auf beiden Gebieten sind: Freiheit in der Wahl dessen, was man liebt; Fortdauer des Verhältnisses, so daß man nicht von außen von dem, was man liebt, losgerissen wird, und schließlich von dem Gegenstand seiner Liebe wiedergeliebt zu werden, was in Bezug auf die Arbeit bedeutet, daß sie Einem mit dem Lächeln des Erfolges entgegenlächelt. Nur unter diesen Voraussetzungen empfindet man durch die Arbeit so wie durch das Familienleben jene Befreiung der Kräfte, jenes reiche Lebensgefühl, jenen Eindruck des Könnens, der Glück ist. In diesem Sinne ist der „Wille zur Macht" nur gleichdeutig mit dem Willen zur Seligkeit.

Je entwickelter ein Individuum ist, desto zusammengesetzter werden all die erwähnten Bedingungen zu seinem Glück. Und je entwickelter ein Individuum ist, desto mehr bedeutet auch sein Glück, vor Allem sein Arbeitsglück für die Gesellschaft. Von den größten Geistern, den Neuschaffenden, gilt das in dem Grade, daß eine sociale Neugestaltung, die einem einzigen solchen Geist das Freiheitsgefühl und damit die Schaffenskraft raubte, aber den Alltagsmenschen Wohlbehagen schenkte, sich schließlich als Unglück — auch für die Alltagsmenschen — erweisen würde.

Dieser Gefahr bewußt sind sich wohl nicht alle, doch viele socialistische Denker. Sie haben darum begonnen, mit dem Satze zu brechen, daß alle Arbeit gleich viel werth und die Arbeitszeit der allenthalben anwendbare Wertmesser sei. Man fängt an einzusehen, daß die Arbeitszeit, die nach verschiedenen Arbeitsweisen, verschiedenen Individuen, verschiedener Stimmung bei derselben Person, verschiedenen Arbeiten derselben Person in verschiedenen Stadien der Entwickelung der Arbeitsmethode, verschiedenen Orten, variirt, so daß ein Arbeitsresultat (beispielsweise ein Gebäude) in einer Gegend viel mehr wert ist als in einer anderen — daß diese Arbeitszeit nicht zum Wertmesser taugt. Man

Digitized by Google

fängt auch an einzusehen, daß nicht jede Arbeit gleich wertvoll für die Gesellschaft ist. Eine, die eine Stunde dauert (z. B. eine chirurgische Operation), aber der Gesellschaft eine kostbare Kraft rettet, ist mehr wert als jahrelange Arbeit des alltäglichen Schlags, abgesehen davon, daß diese Arbeit einer Stunde nur durch vieljährige Vorstudien möglich geworden und folglich auch aus diesem mittelbaren Gesichtspunkt kostbar ist. Einige Socialisten heben ähnliche Gesichtspunkte hervor und stellen, davon ausgehend, folgende Forderung: daß, während Sorglosigkeit *ohne* Arbeit nur Kindern, Kranken und Greisen bereitet werden soll; daß während *Aller* Arbeit so zu entlohnen ist, daß durch mäßige Arbeit gute Lebensbedingungen zu erringen sind, doch die größere Arbeitstüchtigkeit und die wertvollere Arbeit ein Existenzmaximum erreichen können. Dieses dürfte sich jedoch vom Existenzminimum nie in so hohem Grade unterscheiden, wie z. B. jetzt der höchste und der niedrigste Lohnsatz in unseren meisten Unternehmungen.

Der stärkste, unmittelbarste Anreiz für die Arbeitsenergie der Mehrzahl, die Hoffnung, seine Lebensverhältnisse in gewissem Maße verbessern zu können, würde so in der socialistischen Gesellschaft erhalten bleiben. Immer mehr wird auch hervorgehoben, daß das Eigenthumsrecht an solche Dinge, die keine Productionsmittel sind und nicht leicht zinsentragend gemacht werden können, sehr wohl fortbestehen und sich vererben kann. Solche Gegenstände sind z. B. das Mobiliar, die Bücher, die Kunstsachen, durch die ich in meinem Heim meine Persönlichkeit ausdrücke, oder die ich in meinem Elternhaus lieben gelernt habe. Die Möglichkeit, solche Gegenstände zu erwerben und zu bewahren, Reisen machen zu können, mehr Gelegenheiten zu materiellem und geistigem Genuß zu erhalten — all dies verbliebe der Ansporn zur Tüchtigkeit.

Würden hingegen alle Vergnügungen, wie gewisse socialistische Utopien es schildern, frei zugänglich gemacht, müßten sie nicht nur viel von ihrer Macht, das Lebensgefühl zu erhöhen, einbüßen, sondern die Gesellschaft verlöre auch einen starken Arbeitsanreiz. Und bliebe das begabte und taugliche Gesellschaftsmitglied auf ganz demselben ökonomischen Standpunkt niedergehalten wie der Stumpfe, Träge und Unbegabte, dann wäre das nicht nur eine Ungerechtigkeit. Es würde ein so unerhörter Verlust an Produktionsenergie sein, daß sie Aller Wohlbefinden, auch das der Stumpfen und Dummen herabdrücken müßte. Der Socialismus sieht das immer mehr ein, ebenso wie die Bedeutung der Tauglichkeit und Gewohnheit in den verschiedenen Arbeitsgebieten. Er hebt infolgedessen hervor, daß die Möglichkeit, eine leitende Stellung zu erlangen, sowie das Recht auf dem Platze und bei der Arbeit zu bleiben, die mir theuer geworden, weil ich meine Kräfte darin eingesetzt, Arbeitsansporne bilden werden. Aber hingegen hat der Socialismus nicht genügend beachtet, daß es eine noch viel bedeutnngsvollere Art giebt, meinen Erfolg zu messen, nämlich wenn ich durch stets verminderte Kontrolle über meine Arbeit, eine stets erhöhte Freiheit in derselben erhalte. Man beginnt, immer klarer zu sehen, daß Gleichheit nicht Gerechtigkeit ist, weder in Bezug auf Strafe noch auf Lohn. Eine Strafe, die einer feineren Natur unleidlich ist, ist einer gröberen gleichgiltig und umgekehrt. Verhältnisse, die einem Wagner gestatten würden, Faust zu reglementieren, oder Sancho Pansa Don Quixote zu kontrollieren, würden für Faust und Don Quixote Märtyrerthum bedeuten. Die jetzige Gesellschaft ebnet den Ausnahmsnaturen auch nicht den Weg, aber diese haben doch die Möglichkeit, sich durchzukämpfen. Eine Gesellschaftsordnung jedoch, die einen Pasteur zwingen würde, dieselbe Normalarbeitszeit zu beobachten wie ein Schuhmacher; die die Arbeit eines Michel Angelo nach demselben Wertmaß abschätzte wie die eines Steinhauers und einem Goethe ähnliche Wohnungsverhältnisse bieten

Digitized by Google

würde wie einem Stallknecht, oder die einen Pasteur, einen Michel Angelo, einen Goethe von ihren Forschungen und Inspirationen zu ein paar Stunden „socialer" Zwangsarbeit wegrisse, eine solche Ordnung würde nichts weniger als fördernd für ihre Produktionskraft sein. Je stärker geistig beschäftigt ein Mensch ist, desto mehr wird eine solche Unterbrechung als Qual empfunden. Alle derartige Vorschläge, wie daß man zwischen verschiedenen Berufen abwechseln sollte, zu verschiedenen Theilen des Jahres physischer Arbeiter, zu anderen psychischer Arbeiter sein, und daß die geistig Arbeitenden sich so durch eine leichte körperliche Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen sollten, all diese Vorschläge, die oft von socialistischer Seite gemacht werden, beruhen auf einem vollkommenen Unverständnis für schaffende geistige Arbeit und die Notwendigkeit, durch Vorbereitung und Uebung jene Arbeitstüchtigkeit zu erlangen, die Arbeitswechsel zu einer Ruhe und nicht zu einer Mühe machen kann. Wenn auch eine harmonischere Erziehung als die jetzige mehr Arbeitswechsel als jetzt ermöglichen wird, so wird doch ganz gewiß ein Grundunterschied zwischen dem körperlich und dem geistig Arbeitenden bestehen bleiben, ein Unterschied, der auf psychischen und physischen Gesetzen beruht. Wenn eine Abwechselung in der Thätigkeit für den Einen oder Anderen Ruhe ist, so empfinden sie Viele nur als gesteigerte Anstrengung. Ueberdies wäre es doch ein Widersinn, wenn die für meine Persönlichkeit unwesentliche Arbeit die wäre, die social wertgeschätzt würde, die meine Existenz als Mitbürger sicherte und berechtigte, während mein großes, wesentliches Schaffen als mein Privatvergnügen betrachtet würde! Eine solche Umstürzung aller wirklichen Werte müßte die allerwesentlichste Herabsetzung der Produktionskraft der schaffenden Geister im Gefolge haben. Sie würde den Mann der Wissenschaft, den Dichter und Künstler für die Rückkehr zu dem jetzigen Zustand geneigt machen, wo freilich die Unsicherheit qualvoll, aber dennoch die Freiheit groß genug ist, um jene Anspannung der Kräfte zu ermöglichen, die dem Leben Farbe und Werth giebt. In einer Zwangsgesellschaft jedoch würden die Genies in Lebensüberdruß versinken, trotzdem sie dort von Anfang an das besäßen, was sie jetzt oft ihr ganzes Leben lang nicht erreichen: sicheren Lebensunterhalt und Altersversorgung. Zu diesen Gefahren kämen noch die, daß in der socialen Gesellschaft der Werth der geistigen Arbeit durch die Meinung der Majorität entschieden würde. Die Mehrzahl will nie das Originelle, das Neue, sondern dieses zwingt sich der Mehrzahl auf, durch rastloses Anstürmen. Könnte eine Majorität die Möglichkeit zu diesen originellen Ansätzen gänzlich abschneiden, wäre die Folge zuerst Stillstand, dann Rückgang der Kultur.

In unserer jetzigen Gesellschaft wird der Werth der geistigen Arbeit theils durch unzulängliche Ausbildung für dieselbe gedrückt, theils durch den Zwang, unabläßig zu producieren und so schwache Werke hervorzubringen; theils durch notwendige Concessionen an den Geschmack des kaufenden Publikums, theils durch die Verlockung, die geistige Arbeit für einträglichere Speculationen im Stich zu lassen. Auf diesem wie auf allen anderen Lebensgebieten, vor Allem der Politik wird unsere jetzige Gesellschaft durch den ökonomischen Kampf ums Dasein demoralisiert.

Diese gegenwärtigen Gefahren für die geistige Arbeit würden in einer neugestalteten Gesellschaft zum großen Theile verschwinden. Wird diese jedoch von einer ungebildeten Mehrzahl geordnet, so werden die oben angedeuteten Möglichkeiten eines Druckes auf die geistige Oberklasse, theilweise Wirklichkeiten werden. Und in diesem Falle sind die Bedingungen bis auf Weiteres verschlechtert. Wenn hingegen die Träger der Cultur bei der Umgestaltung mitwirken, werden sie es ganz gewiß verstehen, der geistigen Arbeit Ansporn,

Digitized by Google

Sicherheit und Freiheit zu schaffen. Die Cultur im socialen Staate wird wie überall ein Ausdruck der Culturbedürfnisse der Gesellschaft sein. Und daß diese unter ganz anderen Verhältnissen als den jetzigen, befriedigt werden können, das zeigt uns die Geschichte durch viele Beispiele, aber vor Allem durch das Kloster. Wir können uns nicht denken, daß irgend eine socialistische Gesellschaft weniger persönliche Freiheit geben, eine communistischere Lebensweise einführen, weniger persönliche Motive für die Arbeit übrig lassen könnte, als es das Kloster gethan hat. Und doch war das Kloster im Mittelalter der vornehmste Kulturträger, und die individuelle Anlage erhielt dort große Bewegungsfreiheit. Bezeichnend ist in diesem Falle, daß Süddeutschlands berühmtestes Kloster, Benediktbauern, für seine Mönche eine kleine Eremitage an dem herrlichen Walchensee erbauen ließ, nach der die nach innen Gekehrten, Naturliebenden, Dichtenden oder Künstlerischen unter den Brüdern sich zurückzogen, um ungestört von dem Gewühl des großen Klosters, Eingebungen und Arbeitsruhe zu finden.

Man kann einwenden, daß es die Gottesfurcht war, die Feder und Pinsel des Mönchs lenkte und daß der Glaube das Fehlen des eigenen Interesses an der Arbeit ersetzte. Aber die Gottesfurcht war oft nur ein anderer Name für die persönliche Schaffenslust, und daß diese im Kloster so kräftig wurde, hat eine tiefere Ursache als die religiöse Anschauungsweise, eine Ursache, auf die ich später zurückkomme. Außerdem ist es nicht undenkbar, daß das Gesellschaftsgefühl einmal in eben so hohem Grade religiöse Triebkraft werden kann, als es die Frömmigkeit im Kloster war.

V.

Obgleich einige Socialisten die Notwendigkeit verschiedener Bedingungen für die geistige und die materielle Arbeit einsehen, meinen Andere, daß solche Ungleichheiten auch die socialen Ungleichheiten in der Gesellschaft bewahren würde, die man aufzuheben hofft.

Ja, ganz gewiß. Aber nur **die** Ungleichheiten, die keine geänderten Verhältnisse aufheben **können**, Ungleichheiten der Begabung. Und daß diese das eigene Werk der Natur sind, nicht der äußeren Verhältnisse, das zeigt uns das Leben, wenn in derselben Familie ein Genie und ein Idiot entsteht. Vor der geistigen Ober- und Unterklasse, die die Natur schafft, hilft keine Neugestaltung, wenngleich eine lange Folge äußerer und innerer Einflüsse dazu beitragen kann, die natürliche Verschiedenheit in gewissem Maße auszugleichen. Und es kann keinem vernünftigen Menschen ernstlich beifallen, Revolution gegen die Privilegien der Natur zu predigen.

Der unnatürliche Klassenunterschied hingegen, den das Kapital jetzt schafft, muß ebenso gewiß aufgehoben werden, wie der unnatürliche Klassenunterschied, den die Geburt ehemals geschaffen hat. Noch immer wird es durch den Kapitalismus ermöglicht, daß Sklavenseelen Herrenseelen tyrannisieren. Figaro ist noch Bedienter, nicht beim Grafen, sondern beim Banquier. Der Künstlergeist dringt oft nicht aus der Werkstatt heraus, während der Dilettantismus sich in den Salons breit macht; der Erfinder muß nicht selten auf einem untergeordneten Platz in der Fabrik bleiben, weil ihm das Kapital fehlt, selbst seine Erfindung auszuführen, dessen Früchte dann den Fabrikseigenthümer bereichern und von dessen Söhnen vergeudet werden.

Aber in einer nicht vom Kapital beherrschten Gesellschaftsordnung würde eine viel größere Möglichkeit und ein viel größeres Interesse vorhanden sein, jedem Begabten die Gelegenheit zu bieten, das auszuführen, was er besser kann,

Digitized by Google

als Andere. Die Vielen, denen ausgeprägte Anlage fehlt, oder die, denen es schwer wird, den Werth ihrer Anlage gemeinverständlich zu machen, würden da wie heute genötigt sein, verschiedene für sie weniger angenehme Arbeiten zu thun. Aber der besonders Begabte würde dann Zeit und Mittel haben, seine Eigenthümlichkeit, seine neuen Ideen hervorzuarbeiten und ihnen schließlich Anerkennung zu verschaffen. Und aller gemeinsames Interesse würde es sein, durch stets neue Erfindungen, neue Maschinen, die Arbeitsbedingungen der körperlich Arbeitenden zu erleichtern, während jetzt die neuen Maschinen in vielen Fällen nur den Gewinn der Arbeitgeber erhöhen und den Arbeitsverdienst verringern. Indes die körperliche Arbeit sich unter immer leichteren Bedingungen vollzöge, würde Jeder, bevor er dazu käme, jene allgemeine Bildung und jene Möglichkeit zur Fortbildung erhalten haben, die jetzt fehlt. Und damit würde das Klassenzeichen verschwunden sein, das darin besteht, daß man beiderseits andere Gefühle fühlt, andere Gedanken denkt, von anderen Lebenswerten bestimmt wird, wodurch jeder Klasse sowohl das Verständnis wie die Achtung für die Lebenswerte der anderen mangelt.

Vor Allem würde jenes Unter- und Oberklassenzeichen aufgehoben werden, das darin besteht, daß der Eine des Anderen Diener oder Lohnempfänger ist. Alle würden sich als auf ihre gegenseitige Hilfe angewiesene *Mitarbeiter* fühlen. Und mit all diesen durchgreifenden Veränderungen würden die physisch Arbeitenden eine ganz andere Auffassung vom Werth der geistigen Arbeit erhalten, als sie sie jetzt haben können, wo sie nur so wenig die Früchte der Erfindungen, die gemacht wurden, genießen dürfen — ja, oft durch sie arbeitslos werden — und wo sie aus Mangel an Bildung oder Zeit nur selten Theil an dem Buche oder dem Kunstwerk haben können, das produciert wird.

In Bezug auf die Arbeitsbedingungen möchte ich die Annahme wagen, daß im socialen Staate, wo Aller Wünsche gehört werden, die ungeheuere Specialisierung der Arbeit, auf der die jetzige Production beruht, im Interesse des Individualismus modificiert werden wird. Das Individuum hat durch die Specialisierung geringe Arbeitsfreude, weil es sich in seiner Arbeit nicht ganz ausdrücken kann. Das vollkommenste Arbeitsglück, das ich je gesehen habe, fand ich bei einem alten Kleinschmied, der Schlüssel und Zierraten verfertigte. Jede Runzel in seinem Gesicht war durch die Grübelei gegraben, die Aufgabe zu lösen, oder durch die Befriedigung, sie gelöst zu haben. Er liebkoste jede Sache mit Blick und Hand, bevor er sie weglegte. Vor ihm entstand in mir der Gedanke, zu dessen Verfechter sich, wie ich später fand, der englische Kunstphilosoph Ruskin gemacht hatte: nämlich daß jede Arbeit zugleich eine Arbeit des Kopfes, des Herzens und der Hand sein muß, wenn sie dem Arbeitenden Freude bereiten und ein lebendiger Ausdruck seiner Persönlichkeit sein soll. Keine andere Hand als die des Künstlers selbst, sagt Ruskin, kann ganz den Schmuck, das Glas, die Schale ausführen, die seine Phantasie geschaffen. In dieser Vereinigung von Kunst und Handwerk lag auch die Ueberlegenheit der Antike und der Renaissance. Das Hausgeräth war da ebenso wie das Kunstwerk ein Ausdruck der Schaffenslust und des Könnens eines ganzen Menschen.

Ruskin meint, daß erst wenn alle Arbeit eine frohe Kunstausübung wird; wenn gesunde und schöne Lebensbedingungen die Arbeitenden umgeben, die Quantität der Production sich zwar verringern, doch ihre Qualität sich unermeßlich heben wird.

Ruskin legt weiter dar, daß die Nationalökonomie die Fußtapfen des Schönheitsgefühls verfolgen muß. Wir müssen entschlossen alle jene Bequemlichkeit, Billigkeit und Schönheit opfern, die auf der Erniedrigung der Arbeiter beruht, die aus der unmenschlichen Noth und Häßlichkeit der Winkel-

Digitized by Google

gassen und Baracken emporwächst. So werden Alle nach und nach dazu erzogen werden, echte Schönheit zu verstehen, die nicht Luxus ist, sondern eine maßvolle, zweckgemäße, persönliche und anmutvolle Art, wirkliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Es ist leicht, in dem oben Angeführten Uebertreibungen aufzuzeigen, und doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Gedanken in gewissen Fällen die der Zukunft sind. Während einerseits die Maschinen immer mehr solche Arbeit ausführen werden, bei der Kopf und Herz wenig oder nichts bedeuten, dürfte das Handwerk jene Gebiete wiedererobern, auf denen die Persönlichkeit einen wirklichen Ausdruck erhalten kann. Schon jetzt fängt man in fein gebildeten Familien an, die dutzendmäßigen Ziergegenstände — die unläugbar eine gewisse Bedeutung für die Entwickelung und Befriedigung des Schönheitsgefühls gehabt haben — durch künstlerischere Gegenstände zu ersetzen. Und für ein sowohl ästhetisch als social geweckes Gewissen werden die erwähnten Billigkeitsartikel ganz unerträglich, sie wirken wie Schmutzflecken auf einem Kleid, weil man weiß, daß sie die Produkte des Hungers und Schweißes der Arbeiter sind.

Wenn man die oben dargelegte Notwendigkeit eingesehen hat, die vollkommene Gleichheit (die die vollkommene Ungerechtigkeit ist) gänzlich aufzugeben, hört man einen neuen Einwand, den, daß bei verschiedenen Arbeitsbedingungen der Eine Gelegenheit finden würde, seine Begabung, seine Kunstschätze oder andere Werte auf Kosten des Anderen „zinsentragend" zu machen. Das ist sehr wahrscheinlich. Aber die größte Versuchung für die Mehrzahl, sich ökonomisch mißbrauchen zu lassen, entfällt, wenn Jeder gegen mäßige Arbeit sichere Geborgenheit hat. Schon jetzt weigert sich ja Mancher, seine Ruhe für eine zu wenig entlohnte Arbeit zu opfern. Und man kann vor Allem annehmen, daß ein neues Rechtsbewußtsein sich entwickeln wird, das solche dem Grundprinzip der Gesellschaft widerstreitende Handlungen als unehrenhaft qualificieren würde, sowie in der jetzigen kapitalistischen Gesellschaft Wechselfälschungen verurtheilt werden. Anfangs würde es jedoch jedesfalls Verfügungen bedürfen, um Mißbrauch zu hindern. Im Mittelalter hinderten die Regenten die Aufführung befestigter Burgen, wenn von dort Räuberei getrieben wurde. Jetzt giebt es keine solchen Verbote, denn bei der gegenwärtigen Structur der Gesellschaft fällt es Niemandem ein, sich eine Burg zu befestigen. So würden auch die Räubergewohnheiten unserer Zeit in einer Zukunft aussterben, wo Alles mitwirkte um sie auszuhungern.

Selbstverständlich ist es, daß neue, jetzt unvorhergesehene Conflicte in einer umgestalteten Gesellschaft entstehen müssen. Wenn die Gewinnsucht abnimmt, wird wahrscheinlich die Herrschsucht, der Ehrgeiz und andere Formen der Machtlust anwachsen. Ideale Zustände werden nur durch ideale Menschen verwirklicht. Und in diesem Falle behält das Christenthum stets Recht: aus dem Herzen kommt das Leben. Nicht nur durch verbesserte Lebensbedingungen, sondern vor Allem durch veredelte Sinne wird ein größeres Glück erblühen. Aber wir dürfen auch nicht die Bedeutung verbesserter Lebensverhältnisse für die moralische und intellektuelle Entwickelung unterschätzen. Die Lebensverhältnisse haben großen Einfluß auf die psychologische Umgestaltung, die es mit sich bringen wird, daß andere Lebensmotive als die jetzigen bestimmend, andere Lebenswerte erstrebt werden.

Das materialistisch Einseitige in der Agitationsaera des Socialismus, während der man ihn vor Allem eine „Magenfrage" genannt und behauptet hat, daß die ganze Entwickelungsgeschichte nur eine Geschichte der Oekonomie sei, diese Einseitigkeit ist vielleicht von Bedeutung für die Agitation gewesen. Der allzu fein geschnitzte Bogen bricht ja, wenn er gespannt wird.

Aber jetzt bedarf der Socialismus vor Allem einer geistigen Vertiefung.

Digitized by Google

Es ist darum ein Glück für den Socialismus, daß der Anarchismus ihn zwingt, seine Theorien zu anarchisieren, so wie der Socialismus den Liberalismus gezwungen hat, die seinen zu socialisieren. Der Anarchismus hat gewisse wichtige Warnungen zu geben. Er führt die Sache des Individualismus gegenüber der Staatsgewalt; der Selbstverwaltung gegenüber der Centralisation; der Initiative gegenüber der Kontrole. Und wenn auch das Vorgehen des Anarchismus verabscheuungswürdig ist, und wenn auch seine folgerichtig durchgeführten Theorien uns wieder zum Kampfleben des Wildheitszustands führen würden, wo jedes Mannes Hand gegen jedes Mannes Hand stünde, so ist doch sein Ideal das Land, wo die Ideen des Socialismus sowie des Individualismus in einer höheren Einheit aufgehen werden.

VI.

Aber selbst wenn alle eben als notwendig bezeichneten Rücksichten auf das Recht des Individuums im socialen Staate auch wirklich genommen würden, bleibt der Protest des Vollblut-Individualismus noch immer bestehen.

Während der Anarchismus hofft, daß das Individuum sein volles Recht und Glück erreichen wird, wenn Jeder nach seinen Bedürfnissen nehmen kann, nach seiner Neigung arbeitet und nach seinem Willen handelt, wenn Alles für Alle da ist und die Menschheit eine einzige große Familie, in der die Starken die Schwachen schützen — während der Anarchismus so eine abergläubische Zuversicht auf die Veredelung der Menschennatur *nur* durch geänderte Verhältnisse setzt, ist der Individualist hingegen tief skeptisch. Er ist es noch mehr in Bezug auf die Veredlung der Masse als auf die Umgestaltung der Verhältnisse. Er ist der Ansicht, daß die allgemeine Gleichheit der Lebensbedingungen und der Bildung die Originalität nur abplatten und die Masse weniger willig machen würde, den Uebermenschen in ungebundener Freiheit den Forderungen seiner Natur nachgehen zu lassen. Aber die Masse wird nie selbst Kulturwerte hervorbringen können. Sie ist das tiefe, schwarze Erdreich, die prosaische Voraussetzung für die goldenen Aehren, die vollen Trauben, die purpurholden Rosen, die die Kultur hervorliebt.

Der Darwinismus ist tief mißbraucht worden, wenn man ihn als das aristokratische Princip hervorhob, das auf das Gebiet der Kultur ebenso wie auf das der Natur anwendbar ist; denn der Darwinismus hat thatsächlich nichts mit der Ober- und Unterclassenbildung, sowie sie jetzt hervortritt, zu thun. Dabei haben Eigenthums- und Productionsverhältnisse mannigfacher und complicierter Art ihr Bestes gethan, um das Darwin'sche Gesetz vom survival of the fittest aufzuheben. Die Gesellschaft ist in diesem wie in so vielen anderen Fällen von der Natur abgegangen, hat die Auswahl der Besten erschwert und anstatt dessen die Schlechtesten conserviert.

Daß der Uebermensch das Resultat einer langen Folge geglückter Auswahl unter vom Schicksal begünstigten Kulturmenschen sei, ist eine der Redensarten, die man oft zu hören bekommt. Die Sprechenden vergessen dabei die alte Erfahrung von der raschen Entartung der herrschenden Klassen und glänzenden Geschlechter. Besonders da wo die Reichthumsleidenschaft die Oberhand erlangt und alle Kräfte aufgesogen hat, dauert es selten länger als bis zur zweiten, dritten Generation, daß die Nachkommenschaft alle Zeichen der Entartung aufweist. Man vergißt auch, daß am häufigsten unmittelbar aus der Unterclasse — bei uns im Norden oft mit einem Geistlichen als Mittelglied — die meisten Genies hervorgegangen sind. Man vergißt all die nie ausgebildeten „Natur-

Digitized by Google

genies", von denen überall (in unserem Lande besonders auf dem Gebiet der Mechanik) so Viele untergehen. Die frischen, für die Kultur bis nun ungebrauchten Gehirne sind es, die sich in der Regel am fruchtbarsten, am Schaffenskräftigsten zeigen.

Hingegen giebt es eine physische und psychische Verfeinerung, die ein Rassenzeichen ist, ein Product langer Cultur. Diese Verfeinerten genießen oft viel intensiver, als sie schaffen.

Aber auch diese Verfeinerung ist nicht nur das Resultat des Lebens der Oberklasse. Man kann z. B. sehen, daß Kinder, die in der Unterclasse geboren, aber zu Pflegekindern der Oberclasse gemacht wurden, gleich ein so inniges Genießen des Schönen zeigen, eine so natürliche Verfeinerung, eine so reizbare Empfindlichkeit gegenüber allem Unästhetischen, daß sie, wenn sie in ihrer Klasse verblieben sein würden, entweder verlockt worden wären, ihre Schönheitsforderungen durch schlechte Mittel zu befriedigen, oder ihr Lebelang an der Disharmonie zwischen ihren tiefsten Lebensbedürfnissen und ihren Lebensbedingungen gelitten hätten. Ein einziges solches Kind lehrt uns mehr über den tiefsten Inhalt der socialen Frage, als voluminöse Abhandlungen.

Wenn also der Individualismus nicht mehr als Andere von der Genesis des Uebermenschen weiß, so hindert das doch nicht, daß er tief bedeutungsvolle Wahrheiten über dessen Weg durchs Dasein ausspricht.

Der Individualismus hat Recht in seinem Einspruch gegen alle Geneigtheit der Demokratie, die Lebensbedingungen der Vielen mehr als die der Wenigen zu fördern, Lust und Unlust nach einem niedrigen Majoritätsgesichtspunkt zu bemessen. Der Individualismus hat Recht, großen Raum für die große Persönlichkeit zu fördern. Er hat Recht, wenn er mit Nietzsche hervorhebt, daß das Wesen des Genies ein Ueberschwall der Kräfte ist, eine Hingerissenheit der Eingebung, eine Grenzenlosigkeit, die ganz andere Voraussetzungen für die schaffende Kraft bedingt, besonders die künstlerische, als für gewöhnliche Menschen.

Die Wortführer des Individualismus sind unentbehrlich und mußten einseitig sein, um u. A. zu der Einsicht zu erwecken, daß mehr kleine als große Seelen entstehen, mehr unproductive als productive Geister, und daß es Mißhandlung wäre, wenn die Ersteren die Letzteren zu ihrem Standpunkt herabdrücken dürften. Emerson wie Mill haben die Sache des Individualismus geführt; Carlyle hat die Souveränität des Helden, sowie Browning die der Leidenschaft verfochten; Kirkegaard setzt seine Hoffnung auf den Einzelnen und Ibsen auf den Einsamen; Stirner will den Einzigen und Nietzsche den Uebermenschen zum Allherrscher machen. Nietzsches Seherstimme ward zur rechten Stunde gehört, als die Gefahr drohte, daß die Vielen, die „Herdenmenschen" mit ihren Forderungen die Wenigen überstimmen würden. Aber nicht Nietzsche, sondern der gewaltige Uebermensch, der dem Gedankenleben dieses Jahrhunderts vielleicht tiefere Impulse gegeben, als irgend Einer, Spinoza, hat in seiner Ethik für immer das Gebiet und die Grenzen des Uebermenschen abgesteckt. Er verkündet als jedes Menschen oberste Pflicht dem Grundgesetz der Natur zu folgen: Jeder liebt sich selbst und schützt sein eigenes Sein. Alles, was physisch oder psychisch mein Sein fördert, was eine allseitige Kraftentwickelung hervorruft, was von einer niedereren zu einer höheren Stufe führt, all das ist Glück; alles, was den Gegensatz bewirkt, ist Leiden. Je stärker unser Seelenleben ist, desto größer ist unsere Freude; je größer unsere Freude ist, desto größer ist unsere Vollkommenheit. Jeder hat Recht auf Alles, so weit seine Macht sich erstreckt. Aber da jeder Mensch am Besten zusammen mit anderen Menschen sein Sein erhalten, seine Vollkommenheit entwickeln und

Digitized by Google

seine Macht üben kann, so entsteht die Nothwendigkeit, daß Keiner das Sein des Anderen hemmt, daß Jeder sein Recht so sehr begrenzt, daß er von Anderen nicht verlangt, daß sie das ertragen und thun sollen, was man selbst nicht ertragen oder thuen will. Dazu mahnt mein eigenes Interesse. Denn hemme ich das Sein, die Entwickelung Anderer, so wird auch mein eigenes Wesen nicht so reich und entwickelt, als es in der Wechselwirkung mit dem Anderer würde.

Damit ist das absolute Recht des Uebermenschen mit einer ebenso feinen dialektischen Klinge getroffen, als die, welche Nietzsche gegen die Herdenmenschen richtete.

Selbst wenn die Massen ganz niedergehalten werden könnten, würde nicht nur eine noch größere Mannigfaltigkeit von Werten für die Kultur verloren gehen, Werte, die die jetzt nicht selten aus der „Herde" hervorbrechenden Uebermenschen dann gänzlich verhindert wären hervorzubringen. Nein, die in ihrer Machtstellung gesicherten Herren würden selbst oben auf ihren Höhen ein immer verkümmerteres Dasein zeigen, wenn sie nicht von dem warmen Klima umgeben wären, das die Sympathie der Vielen, der Mitlebenden bereitet. Denn es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß die Production von Kulturwerthen immer in einem gewissen Verhältnis zum Zeitgeist steht, wenn man auch aufgehört hat, das Genie zu einem bloßen Resultate desselben zu machen. Das Genie ist immer ein Wunder, aber ein vorbereitetes: wir erwarten uns nicht einen Feuerlands-Darwin oder einen Eskimo-Dante. Wir wissen, daß das Kulturniveau des Volkes der Mutterschoß des Genies ist, und daß die Vielen, die sich die Werke des großen Genius aneignen, die, welche durch dieselben vertieft oder verfeinert werden, dann ihrerseits die Productionskraft des Genies steigern.

Wenn der Individualismus in seiner modernen Forderung: daß die Vielen dazu da sind, den wenigen Uebermenschen zu dienen, leicht widerlegt ist: so ist seine Stellung um so stärker in einer anderen Beziehung, nämlich in der Behauptung, daß die Nivellierung der Lebensverhältnisse, der Bildungsverschiedenheit, der Gesellschaftsformen durch eine immer größere Demokratisierung und Gleichförmigkeit die Individualitäten selbst abplatten und nach und nach die Kultur der großen Geister berauben wird, weil große Geister gar nicht entstehen können werden. Man pflegt schon unsere Zeit als Beweis hierfür anzuführen, aber vergißt dabei, daß die Nähe zu allen Zeiten die Dimensionen der Größe in den Augen der Zeitgenossen verringert hat. Unsere Zeit wird ganz gewiß in hundert Jahren im Vergleich zur Jämmerlichkeit der zukünftigen verherrlicht werden.

Aber trotz dieser offenkundigen Ungerechtigkeit gegen die Gegenwart, muß doch jeder Denkende einsehen, daß die stets zunehmende Gefahr vorhanden ist, daß die originelle, geistig vornehme Persönlichkeit in einer demokratisierten Gesellschaft selten wird. Amerika giebt uns Beispiele dafür. Aber diese Demokratie ist eine solche, wo das Oekonomische Alles bedeutet. Ruhige Bildungsaneignung ist dort beinahe der größte Luxus. Das Leben ist eine einzige Jagd nach Reichthümern, in welcher Viele zu Boden stürzen, während eine Minderzahl zu vielfachen Millionären wird. All die politisch-demokratischen Institutionen haben zum wirklichen Präsidenten den Dollar. Amerika ist der große Beweis dafür, daß Demokratie und Kapitalismus zusammen Tyrannei schaffen, und darum verschließt man sich auch in Amerika nicht mehr der Notwendigkeit einer socialen Umgestaltung. Die Schweiz ist ein anderes demokratisches Beispiel. Dort herrscht Ruhe, allgemeiner Wohlstand und — nach Laboulayes treffender Definition einer Demokratie — eine Selbstverwaltung,

Digitized by Google

die unablässig in kleinen Kreisen für Ziele wirkt, die selbst der geringste Mitbürger versteht. Aber dort geht Alles in einem engen Landschaftenpartikularismus auf; keine reichen, kulturbringenden Bewegungen entstehen, es giebt keine wirklich großen kultursammelnden Mittelpunkte, und große Geister werden selten dort geboren.

Es hängt also nicht nur von den politischen Institutionen ab, ob ein Volk ein Kulturvolk wird. Es hängt davon ab, ob das Volk in geistigem Sinne ein hohes Leben führt, in einer glücklich behaupteten Selbständigkeit, in einer materiellen Blüte, die freudige Opfer für kulturelle Ziele ermöglicht, und ob es einen hellen Blick und wirkliche Leidenschaft für seine Kulturaufgabe hat. Jenes Volk wird ein Kulturvolk, bei dem, während große, schaffende Geister erstehen, auch die Vielen intensiv leben, wo sie Impulse von kultureller Bedeutung von den Wenigen empfangen und ihnen auch solche geben. In einer socialdemokratisierten Gesellschaft würden folglich die Individualitäten gerettet werden können, wenn das Leben im Allgemeinen vertieft und vermannigfaltigt anstatt verflacht würde.

Auch auf diesem Wege kommen wir also zurück zu der schon gestellten Frage: ist die Aussicht vorhanden, daß in einer neuen Gesellschaft auch neue Lebenswerte entstehen?

VII.

Die Gewinnsucht, die Concurrenz steigern die Production beständig. Aber die Fähigkeit, die so geschaffenen Werte zu genießen, nimmt beinahe in demselben Verhältnis ab, in dem die Werte wachsen.

Aus dieser Zeit der ökonomischen Krache, der Selbstmorde, der Nervenkrankheiten löst sich eine immer größere Sehnsucht nach Stille, Gesundheit, Schönheit ab — und wäre es selbst hinter Klostermauern. So wie im Anfange des Jahrhunderts ist die Romantik eine Aeußerung dieser Sehnsucht nach Ruhe ferne von der fieberhaften Beweglichkeit des Lebens geworden. Das Aechte im jetzigen Symbolismus und der Mystik in Literatur und Kunst ist sowohl ein Ausdruck für den Schönheitsdurst der Zeit, als für ihre Forderungen nach Umgestaltung. Viele dieser Symbolisten sind zugleich Anarchisten und schließen sich an Jesu Brüderlichkeitslehre mit derselben stimmungsvollen Aesthetik und persönlichen Unbekehrtheit, mit der sich die ältere romantische Schule an den Katholicismus schloß. Schon zu Anfang des Jahrhunderts bemerkte eine geistreiche Frau: es müssen neue Mittel zur Erlösung der Menschheit entdeckt werden, die alten sind schon verbraucht. Und dieses Jahrhundert ist eines geworden, in dem eine Umgestaltungsutopie die andere abgelöst hat, Alle, davon Zeugnis ablegend, daß die Menschheit unter dem Gegenwärtigen immer bewußtere Qualen leidet. Darum greift sie nach der Hoffnung, daß ein Gesellschaftszustand erreicht werden könnte, in dem Jeder seine jetzt versiegende Lebensenergie zu gebrauchen vermöchte. Man nennt seine Leiden die Krankheit der Jahrhundertwende. Als ob nicht das vorige Jahrhundertende gerade eine durch Lebenskraft ausgezeichnete Periode der Menschheit gewesen wäre. Aber die Menschheit befindet sich bei diesem Jahrhundertende auch am Ende eines Kulturabschnitts, in der Erwartung eines neuen. Aus diesem Grunde — weil das, was wir besitzen, uns nicht mehr befriedigt — fühlt man sich muthlos. Man sieht das Christenthum nicht mehr als Lösung des Lebensproblems an, die bestehenden Verhältnisse im Familienleben, im Staate und im ökonomischen Leben nicht mehr als Grundlage einer fortgesetzten Entwickelung. Die alte Gesellschaft wurde durch die Revolution

Digitized by Google

gesprengt; dieses ganze Jahrhundert ist ein Ausdruck dieser Zersplitterung gewesen und eine Vorbereitung zu etwas Neuem, von dem man Tag erhofft, nicht nur „revolutionäre Blitze und philanthropische Sternschnuppen."

Wenn man nicht mit Unrecht das große Uebel der Zeit den Lebensüberdruß nennt, so hat man wohl einen Namen für die Krankheit gefunden, aber ihre mannigfaltigen Ursachen hat man dadurch noch nicht ergründet. Die bedeutungsvollste derselben ist jene Unmöglichkeit zu leben, die der Lebenskampf überall hervorruft. Für die Wenigen ist das Leben jetzt um den Reichthumserwerb concentriert, für die Vielen um den Lebensunterhalt. Denn die, welche Genußmittel anhäufen, thun dies weniger, um zu genießen, als um zu besitzen; um ihren Reichthum zu vermehren oder zum Ausdruck zu bringen, nicht um ihre Lebensfreude zu erhöhen.

Wenn all die seelische Energie, die so gebunden ist, befreit würde, könnte das Leben so umgestaltet werden, wie wir es noch kaum zu ahnen vermögen. Man glaubt jetzt, daß alle starken Kräfte aus dem Dasein verschwinden müßten, wenn der Kampf ums Dasein aufhörte.

Aber würde das Leben denn nicht weiter von den großen geheimnisvollen Gesetzen der Natur bestimmt werden, hätte man nicht die Rätsel des Lebens und des Todes, die Angst des Gedankens und die Leidenschaft des Herzens, Schönheit und Schmerz? Würden Menschen nicht wie ehedem geboren werden, lieben und sterben?

Und ein ungeheueres Zuströmen von persönlichem Inhalt würde sich auf allen großen Lebensgebieten vollziehen, wenn die Menschen das erhielten, was sie jetzt nicht haben: Ruhe, sich an ihrem Glück zu freuen, ihren Kummer zu fühlen, ihre Eindrücke der Herrlichkeiten der Natur, Kunst und Literatur zu vertiefen. „Ein Recht auf Muße" ist die psychologische Voraussetzung für nachhaltige Eindrücke und starke Productivität, nachdem diese Eindrücke in Ruhe assimiliert worden sind. Darin lag das Geheimnis der starken Productivität der Klostereinwohner, während andererseits die Seltenheit starker Eindrücke eine große Begrenzung innerhalb derselben herbeiführen mußte.

Die Brodjagd, die Nahrungssorgen, die zehrendsten, abstumpfendsten und verunstaltendsten aller Sorgen drücken jetzt dem privaten wie dem öffentlichen Leben ihren Stempel auf. Sie hemmen rings um uns unzählige Möglichkeiten zu lieben, zu genießen und zu schaffen.

Ehegatten haben nicht Zeit, ihr Gefühl für einander zu pflegen, den Schattierungen ihres Seelenlebens zu folgen, ihre Entwickelung auszutauschen — nichts von alledem, was oft die Zeit vor der Ehe so reich machte. Die Eltern haben durch Nahrungssorgen nicht Zeit, mit den Kindern zu leben, sie zu studieren, um sie wirklich erziehen zu können. Die Schule hat nicht Zeit, Persönlichkeiten zu entwickeln, nur zu Examina vorzubereiten, diesen Angeln, mit denen nach einem Bissen Brod gefischt wird — und auf diese Weise verspielt man überall das Leben, während man sich für den Lebensunterhalt quält und befehdet. Nichts hindert in unserer Zeit in dem Grade die Entwickelung der Individualität, wie der Doppeleinfluß, unter dem diese von Kindheit an lebt. Auf der einen Seite werden die Liebesgebote des Christenthums eingeprägt, das Gesetz der Selbstlosigkeit, die Bedeutung der Opferwilligkeit. Auf der anderen Seite bekommt derselbe heranwachsende Mensch täglich zu hören und zu fühlen, was die Wirklichkeit verlangt: rücksichtslosen Kampf, um in einem Dasein fortzukommen, in dem jetzt Aller Hand gegen Alle im Concurrenzstreit erhoben ist; wo es gilt, Hammer oder Ambos zu sein; wie ein Raubthier seine Beute festzuhalten, oder zu verhungern; wo des Einen Untergang des Anderen Rettung ist. Unter solchen Verhältnissen wird persönliche Einheitlichkeit eine Unmöglichkeit.

Digitized by Google

Man hört oft die Befürchtung aussprechen, daß eine sociale Umgestaltung das Heim und die Familie aufheben würden. Ganz gewiß werden die Formen zum Theil geändert werden, aber eine Umgestaltung, die das Wesen der Lebensverhältnisse antasten würde, in denen die Menschennatur bis jetzt ihr tiefstes Glück gefunden, ist undenkbar. Während die jetzige Gesellschaft immer weniger die Möglichkeit begünstigt, Ehen zu schließen, und die damit zusammenhängenden Gefühle daher oft verkümmern oder verwildern, würde die neue Gesellschaft nicht nur die Ehe für Alle ermöglichen: sie würde auch in viel schönerer Weise verwirklichte Ehen möglich machen.

Denn wenn ökonomische oder andere niedrige Berechnungen nichts für das Eingehen der Ehe bedeuten können, werden Männer und Frauen aus mehr oder weniger persönlichen Motiven einander suchen und finden. Die Ehe wird sowohl beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht neue, jetzt ungeahnte Möglichkeiten der gegenseitigen Beglückung entwickeln können. In welchem Grade eine solche Entwickelung möglich ist, tritt durch einen Rückblick auf das erotische Gefühlsleben vor nur hundert, ja fünfzig Jahren zu Tage, ein Rückblick, der zeigt, wie wesentlich dieses Gefühlsleben schon trotz all der herrschenden Mißverhältnisse vertieft und verfeinert worden ist. Es ist also kein unbegründeter Optimismus, wenn der große englische Naturforscher Alfred Russel Wallace seinen Glauben an die fortgesetzte Entwickelung des Menschengeschlechts auf den erotischen Idealismus der Frauen im Verein mit dem Socialismus stützt. In einem social umgestalteten Staate, meinte er, wird keine Frau sich um der Noth willen verkaufen, weder in noch außer der Ehe. Und da wird jede Frau eine so allseitige und gründliche Bildung erhalten, daß das Heiratsalter sich hinausschieben wird und die Frau eine entwickelte Persönlichkeit sein kann, wenn sie ihre erotische Wahl trifft. Diese würde dann eine wirkliche Auswahl werden; die meisten Frauen dürften so lange unvermählt bleiben, bis sie einen Mann gefunden hätten, dem sie sich in voller, persönlicher, erwiderter Liebe verbinden könnten; oder wenn sie ihn nicht fänden, würden sie lieber für immer von der Ehe absehen. Einem physisch oder psychisch vernachlässigten, kränklichen Manne oder einer solchen Frau würde dann in der Regel die Möglichkeit fehlen, eine Familie zu gründen, während sie jetzt, im Falle sie Vermögen haben, sich fortpflanzen können, indes andere physisch und psychisch vortrefflich geeignete Individuen durch ihre Armuth an der Eheschließung verhindert werden. Wenn die Ehe in der Regel aus gegenseitiger Liebe zwischen Individuen eingegangen würde, die volle geistige und körperliche Reife erreicht haben, wenn man die Ehe als die höchste Lebensform betrachtete, die man immer mehr vervollkommnete, und wenn gleichzeitig der ökonomische Druck der jetzigen Gesellschaft mit ihrem physisch demoralisierenden verkrüppelnden und brutalisierenden Einfluß behoben würde — dann, sagt Wallace, würde ein neues Geschlecht erstehen. Dann würde die Auswahl der physisch fehlerfreien und hochstehenden Individuen nach und nach dazu führen, daß der Durchschnittsmensch der Zukunft die Höhe erreichte, die das Genie jetzt einnimmt, und die Genies jener Zeit würden ebenso hoch über jenen genialen Durchschnittsmenschen stehen, als ein Goethe, ein Humboldt, ein Shakespeare und ein Newton über den Durchschnittsmenschen ihrer Zeit standen.

Wenn die Menschheit ökonomisch Ruhe erlangte, würde nicht nur das Seelenleben selbst vertieft werden können. Auch die Ausdrucksformen desselben würden reicher werden; die Fähigkeit sich mitzutheilen, seine Mittheilungen zu nüancieren, würde nicht nur die Feinheit wiederbekommen, die sie vor der Zeit des Dampfes und der Elektricität besaß, sondern sie würden noch weiter verfeinert werden. Ein Kunstkritiker hat gezeigt, daß die Japaner den Gefühlssinn so entwickelt haben, daß ihre Fingerspitzen zarte, glatte, angenehme Flächen

Digitized by Google

ebenso stark genießen, als wie Farben, Formen und Töne. All unsere Sinne, unser ganzes Temperament könnte eine ähnliche Entwickelung nehmen, und Tonfall, Ausdrücke, Geberden, Sensationen aller Art ein volleres, individuelleres das Lebensgefühl hebendes Gepräge erhalten.

Die psychisch-physische Forschung unserer Zeit giebt auch Ahnungen von einer bis nun ungekannten Steigerung und Erweiterung unserer Persönlichkeit, die jedoch nicht eintreten kann, solange die Energie an den Existenzkampf gebunden ist und sich nur ausnahmsweise nach innen richten kann. Ich deute nicht auf spiritistischen Aberglauben hin, sondern auf natürliche bis jetzt nur ausnahmsweise erreichte Äußerungen unserer psychischen und physischen Macht. Diese Entwickelung würde im Zusammenhange mit einer Rückkehr zur Natur stehen, von der der Mensch jetzt immer mehr losgetrennt wird, während gleichzeitig die herrlichsten Naturschönheiten rücksichtslos den Vielen von den Wenigen zerstört werden, die wieder in dem augenblicklichen ökonomischen Kampfe keine Wahl haben und nicht selten selbst unter der Verwüstung leiden, die sie verschulden. In einer anderen Gesellschaftsordnung kann man erwarten, daß Alle es als gemeinsames Recht und Pflicht ansehen werden, die Schönheit der Natur zu hegen, da — an Stelle des sehr erkünstelten Luxus, der jetzt das Privilegium der Minderzahl ist — ein immer innigeres Zusammenleben mit der Natur eine Quelle der verdoppelten Lebensfreude und Lebenskraft für die Vielen werden wird.

Und in gleicher Weise würde die Wissenschaft, die Kunst, die Literatur auf ganz neue Art zu Lebenswerten für Menschen werden, die nicht mehr vom Kampfe ums Dasein gejagt würden, Menschen, die jetzt nur sehen können, daß das geistige Leben Symposien in Bereitschaft hat, an denen sie nie theilzunehmen vermögen.

So wie unsere intellektuelle Energie sich vermannnigfaltigen könnte, so würde sich auch unsere Fähigkeit, gesellschaftlich von Anderen wirkliche Werthe zu empfangen und ihnen solche zu geben, entwickeln können. Jetzt ist unser Gesellschaftsleben zum großen Theil ein Ausdruck unserer ökonomischen Interessen, unseres Kreditbedürfnisses, unserer geschäftlichen oder beruflichen Verbindungen unserer Klassenstellung.

Aber wenn die ökonomischen Motive wegfielen, würden wir mehr Macht und mehr Muth haben, unser Leben zu einem Ausdruck unseres Wesens, nicht nur unseres Einkommens zu gestalten. Jetzt können sich in der Regel nur Millionäre den Luxus der Originalität gestatten. Die Armen haben keine Wahl; die Wohlhabenden glauben oft ihres Kredits halber die Reichen nachahmen zu müssen, und diese wieder die noch Reicheren. Wenn so die Armuth die Persönlichkeit brutalisiert, banalisiert sie der Reichthum. Die vielen „Pflichten" gegen seine gesellschaftliche Stellung stumpfen die Persönlichkeit des Reichen in dem Maße ab, daß er ebenso selten wie der Taglöhner ein besonderer Typus wird und ebenso wenig wie dieser Zeit hat, wirklich persönlich zu leben.

VIII.

Man hört manchmal die Behauptung, daß der Reichthum der Wenigen, die dadurch in die Lage kommen, Luxus zu entfalten, eine Voraussetzung für alle höhere Kultur sei und daß besonders die Kunst ohne den Reichthum verkümmern müßte. Würde das wirklich so sein, dann wäre die Bedingung, um in das Himmelreich der Brüderlichkeit einzugehen, das Auge des Schönheitssinns auszureißen, die Hand der Schaffenslust abzuhacken. Aber es ist nicht wahr, daß der Luxus, eine unerläßliche Voraussetzung höherer Kultur ist. In

Digitized by Google

Athen war nicht der Einzelne, sondern der Staat Mäcen; das Privathaus war einfach, das öffentliche Gebäude prunkvoll. In Rom hingegen hat es sich wie überall gezeigt, daß der Luxus — eine unzweckmäßige, aus ihren natürlichen Verhältnissen herausgerissene, kostspielige Weise, erkünstelte Bedürfnisse zu befriedigen — den echten Schönheitssinn nicht entwickelt. Dieser strebt, in zweckgemäßer, maßvoller und schöner Weise, wirkliche Bedürfnisse zu befriedigen. Ja, einer der schönheitsliebendsten Menschen, die je gelebt, Goethe, sagt, daß alles echte Behagen einfach ist und daß Luxus für Leute ohne Gedanken taugen mag, während er selbst seine ganze geistige Spannkraft in einer prachtvollen Umgebung erschlaffen fühlte. Die Energie des Schönheitsgenusses steht oft im umgekehrten Verhältnis zum aufgewendeten Luxusapparat.

Schon die Antike sprach die Gefahren des Aesthetismus in dem feinen Worte aus: „Wo du Sklaven haben willst, da mache Musik." Der isolierte Schönheitsgenuß führt zur Unfreiheit des Sinns und hemmt die Charakterentwickelung, die wirklich freie, vornehme Persönlichkeiten bildet. Die Ueberfeinerung endet stets in Brutalität, die der letzte Anreiz für erschlaffte Nerven ist. Weder die kalte Zone der Dürftigkeit, noch die heiße des Luxus, nur die gemäßigte ist auch in diesem Falle einer hohen Kulturblüthe günstig.

In einem Gemeinwesen, wo Keiner Luxus entwickeln könnte, würde an dessen Stelle das Echte, das Auserlesene d. h. das Persönlichkeitsgeprägte treten. Nur das, was meinem wirklichen Ich entspräche, würde auf allen Gebieten das als würdig Angesehene werden. Erst, wenn Jeder von dem lebte, was er besser ausführen könnte als Andere; wenn Jeder nur mit denjenigen umginge, für die er Sympatie fühlte; wenn jedes Heim von Gegenständen erfüllt wäre, die mit Liebe geformt und nach dem persönlichen Geschmack des Besitzers gewählt und geordnet wären; wenn jeder nicht nach seinem Antheil an den Productionsmitteln, sondern nach seiner eigenen Productionskraft geschätzt würde — erst dann wären die Bedingungen für echte Schönheit im Leben vorhanden.

Natürlich würden, selbst unter solchen Voraussetzungen, nicht Alle vermögen, das Leben schön zu machen. Alle von der Persönlichkeit selbst ausgehenden Hindernisse für die Verwirklichung des Glücks, Hindernisse, die bald von einem schweren, bald von einem leichten Temperament kämen, bald von einem harten und bald von einem überfeinerten, bald von zu großer Kälte und bald von zu viel Feuer; alle die durch Temperament oder Schicksal entstehenden Conflicte zwischen dem Herzen und der Pflicht, zwischen Denken und Fühlen, zwischen der Individualität und der Gesellschaft, all diese Hindernisse und Verwickelungen würden immer bestehen, selbst wenn der ökonomische Druck behoben wäre. Mit einem Worte: Die psychischen Gesetze würden weiter ebenso wirken wie die physischen Naturgesetze, und sowohl die psychischen als die physischen Gesetze werden durch ihren unerbittlichen Verlauf auch fürderhin oft das Glück unmöglich machen oder das Leiden hervorrufen. Und neue Leiden werden durch die jetzt unbekannten Folgen der neuen Verhältnisse entstehen. Diese neuen sowie die alten Formen des Leidens würden überdies stärker fühlbar sein, weil man mehr Ruhe hätte, sich in den Schmerz zu vertiefen. Aber alle unsere Leiden würden persönlicher, vornehmer werden, wenn sie nicht wie jetzt in so vielen Fällen durch den Kampf um den Lebensunterhalt verursacht wären.

In einer neugestalteten Gesellschaft würde nichts sich als vollkommen erweisen. Aber Alles würde einen auf wirklichere Werte gestützten Ausgangspunkt einer fortgesetzten Entwickelung erhalten. Der Glaube, einem Besseren entgegenzugehen, würde Aller Lebensgefühl heben, während jetzt der Zweifel an allen Werten des Lebens die tiefste Ursache des Lebensüberdrusses ist.

Digitized by Google

Es widerfährt dem Einzelnen nicht selten, daß er nach irgend einer schweren Krise in seinem Leben all seine geistigen Ressourcen erschöpft wähnt und sich nicht die Kraft zutraut, weiter zu tragen, zu leiden, zu lieben. Aber aus der geheimnisvollen, ihm selbst unbekannten Tiefe seiner eigenen Seele wachsen zu seiner Verwunderung neue Kräfte hervor. So wie es dem Menschen geht, so geht es auch der Menschheit.

Es hat in ihrer Geschichte Zeiten gegeben, wo man vor einem Ende zu stehen glaubte, während man doch vor einem Anfang stand, und die, welche den Beginn vorbereiteten, wurden gerade als diejenigen angesehen, die das Ende beschleunigten.

Wenn bei einer Zusammenkunft in Rom zur Kaiserzeit ein stoischer Philosoph das Gespräch auf die Aufhebung der Sklaverei brachte, oder wenn ein Hauskaplan auf der Burg eines Feudalherrn andeutete, daß die Leibeigenen im Umkreise der Burg unter besseren Lebensbedingungen besser arbeiten würden, oder wenn ein Philanthrop in einem französischen Hofkreis im 18. Jahrhundert von den Rechten des Volkes sprach — was würde ihnen erwidert? Daß alle Aufhebung der bestehenden Verhältnisse die Gesellschaft und die Cultur vernichten müßte, die die Sprechenden unbewußt mit ihrer eigenen Machtstellung identificierten. Aber wir wissen, daß alle diese Arbeits- und Produktionsverhältnisse umgestaltet wurden; daß man mit jedem Male neue bis dahin ungebrauchte Kräfte entdeckte, den Inhalt in neue bis dahin ungekannte Formen goß. Und es giebt keinen Grund, weshalb man an dem weiteren Erneuerungsvermögen der Menschheit verzweifeln sollte.

Zwei Künstler haben im Bilde das, was werden kann und das, was ist, gezeichnet. Alle kennen Guido Renis Aurora, wo der Gott des Tages über den Himmel zieht, während die Stunden sich in frohem majestätisch-linienschönen Tanz regen. Unser Zeitgenosse, der Engländer Walter Crane hat hingegen die Cavalcade der Stunden im Bilde von Fuhrleuten dargestellt, die mit wahnsinnig geschwungener Geißel Viergespanne vorwärts treiben, die in wildem Wettlauf an einander vorüberjausen.

Wenn die Stunden des Tages sich wieder so ausnehmen werden, wie der Künstler der Renaissance sie sah, mit elfenbeinweißen Füßen und maßvollen, holden Bewegungen im Tanze dahingleitend, dann wird das Leben wieder lebenswert geworden sein.

IX.

In einer Gesellschaft, in der, nachdem die Existenzbedingungen gesichert wären, nicht die Schaffung von Kapital, sondern von Kultur das Ziel sein würde, könnten, wenn man einsähe, daß den Individualitäten Nivellierung drohte, alle Mittel versucht werden, um sie zu entwickeln, und das ebenso eifrig, als man sie jetzt durch Familie-, Schul- und Gesellschaftserziehung ausrottet.

Wenn der wilde Existenz- und Concurrenzkampf die Frauen nicht länger dem Heim entrisse, würde die Mehrzahl wieder dort ihr Arbeitsgebiet finden. In einer Gesellschaft, wo jeder frei die Arbeit suchen könnte, die ihm am wünschenswertesten schiene, würden nur die Anlagen die Grenzlinie zwischen männlicher und weiblicher Arbeit ziehen. Man würde alle Frauen irgendwie an der Verwaltung der Gesellschaft theilnehmen, viele sich öffentlichen Aemtern widmen sehen. Aber die Meisten würden wahrscheinlich Arbeit genug in der Aufgabe finden, Gattinnen, Mütter und Hausfrauen zu sein. In diesem letzteren Falle dürfte ihre Arbeit sowohl durch collective Arbeitsordnung als durch

Digitized by Google

unaufhörliche Verbesserungen erleichtert werden, aber im Ganzen doch mehr persönliche Arbeit von allen verlangen, da besondere Hausdiener gewiß nicht vorhanden sein würden. Dies schließt doch nicht die Möglichkeit aus, daß ein praktisches Arbeitsgebiet für andere Frauen in jenen Häusern sich finden könnte, wo irgend eine öffentliche Thätigkeit die Hausmutter davon abzöge.

Die Meisten würden doch als ihre große Gesellschaftsarbeit, ihre Wissenschaft, ihr Kunstwerk, die Verwirklichung des ehelichen Zusammenlebens und der Erziehung der Kinder betrachten. Diese würde sich nach und nach ebenso sehr von der der Jetztzeit unterscheiden, wie die der Jetztzeit von der der Höhlenmensch. Die Eltern im Hause, die Lehrer und Lehrerinnen in den Schulen würden alle darin zusammenwirken, die individuellen Anlagen herauszusuchen und zu entwickeln, nachdem man einsehen gelernt hätte, daß das jetzige Schulsystem ihr Tod und nicht ihre Entwickelung ist. Und das Programm des Socialismus, dieselben Schulen für Alle, müßte so verändert werden, daß *Bildung* für Alle möglich würde, doch mitgetheilt in einer Mannigfaltigkeit von untereinander verschiedenen Schulen, oder am Liebsten gar keinen Schulen, sondern einer Menge kleiner Gruppen, in denen volle Freiheit für den Lehrer vorhanden wäre, mit verschiedenen Methoden zu versuchen, dasselbe Ziel zu erreichen: Die Entwickelung der Persönlichkeiten. Die größte Wahlfreiheit, Ruhe zur Vertiefung der Eindrücke und zum Selbststudium, das vortrefflichste Material, die herrlichsten lebenden Kräfte würden zu diesem Ziele mitwirken. Und das könnte in einer Gesellschaft erreicht werden, deren ganzes Streben wäre, Individualitäten zu züchten, die besonderen Kräfte zu entdecken und sie auf den Platz zu stellen, wo sie am wirksamsten werden. Die Aufgabe wäre da zuerst: Alle sich ein gewisses Maß von allgemeiner Bildung aneignen zu lassen, so daß die ganze Persönlichkeit dadurch entwickelt würde, aber in erster Linie, das, was das Stärkste darin ist, die individuelle Anlage; und dann diese Anlage auf ihr besonderes Ziel zu richten. *Jetzt* ist die allgemeine Bildung ein Hindernis für die Fachbildung, ebenso wie für die individuelle Entwickelung und umgekehrt. Aber die Erfahrung, daß eine schwache allgemeine Bildung auf einem gewissen Punkt den Fachgebildeten hemmt, sowie verspätete Fachbildung den allgemein Gebildeten, muß die eifrigsten Bemühungen hervorzurufen, das Problem so zu lösen, daß sowohl die eine als die andere Art von Bildung zu ihrem Recht komme, wenn die Zeit anbricht, wo die Erziehung der jungen Generation in Wirklichkeit und nicht nur in der Schulsprache die Lebenssache der Gesellschaft sein wird.

Aber nur eine von Grund aus umgestaltete Gesellschaft kann die Ruhe und die Mittel haben, so gleichzeitig die allgemeine Bildung zu fördern und Individualitäten hervorzulieben. Mißgriffe müssen natürlich auch dann geschehen; aber der, welcher durch eigenes oder fremdes Verschulden auf einen unrichtigen Weg geführt worden wäre, würde, bei einer individuellen Erziehung, viel mehr Kraft besitzen, als man unter den jetzigen Verhältnissen übrig hat, um sich eine neue Bahn zu brechen.

Außer all den hier angedeuteten Möglichkeiten zu einer reicheren, individuellen Ausbildung unter geänderten Verhältnissen, ist noch die vorhanden, unser Lebensgefühl bis in die Unendlichkeit dadurch zu steigern, daß wir unser Mitgefühl entwickeln. Hierdurch eröffnet sich die Aussicht, daß unser eigenes Lebensgefühl grenzenlos durch Sympathie mit den Lebensempfindungen Anderer entwickelt werden kann, eine Sympathie, die durch das jetzige ganz aus Egoismus und Concurrenz aufgebaute Arbeitssystem immer mehr abgestumpft wird.

Dieses große reiche Mitgefühl ist etwas ganz Anderes, als das von Nietzsche als Zeichen der Sklavenseelen hervorgehobene Mitleid. Das große

Digitized by Google

Mitgefühl finden wir bei den echten Herren der Menschheit, die Alle in der einen oder anderen Form die Helfer der Schwachen waren. Sie haben sowohl die individuelle als die soziale Entwickelung besessen, sowohl Originalität als Allgemeinmenschlichkeit: sind sowohl Realisten als Idealisten gewesen, sowohl Freiheitsfreunde als Menschenfreunde, oder mit einem Worte verkörperte Prophezeiungen der schließlichen Harmonie der Menschheit, glänzende Zeugen ihrer grenzenlosen Perfektibilität. Die Hoffnung auf eine solche endliche Harmonie, für deren Verwirklichung der Socialismus nur einer der vielen Durchgangsmomente ist, diese Hoffnung ist es, die in großen historischen Durchringungsepochen Glanz und Gluth über eine Zeit gebreitet hat. Man hat wieder die Verheißungen der Propheten und des Christenthums von einem tausendjährigen Reich gehört, wo die, die das Korn geborgen haben, es essen werden, die, die den Wein gekeltert, ihn trinken; wo keine Laute des Jammers und der Klage gehört werden; wo nicht Einer bauen und ein Anderer hausen soll, wo Jeder unter seinem Weinstock ruhen wird. Die größten Geister sind in solchen Zeiten Diejenigen gewesen, die in dem edlen Bilde eines Kämpen vor uns stehen, der mit dem einen Arm seinen eigenen Weg bahnt, mit dem anderen seinen verwundeten Kameraden aufhebt — anstatt beide Arme zu brauchen, um sich selbst einen Weg zu erzwingen, oder beide, um zu tragen und zu verbinden.

Wir leben nicht in einem solchen großen Zeitabschnitt. Noch lodert der Streit zwischen dem Individualismus, der Raum für die Wenigen, und dem Socialismus, der ihn für die Vielen fordert. Wenn es in der gegenwärtigen Epoche zu handeln gilt, so haben vorderhand noch die Wortführer der Vielen den wichtigsten Einsatz zu machen. Ich möchte meinen Gedankengang durch ein Bild zusammenfassen: Ein Wüstenwanderer wurde in der Stille der Nacht von seinem Wegweiser gefragt, ob er nicht schwere Seufzer höre. „Wer sollte seufzen?“ fragte der Wanderer. „Die Wüste,“ antwortete der Wegweiser, „die Wüste ist es, die aus Sehnsucht seufzt, ein Rasenland zu werden.“

Die Seufzer der großen, einförmigen, für die Kultur noch unfruchtbaren Wüste sind es, die die Gegenwart hören lernte, durch ihren Wegweiser, den Socialismus. Wenn die Wüstenei einmal in Rasenland verwandelt ist, dann kann die Gefahr entstehen, daß die einzelne Bäume durch die große dichte Graswüste verdrängt werden. Aber so lange sich noch die Landwüste zwischen der einen und anderen Oase erstreckt, ist das unruhige Rauschen der dort wachsenden Bäume nicht so bedeutungsvoll, als die Seufzer der Wüste.

Digitized by Google

Hellen Vige.

Eine Sammlung von Briefen

von **Erik Skram.**

Herbst 1895.

(Diesen Brief fing ich, wie Du siehst, vor drei Tagen an. Erst heute, am Abend des 15. habe ich ihn beendet.)

I.

Fräulein Hellen Vige an Fräulein Regitze Hellager.

Stormgade, den 12. September 1895.

Regitze, liebstes Menschenkind!

Freilich stand ich der Unterhaltung gestern verständnislos gegenüber, und — leider wird mir das jetzt häufiger widerfahren.

Ich hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, Dir oder sonst jemand das Neue zu verraten, das in meiner Seele wohnt, und das ich auch vor mir selber so gut verberge, wie ich es nur vermag, und Du bist ja bei mir gewesen und hast keine weitere Veränderung an mir bemerkt, als die, daß ich jetzt rühmlicherweise vier bezahlende Schülerinnen in der französischen Sprache habe. —

— Und dann saß ich gestern Abend da und hörte zu, wie Ihr den Sommer dazu benutzt hattet, eine Bestätigung für unsere alten Theorien zu finden, daß jetzt unsere Zeit gekommen ist, daß es jetzt an uns ist, dem Verhältnis zwischen Mann und Frau den Stempel aufzudrücken, daß die Männer zum Uebermaß ihr historisches Vorrecht mißbraucht haben u. s. w., und aus Deinen Augen blickte so viel Eifer, und über Deiner Stirn lag wie immer eine solche Ehrlichkeit, daß mich ein fast unwiderstehliches Verlangen ergriff, Dich aus dieser schwatzenden Gesellschaft zu entführen und Dir zu erzählen, daß alles, was sie sagten, Kindereien seien.

Aber dazu war ja keine Gelegenheit.

Nicht, daß ich Anstoß genommen hätte, — nicht einmal wenn Cäcilie ihre gewagten Aeußerungen über unsere Mission als Liebhaberinnen und freie Mütter machte. Ich glaube jetzt wie immer, daß die allgemeine Auffassung der Männer von Allem, was mit Ehe und Weib zu thun hat, verderbenbringend für uns ist, und daß es ihnen nicht nützt, sentimental zu werden und zu sagen, daß sie uns in ihrer Ehrfurcht vor unserer Jungfräulichkeit ja nur heben. Das Verhältnis ist ausschließlich nach dem Wohlgefallen des Mannes

Digitized by Google

geregelt. In alten Zeiten wollten sie das unberührte junge Weib haben, weil sie gerade für diese Waare bezahlten, jetzt wollen sie dasselbe haben, weil sie es, wie sie sich ausdrücken, mit der Reinheit ihrer Gefühle kaufen. (Es ist nur noch gut, daß sie nicht von der Reinheit ihrer Handlungen reden.) Die Gattin ist so viel feiner als die Geliebte.

Richtig —! Vielleicht —

Weshalb aber soll denn die Gattin ein Wesen in einem — gar oft künstlich erhaltenen — Kinderzustand sein, wenn die Geliebte die voll erblühte Frau sein darf? Weshalb soll die Erfüllung des Naturgesetzes den weiblichen Wert herabsetzen? Obendrein wenn derselbe Durchbruch im Leben der Frau unter Beobachtung gewisser Formen gerade als ihr wahres Ziel und ihre Pflicht gegen sich selber gepriesen wird?

Ich begreife es nicht. In dieser Hinsicht habe ich meine Anschauung nicht verändert.

Aber das ist es nicht, was mich beschäftigt. Daß alljährlich die gesunde Entwickelung der Frauen zu tausenden verloren geht, — mag sich das regeln, wie es kann. Sie haben ja die Uebung. Ich denke nur an mich selber.

Liebe Regitze, wir beide haben mehr als einmal ernsthaft mit einander geredet. Es gab ja eine Zeit, wo Du glaubtest, daß es sich für Dich um Tod um Leben handele. Ich weiß nicht, ob es sich jetzt für mich um Tod und Leben handelt, oder vielmehr, ich weiß, daß es sich nicht um Tod und Leben handelt, denn leben kann ich. Aber ich glaube, ich habe Schaden an meiner Seele genommen, und das hängt mit alledem zusammen, über das wir als Frauenzimmer mit einander geschwatzt haben.

Ich will Dir das Ganze erzählen. Vielleicht wird es mir dienlich sein, wenn ich mir Luft mache, und Dir wird es nicht schaden, im Gegenteil!

— Ja, Ebbe Villemos war derjenige, um den es sich Alles drehen sollte. Du sagtest es gewissermaßen voraus, ehe ich auf's Land ging, und nun, neulich, fragtest Du mich, was denn daraus geworden sei, und als ich antwortete, daß es mit dem spärlichen Haarwuchs, den er auf dem Kopfe habe, nicht ginge, ich müsse viel mehr haben, um darin zausen zu können, — da lachtest Du und sagtest, das sei ja schade, „diese paar hundert Tausend im Jahr hättest Du immer gebrauchen können."

Konntest Du mir etwas anmerken? Willst Du einräumen, daß ich imstande bin, mich zu beherrschen?

Und das ist gerade das, was ich nicht gekonnt habe.

Ich war so eingebildet. Habt Ihr nicht immer gesagt, daß, wenn jemand von uns das, was wir in Bezug auf die Männer wollten, durchsetzen könne, ich es sei? Meine schwarzen Augen könnten dort bezwingen, wo Eure blauen viel vorsichtiger zu Werke gehen müßten, und darf ich nicht sagen, daß die Erfahrung diese Annahme jedenfalls nicht umgestoßen hat? Es war also eine Ehre, die ich ihm erwies, als ich mich in ihn verliebte.

Aber wenn Du glaubst, daß er weniger eingebildet war als ich, so irrst Du, — nur unendlich viel liebenswürdiger war er. Meine Eingebildetheit ist, glaube ich, mehr von der Luft gekommen, die ich eingeatmet habe, als aus mir selber, bei ihm ist sie angeboren. Gefielen wir Damen ihm, so mußte er uns gefallen, das war ganz selbstverständlich. Und er hielt uns in einer gewissen spannenden Unsicherheit darüber, wem er den Vorzug gab. Und doch — Du magst mir nun glauben oder auch nicht, — ging es ohne Eifersucht ab. Der Mensch hatte eine Fähigkeit, uns in Atem zu halten, so daß wir die Luft, einander mit Stecknadeln oder Stickscheren zu stechen vergaßen.

Das Geheimnis lag wohl darin, daß er sich im Grunde aus keiner von

Digitized by Google

uns etwas machte, und daß ich auch nicht einen Augenblick ernstlich darüber in Zweifel war, daß ich Nummer eins sei.

Sowohl Harriet als auch Octavia sind besser als ich, sie sind nicht nur sanft im Wesen, sie sind es auch von Charakter, — sie würden nicht zur Stickschere gegriffen haben.

Daß ich mich in Ebbe verliebte, ging indessen nicht so leicht, wie Du vielleicht glaubst. Es kann plötzlich in sein ruhiges und in der Regel sogar reichlich natürliches — oder soll ich sagen gleichgültiges — Wesen ein gewisses Etwas kommen, affektiert will ich es nicht gerade nennen, aber doch gesucht — das fand ich wenigstens zu Anfang, — und das kühlte mich ab. Erst als ich das nicht mehr merkte, oder als es nicht mehr da war, ergab ich mich. Harriet sagt, es käme von seinem vielen Verkehr mit den alten russischen Damen während des Sommers auf Taars. Es sind ja auch zuweilen einige junge von der Art auf dem Schloß, und jede Einzelne von diesen Letzteren wird sicher allemal mitsamt den betreffenden Müttern verschrieben, um, wenn möglich, als künftige Frau mit Zubehör auf den Villemoseschen Gütern zu enden. Ebbe aber bleibt standhaft. Im Gegensatz zu seiner Mutter erweist er den dänischen Damen die Ehre, ihnen den Vorzug zu geben. Das sagte er wenigstens einmal sehr bestimmt. Das heißt, er sagte: „in der Regel." — „Und wann nicht?" — „Wenn sie mehr sagen, als sie meinen."

Das sagte er mit jenem wunderlich plötzlich auftauchenden Lächeln, das einen weich und zugleich heiß ums Herz machen kann, ganz dicht vor meinem Gesicht, und dabei lag in seinen Augen gleichsam eine Andeutung von etwas Betrübten. Ach, Regitze, diese Miene spielte auch eine Rolle in dem, was geschah. Erst hinterher ist es mir klar geworden, daß er damals vermutlich garnicht an mich gedacht hat.

Aber alles das, was ich hier schreibe, scheint mir nur noch Tand zu sein. Ich wage gleichsam nicht, dahin zu kommen, wohin ich kommen soll und muß.

Du erfuhrst ja sofort die Veränderung, die sich hier bei uns zugetragen hat, das heißt, ich erzählte Dir soviel, wie mir Vater zu sagen erlaubt hatte. Auf Hornsnäs und Taars wußten sie diesen Sommer absolut nichts davon. Und die Veränderung ist sehr viel schlimmer, als ich gesagt habe. Nicht auf 10,000 sind wir gesunken, Vaters Einnahmen können jetzt nicht auf viel mehr als auf 3000 berechnet werden. In einem Monat ziehen wir in eine kleine Wohnung. Bei dem, was auf Vater lastet — denke nur an Tante Christiane und ihren Jungen — ist das die pure Armut, und unter den feindseligen Verhältnissen, in denen Vater fortan leben wird — er beleidigt ja mindestens den halben Handelsstand in Kopenhagen — ist nicht viel Aussicht zu einer Verbesserung vorhanden, eher kann es wohl noch mehr zurückgehen.

Vater verlangte, daß ich nach Hornsnäs reisen und so thun sollte, als sei nichts vorgefallen, — zu jener Zeit hatte er noch ein klein wenig Hoffnung, den Streit beizulegen. Er wünschte vor allen Dingen, allein zu sein, und er sagte, was ja auch der Wahrheit entsprach, daß in den Sommermonaten für mich ja nichts zu thun sei. „Benutze Du ganz ruhig Deinen Sommer, um Kräfte für das zu sammeln, dem Du jetzt entgegengehst. Es ist außerdem schon das zweite Jahr, daß diese Einladung vorliegt, im letzten Sommer konntest Du sie Deiner Reise wegen nicht annehmen, wissen wir es, ob Dich jemand im nächsten Jahr einladet? Und, wie gesagt, vorläufig kein Wort zu irgend jemand darüber."

So kam ich denn nach Hornsnäs.

Es wird mir schwer, mir selber gegenüber eine Bezeichnung für die Stimmung zu finden, in der ich mich befand, — wie soll ich da Dir ein Bild von meinen Zustand geben?

Digitized by Google

Es ist ja keine Rede davon, daß ich mich vernichtet fühlte oder nur im eigentlichen Sinne bange war. Erstens war ich stolz auf Vater, der seine Direktorenstellung — jetzt das einzige, was er hatte, — für das einsetzte, was er als das einzig Redliche ansah, und dann war ich mir ja gleich klar darüber, wie ich mit meinen französischen Kenntnissen Geld verdienen konnte. Es kam erst allmählich über mich, dies schleichende Gefühl, daß ich in einer Welt für mich lebe, in der ich umherging und betrog.

Sie sind ja so reich auf Hornsnäs. Der Unterschied zwischen ihnen und mir ist immer groß gewesen, aber es war nur zum Lachen, ich hatte ja genug. Aber jetzt? Kannst Du Dir eigentlich vorstellen, was es heißt, beim jedesmaligen Umkleiden daran zu denken, daß es jetzt, gerade jetzt in diesem Sommer vielleicht das letzte Mal ist, daß man mit neuen Kleidern wechselt. In Zukunft war es ein Aufarbeiten nach dem andern, lauter jammervolle Versuche, sich den Anschein zu geben, als sei man noch immer modern. Und diese kleinen Lügen! Plötzlich, bald nachdem ich gekommen war, ward beschlossen, daß wir am nächsten Tag bei einer Radeltour alle in diesen englischen, doppelt gewebten, seidenen Strümpfen auftreten wollten. Wie Du weißt, hatte ich keine, und welche leihen, wollte ich ungern. „So telephoniere doch, Liebste!" Was sollte ich dazu sagen? Ich hatte auch nicht Hüte genug für alle ihre Veranstaltungen. „Schreib doch ganz einfach an Regitze, sie ist ja unvergleichlich, wo es sich um Besorgungen handelt." Ich sah mich gezwungen, Dich weit von Ordrup fortzusenden.

Und das Alles waren ja nur Kleinigkeiten. Aber dies vollkommene sichre Gefühl, daß ihre Pläne für das Leben in Zukunft nicht mehr meine Pläne sein konnten, daß ihre Anschauungen nicht mehr in den Kreis hineinpaßten, in dem ich fortan leben würde, und daß sie, wenn sie meine Verhältnisse gekannt hätten, wohl hundert Mal ihre Worte anders gewählt haben würden, und daß es eines schönen Tages den Anschein haben könne, als ob ich mir durch meine ganze Haltung eine Stellung habe erschleichen wollen, die mir nicht zukam, — das Alles fing allmählich an, wie ein böses Gewissen an mir zu nagen.

Schließlich fühlte ich an einer Stelle in meinem Gehirn etwas Strammes, das wie ein physischer Schmerz wirken konnte und mir des Nachts Träume sandte, so daß ich mich sogar einmal selber mit einem Hülfeschrei weckte.

Und dann Vaters Briefe! Er erschloß sich mir völlig. Seine Sorge um mich klang durch jedes Wort, das er schrieb, in weit höherem Grade, als es hier zu Hause der Fall gewesen war, und merkwürdigerweise that mir diese Zärtlichkeit von seiner Seite nicht wohl. Wenn ich nur einen von Vaters Briefen sah, — und wir schrieben einander jetzt häufiger denn je — strämmte sich dieser Knoten in meinem Kopf und ich schob die Lektüre des Briefes bis zum Abend auf, wo ich nicht mehr mit Menschen zusammen sein würde. Ich konnte es ganz einfach nicht ertragen, an den wirklichen Zustand erinnert zu werden. Meine Briefe an ihn wirkten umgekehrt, wie ich merken konnte. „Ich bin jetzt reicher, denn je," schrieb er, „Deine Worte machen mir einen Mut, der sogar Tante Christiane zum Schweigen bringen kann."

Ich war ja nämlich während alledem keine Spur von mißmutig. Du hättest keinen Unterschied in meinem Wesen entdecken können, und das war durchaus nichts Erkünsteltes. Ob ich reich war oder arm, so war ich doch ich selber, ich wollte mein Leben schon zu dem glücklichen Ziel führen, das mir vorbehalten war. Aber diese Lügenhaftigkeit von einer Minute zur andern peinigte mich.

Weswegen ich denn nicht nach Hause reiste? Ja, hier kommt das

Digitized by Google

Schlechteste zum Vorschein. Es kann nichts nützen, daß ich versuche mir einzubilden, daß ich blieb, weil ich mich jetzt verliebt hatte. Noch ehe dieser Grund hinzugekommen war, hatte ich beschlossen, zu bleiben, wo ich war. Ich habe diese Feigheit der Armut verspürt, von der man liest.

Es war ja an und für sich herrlich auf Hornsnäs, und der Umstand, dem ich bisher keinen Gedanken geschenkt hatte, daß diese Menschen in ökonomischer Beziehung sorglos waren, ward jetzt für mich zu einer Art von lockendem Schauspiel, in dem ich eine Rolle übernahm, und zwar mit fast zu großer Leichtigkeit. Ich hatte keine Lust mehr, mich selber von dem Spiel auszuschließen, das konnte früh genug kommen. Ich gefiel mir darin, an nichts von alledem zu denken, was noch kurz zuvor meinen ganzen Sinn mit so gebieterischer Macht erfüllt hatte. Ich litt durch das falsche in der Situation, aber ich schob es von mir, und wenn ich nach der Zeit gehen will, so war ich sicher häufiger himmelvergnügt als totunglücklich. Immer aber war ich mir bewußt, daß ich in einer Komödie mitwirkte, vor der der Vorhang eines Tages herabgehen würde.

Dies ganze Gefühl wurde allmählich auf die wunderlichste Weise von meiner Verliebtheit getragen. Ebbe ist in gewisser Hinsicht einer der merkwürdigsten Menschen, die ich je getroffen habe. Er ist das, was er sagt. Er fügt sich ohne Schwierigkeit in jede Situation und entschwindet Einem doch niemals. Er verändert niemals den Standpunkt und giebt seinen Worten doch fast immer den Klang, den man zu hören wünscht. Er ist ruhig, man möchte fast sagen g r a u im Ton, mit jenem unverkennbaren äußeren Gepräge eines Landjunkers, — Reitstock, Gamaschen, Hirschleder, oder leichte, weiche, am liebsten weiße oder graue Stoffe und mit einem ganz braunen Hals mit winzig kleinen Runzeln, — und dann kann sich infolge eines Eindrucks, den er empfängt, eine Wärme über seine ganze Persönlichkeit ergießen, die geradezu berückend ist.

Aber das war wohl eigentlich noch nicht so merkwürdig. Das Merkwürdige für mich war, daß er mir meine Stimmung gleichsam abgelauert hatte, und daß er sie mir verfeinert zurückgab.

In meinem innersten Innern weiß ich, daß sich das nicht zugetragen haben kann, aber es wirkte doch so auf mich.

Er war sicher völlig ehrlich. Wenn er Taars Taars sein ließ und sich bei jeder Gelegenheit zu uns hinüberstahl oder ganz öffentlich geritten oder gefahren kam, so folgte er nur seiner unmittelbaren Lust.

„Dieser Sommer ist so schön!" sagte er einmal, und dann schloß sich der Sommer um ihn und mich und Harriet und Octavia, und es gab nichts weiter auf der ganzen Welt als uns in der leichten Kalesche, in der wir fuhren. Aber er war ja Gutsbesitzer und vermutlich Hofjägermeister oder irgend etwas anderes feines, ehe das Jahr um ist, und wir hatten jeder unser eigenes Schicksal, wir spielten nur hübsch mit einander, so lange es währte. Niemals, glaube ich, habe ich ihn eine leichtsinnige Bemerkung machen hören, immer aber stand in seinem Wesen zu lesen: Wir bilden uns nur von Minute zu Minute ein, daß dies ewig währt. Keine Sekunde konnte es einer von uns einfallen, auf sein Wort Häuser bauen zu wollen.

Ich kenne ihn ja nicht hinreichend, um zu wissen, ob es ein vorübergehendes Talent bei ihm war, oder ob er immer nur von einem Monat zum andern hat leben können, eins aber ist sicher: so wie mir auf Hornsnäs zu Mute war, paßte das wunderbar gut in meine Stimmung hinein.

Und niemals ward das Wort ausgesprochen, keiner störte das Spiel, indem er sagte: Wir spielen ja nur, — bis — — aber laß mich damit bis morgen warten, mein Brief wird lang. — — — — — — — — — — —
— —

Digitized by Google

Es lag hierin, so glaubte ich, gleichsam ein geheimes Einverständnis zwischen ihm und mir, eine Übereinstimmung, die zwei weit einfachere Mädchen mit in unsern Zauberkreis hineinzog.

Wenn wir allein auf Hornsnäs waren, sprachen sie darüber, wie verändert Ebbe in diesem Jahr sei. „Es ist die Geschichte mit der schwedischen Sängerin, die er sich endlich aus dem Sinne geschlagen hat," sagte Octavia, und ich bekam die ganze Geschichte zu hören, auch den Namen der Theaterprinzeß, in die er verliebt gewesen war. Es war weiter nichts interessantes dabei, als daß ich sie einmal gehört und sie durchaus nicht bemerkenswert gefunden habe, wenn nicht gerade das an ihr interessant war, daß er ihr mehrere Jahre lang treu gewesen war. Das gehörte nicht mit zu dem Schauspiel, an dem er und ich teil nahmen, ich legte kein weiteres Gewicht darauf. Mehrere Jahre lang Treue bewahren konnte derjenige, der in der Lage war, sein Leben so einzurichten, wie er wollte. Ich hatte nur den Sommer vor mir, dann fing mein neues Leben an, darüber aber wußte ich nichts.

Und dann stand er eines Morgens in aller Frühe unten im Garten und sprach mit gedämpfter Stimme zu uns herauf. Wir lehnten uns über das eiserne Geländer der hohen Treppe und wagten nicht, die Etatsrätin unten im Gartenzimmer merken zu lassen, daß er da war, er war ja erst am vorhergehenden Abend dagewesen.

„Kommen Sie mit," sagte er. „Das Wetter ist wie im Paradies, ehe der liebe Gott noch aufgestanden ist; wir *gehen* die kleine Meile bis zu Schenkwirt Seerup's Garten, ich habe Frederik Auftrag gegeben, mit dem Frühstück dort zu sein."

Es war ein ungeheures Verbrechen, und in weniger als fünf Minuten hatten wir uns fortgelogen und trafen ihn am Ende der Lindenallee und gingen auf Feldwegen und durch die beiden kleinen Wälder, deren Du Dich sicher erinnerst, nach Schenkwirt Seerup's berühmten Garten an der Wassermühle.

Wenn ich an jenem Morgen plötzlich gestorben wäre, so würde ich direkt in die Wohnungen der Seeligen hineingeflogen sein. Kein Schatten von Sorge lagerte auf mir unter dem blauen Himmel. Wir wanderten uns müde, wir aßen, plauderten, tranken Kaffee und rauchten Cigaretten, und die Zeit glitt uns wie ein seidenes Band durch die Hände.

Ich weiß noch Alles, am deutlichsten aber entsinne ich mich des Augenblicks, als er plötzlich in der Laube sein Glas Chartreuse von dem weißen Tischtuch aufhob und ohne Ankündigung und beinahe außerhalb der Unterhaltung wie zu sich selber sagte: „Ihr lieben drei schönen Frauen, ich trinke auf meine schöne Liebe zu Euch," — während wir, die Arme auf dem Tisch, dasaßen und ihn ansahen. Er wollte das Gespräch über das Thema fortsetzen, das wir gerade behandelten, Harriet aber unterbrach ihn mit ihrer wunderlich gleichmütigen ruhigen Stimme: „*Das* war nun doch wohl eigentlich nicht schmeichelhaft genug für uns," meinte sie.

„Sie, Harriet, sind blond und fein und stark wie eine Marguerite auf dem Felde," entgegnete er, „meine Liebe ist wie die des Südwindes, eitel Schmeichelei."

„Und Ihre Liebe zu mir?" fragte Octavia.

„Wie die des wilden Weins, in dessen Schatten wir sitzen." Ein Blatt von dem wilden Wein der die Laube bekleidete, lag leicht auf ihrem schief aufgesteckten, dunklen Haar; sie sah geradezu schön aus.

„Und ihre Liebe zu Hellen?"

„Wie die des Kornfeldes, durch das wir gingen. Alle Halme neigten sich zu Fräulein Hellen's Füßen herab."

Digitized by Google

Es war mir unmöglich, den Kopf nicht ein wenig abzuwenden und zu erröten.

Und dann sprach er weiter von Frau Börgesen — „Mutter Fee" wie Ingeborg Rusen sie nennt, — und es war, als habe niemand Wert auf das gelegt, was er gesagt, und doch prägten wir Alle es uns tief und gut ein.

Und diese Unterhaltung über Frau Börgesen!

Du weißt vermutlich, was man sich von ihr erzählt, daß sie als siebenzehnjähriges Mädchen von ihrem Vater an den alten Agenten Börgesen für die zweite und dritte Priorität im Gut, die er baar ausbezahlte, verkauft wurde.

Das war mir neu; ich glaubte es nicht.

Verkauft? Was sollte das heißen? Dann mußte sie sich ja selber verkauft haben, und das konnte Frau Börgesen als junges Mädchen nicht gethan haben, sie, die vielleicht die liebenswerteste aller Frauen in Dänemark war!

— Zu jener Zeit und hier in dieser Gegend, erwiderte er, das ist nicht so unglaublich, wie Sie meinen. Und außerdem, gerade daß sie so liebenswert war, wie Sie sich ausdrücken, das hat ihr geholfen. Der alte Hvid, ihr Vater, — aus der angesehenen Familie — hätte sonst von Haus und Hof müssen, und daß er ohne sein Gut leben könne, war undenkbar. Solch Verkauf von Jungfrauen war übrigens durchaus nichts Neues in der Familie. Es giebt wohl keinen Menschen hier in der Gegend, der daran zweifelt, daß sich die Sache so zugetragen hat, und auch nicht einer ist je auf den Gedanken gekommen, Frau Börgesen deswegen weniger Ehre zu erweisen, — im Gegenteil."

Es wurde nicht mehr viel über das gesagt, was die Unterhaltung auf Frau Börgesen gebracht hatte. Man sprach darüber, ob aus ihrer neuen Ehe Ernst werden würde oder nicht. Ingeborg's Vater war jetzt seit zwei Jahren Witwer gewesen, und es fing an, so auszusehen, als ob es nicht ihre Absicht sei, sich zu verheiraten. Aber, daß es nicht Kapitän Reesen's inniger Wunsch sein sollte, war fast undenkbar, so wie er fast sein ganzes Leben lang Frau Börgesen gehuldigt hatte, und so wie sie gegen Ingeborg gewesen war, von deren frühester Kindheit an.

Harriet wußte eine Erklärung dafür. Jutta Börgesen will sich nicht mit Kapitän Reesen verheiraten, sagte sie. Sie fürchtet, daß Ingeborg nicht damit einverstanden sein könne. Jetzt hat sie seit so vielen Jahren Mutter Fee geheißen, den Namen will sie nicht einbüßen. Während Ingeborg Reesen's Mutter lebte, war Frau Börgesen immer bange, Ingeborg zu lange bei sich zu behalten, und so ist es ja geblieben, und außerdem, jetzt, wo Ingeborg erwachsen ist, sind sie ganz wie Freundinnen, und Ingeborg hat eine schreckliche Manier zu fragen.

Man konnte es Ebbe's Gesicht ansehen, daß er nicht verstand, was Harriet meinte.

„Du meinst, daß Frau Börgesen Ingeborg gegenüber verlegen sein würde?" fragte ich und machte die Sache absichtlich so deutlich wie nur möglich.

„Ja!"

„Finden Sie, daß das gesund ist?" fragte Ebbe zu mir gewendet.

„Nein!"

„Nein, Gottlob. Ich finde auch, daß eine Fee, die sich geniert, ins Brautbett zu steigen, ein Unding ist."

Harriet errötete bis an den Scheitel in ihrem blonden Haar, wollte es sich aber nicht merken lassen. „Ich kann es sehr wohl verstehen," sagte sie, „daß es ungeheuer schwer sein muß, aus einer Freundin zur Stiefmutter zu werden."

„Ich meine nur, daß es nicht so sein sollte," sagte Ebbe sehr sanftmütig. „Eine Fee, die in den Wolken schwebt — was Frau Börgesen meiner Ansicht

Digitized by Google

nach nicht thut — oder sich mit oberflächlicher Unterhaltung begnügt, ist keine Fee in meinen Augen. Wäre sie dagegen imstande, einem kleinen Kinde das Leben zu schenken, wollte ich ihr die Hand küssen."

„Ich glaube nun freilich nicht, daß Harriet Recht hat," sagte Octavia, „das ist nicht der Grund. Ingeborg ist so herrschsüchtig."

Harriet hatte ja das Gespräch auf dies gefährliche Thema gebracht, und ich muß sagen, daß sie tapfer stand hielt. Nach dem ersten Schrecken war ihr nichts mehr anzumerken. Ebbe und ich verhielten uns währenddeß verhältnismäßig stumm, die beiden Schwestern mußten hier ja am besten Bescheid wissen. Aber jeder Blick, den er von Zeit zu Zeit zu mir herüber sandte —?

Laß mich nur meine Thorheit gestehen, ich las so viel darin. Beständig war es mir, als sagte er: Wir beide, wir beide, —

Und die ganze Veranlassung zu unserer Unterhaltung über Frau Börgesen war ja, daß wir am nächsten Tage alle zum Diner bei Reesen's geladen waren, und daß sie dort selbstredend anwesend sein würde.

— Das Diner — —!

Nein, laß mich Dir erst erzählen, daß ich einen Brief von Vater an mich vorfand, als wir vom Frühstück heimkehrten, — diesmal wurden wir stolz in Ebbe's neuem Wagen mit dem jungen Gespann bis an den Kreuzweg, vier Minuten von der weißen Pforte entfernt, befördert. Den Brief hob ich bis zum Abend auf. Er war liebevoll wie immer, und von Neuem war eigentlich nichts weiter zu bemerken, als daß Vater mit ein paar — natürlich auf mich berechneten — muntern Worten berührte, da er jetzt wieder eine Gelegenheit verscherzt habe, sich bei Tante Christiane in Respekt zu setzen, die 20,000 Kronen, die man vorgeschlagen habe, in einem aussichtsvollen Geschäft anzubringen, besäße er ja nicht, und er *wolle* nun einmal nicht mit fremdem Geld operiren, außerstande wie er sei, es zurückzuzahlen, falls die Sache schief ginge. Ich dachte nicht viel mehr dabei, als ich so oft gedacht hatte, daß mir Vater jetzt in seiner Armut von seinen Geschäftsangelegenheiten erzählte, als wolle er sich entschuldigen, früher hatte ich nie etwas darüber gehört. Wenn ich ehrlich sein soll, so waren an jenem Abend meine Gedanken ganz von Ebbe in Anspruch genommen. Vaters Brief glitt vollständig von mir ab.

Und dann kam der nächste Tag. Wir hatten nicht viel Zeit zu etwas anderm als zu überlegen, was wir zu dem Diner bei Reesen's anziehen wollten, und wir ließen uns unendlich viel Zeit, um uns so schön zu machen, wie wir sein wollten. Da war oben bei uns eine Rascheln mit seidenen Röcken und Taillen, ein Knittern mit Blumen und herben Blättern, ein Umherspazieren unbekleidet, ein Fragen und Frisieren und zur Schaustellen vor dem alten Etatsrat, der Obergarderobier bei der Königin von Saba hätte sein müssen, — und das Alles ausschließlich Ebbe zu Ehren. Keine von uns schenkte den Andern auch nur einen Gedanken.

Und ich bekam ihn zu Tische!

Ich entsinne mich, daß ich einmal von einem Mann gelesen habe, der in den Krieg zog, der aber in keiner Schlacht gewesen war, und der dann plötzlich gleichsam mitten in einer Schlacht erwachte. Er hatte keine Zeit gehabt, zu merken, daß sie über ihn gekommen war. Ungefähr so erging es mir.

Ich entdeckte, daß es eigentlich das erste Mal war, daß ich Ebbe ungestört für mich hatte. Wir saßen über zwei Stunden bei Tische, und es war sehr lebhaft, so daß niemand hören konnte, worüber seine Nachbarn sich unterhielten, und *das* unterlag keinem Zweifel, Ebbe war glücklich über die Situation.

In meinem ganzen Leben bin ich niemals so sehr ich selbst gewesen! — habe ich nie gewußt, daß Worte in dem Grad ineinanderpassen können.

Digitized by Google

Wir sprachen über unsere gemeinsamen Interessen da draußen in der Gegend, über Wichtiges und Unwichtiges, und abermals über Frau Börgesen, die uns schräge gegenüber saß und über alle Beschreibung entzückend aussah. Sie wirkt auf mich wie das Licht der Sonne auf Pflanzen, mein ganzes Wesen neigt sich ihr zu, und ich weiß, woher das kommt. Sie kann nicht verbergen — vor mir wenigstens nicht —, daß all diesem Liebreiz in ihrem Wesen ein tiefes Begreifen dessen zu Grunde liegt, was Blut und Wille im Leben heißt. Sie wird nie zu mir sagen: „Entsage!" Sie wird sagen: „Gieb Acht, was Du thust, Du kleines, liebes, dummes, junges Mädchen!" Und das weiß ich, obwohl ich niemals ernstlich mit ihr gesprochen habe.

Und dann sagt Ebbe plötzlich zu mir: „Die Dame kann in meinen Augen keinen Fehler begehen."

Ich weiß nicht, wie ich ihn ansah, aber ich weiß, daß ich in dem Augenblick fand, daß er der klügste aller Männer sei, die mir je vorgekommen waren.

Er wurde förmlich ein klein wenig verlegen, als ich mich schnell nach ihm umwandte; das lächelnde Gesicht, mit dem er dagesessen hatte, wurde jedenfalls ernster, und er sagte auf jene eindringliche Weise, die ich nur einmal früher an ihm bemerkt habe, als er und der Etatsrat über Politik sprachen: „Ich meine das allen Ernstes. Ich glaube man fängt es verkehrt an, das zu finden, was im Leben das Richtige ist. Man besitzt einige Regeln und gesetzliche Bestimmungen. Weswegen die wohl eigentlich so gut sind? Weswegen macht man es in der Moral nicht so wie sonst im Leben? Wählt die ausgezeichnetsten Individuen aus, schlußfolgert von ihnen und von dem, was man über das erfahren kann, was vorhergegangen ist, ehe sie auftraten. Von den Künstlern haben wir doch die Kunst, die Moral sollten wir doch wohl von den Handlungen lebender Männer und Frauen herleiten. In Bezug auf das weibliche Geschlecht ist Frau Börgesen diejenige, die mich lehrt was richtig ist."

Ist es nun nicht wunderlich, daß ich, statt ihm vor aller Augen um den Hals zu fallen, ihn, noch dazu ziemlich spitz, fragte:

„Auch als sie sich, wie Sie es ausdrücken, verkaufen ließ?"

„Was wußte ein junges Mädchen zu jener Zeit von der Ehe?"

„Dasselbe wie jetzt."

„Gut. War es ein Fehler, so ist es ein Fehler, ja — wenigstens für gesunde Menschen — ein Uebergangsstadium. Und woher wissen wir, daß es ein Fehler war?"

„Das sagt uns unser Gefühl."

„Das im Laufe der Zeiten durch Einübung nach Vorschriften gemacht und vererbt ist."

„Aber einige Vorschriften müssen wir doch haben."

„Nicht viele, und die müssen beständig umgearbeitet werden. Und ich und Sie, Fräulein Hellen, sollten sie ausarbeiten, nicht solche Menschen, die weder hören noch sehen können."

„Ja, aber ich wage es nicht."

— „Ach nein, das wagen Sie wohl nicht. —"

Es war, als ob er ganz plötzlich die Unterhaltung abbrach, und das schmerzte mich unbeschreiblich. Weshalb fuhr er nicht fort? Ich hätte es ja gewagt. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß ich bei ihm diese wunderliche Art und Weise, die Worte Andere so aufzufassen, als ob man genau das meinte, was man sagte, bemerkt habe. Männer können so hastig sein.

Es währte eine ganze Weile, ehe die Unterhaltung wieder so in Fluß kam, wie sie sollte. Und von nun an saß ich die ganze Zeit da wie jemand, der eine Frage unbeantwortet gelassen hat. Aber davon ahnte er nichts, das konnte

Digitized by Google

ich merken. Ich glaube, er vergaß ganz den kleinen toten Punkt, den er gespürt hatte. Er war jedenfalls ebenso liebenswürdig wie vorher, vielleicht noch mehr.

Ach ja, Regitze, Du bist selber verliebt gewesen, Du weißt, wie es kommen kann, daß man nichts in der Welt weiß als ihn.

Die Tischsitzung neigte sich ihrem Ende zu, aber im Garten, in dem Zimmer konnte ich Ebbe ja wieder treffen — —

Und dann geschah es —

In der Gesellschaft befand sich ein Premierleutnant Fallsen — kennst Du ihn? Ich bin häufiger mit ihm zusammengewesen, und immer macht er mir stürmisch den Hof, ich glaube, er ist in mich verliebt, d. h., er geht ja von der Annahme aus, daß Vater Geld hat. Er quälte mich nach Noten und kam auf den Einfall, mir allerlei Züge aus dem Londoner Leben zu erzählen, — übrigens mit einem Talent, mit heiler Haut davonzukommen. U. a. erzählte er, daß ein junger, dänischer Gutsbesitzer seiner Bekanntschaft — ich wußte augenblicklich, daß es Ebbe war — einmal tausend Pfund bezahlt habe, um vierundzwanzig Stunden lang die Gunst einer Dame zu genießen. Er habe sie in einem Konzert gesehen, im Klub darüber gesprochen, und nach drei Tagen sei die Sache geordnet gewesen. Sie war mit einem Parlamentsmitglied verheiratet. — „Zwanzigtausend Kronen!" wiederholte mein Berichterstatter gedankenvoll.

Wie lange oder wie bald nach dieser Unterhaltung es war, weiß ich nicht, aber ich hatte bereits einige Zeit mit Ebbe am Fenster in Ingeborg's Boudoir gestanden, dort wo der Schreibtisch steht. Die Lampen waren eben heraufgebracht. Er hielt ihr kleines, dünnes Papiermesser aus Walroßzahn in der Hand. Wir sprachen von dem alten Etatsrat und von seinem Verständnis für Damentoiletten —

Da sagte ich plötzlich: „Es ist schade für uns Damen, daß es nicht Sitte ist, uns für unsere Liebe zu bezahlen. Wenn wir nicht eine Summe als Preis ansetzen, bemüht man sich garnicht darum. Ich will einen Preis von zwanzigtausend Kronen ansetzen, — dafür haben Sie mich acht Tage."

Das Papiermesser zerbrach zwischen seinen Fingern. Mit einer wunderlich verwirrten Haltung legte er die Bruchstücke hin, er war ganz bleich, sah mir gerade ins Gesicht und sagte: „Es ist mir ganz unmöglich zu begreifen, was Sie meinen."

„Zwanzigtausend Kronen," sagte ich, „und mich acht Tage lang. — Ueber mehr verfüge ich nicht, sonst würde ich mehr bieten."

Er antwortete nicht, glaubte wohl, daß ich einen geschmacklosen Scherz triebe.

„Es ist mein Ernst," sagte ich.

Ich sah ihm in die Augen, und nach meiner Stimmung zu urteilen, kann ich mir denken, daß mein Blick nicht schön war. Er antwortete noch immer nicht, sondern sah mich nur an.

Da plötzlich fing er an, vor meinen Augen gleichsam zurückzugleiten, in die Wand hinein, auch diese wich zurück, mit samt den Portièren und dem Ganzen, alles erschien mir so klein und so fern, mich überkam eine Angst, daß ich nach einem Haltpunkt greifen müsse, um nicht zu fallen, da er ja nicht antworten wollte. Da lächelte ich und sagte:

„Ja, jetzt habe ich mich selber angeboten und den Preis genannt."

Wohl noch ein Paar Sekunden blieb ich stehen, als er aber auch jetzt nicht antwortete, ging ich. Ich hatte nur noch Zeit zu sehen, daß er sich unverkennbar in heftiger Erregung befand.

Das Lächerliche ist, daß während der sechs Tage, die ich noch auf Hornsnäs blieb, Harriet und Octavia glaubten, daß Ebbe bei Reesens um mich

Digitized by Google

angehalten und daß ich ihm einen Korb gegeben habe, — denn er ließ sich nicht mehr blicken.

Aber antworten hätte er doch können, finde ich. Selbst ein berüchtigtes Frauenzimmer erhält doch sicher eine Antwort.

Siehst Du, liebe Regitze, mit dem, was Du hier so unerwartet zu wissen bekommst, habe ich drei Wochen und länger gelebt. Ich habe mich an die Vorstellung von meinem Fall gewöhnt. Laß es mich so nennen. Und während der Zeit habe ich Vaters wegen daheim munter sein müssen, und ich habe mich um Schülerinnen bemühen müssen. Du weißt, daß mir beides so einigermaßen geglückt ist.

Ich könnte hundert und aberhundert Betrachtungen in Anlaß des Geschehenen anstellen, — und glaubst Du nicht, daß ich das gethan habe? Einige will ich Dir nennen, aber das verändert nicht das Gefühl der Unreinlichkeit, das ich bei der eigenen Berührung empfinde. Und doch will es mir scheinen, als wenn Andere nicht das Recht hätten, Steine auf mich zu werfen.

Weißt Du, was mich am meisten quält, — mich am meisten gequält hat? — Es ist am besten, daß Du meinen Zustand gründlich kennen lernst. —

Das ist die verkehrte Beurteilung meinerseits von Ebbe's Zustand. Ich glaubte, er sei heftig in mich verliebt. Ich glaubte, ich brauchte nur das Wort zu sagen und ihn gleichzeitig von der Vorstellung über Ehe und Pflichten u. s. w. befreien, dann würde er entzückt, — vielleicht auf den Knieen — zugreifen. Aber bewahre, das that er nicht! Ganz sprachlos über mein cynisches Angebot stand er da. Als ob das in letzter Instanz etwas mit der Sache zu thun habe. Was hätte ich mit den Zwanzigtausend anfangen sollen? Wie hätte ich Vater ein solches Geschenk aus meiner Hand erklären sollen? Nein, so lächerlichen Worten aus meinem Munde hätte er niemals Beachtung schenken sollen. Und sie würden spurlos an seinem Ohr vorübergegangen sein, wenn er geliebt hätte. Hätte er da nicht begreifen müssen, daß sie durch einen äußeren Zufall mit hinzugekommen waren? Konnte er meinen Ton nicht anhören, daß gerade in dieser Summe ein Stachel lag? Er wußte ja nicht, daß es auch das Zusammentreffen zwischen dem in Vaters Brief genannten und dem in London fortgeworfenen Gelde war, das mir die Zahl der Kronen in's Gehirn und auf die Zunge brannte, und unmöglich konnte er ja durchschauen, daß irgendwo abseits in mir wirklich ein Verlangen der Armut nach diesem Geld für Vater verborgen lag. Er wußte ja nicht, daß wir arm waren. Nein, er liebte mich nicht.

Und dann, Regitze, d a s ist es nicht, woran ich jetzt denke. Ich denke an meine eigene, elende Herzenskälte. Ich glaubte, daß ich Ebbe liebte. Ich glaubte, ich sei rücksichtslos von dem einen Willen erfaßt, mich ihm hinzugeben, ohne an irgend etwas weiter zwischen Himmel und Erde zu denken. Das heißt, das Eine hatte ich mir klar gemacht, daß er nie, auch nur eine Minute, in dem Glauben sein dürfe, daß ich seine Frau werden wolle. Eine Sprachlehrerin, die unter einer falschen Voraussetzung Einpaß auf Taars erhalten hatte.

— Und was geschieht dann?

Kühl und mit einer gewissen Empörung im Herzen über eine Handlung, die er begangen und die mich nicht angeht, stehe ich da und feilsche um meine Reize. Er k a n n mich geliebt haben und durch den Blick, mit dem ich ihn ansah, hunderte von Meilen weit fortgestoßen sein. Woran dachte ich nur? Ich weiß es nicht. Ich ward durch eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Aeußerungen in das hineingeführt, was ich sagte und that, — aber der Instinkt, der dahinter lag? War das die Liebe, von der ich träumte, daß ich sie zu spenden vermöchte?

Digitized by Google

Ich fürchte, Regitze, daß das Liebesgeschwätz, das wir, Du und ich und die Andern früh und spät zusammen geführt haben, nicht dem Zweck entsprochen hat.

Wir wollten das Liebesleben in eine neue, feine und freiere Bahn leiten, ich wollte voran gehen, und dann steht da, das erste Mal, wo ich mich vorwage, ein kundiger — Lilly würde sagen, ein „befleckter" — Mann vor mir, und ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, weiß er, daß das, was ich biete, nicht echt ist. Er kaufte — für teures Geld, sollte man meinen — in London eine Frau auf vierundzwanzig Stunden, und er irrte in sofern nicht, als das, worüber die beiden im voraus einig waren, nur ein Märchen war. Er und ich konnten nicht auf gleiche Weise über Kauf und Verkauf einig werden. Er wußte, daß das Geld, mit dem ich in der Hand dazustehen glaubte, nichts war, als brennende Kohlen. Stelle dir nur die Möglichkeit vor, daß er zugeschlagen und mich bezahlt hätte!

Weißt Du, was Ebbe nicht wollte? Mit mir in den Brunnen hinabsteigen. Mag er mich da geliebt haben oder nicht.

— Du willst nicht mit verantwortlich für meine Handlung sein?

Meine liebe Freundin. Der „höhere" Gesichtspunkt, von dem aus ich mich allmählich daran gewöhnt hatte, das zu betrachten was ich vielleicht einmal würde empfinden können, und nun für einen Mann empfand, — ich mischte ja im entscheidenden Augenblick Alles durcheinander, Frau Börgesen's Verkauf ihrer eigenen Person als junges Mädchen, die Ironie, die darin lag, daß ich meine liebeskranke Stimmung dazu benutzen konnte, Vater zu helfen, die Forderung selber Moral zu machen, der Spott über die Männer, die sich Frauen kauften u. s. w. — Das Alles stammte aus unseren Unterhaltungen. Ich weiß es. Ebbe's Worte bei Tisch und vorher waren nur zufällige Bekräftigungen unserer Theorien.

Was ich that, war keineswegs das, was ich für das Richtige hielt. Wohl gerade im Gegenteil.

Das ist so wahr wie irgend etwas. Ebenso wahr aber ist es, daß sich in meiner Seele eine Geringschätzung für die Gefühle der Männer entwickelt hatte, die möglicherweise garnicht an ihrem Platz war. Nicht überall, nicht als die Auffassung, die unsere Handlungen leiten soll!

Was kann es nützen, daß wir tausend Mal Recht haben, wenn wir uns das eine Mal, worauf es ankommt, irren?

Regitze, ich glaube nicht, daß wir im wirklichen Leben reif genug sind, um die Leitung in unsere Hand zu nehmen. Woher die Männer ihre Ueberlegenheit haben, sich nicht zu irren — und sie irren sich ja sehr häufig nicht, — das weiß ich nicht, aber ich habe nicht mehr den Mut, sie über die Achsel anzusehen.

Du solltest es auch nicht thun, wenn Du auch noch so sicher bist, daß Du Dich nie so benehmen wirst, wie ich es gethan habe.

Und Du kannst überhaupt nicht dazu kommen, Dich so zu benehmen wie ich, ehe Du eines Tages arm wirst und Dich damit abgiebst, an Geld zu denken, und fühlst, daß die Situation, in der Du Dich befindest, von einem Ende zum andern falsch ist. Es ist ja Unsinn, wenn ich gesagt habe, daß wir spielten. Die Andern thaten es. Mir war es bitterer Ernst, ich war gezwungen, mir den Anschein zu geben, als wisse ich nicht, daß jenseits des Sommers die Sorgen auf mich lauerten. Sie lauerten dort, und ich wußte es, und mein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf aus, den Sommer als diejenige zu Ende zu leben, die zu sein ich vorläufig wußte oder

Digitized by Google

glaubte. Zum Herbst wollte ich einen neuen Menschen anziehen, der Pflichten auf mir bis dahin unbekannten Gebieten hatte.

Und Alles, was ich hier sage, ist eine Art Klugheit, die hinterher kommt. Ich konnte mich ganz einfach nicht beherrschen. Das, was ich dachte, that, fühlte, war von Minute zu Minute ohne vorhergehenden Entschluß geschaffen. Und das ist beinahe das demütigendste von Allem. So bin ich also. Es ist meine Natur, verkaufen zu wollen, wenn mein Gefühl mich gerade antreibt, ohne den entferntesten Hintergedanken zu geben.

Wohin in mir selber ich mich auch wende, steigt Unreinlichkeit auf. Und mit diesem Gefühl soll ich das Leben zu Ende leben. Beneide mich nicht.

Deine

Hellen.

II.

Gutsbesitzer Ebbe Villemos an Fräulein Regitze Hallager.

Taars, den 15. September 1895.

Fräulein Regitze Hallager!

Wollen Sie, hochgeehrtes Fräulein, mir gestatten, Gebrauch von einer wenn auch leider nur flüchtigen so doch nicht ganz neuen Bekanntschaft zu machen?

Die Sache betrifft zum Teil Ihre Freundin, Fräulein Hellen Vige.

Von den Damen auf Hornsnäs ist mir erzählt worden, daß Fräulein Vige in einem Brief an die Etatsrätin erwähnt hat, daß bedeutend veränderte Verhältnisse in ihrem Heim eingetreten seien, und daß sie jetzt gänzlich in Anspruch genommen sei durch das Bemühen, sich Schüler für den Unterricht in der französischen Sprache zu verschaffen. Ebenso erwähnte Fräulein Oktavia, daß Sie in einem Brief an sie Ihrer Furcht Ausdruck verliehen hätten, daß Direktor Vige's Rücktritt aus der leitenden Stellung in den vereinigten Banken mehr bedeute, als man von vornherein vermuten konnte, daß dies aber auf Fräulein Hellen nur die Wirkung ausgeübt habe, daß alle ihre guten Eigenschaften dadurch erst recht ans Licht getreten seien.

Ich habe Fräulein Vige diesen Sommer kennen gelernt, und das wird genügen, um zu erklären, daß die veränderten Verhältnisse in ihrem Heim mich nicht gleichgültig lassen konnten.

Meine Bitte an Sie geht nun dahin, daß Sie, *ohne jemandem Kenntnis von meiner Frage zu geben*, mich benachrichtigen, ob anzunehmen ist, daß Direktor Vige zu bewegen sein könnte, eine Stellung in Jütland als Direktor einer Art Konsortiums von Ziegeleibesitzern anzunehmen, von denen ich der eine bin. Die Sache ist ein wenig in Stillstand geraten, weil wir bisher einen hinreichend tüchtigen Leiter des Unternehmens entbehrten, aber mit einem solchen und mit der dann erforderlichen Erweiterung des Kapitals, was keine Schwierigkeit machen wird, würde die Sache sicher in einigermaßen großem Maßstab zu betreiben sein.

Die Schwierigkeit liegt nun darin, daß die Stellung für den Anfang selbstredend bedeutend geringer ist als die, aus der Direktor Vige ausscheidet, und daß sie vermutlich, wenigstens vorläufig, ein Verlassen der Hauptstadt erfordern würde.

Ich habe nicht die Ehre, Herrn Direktor Vige persönlich zu kennen, und ich habe nicht recht den Mut, mich ihm aufzudrängen. Möglicherweise muß

Digitized by Google

mein Name auch ganz aus dem Spiel gelassen werden. Deswegen habe ich es vorgezogen, Sie mit diesem Anliegen zu belästigen. Ich darf doch wohl von der Annahme ausgehen, daß Sie in Ihrer Freundschaft zu der Familie Vige eine hinreichende Entschuldigung für meine Belästigung finden werden, wenn es auch in erster Linie meine Interessen sind, die ich auf diese Weise verfolge.

Dienstag komme ich nach Kopenhagen und werde dann, falls Sie es erlauben, einen Versuch machen, Sie persönlich zu treffen. Eine oder die andere Frage, die schriftlich zu behandeln nicht so ganz leicht ist, könnte dann vielleicht auch erledigt werden.

Ihr hochachtend ergebener

Ebbe Villemos.

III.

Gutsbesitzer Ebbe Villemos an Fräulein Regitze Hallager.

Taars, den 2. September 1895.

Liebes Fräulein Regitze Hallager!

Ich sende Ihnen also meinem Versprechen gemäß den Brief, unmittelbar nachdem ich ihn gelesen habe, zurück, und zwar nachdem ich ihn so viele Male gelesen habe, daß ich einigermaßen sicher bin, mich eines jeden Wortes für immer zu erinnern. Und auch auf andere Weise habe ich mein Versprechen gehalten. Ich habe den Brief, seit ich ihn heute Morgen auf dem Bahnhof von Ihnen erhielt, nicht wieder in der Hand gehabt, bis ich jetzt, heute Abend, hier auf Taars in meinem Zimmer sitze und sicher bin, nicht gestört zu werden.

Sie sagten, daß Sie nie in Ihrem Leben so unsicher gewesen seien, ob Sie richtig handelten oder nicht, wie jetzt bei dieser Gelegenheit, wo Sie mir den Brief gaben.

Sie haben richtig gehandelt.

Aber ich verstehe Ihre Unsicherheit und ich bin stolz, daß Sie sich entschließen konnten, so zu handeln, wie Sie es thaten, — soviel Vertrauen habe ich Ihnen also eingeflößt.

Ich danke Ihnen.

Es wird kein Unglück hieraus entstehen. Schlimmer als es bis jetzt gegangen ist, kann es nicht gehen, und ich sehe jetzt doch, wenigstens glaube ich das, gleichsam einen Schimmer von Ausweg vor mir.

Wie wenig träumte ich von dem, was in dem Briefe stand, und wie nahe daran bin ich doch gewesen, das Richtige zu ahnen.

Sie sagten, Sie übten Verrat, nicht nur Hellen gegenüber sondern auch gegen sich selber und Ihr eigenes Geschlecht, — ach ja, könnte nur häufiger Verrat dieser Art begangen werden, so könnten wir uns wohl Hoffnung machen, aus den Kinderjahren herauszukommen. Aber Recht haben Sie, der Verrat darf nicht aufgedeckt werden, ehe durch viele Handlungen *bewiesen* ist, daß er das Gute in seinem Schoße trug, und auch da erst nach gemeinsamer Uebereinkunft zwischen Ihnen und mir. Ich halte mich unverbrüchlich an diese Verabredung.

Ueber den Inhalt des Briefes glaube ich mich verpflichtet, das Eine zu sagen, daß Hellen sich geirrt hat, als sie zu verstehen meinte, daß ich es gewesen, der jene wunderbar schöne Frau in London für vierundzwanzig Stunden

Digitized by Google

kaufte. Es war das ein gemeinsamer Freund von mir und Hallesen, eine mehr fanatisch und weniger ökonomisch veranlagte Persönlichkeit als ich. Hallesen hatte übrigens keineswegs das Recht, über die Sache zu sprechen. Es trug sich auch nicht ganz so zu, wie es erzählt wurde. Glauben Sie nicht, daß es möglich ist, Hellen wissen zu lassen, daß ich nicht der Held jenes Abenteuers bin? Hallesen kann ja doch auch noch anderwärts indiskret gewesen sein, wodurch Sie ja also besser unterrichtet sein können. Ich stelle dies als etwas mir nicht ganz Unwichtiges hin.

Und so will ich Ihnen also Lebewohl sagen. Sie reisen ja in ein paar Tagen, und ich sehe Sie nicht mehr vorher. Es lag Scherz und Ernst in ihren Augen, als Sie sagten: „Glauben Sie, daß ich in dem ersten halben Jahr, nachdem Sie den Brief gelesen haben, den Mut haben werde, mit Ihnen zu reden?“ Ausschließlicher Ernst aber lag in Ihren Augen, als sie sagten: „Ich finde, ich kann es nicht vor mir selber verantworten, das Mißverständnis bei mir beruhen zu lassen, da es ja jetzt den Anschein hat, daß ich die Einzige bin, die es aufklären kann,“ und für diesen Ernst und für den Scherz und für Alles danke ich Ihnen, was auch die Folge Ihres von Herzen gesegneten Verrats sein mag.

Ihr Ihnen stets ergebener

Ebbe Villemos.

IV.

Fräulein Regitze Hallager an Fräulein Vige.

Acht Uhr Morgens.

Zwei Worte, liebe, mutige, betrübte Hellen, ehe ich diese schmutzige Stadt hinter mir lasse.

Zwei Worte, die ich Dir gestern nicht zu sagen wagte.

Wenn Du und Ebbe einander jetzt während ich fort bin, nicht findet, — und es kann nicht nützen, was Du sagst, er hat gethan was er als ehrliebender Mann thun konnte, um sich Dir von neuem zu nähern, er konnte nichts berühren, er mußte so thun, als ob das, was Du gesagt hattest, ungesagt sei —, dann schwöre ich Dir, daß ich bei meiner Heimkehr alle die Schlingen auslege, die ich nur erlangen kann, um mich des Mannes zu bemächtigen.

Willst Du ihn nicht haben, dann soll er mich haben! Das habe ich bei meinem jungfräulichen Mut und bei meinen verflossenen Kümmernissen geschworen!

Aber Du sollst ihn haben! Und es ist schändlich, wenn Du ihn seinem Schicksal mit mir überläßt.

Laß nun die Eifersucht und die Furcht Dich treiben, wo keine sanfteren Gefühle die Uebermacht erlangen können.

Ich liebe Dich!

Deine Regitze.

V.

Fräulein Hellen Vige an Fräulein Regitze Hallager.

Den 6. Oktober 1895 Abends.

Nimm ihn, Regitze!

Du beurteilst meine Stimmung in Bezug auf Ebbe verkehrt.

Meine steife Haltung die beiden Male, als ich ihn bei Dir gesehen habe, war keineswegs von irgend einer Forderung, die sich formulieren ließe, diktiert.

Digitized by Google

Aber liebe, süße Regitze, was sollte ich thun? Und wenn Du in meinen Worten die Erklärung zu finden glaubtest, daß ich verlangte, er solle die Last von meinen Schultern nehmen, so muß das darin liegen, daß ich jetzt nicht mehr deutlich über das reden kann, was in meinem Innern vor sich geht

Ich bin nicht mehr dieselbe, die Du aus alten Zeiten gekannt hast. Wenn in einem Schloß alle inneren Scheidewände und stützende Mauern zusammenfallen können, ohne daß das Aeußere sein Aussehen verändert, so bin ich dies Schloß. Und da drinnen zwischen den Ruinen wanderen meine Gedanken umher.

Es mag gern sein — ich weiß es nicht — daß ich so etwas gesagt haben kann, daß Du doch nicht erwarten könntest, ich hätte jetzt etwas anderes als konventionelle Phrasen für den Mann, der mir nicht hat antworten wollen. Darin sollte aber kein Vorwurf gegen ihn liegen oder auch eine Erwartung, daß die Antwort eines schönen Tages kommen müsse.

Ich glaube mehr und mehr, daß ich ihm eine tötliche Beleidigung zugefügt habe, und daß es daher mir zukommt, zuerst zu sprechen. Aber das ist mir unmöglich. Ich habe keinen Punkt, von wo aus ich eine Rehabilitation anbieten könnte.

Ich liebe Ebbe nicht.

Vielleicht habe ich es nie gethan, obwohl ich glaube, daß meine Seele einstmals mit dem Bilde dieses Mannes angefüllt gewesen ist. Aber jetzt?

Was will er von mir? Ist es nicht geschmacklos von ihm, sich da herumzutreiben, wo ich zu verkehren pflege, nur um mich anzusehen? Hat er es nie zuvor erlebt, daß eine Frau ihm Liebe angeboten hat?

Oder ist ihm das nur auf der Straße, nicht aber in einem feinen Hause begegnet?

Hat er Mitleid mit mir, so wie die Männer zuweilen Mitleid mit den prostituierten Frauen haben sollen, mit denen sie verkehren?

Ich wollte er ließe mich in Frieden.

Aber nun schreibt mir Vater plötzlich, er glaubt, daß Ebbe hinter dem ganzen Ziegeleikonsortium steckt, daß die Anderen nur einen geringen Antheil haben. Daß jedenfalls der neue Kapitalzuschuß von ihm stammen soll.

Will er mich jetzt kaufen?

Könntest Du ihm nicht schreiben und ihm den guten Rat geben, dies Vorhaben zu unterlassen. Teils ist der Preis jetzt mehrmals verdoppelt, — und Du hast mir ja erzählt, daß er mit seinem ökonomischen Sinn sich die schöne Dame in London entgehen ließ, — und teils ist das, was ich jetzt zu bieten vermag, so unendlich viel geringer.

Nimm Du ihn, Regitze!

Ich entsinne mich, wie gut und fein und natürlich er war. Du hast ja seine Seele nicht verstummen gemacht, indem Du seinen Augen ein Aergernis gabst, Du wirst voraussichtlich für den Rest Deines Lebens Freude haben, wenn Du ihn bekommst. Aber thue es gleich, Regitze. Und lege Deine Schlingen dann klüger, als ich es gethan. Es straft sich, wenn man in diesem schwierigen Spiel dumm handelt.

Ich habe jetzt beschlossen, unter keinen Umständen mit Vater nach Horsens überzusiedeln. Teils würde ich dort keine Wirksamkeit finden können, und die, die ich hier habe und, wie ich merke, werde bekommen können, sagt mir außerordentlich zu, — ich bin geradezu eine ausgezeichnete Lehrerin —, und teils brennt Tante Christiane vor Verlangen, Vater den Hausstand zu führen.

Ich glaube, ihr heftiger Sinn ist kurz davor, sich in Rührung aufzulösen bei dem Gedanken, wieder ein warmes, trauliches Heim zu bekommen und ihren

Digitized by Google

Jungen gut versorgt zu wissen, aber unter einem Dach mit ihr kann ich nicht wohnen.

Vater macht auch keine Ansprüche an mich. Er hat von vornherein gesagt, daß er es nur zu gut versteht, daß ich in Kopenhagen bleiben will, und daß er sich nur darauf freut, wenn er in Geschäften hier mein Gast sein wird. Vorläufig behalte ich nun die schöne, für mich mehr als ausreichende Wohnung, an die wir uns schon gebunden hatten. In einer Woche soll der Umzug vor sich gehen.

Es ist herrlich, viel zu thun und viel zu bedenken zu haben.

Getreulichst

Deine Hellen.

VI.

Gutsbesitzer Ebbe Villemos an Fräulein Hellen Vige.

Taars, den 17. Oktober 1895.

Liebes Fräulein Hellen.

Wir sind so weit auseinandergekommen, daß ich nicht einmal weiß ob ich ein Recht zu dieser Anrede habe.

In der vorigen Woche wurde mir dies Gefühl eines Tages plötzlich so unerträglich, daß ich beschloß, jetzt solle es biegen oder brechen, ich wollte einen Versuch machen, Ihnen zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, — ein Entschluß, der ziemlich gewagt war in Anbetracht der Haltung, die Sie bei unsere letzten Begegnungen mir gegenüber zur Schau getragen haben.

Ich fuhr mit dem Nachtzug nach Kopenhagen, begab mich im Laufe des Tags nach Ihrer Wohnung, stieß auf vier Umzugsleute, die mit schweren Bücherkisten und Möbeln hantierten. Ich sah ein, daß ich meinen Zweck an diesem Tage nicht erreichen würde. Von den Umzugsleuten erfuhr ich Ihre neue Adresse, und ich beschloß meinen Besuch bei Ihnen aufzuschieben, bis ich annehmen konnte, daß Sie wieder in Ordnung gekommen sein würden.

Jetzt, heute, wo der Beschluß ausgeführt werden sollte, ließ mich mein Mut im Stich. Ein Zufall, ein unglücklich gewähltes Wort konnte mir möglicherweise Alles verderben.

Deswegen schreibe ich.

Und ich will mich auf das allergeringste beschränken.

Sie fragten mich nach dem Diner bei Reesen's in Fräulein Ingeborg's Boudoir, ob ich eine gewisse, näher bezeichnete Summe bezahlen wolle, um Sie auf diese Weise für acht Tage zu gewinnen.

Es war mir unmöglich zu antworten. Die Frage ging über meinen Horizont. Ich grübelte darüber nach, wie es möglich sei, daß Sie sie stellen konnten.

Ich bitte Sie, die Sache einen Augenblick umzudrehen. Wenn ich ganz urplötzlich an jenem Abend vor Ihren Augen einen Check ausgefüllt und gefragt hätte: Wollen Sie den annehmen und dafür acht Tage lang die Meine sein? Was würden Sie denn geantwortet haben? Hätten Sie antworten können? Würden Sie sich später verpflichtet gefühlt haben, darauf zu antworten!

Glauben Sie nicht, liebes Fräulein Hellen, daß die Stimmung, die Sie an jenem Abend leitete, grundfalsch war? Falsch gegen Sie selber, falsch mir gegenüber?

Wollen Sie diese Frage nicht fallen lassen?

Wollen Sie mir gestatten, eines Tages aus Ihrem Munde zu hören,

Digitized by Google

daß Sie die Frage haben fallen lassen und zwar so haben fallen lassen, daß sie verschwindet, als habe sie nie existiert?

Ihr Ihnen treu ergebener

Ebbe Villemos.

VII.

Fräulein Hellen Vige an Fräulein Regitze Hallager.

Kopenhagen, den 18. Oktober.

Geliebte Regitze!

Ich habe Dir einen wahnsinnigen Brief geschrieben, auf den Du nicht geantwortet hast, und ich weiß Dir Dank, daß Du nicht geantwortet hast.

Du sollst den Brief nicht zerreißen, aber Du sollst diesen daneben legen.

Entsinnst Du Dich wohl, daß ich in meinem langen Brief eine Aeußerung von Ebbe anführte, daß ein Fehler, den man in seinem Leben begehe, nur ein Uebergangsstadium sei? Er meinte: zum Bessern. Aus meinem Brief wirst Du herauslesen können, wie ein Fehler auch ein Uebergangsstadium zum Schlechteren sein kann. Du solltest nur ahnen, wie tief gesunken ich war, wie schlecht, wie höhnisch meine Gedanken gewesen sind.

Ich habe heute einen kleinen Brief von Ebbe erhalten.

Ehe ich ihn beantworte, schreibe ich diese Zeilen an Dich, um den Versuch zu machen, mich rein zu waschen, wenigstens so rein, wie ich jetzt noch werden kann. Die Finger, mit denen ich Dir zuletzt geschrieben, dürfen die Feder nicht führen, die den Brief an Ebbe beantworten soll.

Jedes Wort, was Du damals lasest, war eine schändliche Verdrehung dessen, was ich empfand. Ich begreife jetzt kaum mehr, wie ich die Worte habe zu Papier bringen können.

Vergiß sie, wenn es möglich ist!

Meine liebe, teure Freundin, es ist, als wenn die Finsternis um mich her zu schwinden beginnt. Mein Kopf ist schon von Licht umstrahlt, und auch in meine Seele fällt ein Lichtschimmer. Ich sende Dir einen innigen Dank für Alles, was du mir in dieser Zeit gewesen bist. Ohne Deinen Mut, ohne die Wärme in Deinen Empfindungen wäre ich schlechter geworden, als ich gewesen bin.

Vielleicht beginnt jetzt das Leben für mich.

Deine

Hellen.

VIII.

Fräulein Hellen Vige an den Gutsbesitzer Ebbe Villemos.

Vestervoldgade, den 18. Oktober.

Lieber Ebbe Villemos!

Haben Sie Dank für Ihren Brief, — innigeren Dank, als ich ihn auszusprechen vermag.

Wollen Sie in Räumen, die noch kaum in Ordnung sind, eine Erklärung

Digitized by Google

aus meinem Munde annehmen, daß jene Frage geboren wurde, um zu sterben, und zwar um zu ersticken in der Verzweiflung über ihre Schande, so bin ich am Donnerstag um drei Uhr zu Hause.

Ihre ergebene

Hellen Vige.

Herbst 1897.

IX.

Fräulein Hellen Vige an den Gutsbesitzer Ebbe Villemos.

Vestervoldgade, den 13. September 1897.

Du willst mich also zwingen, einen langen Brief zu schreiben —?

Ja, ja, Ebbe.

Siehst Du, mein Freund, vor allen Dingen will ich Dir die Hände küssen. Alles, was wir auf der Welt, — daheim und im Auslande — während dieser beiden Jahre gemeinsam erlebt, gefühlt, gedacht, mit einander besprochen haben, ist in meinen wie in Deinen Augen als nichts zu rechnen gegen das, was jetzt unsere Seelen erfüllt. Der Abschied, den wir in Hamburg von einander nahmen, als Du den Tag über da bliebst, und ich nach Horsens reiste, ist das Leben, — das andere war nur der Anfang. Und dennoch wünschest Du eine Veränderung hierin?

Wir müssen zu einem Einverständnis über dies Eine gelangen, das uns noch trennt.

Dein Brief ist der schönste Beweis für die Reinheit Deiner Seele, aber, Ebbe, Du bist auf diesem Gebiet nicht so klug wie ich. Du hast keine Veranlassung gehabt, die Sache so zu durchdenken wie ich. Du mußt mich anhören.

Ich bin nicht so sicher, wie ich thue.

Entsinnst Du Dich wohl noch, daß ich in der Weihnachtswoche 1895, also etwas über einen Monat, nachdem ich die Deine geworden war, eines Tages betrübt war? Ich sagte Dir nicht die Wahrheit, als ich Deine Frage beantwortete, aber Du merktest es nicht, und es ging ja schnell vorüber.

Weißt Du, was mir fehlte?

Ich war eifersüchtig.

Und weißt Du, daß ich noch heutigen Tages eifersüchtig sein kann?

Du glaubst es vielleicht nicht einmal. Aber es verhält sich wirklich so.

Eifersüchtig ist vielleicht nicht das Wort, — unruhig, minutenweise zermartert, so daß das Herz still steht. —

Mein geliebter Freund, Du denkst doch wohl nicht, daß ich mich hinsetzen und es Dir erzählen werde, wenn dies über mich kommt, Dir, der Du so gleichmäßig, so natürlich, so licht, so unbekümmert bist, der Du mir nie, auch nicht eine Sekunde, Anlaß zur Furcht gegeben hast —? Nein, Ebbe, dies ist ein kleines Unglück, an dem ich allein leiden muß, ein geheimer Fleck auf meiner Haut, den Du nie sehen darfst. —

Ich erwähne es nur, damit Du inmitten Deiner großen Unwissenheit wissen kannst, daß ich nicht so ganz ohne Schwächen und Fehler bin. —

Ich habe noch mehrere Fehler, aber aus denen mache ich mir nicht so viel. Teils sind sie an und für sich nicht so bösartig, teils will ich sie schon überwinden, wenn Du mir nur Zeit läßt.

Digitized by Google

Und dann habe ich noch alle die Fehler, von denen ich selber nichts weiß. Und dann sind da noch alle die Fehler, die ich noch nicht kenne. —

Der alte Kanzleirath Breuning — Du weißt jedenfalls, wer er war — erzählte eines Abends bei uns zu Hause eine ganze Menge über Westindien. Die schwarzen Mädchen, erzählte er unter Anderm, könnten trotz der strengen Ermahnungen der Geistlichen nicht dazu gebracht werden, sich mit ihren Liebhabern zu verheiraten, wie viele Kinder sie auch bekämen, denn, sagten sie, sind wir erst verheiratet, so werden wir nicht mehr gut behandelt und können uns darauf gefaßt machen, vom Morgen bis zum Abend Prügel zu bekommen. — Das darf unser schwarzer Freund uns nicht bieten, dann schließen wir ihm ganz einfach die Thür vor der Nase zu.

Ach, Ebbe, es ist viel Lebensphilosophie durch die Seelen der schwarzen Mädchen gegangen.

Wirst Du böse auf mich, weil ich scherze? Dein Brief ist so durch und durch ernsthaft, und ich will Dir in gleichem Ton antworten.

Vor Allem, mein geliebter Freund, mußt Du mir gestatten, mein jetziges Leben ein wenig zu preisen.

Du weißt nicht, wie stolz ich mich fühle. Ich verdiene ja durch eigene Arbeit hinreichend — wenigstens so ungefähr — zu meinem guten Unterhalt. Daß ich zuweilen so überaus elegant auftreten kann, ist ja freilich Dein Werk, und ich gebe zu, daß es mir Freude macht, hauptsächlich aber Deinetwegen. Ich bin nicht ganz sicher, daß ich Dir ebenso gut gefallen würde, wenn ich als Aschenbrödel umher ginge, und natürlich hast Du Recht, daß ich mich im Ausland nach Deinen Gewohnheiten und Deinem Geschmack richten muß.

Aber unabhängig bin ich, und aus dieser Unabhängigkeit heraus stammt meine Liebe zu Dir. Für Dich ist das Unabhängige bei der Sache nicht neu. Für mich ist es das noch immer. Und dies Neue gleicht einer wunderbaren Sonne, die unser Verhältnis bestrahlt. Ich gehe auf der Straße, ich spreche mit Menschen aus einem steten Gefühl des Mitleids mit ihnen. Mein Empfinden grenzt ganz nahe an den Imperatoren-Hochmut, über den wir so viel mit unserm Freund, dem Bier-Professor in Kairo sprachen. Ich bin mein eigenes Gesetz, und daß das Glück, das Du in Deiner Hand trägst, innerhalb meiner vier Wände wohnt, — Ebbe, findest Du es unnatürlich, daß mich das zuweilen ganz schwindelig machen kann?

Glaubst Du nicht, daß ich sehr wohl weiß, daß umgekehrt Leute umhergehen und sich verpflichtet fühlen, Mitleid mit mir zu empfinden: das schöne Fräulein Vige, das sich nicht verheiratet, daß sich mit ihrem französischen Unterricht aufreibt. Selbst von dem kürzlich in den Hafen der Ehe eingelaufenen Leutnant Fallsen bekam ich neulich einen so ehrerbietigen Gruß, daß ich lächeln mußte: „Sie wissen, mein gnädiges Fräulein, mein Herz — aber was sollte ich machen —? Das leidige Geld!“

Und dann ist dies ja noch nicht Alles.

Du wünschest, daß ich Deine Frau werden soll. Der Witwensitz hat seit einer Reihe von Jahren fertig dagestanden, Deine Mutter will lieber als gerne gegen eine so sympatische Schwiegertochter zurücktreten —

Und Du wiederholst ernster denn je, daß dies vom ersten Augenblick an, wo wir uns sahen, Dein Wunsch gewesen ist.

Ist das nun auch wirklich wahr, Ebbe? Schwanktest Du in jenen Tagen auf Hornsnäs nicht doch recht unsicher zwischen uns allen Dreien hin und her? Wohl war ich gewissermaßen Nummer Eins, aber —

Ebbe, soll ich versuchen ein Stück von Deiner Psychologie zu schreiben? Du willst ungern zugreifen, hast Du gesagt, und ein wenig mißmutig

Digitized by Google

nennst Du Dich einen vorsichtigen Patron. Aber so bist Du ja ursprünglich nicht gewesen. Auf dem Grunde Deiner Seele bist Du nicht allein fröhlich, sondern Du bist auch verwegen. Glaubst Du nicht, daß ich das weiß, ich, die ich seit Monaten allein mit Dir in Verhältnissen gelebt habe, wo Du vollständig Du selber sein konntest und in so berückender Weise Du selber warst? Aber das Leben hat Dir einen Dämpfer auferlegt. Du bist ruhig im Wesen geworden. Deine ursprüngliche Vertrauensseligkeit ist mißbraucht worden. Das, woran Du von Anfang an nicht gedacht hast, weil Du gerade in der entgegengesetzten Richtung erzogen warst, nämlich daß Du der reiche junge Mann bist, daran hast Du allmählich ungefähr bei jeder Entscheidung in Deinem Leben denken müssen, — und das hat Dich vorsichtig gemacht. Aber hinter der Vorsicht sitzt ja das Vertrauen noch immer und siegt in Dir Ebbe, wie damals, als Du Student warst.

Deswegen glaubst Du an mich, und deswegen glaubtest Du vor zwei Jahren an mich, und ich sage ja nicht, Geliebter, daß Du Unrecht hast.

Dein Zutrauen und Deine Vorsicht aber vereinigten sich also zu jener Zeit auf Hornsnäs zu einer sybaritischen Mischung, die Deine Verliebtheit in uns drei junge Mädchen auf einmal recht ungefährlich für Dich selber machte. Die Gefahr, ich meine den Ernst, die kam hinter drein.

In alten Tagen warst Du erst mutig, dann vorsichtig, jetzt bist Du erst vorsichtig und dann — verwegen.

Liebster Ebbe, es liegt ja keine Spur von Vorwurf hierin, kannst Du aber dafür einstehen, daß Dir etwas so Sybaritisches nicht wieder von Neuem begegnen könne?

Und glaubst Du nicht, daß ich mich tausend Mal lieber nicht mit Dir verheiraten möchte?

Dann müßtest Du Dich nämlich selber aus dem Gewebe herausretten und mit Deiner Liebe zu mir zurückeilen, die vielleicht nicht einmal ahnte, daß Du Dich auf Abenteuer begeben hattest. Wäre ich dahingegen Deine Gattin, und hätte ich gesehen, wie Dich diese Frauen umschweben — — — ach, Ebbe, woher sollte ich da die übernatürliche Kraft nehmen, nicht durch mein eigenes Benehmen mein ganzes Glück zu zerstören? Der Fleck auf meiner Haut, von dem ich Dir gesagt habe, würde sich vielleicht zu einem brennenden Netz von bösartigen Blasen ausbreiten, und dann —

Nein, Ebbe, die Ehe ist eine schwierige Sache.

— Ja, nun? Ei was! Nun ist es keine Kunst mehr. Du bist ja noch immer in mich verliebt, unwandelbar, Du dummer Junge. Du mußt erst lernen, meiner überdrüssig zu sein, ehe Du davon reden kannst, ein wie guter Ehegatte Du sein willst, — —

— — Und doch, Du willst Dich trotz meiner klugen Worte mit mir verheiraten. Weshalb sollst Du, kleines Negermädchen, frei umhergehen? fragst Du, und weiter sagst Du — und in Deine Augen kommt jener Ausdruck, der mich zwingt, mich niederzubeugen, die Hände über Deinen Knieen zu kreuzen und mir alles denkbar Gute aus Deinem Gesicht zu holen —: „Schenk mir das Heim, das ich haben muß, schenk mir Kinder, die ich lieb haben kann."

Mein geliebter Freund, ich bitte Dich so herzlich: Warte noch ein wenig! Dein Heim sollst Du haben, aber Du mußt noch eine Weile warten, — das haben so viele vor Dir müssen.

Und sollte es in den Sternen geschrieben stehen, daß nicht ich Dir dies Heim schenken soll, so sei deswegen nicht bange, Ebbe —

Ich habe einen Plan ganz ausgearbeitet und fertig, wie wir das große

Digitized by Google

Aergernis umgehen können, ohne doch unsere Kinder um ein Körnchen der Liebe zu betrügen, die ihnen zukommt — —

— — Du schüttelst den Kopf und siehst betrübt aus? — — — — —

— —

— — Ach Ebbe, es giebt ja nur Eins auf der Welt, was ich will, — nämlich Deine Gattin sein. Kannst Du denn das nicht verstehen? Was haben meine Worte weiter sagen sollen als dies Eine?

Aber ich kann es jetzt noch nicht. Weshalb begingest Du den Leichtsinn. — Du, der vorsichtige Mann — Dich in mich zu verlieben?

In mich, die ich den Namen der Liebe mißbraucht habe.

Das straft sich jetzt an mir und Dir.

Ich glaube, Du hast vergessen, was ich gethan habe, ich habe es nicht vergessen. An dem Tage, an dem ich es vergessen habe, will ich Deine Gattin werden.

An dem Tage, an dem ich es vergessen habe, bin ich eine gute Frau, da werden meine Fehler Dir kein Unglück bringen.

Willst Du warten?

Jetzt willst Du es. Willst Du auch in einem Jahr noch warten?

Weißt Du wohl, Ebbe, daß das Glück eine wunderbare Fähigkeit hat, auszuwischen, zu glätten, zu ebenen? Ich bin so unsagbar glücklich!

Ich fühle schon jetzt nur sehr selten jenes tötliche Zittern im Herzen, das mich ergriff, das mich damals ergriff, als Du nicht antwortetest, das mich jetzt aber nur überfallen kann, wenn ich allein bin.

— Ebbe, Du kennst mich, Du kannst mir gegenüber nicht von überspannten Gefühlen, von einer krankhaften Neigung zur Selbstanklage und dergleichen reden. Du wirst mir auch nicht den Vorwurf machen, daß ich jetzt über so unendlich viel hinweggehe und mich nur an das halte, was ich in jener feierlichen Stunde an mir selber erlebte, als ich Deinen allerersten Brief aus Taars erhielt. Ich fiel zwar nicht auf die Kniee, aber ich richtete ein heißes Gebet an mich selber, daß ich Geschehenes ungeschehen machen könne.

Im Leben der meisten Menschen, glaube ich, kommt ein Augenblick, der für sie für immer entscheidend wird, — der Augenblick, wo sie unbedingt allein mit sich selber dastehen, in sich selber hineinsehen und auf die Frage antworten sollen, die ihr ganzes Wesen ihnen stellt. Alles Andere in der Welt schwindet da für sie zu nichts oder doch fast zu nichts hin. Sie füllen gleichsam den Weltenraum mit ihrer eigenen Angelegenheit aus. Und wenn sie selber, ihr Land, ihre Familie, alles Glück auf der Welt drüben zu Grunde gehen sollte, — gleich viel! Die Antwort muß gegeben werden, und die Antwort ist der Beschluß, den sie für alle Zeiten fassen und der nicht verletzt werden darf, wenn sie das Leben weiter leben wollen.

Meine kleine Angelegenheit hat den Weltraum für mich ausgefüllt und füllt ihn noch für mich aus, Ebbe —

— Willst Du warten, bis ich Dir selber sage, daß ich Deine Gattin werden will?

— — — Jetzt am Freitag erhalte ich Deinen Brief. Und Sonntag kommst Du selber —

Weißt Du, wie innig ich Dich liebe —?

Deine

Hellen.

Digitized by Google

X.

Gutsbesitzer Ebbe Villemos an Frau Regitze Sölvig.

Kopenhagen, den 26. Oktober 1897.

Liebe Frau Regitze.

Ich suchte Sie und Ihren Mann gestern bei Ihren Eltern auf, kam aber zu spät. Sie waren mit samt Ihrem Kapitän und Ihren Aussichten wieder nach Korsör zurückgekehrt.

Der Zweck meines Kommens war, abgesehen von der Visite, die ich den Ihren abstatten wollte, Sie und Sölvig eindringlich in Hellen's Namen zu bitten, an diesem letzten Tage, an dem Sie sich voraussichtlich für längere Zeit in Kopenhagen blicken lassen werden, bei Ihr zu Mittag zu essen.

Dieser vorzügliche Plan mußte aufgegeben werden, und Ellen war kurz davor, es Ihnen übel zu nehmen, daß Sie so in Ihr Nest zurückfliegen konnten, ohne daß sie genau über Zeit und Stunde orientiert war. Das heißt, alle Schuld wurde auf Sölvig's sündiges Haupt gewälzt. Natürlich war sein Dampfer nun wieder klar, und da mußten alle Rücksichten bei Seite stehen u. s. w. Sie können viel besser als ich fortfahren, Sie und Ellen wetteifern ja in der Virtuosität, die Leidenschaft unseres gemeinsamen Freundes für König, Postverbindung, Vaterland und Personenbeförderung schlecht zu machen.

Ich bekam Sie also nicht zu sehen.

Es war das um so bedauernswerter, als ich darauf gerechnet hatte, eine vertrauliche Unterredung mit Ihnen möglich zu machen.

Ach, Frau Regitze, unser alter Verrat fängt an, mich zu bedrücken, — ja, bedrücken ist eigentlich nicht das rechte Wort, aber ich meine, es wäre besser, wenn er jetzt aufgeklärt würde. Ich denke ja über alle die Mittel nach, die mir zur Verfügung stehen, um ganz im Stillen Ellen, wenn ich mich so ausdrücken darf unter Gesetz und Moral und die Meinung anständiger Menschen zu zwingen, — Begriffe, deren erste Bedeutung die liebe, verwirrte Kleine nicht sonderlich zu schätzen scheint, — und nun frage ich Sie, ob Sie nicht mit mir darin einig sind, daß die Enthüllung des Verrats möglicherweise nach der gewünschten Richtung wirken würde?

Wenn Hellen wüßte, daß gerade dieser Brief meine Voraussetzung, mein Einsatz gewesen ist, so könnte ich vielleicht sagen, ob das Warten dann nicht überflüssig wäre?

Ueberlegen Sie sich die Sache, liebe Freundin, und antworten Sie mir, sobald Sie Gelegenheit dazu finden.

Ihr Ihnen sehr ergebener

Ebbe Villemos.

XI.

Frau Regitze Sölvig an den Gutsbesitzer Ebbe Villemos.

Korsör, den 23. Oktober 1897.

Hu, Ebbe! Wie hab' ich nur jemals daran denken können, mich in Sie zu verlieben!

Es war in dem Jahr, ehe Carl an meinem Horizont erschien.

Sie sind nicht nur ein schwacher Mann, sondern wie alle schwachen Männer sind Sie auch rücksichtslos, wenn es ihnen gerade in den Sinn kommt.

Digitized by Google

Sie kennen meinen Zustand — aber ohne das geringste Gefühl für das, was sich schickt, deuten Sie in Ihrem Brief geradezu darauf hin, wie nahe bevorstehend dies Ereigniß ist, — und ohne auch nur an die Schonung zu denken, auf die alle Frauen in solchen Umständen Anspruch machen können, schreiben Sie, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts als Sie und Ihre — milde beurteilt — veraltete Liebesgeschichte.

Ich hätte nur so auftreten sollen wie Hellen es thut! Carl hätte mich längst auf den Platz gesetzt, wohin er mich haben wollte. Und wenn er mich erst hätte prügeln müssen, so wäre ich genau zu dem Zeitpunkt, den er sich vorgenommen hatte, dahingekommen.

Sie hingegen —?

Hören Sie nun einmal, was Ihr Brief verursacht hat.

— Ich erwarte meinen Mann. —

Natürlich lag ich auf dem Sopha im Boudoir. Weshalb sollte ich auch nicht leidend aussehen? Ich, die ich auf so augenscheinliche Weise ein Opfer bin!

Es war böses Wetter gewesen, es stürmte noch und regnete in Strömen vom Himmel herab. In Seestiefeln, den Südwester auf dem Kopf, kam er direkt von der Kommandobrücke hereingestürzt und hätte mich beinahe ums Leben gebracht. Es kostete mir vielmehr Küsse, als ich zur Zeit überkommen kann, bis ich mich von ihm befreit hatte, und ganz naß und zerknittert wurde ich dabei. Auf das Letztere war ich nun vorbereitet, ich habe es gelernt, meine Toilette danach einzurichten.

Nun, er beruhigte sich ja schließlich, zog sich um und setzte sich wie jeder andere ordentliche Mensch zu mir hin.

„Ach, Carl, da ist ein Brief gekommen, ich kann sehen, daß er von Ebbe ist, lies ihn mir, bitte, vor."

Wie konnte ich ahnen, daß Geheimnisse darin standen?

„Ich will nur gleich ein Bekenntniß ablegen: Ihr Brief hat die ersten Thränen in meiner Ehe hervorgerufen. Natürlich war es nicht die Geschichte mit dem Verrat, die ihr verstimmte, darüber lachte er nur, sondern der Umstand, daß ich den wirklichen Zusammenhang nicht erzählen wollte.

Er war während der ganzen Zeit liebenswürdig, und ich hätte nicht zu weinen brauchen, aber ich that es trotzdem, und daran sind Sie schuld. Man setzt sich nicht hin und schreibt an eine Dame in meinem Zustand Dinge, über die sie nicht mit ihrem Mann reden darf, und die obendrein ihr Nervensystem so heftig angreifen, wie es hierbei der Fall war.

Ein für alle Mal, Ebbe: ich gebe meinen Verrat Hellen gegenüber nicht preis!

Ich kann mich hier nicht, elend wie ich bin, darauf einlassen, Ihnen alle meine Gründe anzuführen. Nur das Eine will ich sagen, daß es mir höchst zweifelhaft erscheint, ob die Enthüllung, wie Sie es nennen, nach der gewünschten Richtung hin wirken wird. So viel ist auf alle Fälle gewiß, daß diese Enthüllung zu Anfang sehr störend wirken wird, man könnte wohl sagen verwirrend, auf Hellen, und welche Folgen daraus für Sie und für mich entstehen werden, ist nicht gut zu wissen. Sie dürfen nicht vergessen, daß ich hier diejenige bin, die die größeste Gefahr läuft, und ich *will* Hellen nicht verlieren.

Sie haben, weiß Gott, Grund, über Mittel und Wege nachzudenken, wie Sie Ihr Verhältnis zu Ellen so schnell wie möglich verändern könnten, haben Sie aber die Güte, mich bei Ihren Spekulationen aus dem Spiel zu lassen, — ich opfere mich nicht. —

Ich glaube, daß mein Verrat damals gute Früchte trug, und Sie, lieber Ebbe, haben dafür gesorgt, daß ich es nie bereut habe, ob aber Hellen die

Digitized by Google

Sache im selben Licht erblicken wird, weiß ich nicht. Da ist so mancherlei an Hellen, was ich jetzt nicht verstehe. — Ich finde, sie bleibt in der Kinderstube sitzen, in der wir als junge Mädchen zusammenkamen um tiefsinnige Worte zu führen.

Ja, wenn sie einst seit vielen Jahren Herrin auf Taars gewesen sein wird, dann können wir ja vielleicht wieder einmal darüber reden, — wenn wir erst Alle alt und grau geworden sind, aber jetzt — ? Nein!

Carl sagt — nein, ich habe nicht den Mut zu sagen, was Carl sagt.

— Sie werden mir ja nun nicht böse, weil ich so antworte, wie ich es thue, und wenn Sie böse werden, so ist es am schlimmsten für Sie selber. Sie werden es bereuen, wenn Sie eines Tages hören, daß die arme Freundin, die Sie doch so gern hatten, bei dem Versuch, einen kleinen Sportsmenschen zur Welt zu bringen, ums Leben gekommen ist, besagter kleiner Sportsmensch hat sich jetzt eine Zeit lang ruhig verhalten, verrät aber heute wieder seinen Willen.

Ach, Ebbe, was soll ich machen, wenn ich nun in einigen Tagen vielleicht zwei Herren der Schöpfung über mir haben werde, die beide kommandieren wollen?

Ihre bange Freundin

Regitze.

XII.

Kapitän Carl Sölvig an den Gutsbesitzer Ebbe Villemos.

Korsör, den 11. November 1897.

Ein Junge — neun Pfund! Er gleicht seinem Großvater und brüllt wie ein Nebelhorn.

Er lag heute in der Wiege, als ich nach Hause kam.

Die arme kleine Regitze hat sehr aushalten müssen. Jetzt lächelt sie wieder und wieder und streichelt mir die Wangen. Ich finde das sehr schneidig von ihr!

Verzeih Hochverehrter, aber hier hast Du das Remedium:

Ein Junge, ehe das Jahr um ist, bedeutet für Dich eine Frau, ehe der Monat zu Ende ist.

Wohl ist Hellen eins der merkwürdigsten Frauenzimmer, mit denen ich jemals an Bord zusammen gewesen bin, aber das Remedium ist probat, das kannst Du mir glauben.

Wer zum Teufel zieht denn vor, einen Jungen in einer Jolle zu präsentieren, wenn es ein Vollmaster sein kann.

Verzeih meine vorlauten Bemerkungen, aber die Ankunft eines solchen Jungen macht Einen redselig.

Dein

C. Sölvig.

XIII.

Fräulein Hellen Vige an Frau Regitze Sölvig.

Vestervoldgade, den 12. November 1897.

So ist es denn ein Junge geworden, liebe, liebe Regitze, die herzlichsten Glückwünsche!

Digitized by Google

Dein Mann soll mir schreiben, ob es angehen kann, daß ich schon am Sonntag zu Dir komme, um Dich und den Jungen zu sehen. Ich sehne mich so unbeschreiblich danach. Und ich möchte ihn so gern noch als Neugeborenen sehen. Ich glaube nicht, daß es wahr ist, daß alle neugeborenen Kinder häßlich sind. Du sollst meinen Zweifel bestätigen. — Ich habe Dir auch etwas für eigene Rechnung mitzuteilen, wenn Du dabei sein kannst, mich anzuhören.

— Ebbe, der heute bei mir ist, lacht und sagt, Du solltest Deinem Mann — der sicher in seinem Brief an ihn sehr unartig gewesen ist, da ich den Brief nicht sehen durfte, — nur erzählen, daß — ja, jetzt will Ebbe selber schreiben —:

Die Jolle wird ein Vollmaster!

Nun, ich finde, das klingt nicht so schlimm!

Ueberhaupt bin ich jetzt vor nichts mehr bange.

Aber ich bin es gewesen. Ich war einmal bange vor mir selber, und es währt länger als Du ahnst, bis man sich davon erholt.

— Und Sölvig ist natürlich seelensvergnügt!

Glück auf! von ganzem Herzen, Ihr beiden lieben Menschen! Jetzt beginnt so das Leben eigentlich erst in allem Ernst für Euch. Die Kinder regieren die Welt, sagt Ebbe, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß er Recht hat.

Deine

Hellen.

Digitized by Google

Briefe Liszt's und der Fürstin Wittgenstein.

Herausgegeben von **Adelheid v. Schorn.**

Nachdem die Faust-Feste vorbei waren, rüstete sich Liszt, nach der Altenburg zur Tonkünstlerversammlung zu reisen. Dieses Mal fuhr auch ich mit, mit meinen Freunden Herrn und Frau von Unruhe und Lassen. Wir verbrachten schöne Tage dort, anstrengend aber interessant. Ausgezeichnet wurde das Fest durch ein Konzert am Hof, das der Herzog, in dem schönen Saal des Schlosses, allen Betheiligten gab. Den Schluß der Festtage bildete eine musikalische Gesellschaft bei Minister von Gerstenberg. Ich begegnete überall alten Bekannten; schon in einer Probe kam mir Prinzeß Moritz, geb. Prinzessin von Meiningen, entgegen, die ich seit unserer Jugendzeit nicht wieder gesehen hatte. Herr und Frau von Gerstenberg waren Weimaraner und alte Freunde meiner Mutter; Liszt war natürlich immer der Mittelpunkt dieser Vereinigungen und wie er es verstand diesen Festen zu präsidieren, so hat es wohl noch nie Jemand verstanden. Musikalisch und gesellschaftlich war er unbestritten der Führer, dem nie Jemand opponierte, der Alles in der Hand hatte, Alles einrichtete und bestimmte — und der immer das Richtige traf. Mit seiner liebenswürdigen Festigkeit, seinem feinen Takt schlichtete er jede Meinungsverschiedenheit, glättete er jede Falte, die sich auf einer Stirn zeigen wollte.

Nun richteten sich alle Gedanken auf Bayreuth, denn im Juli sollten dort im Festspielhaus die ersten Aufführungen des „Ring des Nibelungen" statt finden. Liszt hatte mir längst gesagt, daß er mir einen Patronatschein schenken würde. Wenn ich nicht irre, hat er in Hannover mit Frau von Bronsart ein Konzert zum Besten der Festspiele gegeben, die Hälfte der Einnahmen nach Bayreuth abgeliefert und für die andere Hälfte Patronatscheine erworben, die er einigen seiner Freunde schenkte. Wie er mich dadurch beglückte, kann man sich denken. Meine Billets lauteten zur ersten Serie, ich war also von Anfang an dort.

Schon die Ankunft in Bayreuth war so weihevoll, daß man in Festesstimmung kommen mußte. Die Stadt war geschmückt, am Bahnhof und in den Straßen standen die Menschen Kopf an Kopf, denn gleich nachdem mein Zug angefahren, sollte der Extrazug von Berlin kommen, der unsern Kaiser Wilhelm brachte. Ich traf unter der Menschenmasse gleich Bekannte aus aller Herren Länder und blieb mit ihnen auf der Straße, um unsern geliebten Kaiser zu empfangen. Daß er diese ersten Aufführungen durch seine Anwesenheit weihte, hatte man Frau von Schleinitz zu verdanken, die — in ihrem unermüdlich thätigen Enthusiasmus für Wagner und sein Werk, — Alles aufgeboten hatte, den Kaiser zu diesem Besuch zu bewegen. Für mich war es ein herrlicher Moment, als die Idealgestalt des alten Mannes so freundlich grüßend durch die jubelnde Menschenmenge fuhr.

Digitized by Google

In meinem Stift Birken lebte Niemand mehr, den ich hätte aufsuchen können — meine alten Freundinnen waren todt — aber ein Freund meiner Mutter lebte noch, der Oberpfarrer und Dekan Dittmar, der in seiner etwas derben, herzlichen Natürlichkeit viel Anziehendes für mich hatte. Ich suchte ihn gleich in seinem hübschen, alterthümlichen Pfarrhaus, das der Kirche gegenüber liegt, auf. Wenn man zur Hausthüre hereinkommt, blickt man durch den Hausflur und die offenstehende Hinterthüre in den Garten, es leuchtet einem entgegen in allen Farben, es blüht und duftet in dem schönen, kleinen Pfarrgärtchen wie in einer Oase, inmitten hoher Mauern und Häuser. Hier fand ich meinen alten Freund, der wie ein Patriarch, mit dem Käppchen auf dem Kopf, unter seinen Blumen herumging. Bald darauf nahm er mich mit in die schöne, alte Kirche, denn der Kaiser hatte sich anmelden lassen, er wollte in die Gruft hinabsteigen, wo die Särge der Markgrafen von Bayreuth stehen. Kaum waren wir dort, so fuhr der Wagen des Kaisers vor. Unser Großherzog kam mit ihm. Ich stand in einem Kirchenstuhl und ließ Alle dicht an mir vorübergehen. Ich sah den alten Herrn zum ersten Mal wieder in der Nähe, seit ich ihm einst auf dem Ball in Weimar zu Füßen gefallen, zum ersten Mal, seit er Kaiser war. Sein Anblick bewegte mir das Herz — es war der Prinz Wilhelm, den meine Mutter so geliebt und verehrt — es war unser Deutscher Kaiser!

In die Gruft durfte er nicht hinabsteigen, das litt der alte Dekan nicht, denn seit Jahren war sie an dem Morgen zum ersten Mal geöffnet worden und die Luft da unten so schlecht, daß es lebensgefährlich hätte sein können.

Als ich nach der Abfahrt der Fürstlichkeiten mit Dittmar in sein Haus ging, frug er mich, ob es wahr sei, daß Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch, in Bayreuth sei und ob ich ihn kenne. Ich bejahte Beides und er erzählte mir nun, daß es ein großer Wunsch von ihm sei, Dohm kennen zu lernen, weil seine Gedichte im Jahre 1870 ihn so begeistert hätten. Ich versprach ihm, mit seinem Kollegen zu ihm zu kommen, denn Dohm sei früher Geistlicher gewesen und habe vierzehn Mal gepredigt. Das machte dem lustigen, enthusiastischen Mann noch ganz besondere Freude.

Dohm, dem ich das am selben Tage noch mittheilte, begleitete mich gern zu Dittmar und da habe ich eine rührende Scene erlebt, denn der Pfarrer kam dem Dichter mit weit ausgebreiteten Armen entgegen und Dohm zögerte nicht, sich hineinzustürzen. Es war eine Stunde der reinsten Freude, die beiden Männer mit einander reden zu hören, die sich vom ersten Augenblick an verstanden und liebten. — Man verlebte diese Tage wie in einem Rausch der Freude, den zu beschreiben unmöglich ist. Wer Bayreuth in diesem ersten Jahr gekannt hat, der weiß, daß die höchsten Empfindungen dort zur Blüthe kamen, daß die Menschen aber auch in ihrer Aufregung, mehr als anderswo, aneinander geriethen. Alle Gefühle waren auf das Aeußerste gesteigert, man erlebte in einer Woche mehr als sonst in Jahren. Liszt war natürlich dort und Alles, was zu dem Wagnerkreis gehörte. — Ich sah Donna Laura Minghetti wieder und ihre reizende Tochter, Gräfin Dönhoff. Frau v. Schleinitz schwebte als Lady Patroneß über dem Gewimmel. — Ich kam eines Tages nach Wahnfried, als der Wagen vor der Thüre stand — Frau Wagner wollte Besuche machen. Sie lud mich ein, mit ihr zu fahren, um unterwegs sprechen zu können. Wir waren bei Helmholtz und seiner Frau, bei Frau Materna und Frau Mathilde Wesendonk, die in früheren Jahren in Wagners Leben eine helfende Rolle gespielt hat.

Ueber die Aufführungen ist so viel des Ueberschwenglichen, des Guten und des Tadelnden geschrieben worden, daß ich mich enthalten kann noch etwas

Digitized by Google

hinzu zu fügen. Es war eben ein Ereigniß, wie es einzig im Leben dasteht, der Eindruck ein tief bewegender, daß diese künstlerische That geschehen — daß es Wagner gelungen die Idee seines Lebens zur Ausführung zu bringen — daß das Haus *stand*, bei dessen Grundsteinlegung wir zugegen gewesen. Ich saß im Festspielhaus mit Lassen in der Mitte auf einer der obersten Bänke; wenn ich mich umdrehte hatte ich das ehrwürdige Gesicht unsres Kaisers hinter mir. Einige Sitze von mir saß Kapellmeister Levi, der später eine Hauptstütze von Wagner werden sollte und der *der* Dirigent des Parsifal wurde.

Als es nach dem letzten, zum Eintritt rufenden Trompetensignal dunkel wurde und die ersten Orchesterklänge aus dem unsichtbaren Raum erklangen, da packte mich eine schauervolle Andacht, es war, als wenn der Rhein da unten woge und seine Wellen erklingen lasse.

Als die erste Serie vorüber war, zog ich zu meinen Gastfreunden vom Jahr 1872, die mich noch nicht abreisen lassen wollten, und hörte „Siegfried" und die „Götterdämmerung" noch einmal, weil mir die Musik dieser beiden Dramen ganz fremd war.

So kam es, daß ich einen ruhigeren Genuß davon hatte und auch noch die Besucher der zweiten Woche an mir vorüber ziehen lassen konnte. Das große Festbankett in den Räumen der Restauration neben dem Festspielhaus machte ich mit. Meine Nachbarn waren Lassen und ein kleiner, verwachsener Herr von Obernitz, mit dem ich mich sehr gut unterhielt und der mir ungemein sympathisch war. Wir saßen ganz nah der Haupttafel und konnten bei dem Toast, den Wagner auf Liszt ausbrachte, jedes Wort hören.

Mich in meinem damaligen enthusiastischen Optimismus rührte er zu Thränen. Als ich mich einige Minuten später in meiner Nachbarschaft nach gleichgestimmten Seelen umsah, begegnete ich meist ungläubigen Gesichtern, ja sogar spöttischen Mienen.

Daß schon während der Festtage abfällige Urtheile laut wurden, daß Wagner selbst nachher nicht das erhebende Gefühl eines vollen Erfolges gehabt, davon habe ich dort nichts empfunden. Mein guter Stern hatte mich nur mit Menschen zusammen gebracht, die die reine Freude an den herrlichen Werken genossen. Von Wahnfried, von Wagner selbst, hörte und sah ich gerade nur so viel um meinen Enthusiasmus zu steigern. Alle Blicke hinter die Coulissen waren mir verschlossen und das war gut für mich, denn da gab es genug, was einen hätte ernüchtern können; daß ein großes Defizit blieb, daß Wagner dafür in England Konzerte gab, daß die Dekorationen und Kostüme verkauft werden mußten und sechs Jahre vergingen, ehe das Haus seine Thüren wieder öffnen konnte, das ahnte damals noch Niemand.

Um die Mittagsstunden war bei Angermann ein interessantes Straßenleben. Kein Künstler, kein Fremder, der nicht da vorbei kam, sich niederließ, oder die Sache wenigstens ansah. Jedes Rendez-vous war bei Angermann. Da saßen die ersten Ankömmlinge in den beiden kleinen, räucherigen Stuben, dann füllten sich die Bänke vor dem Haus, die mit Tannenreisig umgeben waren, endlich saß man bis mitten auf der Straße; als Tisch diente meist ein Faß, auf dem die Bierseidel standen und die Weißwürstchen verzehrt wurden. Da saß Alles durcheinander, ich habe Prinzen und Prinzessinnen einträchtig — neben Choristen sitzen sehen. — Malvida von Meysenbug hatte ich aufgesucht, sie brachte mir folgenden kleinen Brief von der Fürstin, der als Vignette eine rothe Nelke trägt:

Chère Adelheid! Je retire une fleur de la gerbe d'oeillets, qui couvre ma table en ce moment et je vous l'envoie par Mlle de Meysen-

Digitized by Google

bug, avec qui nous avons fait une longue promenade d'adieu autour des murs de Rome —.

Elle vous racontera cela en vous portant de ma part einen Gruß und einen Kuß —. Elle m'a bien promis de m'ecrire du lieu où vous vous rencontrerez — mais elle souffre des yeux — vous n'en souffrez pas — et si elle ne peut me donner de ses nouvelles, vous m'en donnerez. — Je vous confie aux bons anges, qui ne permettront pas que vous soyez étouffée, écrasée, dans cette foule —.

Aimez moi toujours un peu et croyez moi toujours votre tendrement et affectionnée

Carolyne Wittgenstein.

Ce 2. Juin 76. Rome.

Den nächsten Brief der Fürstin erhielt ich erst, als ich mit den reichen Eindrücken, die Bayreuth mir gegeben, in Waitzenbach ankam, wo ich Zeit hatte, alles Erlebte in mir ausklingen zu lassen. Ob ich ihr eingehend genug über alle Beziehungen dort schrieb, bezweifle ich, es war meiner Natur zuwider über Dinge zu berichten, die, falsch aufgefaßt, nur Mißverständnisse hervorrufen konnten. Selbst mündlich war es oft schwer, der Fürstin die Dinge ins rechte Licht zu stellen, weil sie meist Anderes dahinter suchte — schriftlich war es fast unmöglich.

Rome, 4. 8. 76.

Liebste Adelheid — Ihr Brief hat mich sehr erfreut und ich danke tausendmal für alle Nachrichten die er enthält, besonders aber für die Beschreibung von Faust's letzter Scene. — Ich habe in der Rundschau eine lange und gute Recension dieser Vorstellungen gelesen, auch die Artikel von Dingelstedt, die sehr interessant und pikant sind, un point de départ, der weiter führen wird). — Ich hätte aber, ohne Ihre Zeilen, keine Idee von der Inscenierung der Schlußscene gehabt, jetzt kann ich sie ungefähr begreifen — mit meinen geistigen Augen sehen. — Sagen Sie mir nur eines noch — ist die Mater gloriosa eine wirkliche Person, mit einem wirklichen Kind, oder nur ein Bild? — — Es ist meine letzte Frage über Faust, nicht aber über Anderes! — Sie errathen was ich noch von Ihnen erwarte! Der Brief wird Sie wahrscheinlich kurz vor Ihrer Abreise nach Bayreuth treffen — erzählen Sie mir, bevor der August zu Ende geht, von Allem was Sie dort gesehen und gehört haben! — Besonders aber was die Zeitungen nicht erzählen. — Leider sind Sie, liebes Kind, was Correspondenzen betrifft, echtes Kind einer Hofdame, in Hofluft erzogen! — Sie verstehen mich! — Ich will nur damit sagen, daß Sie Ihre Briefe recht klug auf allgemeine Contouren beschränken, die jeder lesen kann. Es ist recht klug und ich möchte Sie nicht in Versuchung führen, so eine gute Gewohnheit zu verlassen. Eine kleine Ausnahme kann man doch machen — einer alten Freundin gegenüber! Da ich besonders von alten Zeiten, geschäftsmäßig, gewohnt bin, Briefe die besondere Notizen enthalten, zurückzugeben. In Rußland, wo man nothwendiger Weise von gewissen Dingen unterrichtet sein muß, und kein Advokat sich exponieren will, da wir Alle sterblich sind und der Zufall sonderbar spielt, so ist es ganz angenommen, daß man gewisse Briefe gleich zurück schickt, wenn man sie gelesen hat. Sie sind Beide zufrieden — der Eine weiß was er zu wissen braucht, der Andere ist vor jeder Unannehmlichkeit sicher. — Ich habe es gesagt, jetzt machen Sie den Gebrauch davon den Sie wollen — Alles ist mir von Ihnen lieb — das Sprechen und das Schweigen. —

Digitized by Google

Frl. Ramann war also lange Zeit hier — einige Wochen — damit sie ihre Zeit nicht verlor, habe ich jeden Tag mehrere Stunden mit ihr verbracht. Sie kam während der heißen Tageszeit und wir saßen im Dunkeln, bei einer Kerze, recht gemüthlich, mit vielen Blumen, einem lustigen Vogel, und nannten diese Zeit: der biographische — Käfig! —

Mlle Ramann est une personne tout-à-fait remarquable — erstens eine wahre Gelehrte — was für eine Frau immer ein außerordentliches Verdienst ist und von seltenen Fähigkeiten zeugt. Zweitens ist sie ein empfänglicher Geist, eine sprudelnde Natur! Als Schriftstellerin hat sie sich bis jetzt im philosophischen Styl bewegt, was sie für die Analyse von Liszt's Werken mehr als für seine Biographie qualifiziert. Sie lebte bis jetzt in engen Verhältnissen, die von Hof- und Salonluft nichts wissen — Poesie aber kann Alles vergegenwärtigen und sie hat eine Dichterseele. Ich hoffe viel von ihr — wenn sie langsam arbeiten will, was ihr schwer sein wird, da sie glaubte, die Biographie wäre so eine Nebensache, leicht abgemacht! — Ueber ihre Aufgabe war sie noch sehr im Dunkeln. Ich möchte gern, daß sie es gut macht — macht sie es aber nicht, so thue ich das Uebrige selbst. — Unser Verhältniß hat sich natürlich recht angenehm und freundlich gestaltet. — Was sage ich Ihnen noch von mir? — Meine, wenig Lob verdienende Padrona di Casa, hat mich diesen Sommer den obersten Stock nicht beziehen lassen — reine chicane — die Gesundheit leidet darunter. — Der Sommer ist auch nicht so schön als voriges Jahr — die Sonne brennt — es weht aber aus Tyrol und Steiermark eine kalte Luft, die mir schadet — besonders seit die wahre Hitze da ist — seit zehn Tagen ungefähr — und ich kann meine reine Luft da oben nicht athmen! — . . . . . .

Nach Nürnberg bekam ich einen Brief der Fürstin vom 7. September:

. . . . . Voriges Jahr sind Sie gerade um diese Zeit nach Italien gekommen, dieses Jahr werden Sie die ganze Reise Tag für Tag in der Erinnerung machen. . . . . Vielen Dank für den langen, schönen, so deutlichen und malerischen Brief, der mir Ihren ganzen Aufenthalt vergegenwärtigte. . . . . Frl. v. Meysenbug kommt wahrscheinlich bald nach Rom zurück. Ich erwarte Liszt Ende des Monats, er wird mich mit aller innern Maschinerie des Festspiels bekannt machen! — Einstweilen habe ich einige 30 Feuilletons gelesen. Palazzo di Venezia[1]) und Palazzo Caffarelli[2]) haben mich reichlich mit beinah allen deutschen Zeitungen, die von Bayreuth sprachen, versorgt. Hanslick hat sehr ernst und ohne Haß darüber geurtheilt. — Der Vorwurf, daß es zwischen so vielen Rollen keine reine Seele giebt, als die von Brünhilde, die doch gegen den Willen ihres Vaters handelt — und Siegfried, der den abscheulichsten Verrath gegen sie begeht — ist doch richtig.

Wagner kann noch so viel von Griechenland sprechen, die Griechen saßen nicht im Dunkeln in ihrem Theater, spielten bei offenem Himmel und ihre Stücke stellten große und erhabene menschliche Charaktere dar, nicht allerlei unmenschliche Geschlechter, die am Ende alle die häßlichen menschlichen Leidenschaften, Arten und Mißarten haben, ohne eine einzige menschliche Tugend zu besitzen! — Alles was da ist, ist gut an sich — es müßte nur als Nebensache, als Episode, dienen, wie es wirklich in der Literatur immer war. — Die Menschen sind immer die Hauptsache — Götter, Riesen, Zwerge ꝛc. dienen als Folie — so bei Homer, so bei Firdusi, so bei den Indiern, so bei den Skandinaviern. Auf einmal spielt aber das ganze Drama zwischen

[1]) Die österreichische Gesandtschaft.
[2]) Die deutsche Gesandtschaft.

Digitized by Google

solchen Wesen und die Menschen sind nur Nebensache, Episoden; — wenn auch noch so groß! — Ein solches Drama kann packen, kann aber nicht in die Tiefe der Seele dringen. . . . . .

Sagen Sie mir, was für einen Eindruck Frl. Lina Ramann jetzt von der römischen Reise hat. Hier schien sie recht glücklich darüber zu sein — obschon etwas überwältigt von dem Stoff. Sie hatte die ganze Aufgabe durch eine sentimentale Lorgnette gesehen, so daß die Wahrheit nur in dem wissenschaftlichen Stoff und ihrer künstlerischen, meisterhaften Behandlung desselben, existierte — vom Leben war aber garnichts dabei — es war ein phantastisches Märchen. Ich weiß nicht, ob sie mir nicht etwas grollt, ihr so eine Masse von Arbeit aufgebürdet zu haben — wenn sie es wirklich bewältigen will, so kann sie drei, vier Jahre arbeiten, ohne daran zu denken, es für nächste Weihnachten fertig zu haben. — Sie ist aber eine recht interessante, kleine, gewaltige Person. — Sehr gründlich belehrt — eine edle Seele, und gar nicht von der Welt — von der hohen Welt wenigstens — berührt. Sollte sie aber einmal das Leben so gut kennen wie den Kontrapunkt und den musikalischen Stoff, so wird sie eine ganz merkwürdige Persönlichkeit. Wie sie jetzt ist, ist sie schon eine seltene Individualität. — Frägt sie, was ich von ihr gesagt habe, so sagen Sie: ich halte recht viel von ihr und habe sie recht lieb. . . . . .

Ich reiste im Spätherbst von Nürnberg nach München und blieb über Weihnachten bei meinen Verwandten von der Tann. Vom 22. November erhielt ich dort einen Brief von der Fürstin:

. . . . . Wenn Sie Gregorovius sehen, sagen Sie ihm, wie sein schöner, interessanter Brief mich erfreut hat — ich denke bald darauf zu antworten, hoffe aber noch viel mehr, ihn bald wiederzusehen. — Frau von Kaulbach hat mir eine wunderschöne Photographie von sich geschickt — so echt nach meiner Vorstellung von dem Anzug einer Frau in ihren Jahren — eine breite, schöne Blonden-Mantille, die sie vom Kopf an ganz umhüllt — mit ihren schneeweißen Haaren. — Wie fein sind die Züge geblieben, wie schön ihr Lächeln und der Ausdruck ihrer Augen. — Man sagt, Gregorovius soll ein Leben von Kaulbach herausgeben, das sie schreibt und vorbereitet. Ist es wahr? Hermann (Kaulbach) soll diesen Winter nach Rom kommen und es wird mich freuen, dem Sohn zu beweisen, wie hoch ich seinen Vater schätzte. . . . .

Am 17. Juni, während ich krank in Wiesbaden lag, schrieb mir die Fürstin:

. . . . . Ich weiß, daß Niemand mein Leben beneidenswerth genug findet, um meinem Rath zu folgen — und doch, inmitten so ungünstiger Sterne bin ich glücklich — glücklicher sogar als ich es je gewesen wäre mit der Bürde aller meiner Millionen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeit dabei. . . . . Menschen kommen und gehen, aber Bücher und Papier bleiben da und stören uns nie — sie sind immer gut mit uns — sie dulden unsre Fehler, unsre Unvollkommenheit und lassen es uns nie büßen — kurz — ich habe in meinem Bett ganz glückliche Tage verlebt, — und wenn ich jetzt immer heiter, immer à flot bin, — das verdanke ich den Stunden, wo ich auf meinem Bett liege, schön eingewickelt, nur meine zehn Finger und den Kopf frei. — Ich verstehe, daß es nach dem Charakter geht — wenn aber die Umstände uns zu etwas zwingen, muß man sich einen Charakter danach bilden. . . . . Ich antworte Ihnen recht bald, ich weiß, daß Briefe angenehm sind, wenn

Digitized by Google

man krank ist. Schreiben Sie mir oft mit Bleistift, wie es Ihnen geht, liebes, armes Kind! — Haben Sie etwas über Wagners Aufenthalt in London gehört? — Bronsart schreibt mir entzückt über *seinen* Faust*), den er als gut beurtheilt und den Weymarischen für mißlungen hält. Dieser Kampf interessirt mich sehr — er stellt die Dichtung ins Licht! — . . . . . .

Von Cornelius' Barbier haben Sie gewiß gehört — Liszt will ihn für Weymar in 1 Akt arrangieren. — Nach zwanzig Jahren Ungerechtigkeit! — — . . . . Mir geht es, Gott sei Dank, recht gut — unberufen! Es ist heiß, ich habe sehr viel Rosen, Lilien, Nelken, Magnolien gehabt! . . . . .

Am 27. August schrieb mir die Fürstin wieder nach Wiesbaden, denn meine Kur dauerte immer noch, ohne viel zu helfen.

Liszt ist hier und wir haben mehrmals von Ihnen gesprochen, liebe Adelheid. Er frug sogleich nach Ihnen und ich konnte leider keine genauen, frischen Nachrichten geben. Je viens donc ma chère enfant vous dire bien des choses de sa part et comme il désire savoir quelque-chose de votre santé —. Je partage toutàfait sa curiosité à cet égard et vous prie beaucoup de m'écrire bientot — à la plume? — j'espère! — Si non au crayon. — La cure aura eu tout le temps de produire son effet! — . . . . . Liszt est arrivé avec une si bonne mine, Dieu merci — das physische Leben ist, Gott sei Dank, als Unterlage gesund geblieben. Für das psychische Leben werden hoffentlich die guten Engel sorgen. Er war kaum eine Woche hier, als Cardinal Hohenlohe von der Villa d'Este kam, um ihn dorthin mitzunehmen. Ich bin ganz glücklich, wenn er sich nur dort gefällt und wieder anfängt, *Er selbst* zu sein und sein *besseres* Ich wieder auferstehen zu lassen! — „Le dehors mange le dedans", sagte er mir —. Mögen alle himmlischen Mächte mir helfen, sein *dedans* über sein *dehors* siegen zu lassen! . . . . . .

Zu dem nächsten Brief, muß ich eine Erklärung geben. Ein Gedicht meiner Mutter war von Joachim Raff komponiert worden und ich hatte das Lied, bei meinem zweiten Besuch in Tivoli, Liszt gezeigt. Er hatte mir freundschaftliche Vorwürfe gemacht, daß ich es einem Andern als ihm zum Komponieren gegeben habe. Ich schrieb ihm das Gedicht auf, denn er wollte es auch in Musik setzen. Seitdem waren fast zwei Jahre vergangen, ich dachte gar nicht mehr daran, da bekam ich Mitte September in Wiesbaden einen großen Brief, inliegend das Lied meiner Mutter, das er für mich komponiert und ein Billet in dem sich das ausspricht, was ich schon früher erwähnte, daß Liszt in traurigen Momenten sich nicht in Worten, sondern nur mittelst der Musik ausdrücken konnte.

Liebe Verehrte!

Wenn man nicht weiß, was zu sagen oder schreiben, nun da versucht man mit der Musik auszuhelfen.

Anbei sende ich Ihnen das Lied Ihrer hochherzigen Frau Mutter: „Ach, was ist Leben doch so schwer!" Meine Notation ist dermaßen gehalten, daß Sie leicht darüber wegkommen werden, sowohl im Gesang als in der Begleitung.

Treu ergebenst

15. September, 77. Rom. F. Liszt.

---

*) Bronsart hatte in Hannover den Faust in vier Abenden gegeben, fast ungestrichen, nach der Bearbeitung seines Regisseurs und mit der Lassen'schen Musik. Lassen hatte dafür noch mehr komponiert als für die Devrient'sche Bearbeitung.

Digitized by Google

Es rührte mich tief, daß mein lieber, theurer Meister, der nie etwas von Krankheit hören wollte und ihr eigentlich keine Berechtigung im Leben zugestand, mir durch dieses Lied sein Mitgefühl an meinem Leiden ausdrückte. Die Verse sind später noch oft in Musik gesetzt worden, so von Lassen, Liliencron, Leßmann, Villers und zuletzt noch von Böie kurz vor seinem Tode.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 17. 9. 77.

. . . . . Wir hatten 40 Grad Hitze tagtäglich, seit ich in Rom bin, habe ich so etwas nicht gesehen. Ueberhaupt war ich nie im August krank gewesen. Im Bett zu liegen bei dieser Hitze war sehr schwer. Mein ganzer Sommer war verloren! Es ist immer so, wenn ich nicht oben in den 4. Stock ziehen kann! — Kurz, es ist vorbei — danken wir Gott! — Ich muß schon um sechs im Zimmer sein, bei 35 Grad Hitze — ich bin aber auch so recht zufrieden. — Liebes Kind, ich begreife wie schwer es für Sie ist. Versuchen Sie zu beten, es hilft viel! Am Ende — das Glück ist nicht in unsern Umständen — aber in dem was uns innerlich freut — und ein inniges Verhältniß giebt das innerliche Glück, was so oft weder Ruhm noch Reichthum, noch Genie im Stande sind zu schenken. — Ich bewundere Ihre Resignation — ich möchte daß sie sich in Glück verwandelt, weil ich weiß, daß es geschehen kann, wenn der Mensch es will! —

. . . . . Hier wurde ich unterbrochen und in der Zwischenzeit ist Liszt für ein paar Tage von Tivoli nach Rom gekommen. Er brachte mir die Verse von Ihrer lieben, lieben Mama mit, die er für Sie komponiert hat — wunderschön und sehr traurig, und doch auch wieder versöhnend! — Ach, alle Dissonanzen dieses Lebens lösen sich in die endliche Glorie, wo wir uns Alle wieder finden werden! — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.“! — Es ist mir eine Freude, an die Freude zu denken, die Sie haben werden. Sie können es selbst singen und es wird auch recht vortheilhaft für große, vibrierende Stimmen sein.

Gute Nacht liebes Kind, mögen die guten Engel Ihnen innerlichen Trost, mit der Zeit innerliches Licht und Heiterkeit bringen. . . . . .

Rome, 19. 11. 77.

. . . . . Ich schicke Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre guten, theuren Wünsche per la San Carlo. Wie haben Sie diese italienische Sitte gelernt? — In Weymar dachte Niemand daran und ich verbot auch jede Anspielung an meinen Geburtstag. Es giebt Viele, die aus verschiedenen Ursachen nicht gern haben, daß man sie an diesen Tag erinnert — und Jeder hat in seinem Leben Jahre, lange Jahre manchmal, wo alle solche Gratulationen schmerzlich berühren. — Es kann aber nie traurig stimmen, wenn man sich denkt, daß da oben im Himmel es einen großen oder lieben Heiligen giebt, der unser ganz besonderer Beschützer ist, der sich unserer annimmt bei allen Gelegenheiten, wo wir sein Fürwort brauchen. — —

Liszt blieb noch zwei Wochen nach dem 4. November und ist nach Pesth abgereist. — Seine Gesundheit ängstigt mich sehr — das Klima ist dort zu kalt — sein Zigeunerleben ist nicht für sein Alter — er reibt seine Kräfte auf — seine Verdauungsorgane sind sehr geschwächt — sein régime ist tödtlich —

Digitized by Google

er hat jeden Abend etwas Fieber. — Ich ließ den Arzt kommen, da er ihm aber ins Gesicht lachte, so war es recht schwer etwas zu thun. Die Constitution ist stark, aber die Jahre nahen sich den siebzigen! — Ich habe sehr betrübte Tage erlebt. — Alles in Gottes Hand gegeben! — Doch hatte ich eine große, erhabene Freude — sein Genius, der in Deutschland abzusterben scheint, lebt in Italien wieder auf. Das Lied, das er für Sie componierte, war der glückliche Anfang von einer langen Reihe wundervoller Compositionen — so großartig in ihrem edlen, himmlischen Gefühl! Nie hat er noch so componiert, man möchte glauben, daß er die höchste Spitze der Erde verlassen hat, um in ätherischem Blau zu schwimmen. — Beten Sie für ihn, liebes Kind — bitten Sie den Himmel, er soll ihn leben lassen, um noch Vieles, Vieles — noch nicht dagewesenes — der Welt zu schenken! . . . . . .

Rome, 27. 1. 78.

. . . . . Vous aurez été bien frappée par la mort du Roi! — Combien plus nous ici — pendant deux mois on n'avait fait autre chose que de parler d'un vieillard octogénaire, infirme qu'on croyait voir mourir d'un jour à l'autre — et c'est l'homme le plus robuste de tout son royaume qui est emporté en deux jours —. Le Roi meurt et le Pape survit, le bénit et lui procure une bonne et belle mort! — Ce fut en effet très saisissant — quand aux cérémonies qui se sont succédées — un Anglais qui y assistait m'écrivit a l'heure même son impression sur une carte —: Without dignity, but popular and patriotic —. En effet — ça devait être ainsi — mais le manque d'étiquette au cortège funèbre, qui passa sous mes fenêtres était fort choquant dans ses détails —. On dit du Roi Humbert, qu'il penche beaucoup à droite — en tout cas, comme il n'est pas l'auteur, seulement l'héritier, de tout ce qui s'est fait, il lui est beaucoup plus facile de se rapprocher du Vatican, qu'il n'eût jamais été facile au Saint Père de se rapprocher de son père au Quirinal —.

Et après ce bout de politique, que je crois attendu par vos sentimens italianissimes, chère Adelheid, revenons à nos moutons, dont le premier est le plus cher, — c'est votre santé. . . . . .

Mille fois merci pour vos bons voeux pour moi — je compte sur votre affection, comme vous pouvez le faire sur la mienne. . . . . On me donne de bonnes nouvelles de Liszt — mais je n'y crois plus — j'ai été si effrayée des ravages faits sur sa santé par la mauvaise nourriture et sa vie vagabonde, que je ne compte plus que sur les bons anges pour entretenir en lui la flamme vitale, comme la nature y entretient toujours la flamme du génie! — Quand il ira à Weymar, je vous demanderai de me dire s'il n'y a pas moyen de lui faire avoir une nourriture plus appropriée à son âge, qui demande de manger peu, mais souvent, des choses toujours chaudes, simples, mais apprêtées au moment même, et de bonne qualité —.

Vous demandez des détails sur ma santé et mon intérieur. — Im Ganzen gut —. J'ai bien en ce moment une fluxion et une espèce de rage de dent à l'épaule — mais, cela tient à la saison et ne m'empêche pas d'être assez fringante — aber es geht — und im Ganzen danke ich Gott für Alles et je trouve toujours que je suis dans le plus bel âge de la vie! — Tochter und Kinder sind wohl — wenn ich nicht den Dorn um Liszt im Herzen hätte, ich wäre comme poisson dans l'eau! —

Digitized by Google

Ada Pinelli, geb. von Treskow*) an Adelheid von Schorn.

Rom, Walpurgisnacht — am letzten April 78.

Einzige, immerdar leidenschaftlich geliebte Adelheid! Grad vor vier Wochen erhielt ich Ihren Brief, den ich, vor Freude weinend, tausendmal an die Lippen drückte. Während des ganzen April's wollte ich Ihnen stündlich für den Ausspruch: „etwas besser wie die große Menge sind Sie doch!“ glühend danken und für den himmlischen Einfall, mir an meinem Geburtstag geschrieben zu haben! . . . .

In den ersten Julitagen verlebte ich einen prächtigen Gewitterabend im „Palazzo Schleinitz“ mit Liszt, Hurrah! Er spielte wie Orfeo. Göttliche „Schubert“'sche Sachen und „Chopin“ und war anbetungswürdig lieb . . . .

. . . . Und nun zu etwas vollständig Anderem, was Sie langweilen wird, doch müssen Sie sich opfern, geliebtes Herz, und geduldig den Brief zu Ende lesen: ein von mir und Bernstorff's geschätzter Freund, der hochbegabte Violinspieler Consolo Bey, soll de passage in Weimar sein. Ist dies der Fall und kommt mein Brief nicht zu spät, so bitten wir Sie, sich nach ihm zu erkundigen, sich für ihn zu interessieren!! Frau von Bernstorff schreibt, Liszt hätte ihm telegraphiert, nach Weimar zu kommen und von dort aus mit ihm nach Leipzig zu gehen — oder träumte ihr das nur? Wir sind Alle in Sorge um ihn, weil er so urplötzlich aus Berlin verschwand. Allerdings lag es in seiner Absicht, auf seiner deutschen Tour Ilm-Athen zu berühren. Ich denke Ihr Beiden werdet Gefallen aneinander finden. — Sagen Sie ihm: „Je suis la bonne amie de Gretly**) et de Ada,“ — dann sinkt er in die Knie vor Adelheid. — Consolo (ich nenne ihn Consuelo) ist geborener Italiener, ein Schüler von Vieuxtemps, ging in früher Jugend nach Konstantinopel, wurde Günstling des Abdul-Azis, Adoptivsohn des Kapudan-Pascha (Marineministers,) und aus Neigung Muselmann. Er ist ein naiver, origineller Mensch, der bezaubernd ist wo er Vertrauen hat! — übrigens haarsträubend nervös, eine fragile, echt künstlerische Persönlichkeit, mit feinen, durchgeistigten Zügen; zuerst erscheint er einem alt, — so wie er spricht und lacht geht der Sonnenschein der Levante über sein Gesicht und er wird wieder jung. Dabei eine Reinheit des Herzens, der Gesinnung! Er verlebte den zweiten Winter in Rom, wo er verzogen wird, trotzdem hier die ansässigen Musiker, so viel sie konnten, unfreundlich zum exotischen Spielmann waren. Er kennt Bach, Beethoven à fond, ist aber natürlich mehr in seinem Element, wenn er Schubert, Schumann, Mendelssohn und italienische Sachen spielt . . . . Heut nun schreibt man mir: Consolo habe endlosen Verdruß in Berlin gehabt, sei in schrecklich gereizter Stimmung, habe sein öffentliches Concert aufgegeben, weil die Saison vorüber wäre, Alles nur von Etelka Gerster schwärmte, ꝛc. . . . .

Lichnowsky (sein hiesiger Beschützer), Noailles, Fontaine's und viele, viele Consolo'sche Gönner, bitten Sie nun, Adalaïde, um Auskunft. Seien Sie edel und senden Sie mir bald ein paar Zeilen! — Bitte sagen Sie dem divino Liszt, ich küßte ihm seine zehn Orpheusfinger und bäte ihn, sa puissante protection unserm Geiger doch gelegentlich — jetzt oder in Zukunft — zuzuwenden. Ach, er ist wirklich unser Schmerzenskind, — wir freuen uns mit ihm, aber ebenso leiden wir mit dieser feinbesaiteten, capriziösen Seele . . . .

Wie beneide ich Sie um den Mai in Weimar, mit dem Meister, dem „Faust“ und „Rheingold“. Ich muß diesen Sommer in Italien bleiben . . .

---

*) Als „Günther von Freyberg“ bekannt.
**) Fräulein von Bernstorff.

Digitized by Google

Das Fontaine'sche Haus mit schönen Concerten würde Sie sehr befriedigen. Rom bietet zu allen Zeiten viel. Bis zum Tode unseres geliebten Victor Emanuel war es im vorigen Winter rasend still. Keiner sah den Andern. Dann wogte es wieder mächtig auf — ein welthistorisches Ereigniß folgte dem andern. Anfang Februar begann eine wahre Gesellschaftsraserei — an jedem Abend drei Einladungen — allerdings ging jede Partei in tiefster Trauer.*) Peppino's**) Ministerium hat bis Juli crêpe um die Hüte***) und trägt schwarze Handschuhe. Bei Knudell, Noailles und sonstigen Botschaftern erscheinen wir dämlichen Wesen gleichfalls ganz schwarz, können aber jetzt bunten Schmuck und farbige Blumen anthun . . . .

* * *

Mitte Mai kam Adalbert von Goldschmidt mit seiner Frau aus Wien. Er wollte Liszt seine Komposition „die sieben Todsünden" vorspielen. Ich lernte dabei die beiden sympathischen Menschen kennen, mit denen mich von da an eine herzliche Freundschaft verband; Liszt und Lassen waren von dem „weltlichen Oratorium" sehr befriedigt und machten dem Komponisten Hoffnung, daß es in Weimar aufgeführt werden könne. Es ist nicht dazu gekommen, aber in Hannover habe ich es später gehört.

Liszt fuhr bald darauf auf drei Tage nach Hannover zu Bronsart's, denn dort waren Zerwürfnisse mit Bülow eingetreten, die er schlichten wollte. Es gelang ihm auch für den Moment, aber ein dauernder Friede war nicht zu erreichen, Bülow war zu krankhaft gereizt, um einen, so viel Aerger bringenden Posten wie den eines Theaterkapellmeisters bekleiden zu können. Nachdem ihn sein Freund Bronsart Jahre lang gegen die Angriffe der Presse und die Klagen der Mitglieder in Schutz genommen hatte, mußte es doch zum Bruch kommen.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome. (Ende Mai.)

. . . . Sie haben errathen, daß ich gerade an diesem Tag†) sehr traurig war — den ganzen Monat konnte ich kaum zu mir selbst kommen. — Nun ist Alles vorbei — Trauer und Freude — Alles hat wieder seine Ordnung gefunden und geht seinen Weg in den großen Umwälzungen der Geschichte. — Wie danke ich Ihnen für die Photographie der Großherzogin! ich habe sie sehr gern, da sie gerade so ist wie ich sie gekannt habe. Wahrscheinlich sieht sie jetzt viel älter aus — es ist mir viel lieber sie immer in ihren jungen Tagen zu sehen — in dieser Jugend, die wir in uns tragen, die uns eine ewige Jugend vorbereitet. Das Aeußere stört diese nicht — wenn sie sich selbst nicht zerstört — es verschleiert sie aber, und das Schöne will glänzen. — Hoffentlich wird mir Octavie nicht übelnehmen, daß ich ihr so lange nicht dankte für den schönen Goethe-Kopf. Sie wird aber auch verstanden haben, daß ich Alles verschieben mußte um recht viel zu beten — den Himmel anzuflehen! — Die Kirche braucht es gewiß nicht, wir brauchen es aber. Je

*) Pio nono war am 7. Februar gestorben.
**) Peppino Pinelli, ihr Mann.
***) Trauer um Victor Emanuel.
†) An ihrem Geburtstag, denn am Tag vorher war der Pabst gestorben.

Digitized by Google

mehr wir Antheil nehmen an allem Guten und Hohen was in ihr und für sie geschieht, je mehr sind wir mit ihren überirdischen, glorreichen Schicksalen verbunden und näher von Gott, der sie lenkt und der sie so liebt!!! — — . . .

Rom ist so still in diesem Jahr, daß nur die Monumente sprechen! — Zwar ist das genug! an Beredsamkeit fehlt es ihnen nicht! —

. . . . Aus Pesth schreibt man, daß Liszt's Gesundheit dieses Jahr viel besser ist. Die Kälte hätte ihm nicht so geschadet, wie in den andern Wintern. Et alors, on ne me disait rien! — Er kommt nächsten Winter nach Rom. — . . . .

Am 2. Juni war die erste Aufführung des „Rheingold" unter Lassen's Leitung. Der Abend bleibt mir unvergeßlich, weil Herr von Loën dem Publikum vor dem Beginn der Ouvertüre mittheilte, daß ein Attentat auf Kaiser Wilhelm verübt worden und daß der Kaiser durch den Schuß verwundet worden sei. Es ging ein Schrei des Entsetzens durch das, bis auf den letzten Platz gefüllte Haus. Das Orchester spielte die Nationalhymne, die das Publikum stehend — und weinend — anhörte und erst nachdem sich die Aufregung etwas gelegt, konnte die Vorstellung beginnen.

Am 8. Juni fuhr Liszt nach Paris, wo er, bei einer Ausstellung von Musikinstrumenten, von Ungarn als Mitglied der Jury gewählt war.

Die Fürstin schrieb mir am 7. Juni:

. . . . Preller's Tod hat mich sehr traurig gemacht. Es ist wieder ein Stück meines Weymarischen Lebens, das nicht mehr da ist. Als Künstler war er ziemlich fertig. — Daß ich ihn nie mehr in Weymar wieder finde thut mir so leid — . . . . Herr Jesu! — Was für ein abscheuliches Attentat in Berlin. — Ich bin darüber ganz entsetzt. — Es wundert mich gar nicht — wir werden auch hier so etwas bekommen, wo die republikanische Partei wohlgerüstet, wie eine Minerva, zu Tage zu kommen scheint. Aber für den guten, ehrlichen, armen Kaiser bin ich wirklich indigniert! — In diesem Jahr sind es gerade fünfzig Jahre daß ich ihn kenne, seit 1828 — ist das nicht lang genug? Ich kann mir schon denken was Sie, meine liebe und leidenschaftliche Adelheid, empfunden haben, Ihr patriotisches Herz blutete gewiß — und mit Recht . . . .

Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich mehrmals Ihren Vetter Stein gesehen habe. Er hat mich sehr interessiert. Er steht auf keinem religiösen Boden, was mich zuerst ziemlich afficierte, da es für einen Edelmann doch eine traurige Sache ist. — Die hohen Klassen sind dazu von Gott bestimmt, um das Wahre, das Gute, das Schöne in der Gesellschaft zu erhalten — gegen alle Leidenschaften, die sie anfechten und vertilgen möchten, unter der einen oder andern Gestalt. Es ist aber ein chronisches Uebel, dem nicht so leicht und so rasch abgeholfen werden kann. Trübe Erfahrungen werden es doch einmal thun. — Man wird doch sehen, daß man ohne Religion immer zur französischen Kommune und zu Berliner Attentaten kommt. — Ich war aber über den jungen Stein sehr getröstet, indem ich fand, daß er politische Ideen hat, die sich ganz gut behaupten können und werden. Ich habe ihn also sehr ermuntert, weiter auf diesem Weg zu gehen. Heyse sagte mir, daß seine philosophischen Blätter reiner Unsinn sind. Ich glaube auch, daß er noch sehr unfertig ist — viel zu unfertig um drucken zu lassen. Aber ein edles Blut, eine kräftige, deutsche Natur, durch metaphysische Grillen ganz aus seinem eignen, geraden, ruhigen, edlen Weg gebracht. — . . . . . .

Liszt est déjà à Paris et veut être de retour pour le Musikfest

Digitized by Google

d'Erfurt. — Comme Adelheid y sera certainement, elle m'en donnera des nouvelles! . . . . . .

Was die Fürstin hier über meinen Neffen Heinrich von Stein sagt, mochte damals theilweise zutreffen. Er war sehr jung und sein eben im Druck befindliches Erstlingswerk*) unreif und schwer verständlich. Seine jugendlichen Ideale waren so hoch, daß ihm Niemand auf seinen Wegen folgen konnte. Aus dem Urtheil der Fürstin geht wieder hervor, daß die streng kirchlich gläubigen Menschen selten die Gerechtigkeit haben, auch andere Richtungen gelten zu lassen. Wer von dem Dogma abweicht, der gilt ihnen als verloren, als auf ganz falschem Weg. Wenn es einen Menschen gab, der von Jugend auf mit dem größten Ernst nach der Wahrheit forschte, der auch fromm blieb, nachdem er der Kirche nicht mehr nachfolgen konnte, so war es Heinrich von Stein. Durch seinen leider so früh erfolgten Tod ist er bei Lebzeiten nur einem kleinen Kreis bekannt geworden. Jetzt begegnet man überall seinem Namen und der Anerkennung seiner Schriften. Heyse hatte damals nur die Probeblätter der „Ideale des Materialismus" gelesen, die Heinrich ihm durch den Verleger hatte schicken lassen, und ihn dann bei Malvida von Meysenbug kennen gelernt. Diese erste Begegnung erzählt sie in ihrem „Lebensabend einer Idealistin." Heyse war dann sehr gut gegen den jungen Mann, der ihm aufrichtige Verehrung entgegen brachte, durch dritte Hand erfuhr ich einen Ausspruch Heyse's über Stein, der mir große Freude bereitete: „Der junge Stein ist wie ein schönes Gefäß mit edlem Wein gefüllt."

* * *

Am 22. Juni begann das Musikfest des Tonkünstlervereins in Erfurt. Von Anwesenden erinnere ich mich an Hans von Bülow, Dräsecke, Leßmann, Grützmacher aus Dresden, Hans und Ingeborg von Bronsart.

Am ersten Tag schlug eine „Symphonie" von Dräsecke sehr durch. Am zweiten Tag spielte Bülow mit dem Cellisten Grützmacher aus Weimar und unserm Konzertmeister Kömpel, dem vortrefflichen Violinisten, das „Trio" von Bronsart, das großen Erfolg hatte. Am dritten Tag spielte Bülow das „Konzert" von Bronsart unter Liszt's Direktion. Dann dirigierte Kapellmeister Erdmannsdörfer den „nächtlichen Zug" und den „Mephistowalzer" von Liszt. Bei der Aufführung seiner „Hungaria" führte Liszt wieder selbst den Taktstock und erregte einen unbeschreiblichen Jubel.

Frau von Wörmann, Bülow, Bronsart mit seiner Frau und Leßmann kamen nach dem Schluß des Festes nach Weimar, wo in einem Theaterkonzert der „Faust" von Berlioz gegeben wurde. Die Aufführung stand nicht auf der Höhe und erregte Bülow's höchstes Mißfallen. Die ganze Gesellschaft blieb noch 2 Tage um Liszt versammelt, bei ihm wurde am Abend musiciert — man kann sich denken, was das für herrliche Stunden waren. — Bülow blieb am längsten und ich sah ihn täglich. Er besprach an einem Sonntag Morgen sein Leben und Wirken in Hannover mit mir — er war so ruhig und ernst, er hatte so gute Vorsätze für ein schönes Zusammenwirken mit Bronsart, den er zu allen Zeiten herzlich liebte und wahrhaft verehrte, daß man hätte denken sollen, es müsse Alles gut werden. Aber sein unberechenbarer Charakter und seine krankhafte Nervosität spielten ihm immer wieder solche Streiche, daß er sich selbst unmöglich machte. Nach dieser freundschaftlichen Aussprache gingen

*) „Ideale des Materialismus", von Armand Pensier.

Digitized by Google

wir zu einer Matinée in die Hofgärtnerei, wo Bülow „Ricordanza“ und die „achte Rhapsodie“ von Liszt mit ganz besonderer Feinheit spielte. Am Abend war ich mit Liszt, Bülow und Kömpel bei Frau Merian, wo Bülow mit Kömpel „Volker's Abschied“ von Raff spielte. Bülow war in seiner liebenswürdigsten Laune; er hatte — wie er selbst sagte — „seinem Affen Zucker gegeben.“ Er erzählte ein Bonmot von sich selbst: Er war bei einer Dame zu Besuch, die ihm nicht sympathisch war; als diese ihn im Laufe der Unterhaltung neckte, sagte er: „Ich bin wie meine Uhr, wenn man mich aufzieht gehe ich.“ Nahm seinen Hut und ging.

Ueber diese Tage in Erfurt und Weimar habe ich damals einige Aufzeichnungen gemacht. Am 1. Juli steht da: „Heute früh war ich bei Liszt. Er schrieb, war sehr milde und gut, sprach reizend über Bülow, den er sehr liebt, stellt seinen Charakter sehr hoch und verlangt von Andern, daß man seine Schwächen ruhig hinnimmt, wie er selbst es thut. Es kam eben eine Büste von Liszt an, die Bildhauer Silbernagl gemacht hatte, er wollte meinen Eindruck wissen. Ich fand Mund und Unterkiefer zu stark, zu materiell; das freute ihn so, daß ich ihm Materialismus absprach, daß es ihn zu Thränen rührte. — Er hat in Erfurt Alles vermittelt, Alle versöhnt, er ist milde und gut, Gott erhalte uns unsren theuren Meister noch lange so. Er machte beim Hervorrufen, Blumenwerfen und endlosem Jubel in seiner greisen Schönheit einen unvergeßlichen, wehmüthigen Eindruck.“

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 7. 7. 78.

Vielen Dank, liebe Adelheid, für die interessanten Nachrichten aus Erfurt. Sie wissen was für Interesse diese Aufführungen der neudeutschen Schule, die Liszt gegründet, für mich haben. Sie sprechen hier gerade von zwei Dingen, die mich höchst neugierig machen. — Das Konzert von Bronsart — und die Symphonie von Dräsecke. War diese letztere also genießbar? Das würde mich doppelt freuen: als ich ihn in Rom sah, äußerte er sich über die Liszt'sche Musik sehr kühl, ganz anders wie früher. Und ich dachte mir, daß es wahrscheinlich daher kam, weil die Seinige, seiner Meinung nach, nicht genug gewürdigt wurde. Was Sie mir vom Bronsart-Concert erzählen hat mich tief gerührt! — Ich bin so glücklich zu denken, daß man endlich, endlich den edlen, wahren Künstler in ihm würdigte; er wurde so lange unterdrückt durch innere und äußere Verhältnisse. Ich habe ihm sogleich geschrieben, um ihm meine Freude darüber zu äußern. — Bülow hat also prächtig gespielt! — Und Sie wurden etwas näher bekannt mit ihm! das ist sehr schön und sehr gut. Er dauert mich schrecklich! Ist da keine Möglichkeit die Narben zu heilen? Wenigstens ihren Schmerz durch zarte Frauenhand zu besänftigen?

. . . . Von Liszt's Musik sagen Sie mir wenig Worte und doch interessiert es mich *sehr*, zu wissen was Ihnen am meisten gefallen hat! — Der XIII. Psalm oder der Mephisto-Walzer? — Wenn nicht der nächtliche Zug? — Das wäre ein gutes Omen! — — Jetzt müssen Sie mir recht bald darüber schreiben. Nebenbei erzählen Sie mir recht viel vom Jubiläum und was Liszt dabei machte. . . . .

* * *

Am 8. Juli begannen die Festlichkeiten zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl Alexander. Der König der Nieder-

Digitized by Google

lande, der König von Sachsen, Prinz Carl von Preußen und andere Fürstlichkeiten kamen dazu. —

Ein Morgenkonzert wurde im Park, im „Stern", gegeben. Es war ein Riesen-Podium aufgeschlagen, auf dem das Orchester aufgestellt war. Jeder Weimarische Kapellmeister dirigierte Werke von sich. Liszt rechnete sich dazu und führte seinen „Festmarsch" auf. Das Wetter begünstigte dieses eigenartige Fest, und es war ein merkwürdig hübscher Anblick und seltener Genuß, die geputzte Menschenmenge sich im Park ergehen zu sehen, unter den Klängen dieser Musik.

Ich hatte der Fürstin von dem Enthusiasmus geschrieben, mit dem das Weimarische Land diesen Ehrentag seines Großherzogs feierte, von der Liebe zu dem Herrscherpaar, die das Volk an den Tag legte. Sie antwortete mir darauf:

Rome, 27. 7. 78.

Meine liebe Adelheid! Wie danke ich Ihnen für Ihren lieben Brief! Ich theile ganz Ihren Enthusiasmus. Es freut mich sehr, daß sich etwas Partikularismus in Deutschland, besonders in Thüringen, findet, für eine der edelsten und ältesten von allen königlichen Dynastien! — Jl est donc bien juste que la nation sache les aimer, les apprécier et veuille les garder! — Die Beschreibung des ganzen Jubels hat mich also doppelt interessiert — wegen aller bekannten Persönlichkeiten — und an und für sich. — Ich habe Ihren Brief zweimal durchgelesen, obschon er kam, nachdem ich eine Stunde vorher die Polizei wieder im Hause hatte. — Eine fortgeschickte donna di facenda hat sich mit Dieben verständigt, die falsche Schlüssel gemacht und alle Kasten aufgebrochen haben, um meinen kleinen Vorrath von Broschen, ꝛc. zu stehlen. Diesmal aber hatte die Polizei die Sache gemerkt und vor Mitternacht waren Alle im Gefängniß. — Alles wurde gefunden, aber zerbrochen, schmutzig, einiges pulverisiert — aus lauter Furcht die Sachen erkennen zu lassen, zerstörten sie dieselben . . . . . Ich bleibe sehr ruhig und verliere mein Gleichgewicht nicht. . . . . .

Und jetzt Liebste, eine Bitte: Sie sollen meine Sachen in Weymar ansehen, der Papiere wegen. Daß sich Alles verliert, liegt in der Natur der Sache — ich will aber wenigstens meine Kisten, Meubles und Schubläden mit Papieren salvieren. — So bitte ich Sie sehr, liebe Adelheid, besuchen Sie vor Ihrer Abreise meine Zimmer und sehen Sie nach allen Kunstwerken und nach Allem was Papiere enthält. Die Mäuse sollen diese nicht fressen. Ergreifen Sie alle nothwendigen Maßregeln dagegen. — Und damit Basta! — Retten Sie die Papiere und Kunstwerke, das Uebrige werde ich selbst regulieren . . . . .

Die Sachen, von denen die Fürstin hier schreibt, waren, nach der Räumung der Altenburg, in einer Wohnung in der Kunstschulstraße aufgehoben worden. Eine frühere Kammerfrau der Fürstin hatte die Schlüssel und sah von Zeit zu Zeit nach. Weiter durfte Niemand sich darum kümmern, es sollte Alles so verschlossen bleiben, bis die Fürstin selbst kommen würde. Darauf hielt sie so streng, daß nicht einmal einzelne Stücke für Liszt's Einrichtung heraus genommen werden durften. — Nach diesem Brief betrat ich zum ersten Mal die Räume, worin Möbel, Bilder, Kisten mit Noten und Papieren, Kunstwerke, ꝛc. aufgestellt waren. Es war ein wehmüthiger Anblick, die Dinge, die ich auf der Altenburg gesehen, so wieder zu finden. Mäuse und Motten hausten,

Digitized by Google

trotz aller Vorsichtsmaßregeln. Bilder und Papiere, für die ich sorgen sollte, litten keinen Schaden.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 17. 12. 78.

. . . . . Liszt ne veut rester que cette semaine à Villa d'Este —. Cette année il y a composé déréchef des choses sublimes — plus belles — bien plus belles — et c'est beaucoup dire, que celles de l'année dernière. — Nommément une Via Crucis — et les Sept Sacremens, parmi lesquels le Mariage deviendra — j'espère — populaire, même à Weymar. C'est très court — verlangt wenig Kräfte und ist so weihevoll! Ce doit être chanté à l'orgue, au moment qui précède la cérémonie sacrée —. Mariez vous, chère Adelheid et je vous promets de vous faire chanter ce court motet à l'Eglise — comme l'expression de ma lointaine Bénédiction! — . . . . .

Ce que vous me dites du jeune cousin, m'est allé au coeur. Si son esprit et ses sentimens sont encore accessibles à la Religion, à la **foi** — dem Glauben — tout est gagné —. C'est l'essentiel, car on revient de tout, quand on n'a pas perdu Dieu! — Il ne sera ni le premier, ni le dernier beau nom, égaré dans une échauffourée de manans. Cela s'est vu même en plein moyen-âge — d'ailleurs je vous dirai, que ses idées politiques ne sont peutêtre pas aussi absurdes qu'elles semblent — elles se laissent rattacher au système fédératif et cela le sauvera. L'important c'est, qu'il ne perde pas toute Empfänglichkeit für die Offenbarung, für den christlichen Glauben —. Malheureusement il ne sait pas ce que ce mot signifie, connaissant mieux la religion des Egyptiens ou des Grecs, que celle de Jésus-Christ. — Voilà pourquoi il faut beaucoup prier pour lui! — Je vous assure, que je l'ai fait, et que je le fais encore. — Je lui ai dit le peu que j'ai eu le temps de lui dire!! — Blutwenig! — Je demande aux **bons anges** de lui donner occasion d'en apprendre davantage. . . . . .

. . . . . Je vis du reste, fort gaiement —, chaque année je suis plus chantante! — que Dieu vou donne d'en dire autant —! Je vous crois de force à suivre mon exemple! — . . . . . .

Nachdem die Fürstin den Tod meiner Tante erfahren hatte, schrieb sie mir in den ersten Tagen des Januar 1879:

. . . . . Sie können sich wohl denken, wie die Nachricht von dem Tod Ihrer lieben Tante mich für Sie wehmüthig berührt hat. Sie haben in ihr eine zweite Mutter verloren. Sie liebte Sie wirklich mit einem mütterlichen Herzen. . . . . Es wäre mir eine wahre, herzliche Freude, Sie wieder hier zu sehen. Es wäre eine schöne Ueberraschung, wenn es sich machen ließe. Dieser Winter ist sehr unangenehm, alle Tage Regen! — Alle Jahre ist das Leben stiller, die Verstimmung größer. — Ich lebe, wie immer, ruhig — und je älter desto glücklicher! — Liszt hat in den Herbstmonaten wieder schön componiert, sein Genius scheint immer höher zu steigen. Die Verse Ihrer Mama werden bald erscheinen — bei Kahnt, man wird sie öfters singen um Ihretwillen. . . . . .

Digitized by Google

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

. . . . . Cette année j'ai eu des poètes — leurs poches pleines de tragédies, que je devais écouter — et des romanciers avec leurs romans, et autres choses encore — des malades et des mourans au près et au loin — — à la lettre je n'ai pas été voir une seule personne cet hyver qui n'ai pas été de cette triste catégorie. Nous avons eu un tres mauvais hyver . . . . . Imaginez qu'étant à la veille de Mai, nous barbottons dans la pluie, comme en Novembre et un congrès de météorologistes nous promet le même agrément pour toute l'année. . . . . .

A-présent vous avez la joie d'avoir Liszt —. Vous savez que son „Christus" a fait furore à Francfort et qu'il a revu „Cellini" à Hanovre —. Faites-moi le plaisir, chère Adelheid, de dire à Milde, que Brousart, m'ayant de suite envoyé l'affiche de la première représentation, j'ai été si contente de revoir son nom comme „Fieramosca"*) que je lui aurais certainement écrit si j'en avais eu le temps. — Dites-lui et répétez-lui, combien j'ai été ravie du succès qu'a eu ce chef d'oeuvre à sa ressurection seconde et surtout que sa présence à lui — Milde — vergegenwärtigte d'une manière si sensible la Première. Faites à tous deux mes meilleurs complimens et assurez à Madame de Milde que je me suis bien souvenue combien elle était charmante dans le rôle de „Teresa". . . . . .

Vous voulez savoir wie es mir geht. — So, so! Immer jung — me ressentant de la mauvaise saison . . . . . Imaginez qu'on ne m'a pas encore rendu, depuis sept mois, mes bijoux, volés en août! . . . .

La fête du Saint-Esprit est ma fête individuelle, et Liszt vous dira, que tant que mes chers vieux théologiens vivaient encore, ils venaient tous me faire un Glückwunsch ce jour là —. Cette année j'ai perdu bien des personnes qui m'étaient chères —. Commencez par me donner bonne Pentecôte bientôt, chère Adelheid. Ne m'en voulez pas du retard de ma lettre et croyez-moi que je vous aime toujours bien tendrement et que jamais il ne saurait en être autrement. . . . .

* * *

In diesem Frühjahr kam ein junger Sänger nach Weimar, der sich „Anders" nannte und als „Stradella" hier zum ersten Mal auf der Bühne stand. Er hatte eine entzückende Tenorstimme und sah sehr gut aus, aber spielte im Anfang recht steif. Man hörte bald, daß er der Sohn von Andreas Achenbach sei, der gegen den Willen seiner Eltern sein Studium der Architektur verlassen und zum Theater gegangen. Ich lernte ihn und seine junge Frau bald kennen und befreundete mich mit ihnen.

Er nannte sich später „Alvary." Unter dem Namen hat er einige Jahre in Weimar als lyrischer Tenor gesungen, ist dann nach Amerika gegangen und hat sich zu einem der ersten Wagnersänger ausgebildet. Ich habe ihn später in Weimar als „Walther Stolzing" und „Tannhäuser" gehört, in Hamburg, wo er seine kurze, glänzende Laufbahn beendete, als „Siegmund" und „Siegfried." Er war für mich das Ideal dieser Gestalten, besonders konnte ich mir keine schönere Darstellung des „Siegfried" denken. Eine schreckliche Krankheit

*) Es war Milde's ältester Sohn, Franz, der den Fieramosca gesungen hatte. Er war und ist noch in Hannover engagiert.

Digitized by Google

befiel ihn, nachdem er bei einem Gastspiel in Mannheim einen schweren Sturz gethan und raffte ihn nach dreijährigem Leiden hin. Ein härterer Schlag hätte seine Familie und die große Zahl seiner Verehrer und Freunde kaum treffen können und doch mußte man aufathmen, als er von seinen Leiden erlöst war. Er starb im Herbst 1898 auf seinem Landhaus in Tabarz im Thüringer Wald, den er so sehr liebte.

Während der Jahre, in denen Alvary in Weimar engagiert war, hatten wir ein vortreffliches, junges, vierblättriges Kleeblatt für die Spieloper: Frl. Horson, Frl. Schärnack, Max Alvary und Carl Scheidemantel. Letzterer, der Sohn des Hoftischlers aus Weimar, hat sich, ebenso wie Alvary, einen Ruf gemacht, daß man kaum noch etwas über ihn zu sagen braucht. Aber wir Weimaraner, die wir ihn aufwachsen sahen und seine ersten Versuche auf der Bühne erlebten, haben ein ganz besonders warmes Interesse an dem vortrefflichen Sänger. Er hatte das Glück, sich an den Meisterleistungen Milde's bilden zu können, wenn sein Temperament ihn auch zu eigenstem Gestalten zwang. Er erlebte die letzten Jahre, in denen Liszt's Einfluß noch herrschte, und wenn er auch bei Stockhausen seine stimmliche Ausbildung erhielt, so war er doch auch ein Schüler von Frau Merian-Genast, die ihm ihre Kunst des Liedervortrags als Geschenk mit auf den Lebensweg gegeben hat. Aber auch in der Ausgestaltung der Bühnenfiguren hat Frau Merian ihrem Schüler beigestanden, denn sie hatte von ihrem Vater die Rollen in den Opern von Marschner in mustergiltigster Weise dargestellt gesehen und konnte diese Tradition dem jungen Scheidemantel überliefern. Marschner hatte eine seiner Opern für Eduard Genast geschrieben, weil dessen Darstellung seiner Idee so ganz entsprach.

Ada Pinelli an Adelheid von Schorn.

Roma, 6. Juni 79.

. . . . . Das römische Leben ist bis in den Sommer hinein „ein wilder Mazepparitt," wie Mme Colban treffend sagt. Ach, und auch diesen Sommer muß ich kuschen und kann mein angebetetes Deutschland nicht besuchen, muß hier im Süden schmoren, ich arme, verehelichte Pechnelke, geborene Tollkirsche!

. . . . . .

Wie geht es Ihnen? Genießen Sie das Leben in gewohnter Frische und Empfänglichkeit? Sehr oft sprach ich mit Liszt, diesem Engel und Zauberer, von Ihnen. Welch eine Seligkeit, ihn in Rom zu haben; ich sehe ihn zwar nicht sehr oft, aber er giebt in Momenten mehr, als die meisten Sterblichen in Jahren. Ein Frühstück bei unserer originellen, theuren Stein war entzückend: anwesend Liszt, der phänomenale Conte Gobineau (der Sie sehr interessiren würde), ein charmanter General Geneverra, die Eichthal und Consolo Letzterer spielte nachher mit Liszt die Raff'sche Sonate — es war ein Hochgenuß! In ihrer Art ist ja diese nervöse Consolo'sche Geige ganz merkwürdig und individuell anregender als die hochgepriesensten. Liszt ist sehr eingenommen für die Compositionen unseres sauvage, was uns hier Alle unbändig freut. Kommt also das wunderliche Menschenkind mit den wirren, frühergrauten Locken und den feuerwerfenden Augen nach Weimar, so sein Sie auch ein bissel freundlich für ihn, er kann Ihnen viel von mir, Aragons, der Fürstin e tutti quanti erzählen. . . . . .

Digitized by Google

Ada Pinelli an Adelheid von Schorn.

Roma, 16. Juni 1879.

. . . . . Ein herber Verlust war für uns Alle der Tod des hochgenialen Monsignore Lichnowsky, — ein Typus, wie er in diesem Jahrhundert nicht wiederkehrt, viveur und grandseigneur in des Wortes höchster Bedeutung, schön, übermüthig, gut und klug. Ewig schade! — Liszt kannte und schätzte ihn; Consolo war Lichnowsky's erklärter Liebling; als ich dem sauvage seinen Tod verkündete, stürzte er zu Boden und lag lange wie besinnungslos. Ist's eigentlich Rom, was alle Empfindungen bis zum Wahnsinn steigert? Denn der Nüchternste verfällt hier in die seltsamsten Zustände. Ach, mein Deutschland, wie friedlich lebte ich auf deinen Schollen! . . . . . .

* * *

Meine Tante hatte mich noch kurz vor ihrem Tode mit einer ihrer Freundinnen bekannt gemacht und mich ihr als Reisemarschall empfohlen. Frau Thon aus Nürnberg konnte sich nach dem Tode ihres Mannes nicht entschließen, allein zu reisen. In meiner Begleitung erschien ihr das wieder möglich. Ich schrieb der Fürstin, daß ich im Herbst 1879 mit ihr nach Rom kommen würde, sie antwortete darauf:

Rome, 17. 6. 79.

Meine liebe Adelheid! Ich will nicht versäumen, Ihnen gleich zu sagen, welch wahre, innige Freude ich an dem Gedanken habe, Sie wieder in Rom zu sehen! — Und das diesen Herbst! — Nein, das ist herrlich, herrlich! Ich freue mich so darauf — ich umarme Sie von Weitem — ich erwarte Sie mit offenen Armen und einem warmen, offenen Herzen. Nur keine Enttäuschung! — Nur richtig im October ankommen! Dann wird es wahrscheinlich warm sein, bis jetzt ist es noch immer kühl. . . . . .

Sie haben mir das Oratorio von Goldschmidt geschickt und aus Neugier, wegen der Widmung (an Liszt) habe ich das Libretto gelesen. Es gefällt mir im Ganzen, da man über die Todsünden nicht gern in details eingeht. Die Rolle des Sängers ist schön und wahr. Ich hatte noch nicht von einer Fürstin der Lichtgeister gehört, mais on n'est jamais trop vieux pour apprendre. So habe ich mich ganz gut mit dieser Fürstin der guten Engel befreundet. Die Lichtgeister, das sind ja meine lieben, lieben intimen Freunde — diese theuren Engel, die uns als Gefährten gegeben sind und uns so treu dienen, wenn wir auch gar nicht an sie denken! Wie liebevoll erscheinen sie aber, wenn wir ihre Nähe erkennen, sie anrufen, mit ihnen weilen und ihrem Rath folgen wollen! — Daß meine liebe Adelheid so sehr beschäftigt ist, macht mir eine große Freude, es ist schön, weil alle Ihre Beschäftigungen schöne Blumen sind, die gute und ewige Früchte für dieses und das andere, bessere, ewige Leben bringen. . . . . .

Rome, 12. 7. 79.

Meine liebe Adelheid! Ich will Ihnen sogleich für den lieben Brief danken und für die liebevolle Aufnahme, die Sie der heiligen Petersglocke schenkten. Sie rief Sie! — und siehe da! — Sie kommen! — . . . . . .

Es ist mir eine Herzensfreude, daß alle Nachrichten über Liszt's Gesundheit so gut klingen. Die Ihrige scheint auch ganz hergestellt zu sein. — Wenn Sie in Nürnberg sind, grüßen Sie sehr die Ramann von mir. Ich bin sehr

Digitized by Google

arriérée mit ihr. — Denken Sie sich aber, daß meine Sommer-Vacanzen noch nicht angefangen haben! — Andere Leute fangen an, meinem Beispiel zu folgen und für den Sommer in Rom zu bleiben. Andere kommen exprès jetzt zu dieser Zeit, um mich frei zu finden. So bin ich auch im July nicht mehr frei. — Graf Schack sagte mir, als er wegging: „Jetzt komme ich im November, da werden wir nicht gestört." So werde ich auch im November nicht mehr frei sein, wenn Leute mit ihren Büchern kommen. Einige wollen auch den ganzen August bleiben — ich bin ganz erschrocken darüber.

. . . . . .

Die Petersglocke, die die Fürstin in diesem Brief erwähnt, ist eine Tischglocke aus Bronze, die sie mir geschickt hatte, eine Nachbildung der großen Glocke von St. Peter. — Ich hatte ihr von Liszt nur Gutes zu berichten. Er war wohl und widmete sich, wie gewöhnlich um diese Zeit, seiner Schülerschaar. Vera Timanoff war wohl die Hervorragendste unter den Schülerinnen. In diesen Jahren war auch Eduard Reuß, einer seiner getreusten Anhänger, bei ihm. In einer Matinée hörte ich den Geiger Sauret und verlebte einen Mittag mit ihm bei Lassen und seiner Mutter. — Ich war wieder fast täglich in der Hofgärtnerei und wenn ich ausblieb, so schickte Liszt nach mir, denn er brauchte jedes Jahr mehr Unterstützung, um alle Briefe zu erledigen, aber auch oft Gesellschaft, wenn er keinen Trieb zur Arbeit spürte. Er trug mir manchmal auf, über die Vorkommnisse des Tages an die Fürstin zu schreiben; sie wünschte Alles zu wissen und ihn ermüdete es, über solche Dinge zu berichten. Das hier folgende Billet bezieht sich auf einen solchen Brief:

Chère Adelheid,

Si vous n'expédiez votre lettre à Rome que cet après midi, nous en parlerons à diner (1 heure trois quarts) aujourd'hui; mais si elle devait partir avant, veuillez me faire l'amitié de passer une minute chez votre vieux ami

Mercredi. F. Liszt.

Die Frage des Mittagessens für Liszt war nach und nach zu einer schwierigen geworden. Mit den Diners aus den Hotels war er unzufrieden — wie er es in dem nächsten Billet ausspricht. So wurden schließlich bei ihm theilweise Conservenbüchsen verwandt, theilweise kochten der Diener oder Pauline in der Küche der Hausleute. Liszt aß manchmal gar nichts Warmes, sondern kalten Aufschnitt. Das machte die Fürstin ganz unglücklich, die diese Nahrung als schädlich für Liszt ansah.

Chère excellente,

Vous êtes priée de venir diner à la fortune, ou plutôt l'infortune, du pot (vu ma brouille sérieuse avec tous les hôtels Weimarois, qui ont coutume de servir pour deux personnes quand on paye pour 5). —

Donc à 1 heure et demie aujourd'hui à la „Hofgärtnerei."

Bien à vous

Dimanche. F. L.

Im Juni war ich in Nürnberg bei meinem Bruder, dorthin schrieb mir Liszt:

Chère excellentissime,

Pour faciliter votre entretien avec Mlle Ramann, je vous prie de lui remettre les lignes ci-jointes. Tâchez aussi de lui rendre plau-

Digitized by Google

sible qu'il me sera difficile de venir le mois prochain à Nüremberg; en tout cas il faut que j'aille auparavant à Wilhelmsthal et surtout à Bayreuth où je me reproche de tarder. — Quitter Weimar ne m'est pas aisé.

Les journées de Mardi et Mercredi dernier Madame de Schleinitz m'a fait le très grand plaisir de les passer ici: hier et avant hier, mon ancien et illustre ami Henselt me tint bonne compagnie. Nous avons joué ensemble, non pas du piano, mais bien une demie douzaine de parties de Whist, dont j'ai heureusement perdu au moins cinq.

J'espère vous revoir à Rome, très chère Adelheid, et demeure à toujours,

votre très respectueux et dévoué serviteur

21. Juillet, 79. F. Liszt.

Weimar.

Avant la fin d'Août je compte arriver à Rome.

Veuillez persuader a Mlle Ramann de s'arranger complètement selon son gré pour la cure de Teplitz, sans nul souci de ma visite très improbable maintenant.

* * *

Meine Reise nach Rom ging dieses Mal theilweise auf eine herrliche, altmodische Art vor sich: wir fuhren im Wagen über die Alpen; am 1. Tag von Flürlen nach Hospenthal, am 2. über die Furka nach Brieg, am 3. über den Simplon nach Simpeln, am 4. durch die Gondola-Schlucht herunter nach Italien, über Domo d'ossola nach Pallanza am Lago maggiore.

Ueber Genua und Pisa erreichten wir am 4. October Mittags Rom. Vier Jahre hatte ich die Fürstin nicht gesehen und fand sie wohl etwas älter geworden, aber sonst ganz dieselbe geistig frische, liebevolle mütterliche Freundin. Liszt war in Tivoli und kam oft in die Stadt. —

Ich erwähne nur einzelne Erlebnisse aus den drei Wochen unseres Aufenthaltes:

Am 12. Oktober ging ein merkwürdiges Leichenbegängniß an unsrer Pension (Piazza di Spagna) vorbei, das des Volkstribunen Angelo Brunetti, der im Jahre 1849 durch Verrath in die Hand der Oesterreicher gefallen und von ihnen mit sammt seinem 15jährigen Sohn in Bologna erschossen worden war. Erst jetzt war es gelungen die Erlaubniß auszuwirken, seine Gebeine nach Rom bringen und dort beerdigen zu dürfen. In feierlichem Zuge wurden auch die Ueberreste der andern, 1849 und 70 gefallenen Kämpfer von S. Agnese abgeholt, um zugleich mit denen des Ciceruacchio (so hatte das Volk den Brunetti genannt), vor S. Pietro in Montorio begraben zu werden.

Schon vom frühen Morgen an strömten die Menschen auf den Straßen, die Jungen kletterten an den Fenstergittern der Propaganda fide hinauf, auf der großen Treppe und dem ganzen spanischen Platz standen die Menschen Kopf an Kopf, in der glühendsten Sonnenhitze warteten sie Stundenlang. Um 10 Uhr endlich nahte sich der Zug. Bersaglieri marschierten voran, Deputationen von Offizieren und Beamten folgten, dann kam der 4spännige Trauerwagen mit den Gebeinen des Volksmannes; sein Kopf befand sich in einer viereckigen schwarzen Urne, die oben auf stand. Katafalk und Baldachin verschwanden unter der Menge von Palmen und Blumen.

In neun Wagen ohne Baldachin folgten die Särge der übrigen Gefallenen. Dann kamen Deputationen der italienischen Städte mit über 50 Fahnen und

Digitized by Google

fünf Musikkorps. — Der Weg über Piazza di Venezia wurde vermieden, weil man vor der österreichischen Gesandschaft Ruhestörungen befürchtete; so ging der Zug durch via Babuino nach Piazza del Popolo und durch die via Ripetta über Ponte San Sisto, wo eifrig an der Tiber Regulierung nach dem Plane Garibaldi's gearbeitet wurde. Die Geistlichkeit hatte sich von diesem Zuge natürlich ganz fern gehalten, sie schließt sich von Allem aus, was Volk und Regierung thun.

Zur selben Zeit wie diese Volksfeier hatte in Albano, in der Diözesankirche des Cardinals Hohenlohe eine kirchliche Feier statt gefunden. Liszt wurde dort als Titular-Kanonikus eingesetzt. Er erhielt dadurch, auch ohne die Priesterweihe zu besitzen, die Anwartschaft auf ein Kanonikat, wenn durch Todesfall eines frei wurde. Ich habe von diesem Akt erst am nächsten Tag erfahren. Liszt kam nach Rom und als ich ihn aufsuchte, lag in seinem Zimmer ein lila Mantel, den ich noch nie bei ihm gesehen hatte. Da erzählte er mir von seiner geistlichen Standeserhöhung. Ich habe später nie wieder ein Wort darüber gehört und den Mantel nicht wieder erblickt.

Am andern Tag lernte ich den Geiger Consolo kennen, den mir Frau Ada Pinelli so warm empfohlen hatte. Sie brachte den originellen Menschen mit dem feinen Gesicht, der schmächtigen, beweglichen Figur und den leuchtenden Augen zu mir und es wurde gleich für den 14. Oktober ein musikalischer Nachmittag im Salon der Pension Tellenbach verabredet. Es wohnte ein ganz junger Schüler von Liszt, P. mit seiner Mutter dort, der das Konzert, das Consolo komponiert hatte, mit ihm spielte. Liszt kam dazu, Pinelli's und Aragon's waren da und es wurde Stundenlang musiciert. Consolo spielte schön, merkwürdig, poetisch, leidenschaftlich; verdarb sich aber selbst den Erfolg durch seine unerhörte Lebendigkeit. Er stand nicht eine Minute still. Bald duckte er sich, bald reckte er sich in die Höhe — jedes Glied spielte mit — jede Miene war ausdrucksvoll. Man konnte vor lauter Sehen nicht genug hören. Wenn er fertig war, brach er vor Nervosität beinah zusammen. Daß Liszt diese ganze Art nicht sympathisch war, sah ich wohl, aber er war doch gut gegen den „exotischen Spielmann", wie Frau Ada ihren Freund nannte, und lud ihn ein, ihn in Weimar zu besuchen.

Am 20. October folgten wir einer Einladung von Liszt, nach Tivoli. Sein Schüler P. und dessen Mutter fuhren mit uns. Wir kamen am Nachmittag an und ich ging gleich allein in die Villa d'Este, um allerlei für Liszt zu schreiben. Frau Thon und Frau P. mit ihrem Sohn kamen Abends nach, denn Liszt hatte uns zum Abendessen eingeladen. Alles verlief in Einigkeit und Freude, bis Liszt sich an den Flügel setzte und damit den beiden Damen, die ihn noch nie gehört, eine große Freude bereitete. Dann aber geschah etwas sehr Sonderbares — ich sollte Liszt zum ersten und letzten Mal in heller Wuth sehen. Daß er sehr heftig sein konnte, das wußte ich von der Fürstin und aus seinem eignen Munde, hatte er mir doch erzählt, daß er in seiner Jugend in der Schweiz eines Tages vor Zorn mit der Faust eine Fensterscheibe eingeschlagen habe. Was er an dem bewußten Abend in Tivoli gespielt, das weiß ich nicht mehr — ich sehe ihn nur noch sitzen und seinen Schuler neben ihm stehen, ihm die Blätter umschlagend. Auf einmal schien das den jungen Herrn zu langweilen — oder hielt er es nicht mehr für nötig — kurz, er bummelte plötzlich, mit den Händen in den Hosentaschen, von seinem Platz fort an das untere Ende des Flügels und lehnte sich dort über ein Notenheft, in dem er zu lesen begann. — Ich sah Liszt's Miene sich verdüstern — und im Augenblick brach sein Spiel mitten drin ab, er sprang auf und mit einem Schritt stand er neben dem Jungen und hatte ihn bei beiden Schultern gepackt. So

Digitized by Google

kannte ich Liszt noch nicht: seine Augen funkelten, seine Haare sträubten sich buchstäblich, er schüttelte den Missethäter so, daß dieser kaum mehr stehen konnte und überschüttete ihn mit einer Fluth von Vorwürfen über seine Ungezogenheit und Unaufmerksamkeit während er — der Meister — ihm etwas vorspiele. Das dauerte aber nicht so lang wie ich es jetzt erzählen kann, da hatte er den Jungen schon losgelassen und war zur Thür hinausgestürzt. Wir waren Alle mehr todt als lebendig, die Damen zitterten, der Junge heulte und begehrte auf. Da kam er aber schlecht an, denn nun bekam er es dreifach noch von uns. Ich überließ dieses Strafgericht seiner Mutter und ging Liszt nach. Ich fand ihn auf der Terrasse. Im bloßen Kopf, die weißen Haare im Wind fliegend, rannte er auf und ab. Der Mond schien zwischen zerrissenen, am Himmel dahin jagenden Wolken und ließ sein Gesicht noch blasser erscheinen als es so schon war. Ich trat zu ihm — ohne ein Wort zu sagen gab er mir den Arm und wir gingen wohl noch 10 Minuten so auf und ab, bis er ruhiger wurde. Dann standen wir am Ende der Terrasse und blickten über die mondbeschienene Campagna. Er sprach sich nun über den unerzogenen Bengel aus, der aber ein so großes Talent habe, daß er ihn nicht fortjagen dürfe. Er ärgerte sich, daß er sich so hatte hinreißeu lassen, und war schließlich weich und milde gestimmt. So kam er wieder zu der verstörten Gesellschaft zurück — aber natürlich war es mit der Harmonie wie mit der Musik vorbei, und ich machte bald den Aufbruch.

Am 21. fuhr Liszt mit uns nach Rom zurück. Am 22. machte ich mit ihm einen Besuch bei Graf Gobineau, den er sehr liebte und den ich kennen lernen sollte. Dieser geistreiche Franzose, Diplomat, Schriftsteller und Bildhauer, hatte sich in Rom niedergelassen. Intim befreundet mit der Familie Wagner, stand er auch Liszt und der Fürstin nahe. Ich fand einen sehr sympathischen alten Mann; groß und schlank, grauhaarig und schon etwas gebeugt gehend, kam er Liszt mit großer Herzlichkeit entgegen und bald war er auch mir wie ein alter Bekannter. Er zeigte uns verschiedene Büsten die er gemacht, die viel Talent bekundeten.

Er war mit 25 Jahren Gesandschaftssekretair in Frankfurt a. M. und hatte schon sein Hauptwerk: „Essai sur l'inegalité des races humaines“ geschrieben, das Schopenhauer als ein kapitales wissenschaftliches Werk bezeichnet und es zitiert ohne zu ahnen, daß dessen Autor jahrelang mit ihm in einer Stadt gelebt.

Graf Gobineau war danach Gesandter Frankreichs in Persien, Griechenland, Brasilien und Schweden, nahm aber seinen Abschied, als Herr Jules Grévy Präsident der Republik wurde. — Er war stolz auf seine nordische Abkunft und lebte die letzten Jahre seines Lebens von dem Ertrag eines Landstriches in Norwegen, den er für den Ausgangspunkt seines Geschlechtes hielt und den er erworben, nachdem er sein großes Vermögen seinen Kindern überlassen hatte. Er war eine durch und durch ritterliche und heroische Natur, welche nicht in die moderne Welt paßte.

Außer dem schon genannten Erstlingswerk hat er noch geschrieben: „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale“ „Histoire des Perses,“ „Renaissance,“ „Nouvelles asiatiques“. Die beiden letzten sind wohl die bekanntesten seiner Bücher; besonders seit sie in deutscher Uebersetzung bei Reclam erschienen sind, haben sie viel Verbreitung gefunden. Wir besitzen jetzt sogar, auf Anregung von Bayreuth aus, eine „Gobineau-Vereinigung.“

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, (Anfang Januar 80.)

Meine liebe Adelheid! Ich schreibe noch immer im Bett — also muß ich mich kurz fassen, da es ziemlich unbequem ist. Drei oder vier Wochen war

Digitized by Google

ich wohl genug, um in die Kirche zu gehen und 1½ Stunde Mittags am Pincio zu fahren. Die kalten Tage kamen, ich erkältete mich einmal stark und habe mich noch nicht erholt. Das sage ich Ihnen, liebes Kind, weil Sie mich so herzlich lieben. Uebrigens seien Sie ganz und gar ohne Sorge. Meine Kräfte, forces vitales, sind im vollstem Flor — und am Ende — sage ich, quel bienheureux état que celui où le pire qui puisse arriver est le plus grand bienfait de la vie! — — Also sprechen wir nicht mehr davon; — . . . . . Glückliches Jahr — liebes Kind! mögen die guten Engel Ihnen alles Gute, Angenehme, Liebe und Freudvolle für das kommende Jahr bereiten! Möge es Sie auch wieder nach Rom führen! — Liszt schickt Ihnen viele gute Wünsche — er ist in Tivoli und componiert schön — sein Genius lebt und webt in der Musik, und das ist mein Trost! Im gewöhnlichen Leben verdirbt er sich Alles was noch zu verderben ist . . . . . Liszt reist den 10. Januar nach Pesth . . . . . .

Rome, 18. 1. 80.

Meine liebe Adelheid! Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? So gehen Sie nach dem Park und schreiben Sie mir die Verse von Goethe, in den Felsen gehauen, ab, welche endigen mit diesen Worten: „Was uns Alle bändigt, das Gemeine"! Gewiß kennen sie die Stelle und die Verse: Schreiben Sie sie mir zu Hause mit ihrer schönen, männlichen, deutschen Schrift und schicken Sie sie sogleich auf die Post — auch ohne Brief, wenn Sie keine Zeit haben. Ich habe neulich mit Jemand darüber disputiert und Ihre Abschrift soll mir Recht geben, oder mir die Sache besser in Erinnerung bringen — kurz — solche Gespräche vergißt man bald im Carnaval; wenn die Sache alt wird, verliert sie ihre Pointe. — Also, liebes Kind, je früher, je besser — und tausend Dank im Voraus! — Wo möglich, so geben Sie mir bei dieser Gelegenheit viele Nachrichten von sich. — Heyse und seine Frau waren entzückt über Sie und schrieben charmante Briefe über das Zusammensein mit Ihnen. Es soll gräßlich kalt in München gewesen sein . . . . . Liszt ist glücklich in Pesth angekommen. — Ich bin noch im Bett — aber viel besser und besonders munter und gut aufgelegt. — Ich dachte mir heute früh, wo ich so glücklich und zufrieden aufwachte, nach einer ziemlich guten Nacht, man könnte wohl von meinem inneren Glück sagen, was die Maler so gern bei einem Bild bemerken, einer Zeichnung, die ihnen so recht gefällt: „es ist mit nichts gemacht!" Ja, das Wahre, Schöne, braucht nicht viele Mittel — Mit nichts gemacht sein war so ein Lieblingsausdruck von dem guten, großen Preller. — Adieu Liebste! Im Bett zu schreiben ist nicht sehr bequem! — Ich umarme Sie herzlich, wie eine treue Freundin von Mutter und Tochter . . . . .

Haben Sie in München das Stück von Ibsen gehört: „Nora"? Wo nicht, lassen Sie es sich kommen, lesen Sie es und sagen Sie mir den Eindruck, den es in Weymar macht. Hier disputiert man sehr darüber. Wird es Loën geben? Ich möchte auch, daß Sie die „Leonarda" von Björnson lesen und mir davon sprechen. Sie wurde auf deutschen Bühnen gegeben, mit viel Effekt — wie die Skandinavier hier sagen. — Man disputiert auch sehr über dieses andere weibliche Problem. Es giebt dieses Jahr viel Skandinavier hier und Madame Colban wird sehr, aber sehr von ihnen gefeiert. — Ihre Werke sind sehr in der Zeitung gelobt, was mich sehr freut . . . . .

Am 18. März antwortete mir die Fürstin auf die Uebersendung der Verse, die ich für sie im Park abgeschrieben:*)

*) Die Fürstin irrte sich, die Verse, die sie angegeben, sind nicht im Park eingemeißelt. Ich schrieb ihr den Vers ab, der, auf einer Steintafel eingegraben, am Fuße des römischen Hauses in den Felsen eingelassen ist.

Digitized by Google

Tausend Dank für die Goetheschen Verse! — Ja sie sind in seinen Werken, aber von Ihnen kopiert im Weym. Park, haben sie einen eigenthümlichen Reiz. — Le gout du terroir, wie die Franzosen sagen. — Ihre Nachrichten haben mich herzlich erfreut — es ist mir so lieb, daß es Ihnen gut geht! und auch allen guten Freunden. Der Winter war so bös . . . . . .

Rosa Milde schrieb mir einen so hübschen Brief und ich hatte schon Freude von Ihnen zu hören, daß meine kleinen Karten ihnen Vergnügen machten. Sagen Sie ihr, daß ich noch nicht wohl bin und nicht hoffen kann vor April gesund zu sein, da März immer noch ein perfider Monat ist. Aber sobald es mir weniger schwer wird werde ich ihr auch antworten und ihr sagen, was für ein schönes Bild ihre Erinnerung und die ihres Mannes in der ganzen Erscheinung der Vergangenheit bilden . . . . . .

Adieu liebe Adelheid. Ich bin schon ziemlich müde — Immer stark genug um Sie herzlich zu umarmen und Ihnen herzlich alles Gute, Liebe, Schöne, was eine edle Seele im Leben findet, zu wünschen, comme votre toute toute affectionnée

Carolyne Wittgenstein.

* * *

In diesem Frühjahr war ein reges, musikalisches Leben in Weimar. Ein junger Wiener, Felix Mottl, erschien mit seiner Erstlingsoper — „Agnes Bernauer" — auf der Bildfläche, um ihr an klassischer Stätte die Feuertaufe geben zu lassen. Er war von Adalbert v. Goldschmidt an Liszt empfohlen und es dauerte nicht lang, so hatte er sich durch seine Liebenswürdigkeit und sein großes Talent alle Herzen gewonnen. Zu gleicher Zeit hielt sich ein junger Russe, Herr v. Vollborth, hier auf, der mit Mottl Freundschaft schloß. Sie waren in jedem Haus gern gesehen und brachten Leben, Bewegung und Frohsinn, wohin sie kamen. Goldschmidt hatte mir Mottl ganz besonders empfohlen, so kam es, daß er oft bei mir war und sich bald meinen Pflegesohn nannte. Im kleinen, intimen Kreis wurde viel musiciert, es fehlte auch nicht an einem schönen, jungen Mädchen, für das sie Alle schwärmten und die die Lieder der jungen Komponisten sang; sie wurde „Elsa von Brabant" genannt. Mottl am Klavier, aus den Nibelungen spielend und singend, das war ein Genuß, der oft reiner war, als eine Theateraufführung. So waren die Freunde — Lassen, Mottl und Vollborth waren unzertrennlich — eines Nachmittags bei mir. Milde's waren da und noch mehrere Bekannte. Mottl musicierte nach Herzenslust und beredete Milde, das Duett aus dem „fliegenden Holländer" zu singen, er wolle die Senta markieren. Frau v. Milde saß auf dem Sopha. Sie war nie zum Singen zu bewegen, aber da, als ihr Mann dieses Duett intonierte, das sie so oft mit ihm gesungen, da kam die Erinnerung über sie. Ohne aufzustehen, von ihrem entfernten Platz aus, setzte sie ein und sang mit einem Feuer, mit einer inneren Gluth und mit so schöner Stimme, daß sie uns Alle mit fortriß. Als dieser wundervolle Vortrag der beiden Gatten geendet, war kein Auge trocken geblieben und es herrschte eine solche Begeisterung in der kleinen Gesellschaft, daß man gar nicht wieder zur Ruhe kommen konnte.

Die Oper „Agnes Bernauer" war ein Jugendwerk, aber daß viel Talent darin steckte, war unverkennbar. Nach diesem ersten Werk zu schließen, hätte man mehr Kompositionen von Mottl erwarten dürfen, als er uns bis jetzt geschenkt hat. Er wäre damals gern in Weimar geblieben, wenn man ihm eine Stellung gegeben hätte — leider ließ man ihn ziehen! Bald nach seiner Abreise schrieb er mir darüber:

Digitized by Google

Wien, 28. April 1880.

Sehr geehrte Freundin!

In Eile besten Dank für Ihren freundlichen Brief, für das Lied und, im Namen der Freunde, für die Grüße, die ich gut bestellt habe.

Was also die Ferenczy-Frage betrifft, so hören Sie:

Herr und Frau Ferenczy haben mir während der Zeit meines Weim.-Aufenthaltes sehr zugeredet, ich möchte doch trachten, in Weimar am Theater eine Stellung zu bekommen. . . . . .

Wenn ich mich entschließen könnte, einstweilen ganz wenig Opern zur Direction zu prätendieren, und dazu etwa Chordirektorsdienste übernehmen wollte, so könnte dies leicht bewerkstelligt werden! Was meinen Sie dazu?

Bitte reden Sie mit Lassen als Freund und nicht als Kapellmeister. . . .

Bevor ich in dieser Richtung nichts halbweg Bestimmtes weiß, könnte ich natürlich nichts annehmen, das werden Ferenczy's und Alle wohl einsehen! Sprechen Sie überhaupt vielleicht **nur** mit Lassen über die Angelegenheit, ich möchte nicht der Sache eine weitere Bedeutung geben. Meint Lassen „Nein", dann „Nein"! —

Viele herzliche Grüße und Handkuß von

Ihrem Pflegesohn

Bitte um Antwort. Felix Mottl.

Digitized by Google

Ein Engel.

Die Geschichte eines Kindes.

Von **M. von Auenbrugg.**

In dem einsam gelegenen Edelhofe regte sich nichts. Obgleich die Nacht noch nicht weit vorgeschritten, schien alles in Schlummer zu liegen, nur das einzige Kind des Hauses hielt vergebens die Lider zu — es konnte nicht einschlafen.

Solche Nächte waren nichts Ungewohntes für Marija Borissowna, die man kurzweg „Maja" nannte; denn sobald der Winter kam, mit seinen langen Abenden, begannen die Spielparthien, die Ballfeste auf den benachbarten Gütern und in der Kreisstadt, und Maja's Eltern, ein schönes Paar, welches sich ohne Liebe gefunden, meinten, daß Gesellschaften zum Leben gehören wie Wagen und Pferde, Tänzerinnen und der Spieltisch. Sie langweilten sich in Gesellschaft — wie in ihrem eigenen Hause.

Die Abende bildeten denn eine Ausnahme, da Tatjana die Bonne, mit dem Strickzeug zwischen den Fingern die Kinderstube bewachte, von Zeit zu Zeit nach der Thüre spähend, ob denn Julia Basiljewna noch nicht erschiene, um einen Blick auf das Kind zu werfen, um seine Decke zurecht zu zupfen und mit der feinen, parfümirten Hand über das Haar der Kleinen zu gleiten. Dann schlossen sich die Augen des Kindes zu ruhigem Schlummer.

Das waren Majas goldene Nächte, die sie bis zum Morgen durchschlief. Hingegen kamen andere — sie dünkten ihr ohne Zahl — wo sie früher als gewohnt zu Bett gebracht wurde, und Julia Basiljewna im flatternden Frisirmantel bei ihr erschien, sie mahnend ruhig zu bleiben und zu schlafen.

Im Geiste folgte Maja der Mutter nach in ihr Boudoir, wo sie sie vor dem Spiegel sitzend wußte, während „Warwara" die Zofe, ihr das herrliche schwarze Haar zu einer Krone aufbaute und mit leuchtenden Blumen, Maßliebchen aus weißen Steinen, besteckte.

Es schien, als seien Sterne vom Himmel herab auf ihr Haupt gefallen!

Sie lauschte auf das Knistern des seidenen Kleides, sie hörte das leichte Rauschen der blauen Tüllwolken, welche sie diesen Morgen in Warwara's Händen gesehen — sie wußte, daß die Margueritensträuße hineingesteckt wurden, um das duftige Gewebe zusammen zu halten.

Wie schön mußte ihre Mutter aussehen!

Wenn sie sie nur einmal bewundern dürfte!

Aber Julia Basiljewna fand, daß ein Kind in die Kinderstube gehöre, und ihr Ballstaat habe nichts darin zu schaffen. —

„Sie regt sich nur auf," äußerte sie gegen Boris Sidarowitsch, ihren Gemahl „und giebt sich Phantasien hin, die ihr so lange als möglich fernbleiben sollen."

Digitized by Google

„Allerdings; Maja hat kaum ihr siebentes Jahr vollendet, sie hat noch reichlich Zeit an ihren Ballflitter zu denken!“ stimmte Boris Sidarowitsch bei.

„Ich fürchte, sie wird niemals daran denken dürfen,“ bemerkte die Edelfrau mit Bitterkeit.

„Du bist der Gegensatz aller Mütter, Julia! Andere finden ihre Kinder unbedingt schön, auch wenn sie angekleideten Affen gleichen, — Du aber kannst es nicht verschmerzen, daß Maja nicht Deine olympischen Züge trägt. — Sie ist kein schönes Kind, das gebe ich zu, sie neigt mehr nach meiner Familie hin, aber ich denke — Magots sind wir denn doch auch nicht!“

Er ließ einen Blick in den Spiegel fallen und ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein hübsches Gesicht.

„Unter den wenigen Menschen, welche Maja kennen, giebt es nur noch einen, der Dir beistimmt Boris“, sprach die junge Frau, „es ist Piter Wassiljewitsch — unser Hausarzt. — Der gute Piter! — Er verspricht mir stets die „Rose“, welche sich aus der farblosen Knospe herausschälen werde — ich mißtraue ihm.“

Boris Sidarowitsch wurde ungeduldig; nicht das Gespräch, aber die lange Zeit, welche Julia Basiljewna's Toilette beanspruchte, langweilte ihn. Er begann mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Maja lauschte in ihrem Bettchen. — Das dumpfe Stampfen auf dem Smyrnateppich, das ist der Schritt ihres Vaters. Nun wußte sie, daß Mamas Toilette so gut wie beendet sei. — Sie wartete auf das Geräusch des Schlittens, welcher mit klingenden Schellen vor dem Hause vorfuhr, hörte das Trippeln des Lakaien, der die Pelze hinabtrug, vernahm noch einmal die Stimme der Mutter, welche einen Befehl gab, dann verhallten Stimmen und Schritte im Flur, — der Schlitten setzte sich in Bewegung, leise verklangen die Schellen draußen, als deckte der Schnee sie mit seinem Schweigen zu. —

„Gott sei Dank, sie sind fortgefahren!“ hört sie Tatjana aufseufzen. „Sprich nun Deinen Abendsegen, und sieh dann, daß Du einschläfst.“

„Du bleibst bei mir, bis ich schlafe!“

Maja spricht ihr Abendgebet, Tatjana löscht die Lampe und setzt sich zum Ofen hin, doch es währt nicht lange, so vernimmt die Kleine, wie die Wärterin sich erhebt und zur Thüre schleicht.

„Ich schlafe noch nicht, Tatjana!“

Ach vergebens! Die Bonne ist zur Thür hinausgeschlüpft — Maja bleibt allein.

Sie wälzt sich auf ihrem Bette hin und her.

„Wenn sie nur das Licht hätte brennen lassen!“ seufzte sie, doch Tatjana sagte, es sei Mondschein und blies das Licht der Ampel aus, welche von der Decke der Kinderstube niederhing.

Mondschein! Ach es war doch so dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt, und von der glänzenden Scheibe drang nur ein mattes Dämmern in die Stube!

Das schwarze Fensterkreuz zeichnete sich gespenstisch von der Diele ab und alle Gegenstände, besonders der hohe Schrank mit dem eingefügten Spiegel, erschienen mystisch und drohend.

Marija Borissowna erhob sich mit halbem Leibe, so konnte sie das Fenster sehen und den Franzenvorhang der Eiszapfen, welcher von der Dachrinne herabhing, durchsichtig flimmernd wie Krystall.

Im Garten streckte die alte Linde ihre mit Schnee bedeckten Aeste

Digitized by Google

empor, und fern, jenseits des Flusses schimmerten die Lichter der Kreisstadt, jedes von einem Dunstkreis umgeben, erschien wie ein großer trüber Stern im Nebelgrau.

Ueber dem Wasser lagerte eine weiße Wolke, steigend und sich wieder senkend, als schaukle sie auf den Wellen. —

„Die Schleier der Wassergeister!“ flüstert Maja. Ein Rieseln überläuft ihren kleinen, dünnen Körper, doch bleibt sie aufgerichtet und lauscht.

Die Furcht kommt an sie herangekrochen, die wachen Augen sehen Schreckbilder, die Phantasie beginnt ihr buntes Leben zu entfalten.

Was war das? — Der Wind, welcher an die Scheibe drückte? — Oder war es ein Vogel, der so spät noch die Flügel regt?

Eine Eule vielleicht! Ja, sie hatte den dunklen Körper mit den weitgespannten Schwingen hinabtauchen sehen, als wäre er aus der Höhe geschleudert worden. Horch! Das Gekreische, das Lachen! Glich es nicht dem Geheul des alten Thorhüters Wawila, wenn er trunken aus der Schänke heimkehrte? Maja's Herz pochte laut.

Wenn doch Tatjana da wäre! — Aber Tatjana bleibt nie bei ihr, wenn die Mutter auf den Ball gegangen, und sie ist oft auf dem Balle — so oft! — O wenn es keinen Winter gäbe!

Maja taucht unter der seidenen Decke ihres Bettchens unter und hält mit beiden Händen die Ohren zu. — Ob Mama weiß, wie sie leidet? Ob sie weiß, daß sie schlaflos liegt, bis endlich der Morgen graut und das Schellengeklingel des heimkehrenden Schlittens mit den ersten Klängen der Morgenglocken zusammenfließend, ihr Erlösung bringt!

Den nächsten Tag liegt die Edelfrau zu Bett, sie will ausruhen. Sie kümmert sich nicht darum, wann Maja aufgestanden, sieht nur ihr kleines farbloses Gesicht irgend einmal am Bettrande erscheinen, die Lippen blaß, des gelbe Haar zu einem Knoten straff aus der Stirne zurückgezogen, die Augen allein wie zwei sprühende Flammen voll Feuer und Leben. — Sie reicht ihr die Hand zum Kuß und wendet sich mit einem Seufzer ab. — — —

„Es muß doch herrlich sein auf einem Balle, weil Mama immer wieder hingeht! — Musik, Lichterglanz und festlich geschmückte Säle,“ hatte Tatjana ihr erzählt, „und Frauen in prächtigen Gewändern, Herren in goldstrotzenden Uniformen, Blumen, Duft und dann — der Tanz!“

Maja wußte etwas vom Tanze. Einmal hatte sie Zigeuner unter der Linde vor dem Herrenhause tanzen sehen. Ein brauner Bursche, der die Fiedel strich, und drei Paare, die sich drehten.

Mama ließ sie fortjagen, weil sie zu wenig bekleidet waren, Maja aber hatte sie dennoch gesehen und ihnen den Tanz abgelauscht. Wenn nun die Edelfrau am Klavier saß, da schlich sie auf den Zehenspitzen in die anstoßende Stube, streifte die Schuhe ab und machte Schritte und Sprünge, bog und drehte sich nach dem Rhythmus der Musik, ganz wie die Zigeuner es gethan.

Einmal überraschte sie ihr Vater bei ihren choreographischen Orgien, und lachte — die Mutter aber wurde böse als sie davon vernahm, und verbot ihr den Tanz.

„Laß' das für später,“ sagte sie, „das alles gehört der Zukunft an.“

Seither tanzte Maja nur noch im Geiste.

Im Geiste begann sie auch sich mit Flitter zu behängen und phantastisch auszuschmücken, und ihr, der hundert Mal gesagt wurde, daß sie

Digitized by Google

häßlich sei, schlich die Sehnsucht zu glänzen, sich zu schmücken, in das vereinsamte Herz. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während sie schlaflos lag, nahm die Phantasie ihren Flug und brachte sie in glänzende Räume, wo sie ihre kleine Gestalt mit Blumen geschmückt, von den Spiegeln wiedergegeben sah, wo Musik ertönte und fröhliche, lachende Stimmen sie umschwärmten.

Wie eine kleine Fee erschien sie sich selbst, jedem zunickend, jedem ein freundliches Wort schenkend, Worte, ach, nach welchen ihr eigenes Herz schmachtete und lechzte!

Das erboste den „Domowoi" (Hausgeist) und er fing über ihrer Stube zu poltern an um sie aus ihren Phantasien aufzuscheuchen. Was sollte sie nur beginnen, um ihn wieder gut zu machen? . . — Nun war er in Mama's Boudoir gerathen, sie hörte deutlich schwere Schritte, dann ein Rauschen von Kleidern, ein Flüstern — ein Kichern! — Jetzt fiel ein Gegenstand zu Boden, ein Leuchter vielleicht vom Spiegeltisch, oder der Handspiegel, in welchem man die Frisur von rückwärts betrachten konnte. — Unterdrücktes Lachen, dann rauschte ein seidenes Gewand. Das konnte der „Domowoi" nicht sein, der trug doch nur einen Bauernkittel, was kümmerten ihn die seidenen Kleider! — Sollte die Mutter heimgekehrt sein? — Nein, das war noch nie geschehen. — Jetzt drang ein Aufschrei an ihr Ohr. War das nicht Tatjana's Stimme? Ja, so konnte nur Tatjana aufschreien, wenn sie sich über etwas freute.

Im Augenblick sprang Maja mit beiden Füßen aus dem Bette. In ihrem, bis an die Fersen reichenden Nachtkleide durcheilte sie das anstoßende Gemach. Bekannte Stimmen zogen sie magnetisch an, bis sie vor dem Boudoir ihrer Mutter angelangt war. Ein Lichtschimmer dringt ihr entgegen — sie hatte sich nicht getäuscht — einen Augenblick noch zögernd, schiebt sie mit ihren kraftlosen Armen die Portière zurück.

Das Gemach mit seinen hellblauen Seidenmöbeln — hellblau ist die Lieblingsfarbe ihrer Mutter — ist von Licht erfüllt. Der sanfte Schein einer Ampel, der durch blaues Glas gedämpft, den Raum in Mondlicht taucht, fließt mit den Flammen der Wachslichter zusammen, welche in schweren, silbernen Girandolen am Toilettentische brennen.

Vor dem Spiegel steht — Tatjana.

Trotz der ungewohnten Kleidung hatte die Kleine sie gleich erkannt.

Sie trug das weiße Sommerkleid der Edelfrau, mit den rothen Bändern, und bemühte sich, einen seltsam geformten Hut aus rothem Papier auf ihrem Kopfe zurecht zu biegen.

Der Kleiderschrank stand offen, die Handschuhcassette lag halbgeleert auf dem Teppich, der Duft sibirischer Veilchen, den die Edelfrau liebte — erfüllte die Atmosphäre.

Halbliegend, auf eine Ottomane hingestreckt, erblickte Maja einen jungen Menschen in des Vaters Reitstiefeln, der an einem falschen Bärtchen zupfte, welcher schief auf seiner Oberlippe saß.

Dicke Striche, mit angebranntem Kork gezogen, malten Augenbrauen und gruben Furchen in die sehr weiße Stirne. Eine plumpe Perrücke aus Roßhaaren bedeckte den Kopf, auf welchen kühn ein Studentenkäppchen gestülpt war.

„Du siehst prachtvoll aus, Tatjana!" rief der Student, „man könnte Dich wahrhaftig für eine Dame halten, wenn die Handschuhe Dir nicht an den Händen platzten und die rothe Haut so plebejisch hervorklaffte!"

Warwara's Stimme. Nun konnte sie nicht länger an sich halten,

Digitized by Google

„Du bist Warwara!“ rief sie, indem sie den Kopf zwischen die Falten der Portière schob, „ich hatte Dich gleich erkannt, an der Stimme erkannte ich Dich und dann — hast Du eine zu lange Zunge, ja, sie stößt immer an die Zähne, wenn Du sprichst.“

Hätte die Decke sich aufgethan und eine ganze Schaar von Hausgeistern in die Stube hinabgestürzt, die beiden Mädchen konnten nicht sprachloser, nicht unbeweglicher auf die Erscheinung hinstarren.

„Wie köstlich Du aussiehst, Warwara!“ jubelte indeß unbeirrt die Kleine. Sie war hereingeschlüpft und besah sich den verkleideten Studenten ganz in der Nähe.

„Was hast Du denn für Haare? Die sind ja gar nicht auf Deinem Kopfe gewachsen, und — ach jetzt kenne ich ihn! Du hast Wawila's neuen Sammtkittel angezogen! — Steh auf, bitte, daß ich Dich von allen Seiten besehen kann!“

„Nein, Du mußt schlafen,“ fand Tatjana endlich das Wort, „komm', ich bringe Dich wieder“ —

„Nein, nein Tatjana — ich bitte Dich! — Ach wie bist Du schön in Mama's weißem Kleide!“ Sie griff liebkosend mit ihrer dünnen Hand an Tatjana's üppigen Busen, der sich drohend hob und senkte.

„Geh' jetzt zu Bett!“ erhob der Student seine Stimme, indem er einen unruhigen Blick nach der Uhr richtete, die über dem Kamine tickte: „Was würde Julia Basiljewna sagen, wenn sie Dich hier wüßte!“

Die Kleine schrak zusammen, doch rasch besann sie sich: Julia Basiljewna war ja so weit! — „Laßt mich nur!“ flehte sie, „in meiner Stube ist es so dunkel — ich bin so allein! Ich will bei Euch bleiben, Ihr seht zu drollig aus! — Warwara, wie würde Papa lachen, wenn er Dich in seinen Stulpenstiefeln sähe, mit den Pferdehaaren auf dem Kopfe! — Deine Beine sind zu kurz und — verzeihe mir, ich muß es sagen“ — Maja schüttelte sich vor Lachen — „Dein Bauch ist zu dick! — Nein, nein, trage mich nicht fort, liebe, gute Tatjana, sei nicht böse, Warwara — ich will ganz brav sein, laßt mich nur bei Euch!“

„Mach', daß wir fortkommen,“ raunte Warwara der Bonne zu, „es ist neun Uhr — wir können nicht in der Stadt von Haus zu Hause ziehen, wenn die Leute schlafen.“

„Höre Maja, Du mußt heute allein bleiben, aber wenn Du schweigen kannst, schweigen wie ein Fisch im Flusse, dann nehmen wir Dich das nächste Mal zur Maskerade mit.“

Maja's Augen leuchteten.

„Zur Maskerade? Und — ich — ich gehe mit Euch, wahrhaftig. Ihr nehmt mich mit? — Ja aber ich habe — kein Kleid,“ versetzte sie athemlos.

„Das will ich Dir besorgen,“ beeilte sich Warwara zu versprechen. „Du sollst ein herrliches Kleid haben — mit goldenen Sternen.“

„Doch nur, wenn Du schweigst und jetzt zu Bette gehst,“ vollendete Tatjana.

„Dann wollt Ihr mich — wirklich mitnehmen?“

„Verlasse Dich darauf — wenn Du kein Wort über Deinen Schnabel bringst.“

Einen Augenblick besann sich Maja, ihre Augen weiteten sich, als öffne sich die ganze Märchenwelt, von welcher sie geträumt, vor ihrem Blick. Sie faltete die Hände über der Brust, und mit feierlichem Ernst, als gälte es, einen Schwur zu leisten, sprach sie:

Digitized by Google

„Tatjana, ich werde — schweigen."

Ohne weiteren Widerstand zu leisten, schlang sie die Arme um den Nacken der Bonne und ließ sich zu Bette tragen. Mit einem Seufzer drückte sie den Kopf in die Kissen, und mit geschlossenen Augen, um nicht sehen zu müssen, wie die beiden Mädchen sich entfernten, flüsterte sie: „Ich werde ein herrliches Kleid haben, mit goldenen Sternen — und goldenen Flügeln — ich werde ein Engel sein." — — — — — — — — — —

Einigermaßen um ihre gute Laune gebracht, schlüpften die Mädchen hinaus.

„Daß der kleine, grüne Affe uns überraschen mußte!" stieß Warwara unwillig hervor.

Inzwischen hatten sie den Flur erreicht. Der Lakai, dessen heimliche Ausflüge sie verschwiegen, goß aus Erkenntlichkeit dafür dem Thorhüter Wawila soviel Branntwein ein, daß er unter dem Tische lag und sich nicht rührte — sie konnten unbemerkt das Haus verlassen.

„Wenn sie nun alles erzählte!" begann Warwara von neuem, während sie den Schnee unter ihren Stiefeln knarren ließ. — „Ich fürchte, Julia Basiljewna — sie muß furchtbar sein, wenn sie böse wird!"

„Das will ich Dir sagen, Warwara, ich bin länger in ihrem Dienste als Du und weiß, was wir zu erwarten haben, wenn Julia Basiljewna böse wird."

„Nun?"

„Sie schreit nicht, sie schilt auch nicht, sie sieht Dich nur starr an mit ihren ernsten, schwarzen Augen, und ihre Wangen und Lippen werden leichenblaß. — Du meinst, sie würde sich auf Dich stürzen und Dich auf dem Flecke ermorden. O nein, sie knutet Dich nur mit ihrer Ruhe, dann bekömmst Du Deinen Lohn vor die Füße geworfen — so, schnapp! und Du bist entlassen.

So züchtigt Julia Basiljewna."

„Danke; ich habe keine Lust, vor die Thüre gesetzt zu werden, noch dazu jetzt im Winter! — Wo finde ich gleich wieder eine Stelle? — Ich begreife nicht, Tatjana, daß Du die Sache so leicht nimmst."

„Ganz leicht, meine Taube, denn Marija Borissowna wird schweigen."

„Bist Du dessen so gewiß?"

„Gewiß — wenn *wir* Wort halten und sie ein nächstes Mal mitnehmen."

„Aber bedenke doch, wenn man sie erkennen würde!"

Tatjana lachte. „Wer sollte sie denn erkennen? Zu Piter Wassiljewitsch führen wir sie nicht — der alte Brummbär verachtet Masken — sonst wüßte ich beim Landespatron keine Menschenseele, die eine Ahnung hat, wie Julia Basiljewna's einzige Tochter aussieht. Bist Du denn kurzsichtig, Warwara, hast Du nicht bemerkt, wie man sie versteckt? — Heilige Mutter von Kasan! alle Kinder können nicht schön sein, daß aber das Kind einer so schönen Mutter wie Julia Basiljewna so mißlungen, das ist die gerechte Strafe für ihre Hoffarth — ich gönne sie ihr."

„Kleider machen Leute, meine liebe Tatjana, ich bin nicht umsonst so lange Kammerzofe, um das nicht zu wissen. — Gebt der Kleinen einmal Federn, dann sollt Ihr sehen, ob sie noch aussieht, wie eine Fledermaus!"

Sie hatten das Städtchen erreicht und bogen in eine der engen Gassen. Aus einem mit Stroh gedeckten Hause drang greller Lichtschein, eine Dreh-

Digitized by Google

orgel spielte die „Kolomejka". Menschenstimmen und Weinduft strömten aus dem offenen Flur — sie traten ein.

— —

Den nächstfolgenden Tag lag Julia Basiljewna wie gewöhnlich zu Bette. Die Zofe stieg mit rothgeränderten, übernächtigen Augen umher, und Tatjana hatte Kopfschmerzen. Ihr Haar duftete nicht mehr nach Julia's sibirischen Veilchen, eine starke Brise von Tabaksqualm wehte um ihr Haupt.

„Es war prächtig," hatte sie Maja zugeflüstert, während sie ihr die Strümpfe anzog.

Der Lakai, auf unhörbaren Sohlen durch die Korridore schleichend wie eine Katze, trug ein schlecht verhehltes Lächeln auf den Lippen, der Thorhüter „Wawila" aber hatte seinen bösen Tag. Er wetterte und schalt auf alle Welt, fluchte, stellte sich jedem in den Weg und schwor bei den Gebeinen seiner Urgroßmutter — nur über seine Leiche führe der Weg zum Herrnhause.

Maja saß über ihrer Fibel und studierte, doch ihre Gedanken wollten nicht bei dem Buche bleiben. Die Buchstaben begannen in einander zu fließen, nahmen groteske Gestalten an, drehten sich wie in einem Wirbel, und Maja's Füße schlugen den Takt dazu.

Tanzen, ach tanzen! Es mußte etwas Herrliches sein! —

„Papa soll mir vom Balle erzählen," entschied sie plötzlich bei sich selbst, sprang auf und schlug das Buch zu.

Boris Sidorowitsch bewohnte das Erdgeschoß, recht entfernt von den übrigen Räumen, um ganz ungestört zu sein. — Maja ließ sich vom obersten Treppengeländer hinabgleiten, um auf der untersten Stufe den Boden wieder zu berühren, ein Kunststück, welches sie sich nur gestattete, wenn sie unbeachtet war. An Tagen, die den Ballnächten folgten, durfte sie sicher sein, auch auf dem Kopfe zu tanzen, ohne daß jemand sie daran zu hindern dachte.

Durch den erwärmten, mit grünen Pflanzengruppen geschmückten Korridor huschte sie nach Papa Boris' Schlafstube. — Recht leise öffnete sie die Thüre. Papa war nicht mehr im Bett, aber er mußte müde gewesen sein und hatte sich auf die Ottomane geworfen, wo er in seinem braunen Sammtrocke mit den goldenen Quasten und Schnüren ausgestreckt lag, den Kopf hintenübergebogen, und schlief.

Sie näherte sich auf den Fußspitzen und ließ sich auf einen Schemel nieder. Den Kopf in die Hände gestützt, saß sie da und schaute ihrem Vater in's Gesicht.

„Sonderbar, ich dachte stets, Papa sei schön," grübelte sie — „nun sehe ich, daß er es nicht ist. Dieses gelbe Gesicht, der offene Mund, die Haare, welche sonst in hellen Ringellocken seine Stirn umkräuselten — nun kriechen sie gleich dünnen Schlänglein nach allen Richtungen auseinander! Die schönen, braunen Augen sind von geschwollenen Lidern zugedeckt! So muß der „Domowoi" aussehen," denkt Maja mit einem Gruseln, „nur kleiner, viel kleiner muß er sein, sonst käme er nicht zu allen Dachlucken herein und säße auf dem Feuerherd, und liefe dem Lakaien unter die Beine, daß er sammt den Terrinen hinfällt!"

Unter dem brütenden Blick seiner Tochter schlägt Boris Sidorowitsch plötzlich die Augen auf.

Jetzt sieht er nicht mehr so unheimlich aus, nur die Haare, die Haare! wo ließ er doch seine schönen Locken zurück?

Digitized by Google

„Guten Morgen, Papa."

„Ja, ich sehe Dich. — Ein andermal krieche nicht ungemeldet in meine Stube, kleine Raupe, verstehst Du? — Ich liebe die Ueberraschungen nicht."

Maja ließ sich leicht einschüchtern, das Wort starb ihr auf den Lippen.

„Ich, ich wollte nur," stammelte sie. — —.

„Was wolltest Du? doch nicht Geld von mir haben, will ich hoffen!"

„Nein," lächelte sie — Papa war doch nicht böse, das war ja ein Scherz! Was sollte sie denn mit Geld anfangen! Niemals hatte sie Geld in der Hand gehabt. — „Nein Papa, ich wollte Dich nur fragen," fuhr sie ermuthigt fort, „wie der Ball gewesen." — Er sah sie verwundert an.

„Der Ball?" fragte er, als hätte er nicht gut gehört. „Der Ball war abscheulich! Scheußlich!" Er kehrte ihr den Rücken zu, denn er hatte im Spiel verloren und war übler Laune.

„Ich glaubte es müsse schön gewesen sein!"

„Glaube nichts, denke nicht daran und gehe zu Deiner Bonne zurück. Sage ihr, daß sie dafür bezahlt sei, Dich zu beschäftigen, vor allem möge sie Dich in der Kinderstube festhalten wo Du hingehörst, damit Du nicht in fremde Stuben einbrichst und Leute störst, welche ausruhen wollen."

Maja erhob sich schnell. Sie war noch etwas bleicher geworden, ein stummes Weh senkte sich in ihre großen dunklen Augen.

„Verzeih' Papa." Sie sprach es ganz ruhig, auch ihre Stimme zitterte nicht.

Boris Sidorowitsch bereute seine Unfreundlichkeit, er wandte sich ihr zu und in verändertem Tone sagte er: „Komm Kleine, gieb mir einen Kuß. So, Du bist ein gutes Kind. — Nimm Dir eine handvoll Bonbons aus der der Marmorschale dort, und dann gehe hübsch in Deine Stube zurück." —

Sie gab ihm den Kuß und nahm die Bonbons, dann schwebte sie zur Thür hinaus ohne zurückzublicken, ohne auch nur den Blick zu erheben — sie fürchtete daß er es sehen könnte, und niemand sollte es sehen — sie weinte.

Lautlos wie ein Falter flog sie die Treppen hinauf und verschwand in der Kinderstube.

Dort wußte sie sich allein — Tatjana hatte ja Kopfschmerzen! doch setzte sie sich wieder an ihr Tischchen, legte die Bonbons vor sich hin und ließ den Kopf auf die verschränkten Arme niederfallen — niemand sah sie — nun weinte sie bitterlich. Das Haus stürzte nicht ein ob Marija Borissowna's Thränen, auch keine Minute beschleunigte ihren Lauf, und der Tag ging zu Ende wie so mancher vorher.

Die nächste Zeit aber brachte etwas Neues in Maja's Leben: Eines Morgens trat Warwara mit Bleistift und Meßband in die Kinderstube.

„Maja," flüsterte sie den Finger an den Lippen, „komm' ich will Dir Maß nehmen für Dein Engelkleid."

Maja wurde roth vor Freude. — Heimlich bestimmte nun Warwara die Länge des Kleides, die Flügel aus Pappe mit Goldpapier überklebt, die weiten Aermel. Maja selbst durfte nach einem Muster die goldenen Sterne ausschneiden womit ihr Kleid besäet werden sollte. — Sie durfte manchmal in Warwara's Kammer schlüpfen und die durchsichtigen Tüllwolken bewundern, welche Warwara für ihr Kleid, unter den Stoffen der Edelfrau verborgen hielt. Heimlich nur nähte sie daran, sobald sie sicher war, von Julia Basiljewna nicht überrascht zu werden.

Tatjana hatte beschlossen auf der nächsten Maskerade als „Russalka"

Digitized by Google

(Wasser- und Wiesennymphe) zu erscheinen. Dazu wurde der Garderobe der Edelfrau ein weißes Seidenkleid entlehnt, und den grünen Schleier, welcher die Haare der Wassernixe bedecken sollte, hatte sie von Maja's Wiege herabgeholt, die verstaubt und vergessen in der Bodenkammer stand. Wasserrosen aus Papier kunstvoll hergestellt, sollten Kleid und Haare schmücken.

Ueber Warwara's Costüm gab es zu streiten. Sie konnte sich nicht entschließen ob sie als Zigeunerin oder als Postillon in Wawila's weißer Lederhose erscheinen sollte. Nach langen Berathungen entschied sie sich für das Costüm eines „Geisterkönigs".

Sie fühlte sich nun einmal für „Hosenrollen" berufen — vielleicht weil ihre Gestalt an weiblichen Formen nichts zu wünschen übrig ließ — und das Gewand eines „Geisterkönigs" setzte der Phantasie keine Schranken.

Maja erinnerte sich in einem ihrer Märchenbücher einen „Geisterkönig" zu besitzen — das Bild entsprach jedoch nicht Warwara's Vorstellungen dieses Potentaten.

Das wallende Gewand wollte sie gekürzt wissen und dazu ein paar rosenrother Höschen tragen. Diese Höschen hatte sie einmal an einer Circusreiterin gesehen — sie blieben ihr unvergeßlich.

Wichtige Berathungen dieser Art gaben zu wiederholten Zusammenkünften in der Stube der Zofe Anlaß, was gleichbedeutend wurde mit Stunden ungekannter Wonnen für Maja.

Vor ihren staunenden Augen vollzogen sich Wunder, und all diese Zaubereien sollten nur ein Vorspiel des „Glücks" bedeuten das ihrer harrte. Der Freudenrausch, in welchen sie sich allmälig einlebte, ging nicht ohne Spur an ihrem äußeren Wesen vorüber; ihre Züge belebten sich von innen heraus, die bleichen Lippen rötheten sich, die Augen strahlten.

In ihrem Gange lag eine Elasticität, in ihren Bewegungen eine gewisse Sicherheit, die ihr bisher gefehlt. Die Kälte der Mutter, die Ungeduld des Vaters, dessen geheime Berechnungen sie oft ahnungslos durch eine kindliche Frage störte, trieben ihr keine Thränen mehr in die Augen, sicher ging sie über alles hinweg, wie ein Mensch, der am Grunde seines Lebens einen Schatz verborgen hält, den keine äußere Gewalt ihm zu rauben vermag. —

„Nun, Julia Basiljewna," sprach eines Tages der alte Hausarzt, welcher Maja besuchte, „was sagt Ihr nun? — Ist es nicht als wollte die „Knospe" sich öffnen, schon vor der Zeit?"

Julia Basiljewna zog ihre feingezeichneten schwarzen Brauen in die Höhe.

„Spottet Ihr, Piter Wassiljewitsch?"

„Das fällt mir nicht ein, doch seht nur selbst — beginnt das nicht zu blühen?" und er streichelte Maja's Wangen, die ein zarter Hauch von Röthe überflog.

„Nur das Hüsteln müssen wir ihr abgewöhnen, das gefällt mir nicht."

Julia Basiljewna strich mechanisch wie sie zu thun pflegte, mit ihrer feinen Hand über Maja's Haupt, plötzlich fuhr sie zurück. Eine der Nadeln, welche den steifen Haarknoten zusammenhielten, hatte ihr die Handfläche geritzt.

„Dumme Nadel!" sagte sie, die Hand an die Lippen führend.

Maja, die in einem solchen Falle schuldbewußt in sich zusammen zu knicken pflegte, blieb ruhig.

Digitized by Google

„Erlaube mir, daß Tatjana keine Nadeln mehr in mein Haar stecke, Mama."

„Ich hoffe Du willst nicht als „Russalka" im Hause umhergehen," erwiderte die Mutter schroff.

Sie hatte recht; nein, im Hause wollte Maja nicht als „Russalka" erscheinen, aber einmal würde sie dennoch ihr Haar flattern lassen — die langen, goldenen Ringeln, die vom steifen Zopf geknechtet wurden — sie würde sie flattern lassen bei Lichterglanz, bei dem süßen, berauschenden Wogen der Töne!

Der heißersehnte Augenblick nahte. Es war Fastnacht.

„Heute!" flüsterte Tatjana der Kleinen zu, dann kleidete sie sie aus und brachte sie zu Bette wie an anderen Abenden.

Mit einem Blick des Einverstehens ließ Maja alles mit sich geschehen, doch nicht wie sonst fiel ihr Kopf ergeben auf die Kissen zurück, der Qual der langen, einsamen Nacht entgegen, nein, ein strahlendes Lächeln lag auf ihren Lippen, in ihren Augen — was ihrer harrte war ja das erträumte „Glück!"

Daß die Stunden Flügel hätten! — Will denn Mama immer noch nicht erscheinen, um ihr „gute Nacht" zu sagen, ehe sie sich in ihre Toilette begab?

„Beruhige Dich," ermahnte Tatjana, welche ihren Platz nahe dem Ofen einnahm und das Strickzeug auf den Knieen, heimlich an der letzten Wasserrose der „Russalka" drehte.

„Julia Basiljewna ist längst bei der Toilette — Warwara steckte ihr bereits den Kranz ins Haar — Dich wird sie wohl vergessen haben!"

Die Edelfrau hatte in der That das Kind vergessen; erst als sie, in voller Toilette einen letzten Blick in den Spiegel that, fiel es ihr ein.

„Maja!" rief sie aus.

„Was hast Du denn?" fragte der eben eintretende Gemahl, „was ist mit Maja? — Ist sie krank?"

„Ach nein; ich vergaß nur ihr „gute Nacht" zu sagen."

„Das kannst Du ja noch thun, doch beeile Dich, der Schlitten fährt soeben vor."

„So im Ballstaat!"

Einen Augenblick zögerte sie, doch es trieb sie nach der Kinderstube hin. Auf den Zehenspitzen trat sie ein.

„Maja schläft noch nicht," sagte Tatjana, die emsig strickte — die Wasserrose war unter dem Tische verschwunden.

Nein, Maja schlief nicht; sie richtete sich auf und schaute mit großen Augen auf die glänzende Erscheinung, die sich ihr rasch näherte, und was sie sonst nie that, sich am Rande ihres Bettes niederließ.

„Mama, wie bist Du schön!"

Unwillkürlich falteten sich Maja's kleine Hände über der Brust, sie wagte kaum zu athmen.

Julia Basiljewna lächelte. Ja, sie war schön, sehr schön. Ein Kleid von der Farbe des Mondlichts floß in glänzenden Falten an ihrer hohen Gestalt hinab und ließ die Arme, die Schultern und den mattweißen Nacken frei. Um den Hals lief eine Schnur eng gereihter Brillanten, und auf diesem Halse, der einer Marmorsäule glich, erhob sich stolz und frei der Kopf mit den klassischen Zügen.

Das schwarze Haar schmiegte sich wie ein Rabenflügel, weich und dicht an die Schläfen, während die breiten Flechten sich im Nacken zu einem

Digitized by Google

Knoten verschlangen. Ein Kranz aus silbernen Aehren mit feinen Spitzen zog einen zitternden Schein um ihr Haupt.

Der Duft sibirischer Veilchen tränkte die Atmosphäre, wo sie stand und ging, und als sie mit der Hand leise über Maja's Scheitel streifte, war es dem Kinde als senke sich ein Traum vom Frühling und Mondenschein hernieder.

„Träume süß Maja."

Zum ersten Male klang die Stimme weich in Maja's Ohr, und zum ersten Mal beugte sich die Edelfrau herab und küßte sie auf den Mund. Dann machte sie ihr das Zeichen des Kreuzes und ging hinaus. — — —

„Nun kommt die Reihe an uns!" rief Warwara, die mit Päcken beladen in die Kinderstube stürzte, sobald das Klingen des forteilenden Schlittens verstummt war. „Alles geht vortrefflich, Nikifor, der Lakai, ist außer Hause und Wawila, der alte Haremswächter schnarcht hinter dem Ofen wie ein Bär! — Wir können kommen und gehen wie es uns gefällt. Auf jetzt! Maja, wir wollen einmal zeigen was eine richtige Kammerzofe aus Dir machen kann!"

„Hilf mir zuerst bei meiner Toilette, Warwara, sonst werde ich nicht fertig, ich brauche zu allem viel Zeit, und wenn ich meine Zofe wäre, so jagte ich mich auf der Stelle fort."

„Thue was Du willst, ich befasse mich mit dem „Engel."

Es währte allerdings lange bis Tatjana mit einiger Einbildungskraft als „Russalka" unter ihren eigenen Händen hervorging, besonders der Wiegenschleier wehrte sich, die Haare zu bedecken, und die Wasserrosen ritzten ihr die Kopfhaut blutig. Endlich waren auch diese Schwierigkeiten beseitigt und nun half sie dem „Geisterkönig" in seine rosenrothen Höschen.

Maja stand vor dem Spiegel wie versunken, alles um sie her hatte aufgehört zu sein. —

„Sie erkennt sich nicht wieder," meinte Warwara Bart, und Perrücke anlegend, „sagte ich Dir nicht, daß ihr nur das Kleid fehlte um schön zu sein?"

„Wahrhaftig, wer hätte das gedacht! Sieh nur — das Kind ist wunderbar schön!"

„Ja," lachte Warwara, indem sie mit wenig geisterhaften Schritten die Stube durchmaß, „sie wird einmal den Männern die Köpfe verdrehen, was meinst Du?"

„Ich meine, daß wir es noch ein bischen versuchen wollen, bis Maja groß geworden."

Unter Lachen und Scherzen beendeten sie ihre Metamorphosen, bewunderten einander, jede im Stillen überzeugt, daß sie die schönere sei. Endlich wurden die Pelze herbeigeschleppt, „Russalka" sowie der „Geisterkönig" verpuppten sich zu unkenntlichen Massen, und auch Maja mit ihrem Sternenkleide und den goldenen Flügeln, mit den schimmernden Locken, die fesselos den Rücken und die Arme überfluteten, tauchte in dem kurzen Pelzrock ihres Vaters unter.

Die beiden Mädchen gingen wie auf Katzenpfoten und ohne von Wawila bemerkt zu werden, der in fastnächtlicher Betäubung lag, gelangten sie ins Freie. — Tatjana, welche die stärkere war, trug Maja auf den Armen, denn des Kindes zarte Füße hatten den Schnee nie berührt; nur vom Fenster der geheizten Stube aus kannte Maja die kalte Federdecke, welche der Winter über die Erde breitete.

Digitized by Google

Es war eine Nacht voll Sternenschein. Die erste, welche Maja im Freien erlebte.

Alles erschien ihr fremd und seltsam, der Himmel, die Luft, die Sterne. Die Gebüsche, vom Frost mit glitzernden Nadeln behangen, gleich Korallenbüscheln aus der Schneefläche starrend, der Fluß, welchen sie nun entlang gingen, der so geheimnißvoll murmelnd unter der dünnen Eisdecke weiterlief, wie märchenhaft, wie wundersam erschien ihr alles!

Die Stadt selbst mit ihren kleinen Häusern und den schneebeladenen Dächern, mit den Lichtern, die hinter rothen Gardinen hinausleuchteten in die öden menschenleeren Straßen, die Stille, nur durch Warwara und Tatjana's kräftigen Schritt unterbrochen — alles übte einen nie gekannten Zauber aus.

An einer Straßenecke die sie einbogen trat die ihres Zaubers entkleidete Wirklichkeit ihnen in Gestalt des Nachtwächters entgegen.

Er stak in einem Bärenpelz, seine Mütze mit den Ohrenklappen ließ kaum mehr als die rotglühende Nase hervorleuchten, in der Hand trug er ein Horn, und an einer langen Stange baumelte die Laterne.

„Oho, wohin!" stammelte er, auch seine Beine stammelten, und unsicher tappte er hin und her, als wäre er im Begriffe einen Bärentanz auszuführen.

„Tanzen wollen wir," rief Tatjana und arbeitete sich an ihm vorbei.

„T — tt — tanzen! — Aha! — Ihr — Ihr seid wohl gar Mamasken?"

„Habt Ihr uns etwa für Nachtwächter gehalten?"

„— N — n — nachtwäächter? Curios — ich glaubte es wären Frauenzimmer dddie nach H — hause gehören und — nnnicht auf die G — ggaffen!"

Er strauchelte und wankte an ihnen vorbei, sein Schritt verhallte allmälig auf dem Pflaster.

Nun hielten sie vor einem großen Gebäude, dessen Fenster hell erleuchtet standen. Die Läden offen, hinter den durchsichtigen weißen Gardinen bewegten sich Schatten.

Tatjana zog die Klingel. Es währte lange bis ein Bursche in einer abgenützten Livrée erschien, mit weißen Handschuhen an den Händen und einem trüben, mürrischen Gesicht.

„Was wollt Ihr?" herrschte er sie mit einer Stimme an, die den Zustand seines verbitterten Gemüths verriet. „— Die Frau Generalin hat Gäste heut — wir können Euch nicht brauchen."

„Umso besser, wenn Ihr Gäste habt, so können wir gleich mittanzen."

„Geht daß Ihr fortkommt oder" — — — —

Die Erscheinung einer kleinen runden Dame mit schief angestrichenen Augenbrauen ließ ihn seine Drohung nicht vollenden. Sie war ehe er sichs versah die Treppe herabgerollt, und mit einer Stimme, die wie hinter einer Larve hervorklang, kreischte sie: „Wenn Ihr anständige Masken seid, so kommt herauf, es wird meine Gäste amüsieren! — Einen Walzer dürft Ihr tanzen und ein Glas Thee soll sich für Euch auch finden. Iwan, besorg Thee für die Masken — Ziegelthee wohlverstanden! — Und ein anderes mal mische Dich nicht in Angelegenheiten Deiner Herrin, die Dich nichts angehen."

Sie eilte voraus, die Treppe hinauf, bei welcher Gelegenheit Warwara's kleiderkundiges Auge ihre altmodische Seidenrobe musterte und die mit Zobel verbrämte „Kazabaika", deren Nähte unter den Armen geplatzt waren.

Digitized by Google

In den durchwärmten Korridors legten sie ihre Pelze ab, dann traten sie, von der „Generalin“ geleitet in den Saal.

Die Gesellschaft hatte eben einen Tanz beendet und stand in Gruppen vertheilt umher. Am Claviere saß der Schulmeister, welcher das „Aufspielen“ zum Tanz für fünf Rubel die Nacht als Nebenerwerb betrieb. — Er wischte sich die Brille — und dann den Schweiß von der Stirn.

Aller Augen wendeten sich den Eintretenden zu.

„Schöne Masken, schöne Masken!“ rief die Carnevalstimme der Generalin. „Schnell aufgespielt Semen Utropkin, sie wollen tanzen!“

Alsbald ertönte ein Walzer auf dem verstimmten Claviere und lud die Paare zum Tanze ein. „Russalka“ und der „Geisterkönig“ eröffneten den Reigen, daß die Kleider und die Haare flogen — Maja hatten sie vergessen.

Sie war noch so klein, daß man sie leicht übersah, und die Generalin liebte Kinder nicht.

Maja blieb daher vereinsamt an der Thüre stehen. Sie wagte sich keinen Schritt weiter in den Saal, eine Beklommenheit hielt sie gefangen, schon fühlte sie eine heiße Flut aufsteigen, die sich über ihre Wangen zu ergießen drohte.

Musik, Stimmengewirre und dann die vielen fremden Menschen! alles dringt beängstigend auf sie ein, da plötzlich erblickt sie unter der Menge ein bekanntes Gesicht. — In der glänzenden Uniform des Preobraschensky'schen Regiments steht ein junger Offizier lachend in einer Gruppe von Damen. Maja erinnert sich dieses lachende Gesicht oft im Hause ihrer Eltern gesehen zu haben.

„Das ist der schöne Graf Ormuloff!“ hatte Tatjana erklärt, und dann war sie stets hinausgeeilt um ihm auf der Treppe zu begegnen.

In diesem Augenblick schweift sein Blick gleichgiltig nach der Thüre hin und bleibt starr auf dem Kinde haften.

„Ein Engel!“ ruft er aus, „ein superber Engel!“

Aller Blicke richteten sich nun auf Maja, die verwirrt, mit Thränen kämpfend an den goldenen Haarringeln zupfte, welche über die weitoffenen Aermel ihres Kleides niederfielen.

„Kannst Du auch fliegen, schöner Engel?“ fragte der Graf, und schon beugte er sich zu ihr herab und hat seinen Arm unter ihre Flügel geschoben.

„Bei Gott, Du kommst vom Himmel!“ rief er mit ihr tanzend. „Das Fliegen hast Du auf der Erde nicht verlernt! — Famos! — Die Kleine tanzt göttlich!“

Man umringte Maja — sie flog von Arm zu Arm. Das Haar flatterte wie eine Wolke um ihr feines Gesicht, die Wangen und die Augen erglühten, und ihre sonst so farblosen Lippen leuchteten wie Purpurblüthen. Gleichsam unbewußt tanzte sie, ihr ganzer Körper schien in ein Schweben aufgelöst, als würde er getragen von der wogenden Flut der Töne.

„Genug jetzt!“ rief die Hausfrau, dem Schulmeister ein Zeichen gebend. Die Musik verstummte, und Maja lehnte an der Thüre, es war ihr als wäre sie plötzlich aus einer Höhe herabgestürzt.

„Ihr habt brav getanzt, liebe Masken, nun erholt Euch ein wenig und dann geht wohin Gottes Wille Euch trägt.“

Der „Geisterkönig“ und die „Russalka“, deren Nixengewand einigermaßen in Unordnung gerathen war, verschmähten den „Ziegelthee“ aus der Hand des mürrischen Bedienten, aber vom „Buffet“ konnten sie sich lange nicht trennen. Junge Herren und Offiziere in goldstrotzenden Uniformen

Digitized by Google

eilten sie zu bedienen, wobei sie die Waden des „Geisterkönigs“ bewunderten und „Russalka“ heimlich in den Arm kniffen.

Endlich war man wieder auf der Straße.

„Nun was sagst Du, Maja?“ fragte Tatjana, welche das Kind wieder auf den Arm nahm.

„Es ist schön zu — fliegen“ hauchte die Kleine nach einer langen Pause.

Mit einem Male war die Erinnerung an jenen Morgen nach dem Balle in ihr wach geworden, da sie ihren Vater dem „Domowoi“ so ähnlich gefunden. Was antwortete er auf ihre Frage?

„Abscheulich — scheußlich!“ rief er aus. — — — — — — — —

— —

„Nun sollst Du sehen wie der alte Ludwinow seine Masken fliegen macht!“ lachte Tatjana.

„Wie? Zu Pamphilij Makarjewitsch willst Du uns führen?“

„Wohin sonst? Wir können doch mit dem Kinde nicht die Schänken abfegen?“

„Geh, geh der alte Kreisarzt soll uns bewirthen, und den Staub von zehn Jahren wollen wir ihm aus den Fugen der Dielen heraustanzen!“

Das Haus des Kreisarztes lag am Ende der Stadt, ganz abseits, das hatte nichts zu sagen, denn Pamphilij Makarjewitsch wollte Ruhe haben und wurde in seiner Abgeschiedenheit selten von Patienten belästigt.

„Ich und der liebe Gott!“ pflegte er zu sagen, wenn ihm ein Kranker unter die Hände kam, „hilft er nicht, so kann auch ich nicht helfen.“

Der liebe Gott aber mischte sich selten in Pamphilij's Angelegenheiten und die Kranken zogen im Paradiese ein.

Pamphilij Makarjewitsch blickte auf ein bewegtes Leben zurück, von dem er gerne sprach, obgleich er behauptete „alles hinter sich geworfen zu haben, um einzig und allein der Erziehung seiner Kinder leben zu können.“ Er ging auch in der That mit der Knute in der Faust im Hause umher und die Kinder thaten — was ihnen beliebte.

In seiner Jugend hatte er einmal eine deutsche Gouvernante geliebt, später — sehr spät sogar, heirathete er die Tochter eines Popen, welche schwerhörig war und außerdem nichts besaß als ihren — kurzen Verstand. Da sie niemals schön gewesen und auch Pamphilij die verhängnißvolle Gabe der Schönheit nie sein eigen genannt, erblickte eine Generation das Licht der Welt, welche den Urwäldern Brasiliens entstammt schien.

In zärtlicher Erinnerung an das Ideal seiner Jugend, das mit Vorliebe Ritterromane las, ließ er seine Kinder auf die Namen Rosamunda, Kuno und Fridolin taufen.

Erfindungen der Neuzeit liebte Pamphilij nicht, deshalb gab es keine Klingel an Pamphilij's Thüre. Wozu ein Haus in Schrecken versetzen durch den schrillen Ton der Glocke, wenn man an die Fensterscheiben pochen konnte?

Tatjana schlug mit derber Faust an die Scheiben und es währte nicht lange, so drehte das Thor sich kreischend in seinen Angeln.

Auf dem Flur erschien Pamphilij Makarjewitsch in höchst eigener Person, in der Hand ein Talglicht, obgleich die Petroleumquellen bereits entdeckt waren.

„Masken, Masken sind da!“ jubelte seine alte dünne Stimme, „willkommen in meinem Hause! — Ach du heiliger Nikolaus, ein „Kleines“ haben sie auch mitgebracht! — Kinder, Jugend, — Masken sind da!“

Digitized by Google

Er flog die steilen Stufen voraus, und die Schöße seines langen grauen Rockes flogen hinter ihm her. Schon hatte er den Kopf mit den langen Ohren — mit allem Respekt sei es gesagt: Pamphilij hatte viel Aehnlichkeit mit einem Esel — zur Thür seiner „guten Stube" hineingesteckt, aus welcher der jämmerliche Laut eines undefinirbaren Instrumentes hervorwimmerte.

Eine Gesellschaft von etwa zehn jungen Leuten, Studenten aus der Nachbarschaft, saß an einem Tische versammelt vor dem Samovar, welcher seufzte und Rauchwölkchen von sich stieß. Ein paar Rumflaschen standen auf dem Tische, Teller mit Backwerk, und Apfelsinen bedeckten das unsaubere Tischtuch.

An dem Instrumente, welches sich bei näherer Betrachtung als ein „Spinett" aus dem verflossenen Jahrhundert erwies, saß „Rosamunda" in ein Wollentuch gehüllt weil sie stets fror, das Gesicht trug sie eingebunden — sie hatte sich diesen Nachmittag einen Zahn ziehen lassen.

Mit automatenartiger Bewegung zupfte sie einen „Trepak" (Zigeunertanz) aus den schwarz gewordenen Tasten heraus.

„Fridolin", welcher behauptete die Töne so besser hören zu können, kauerte unter dem Clavier und „Kuno" der Stolz der Familie stand am obersten Tischende und hielt eine Rede. Mit einem Sprachfehler behaftet, welcher nur seine Zuhörer, ihn jedoch nicht im geringsten störte, galt er als das Familiengenie.

Im Alter von zwanzig Jahren hatte er es soweit gebracht, die fünfte Lateinklasse zu absolvieren, in seinen Mußestunden weihte er sich der Dichtkunst. — Eben trug er eines seiner Gedichte vor und seine Umgebung — starb nicht daran.

Beim Eintritt der Masken wirbelte alles durcheinander, selbst Pelagia Andronowna, die „Doktorin" die hinter dem Ofen geschlafen, schnellte wie von einem elektrischen Schlag berührt in die Höhe.

Mit einem Sprunge war sie an Maja's Seite und begann sie aus ihren Pelzen herauszuschälen.

„O Du lieber Engel Du! — Du schöner Engel!" gröhlte sie mit der unartikulierten Stimme der Schwerhörigen, indem sie versuchte mit ihren gichtlahmen Finger Maja's Wangen zu streicheln.

Wieder sah sich das Kind umringt, bewundert, und große sowie kleine — doch durchwegs schmutzige Hände streckten sich ihm liebkosend entgegen.

Fridolin war auf allen Vieren unter dem Spinett hervorgekrochen — er behauptete mit den Händen ebenso gut gehen zu können wie mit den Füßen — umtanzte Maja in wilden Sprüngen und stieß ein widerliches Geheul aus.

Ein völlig fremdes Empfinden, ein Gefühl tiefen, unbezwingbaren Ekels stand in ihr auf, aber sie war zu wohlerzogen, vielleicht auch zu schüchtern um es zu verrathen, und drängte sich stumm und zitternd in einen Winkel, wo man sie vergaß.

Einer der Studenten schob „Rosamunda" ohne viele Umstände vom Claviere weg und nahm ihren Platz ein, und nun, als gelte es dem altersmorschen Kasten um jeden Preis die letzten Todesseufzer zu erpressen, hämmerte er auf die Tasten los.

„Bravo Pachom, bravo!" schrie Pamphilij ihm auf die Schulter klopfend, und um den Ton zu verstärken schlug er mit den Füßen den Takt dazu.

Digitized by Google

Der Staub von zehn Jahren wirbelte aus den Fugen, die Tanzenden drehten sich in einer Wolke von Tabaksqualm, der verschiedenen Pfeifen entstiegen war.

Dem ungeachtet wurde getanzt, und wie getanzt!

Die Stunden flogen hin, Pelagia Andronowna schlief ein und wachte wieder auf, die Talglichter brannten zu Stümpfen herab und mischten ihren brenzlichen Duft in die erstickende Atmosphäre. Der Samovar stand erkaltet, die Rumflaschen waren geleert.

Kuno hielt keine Rede mehr — die Zunge versagte und nur abgerissene Urwaldlaute fielen von seinen Lippen.

Fridolin lag auf dem Ofen und schnarchte.

Mit heißen Lippen und Wangen hatte Tatjana sich statt auf die Ofenbank, auf den Schoß eines der Studenten fallen lassen — sie vermochte nichts mehr zu unterscheiden in der raucherfüllten Stube.

Warwara fühlte sich von einem Schwindel erfaßt und flüchtete ins Freie.

Endlich mußte man an den Heimweg denken.

Pamphilij Makarjewitsch begleitete die Masken in das Thor. Der Dunst war auch ihm zu Kopfe gestiegen, er schlang seinen Spinnenarm um Tatjana's üppige Hüften und wollte einen Kuß auf ihre heißen Wangen drücken, aber der Student, welchen sie mit der Ofenbank verwechselt, zog ihn an den Rockschößen zurück und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Warwara taumelte unsicheren Schrittes, wie vorher der Nachtwächter auf die Straße hinaus. Mehrmals mußte sie stehen bleiben und den Kopf gegen die Mauern lehnen.

„Der Rum," lallte sie, „der abscheuliche Rum!"

Mit einem schlecht unterdrückten Fluche nahm Tatjana Marija Borissowna, die man nicht mehr so sorgfältig eingehüllt hatte, auf den Arm, doch nur wenige Schritte trug sie das Kind, dann wankte sie, glitt aus und rollte in den Schnee.

„Geh zu Fuße, Du bist groß genug," murrte sie sich mühsam erhebend, „Du bist auch so schwer daß Du mich ums Gleichgewicht gebracht. — Ich kann Dich nicht weiter tragen."

„Bitte Warwara, trage Du mich," bat die Kleine, doch Warwara fühlte sich nicht dazu berufen.

„Das auch noch!" rief sie aus „ich bin froh, daß ich mich selbst noch tragen kann! — Der Rum — — — dieser verteufelte — Rum!" — — —

Sie wateten weiter; Maja fürchtete die beiden Mädchen in der Dunkelheit aus den Augen zu verlieren, spannte alle ihre Kräfte an. Sie eilt, der schwere Pelz drückt heiß auf ihren Schultern, dabei fühlt sie die Kälte und Feuchtigkeit ihre dünnen Schuhe durchdringen. Der Schweiß tropft und friert zu Perlen auf ihrer Stirn, die Luft strömt eisig durch ihre halbgeöffneten Lippen ein. — — — — — — — — — — — — — — —

Alle Lichter hinter den Fenstern sind erloschen, auch die Lichter am Himmel, welche vorhin so hell geleuchtet, erbleichten. Ein grauer Hauch zieht über die Erde und steigt, alles in die Farbe der Schatten tauchend, zum Himmel auf. — Kein Schimmer, kein Laut. Der Fluß allein gurgelt drohend unter seiner Decke als wollte er sie zersprengen und darüber hinauseilen — fort, — fort!

In Marija Borissowna war es dumpf und still geworden wie in der Natur. Sie vermochte diesem Empfinden kein Wort zu leihen, auch keinen Gedanken — es war da.

Digitized by Google

In ihrem Kinderherzen ahnte sie kaum, daß der Gifthauch des Häßlichen ihre nach Schönheit begehrende Seele berührte — daß sie daran verwelkte. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Boris Sidorowitsch und Julia kehrten im Morgengrauen vom Balle heim.

„Du bist so schweigsam Julia, langweiltest Du Dich heute Nacht?"

„Ich habe ein banges Herz," antwortete sie und blickte auf die Schneefläche hinab, die im ersten Dämmerschein des Morgens als kalte, farblose Unendlichkeit zu ihren Füßen lag. — — — — —

Maja stand nicht auf den nächsten Morgen.

Sie schlief auch noch, als Julia Basiljewna gegen Mittag nach ihr frug.

„Ich glaube Marija Borissowna ist müde," meldete Tatjana mit verlegener Miene — „sie schlief nicht gut, diese Nacht."

Wider ihre Gewohnheit früh erhob sich die Edelfrau und begab sich nach der Kinderstube.

Maja lag still, mit gesenkten Wimpern und fieberrothen Wangen auf ihrem Bette. — Ihr Athem flog, und die Hand, welche glühte, fuhr unablässig über der Decke hin und her, als wollte sie dort etwas wegwischen.

„Maja!" Die Mutter beugte sich über sie herab, etwas wie ein bebender Ton stahl sich in ihre sonst so harte Stimme.

„Willst Du nicht versuchen aufzustehen, Maja?"

„Nein, — ich bin so — müde" — — — — — — — — — —

Sie stand nicht mehr auf.

Piter Wassiljewitsch, welcher abends am Krankenlager erschien, schüttelte den Kopf.

„Hier muß etwas vorgefallen sein," meinte er, „denn ein so plötzliches Erkranken ohne äußere Veranlassung ist mir unerklärlich."

Er stellte Fragen aller Art — das Kind blieb stumm.

Warwara und Tatjana, die angsterfüllt an den Thüren lauschten, mochten ruhig sein — Marija Borissowna hatte versprochen zu schweigen — sie hielt Wort.

Trübe Tage brachen herein. Eine bleierne Stille lag über dem Hause.

Boris Sidorowitsch ging in seinen einsam gelegenen Gemächern rastlos auf und nieder; die Bilder der Ballettänzerinnen, welche ihm von den Wänden zulächelten, erfüllten ihn mit Ekel, seine geheimen Berechnungen der im Spiele vergeudeten und gewonnenen Summen, die manche seiner Mußestunden ausgefüllt hatten, erschienen ihm mit einemmale nutzlos. — Stundenlang stand er am Fenster, in die Winterlandschaft versunken, die sich kalt und eintönig in den Horizont erstreckte, und er meinte den kalten Hauch auch in den Räumen zu spüren — er fühlte ihn sein Herz durchfrösteln. — Allmälig wurde er sich bewußt, was ihm fehlte — der Sonnenschein, welchen das kleine Mädchen mit herein gebracht, wenn sie in seine Stube huschte, ihn mit schüchternen Fragen rührte, mit liebkosenden Blicken an ihm hing. Es kam ihm zum Bewußtsein, wie dankbar Maja für jeden Augenblick gewesen, für jedes Wort, das er ihr geschenkt, und mit Reue überzählte er die karge Zeit, die ihm für sie übrig geblieben. Er hatte sie von sich geschoben: „Später, später — jetzt störe sie ihn," und dieses „Später" kam vielleicht nie mehr!

Er preßte die Hände vors Gesicht und heiße Tropfen rollten langsam zwischen den wohlgeflegten Fingern herab. — Während er in seiner Einsamkeit weinte, saß Julia Basiljewna am Bette ihrer Tochter, den Blick

Digitized by Google

unverwandt auf das liebliche Gesicht geheftet, welches in Fieberträumen glühte.

„Wie schön sie ist!“ dachte Julia Basiljewna — „die Rose“ welche Piter Wassiljewitsch versprochen — jetzt löste sie sich vor ihren Augen aus der Knospe — — um zu sterben.

Vielleicht schlug auch an ihr Herz die Reue mit bitterer Qual! Vielleicht zog, während sie mit bleichen Zügen und zusammengepreßten Lippen am Bette ihrer Tochter saß, die Geschichte dieses Kindes an ihr vorüber, diese kurze Geschichte, in welcher Liebe und Zärtlichkeit nie zum Wort gekommen. Vielleicht dachte sie daran, wie sie das kleine verschmachtende Herz mit ihrer Kälte gelähmt, wie sie mit einem einzigen Blick das Wort auf den Lippen des Kindes ersterben ließ, wie sie ihm die Gegenwart an Freuden so leer gestaltet, alles der Zukunft vorbehaltend, der „Zukunft“ ach! die für Marija Borissowna nicht mehr anbrechen sollte!

Sie rang die Hände im Schoße, wortlos, nur im Inneren erklang vielleicht der traurige Ruf:

„Zu spät — zu spät!“ — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachts erhob sich plötzlich das Kind in seinem Bettchen.

„Was willst Du Maja?“ fragte die Mutter angstvoll.

Sie sah zu ihr auf, mit einem langen, sehnsüchtigen Blick und flüsterte, während das Herz in der kleinen Brust nur noch flatterte wie ein zu Tode getroffener Vogel:

„Gieb mir mein Kleid — mit den goldenen Flügeln — ich will fort — fliegen, fliegen! — — Ich will ein Engel sein“ — — — — — — — —

Sie breitete die Arme weit aus, als entfalte sie Schwingen, dann sank sie zurück.

Digitized by Google

Neue Romane.

Von **Arthur Eloeffer.**

Der moderne Roman hat zwei Väter, Rousseau den Idealisten und Balzac den Naturalisten. Vor Balzac war er noch ganz in der sentimentalen Empfindungswelt der Neuen Héloise und des Werther befangen. Die Werke der Rousseaujünger von Saint-Pierre bis Chateaubriand sind lyrische Lamentationen, die aus der modernen Gesellschaft, aus der Korruption ihrer Kultur herausführen und die verlorene Unschuld der Natur in exotischen Fernen, in primitiveren Zeiten oder in der Einsamkeit des Herzens suchten. Unsere deutschen Romantiker flüchteten in Dämmerung und Nacht, sie bauten eine eigene bizarre Welt, in der ihre Phantasie sich austoben konnte, unbelästigt von der Polizei des hellen Tages. Das Chaotische, die Zweck- und Formlosigkeit war ihr Lieblingszustand, weil er der freieste war. Die Gespenster der Arnim, Brentano, E. T. A. Hoffmann sind sicher durch ihre luftige Unangreifbarkeit, in höhnischem Reigen flattern sie um die Schlafmütze des gebundenen Menschen, des gehaßten Philisters.

Zwischen Rousseau und Balzac, zwischen einer alten und einer neuen Welt steht der „Wilhelm Meister", dieses heute noch unausgeschöpfte von einer lockenden Dunkelheit geheimnisvoll umspielte Werk: in den Lehrjahren die farbige an Scarron und Abbé Prévost mahnende Schilderung der alten aristokratischen Gesellschaft in dem reizvollen Zustande der Zersetzung, in den Wanderjahren die symbolische Andeutung einer neuen Kultur als einer hieratisch gegliederten Ordnung des Laientums. Der Wilhelm Meister ist, wie man heute sagen würde, ein Entwurzelter, aus dem Philisterium des Erwerbslebens losgelöst und in das verwirrend bunte Maskenspiel des Lebens eingeführt. Darüber freuten sich die Romantiker, wie sie auch vom Harfner, von der Mignon, von den geheimen Gesellschaften in den alten Türmen entzückt waren, aber die Jüngeren merkten bald, daß er nicht zu ihnen gehörte, und Novalis nannte den Wilhelm Meister einen „Candide *gegen* die Poesie". Denn dieser floh nicht vor dem Leben sondern er suchte es, nicht ein sagenhaftes Vaterland sondern ein Zukunftsland, „unserer Kinder Land", wie es Friedrich Nietzsche nennt. Aber dieser Zögling des Lebens, der, wie Schiller schaudernd bemerkt, ganz ohne Philosophie fertig werden will, hat noch keine Gegenwart, keine wurzelhafte Existenz, er steht zwischen einer Vergangenheit, die uns sehr alt erscheint, und einer in mystisch-schnörkelhaften Linien versprochenen Zukunft, ein Testament der Weisheit, das zu entsiegeln wir heute noch nicht reif sind.

Balzac war ein Kind der Revolution, selbst ein revolutionierender Plebejer trotz seiner ehrlich legitimistischen Gesinnung, trotzt den aristokratischen Allüren eines für das Faubourg Saint-Germain begeisterten Snobis-

Digitized by Google

mus. Ein Sohn der erinnerungsreichen von der Geschichte hart mitgenommenen Touraine, am Ufer der Loire geboren, in der sich heute noch die stolzesten Renaissanceschlösser des sechzehnten Jahrhunderts mit ihrem unversehrten Glanze spiegeln, wußte er nichts von Renaissance und Klassicismus, innerlich traditionslos und ohne Anteil an dem romanischen Erbe, so unfranzösisch, daß er wie Zola keinen Vers bauen konnte, der erste französische Schriftsteller, der unlateinisch und schlecht geschrieben hat. Aber er war ein brutales Genie mit der Kraft der Naivetät, die von keinen Gegensätzen geteilt ist, und da er sich selbst von nichts zu befreien hatte, so war ihm der Kampf der Romantik um neue Freiheiten höchst gleichgültig. Er sah um sich und beschloß, alles was er sah, zu beschreiben. Die sentimentalen Helden des Romans schienen ihm lächerlich mit ihren Forderungen an die Gesellschaft, ungefähr wie Blätter, die vom Baume verlangten, daß er so oder so sein sollte. Balzac vermählte den Roman mit der Wissenschaft, bevor Taine die Lehre vom Milieu aufstellte, bevor Zola die sehr viel engere Theorie des Experimentalromans entwarf. Die berühmte Auseinandersetzung Saint-Hilaires und Cuviers warf ein plötzliches Licht auf die in ihm gährende Dunkelheit. Es giebt nur ein Tier, eine Urform, die sich nach den verschiedenen Milieus verschieden differenziert, wie es für Goethe nur eine Pflanze gab. Auch er gehört zu den Vorläufern, die auf Darwin weisen. Wie Büffon die zoologischen Arten geschildert hatte, so wollte er die Gesellschaft darstellen, ohne vorgepflanztes Ziel, ohne Ideal, aber in der natürlichen Gesetzmäßigkeit ihrer Entwicklung. Und in der Hauptsache sah er klarer als die modernen Naturalisten mit Zola oder die Impressionisten mit den Goncourts an der Spitze. Er wußte, daß die Beobachtung an sich unfruchtbar ist, daß die Wirklichkeit nichts abgiebt. Die Welt, die der große Phantast in seinem Gehirn entstehen ließ, empfand er als eine Hallucination oder, wie er selbst sagt, als den Traum eines wachenden Menschen. So hat ihn Rodin erfaßt in dem wunderlich großartigen Denkmal, das bei seinem Jubiläum von den Pariser Schriftstellern abgelehnt wurde, nicht als den Beobachter sondern als den Seher mit weit gerichtetem visionärem Blick.

Die Entwicklung geht immer von Rousseau zu Balzac, und wieder zurück, von der menschlichen Tragödie zur menschlichen Komödie, wenn man dieses Wort in französischem Sinne auffaßt. Die Jugend setzt ihr Ich gegen die Welt, während der Mann es in der Welt findet. Ob sie einer Partei verbunden die Gesellschaft angreift, ihr die Anerkennung versagt, oder ob sie ihre Persönlichkeit aus dem Regime der Nützlichkeit und Notwendigkeit ausschließt, um sich in das Gebiet einer abgetrennten Kunst zu retten, das einen Schein der Freiheit verspricht, es sind zwei Seiten derselben Sache, sie ist im Angriff oder auf der Flucht, sieghaft oder besiegt, und was sie von der Wirklichkeit aussagt, ist immer ungerecht gleich verächtlichen Schilderungen barbarischer Fremde oder gleich erschreckten Berichten aus Feindesland.

Die letzten Jahre waren voll von solchen Angriffen, Anklagen, Protesten, sie gingen zumeist von Frauen aus, die den seit Jahrtausenden zwischen den Geschlechtern anhängigen Prozeß revidieren wollen, die als Eroberer und in gewissem Sinne als traditionslose Barbaren auftreten, während die Männer zeitmüde sich in das unabhängige Kunstreich zu retten suchten. Sie wollten von der Bewegung des Vergänglichen in der Betrachtung des Gleichnisses, des Symbols, von dem Endlichen im Unendlichen, von der Zeit im Zeitlosen ausruhen. Darum schien mir, mit etwas paradoxer

Digitized by Google

Uebertreibung, daß die Tage des Romans gezählt seien, weil er sich in Lyrismus und Symbolismus auflöste und auf die Darstellung der Zeit verzichtete. Der Kritiker als der Historiker des Tages muß sich nach der Zukunft weisende Hülfslinien ziehen, die er auslöschen darf, wenn sie ihm nicht mehr dienen. Seine provisorischen Konstruktionen werden erst falsch, wenn sie aufhören wollen, provisorisch zu sein.

Konstruieren wir also provisorisch! Es scheint, daß unsere deutschen Romanschriftsteller sich wieder der Aufgabe zugewandt haben, die Balzac dem Roman gestellt hat und die er für sich allein lösen wollte, nämlich neben die Staatengeschichte die private Geschichte der Zeit und des Landes zu setzen. Faßt man die erzählende Litteratur des Jahres zusammen, so ergiebt sich ein hübsches Stück Zeitgeschichte in größeren und kleineren meist sehr gut beobachteten und gegenständlich dargestellten Ausschnitten, die scènes de la vie privée, politique, militaire, die scènes de la vie de capitale, de campagne, de province, die der Vater des modernen Romans in seiner Vollständigkeitsmanie verlangte. Neben einander gestellt heben sich die einzelnen Produkte gegenseitig, weil sie als Teile eines größeren Ganzen, das von einem imaginären Balzac redigiert sein und „deutsche Zustände am Ende des 19. Jahrhunderts" heißen könnte, die Bedeutung von Studien und Dokumenten gewinnen. Auffällig, daß die so viel geschilderte Arbeiterklasse garnicht in Betracht kommt, daß vielmehr die höheren, regierenden Schichten besonders bevorzugt worden sind. Deutschland ist heute, worüber die politische Zurückgebliebenheit einer konstitutionell verkleideten Autokratie nicht täuschen kann, das unkonservativste Land der Welt, in der Krisis einer sozialen Umwandlung begriffen und in die Notwendigkeit versetzt, das Material an führenden Kräften nach einem anderen Prinzip der Auslese zu schaffen. Daher vielleicht die übereinstimmende Neigung, die Büreaukratie und die Aristokratie ins Auge zu fassen, bevor sie von der Wandlung ergriffen werden. Die Künstler haben eine naturgemäße Vorliebe für das Alte, Fertige, Reife, während die sogenannten neuen Menschen, die vielleicht neu aber selten Menschen sind, ihnen meistens mißlingen. Unter ihren diesjährigen Gaben ist keine bedeutende aber manche recht tüchtige, und es muß mit besonderer Genugthuung festgestellt werden, daß die schreckliche Zeit der Sprachverwilderung und der stilistischen Unreinlichkeit vorüber zu sein scheint. Wir müssen das Handwerk, das zur Kunst gehört, verlangen, weil es notwendig, und müssen es loben, weil es etwas Erreichbares ist. Die Kunst allerdings ist etwas ganz anderes, ein Geschenk, eine Gnade, die wir erwarten aber nicht verlangen dürfen, immer unverdient wie die Liebe und darum etwas Göttliches.

Als Präludium diene „Der Tod Georgs"*) von Richard Beer-Hofmann. Der Autor oder der Held des Buches ist Oesterreicher, Jude, Aesthet und Dekadent, er hat Huysmans gelesen, Pierre Louys und d'Annunzio, er steht neben den Hofmannsthal und Stefan George, und seine Sätze schreiten in eben der mystischen Feierlichkeit, mit der der Oberpriester der neuen Wiener Poetenschule seine kunstvoll verschlungenen Strophen zum heiligen Tanze führt. Aber das Buch hat seine eigene melancholische Schönheit, zuweilen monoton und quälend, weil der Dichter selbst ein Gequälter ist. Es ist ein Akt der Selbstbefreiung, der Selbsterweckung oder eher noch der schmerzliche Seufzer eines Jünglings, der sich aus quälenden Träumen, aus lastenden Hallucinationen losringt und sein verstörtes Auge

*) Berlin. S. Fischer Verlag 1900.

Digitized by Google

dem hellen Morgen der Wirklichkeit zum ersten Male öffnet. In egoistischem Selbstgenuß befangen hat er aus seinem Ich eine traumhaft künstliche Welt gebaut, ihm gehört alles, er gehört niemandem. Was ist Zeit und Gegenwart? Ist etwas darum gewesen, weil er noch nicht geboren war, als es geschah? Und hatte er nicht Recht auf alles, was seine Seele rührt, konnte er sich nicht zu Gaste laden bei aller Schönheit und Herrlichkeit des Vergangenen, hatte er nicht die Heerden mit arkadischen Hirten zu Thale getrieben, auf schwerbeladenen Galeeren in milden Nächten den süßen milesischen Märchen gelauscht, und war er nicht in der syrischen Menge, die in wahnsinniger Brunst um den Altar der Astarte tanzte? Seine Erlebnisse sind Visionen. Aber Träume sind nur Träume, weil man erwachen kann. Wenn er starb, wenn kein Morgen ihn weckte, waren sie dann nicht wirklich und unwiderruflich? So fragt er auch an der Leiche seines Freundes Georg. Sein Tod ist das einzige reale Erlebnis in diesem Traumbuch des Aestheten. Mit großer Kunst erzählt er die Geschichte seiner Ehe, das Sterben der Frau, der er das Ihre genommen und das Seine gegeben hat, damit sie kein Ich mehr besäße neben ihm. Plötzlich erfahren wir, daß diese Ehe nur ein Traum gewesen ist, und sind doch nicht überrascht, weil das alles mit der gespenstischen Deutlichkeit einer Hallucination gemalt war. Man atmet auf wie nach einer langen angstvollen Beklemmung. — Die Wirklichkeit wird für ihn wesenlos, seinem Hochmut ein Spiel ohne Sinn, gleichgültig fern ist alles was geschieht. Rings um sich hat er Einsamkeiten gelegt, nur in seinen eigenen Spuren qualvoll kreisend, aber das Leben, ein starker Gebieter, packt ihn am Rücken und herrscht ihn an: Spiel mit! Und nun beginnt er zu erwachen, zu schauen, zu leben, und er begreift die einfältige Gerechtigkeit dieser Welt, daß ein Gesetz uns alle regiert und daß wir alle an dem nie reißenden Faden des großen Lebens spinnen, der flüchtig durch unsere, durch alle Hände gleitet, daß jeder sein Leben mit hineinverflicht, Spinner und Gespinst zugleich. Alle Thaten sind unlöslich verknüpft, keiner darf sein Leben für sich allein leben. So findet er sein Ich, das ihm in egoistischer Ungebundenheit entglitten war, in der Gebundenheit, die er als heilsame Ordnung anerkennt, in der Welt wieder. Und er fühlt in gesteigerter Kraft das Schlagen seines eigenen Blutes, das demselben großen Strome entfließend auch durch die Adern der Anderen rollt. So erscheint Beer-Hofmann als ein Genesener, ein Befreiter, der sich hoffentlich auch von litterarischen Einflüssen befreien wird; denn er hat genug Eigenes, um sie zu entbehren, und er gehört zu den Leuten, die eine Entwicklung versprechen. Sein Buch steht auf der Schwelle, und da er es geschrieben hat, steht er bereits jenseits seiner Träume, im Leben, in unserem Leben.

Georg von Ompteda hat einen zweibändigen Roman „Eysen“*) geschrieben. Die Eysens sind ein uraltes freiherrliches Geschlecht, dessen Schicksale eine typische Anschauung von der Gesammtlage des deutschen Adels um 1900 geben sollen. Da Ompteda mit diesem einen Buche etwas Aehnliches leisten wollte wie Zola mit seiner langen Serie der Rougon-Macquart, so mußte er nach Vollständigkeit streben, er mußte die historischen Bedingungen des Adels vergegenwärtigen, die Traditionen, die ihn stützen aber auch hemmen und beengen, er mußte sein Verhältnis zur modernen Gesellschaft und zum Staate klarlegen, zu den veränderten Lebensbedingungen, denen er sich anpassen muß, um überhaupt leben zu können. Da Ompteda selbst zu dieser Klasse gehört, so ist es nicht wunderbar, daß dieses Buch

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1900.

Digitized by Google

nicht nur Studien enthält sondern auch warme Mahn- und Weckrufe an seine Standesgenossen. Diese Tendenz, wenn man es so nennen will, läßt allerdings einige Seiten aus dem Tone des Ganzen herausfallen, so wenn ein Minister am Familientage der Eysens von den Höheninstinkten alter Kultur spricht. Das sagt Ompteda, aber nicht der Minister.

Der Verfasser zeigt uns die Adelsfamilie vor der Gefahr der Zersetzung, in dem kritischen Zeitpunkt, wo sie sich nicht begnügen darf zu dauern sondern nur die Wahl hat, vorwärts zu kommen oder umzukommen. Sie gleicht einer alten Kerntruppe mit schweren veralteten Waffen, die von leichten, zweckmäßiger gerüsteten Mitstreitern umgeben ist und die halb aufgerieben auf ihrem Wege viele Vermißte, Verwundete und Tote abgiebt. Da ist der große Adlige, der sorglos sein Kapital aufzehrt, der kleine derbe, patriarchalische Gutsbesitzer, der sich krampfhaft an die ererbte Scholle klammert, ein talentloser Schauspieler, der glücklich als Intendant endet, der Hofmarschall, der bei einem entthronten Fürsten kümmerlich vegetiert, der leichtsinnige ausgewucherte Leutnant, der nach Amerika verduftet, und auch ein anarchistischer Utopist, der ganz aus seiner Klasse herausfällt und seinem Leben ein Ende macht. Auch gesunde, energisch strebende Menschen begegnen uns, der Hamburger Großkaufmann, der tüchtig ist, weil er seinen Adel vergißt, und der intelligente arbeitsame Offizier, der tüchtig ist, weil er sich stets seines Adels erinnert. Diese verschiedenen Individualitäten sind mit einem starken Differenzierungstalent gezeichnet und zugleich mit einer Feinheit, die doch die gleichen, vererbten, typischen Züge des Geschlechtes merkbar macht. In dieser ruhigen Schilderung sind alle Situationen, alle Milieus mit der gleichen Sorgsamkeit ausgeführt, sei es der Rennplatz oder der Fürstenhof, ein Berliner Salon oder ein kleiner märkischer Herrensitz, sie ist gegenständlich, zuverlässig, da sie von einem guten Stück Erfahrung und Lebenskenntnis gewürzt ist. Solche Familiengeschichten mit ihren Sterbefällen, mit ihren Abschieds- und Trauerszenen verfallen leicht in breit sentimentale Gemütlichkeit, aber Omptedas ruhige Gleichmütigkeit, die nichts vernachlässigt aber auch nie gefühlvoll zurücksieht, steht durchaus in der guten Romantradition. Darum hat man im Ganzen den angemessenen Eindruck eines natürlichen wohl von Zufällen beeinflußten aber innerlich begründeten und vernünftigen Geschehens.

Ich stelle drei Erzählungen zusammen, weil sie einen merkwürdig übereinstimmenden Zug tragen, der zwischen den Erzeugnissen der letzten litterarischen Moden fast neu und fremd erscheint. Sie handeln nämlich von Männern und zwar von richtigen Männern, von Eroberern, die heraufkommen wollen, die sich durchsetzen und schließlich doch zu Grunde gehen. Obgleich nun jedes Mal ein Weib dahinter steckt, sind es doch keine Liebesgeschichten sondern vielmehr Charakterstudien, denen die festgezeichnete Gegenwart als Hintergrund dient. Das Lebensziel dieser Männer ist die Karriere, und da das Schicksal sich nicht nackt giebt und nach den Bedingungen der Zeit konkrete Gestalt annehmen muß, so liegt ein besonderer Nachdruck auf der genauen Schilderung unserer gesellschaftlichen Organisation, die von den Männern anerkannt wird, weil sie in ihr herrschen wollen. Es muß von Zeit zu Zeit eine Revision unserer litterarischen Fiktionen vorgenommen werden, von denen eine der verbreitetsten behauptet, daß es nur Künstler und Schriftsteller giebt, und daß das Leben der Männer vom sexuellen Problem vollständig ausgefüllt wird. Wir müssen uns da etwas auf uns selbst besinnen, auf die prosaische Härte des Lebens und auf die Trockenheit der männlich egoistischen Auffassung. Derselbe Mann, der vom

Digitized by Google

Weibe das Opfer seiner Ehre annimmt, wird wegen eines Rendezvous weder seine Bureaustunde noch eine Rekruteninstruktion noch eine Krankenvisite versäumen, sonst wäre er kein Mann. Das Weib lebt vom Manne, der Mann aber nicht vom Weibe. Für sie giebt es nur eine Angelegenheit, nur eine Hoffnung oder Verzweiflung, während er mit vielen Fäden an die sozialen Verhältnisse geknüpft ist und eine sehr viel kompliziertere Lebensrechnung führt, in der die Liebe ein großer, aber eben nur ein Posten ist. Dieses sachliche der Wirklichkeit entsprechende Verhältnis finde ich in den drei Romanen, die nicht nur Liebesgeschichten sein wollen und deshalb mehr sind.

In seinem „Ingenieur Horstmann“*) hat Wilhelm Hegeler einen brutalen Kraftmenschen, einen Mordskerl hinstellen wollen. Das ist ihm gelungen. Wie der Kerl so ist sein Roman, nicht einschmeichelnd, nicht elegant, aber muskulös, kraftvoll, saftig. Horstmanns Vater ist als Totschläger im Zuchthause gestorben, von ihm hat er sein einziges Kapital geerbt, die Wut. Da er sich von dem Alten nicht totprügeln lassen wollte, ist er aus der väterlichen Schmiede ausgerissen, er wird Erdarbeiter bei der Bahn, ein Wüterich, ein finsterer, zäher Fanatiker seiner Sache, der einen bestimmten Weg nach Oben vor sich sieht. Mit den kleinen Ersparnissen arbeitsvoller Jahre bezieht er ein Polytechnikum, als Ingenieur brütet er ungeheure Pläne aus, die bestaunt oder verlacht werden. Es fehlt ihm an feineren wissenschaftlichen Kenntnissen, aber weil es ihm auch an gelehrten Bedenken fehlt, ist er der Mann der Gründergesellschaften, der mit Verachtung der Schulregeln alles macht, Berge durchbohrt, Flüsse und Sümpfe überbrückt, der Eisenbahndämme aus fragwürdigstem Material herstellt. Wie lange sie halten werden, ist eine andere Frage. Aber er hat Glück, sein Ruf nimmt zu, und der Staat beauftragt ihn mit einem Brückenbau, der als schweres Problem der Technik erscheint. Millionen hat er erworben, jetzt soll sein Name auch in die offizielle Liste des Ruhmes eingetragen werden. So kommt er nach Düsseldorf als der geniale Ingenieur, dessen Thaten eine Welt in Spannung erwartet. Der ungeschlachte Plebejer, der weltfremd, unfähig fröhlichen Genießens in das Karnevalstreiben hineinplumpt, verliebt sich in die Tochter einer heruntergekommenen Geheimrätin, die ihr bürgerliches Prestige mit Mühe aufrecht erhält. Die Gegensätze werden grell gepaart, der Mann, der nur arbeiten kann, nur an seine Kraft glaubt, die Frau, die nur genießen kann, nur an ihre Schönheit glaubt. Dennoch ist diese Verbindung nicht künstlich; denn dieser Attila der Ingenieure stürzt sich natürlich auf die Schönste, da ja körperliche Schönheit auch das Einzige ist, was sich seiner begehrlichen Brutalität und seiner dumpfen Intelligenz aufdrängt. Leider läßt sich zu klar voraussehen, wie die Sache ausgehen muß, und eben deshalb erscheint mir die Episode, die der notwendigen Tragödie vorausgeht, als der feinere und interessantere Teil des Romans. Die geborenen Feinde vertragen sich zuerst recht gut. Der Mann weidet sich an seiner Verliebtheit, seiner Eitelkeit, und die Frau, die aus allem eine Sensation zu ziehen weiß, saugt einen angenehmen Schauer aus dieser brutalen Urkraft, die sie zerbrechen könnte und die demütig vor ihr hinschmilzt. Simson und Delila ertragen sich gegenseitig, bis die Philister über ihn kommen. Er überläßt ihr im blinden Vertrauen das Haus, die Repräsentation, den Flirt und ist am liebsten bei seiner Brücke, deren Pfeiler emporzuschießen beginnen. Da bricht einer von den Bahndämmen ein, die

*) Berlin. F. Fontane & Co. 1900.

Digitized by Google

er da hinten in Ungarn leichtsinnig gebaut hat, und als die Vollendung seiner Brücke, seines solidesten, kühnsten Werkes gefeiert wird, ist er ein überflüssiger, unbequemer Gast in der vornehmen Festversammlung. Kein Titel, kein Orden für ihn. Der Minister toastet auf einen Geheimrat Schulze, unter dessen Leitung das Wunderwerk entstanden ist. Auch seine Frau verleugnet ihn im Lager der Offiziellen, der Philister, und da er keine Säule einzureißen hat, so wirft er ihnen ein Sauhunde! Kanaillen! ins Gesicht. Seine Karriere ist zerbrochen, seine Energie brach gelegt, er wartet unthätig wie John Gabriel Borkmann, aber er ist kein Dichter, und die Explosion seiner eingedämmten Kraft bricht gegen seine Frau aus. Hat er alles verloren, will er die wenigstens erobern, und er bereitet ihr ein Höllenleben, um sie klein zu machen. Das ist sehr gut geschildert. Er liebt sie brünstig, aber sein Wille ist erstarrt, er kann ihn nicht mehr umlenken, obgleich er sich selbst am meisten quält. Eine brutale Gewaltthätigkeit, die von der Familie der Frau klug ausgenutzt wird, bringt ihn ins Irrenhaus, und da man ihn für wahnsinnig hält, beginnt er auch bald, es zu werden. Nur der Schrei der Lokomotiven, die an der Anstalt vorüberbrausen, ruft ihm sein früheres Leben zurück. Einmal entweicht er, macht einen kraftlosen Mordversuch auf seine Frau; dann zieht es ihn zu der Stätte, wo die Brücke sich in kühnem Bogen wie ein Nebelstreif über die tiefe Schlucht schwingt. Er fragt einen, wer dieses prachtvolle Werk gebaut hat. — „Der Staat!" — Da wirft er sich vor eine Lokomotive und läßt sich zermalmen.

Hegeler hat die brutale Energie des Mannes mit großer Kraft geschildert, ebenso überzeugend den Kampf mit der Frau und seinen endlichen Verfall als eine starke pathologische Studie. Auch die Figuren der Düsseldorfer Gesellschaft sind sehr gut geraten, sie haben alle, auch die nebensächlichen, eine starke Intensivität des Lebens, an Balzacsche Gestalten erinnernd, die auch immer etwas Fauchendes, Explosives haben. Aber wie gerade gegen Balzacs gewaltigste Figuren, die großen Spitzbuben und genialen Spekulanten, kleine Zweifel bleiben, so erheben sich bei Hegeler große, wenigstens ein großer. Horstmanns Tragödie ist wohl begründet, mit psychologischer Notwendigkeit geführt, aber die Vorgeschichte dieser Tragödie ist etwas Blaßliniges und für den Zweck Konstruiertes. Sie soll uns erläutern, daß der Held ein Genie ist, aber ich glaube es nur, weil Hegeler es versichert. Die Beweise, die er zahlreich herbeiträgt, machen es nicht. Von Borkmann sieht man keine Beweise, aber man hält ihn doch für ein Genie. Erklärungen können hier nicht helfen, und ich glaube auch nicht, daß der Roman mit seiner bequemen weit ausgreifenden Technik hier dem Drama gegenüber im Vorteil ist. Wozu allerdings noch kommt, daß John Gabriel die Züge des Genies trägt, weil er ein Stück von Henrik Ibsen selbst ist. Das dürfte wohl der letzte und der einzige Grund sein.

Mit einem ausgezeichneten Roman „Seine Liebe" ist Georg Wasner*) unter die Dichter getreten. Der herbe, kantige, durchaus männliche Stil nimmt sofort für ihn ein, wenn auch die Einfädelung der Erzählung uns einen Augenblick stutzen läßt. Ein internierter Regierungsrat, dessen Geisteszustand beobachtet wird, versucht sich klar zu machen, wie er dazu gekommen ist, auf seine Geliebte zu schießen, wie er dazu kommen mußte. Es ist eine Beichte an sich selbst in dem Tone eines Mannes, der das Fazit anerkennt, der nur noch einmal die einzelnen Posten durchnehmen

*) Vita. Deutsche Verlagsanstalt. Berlin.

Digitized by Google

will mit der Ueberzeugung, daß sein Charakter so und so geartet bis auf die Zufälle kein anderes Schicksal auf sich ziehen konnte. Der junge Wellberg ist ein streberhafter Emporkömmling, ein Dorfschulmeisterssohn, von seinem Ehrgeiz in ein Korps geführt, wo er sich durch Stipendien und Privatstunden anständig aufrechthält. In der Universitätsstadt verliebt er sich in ein junges Mädchen aus angesehener Familie, schön, spröde, brunhildenhaft, aber nach seinem Charakter muß auch das Glück herb und streng sein. Er ist zum Erobern, nicht zum Schwelgen gemacht, ein mißtrauischer, stolzer, empfindlicher Streber, der keine Abweisung verträgt, weil ihm doch das instinktive Gefühl der Gleichheit mit dieser Gesellschaft mangelt. Ein kleines Ereignis, mit geistvoller Logik herbeigeführt, wird für ihn zum Schicksal. Auf einem fröhlichen Ausflug mit den Korpsbrüdern und den angesehensten Familien der Stadt fällt ihm durch Entscheidung des Knobelbechers die Bezahlung einer Kneiprechnung zu. Da es, wenigstens dem Plebejer, nicht gestattet ist, in Gegenwart der Geliebten kein Geld bei sich zu haben, so greift er die Korpskasse an. Obgleich er den Bestand bald ergänzt hat, ist die Sache entdeckt worden, und er wird aus seinem Korps schimpflich ausgestoßen. Es giebt nun auf der Welt ein paar hundert Menschen, deren Kodex er anerkannt hat, und die das Recht haben, ihn für einen Ehrlosen zu halten. Er kann später darüber lächeln, auf jugendliche Borniertheit verächtlich herabsehen, trifft er einen, der darum weiß, so fühlt er sich doch bedrückt, unsicher, als Mensch zweiter Klasse. Da es mit dem Ehrgeiz vorbei ist, sucht er sich durch die Macht aufzurichten. Er wird Redakteur, Bankdirektor, endlich ins Ministerium berufen, wo den scharfsinnigen Juristen und Nationalökonomen eine glänzende Zukunft erwartet. So kehrt er in die Kreise zurück, die ihn verstoßen haben, da das Spinnennetz der Korps über alle Verwaltungen verbreitet ist. Hier findet er auch die Jugendliebe wieder als die Frau eines gutmütigen Mannes, der sie verehrt und nur zudringlich wird, wenn er betrunken ist. Die beiden treten sich naturgemäß als Feinde gegenüber. Sie war beleidigt durch die gemeine Affäre und er gedemütigt, weil sie ihn mit den Anderen aufgegeben hat. Den Weg der Macht ist er nur gegangen, um sich in *ihren* Augen zu rehabilitieren, aber er sagt es nicht, und sie bewundert den Mann, der mit allen Kräften wieder nach oben gerungen hat, aber sie sagt es nicht, und in der Furcht sich zu verraten, belauern sie sich mißtrauisch hinter den Schanzen ihres Stolzes. Dieser versteckte Kampf ist ausgezeichnet beobachtet und mit suggestiver Knappheit herausgebracht, wobei der Charakter einer erregten Beichte nie überschritten wird, da der Bekenner nie mehr als den selbsterlebten Moment im Auge hat. In dieser Knappheit ist Fülle, unter der sehnigen Magerkeit Blut und Leben. Ein vielleicht ungewollter, sehr feiner Zug fällt besonders auf, den man bei den Meistern des Ichromans, besonders bei dem Abbé Prévost beobachten kann. Die Frau wird nirgends beschrieben. Sie ist schlank, hat eine helle Altstimme und dunkle Augen. Das haben Viele. Aber er weiß genau, wann diese Stimme kalt oder herzlich geklungen, wann diese Augen spöttisch oder freundlich geblickt haben. Wir sehen nur das Aufblitzen ihrer Seele, aber so, daß wir die tragischen Stürme ihres Innern mit zwingender Ahnung empfinden. — Auch die Katastrophe wird sehr logisch herbeigeführt. Er ergreift eine diplomatische Mission, um sich dem aufreibenden Kampfe zu entziehen, sie will ihn halten unter jeder Bedingung und sie gesteht ihm ihre Liebe wie ein Feind, der die Waffen streckt, aber sie will sich ihm nicht geben. Sie kann ihn halten; denn wenn der Minister von der Infamie seiner Studentenzeit hört, wird

Digitized by Google

er auf diesen Diplomaten verzichten. Da hat seine Hand nach dem Revolver gezuckt, der vor ihm auf dem Tische lag, und als er aus der Betäubung aufwachte, hat die Frau verwundet vor ihm gelegen. — Den Nachbericht, der als „Lokales" den Ausgang der Sache meldet, hätte der sonst so geschmackvolle Autor diesen Bekenntnissen nicht anhängen sollen.

Auch Ernst Heilborn in seinem „Kleefeld"*) erzählt das Leben eines Strebers, aber in ruhigem, diskretem, vorsichtig abwägendem Tone, ohne starke Accente und ohne gewaltsame Katastrophe. „In der Mauerstraße zu Berlin, der böhmischen Kirche gegenüber, standen anfangs der achtziger Jahre ein paar alte Häuser." Dort wohnt die dicke, kluge, behagliche Wittwe des Küsters Kleefeld, eine praktische allen Unbequemlichkeiten und Aufregungen abholde Frau, der Jenny Treibel etwas verwandt, da sie auch der gefühlvollen Sentimentalität, sofern sie unschädlich bleibt, einen Platz in ihrem wohlwollenden Herzen nicht verweigert. „Du lieber Gott, als ich jung war, je mehr eins verliebt war, desto mehr that es sich darauf zu gute. Da wurden Verse gemacht, und wer's nicht selbst konnte, dem mußte ein guter Bekannter aushelfen, und Bouquets wurden heimlich geschickt, immer mit der Blumensprache. Und je heimlicher zwei es trieben, desto schöner war's." Sie spricht also Fontanisch, und Fontanisch ist auch die kleine Gesellschaft, die sich bei ihr um den Kalbsbraten unter der Zinkgußlampe versammelt, ihre mit ungeheurer Vernünftigkeit gesättigte Unterhaltung, das Geburtstagsfest mit den Toasten und vor allem die Landpartie mit den Verlobungen. Ganz unfontanisch erscheint allerdings die Hauptfigur, der Assessor Kleefeld, weil er ein korrekter Mensch ist, kein gesinnungsloser Streber sondern ein fanatischer Bismarckschwärmer, der seine Person, sein Können, sein Leben dem bewunderten Heros verschrieben hat. Sein Stolz ist, in der Zeit der Unsentimentalität, der großen Rücksichtslosigkeit zu leben. Er hat große Vorzüge des Mannes, Energie, Selbstständigkeit, Aufrichtigkeit, aber wenig rein menschliche, weil auch sein Gefühlsleben mit allen Instinkten und Leidenschaften der Staatsräson, und was noch schlimmer, der Korrektheit unterworfen ist. Seine hübsche, kluge und nicht unbemittelte Cousine Martha liebt er wohl, aber er kann sich unmöglich auf der Landpartie erklären, gerade weil seine Verlobung von freundlicher Neugier erwartet wird. Das wäre undelikat. Dann kommen lauter nachträgliche Bedenken, und da Martha Lehrerin an einer Kleinkinderschule wird, ein Beruf, der sie nach ihrer eigenen Versicherung sehr glücklich macht, so ist alles in schönster Ordnung. Da er noch nicht gebunden war, ist die Korrektheit unverletzt geblieben. Sie verkehren als gute Kameraden weiter. Einmal als sie im Restaurant sitzen, macht ein junger Leutnant, den er bei einer Uebung zurechtweisen mußte, eine Bemerkung, und es folgt das übliche Duell, bei dem er den Gegner einen tüchtigen Denkzettel giebt. Als Sieger kehrt er zurück, er hat sich geschlagen, für sie geschlagen; nun wird er seinen Antrag machen, und sie wird dem Helden in die Arme fallen. Aber sie weist ihn mit königlicher Entrüstung ab, weil Ehrgeiz und Eitelkeit erst zu Stande brachten, was sein Herz allein nicht vermochte, weil seine kleine Liebe ihre große stolz verwahrte Leidenschaft nicht wert ist. Das ist eine prächtige Szene, unter dieser kühlen vorsichtigen Darstellung steckt viel echte Herzlichkeit und intime Seelenkenntnis. So wird Kleefeld ein Junggeselle, ein trockener orthodox gesinnter Beamter, der es sehr weit bringt. Aber mit Bismarcks, seines Abgottes Sturz fällt er auch, und die Unthätigkeit

*) Stuttgart 1900. J. G. Cotta Nachf.

Digitized by Google

macht ihn zum gleichgültigen früh gealterten Manne. Sie wohnen dann beide nebeneinander, das Fräulein und der Junggeselle, sie bauen ihren Kohl, sie gehen den Raupen energisch zu Leibe und spinnen sich in ein bequemes, unbewegtes Philisterdasein ein, zufrieden mit sich, mit Gott und der Welt.

Heilborn hat seinen ersten Roman geschrieben, er ist (salvo errore) fünfunddreißig Jahre alt, ein feiner, bewährter Kritiker, in dem der Johannistrieb des Selbstschaffens ziemlich spät erwacht ist. Wenn er als Stilist in den Spuren Fontanes geht, so geschieht es nicht in bewußter Nachahmung sondern vielmehr aus einer inneren Uebereinstimmung. Wer die kühle, zurückhaltende aber eindringlich und fein aufspürende Art seiner Essais kennt, wird diese Wahlverwandtschaft leicht bemerken. Aber der Fontanesche Stil hat eine so eigenartige scharfe Prägung, daß es gefährlich ist, ihm auch nur zu ähneln. Wer ihm nachschreibt, verschreibt sich ihm ganz. Viele Sätze im „Kleefeld" könnten von Fontane selbst sein, sie sind aber von Heilborn, und das ist zuweilen ärgerlich, um so mehr, da er unleugbare Qualitäten hat. Seine Darstellung ist knapp aber doch ausgiebig, zurückhaltend und doch eindringlich, ruhig, ohne monoton, und angenehm kühl, ohne erkältend zu sein. Seine Zeichnung ist leicht und fein, aber doch sehr bestimmt und deutlich, so daß die einzelnen Episoden sich scharf einprägen, namentlich die Duellszene oder die brillante Schilderung einer militärischen Uebung in einer kleinen Garnison. Da ist kein Strich zu wenig — aber auch keiner zuviel. Und das wäre mein einziges Bedenken gegen diese sorgfältige, feine Arbeit, da ja Voltaire schon bemerkt, wie notwendig das Ueberflüssige ist. Heilborns Quelle fließt hell und klar aber nicht sehr voll. Doch es kommen ja die größten Ströme von kleinen Quellen.

* * *

Allerdings kann das Ueberflüssige auch überflüssig sein. „Thekla Lüdekind. Die Geschichte eines Herzens"*) von Wilhelm von Polenz hätte entschieden gewonnen, wenn die zwei Bände dieses Romans auf einen reduziert wären. Thekla ist die Tochter eines pensionirten Majors. Ihre Jugendgeschichte wird mit breiter Umständlichkeit erzählt nebst dem Schicksal ihrer Geschwister, ferner die Wiederverheiratung ihrer Mutter, ihre spätere Erziehung durch eine sehr hübsch gezeichnete Jungfer Tante, die den Vater resigniert geliebt hat, ihre Erfahrungen in der Schule, ihre Erlebnisse der Tanzstunde, ihre ersten Waffengänge in der Gesellschaft und die erfolglose Bewerbung irgend eines Jünglings, den sie „ermutigt" haben soll, weil sie in einer Saison mehrere Male mit ihm tanzte. Die sehr sachliche Darstellung dieser sehr typischen Ereignisse wäre entbehrlich, weil sie nicht dazu dienen, ihren Charakter zu bilden, so wenig, daß sie eine spätere Bewerbung annimmt, die von der ersten nicht zu sehr verschieden ist. Hier hätte der Roman einsetzen können, ohne an innerer Begründung zu verlieren. Der Mann, ein sehr hoffähiger Regierungsbeamter hat sie im Grunde des Geldes wegen genommen aber er hat sein Frauchen aufrichtig gern, unter der Bedingung, daß sie eben sein Frauchen bleibt und sich nicht in Dinge mischt, die sie nichts angehen, also in alle ernsthaften. Es kommt nun die tägliche Ernüchterung, die große Leere und die bange Frage, ob das nun alles ist, ob die Ehe nicht mehr bringt, das Leben nicht festlicher und tiefer

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1900.

Digitized by Google

ist, und es beginnt die Opposition ohne Selbstvertrauen, die nicht weiß, wohin sie sich richten soll und dann sich selbst anklagt. Der Krieg beginnt erst, da der Mann sich weigert, die beleidigende Annäherung eines Fürsten als mehr als einen harmlosen Flirt zu betrachten; er will nur Skandal vermeiden, die Sache „ordnen," da ja nichts geschehen ist. Nun verliert sie die Achtung vor ihm, sie beginnt wieder, an sich zu glauben, selbst zu denken. Der vollständige Bruch und die Scheidung wird herbeigeführt, weil sie im Bade einen kranken Jugendfreund gepflegt hat, der sie als Knabe und als Jüngling mit leidenschaftlicher Werbung verfolgte und von ihr abgewiesen ein schlechtes Ende nahm. Aber es wäre auch ohne diese breit ausgesponnene Episode nicht anders gekommen. Dem Roman fehlt das Zwingende, das intime Interesse, nicht weil die Heldin nicht interessant genug wäre; ist doch die unsterbliche Madame Bovary ein rührend banales Geschöpf. Aber wir haben namentlich in den letzten Jahren tiefere Blicke in das Leben der weiblichen Psyche gethan, während diese Geschichte mehr auf der Oberfläche spielend sich vor solchen kühneren Schöpfungen durch eine korrekte Enthaltsamkeit auszeichnet. Es giebt leidenschaftliche Darstellungen, namentlich von Frauen, die das Leben eines Weibes rücksichtslos entschleiern und sein Leiden wie etwas ganz Neues, Erbitterndes preisgeben, und es giebt tiefe Darstellungen, namentlich von Männern, die das Leiden des Geschlechtes als etwas Altes, Unentrinnbares, Heiliges verhüllen und mit der Kunst des Verschleierns noch ergreifender wirken. Bei Polenz ist weder das Eine noch das Andere. Sein Fall interessiert nicht, weil er zu wenig individuell, und er interessiert nicht, weil er zu wenig typisch ist. Da ist kein Weg, der zur Tiefe, ins Irrationale, Rätselhafte führt.

Das, und nur das will Hermann Stehr in seinem ersten Roman „Leonore Griebel"*) aus dem Dunkel heben. Das Deutliche, Helle, Durchsichtige reizt ihn garnicht sondern nur die Dunkelheit, die für ihn nicht etwas Schwarzes, Gleichmäßiges sondern ein Lebendiges, Vielgestaltetes ist. Wo Andere sich den Kopf stoßen, bewegt er sich mit nachtwandlerischer Sicherheit und er sieht mit einer ungeheuren Bestimmtheit, sieht in merkwürdig eckigen Bildern, in mathematischen Figuren, in der Seele entdeckt er die Schatten aller Dinge, die Projektionen aller Eindrücke, lang- und quergezogene Streifen, Gänge, Schächte, phantastische Gebilde einer wahnsinnigen Seelengeometrie, die sich untereinander prügeln.

Leonore stammt aus dem verarmten heruntergekommenen Geschlechte der Freiherren von Marsal, deren letzter ein Bäcker war. „Der Wohlklang ihrer kraftvollen Glieder artete zu krankhafter Zierlichkeit aus. Der lange, freie Gang verengte sich zum Trippeln und das schwingende Spiel der freien Hände verdarb zur prahlerischen Grimasse. — Mit den Wunden ihrer Seele zeugten sie die Kinder und das Gift ihrer Einbildung reichten sie ihnen als die Milch ihrer ersten Märchen. Das geheimste, tiefste Leben ihres Herzens ward ein ohnmächtig verzitternder, dünner Ton!" Von Leonore heißt es: „Ihr Wesen, das eine Kristallisation von Splittern darstellte, war schon in den Grundlinien der Regellosigkeit erstarrt." Sie heiratet den dicken Griebel, sie hat ein Kind von ihm, aber sie selbst ist noch ein Kind mit schlafenden Instinkten, sie hat gar kein Bewußtsein der Wirklichkeit. „Ihr ist, als ob das alles gar nie hätt' sein brauchen." Das ist glänzend gesagt. Erst nach der Mutterschaft wird sie zum Weibe, in ihrem Leibe bildet sich ein neuer Leib mit anderen Stimmungen, anderen Forderungen

*) Berlin. S. Fischer Verlag 1900.

Digitized by Google

und Gesetzen. Eine glühende Scham erwacht in ihr, die nur von einer verheerenden Liebe gelöscht werden kann. So lebt sie in verzückter Erwartung, sie sieht ihn, einen Mann, einen Gott, und es überkommt sie wie Wollust der Empfängnis. Mit erstaunlicher Sicherheit dringt diese Analyse in die mystische Verworrenheit hysterischer Ekstase und religiöser Wollust ein. Hermann Stehr wäre der Mann, die **Acta Sanctarum** zu revidieren. Dagegen ist Huysmans' Mysticismus bloße Litteratur. — Ihr kann nur eines helfen, gewaltige Liebe — oder gewaltige Prügel. Der gequälte Mann, der angstvoll aber geduldig neben ihr hinlebt, verliert endlich die Geduld und er giebt ihr beides, aber nicht mit der nötigen Kraft. So verzehrt sie sich an ihrer erwartungsvollen Scham. Sie verfällt, verstumpft und stirbt langsam ab.

Hermann Stehr schreibt wie in Fieberndem, der sich mit Phantomen schlägt. Die Luft ist bei ihm unheimlich erfüllt, die harmlosesten Dinge sehen drohend aus, einfache Vorstellungen werden zu wilden Wesen, die ihre Krallen in unsere Köpfe schlagen. Und zugleich schreibt er naiv, als ob noch nie Einer vor ihm geschrieben hätte, er entnimmt aus dem Besitzstand der Sprache keine geläufige Verbindung, keinen fertigen Begriff, kein stehendes Bild, als ob er erst eine Sprache zu schaffen hätte. Da wird der „Stein wüster Verwünschungen" geschleudert, oder der „Haken des Zurufs" nachgeworfen, oder es wird an der „Thür der Verstocktheit" gerührt. Hermann Stehr traut den Worten zuviel zu, weil er alles mit ihnen sagen will, er läßt keine Lücken, in die eine verbindende, vermittelnde Stimmung fließen könnte, und weil er nur Takte ohne Pausen nebeneinandersetzt, so kann natürlich keine Melodie entstehen. Er stößt uns seine oft blitzartig treffenden meist aber harten und aus unpassendem Material geformten Bilder so lange an den Kopf, bis wir schließlich nicht mehr wissen, ob wir mit den Augen sehen und mit den Ohren hören. Ein schäumendes Temperament, dem die Selbstbeherrschung, ein wildes Talent, dem der Geschmack fehlt, und dennoch so eigen, so selbstgewachsen, daß wir ihn kaum anders wünschen. Denn wenn er sich die Krallen beschneidet, wird er dann noch so gut packen können? —

Nach Stehrs unheimlich bohrender Analyse bringt uns Clara Viebig's „Weiberdorf"*) als eine treffliche Erholung ins Gleichgewicht. Hier wird der Weiber Weh und Ach aus einem Punkte kuriert, und Prügel giebt es auch die Menge. Die Verfasserin hat ein außergewöhnliches Talent für die Darstellung pimitiven Menschentums, die auf eine genaue Kenntnis ihrer Heimat, der kargen vulkanischen Eifel gestützt ist. Dieser neue Eifelroman ist eine der stärksten Erscheinungen der letzten Jahre, von strotzender Lebenskraft, in einer einfachen Linie energisch geführt und von einem Humor gewürzt, der nicht serviert wird sondern ganz unaufdringlich aus der sachlichen Drastik der Schilderungen entspringt. Sie beziehen sich meistens auf Aeußerungen des Geschlechtslebens, ohne frivol zu sein, da ja derbe Sinnlichkeit schon an sich die Frivolität ausschließt. Die Darstellung der spröden, grauen Landschaft und der aus ihr gewachsenen einfachen Menschen hat einige Seiten, die mit ihrer prallen Fülle, mit ihrer gesättigten Kraft nahe an Zola heranreichen. — Die Vorgänge sind sehr einfach. Die Männer des Dorfes Eifelschmitt arbeiten in den Fabriken von Dortmund und Bochum. Nur zweimal im Jahre, im Winter zu Weihnachten und im Sommer zu Peter und Paul kommen sie nach Hause. Dann giebt es

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1900.

Digitized by Google

ein tolles Fest mit den zurück gebliebenen liebehungrigen Weibern. In wenigen Tagen muß die Lust gebüßt sein, die sich bei anderen Menschen über das ganze Jahr verteilt. Tanz, Suff, Liebe, eine wüste Kirmeß, dann am trüben Morgen Abzug der Männer, denen die verbrauchten, verkaterten Frauen mit wankenden Knieen das Geleit geben. Aber ganz verlassen sind sie doch nicht. Der köstliche Peter Miffert bleibt zurück, durch sein lahmes Bein entschuldigt, aber sonst ist er ein Mann so gut wie die Anderen, vielleicht noch besser! Das wissen die Schönen des Dorfes. Das Pittchen ist die bête chérie, geborener Faulpelz aber geschickter Kerl, der alles Zerbrochene repariert und auch den anderen allgemeinen Kummer der Wittwen und ledigen Bräute stillt. Es sind da reizende Szenen, wenn er mit zehn Weibern zum Tanz ins Nachbardorf humpelt, oder wenn er besoffen im Graben gefunden und von seinen Verehrerinnen im Triumph nach Hause gebracht wird. Nur eins fehlt diesem Sultan, um ganz zu herrschen, nämlich das Geld, und so läßt er sich bei passender Gelegenheit verleiten, falsche Thaler zu machen. Seine Verhaftung bringt das Weiberdorf in wilden Aufruhr. Sie wollen den allbewährten Freund nicht den Gendarmen ausliefern, sie kämpfen um ihn furienhaft mit Fäusten, Knütteln, Steinen. Da ertönt ein mächtiges, lockendes Halloh von der Höhe, und ein einziger brünstiger Schrei aller Weiber antwortet. Die Männer sind da! Sie rasen ihnen entgegen, nicht mehr viele Weiber, nur noch *ein* Weib, *das* Weib. —

Digitized by Google

Rundschau.

An dem schönen Sonntagmorgen des 12. August konnte man in dem eleganten Westen Berlins ein merkwürdiges Bild beobachten. An fünfzigtausend Menschen folgten in langem, feierlichem, monotonem Zuge der Leiche eines Mannes, und je mehr er vorwärts drang, desto riesiger wurde er, aus allen Nebenstraßen floß es, schwoll es heran, geduldig Harrende, die wenig oder nur ganz gedämpft sprachen, schwenkten in immer neuen Reihen ein, Alte und Junge, Männer, Frauen, Kinder, eine unendliche Masse, ein bedrücktes Volk, eine trauernde Familie. Auf dieses Schauspiel sahen andere Tausende herab, die in den Häusern des eleganten Stadtteils wohnen, sie sahen auf eine Menge herab, die sie nicht kannten, auf eine Trauer, die sie nicht teilten, und um einen Mann, von dem sie kaum mehr als den Namen wußten. Aber ein Eindruck blieb doch, der größte, sympathischste und sozusagen persönlichste Eindruck, den das Auftreten der Sozialdemokratie, des Proletariats in Deutschland je gemacht hat. Viele von ihnen sahen wohl am nächsten Tage in ihren Zeitungen nach, was es mit diesem Wilhelm Liebknecht eigentlich für eine Bewandtnis gehabt hatte, und sie fanden hauptsächlich die beruhigende Bemerkung, daß alles in bester Ordnung verlaufen war und daß die Polizei zum Einschreiten keine Veranlassung gefunden hatte.

Der Tod Liebknechts bestätigte die Anschauung, die er ein Leben hindurch verkündet hat, daß die moderne Menschheit in zwei feindliche Lager, in zwei getrennte Nationen gespalten ist. Das Proletariat hat andere Traditionen als die Bourgeoisie, es lebt in einer eigenen Welt, mit anderen Erinnerungen, anderen Denkmälern der Verehrung, es hat einen anderen Kalender der Geschichte und es hat vor allem andere Heroen. Unter diese hat es Liebknecht eingereiht. Den bürgerlichen Parteien galt er als fanatischer Doktrinär, als maßloser Polterer, als fremdartiger, undeutscher Politiker, den Proletariern war er der bewunderte, verehrte Führer, der Fels ihres Vertrauens, und mehr noch, der Patriarch der Bewegung, der liebe „Alte," der sittenreine, vorbildliche Lehrer entsagungsvollster Selbstlosigkeit. Die Einen haben nicht Unrecht, und die Anderen haben Recht.

Die Sozialdemokratie hat Führer, die sich mit Liebknecht messen können. Auer ist geschickter, diplomatischer, Vollmar geistvoller, gebildeter, staatsmännischer, Bebel ist der bessere Politiker und der mächtigere Redner. Aber er war die repräsentativste Persönlichkeit, wohl etwas petrefakt, aber selbst ein historisches Monument der Bewegung, er trug ein reiches Stück Geschichte in sich, sein Name war mit allen Kämpfen des Proletariats verbunden. In Baden hatte er 1849 für die deutsche Republik gefochten, in der Schweiz war er zum Kommunisten geworden, in London kam er in die Lehre von Marx und Engels, die ihn aus dem utopistischen in den wissenschaftlichen Sozialismus führten. Er nannte sich gern den Soldaten der Revolution und er sah diese Revolution nie anders als die gemeinsame Erhebung des gesammten Weltproletariats, mit Verwischung aller Grenzen, mit Aufhebung aller trennenden historischen und nationalen Unterschiede. Es gab für ihn nur einen Proletarier und nur einen Bourgeois. So war er der Vertreter der Internationalität, der das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" als heiligste Parole von seinem bewunderten Lehrer und Freunde Karl Marx geerbt hatte, und wenn sich mit den Vertretern der deutschen Arbeiterschaft Engländer, Franzosen, Belgier, Holländer, Dänen, Schweizer, Oesterreicher, Polen, Czechen zur letzten Huldigung an seiner Bahre vereinigten, so war das keine offizielle parteipolitische Veranstaltung sondern der echte Ausdruck warm empfundener Dankbarkeit. Obgleich Marxist war Wilhelm Liebknecht ein Idealist und ein Ideologe. Mochten die Nationen mehr als je zu ihren Raceinstinkten zurückkehren, mochten die nationalen Wirtschaftskörper ihr eigenes Leben mit immer stärkerer Individualität herausbilden, mochten die Staaten sich

Digitized by Google

wirtschaftlich mit ihren Zolltarifen befehden, mochten sie Kanonen gießen, Flotten bauen und immer größere Heere rüsten, das Proletariat hat an dieser erbitterten Konkurrenz, an dieser Gewalt- und Machtpolitik keinen Anteil, das Proletariat führt keine Kriege, weil es einig ist in dem einen gemeinsamen Kampfe gegen den Kapitalismus. Dieser Mann hatte eine Ueberzeugtheit, die sich auch vor Thatsachen nicht beugte. Er erkannte sie einfach nicht an. Selbst die Gewohnheit hatte keine Macht über ihn. Sein brennendes Rechtsgefühl konnte sich mit keinem noch so unwiderruflichen Ereignis abfinden, bloß weil es geschehen war. Der Bruderkrieg von 1866 empörte ihn in seinen letzten Lebensjahren wie ein junges noch offenes Unrecht, und der Großdeutsche von 1848 hatte für Bismarcks Politik nicht Worte der Verachtung genug, weil sie Oesterreich aus dem lebensunfähigen deutschen Bunde ausgeschlossen und sich mit einem kleineren Deutschland begnügt hatte, das nicht alle Bruderstämme umschloß. Die Weltpolitik war überhaupt sein Steckenpferd, das er zuweilen zur Verzweiflung seiner eigenen Parteigenossen ritt, und die letzte Broschüre, die er hinterlassen hat, ist eine Art von weltpolitischem Testament, das sich mit aller Schärfe gegen die modernen Raub- und Kolonialkriege richtet und sich mindestens durch seine idealistische Einfachheit auszeichnet. „Durch Raub kann ein Volk nimmermehr stark werden — und auch nicht reich. Wir sehen es am Schicksal aller Oberervölker. Das warnendste Beispiel ist Spanien — weiland das größte Kolonialreich der Welt — das größte Weltreich. Was ist aus dem Reich geworden, in welchem die Sonne nicht unterging, und dem die Gold- und Silberflotten märchenhafte Schätze zutrugen? Das Volk verarmte, es hungerte zwischen dem aufgespeicherten Reichtum zweier Welten, und das Reich ist zu Grunde gegangen, ein Opfer der jetzt wieder modisch gewordenen Raubpolitik, oder, was das gleiche — Weltpolitik. Wir Sozialdemokraten haben uns von vorn herein prinzipiell gegen diese Politik ausgesprochen. Arbeit allein schafft Reichtum und Kultur. Ein Land, das wirklich auf der Kulturhöhe stehen will, das muß durch Arbeit in seinem Innern sich emporraffen. Gewalt bringt keine Kultur, kann bloß Kultur zerstören. Jeder Fortschritt einer Nation baut im Grunde auf Arbeit im eigenen Lande. Die Arbeit vernünftig und gerecht organisieren, das ist die große Kulturaufgabe der Menschheit." — Das internationale Proletariat legt den Grund der Zukunftsgesellschaft, in der jeder Mensch menschenwürdig leben und nach dem Maße seiner Neigungen und Fähigkeiten an den Errungenschaften der Kunst, Wissenschaft, überhaupt der Kultur teilnehmen kann. Es ist das Schöne und Menschliche an Liebknechts Glauben, das die soziale Gesellschaft ihm nicht das Endziel bedeutet sondern das Mittel, Individuen, volle froh sich auslebende Menschennaturen hervorzubringen, wie ja überhaupt der erfüllte Sozialismus schon den Individualismus enthält. Und Liebknecht selbst, der Mann der Massen, war durchaus kein Massenmensch. In den Volksversammlungen mußte er den Mut zur Phrase haben, aber als Schriftsteller, als Feuilletonist, als Plauderer, wie wir ihn auch aus diesen Blättern kennen, zeigte er ein starkes Talent der Beobachtung, einen scharfen Blick für nationale und persönliche Individualität, der auch seltene, ungewöhnliche Züge der Menschlichkeit mit feiner Psychologie aufspürte. In Kunstdingen hatte er wie viele Revolutionäre einen konservativen Geschmack, den er professoral verkündete, wie sein Typus überhaupt von dem des deutschen Professors nicht weit entfernt war, namentlich was die Grobheit anbetrifft. Als Politiker war er ein schlechter Deutscher, als Mensch war er deutsch durch und durch, vor allem aber ein Mann. Und das ist heute nicht wenig.

* * *

Unter dem Titel „Ein Wagnerianischer Philosoph" beschreibt Houston Stewart Chamberlain in der Revue des deux Mondes das Leben Heinrich von Stein's, allerdings, ohne daß er die letzte Phase dieses Lebens, das Verhältnis zu Nietzsche berücksichtigen konnte, das erst durch den in dieser Zeitschrift kürzlich herausgegebenen Briefwechsel geklärt worden ist. Schon im Jahre 1890 hatte ihm Franz Servaes in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung einen ausgezeichneten Aufsatz gewidmet, der dem englischen Verfasser entgangen ist und der mindestens den Poeten Stein mit intimerer Kenntnis behandelt. Dafür standen Chamberlain ein Tagebuch, das mit dem fünfzehnten Jahre des Philosophen beginnt, etwa hundert Briefe und der von der Familie aufbewahrte schriftliche Nachlaß zu Gebote. Der Engländer versucht, den so früh verstorbenen deutschen Philosophen mit einigen großen Zügen zu charakterisieren. Heinrich von Stein war ebenso sehr Aesthetiker wie Philosoph, und ebenso sehr Dichter wie Aesthetiker, ein Mann, ein Charakter, in dem man den handelnden von dem denkenden Menschen nicht trennen kann. Er gehörte zu den Naturen, die mit einer Mission geboren sind, die ein großes Geheimnis zu enthüllen haben, das in ihrem Herzen verwahrt liegt. Die sinnlich wahrnehmbare Welt kann uns nur ein schwaches Fragment der Wahrheit offenbaren, aber der Mensch besitzt in seinem Innern die

Digitized by Google

Fähigkeit der Erkenntnis und der Schöpfung. Das Bewußtsein von dieser Fähigkeit und ihre Anwendung genügt zu einer Transfiguration der menschlichen Natur. Höchste Offenbarung dieser latenten Macht ist die Kunst, die Intuition des Künstlers ist der des Philosophen überlegen, die Größe einer Philosophie hängt weniger von der theoretischen Doktrin ab als von der moralischen Persönlichkeit, von der individuellen Eigenheit der Seele. Das ist die gipfelnde Idee in Steins Buche über die Anfänge der modernen Aesthetik.

Heinrich von Stein ist im Jahre 1857 in Coburg geboren, er stammt aus einem uralten fränkischen Rittergeschlecht. Seine Mutter war die Schwester des berühmten bairischen Generals von der Tann, und auch in seiner martialischen Erscheinung war der Typus des Ritters, des Offiziers deutlich ausgeprägt. Die Familie war seit dem sechzehnten Jahrhundert protestantisch, und Stein gehört in die Reihe der Luther, Lessing, Goethe, weil er die Reformation nicht als etwas Abgeschlossenes sondern als das im Leben des deutschen Volkes fortwirkende Grundprinzip auffaßt. Schon der Knabe beschäftigt sich in seinem Tagebuche mit Vorschlägen religiöser Verbesserung, er ruft nach einem neuen Luther und er beschließt, selbst Geistlicher zu werden. Im Jahre 1874 bezieht er die Universität Heidelberg als Student der Theologie, die ihm aber durch das theologische Studium verleidet wird, so daß er sie bald aufgiebt. Aber einem Lehrer, dem er seine Absicht kundgiebt, versichert er, daß die Leidenschaft für die religiösen Dinge und der Durst nach einer aufrichtigen Ueberzeugung ihm immer bleiben wird. Aehnlich wie Nietzsche, vielleicht weniger bewußt, begiebt er sich in eine Schule, die seinem Naturell geradezu widerspricht, in die Dührings, der die Biologie als die Wissenschaft vom krabbelnden Lebewesen verachtet und die Welt auf mathematischer, mechanistischer Grundlage erklärt, der das Unendliche, Uebersinnliche ignoriert, aber mit leidenschaftlichem Enthusiasmus an die Vervollkommnungsfähigkeit der vernünftigen Menschheit glaubt. Für den geborenen Metaphysiker war dieser materialistische Determinismus eine bittere Medizin. Aber er hält sich bei ihm nicht auf, er geht zu Kant, dessen kategorischen Imperativ er ablehnt, weil ihm das religiöse Element der Liebe fehlt, und er dringt in Schopenhauer ein, von dem er die intuitive, künstlerliche Persönlichkeit bewundert, ohne seinen Pessimismus zu acceptieren. Seine ersten philosophischen Schriften sind Etappen in dem Kampfe um eine Weltanschauung, ein unaufhaltsames Vorwärtstreiben, das von einem Vorgefühl des nahen Todes noch beschleunigt wird. „Eine der Nornen hat sich in mein Zimmer geschlichen und hat mir ins Ohr gesagt: Beeile dich!" — Ein Ereignis hatte schon den Siebzehnjährigen betroffen, dessen bestimmende Kraft er gleich ahnte, dessen Folgen aber erst reifen mußten. Im Jahre 1874 hatte er die „Meistersinger" in Berlin gehört, und diese Vorstellung gab ihm „die triumphierende Erkenntnis" von dem Genie Richard Wagners. Bei Dühring hat er angefangen, dem blinden Philosophen, um zu Wagner, dem Seher, zu gelangen, der nicht in abstrakten Kombinationen sondern in Visionen denkt. Wagner war seine „Hoffnung", die lebendige Verkörperung seines Glaubens an die Kunst als die höchste Manifestation des Innenlebens und an die Umbildung und Veredlung der Menschheit durch die Kunst. Heinrich von Stein wird der Hauslehrer des zehnjährigen Siegfried Wagner, die vorbildliche Erziehung des Heroensohnes ist das Ideal seines thätigen Lebens geworden. Am 20. Oktober 1879 trifft er in Wahnfried ein, er verlebt den Römischen Winter im Wagnerkreise, wo ihn die Idealistin Malvida von Meysenburg besonders fesselt. Hier bricht sein Tagebuch ab, um erst fünf Jahre später wieder einzusetzen. Chamberlain nennt diese Lücke „das große religiöse Schweigen", das Schweigen des Jüngers, der die Lehren des Meisters aufnimmt. Man weiß, daß Wagner ihn mehr als geschätzt hat, schrieb er doch für Stein's „Helden und Welt" das warme Vorwort, das in den Gesammelten Schriften vor dem „Parsifal" steht. Aber der alte Freiherr von Stein wollte sich nicht dazu verstehen, daß sein Sohn den Hauslehrer spielte, und er rief ihn nach Hause. Stein habilitiert sich in Halle, er liest über Rousseau, über Richard Wagner, aber das Odium, das auf dem Schopenhauer- und gar Wagnerschüler haftet, wirkt seiner akademischen Thätigkeit entgegen. Dann versucht er es in Berlin, wo seine Habilitationsschrift über die Beziehungen zwischen Sprache und Philosophie in zwei verschiedenen Fassungen von der philosophischen Fakultät abgelehnt wird. Endlich glückt es ihm mit einer Abhandlung über das Verhältnis von Boileau und Descartes. Auf Dilthey's Veranlassung schreibt er die „Anfänge der modernen Aesthetik", die sich durch die feine Charakteristik der Racen, durch den weiten Ueberblick der historischen Entwicklung auszeichnen. In den „Helden und Welt" verklärte er Heroen wie Alexander, Hannibal, Luther, Bach, in den „Heiligen" ging er dem Problem der Heiligkeit nahe, er hinterließ eine Tragödie, Skizzen, Erzählungen und Gedichte reinster romantischer Poesie, von denen Servaes schon vor zehn Jahren einige mitgeteilt hat. Von Wagner getrennt, lebte er in Berlin unverstanden, ungeliebt, einsam. Seine Beziehungen zu Nietzsche wurden durch seinen plötzlichen Tod vorzeitig abgeschnitten.

Digitized by Google

Dreißigjährig starb er an einer Herzkrankheit, die für die Aerzte recht unaufgeklärt blieb. Auf seinem Grabstein stehen die Worte: Selig, die reinen Herzen sind; denn sie werden Gott sehen. —

* * *

Ich habe das Vergnügen, auf das ungewöhnlich interessante Buch eines nicht gewöhnlichen Autors aufmerksam machen zu können, Hans Ostwald's „Vagabonden" (Berlin 1900. Verlag Bruno und Paul Cassirer). Der Verfasser ist in einem hinterpommerschen Städtchen geboren, hat dort die Volksschule besucht und die deutsche Litteratur zuerst durch die Vermittelung der „Gartenlaube" kennen gelernt. In Berlin ist er dann Goldschmied geworden und an den Abenden nach Werkstattsschluß hat er die deutschen Klassiker in den Reklamheftchen gelesen, die ja in ihrer dankenswerten Billigkeit auch mit den Ersparnissen eines Handwerkers zu erschwingen sind. Dann ist er nach alter Sitte auf die Wanderschaft gegangen und auf der „Walze," die ihn durch einen großen Teil von Deutschland führte, hat er die Vagabonden kennen gelernt, denen das Buch gewidmet ist, also nicht als vorsätzlicher Beobachter sondern mehr als einer von den Ihrigen, der das Leben der „Kunden" nicht nur gesehen sondern am eigenen Leibe miterfahren hat. Das giebt dem Buche seinen Wert. Der Autor erzählt mit liebenswürdiger Einfachheit, wie er die geordneten bürgerlichen Verhältnisse aufgegeben, wie er die ersten erstaunten, verständnislosen Blicke in das Dasein dieser Heimatlosen, Enterbten gethan, und wie er selbst häufig arbeitslos, unter dem Zwange der Gewohnheit, der Notwendigkeit sich in ihre Gefühle, ihre Anschauungen, ihre Gebräuche und Satzungen hineingelebt hat. Denn Gesetze hat auch diese fahrende Welt der Unseßhaftigkeit, des modernen Nomadentums, sie hat sogar ihre ehrwürdigen Traditionen, und was man nicht vermuten sollte, ihre sozialen Unterschiede. Es giebt auch unter den Stromern verschiedene Grade der Würde, Abstufungen und Differenzierungen, die durch die feine Schilderung des Autors verständlich gemacht werden. Die Interieurs des schweifenden Lebens werden mit großer Anschaulichkeit dargestellt, sei es die Landstraße oder die Herberge, sozialdemokratische und christliche Herbergen, Verpflegungsstationen und Schnapspennen, wobei auch die Gerichtsverhältnisse und die staatlichen Einrichtungen der Arbeiterkolonieen gestreift werden. Das Buch ist nicht nur durch seinen Stoff, durch seine authentische Bedeutung interessant sondern auch durch seinen Verfasser. Ostwald ist ein liebenswürdiger, einfacher, sympathischer Erzähler, seine Darstellung ist ruhig, sachlich, eindringlich, und er schreibt einen gefällig fließenden, sehr sauberen und selbst anmutigen Stil. Einige Vagabonden läßt er ihr Schicksal mit einer Kunst erzählen, die auf eine besondere Veranlagung für die Novelle schließen läßt. Allerdings werden uns erst spätere Leistungen unterscheiden lassen, wieviel er seinem höchst interessanten, wenig ausgebeuteten Stoff und wieviel er sich selbst verdankt.

Aus dem philologisch ungemein interessanten Sprachschatze der „Kunden" seien einige originelle Proben mitgeteilt. Das Wandern auf der Landstraße heißt Tippelei, das Essen Pickelei, Kartoffeln sind Rundlinge, Heringe heißen Schwimmlinge. Das Bett ist der Sänftling. Der Anzug ist die Schale, das Hemd eine Staude, die Weste eine Kreuzspanne, während der Hut sich sehr hübsch Obermann nennt. Prächtig ist die Bezeichnung des Winters als Vater Weiß. Die Vagabonden haben ein Lexikon von höchst phantasievoller Anschaulichkeit. Merkwürdig, oder vielmehr nicht merkwürdig, daß die Art der Sprachbildung häufig mit der des französischen Argot übereinstimmt. So heißen die Augen Scheinlinge (mirettes) und die Bezeichnung für Thaler entspricht der französischen roue für ein Zweifranken- und roue d'arrière für ein großes Fünffrankenstück. —

* * *

„Das französische Bayreuth" ist die alte Stadt Orange in der Provence, in der Nähe der Rhone und nicht weit von Avignon, der früheren Residenz der Päbste gelegen. Dort steht ein altes, römisches Theater, das Ludwig XIV. die schönste Mauer seines Reiches nannte. Die Stürme der Völkerwanderung sind darüber hingegangen, Feuersbrünste haben es kahl geleckt bis auf die unzerstörbaren Mauern, und die Bewohner der Stadt haben Jahrhunderte lang aus seinen Ruinen ihr Baumaterial ergänzt. Erst in diesem Jahrhundert hat man der Verwüstung Einhalt gethan, und nachdem man es vor dem Verfall gerettet hatte, trat der Wunsch auf, in diesem ungeheuren Raum, der zehntausend Personen faßt, vornehme Vorstellungen allergrößten Stiles zu geben. Die Geschichte dieser Bemühungen und ihre besondere Bedeutung für die Provence hat Ludwig Bräutigam in einem sehr warmen kleinen Büchlein „Das französische Bayreuth" skizziert. (F. A. Lattmann Verlag. Goslar). Es soll dort ein eigenartiger Mittelpunkt für nationale Kunstpflege geschaffen werden, besonders aber für die südlichen Volksstämme, für die Leute der langue d'oc, die sich ja für die echten Nachkommen der

Digitized by Google

griechisch-lateinischen Race halten dürfen. Seit fünfzig Jahren beginnt der französische Süden sich zu regen und die Selbständigkeit seines geistigen Lebens gegenüber der alles aufsaugenden Centrale Paris zu betonen. Im Jahre 1854 vereinigten sich sieben provencalische Sänger auf einem alten Schlosse bei Avignon, um ihr scheinbar erstorbenes Idiom, das Jahrhunderte lang seine Berechtigung als Schriftsprache freiwillig aufgegeben, wieder zu Ehren zu bringen. Seit jener Zeit beginnt die litterarische Renaissance des Südens, die in Frankreich und im Auslande durch den Namen Mistral vertreten ist. Die volkstümliche Dichtung fand ihre Pflege durch die beiden Gesellschaften der „Cigaliers“ und der „Félibres“. Die Felibristen unter Führung von Paul Mariéton haben das antike Theater von Orange zum Mittelpunkt und zum Symbol ihrer lateinischen, provençalischen Bestrebungen gemacht. Dort fanden im Jahre 1897 die ersten Festvorstellungen statt. Man gab Sophokles' Antigone und Aeschylus' Erinnyen in der Bearbeitung von Leconte de l'Isle. In diesem Jahre sollte das Unternehmen europäischen Ruf gewinnen so gut wie Bayreuth oder Oberammergau. Die in Paris zum internationalen Kongreß versammelte Presse war zum Besuch der Festspiele eingeladen. Man gab eine Komödie, eine Tragödie und eine Oper, den Pseudolus des Plautus, die Alkeste des Euripides und Glucks Iphigenie in Tauris. Nach einem Bericht des Figaro scheint es, daß die Oper am stärksten gewirkt hat, daß aber der allgemeine Eindruck hinter den Erwartungen erheblich zurückgeblieben ist, trotzdem man sich die namhaftesten Schauspieler des Théâtre français und der großen Oper verschrieben hatte. Entweder waren die Künstler zu klein oder der Raum zu groß. Nehmen wir das Letztere an!

E—r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Gedanken über das Liebesproblem.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Innerhalb der Gefühlsbeziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden Welt mit ihren Lebewesen und Dingen, scheint auf den ersten Blick alles sich einordnen zu lassen in die beiden großen Gruppen des uns Homogenen, Sympathischen, Vertrauten einerseits, und des uns Unverwandten, Fremden, Feindlichen andererseits. Entweder fühlt sich unser natürlicher Egoismus unwillkürlich veranlaßt, sich zu erweitern, — eine Strecke weit sich mitfreuend, mitleidend in das Selbst eines Anderen so einzugehen, als handle es sich um das eigene Selbst, — oder aber umgekehrt, irgend etwas reizt ihn, sich hart zusammenzuziehen, sich zu verengen, und der Außenwelt ablehnend, angreifend, drohend gegenüberzutreten. Der Typus dieses Egoismus im engern Wortsinn ist der starke Einzelwille, der nur sich liebt und gehorcht, alles übrige aber seinen Eigenzwecken unterordnet; der Typus der weitgewordenen Selbstsucht hingegen, der sogenannten Selbstlosigkeit, ist die Samariternatur mit ihrem Ideal allgemeiner Brüderlichkeit, das aus jedem, auch dem fernstehendsten Wesen die große All-Einheit erkennt und herausfühlt. Beide Grundzüge verschärfen sich im Lauf der Menschheitsentwicklung unermüdlich und unerbittlich, und auf welche Weise der Konflikt, in den sie dabei miteinander gerathen, zum Austrag gebracht wird, das giebt einer jeden Kulturepoche ihr besonderes Gepräge. Endgültig versöhnen können sie sich nie, und wo einer der beiden Gegensätze besonders schroff zum alleinigen Gebot erhoben werden soll, da geschieht dies nur dann mit Sinn und Recht, wenn der andere wegen seiner Uebertreibung besonders schroffer Correktur bedarf. Jeder lebenskräftige Mensch hat, in höherm oder geringerm Grade, an ihnen beiden Antheil, indem die vollkommene Hingebung an einen von ihnen ihn außerordentlich gefährden müßte. Die schrankenloseste Menschenliebe bedarf eines Rückhaltes an kräftiger Selbstliebe um das, was sie giebt, einer eigenen sichern individuellen Habe überhaupt entnehmen zu können, und der machtvollste, erfolgreichste Egoist muß in seiner innern Einsamkeit auf tausend Glücksmöglichkeiten und Reichthümer verzichten, die sich nicht ausbeuterisch rauben lassen, sondern nur zu dem kommen, der sich ihnen aufschließt.

Im wirklichen Leben wird es immer schwer sein, von Fall zu Fall die Grenzen zwischen Schwäche und Güte, zwischen Härte und Selbstkraft einigermaßen richtig zu ziehen, und wie die Menschen Güte und Kraft in sich vereinigen sollen, darüber wird es immer mehr Vorschläge und Meinungen geben, als Sand am Meere ist. Indessen der Umstand an sich ist psychologisch äußerst interessant, daß der Mensch keiner von beiden entrathen kann, ohne sich zu verstümmeln, und daß beide, obschon scheinbar Gegensätze,

Digitized by Google

doch letzten Endes irgendwo miteinander in tiefster Wechselwirkung stehen mögen. Es ist, als läge beiden noch eine geheime Grundsehnsucht unter, die sie in verschiedener Weise in ihren Tendenzen auszudrücken bemüht sind, ohne sie wahrhaft zu stillen: nämlich die Sehnsucht des einzelnen Menschen, zur Totalität des ihn umgebenden Lebens zu gelangen, — in sie einzugehen, von ihr erfüllt zu werden. Der Egoist, der möglichst vieles für sich einheimst und bezwingt, ebenso wie der Selbstlose, der sich an möglichst vieles antheilnehmend hingiebt, sie stammeln, jeder in seiner Sprache, im Grunde dasselbe Gebet an denselben Gott, und in diesem Gebet ist Eigenliebe mit Selbstvergessenheit unterschiedslos in eins vermengt: denn „ich will Alles haben" und „ich will Alles sein" ist, auf seine höchste Bedeutung gebracht, das nämliche sehnsüchtige Verlangen. Beide erreichen das Erstrebte nicht, weil sich ein Selbstwiderspruch darin birgt: der Egoist müßte Nichtegoist, und doch er selbst, der Nichtegoist müßte Egoist, und doch er selber sein, um ein Hinübersteigen über die eigenen Wesensgrenzen kennen zu lernen. Es sind immer unsere Wände, an die wir uns stoßen, und an die wir uns das Weltbild malen, gleichviel ob wir sie noch so weit auseinanderrücken mögen, oder ob wir in ihnen noch so eng und hoch unser Hab und Gut aufstapeln.

Nun giebt es aber noch eine dritte Art von Gefühlsbeziehungen neben der sympathischen und der feindlichen, gewinnsüchtigen, — eine Beziehung, die ihre Wurzel eben da tief unten zu haben scheint, wo diese beiden sich erst auseinanderspalten, — eben da, wo der Mensch noch aus der ursprünglichsten, dunkelsten Sehnsucht heraus sich dem Eindruck der Welt stellt. In dieser dritten Art von Gefühlseindrücken sind die Bestandtheile der beiden andern noch ungeschieden, sie sind in einer wunderlichen und widerspruchsvollen Weise darin gemischt; gerade im Widerspruchsvollen jedoch liegt das Neue, ungemein Wirkungsvolle, Fruchtbare an ihnen, denn es löst das Gefühl aus, als gehe der Mensch in der That in sich selbst zugleich über sich selbst hinaus in's Ganze des Lebens.

Hierzu gehören alle erotischen Beziehungen. Man hat öfters mit gewissem Recht bemerkt, die Liebe der Geschlechter sei der ewige Kampf, die urewige Feindschaft der Geschlechter untereinander, und wenn man das auch im einzelnen Fall häufig einseitig übertreibt, so ist es dennoch wahr, daß in der Liebe zwei Fremdheiten zueinanderkommen, zwei Gegensätze, zwei Welten, zwischen denen es diejenigen Brücken nicht giebt und niemals geben kann, welche das uns Verwandte, Gleichartige, Vertraute so mit uns verbinden, wie wenn wir zu uns selber kämen und in unsern eigenen Bereichen wandelten, indem wir uns ihm nähern. Nicht zufällig sehen unter Umständen Haß und Liebe sich ähnlich, und sind dermaßen geneigt im Sturm der Leidenschaft ineinander überzuschlagen. Nicht zufällig auch entsteht in der Natur die geschlechtliche Zeugung, — diese Grundlage des allmählich aus ihr resultirenden erotischen Empfindens, — durch das Zusammenkommen möglichst *differenter* Protoplasmakörperchen, woraus sich daraufhin die Geschlechtsunterschiede entwickeln und die erreichte Differenzirung auf immer fixiren. Durch das ganze Thierreich geht nicht zufällig jenes Gesetz, das die meiste Inzucht mit Unfruchtbarkeit, Degeneration, Untergang bedroht und die Geschöpfe instinktiv antreibt, die Brut desselben Nestes bei der Begattung zu fliehen, um sich fremden Geschöpfen der betreffenden Thierordnung zuzuwenden. In der Liebe ergreift uns der, nichts anderm ähnliche, Drang zueinander eben dadurch, daß ein Neues, Fremdes, ein vielleicht Geahntes und Ersehntes, aber nie Verwirklichtes, den ersten Anstoß dazu giebt, —

Digitized by Google

nichts aus dem uns bekannten, vertrauten Umkreis, dem wir uns selbst längst verschmolzen haben, der uns selbst einfach wiederholt. Deshalb befürchtet man stets das Ende eines Liebesrausches, sobald zwei Menschen sich allzu gut kennen lernen, und der letzte Reiz der Neuheit verfliegt, — und deshalb ist den Anfängen eines Liebesrausches mit der ungewissen, zitternden Beleuchtung, in der er beginnt, nicht nur ein so unsäglicher Reiz zu eigen, sondern auch eine so besonders fruchtbar anregende, das ganze Wesen tief aufwühlende, die ganze Seele in Schwingung versetzende Kraft, wie sie später kaum je mehr ausgelöst wird. Sicher ist, daß vom Augenblick an, wo der geliebte Gegenstand nur noch unendlich bekannt und verwandt und vertraut auf uns wirkt, aber garnicht, — in keinem Punkte mehr, — als ein Symbol fremder Möglichkeiten und Lebensmächte, der eigentliche Liebesrausch zum Abschluß kommt. Wohl mag, nachdem Liebende sich in so gefährlicher Weise einander enthüllt haben, noch eine lange Periode inniger Sympathie folgen, jedoch hat sie mit dem vorangegangenen Gefühl in ihrer Art und Färbung nichts gemein, und charakteristisch ist es häufig, daß sie, trotz aller ehrlichen Freundschaft, voll von ganz kleinen Reizbarkeiten zu stecken pflegt. Ja, das Nämliche, was uns einst an hundert minimalen Zügen entzückte, wirkt nunmehr gerade irritirend, anstatt zum mindesten gleichgültig zu lassen, wie es zwischen Freunden von Beginn an wohl der Fall wäre. Es macht sich eben hinterher noch die Thatsache unangenehm bemerkbar, daß es keineswegs das uns Homogene, Gleichartige, gewesen ist, was uns erotisch erregte, sondern daß unsere Nerven einer fremden Welt entgegenzitterten, in der wir nie so heimisch werden können wie im eigenen, bequemen, gewohnten Alltag.

Der Liebende verhält sich in seiner Liebe dementsprechend auch viel ähnlicher dem Egoisten als dem Selbstlosen; er ist anspruchsvoll, fordernd, von heftigen Eigenwünschen bestimmt und ganz ohne jenes breite, willige Wohlwollen, womit wir uns, in der menschlichen Mitfreude, dem menschlichen Mitleiden, um einen Andern, ohne jeden Zusammenhang mit uns selber, sorgen. In der Liebe erweitert sich die Selbstsucht nicht barmherzig und milde, sie spitzt sich vielmehr eng und stark zu, wie zu einer gewaltigen erobernden Waffe. Aber diese Waffe versucht nicht, wie wir es im blos egoistischen Gebrauch von Menschen oder Dingen thun, den betreffenden Gegenstand seines eigenen Selbstzwecks zu berauben, an seiner Herrlichkeit und Fülle zu verwunden, sondern sie erobert ihn sich im Gegentheil nur, um ihn nach allen Richtungen gelten zu lassen, zu schätzen, zu überschätzen, ihn auf den Thron zu heben und auf Händen zu tragen. So birgt die erotische Liebe alle Uebertreibungen der Selbstsucht wie des Wohlwollens, beide zur Leidenschaft geworden und, unbekümmert um den Widerspruch, miteinander zu ein und demselben Gefühl vermählt. Es ist, als entstände wirklich ein schmaler Riß in unserm Innenleben, durch den hindurch wir aus uns heraus in den ganzen Ueberschwang des Lebens außer uns trunken zu taumeln vermöchten, während wir gerade im leidenschaftlichsten Egoismus begriffen sind. Wir sind nicht dazu imstande, uns dem geliebten Wesen mit jener Güte zu verbrüdern, die im Andern das ihr gleiche Menschenthum umfängt und hochhält und so immer im Umfange ihres eigenen Wesens bleibt, — wir heben uns im Gegentheil in unserer Besonderheit und Andersartigkeit gerade von dem, was wir lieben, am stärksten ab, werden uns der Zweiheit und Verschiedenheit am stärksten bewußt, aber in dieser Zusammenfassung und Vertiefung unseres eigensten Ich werden wir eben dadurch dermaßen intensiv conzentrirt, daß wir gewissermaßen am geliebten Menschen überschäumen, überquellen müssen.

Digitized by Google

An ihm, von ihm bedrängt und zusammengedrängt entlädt sich, wie ein befreiender Strom, unsere gesammte Kraft und erlöst uns produktiv von uns selber. Der Liebende fühlt sich machtvoll und einer ganzen Welt gewachsen, als habe er die ganze Welt erobert infolge dieser innern Vermählung seiner selbst mit etwas, was ihn wie den Inbegriff aller schönen Möglichkeiten und Fremdartigkeiten der ganzen Welt anzog. Dieses Gefühl aber ist nur die psychische Kehrseite desjenigen physischen Vorganges, in dessen letzten Consequenzen der Mensch thatsächlich über sich selbst hinausgelangt, indem er sich am vollsten betont und durchsetzt: in der Liebesleidenschaft vermählt er sich dem Andersartigen, nicht um sich aufzugeben, sondern um sich selbst noch zu übertrumpfen, — um sich weiterzugeben in einem neuen Menschen, in seinem Kinde.

Die erotische Beziehung ist also eine Mittelform zwischen dem Einzelwesen als solchem, dem Egoisten, und dem social empfindenden Wesen, dem Heerden-und-Bruderthier; in der tiefen, dunkelen Grundform des Erotischen fließen noch diese beiden Gegensätze, von denen wir zwiespältig bewegt werden, ungeschieden in Einem Urstrom dahin. Aber daraus läßt sich dennoch nicht, wie es bisweilen geschieht, folgern, daß der Liebesrausch mit seiner physischen Bedingtheit eigentlich eine niederere Form von Beziehungen sei gegenüber der allmählichen Geistesverbrüderung wahlverwandter Menschen, und endlich Aller mit Allen, — so daß er zu den höchsten menschlichen Entwicklungsstadien nur eine, immer wieder nothwendige, Vorstufe darstelle. In Wahrheit ist das Erotische eine ebenso selbsteigene Welt für sich, wie diejenige socialen Gemeinschaftsgefühles oder aber des egoistischen Einzelmenschen; es durchläuft alle Stadien, von den primitivsten bis zu den complizirtesten, in seinem eigenen Bereich, und, wo es, in den Wechselfällen des wirklichen Lebens, in die Bereiche der beiden anderen sich hineinverfängt, da verklärt und läutert es sich nicht etwa, sondern giebt damit einfach sein innerstes Wesen auf. Freilich entstehen ja ursprünglich, mitsammt der Existenz der Wesen überhaupt, auch deren verschiedene Gefühlswelten aus dem Umstande, daß die Geschlechter einander erotisch zustreben, aber was sich dann auf der einmal gegebenen Grundlage so entstandener Blutsverwandschaft weiterhin aufbaut, hat nichts damit zu thun; der Trieb, der die Geschlechter sich suchen und lieben heißt, bleibt seiner Natur, bleibt allen seinen Phasen nach, total verschieden von sonstigen Beziehungen der Wesen untereinander.

Aber es ist erklärlich, warum eine im Kern so widerspruchsvolle Eigenart, wie die der Liebesempfindungen, derartig schwankend taxirt zu werden pflegt; warum sie bald als egoistisch geringgeschätzt, bald als selbstlos überschätzt wird, je nachdem der Ausdruck ihrer physischen Gebundenheit oder ihrer seelischen Ueberschwenglichkeit vorwiegt. Denn das ist der zweite Widerspruch, aus dem sie scheinbar ganz und gar besteht, daß nämlich auch die physischen wie die seelisch-geistigen Aeußerungsweisen sich in ihr in wunderlichen Gegensätzen mischen und doch vertragen. Wir sind gewöhnt, unsere stärksten körperlichen Nöthigungen und Triebe von unsern geistigen Bedürfnissen zu unterscheiden, denn wenn wir auch wissen, wie eng sie zusammenhängen, und wie unbedingt auch die geistigsten Prozesse in uns zugleich Begleiterscheinungen von gleichzeitigen physischen sind, so treten die physischen doch nicht mit dem zudringlichen Anspruch auf, unsere Aufmerksamkeit fortwährend auf sich zu ziehen und uns bewußt zu werden. Aus dieser Vergeßlichkeit, aus dieser Nichtbeachtung rüttelt uns das erotische Empfinden gründlich auf: es erfüllt uns wie kein anderes die ganze Seele mit Illusionen und Idealisationen seelischer Art und stößt uns dabei brutal, unausweich-

Digitized by Google

lich auf den Spender solcher Erregung, — auf den Körper. Wir können ihn nicht mehr ignoriren, nicht mehr von ihm wegblicken: mit jedem offenen Blick auf das Wesen der Erotik assistiren wir gleichsam einem uralten, uranfänglichen Schauspiel, — einem Geburtsvorgange des Psychischen in seiner ganzen Pracht aus dem großen, allumfassenden Mutterleibe des Physischen. Aber da wir uns gewöhnt haben, mit „körperlich" und „geistig" ebenso getrennte Vorstellungen zu verbinden, wie etwa mit „egoistisch" und „selbstlos", so versuchen wir unwillkürlich, auch das Liebesphänomen möglichst einseitig zu fassen, um es unter eine einheitliche Vorstellung bringen zu können. Daher ein so wunderlicher Dualismus in den Auffassungen des Erotischen, daher seine Schilderung von zwei so ganz entgegengesetzten Seiten her, bis sie schließlich in ihren äußersten Konsequenzen auf scheinbar total unvereinbare Behauptungen hinausläuft, denen man gleichwohl beiden Recht geben muß. Denn Recht hat der wundervolle Ueberschwang einer Leidenschaft, wie sie zwischen Romeo und Julia war, und Recht hat in ihrer Weise auch deren Kritik, etwa durch einen heutigen nervösen Dichter, der in alledem nichts finden kann, als die „fächensen Komplikationen der Pubertätsliebe"; — wahr ist das Bild der Leidenschaft in allen von ihr ergriffenen Menschen, die hingerissen von ihren Wundern Liebe stammeln, und wahr ist auch, in seiner physiologisch nackten Konstatirung, das grobe Wort des französischen Cynikers, der da sagt: „l'amour n'est que le frottement de deux épidermes."

Der Schroffheit dieser Kontraste wird noch Vorschub geleistet durch einen besondern Umstand. Unser Geschlechtsleben nämlich hat sich zwar in uns ebenso genau physisch lokalisirt und gegen die übrigen Funktionen abgegrenzt, wie etwa die Funktion des Verdauens dies im Magen oder die des Athmens dies in den Lungen that, aber, im Unterschiede davon, bethätigt es sich von seinem körperlichen Spezialgebiet aus in einem innern Aufruhr des ganzen Menschen, der dessen gesammtes Wesen in die äußerste Mitleidenschaft zieht. Es wirkt so central und so weitverzweigt, wie nur noch das Gehirnleben, — dieser viel jüngere, spätere, zartere Sproß der Entwicklung, — in seinen tiefsten Geistesnöthigungen sonst wirkt, aber, im Unterschiede wiederum auch davon, rückt es dabei den körperlichen Apparat viel brutaler, viel spezieller in den Vordergrund. So scheint das Erotische mit souveräner Sicherheit ebensowohl zu partizipiren an den Vortheilen gesteigertester Differenzirung, welche jeglicher Funktion ein immer gesonderteres Gebiet anweist, als auch an den Vortheilen einer noch ungeschiedenern, einheitlichern Kräfteerregung, wie sie sonst nur weniger hoch organisirte Thiere aufweisen. Es setzt sich in dieser Doppelwirkung vielleicht deswegen so erfolgreich durch, weil es jene Macht in uns darstellt, die am frühesten, — mit dem ersten Schimmer nervöser Energie, psychischer Bethätigung, — in den Lebewesen aufkam, dieselben jedoch nicht nur in ihrer steigenden Entwicklung weiterbegleitete, sondern aus der sie zugleich immer wieder, wie aus dem Urschooß des Seins, heraus geboren werden bis an der Welt Ende.

Schon im Liebesleben der Thiere fällt es oft humoristisch auf, wie ihr brünstiges Verlangen sich einerseits grob und simpel befriedigt, gleich irgend einer spontanen Körpernöthigung, und andererseits dennoch ihre Gefühlswelt bis zur sentimentalen Verzückung, bis zur leidenschaftlichsten Hypnose aufregt. In den erotischen Beziehungen zwischen Menschen bleibt es nicht immer bei dem humoristischen Urtheil; sie werden entweder so derbkomisch genommen, daß sie mit den Gegenständen rangirten, von denen zu sprechen man sich scheuen muß, als berühre man damit Gemeines, oder

Digitized by Google

aber es wird fast tragisch aufgefaßt, indem die erotischen Ueberschwänglichkeiten als ebensoviele trügerische Illusionen und verhängnißvolle Verblendungen erscheinen. Ja, ein dunkles Gefühl von diesem scheinbar dualistischen Charakter des Liebesphänomens kann den Liebenden selbst kommen, und ist vielleicht einer der stärksten Gründe jener tief instinktiven Scham, die ganz junge unschuldige Menschen ihrer körperlichen Verbindung gegenüber fühlen. Denn diese ursprüngliche Scham geht nicht immer auf ihre mangelnde Erfahrung allein oder auf die Lehren ihrer Erzieher zurück, sondern entspringt spontan: sie meinten und empfanden eben in der Liebe das Ganze ihrer selbst, das Ganze ihres voll ergriffenen Wesens, und der Uebergang von dieser Gesammtergriffenheit zum speziellen Aktiv-werden eines körperlichen Theilprozesses, auf den die Betonung einer zu vollziehenden Handlung fällt, verwirrt sie deshalb; es mag ähnlich wirken, wie wenn — paradox ausgedrückt, — mit einem Mal noch ein Dritter anwesend sei, dessen Mitbetheiligung sich bis dahin nicht so selbständig deutlich machte: der Körper als solcher, der Körper als eine Theil-Person für sich. Und das mag eine Empfindung wecken, als seien sie sich vorher im Grunde näher, — totaler nah, unvermittelter nah, — gewesen, in der bedingungslosen Schwelgerei ihrer Seelengemeinschaft.

Jedoch dies anscheinend Dualistische am Liebesvorgang hat gerade seine Wurzel darin, daß „Körper" wie „Seele", beide sich in ihm, unbeschadet aller Widersprüche, so rückhaltlos äußern, und sich uns in ihrem thatsächlichen Zusammenhange in allen unsern Regungen aufzwingen. Was da nämlich stattfindet: die Vermählung zweier Menschenwesen vermöge der erotischen Anziehung, das ist nicht die einzige, — und vielleicht nicht einmal die eigentliche — Vermählung, die damit bewirkt wird. Denn vor Allem kommt es im einzelnen Menschen selbst dadurch zu einer Art berauschten, jubelnden Ineinanderwirkens der höchsten produktiven Kräfte seines Körpers und seiner höchsten seelischen Steigerung. Während unserm Bewußtsein sonst die eigene Körperlichkeit wie eine ziemlich schlecht von uns gekannte und noch schlechter kontrollirbare Welt, vorschwebt, mit der es zwar Eines Wesens sein soll, sich aber in Wirklichkeit meistens schlecht verträgt, — giebt es nun plötzlich eine so gemeinsam empfundene Innervation zwischen ihnen, daß alle ihre Wünsche und Sehnsuchten einheitlich zusammenflammen. Wie manchen Eheleuten, die sich zwar oft zanken, in denen aber doch unzerstörbar das Wissen um ihre thatsächliche Einheit lebendig bleibt, so kommen dem Körper und Geist mit plötzlicher, mit elementarer Macht Tage und Stunden erneuten Vermählungsglücks: das sind dann große Fest- und Jubeltage mit gewaltigem Pauken- und Trompetenschall und der innerlichen Freude, die bis in alle letzten Nervenfasern pulst, ist kein Ende. Solch ein Fest, solch eine Feier ist die wahre Erscheinung des erotischen Rausches, in dem der Liebende Körper und Seele in inniger Umschlingung in sich eins fühlt und daher jenes Gesunden, jene kraftvolle Erneuerung verspürt wie nach einem göttlichen Wunderbad.

Nicht mit Unrecht sagt man deshalb auch: alle Liebe beglücke, selbst die unglückliche. Die Richtigkeit dieses Ausspruches muß ganz und gar unsentimental gefaßt werden, ganz ohne Rücksicht auf den geliebten Andern, einfach nur als das Glück des Liebens an sich, das in seiner festlichen Aufregung bis in das verborgenste Winkelchen unseres Seins gleichsam hunderttausend helle Kerzen anzündet, deren Glanz alle wirklichen Dinge draußen weit überstrahlt. Deshalb geschieht es auch, daß Menschen von einer gewissen seelischen Kraft und Tiefe alles Wesentliche von der Liebe wissen,

Digitized by Google

noch ehe sie geliebt haben, und — gleich der armen Emily Brontë, von der Maeterlinck in seinem letzten Buch mit allzu viel Verwunderung berichtet, — die ganze Seligkeit der Liebe mit suggestiver Wärme und Inbrunst vorauszuschildern im Stande wären. Was bei der Liebeserfahrung im wirklichen Leben, durch die Liebe und den Besitz des andern Menschen, noch hinzukommt, ist nur noch eine besondere Sorte von Glück, Glück durch Verdoppelung, — ähnlich wie beim Echo-Rufen — Staunen und Freude darüber, daß die Dinge draußen unsern Jubelzuruf an sie zurückhallen. Und in demselben Maße werden wir immer erfinderischer darin, ihnen alle Zärtlichkeiten und Heimlichkeiten unserer Seele entgegenzusenden und sie zurückzuempfangen, — alle diese reichen Ueberschwänglichkeiten, die ja zwar Illusionen sind und liebliches Blendwerk in Bezug auf die rein persönliche Beschaffenheit des „Andern," aber dafür ihre Wahrheit besitzen als Ausdruck unserer durch sie veranlaßten Herzensergriffenheit, die sich an festlichem Schmuck und Glanz nicht genug thun kann. Obgleich wir nämlich so völlig vom Andern erfüllt zu sein wähnen, sind wir es doch nur von unserm eigenen Zustand, der uns im Gegentheil ganz besonders unfähig macht, uns, berauscht wie wir sind, mit der Beschaffenheit von irgend etwas, wahrhaft zu befassen. Liebesleidenschaft ist von allem Anfang an außer Stande zu einer wirklichen sachlichen Aufnahme eines Andern, zu einem Eingehen in ihn, — sie ist vielmehr unser tiefstes Eingehen in uns selbst, vertausendfachte Einsamkeit ist sie, aber eine solche, der, wie mit tausend blitzenden Spiegeln umstellt, sich die eigene Einsamkeit zu einer alles umfassenden Welt zu weiten und zu wölben scheint. Der geliebte Gegenstand aber ist in ihr nur als der erregende Anlaß zu Allem enthalten: etwa so, wie im bewegten nächtlichen Traum ein Klang oder Duft enthalten ist, der uns im Schlummer streifte und zum Träumen hinriß.

Darum vermag jede Art von geistesschöpferischer Thätigkeit vom erotischen Zustande stark beeinflußt, und bisweilen erhöht, elektrisirt zu werden, sogar in Gebieten, die allem Persönlichen praktisch oder abstrakt sehr fern liegen; überhaupt alle diejenigen Thätigkeiten vermögen sich daran zu steigern, für die eine intensiv wirkende Einigung unserer verschiedenen, meistens zersplitterten, Triebkräfte, günstig ist, weil sie Gluth und Wärme in uns bringt. Gewisse Kombinationen blitzen dann auf, gewisse Bilder formen und färben sich, die ehemals todt blieben, denn alles Schöpferische besitzt seine Voraussetzungen nicht im klarsten, entwickeltesten Geisteszustande, sondern in der Fähigkeit, von solcher klaren Höhe der Entwicklung aus, sich immer wieder, in kraftvoller Vermählung, zusammenzuschließen mit allem Leben das in uns raunt und redet, drängt und sucht, bis in die dunkelste, heimlichste Wurzel unseres Seins hinab. Dadurch eben wirkt es zeugend, dadurch allein hebt es etwas aus sich heraus, was, eine lebendige Totalität in sich selbst, eigenmächtig neben seinem Erzeuger hinleben kann, — sein Werk und dennoch unabhängig von ihm: gerade so, wie sich derselbe Prozeß im Physischen wiederholt, wenn die Reife des Körpers zur Fortpflanzung antreibt.

In solche schöpferische Lebenstiefe zurückgewandt, zeigt daher unser Geist, oft mitten in der erotischen Benommenheit, Kräfte, die er vorher nicht besaß, neben Einbuße anderer, die er bis dahin besessen. Dorthin, nach innen gewandt, scheint er in gewissen Momenten das Antlitz eines Sehers anzunehmen, dessen Lippen mehr verkünden könnten, als er sich in seinem Durchschnittszustande zugemuthet hätte; jedoch nach außen hin, in der Urtheilsweise des Tages und dessen Ordnung, und vor allem dem geliebten Gegenstand gegenüber, den er absolut nirgends ganz passend in das Uebrige

Digitized by Google

einzureihen weiß, zeigt er ebenso oft das Antlitz eines lächelnden und erstaunten Kindes. Und in der That ist in solchem Zustand in ihm vielleicht mehr als je alles, wessen er fähig wäre, in fruchtbarem Keimen zusammengefaßt, ohne daß es sich in gesonderten Einzelbethätigungen auseinanderzufalten vermag. Einem Kinde gleicht er dann, und ist ja auch in der That wieder Kind geworden in der uranfänglichen Gleichsetzung von Körper und Geist und naiven Empfindung beider, — ein Kind, das alles für echt nimmt, dem alles neu ward, das voll grenzenlosem Glauben und Vertrauen hinausjauchzen möchte in die unwahrscheinlich herrliche Welt, und vor der weisesten Vernunft keine bessere Verbeugung weiß, als seinen schönsten Purzelbaum. So wunderlich es klingt, giebt es doch feine, kleine Wesenszüge, die den wahrhaft, von Herzensgrund, Verliebten, verbinden mit der oft und oft gerühmten Kindlichkeit der genial schaffenden Naturen. Er berührt eben, in einem vorübergehenden, physisch veranlaßten Zustande, und daher von einem andern Wege her, momentweise jene Tiefe, wo diese Ausnahme-Menschen hausen, — er weiß, wie im Traume lallend, etwas von den Herrlichkeiten da unten zu erzählen, und hat ja darüber, ach! wie viel Nützliches und Nothwendiges vergessen. Diese unwillkürliche Kindlichkeit, zu der auch der vernunftreichste, hartgesottenste Pedant durch die erotische Verjüngung gelangen kann, unterscheidet am strengsten, am unbestechlichsten, das wirklich Erotische von jeder Art bloßer geiler Begehrlichkeit, sei sie mehr brutal oder mehr raffinirt, denn immer bleibt in ihr die körperliche Erregung isolirt, partiell, und schlägt nicht über in den charakteristischen Rauschzustand des gesammten Menschen.

Etwas vom Bewußtsein, einander gegenseitig kein Gegenstand sachlicher Beurtheilung gleich den übrigen Dingen zu sein, sondern eigentlich nur ein wunderseltsames Märchen, drückt sich im Verhalten der Liebenden höchst bezeichnend während der ganzen ersten Zeit ihrer Beziehungen aus. Es ist, als käme ein Jeder von ihnen im unwillkührlichen Benehmen der liebevollen Idealisation des Andern entgegen, bemüht dieselbe zu erhalten. Ungerecht wäre es, dies mit irgend welcher Affektation oder Inscenesetzung bloßer Eitelkeit zu verwechseln; es ergiebt sich vielmehr oft dermaßen aus dem stark benommenen, befangenen Liebesgefühl von selbst, als ob dasselbe einfach garnicht umhin könnte, sich durch sein bloßes Erscheinen ein anderes Milieu statt des realistisch gegebenen der übrigen Dinge zu schaffen, ein anderes Niveau statt des umgebenden Alltagslebens. Alles das, was den geliebten Gegenstand in eine besondere Atmosphäre und Beleuchtung zu rücken scheint, ist im Sinne des Alltags nicht ganz echt, nicht handgreiflich wahr, — es ist von einer ehrfürchtigen Schönheitssehnsucht angeordnet, in der man sich mit mehr Zurückhaltung als je, mit mehr Rückhaltlosigkeit als je, in einer ganz neuen Wesensmischung also, giebt. Gewisse Dinge lassen sich nur sozusagen stilisirt, nicht realistisch, in ihrem eigentlichen Sein erleben, vielleicht weil in ihnen eine ungeheuer dichterische Fülle nur mit Hülfe einer um so gehaltenern Form überhaupt aufgenommen werden kann. Das Empfangsthor, durch das die Liebe zu uns einzieht, sticht in seinem bedeutsam geschmückten Bau durch eine eigenthümliche Symbolik ab von jeder andern Eingangspforte, die selbst der größten Freundschaft oder Werthschätzung in unsere Seele offensteht. Und findet sie einmal keinen solchen Empfang mehr, dann ist es leicht möglich, daß sie den Weg garnicht mehr zu uns zurückfindet. Denn wir sind ihr eben keine Wirklichkeitswelt, wir sind ihr nur der Raum und der Erreger für ihre allmächtige, unbehinderte Traumwelt.

Digitized by Google

Zweier Menschen Liebe wird genau so weit reichen, als sie fähig bleiben, einander diese Möglichkeit zu bieten. Ihre gegenseitige Berührung muß sie, auf welchem Lebensgebiete es immer sein mag, in analoger Weise schöpferisch in sich selbst konzentriren und entlasten, wie es im physischen Liebesakt von Körper zu Körper geschieht: was es ist, das so in ihnen wirkt, läßt sich rationell nicht klarlegen, läßt sich nicht plausibel auf nach außen hin begreifliche Gemeinsamkeiten ihres Wesens gründen, weil es in viel centralern, verborgenern, dunklern Anziehungen beruhen kann, als sie jemals in's Bewußtsein treten. Wie zwei Körper ganz und garnicht total, vielmehr ganz und gar punktuell, miteinander verschmelzen, wenn sie sich zeugend verhalten, so kommt es auch hierbei nicht darauf an, daß zwei Wesensflächen in ihrer ganzen Breite aufeinandertreffen, sondern nur im tiefen Erregungspunkt, der alles in ihnen produktiv auslöst. Eine Beziehung, der wir dies Einzige verdanken, schätzen wir daher mit Recht garnicht mehr nach der Stärke oder Menge alles desjenigen ab, was uns mit dem „Andern" sonst noch faktisch gemeinsam ist, sondern trauen in allen wirklichen Liebesneigungen dem unmittelbaren, unwiderstehlichen Urtheil unserer Nerven mehr, als den klarsten Abschätzungen unseres Bewußtseins und dessen, was es sieht. Es verhält sich damit ganz ähnlich, wie es auch auf künstlerischem Gebiet mit schöpferischen Prozessen der Fall ist: wir stoßen hier wieder auf die Analogie des Liebens mit dem Geistesschaffen. Der Künstler entnimmt den Dingen, die ihn so tief, so bis zur genialen Bethätigung produktiv stimmen, auch nur gewisse Seiten, auch nur bestimmte Beziehungen ihres Wesens zu ihm, während er die große Fülle ihrer sonstigen Beschaffenheit unbeachtet, unbenutzt läßt. Reizt ihn etwas an der Landschaft zum Bilde, zum Gedicht, so wird sie um dieses Anlasses willen, mit dem sie an ihn rührt, in seiner schöpferischen Behandlung ihrer gleichsam alles für ihn: alles was ihn je bewegt hat, scheint sich ihm in seiner dankbaren, aufwallenden Ueberschätzung in ihr allein momentan zu konzentriren. In der Macht der Liebe, mit der er sie umfaßt, scheint die Fremdheit aller Dinge außer ihm sich in ihr zu etwas tief Vertrautem zu verdichten, als käme die Welt draußen ihm geheimnißvoll in seiner eigenen Gestalt entgegen, — oder als löse sich sein eignes Sein hingebend in sie auf, — was der nämliche Seelenprozeß ist. Wie wir uns selber am intensivsten leben fühlen, indem wir in der physischen Hingebung unser Selbst verlieren, so ist im gleichen tiefsinnigen Widerspruch allen Lebens die Souveränität des geliebten Widerstandes für uns dann am machtvollsten klar, wenn wir ihn, — gerade wie der Künstler es mit der ungedichteten Landschaft thut, — in unserer Leidenschaft ganz subjektiv aus unserer Begeisterung heraus umdeuten und ausgestalten. In Wahrheit gehen wir weder unsererseits in ihm auf, noch auch entnehmen wir ihm seinerseits alles für uns: wir entnehmen ihm nur etwas, was uns just Noth that um in uns selber ganz aufzugehen.

Daher sind Lieben und Schaffen in der Wurzel identisch, in allem Schaffen springt nur aus übermächtiger Liebe zum erregenden Anlaß, aus überquellendem Wonnegefühl durch ihn, das Werk lebendig hervor: dem innersten Sinn nach eine Liebesthat, — und ebenso ist alle Liebe eigenmächtige Schaffensthat, Schaffenslust, veranlaßt durch den geliebten Menschen, aber nicht um seinetwillen, sondern um ihrer selbst willen. Deshalb muß das Erotische auch ohne allen Zweifel, seinem Wesen nach, — gerade wie das Geistesschöpferische auch, — als ein intermittirender Zustand aufgefaßt werden, der kommt und der aussetzt, und dessen Intensität oder

Digitized by Google

Glücksfülle durchaus nichts Bestimmtes über seine muthmaßliche Dauer im besondern Fall aussagen kann. Sie kann ebensowohl eine gewisse Dauer garantiren, als auch unter Umständen sich gerade an ihrer größern Heftigkeit um so rascher verbrauchen. Jedoch gleich allen Zuständen, die über das Mittelmaß hinausgehen, ist das starke Liebesgefühl unfähig, an sein eignes Ende zu glauben, sich vom Sterben und Vergehen eine Vorstellung zu bilden, und schwelgt aus breiterer sorgloserer Lebenssicherheit heraus als die erprobteste unerotische Treue. Denn allen solchen machtvollsten Ausbrüchen unserer selbst, seien es Wonnen, Schmerzen, Leidenschaften, entschwindet jedes Zeitbewußtsein vermöge ihrer alles überbietenden Kraft; gerade sie in ihrer Vergänglichkeit sind daher stets wie von tiefen Ewigkeiten umhüllt und umgeben, — und erst dieser fast mystisch wirkende Accent in unserer Welt des Wechsels macht ihr Glück so selig, ihr Weh so tragisch. Natürlich können wir so viel Höhenstimmung weder für das Lieben noch für das Schaffen ständig aufbringen, sondern bewegen uns immer wieder in jener flachern Durchschnittsverfassung, in der alle Dinge nur in zersplitterten Theilbeziehungen deutlich zu uns reden, in keinem Punkte jedoch uns zu einheitlicher Begeisterung fortzureißen vermögen. Wir sind dann sehr wohl fähig zu mancher tüchtigen Einzelleistung an sich, aber auf den Gebieten, auf denen unser gesammtes Sein in Schwung gerathen muß, um sich produktiv zu bethätigen, können wir dann nur Mißbrauch treiben mit äußerlichen Fähigkeiten. So der Künstler, der getheilten Herzens seiner Arbeit nachgeht, weil sie ihn auch in solchen Stunden bisweilen ungeduldig peinigt, und weil er ja auch in solchen Stunden über seine geübten Hände, Augen, Gedanken oder Formtalente bis zu gewissem Grade verfügt. So der begehrliche Mensch, der den Körper wie einen Apparat der Liebe in bewußter Weise funktioniren läßt, ohne sich innerlich zu solchem Verhalten beseelt und ergriffen zu fühlen. Denn was beiden Zuständen zu Grunde liegt sobald sie sich in voller Kraft und Gluth äußern, ist nicht eine überspannte, einseitig überreizte Extraverfassung, auf die man eigentlich nicht erst warten kann: — es ist im Gegentheil nur ein vollkommenes Heimischwerden in uns selbst, ein Nachhause-Kommen zu uns selbst im geheimnißvollen Einklang aller Kräfte, ein Ausruhen und Athemholen nach allen getheilten und getrennten und vereinzelten Bethätigungen des Lebens. Um deßwillen hebt es uns so hoch und macht es uns so glücklich; um deßwillen auch ist, im Lieben wie im Schaffen, der Verzicht besser als die schlechte, genügsame Verwirklichung. Es ist besser, wartend und verzichtend an der Pforte unseres Selbst, unseres Heims und Hauses, zu lagern und geduldig zu thun, was es zu thun giebt, bis alles in uns festlich bereitet ist und sich willig aufthut, — als diese Pforte gewaltsam zu öffnen und sich im unbereiteten Innern wie ein unwillkommener Eindringling aufzuspielen. Lieber sollen wir uns vom ruhigen Glauben tragen lassen, daß auch das Intermittiren des höchsten Glücks in der Liebe wie im Schaffen naturgemäß ist, und wir immer wieder auf dem Wege zu ihm sind mit jedem Schritte, mit dem wir unsern eigenen Feststunden wieder entgegengehn. Auch Liebende können keinen tiefern Ankergrund für ihre Hoffnungen finden, als das Gefühl, daß ihr Heimkommen zu sich und ihr Zueinanderkommen ein und dieselbe Handlung ist, und daß wir uns Alle eben oft genug außer uns selbst, auf der Straße, im Hin- und Herirren befinden. Dennoch sind solche Zwischenzeiten schwer genug zu ertragen, um so mehr, als sie nicht immer nothwendig bei Zweien zusammenstimmen. Doch auch für den Schaffenden, der sie mit sich allein abzuthun hat, bedeuten sie das Elendeste, die Hölle

Digitized by Google

am Leben, und vermögen einen Geist von nervöser Disposition und stark schwankenden Stimmungen sehr wohl zur Schwermuth, zum Lebensüberdruß zu treiben. Denn es ist nicht etwa ein Gradesunterschied, der die Hoheluft der einen Gemüthsverfassung von der leeren Unlust der andern scheidet, — es ist fühlbar gleich einem Wesensunterschied: die Welt des Schaffens und Liebens bedeutet Heimath und Himmel, die des unproduktiven und liebeerloschenen Verhaltens dagegen eine gottverlassene Fremde, von der aus uns auch nicht der schmalste Weg in's Verlorene sichtbar zu bleiben scheint, gerade als sei es für immer traumhaft in's öde Nichts hinweggeglitten. Das ist begreiflich, weil bewußter Verstand und Wille nicht genügen, um es zurückzurufen, weil es sich also nicht rufen, nicht erreichen läßt; unsere einzelnen Fähigkeiten in ihrer gesonderten Ausübung werden von uns natürlich eher disciplinirt und beherrscht, als daß wir Gewalt hätten über deren dunkles, allseitiges Zusammenschießen in einem intensiven Gesammterlebniß. Dahin, wo das unmittelbar Lebendige sich leise gestaltet, dringen unsere Willensimpulse nicht mehr; dieses uns Höchste, dieses Leben des Lebens, das uns gerade am aktivsten zu machen scheint, ja das uns erst zu uns selber macht, erdulden wir nur, empfangen wir nur, — es muß uns überkommen.

Der intermittirende Charakter aller Liebesleidenschaft würde aber, wie der des Schaffens, zu weniger gefährlichen Krisen führen, wenn sich ihm nicht ein Mißverständniß beigesellte. Der Künstler, der eine Wiese malt, bleibt sich bewußt, daß ihr Werth für ihn allein darin liegt, ihn produktiv werden zu lassen, während es ihn gleichültig läßt, ob seine unwillkürlichen, dankbaren Lobpreisungen sonstwie auf sie passen, ob er sie richtig oder falsch taxirt, und wie viel Gras sie jährlich trägt. Der Liebende hingegen gelangt leicht dazu, seinen eigenen Lobpreisungen des geliebten Gegenstandes sachliche Bedeutung beizulegen und damit den Werth desselben im Kernpunkt zu verschieben. Er verfällt darauf, den zufälligen Ueberschwang, der ihm in seiner erotischen Hingerissenheit aufsteigt, wie Blasen in brodelndem Wasser aufsteigen, um jeden Preis bestätigt und bewahrheitet sehen zu wollen an jedem Wesenszug des Andern, und dieser selbst schenkt alledem einen erschreckend zugänglichen Glauben. Die Folge ist der bekannte unsanfte Sturz aus den Wolken der Verhimmelung in die nüchterne Wirklichkeit hinab bei der ersten, allerersten Enttäuschung. Die arme Liebesleidenschaft, eben noch in trunkener Seligkeit einer Flitterkönigin gleich herausgeputzt, wird nunmehr zum Aschenbrödel degradirt, das nur noch ein Recht hat zu bleiben, wenn es sich zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens praktisch und willig zeigt: Leben und Liebe fallen auseinander, und machen einander dann traurige Conzessionen, um überhaupt weiter zu existiren: der Liebe wird einige Flitterzeit eingeräumt, dagegen bequemt sie sich dazu, nach derselben ihr Festgewand abzulegen und im bescheidensten Alltagskleidchen sich in die Ecke zu drücken. Aber dieses betrübliche Ende, welches der erfahrene Mensch für jeden Verliebten mit wehmüthiger Sicherheit vorauszusehen pflegt, kommt daher, daß anfänglich die Flitter der Liebe zu wichtig genommen werden, dann aber ihr Recht auf ihr selbsteigenes Feiergewand und ihre selbsteigene Feiertagsaufgabe zu gering. Der Flitter zu wichtig: denn auch während des vollen Liebesrausches, der dem geliebten Gegenstand so süße Namen lieh und von nichts andern als nur ihm zu träumen schien, war dieser ja nicht, wie er sich gern einbildet, der Inhalt, das Ziel, das Centrum des erotischen Zustandes, sondern nur dessen Anreiz; er stand in Wahrheit von vornherein an der äußersten Peripherie des Wesenskreises

Digitized by Google

dessen, der so heftig liebte, — verurtheilt zu indirekter Wirkung. Ein anderes Verschmelzen zwischen zwei Menschen kann es am wenigsten im Erotischen geben, dessen größter Segen gerade sein Einfluß auf unsere breitere, freiere Selbstentfaltung, auf den Spielraums den es unsern Kräften gewährt, ist, während es ganz andern, viel unpersönlichern, viel farblosern Gefühlen, wie dem Mitleid, dem Pflichtbewußtsein, der Achtung, überläßt, das Selbst eines Menschen dem Andern zuliebe zu verkürzen.

Das scheint freilich traurig zu klingen, wie eine Predigt von immer tieferer Vereinsamung für Jeden, der durch die Liebe gern aus ihr heraus will. Indessen thatsächlich giebt erst dies der Liebe ihr Herrscherrecht zurück, anstatt sie nach kurzem ersten Rausch ihrer Herrlichkeit zu berauben und mit den eng bedingten Nützlichkeiten des Lebens zusammenzuwerfen. Denn wenn sie auch nur als indirekter Anlaß thätig ist, wenn sie den geliebten Menschen sozusagen auch nur als Feueranzünder benutzt und nicht als das Feuer selbst, an dem sie sich wärmt, — so bleibt ihr dafür diese eingeschränktere Macht, so lange sie will, und so weit sie nur irgend reichen mag, auf allen Gebieten des Lebens. Fort und fort vermag sie so zu wirken, wie sie es in der physischen Vereinigung thut: wie dort der von ihr ergriffene Mensch Leben zeugt durch die Berührung des Andern, seine schöpferische Kraft an ihm entlädt, so können alle Lebenswerke, alle innere Fruchtbarkeit und Schönheit aus ihrer bloßen Berührung quellen. Ob sie auch ewig nur der „draußen" verharrende, der seinerseits vom eigenen Selbst umschlossene „Anlaß" bleibt: so ist sie doch eben das, was für den andern Menschen Alles, — nämlich dessen Vermählungspunkt mit dem Leben bedeutet, dessen fortwährenden Zusammenschluß mit dem ihm sonst unerreichbaren „Draußen" der Dinge. Sie ist das Medium, durch welches das Leben zu ihm spricht und plötzlich wunderbar beredt wird, als rede es mit Engelzungen, — durch welches es die gerade ihm nothwendigen Worte und Accente findet. Lieben heißt: von Jemand wissen, dessen Farbe die Dinge annehmen müssen, wenn sie bis zu uns gelangen, so daß sie aufhören fremd und schrecklich, oder kalt und hohl zu sein, sondern sich, gleich den bösen Thieren in der Umgebung eines Paradieses, dem Leben zahm zu Füßen strecken. In manchen schönsten Liebesliedern lebt — mitten in der Erotik, die sich nach der Geliebten sehnt — etwas von dieser mächtigen Empfindung, als sei die Geliebte nicht nur sie selbst, sondern auch noch die ganze Welt, auch noch das gesammte All, — als sei sie das Blättlein noch, das am Aste zittert, der Strahl noch, der auf dem Wasser glitzert, — Verwandlerin aller Dinge und verwandelt in alle Dinge: denn in der That sprengt sich dieser Liebe das Bild ihres Gegenstandes in hunderttausend Abbilder auseinander, in einen ungeheuren, alles ringsum befruchtenden Reichthum, der macht, daß sie, wohin auch ihr Weg sie führt, auf Liebeswegen wandelt und innerhalb einer Heimath.

Ist es so, dann bringt gewiß nichts eine größere Gefahr über die Liebesleidenschaft, als wenn ein Mensch in thörichter Verblendung für den Andern mehr darstellen will, als eine solche Vermittlung, eine produktive Entlastung im höchsten Sinn, — wenn er statt dessen das Gegentheil versucht: sein eignes Wesen künstlich nach der Art des Andern zurechtzuschrauben damit es weiterhafter, nicht nur in Liebesphantastik, mit diesem eins werden könne. Nur wer ganz er selbst bleibt, eignet sich auf die Dauer dazu, geliebt zu werden weil nur er in seiner lebendigen Fülle dem Andern das Leben symbolisiren, nur er als eine Macht desselben empfunden werden kann. Nichts ist deshalb so verkehrt in der Liebe wie eine ängstliche Anpassung

Digitized by Google

und Abschleifung an einander, und jenes ganze System von endlosen gegenseitigen Conzessionen, die nur solchen Menschen wohl anstehen, welche aus lediglich praktischen Gründen unpersönlicher Natur zusammenhalten müssen und sich diese Nothwendigkeit möglichst rationell erleichtern. Und je weiter und feiner zwei Menschen entwickelt sind, desto üblere Folgen hat es, liebeshalber Einen auf den Andern zu propfen, Einen auf dem Andern schmarotzern zu lassen, anstatt daß ein Jeder breite Wurzeln tief in eigenes Erdreich schlägt, auf daß es dem Andern zur Welt werde. Deshalb ist es ein so eigenthümliches, und doch durchaus nicht seltenes Schauspiel, wenn — nach einem längeren Leben anscheinend glücklicher Liebe, — der Tod ein Paar trennt, und auf eine Periode ehrlicher hülfloser Verzweiflung, der überlebende Theil plötzlich auf eine ganz neue Weise aufzublühen beginnt. Manchmal erfahren Frauen, die sich für ihren Lebensgefährten allzu hingebend zu bloßen „Hälften" reduzirt hatten, als trauernde Wittwen zu ihrem eigenen Staunen eine solche wunderliche späte Nachblüthe ihres unterdrückten, fast schon vergessenen eigentlichen Wesens.

In der That haben es „Hälften" immer beiderseitig schlecht und eng in ihrer Behausung, wenn sie sich auch noch so genau einander angepaßt haben; sie sagen nun zwar „wir" anstatt „ich," aber das „wir" hat bald keinen viel breitern Rücken, um ein Stück Leben darauf fortzutragen, als das „ich" besessen, — und das gilt nicht etwa nur für armselige, sondern ebenso für reiche Persönlichkeiten, denn auch die reichsten erschöpfen sich, wo Einer dem Andern naiv den Inhalt entnimmt und dafür seinen eigenen hinein thut, bis sie sich ausgewechselt haben. Nun wären sie einander vielleicht brüderlich vertraute Menschen, wenn sie keine Liebenden, — mit den Erinnerungen und den Begehrungen von Liebewollenden, — wären, die sich nur aus Versehen aus zwei reizvollen, fruchtbaren Neuheiten zu tödtlichen Trivialitäten wurden. Um sich je noch lebendig zu berühren, dazu kennen sie einander schon zu gut, — zum Entsetzen gut, da man auch von der schönsten Speise genug bekommt. Und als dieser Zeitpunkt nahte, da ging daher die Liebe übersättigt von dannen und ließ die Beiden in elenden Armeleutekleidern und mit manchem scheu verschwiegenen Hunger allein, als zwei genau, ach nur zu genau aufeinander gearbeitete Hälften. Denn noch innerhalb der Leidenschaft giebt es kein solches „Kennenlernen" von Grund aus; wie weit dasselbe auch immer wieder gediehen sein mag, sie stellt immer wieder zwischen beiden Menschen jenen fruchtbaren Kontakt her, der sich mit keiner andern sympathischen Berührung und Beziehung vergleichen läßt, und die Beiden von neuem in ihr ursprüngliches Verhältniß zu einander einsetzt: nämlich in die Stärke des Erlebnisses, zu dem sie sich im eigenen Innern werden, so daß das sachliche Erforschen des Andern dabei zu kurz kommt. Die Liebe füllt den Egoismus eines Jeden von ihnen mit viel zu viel Glück und Glanz und Gedeihen an, um ihn zum Erkennen kommen zu lassen, — zu ihrer Beschämung muß sie vielmehr eingestehen: nicht nur im ersten Sinnenrausch vereitelt sie jedes ordentliche „Kennenlernen" und macht statt dessen allerhand Flausen und denkt sich dazu einfach etwas ganz Wunderhübsches aus, sondern auch später durchkreuzt und beirrt sie es immer wieder von neuem. Liebe hat eben immer gehört und wird immer gehören zu den leichtsinnigen Eigenschaften des Menschen, in denen er andere Wege geht, als seine Weisheit sich träumen läßt. Es ist schrecklich zu sagen: aber im Grunde interessirt es den Liebenden auch gar nicht so sehr, wie der Andere eigentlich „ist." Von seiner greulichen Selbstsucht benommen, genügt es ihm, zu wissen, daß er ihm ganz unbegreiflich gut bekommt. Wie er das anstellt,

Digitized by Google

das bleibt unerforscht, — die Beiden bleiben einander ein letztes Geheimniß. Ja, es ist schon sicherlich das Gegentheil einer akkuraten Wirthschaft: wie vielerlei ihnen das Leben auch außer der Liebe zu kosten gegeben hat, es ernüchterte sie nie vollkommen, denn Illusion und Wahrheit gehen ihnen infolge der Liebeszuthat immer noch ein bischen durcheinander, — gerade wie es einst im physischen Rausch so verzeihlich gewesen ist, denn wie dort ist ihr Urtheil immer noch etwas bestochen, weil die Wirkungen immer noch weit über die Ursache hinauszugehen, Alles zu umspannen, sich in Alles zu mengen scheinen. Aus Verlegenheit darüber fahren sie daher unentwegt fort, einander ein wenig zu idealisiren, und thun das nur allmählich mit der Miene von Sachverständigen. Und so sind denn alle Theile zufrieden.

Auch wenn sie alte Leute geworden sind? Ja, ich fürchte, sogar dann. Wohl mag längst der Liebesrausch mit seiner Sinnenfreude leiser und leiser, seltener und seltener geworden sein, bis er, ihnen voran, den großen Schlummer schläft. Und doch gehört seine Vergangenheit ihnen so eng zu, wie die stillgewordene Gegenwart, und nicht einer ganz andern Gefühlswelt entstammt ihre alternde Liebe. Er ist ihnen ein Erinnerungsgefährte, er ist ihnen nah und vertraut, als ob er die Wohnung ihrer Liebe gleichsam noch gemeinsam mit ihnen bewohnte. Er hat das erste Stübchen darin inne gehabt, dasjenige, das ihnen Raum gewährte, ehe sie sich viel und viel hinzubauten: hohe Säle und trauliche Arbeitswinkel und breite Altane. Und nun gehört es doch noch immer dazu, trotzdem es ein wenig veraltet ist und verblichen, und es steckt noch voll von allerlei wunderlichem Kram von einst, bei dessen Anblick alte Leute so eigen zu lächeln wissen. „— — Weißt Du noch — —?“ sagen sie einander, wenn sie es sehen, und setzen sich hin und träumen darüber. Wie eine Kindererinnerung ist es dann. Bald schon so fern wie die Kindheit, und ebenso unschuldig und ebenso unermeßlich tief. Eine Erinnerung voll Thorheit, aber diese Thorheit in all ihrem spielenden Ueberschwang kommt ihnen doch mitunter vor wie die Quelle aus der sie sich das Leben tranken. „Wir träumten in glücklicher Thorheit voneinander, nur um uns selber voller zu erleben; wir gaben uns nicht für einander auf, wir entluden uns nur aneinander; und da wurden alle unsere Tage reich und standen um uns in blühenden Kindern, und wir gebaren Leben in allen unsern Werken.“

So sitzen sie da und reden in lauter Uebertreibungen von der Liebe. Denn sie übertreiben noch heute: das müssen sie thun, weil sie es sich nicht anders erklären können, — und im Erklären waren sie nie stark, — wie es denn eigentlich damit ist, daß man immer selbstischer wird, je lieber man einander hat, und daß Zwei nur dann Eins sind, wenn sie Zwei bleiben. — — — —

Weil sie so selten „Zwei“ bleiben, weil die Einheit meistenstheils eine Verstümmelung bedeutet, daher die stets allgemeiner zunehmende Unlust, sich von der Liebesleidenschaft zu stark ergreifen zu lassen. Man fürchtet, beengt zu werden, in irgend einem Sinne nicht mehr freie Hand, keine Möglichkeiten mehr zu Entwicklung und Wechsel zu behalten, und schaut mit steigendem Mißtrauen auf das „Ewigweiterliebenmüssen“ mit seiner traditionellen Treue. Denn wir nehmen uns heute nicht mehr als ein so kompakt Unveränderliches wie ehemals, wo wir uns einfach irgend einen festen Begriff, ein rationelles Charakterbild von unserm Sein und Wesen unterschieben ließen und es gutgläubig durch unser Verhalten zu bestätigen suchten. Uns scheint eine ob auch noch so wohl fundirte Uebereinstimmung mit einem Andern demnach keinerlei dauernde Garantie. Deshalb gewinnt es

Digitized by Google

jetzt leicht den Anstrich, als löse sich allerorten das Lieben in schwache Anläufe, Spiel, und Ermüdungen auf; und als hätten die frühern Menschen besser zu lieben verstanden, indem sie ihres minder complizirten — und namentlich in seiner Complizirtheit ihnen minder nervös bewußten — Innenlebens sicherer sein konnten. Aber es ist nicht schwer einzusehen, daß man sich trotzdem darüber täuscht, und daß in diesen scheinbaren Mängeln und Hindernissen gerade der richtig aufgefaßten Liebe Vieles zu gute kommt. Ist sie doch auf das Tiefste verbunden mit der reichern Selbstentwicklung des Menschen, im Wesentlichen mit dieser steigend und fallend. Gegen ehemalige Zeiten giebt es jetzt eben hundert neue Gebiete, auf denen Menschen sich finden, hundert stillere Erkennungszeichen, hundert leisere Grüße und Zurufe aneinander, die mit der stärkern Differenzirung des Einzelnen sich mehren und für Liebende ebenso viele Welten mehr darstellen, innerhalb derer sie sich fruchtbar berühren können. In der früheren Treue steckte viel primitive Genügsamkeit bezüglich des wirklich lebendig anwesenden Liebesgefühls; das Bedürfniß, dasselbe in jedem einzelnen Erlebniß vibrirend, pulsirend zu wissen, war ebenso wenig da, wie man etwa eine besonders feierliche Staatshaube bei allen Anlässen aufsetzen mag: genug, wenn sie ein für allemal vorhanden, wenn sie „Besitz" und wohl verschlossen ist. Der Mensch von heute weiß schon besser, daß Menschen einander niemals „besitzen", daß sie einander gewinnen oder verlieren in jedem Augenblick des Lebens, und daß die Liebe überhaupt nur in ihrer thatsächlichen spontanen Wirkung „vorhanden" ist. Aus diesem Grunde ist es heute schwieriger, Frivolität oder Spiel gegen wirkliche Liebesergriffenheit abzugrenzen, und doch sind sie nicht stärker vermischt als ehemals: es ist vielmehr weniger gleichgültig als je, *wen* man liebt, und *wie* man es thut. Aber während früher selbst eine ziemlich bedeutungslose und gefühlsarme, innerlich ziemlich unfruchtbare Beziehung also, ganz gut ein Leben lang von ihrer vermeintlichen Gottesgnadenschaft zu zehren versuchen konnte, kann jetzt eine verhältnißmäßig reiche und tiefe Liebesverbindung unter Umständen nach nicht viel längerer Zeitfrist aufgegeben werden als ehemals ein „Spiel", weil die Einsicht kommt, daß sie dennoch nicht alles in allem ist, was Liebe gewähren kann, und es besser ist, getrennt weiter zu gehen. Gewiß liegt in solcher Einsicht eine gewisse Grausamkeit, aber es ist keine andere, als die uns überhaupt über erkannte Mängel hinaustreibt, und entspringt oft gerade dem schwersten Lebensernst. Sie wird sich bewußt, daß unsere Liebeskraft an allen den Punkten rettungslos dem Tode verfällt, wo sie sich nicht als fruchtbar für unser Innenleben erweist. Sie wird sich bewußt, daß wo Liebe mehr sein will als sinnlicher oder schwärmerischer Zeitvertreib, sie an derselben großen Lebensaufgabe mitzuarbeiten hat, der unsere höchsten Ziele und heiligsten Hoffnungen gehören, — und daß sie von ihrem Gebiet aus sich ein Stück des Lebens nach dem anderen erobern muß. Die vollkommenste Liebe wird immer diejenige sein, der dies in Bezug auf die meisten Punkte und Gebiete am vollkommensten gelingt, bis ein Mensch alles durch das Medium des andern Menschen erlebt, — ja, bis sie einander alles zu sein im Stande sind: Geliebte, Gatten, Geschwister, Freunde, Eltern, Kameraden, spielende Kinder, strenge Richter, erbarmende Engel —.

Die Auffassung der Liebe wandelt sich eben entsprechend den leisen Wandlungen unserer Entwicklung. Blicken wir in das Reich niederster Lebewesen hinab, so finden wir, daß die kleinen Amöben sich begatten und fortpflanzen, indem sie sich paarweise ineinanderdrücken, absolut zu einem Lebewesen verschmelzen und dieses wiederum in Kinder-Amöben zerfallen

Digitized by Google

lassen. Uns scheint es natürlich, wenn wir im Bereich des Physischen nicht mehr so verfahren können, wenn unser differenzirter Körper sich damit begnügt, nur ein Partikelchen seiner selbst zur Begattung herzugeben, nur mit einer eng begrenzten Funktion an ihr theilzunehmen, und im Uebrigen unangetastet weiter zu beharren. Aber seelisch will es uns seltsamer Weise immer noch so vorkommen, als sei der Amöben-Standpunkt unserer würdiger, der es sozusagen zur Pflicht macht, sich ganz und gar ineinander aufzulösen, ineinander zu verschwinden. Es ist geradezu, als seien wir mit solchem Urtheil in unserer Seelen-Differenzirung weit hinter derjenigen des Körperlichen zurückgeblieben. Sonst müßte es uns einleuchten, daß wir seelisch von der Liebesleidenschaft das nämliche wollen wie körperlich: keine Auflösung im Andern, sondern im Gegentheil durch seine Berührung ein Fruchtbar-Werden, eine Erstarkung bis zu fruchtbarem Ueberschuß. Denn unser Fruchtbar-Werden selbst ist ja nicht mehr, wie bei der Amöbe, ein Selbstzerfall in Theilstücke, sondern ebenfalls schon eine partielle Funktion, — ein Höhenzustand der Absonderung, ein Ueberschuß-Zustand. In gleichem Sinn löst ja auch der Künstler, weil er mehr ist als eine Amöbe, sein Werk von sich ab, ohne doch selber dem Gegenstand einverleibt zu bleiben, der seine Phantasie dazu befruchtet hat.

Dies völlig Analoge körperlicher und seelischer Aeußerungsweisen des Liebesempfindens kann nicht stark genug hervorgehoben werden, da es sich dabei nur um die beiden Seiten ein und desselben Prozesses handelt. Wie die künstlerische Erregung in Phantasievorgängen wurzelt, von denen aus erst das ganze Wesen des Künstlers in Mitleidenschaft gezogen wird, so die erotische Erregung im Geschlechtsleben, und wie der künstlerische Vorgang nirgends aus der Phantasie als dem fruchtbaren Centrum herausspringen darf, wie viel er auch in sich aufnehmen, ja, ob er auch die ganze Welt umspannen will, so tritt auch der erotische Prozeß nirgends aus dem Umkreis des Geschlechtlichen heraus, mag er noch so viele Geisteskräfte mit umspannen, noch so weit seine Wirkungen erstrecken. Unrecht thut man ihm, wenn man ihn auf eine eng umgrenzte grobe Wirkung des Physischen einschränkt und alles weitere nicht mehr ihm zuerkennen will, sondern andern Gefühlsmächten unterschiebt; unrecht aber thut man ihm nicht minder, wenn man moralisierend oder ästhetisierend seine geschlechtliche Natur zu verfälschen sucht. Das Erotische ist ja alles was es ist gerade vermöge der elementaren Kraft, womit es alle scheinbare Trennung und Fremdheit zwischen körperlichen und geistigen Wesensäußerungen überwindet, — womit es das physische Moment im Geistigen, und umgekehrt, zu betonen weiß. In seiner physischen Welt liegt alles andere schon mit zusammengeschlossen, der ganze seelische Aufruhr ungetheilt mit inbegriffen, — so wie aus gewitterschwangerer Wolke mit der elektrischen Entladung uns Blitz, Donner, Guß unterschiedslos erschüttern und umbrausen. Es wäre ebenso lohnend und möglich, in der körperlichen Verfassung des Liebesrausches dem ganzen darin vibrirenden Spiele unseres Geistes nachspüren zu wollen, als umgekehrt in den unirdischesten Verhimmelungen desselben die miterregte Sinnengluth zu untersuchen. Beide Elemente mögen sich in ganz verschiedener Stärke und Weise darin mischen, das Wesentliche bleibt, daß sie eine einzige Totalerscheinung sind; eben dies ermöglicht dem Erotischen, im besinnungslos blinden Begehren gerade so anwesend zu sein wie innerhalb der Berührung zweier Menschen auf den geistigsten Lebensgebieten: lieben sie einander, so zittert derselbe erotische Funken vom Einen zum Andern und beseelt den Gedanken, wie er den Leib beseelte.

Digitized by Google

Auf der souveränen Selbständigkeit, womit das Erotische seine durchaus eigne Welt, in allen physischen wie geistigen Aeußerungen, darstellt, beruhen seine mannigfachen Konflikte mit den andern Gefühlswelten und mit den abweichenden Urtheilsweisen des Menschen. Es beruht zum Beispiel darauf, — wie man so oft mit tadelnder Geringschätzung auszudrücken pflegt: daß man zugleich lieben und verachten kann. Ich sehe dabei von dem sehr häufigen Fall ganz ab, wo unsere „Verachtung" nur anerzogen ist, und die Liebe in Wirklichkeit mit unserer individuellen Werthung der Dinge übereinstimmt. Es ist in der That sehr wohl möglich, Jemand zu lieben, d. h. durch ihn den ganzen befruchtenden, belebenden Einfluß zu verspüren, der davon ausgeht, und ihn dennoch mit all unsern wachen, bewußten Kräften des Geistes und der Seele abzulehnen. So gut wie es Menschen giebt, die garnicht, Menschen, die fast garnicht, erotisch fühlten, so gut kann es sich natürlich doch auch ereignen, daß Jemand im tiefen, dunkeln Untergrund unseres Wesens uns erotisch anzieht, ohne daß diese Anziehung weit genug reichte, hoch genug sich erstreckte, um auch noch viele andere Bereiche unserer selbst in Schwingung zu versetzen. Sie bleibt eben ein starker Rausch, ein Rausch unseres Gesammtwesens, lediglich innerhalb bestimmter Punkte, während sie auf andern Punkten der Entmuthigung, der Ernüchterung Platz macht. Findet das an sehr empfindlichen Stellen statt, stehen ihr in unserer bewußten Persönlichkeitsrichtung sehr starke Neigungen und Werthungen entgegen, so nennen wir das einen Kampf zwischen Liebe und Verachtung und erwarten seltsamer Weise von jedem anständigen Menschen ohne weiteres, daß er seine Leidenschaft überwinde, — obgleich Niemand, nicht einmal er selbst, ahnen mag, welche Götter im Grunde da um sein Herz kämpfen, und auf welcher Seite die schwerste Einbuße, die schwerwiegendere Verstümmelung sein wird: denn wohl lebt der Mensch nicht von seinen Elementar-Impulsen allein, aber noch viel weniger von seiner Vernunft.

Allgemeiner ausgedrückt würde die Frage schon lauten: woher paßt der geliebte Gegenstand so oft und oft um vieles weniger zu uns, als die meisten Menschen unserer andersartigen Neigungen, und warum kommt für uns dennoch alles auf ihn allein an? Fast in jeder Liebesverbindung Anderer giebt es etwas, wobei man sich das unwillkürlich leise fragt, aber in manchen merkwürdigen Fällen wird der von ihnen Betroffene selbst davon frappirt und vermag es sich nicht zu erklären. So kommt es vor, daß man eine heftige Leidenschaft für einen Menschen faßt, dessen Physis eine ganz andere Sprache spricht, sozusagen etwas ganz anderes symbolisirt, als seine Psyche bei näherer Bekanntschaft bewahrheitet. Es ist als ob sein Gang, seine Haltung, sein Lächeln, sein Tonfall, kurz alles bis in die kleinsten Wesenszüge, von einem ganz Andern erzählte, als er selbst thatsächlich ist. Handelt es sich nun um eine Leidenschaft leichter Waare, so verschlägt das nicht viel, liebt sie jedoch, wie jede echte Leidenschaft, zwar den körperlichen Menschen, jedoch ihn als Außenschrift und Zeichensprache des inneren Menschen, so befindet sie sich in keinem weniger tragischen Konflikt, als derjenige zwischen Liebe und Verachtung ist, selbst wenn ihre Achtung die allergrößte wäre. Ueber ihre physischen Eindrücke irrt sie sich nicht und nie: darin können ihre Instinkte nicht fehl gehen, und dessen ist sie sicher. Aber es kann sich ereignen daß, was sie da schaut und empfindet, sich in diesem einzelnen Individuum nur noch körperlich ausprägt, — vielleicht von Alters her, von Vorfahren und Familienzügen, vielleicht auch von einer Kindheit her, die durch erworbene spätere Eigenschaften innerlich verschüttet

Digitized by Google

wurde: kurz, daß es in ihm selbst garnicht mehr vorhanden ist. Der Körper ist die konservativere Macht, und vieles drückt sich ihm erst langsam ein, um ebenso langsam wieder zu verschwinden. Ich glaube, daß bei dem ungeheuren Accent, der im Erotischen auf alles Körperliche auch dann fällt, wenn es garnicht grobsinnlich empfunden wird, — bei diesem Accent, der machen kann, daß eine Nackenlinie uns für immer hinreißt, ein Stimmklang uns für immer enttäuscht, — der Körper eine außerordentlich tragische Rolle zu spielen vermag. Wohl erscheint er der instinktiven Weisheit des Erotischen mit Recht als das untrügliche Ein und Alles, worin keine Linie umsonst geschrieben steht, — aber, was er so beredt und wahrhaftig ausdrückt, bezieht sich nicht immer gleich auf eine unmittelbare Wirklichkeit, befindet sich wenigstens momentan oft nicht im Einklang mit der Stimmung und Verfassung des innern Menschen, und — im schlimmsten Fall — redet es überhaupt nur noch von einem nicht mehr überlebenden, nur noch in Körperzügen festgehaltenen Innenleben. In solchem Fall geht es uns mit dem, was wir lieben, ähnlich wie mit dem Licht jener Sterne, die so entfernt von uns sind, daß es uns erst erreicht, lange nachdem sie selbst erloschen sind. Wir lieben dann etwas, was ist, und doch auch nicht ist, aber selbst dann lieben wir nicht umsonst; denn selbst dann vermag der gerade noch sichtbare, faßbare Strahl dieses Lichtes vielleicht unser ganzes Wesensfeuer zu entzünden, das durch die reichste übrige Wirklichkeit nicht so hätte aufflammen können.

Und ein wenig von dieser Tragik, womit wir in einem solchen besondern Fall die Gluth unserer Seele bezahlen müssen, haftet schließlich typisch einem jeden erotischen Lieben an infolge seiner Körpergebundenheit. Erotisch lieben wir nur, was sich, im weitesten Sinne, physisch ausdrückt, was sozusagen körperliche Symbole gewonnen hat, und dieses bedeutet einen sehr indirekten Weg vom einen Menschen zum andern. Es bedeutet, daß wir schon um deßwillen nie wirklich zueinanderkommen, sondern solches gleichsam nur körperlich markiren, während inzwischen, auf Grund dieses physischen Anlasses, sich nun in uns selber das glänzende Bild des Andern produktiv aufbaut und dadurch alle unsere Kräfte entfesselt und belebt. Das ist auch der Grund, warum man einen irgendwie verstümmelten oder entstellten Menschen sehr wohl lieb behalten kann, aber nur, weil er vorerst unentstellt und unverstümmelt uns physische Auskunft über sich gab; hingegen würde es schwer sein, durch eine solche Vermummung seines körperlichen Wesens von vornherein in Liebe für ihn zu gerathen. Die Liebe ist eben sowohl das physischeste wie auch das scheinbar spiritualistischeste, geistesgläubigste, was in uns spukt; sie hält sich ganz und gar an den Körper, aber an ihn ganz und gar als Symbol, als Gleichniß für den Gesammtmenschen und für alles, was sich durch die Pforte der Sinne in unsere verborgenste Seele einschleicht, um sie zu wecken.

Ein ewiges Fremdbleiben im ewigen Nahesein ist daher jeder Liebe als solcher als ihr ureigenstes Merkmal gegeben und weicht nicht von ihr: denn nicht nur in jenem obenerwähnten äußersten Fall, auch nicht nur in Verachtung, oder in unerwiderter Liebe, sondern überall, wo überhaupt Menschen lieben, rührt Einer nur gar leise an den Andern und überläßt ihn dann sich selbst. Immer ist es ein unerreichbarer Stern, den wir lieben, und immer ist alle Liebe tief in ihrem Wesen eine heimliche Tragödie, — die aber nur dadurch, daß sie es ist, ihre gewaltige fruchtbare Wirkung zu äußern vermag. Man kann nicht so tief in sich selbst hinabsteigen, man kann nicht aus dem Urgrund des Lebens schöpfen, wo alle Kräfte noch

Digitized by Google

verschlungen, alle Gegensätze noch ungeschieden ruhen, — ohne auch Glück und Qual in ihrem geheimnißvollen Zusammenhange an sich zu spüren. Denn was dem Menschen da geschieht, das liegt nicht nur jenseits aller Einseitigkeiten und Spaltungen von Selbstsucht oder Selbstlosigkeit, von Sinnlichem oder Geistigem, es liegt auch jenseits jenes sorgsam, mühsam umfriedeten Wohlbefindens, das wir zeitlebens gegen allen Schmerz zu schützen suchen wie gegen unsern ärgsten Feind. Nur Einer weiß, daß Glück und Qual dasselbe sind in allen intensivsten, allen schöpferischen Erfahrungen unseres Lebens: der schaffende Mensch. Aber lange vor ihm hat ein Menschenkind, das liebte, seine Hände betend nach einem Stern ausgestreckt, ohne zu fragen, ob es sich Lust, oder ob es sich Leid erbat —.

Eva Sehring.

Die Geschichte einer Jugend.

Von **Hans von Kahlenberg.**

Frühling.

Hinter dem alten Stift jenseits der Kirchenmauer gab es ein entzückendes Plätzchen.

Der Aufenthalt da war zwar eigentlich verboten. Das erhöhte noch die Romantik. Uebrigens war es berauschend.

Hohes, hohes Gras bis über die Kniee hoch, mit halbaufgeräufelten, gelbstaubigen Rispen, die dufteten von Heu und Lilienkelchen. Dazwischen halbeingesunkene Grabkreuze und Steine, eine alte Trauerweide mit tiefreichenden Zweigen wie eine Laube, und Fliederbüsche, undurchdringliche, dicke Fliedermassivs, die einen grünen, einförmigen Blätterkern bildeten, übersät von lila hängenden Dolden, enormen Bouketts gleich, in den Stielen zusammengehalten und sich nach der Spitze zu auseinanderbiegend. Darin schwirrte und surrte es von Insekten. Man hörte sie ganz deutlich wie sie sich geräuschvoll niederlassen, mit zarten, haarigen Füßen, noch schwingend und summsend in der Bewegung, wie sie ihre Rüssel in die feinen, langen Blütenhälse tauchen, und trinken, immer zappelnd, schnurrend in der Wollust des Rausches, und sich dann wieder entfernten, noch schwerfälliger, das Geräusch des Waldteufels nachahmend, voll vom Vergnügen und der Wichtigkeit des Daseins. Manchmal kamen andere elegantere, gelbe und weiße Falter, die unhörbar schweben und sich anmutig senken mit zusammengefalteten Flügeln, ohne die zarte Krone zu beugen, die sie trägt.

Digitized by Google

Und auf der Erde war die geschäftige Horde der Ganz Kleinen Ameischen, immer thätig, atemlos laufend mit viel zu schweren Lasten, die sie richtig an ihre Orte steuern, faule, runde Käferchen, die nichts Wichtigeres zu thun zu haben scheinen als langsam hinaufzuspazieren an den Halmen, deren Ende sie nie erreichen, — und ganz Winzige, Atome, Stäubchen, die sich auch bewegen, essen, da sind, in jedem Stücklein Borke oder verwittertem Moosfächerchen, das da liegt, den Boden bildend, von dem ein warmer, gährender Duft des Lebens aufsteigt, der sich mit dem Blütenstaub der Gräser vermischt, und dem Wohlgeruch der Fliederdolden, die rieselnd niederhängen.

Rechts ist die sehr hohe, grüne Hecke, die man niemals beschneidet. Da hört die Welt auf. Man hört nur ganz undeutlich das Rinnen und Gluckseu eines Bachlaufs von jenseit des Weges. Die Luft ist so klar, daß man sehr hoch gucken kann und gar nicht blendend, Luft des frühen Frühlings noch, balsamisch mit einer leichten Brise von den weiten blühenden Wiesen her. Sie ist köstlich zu trinken. Und wenn man die Augen zumacht, ist es Einem als sänge sie, ein Konzert von tausend Flügelchen, atmenden Lungen und Poren, das Leben preisend.

Im Grase liegt ein junges, junges Menschenkind, ein Mädchen.

Sie liegt ganz lang, die Arme unter dem Kopf mit ausgestreckten Füßen. Die Füße stecken in derben, festen Lederstiefelchen. Das Kleidchen, das sie trägt, ist das der Zöglinge des Stifts, rehbraun mit dunkelgrauem Kragen und Aufschlägen, eine häßliche, schmucklose Uniform. Aber sie ist so jung, das junge, rosige Fleisch hebt sich glorreich aus dem Fledermausfellchen. Die geraden Nähte und eckige Schneiderarithmetik verraten liebliche, schwellende Runde, Hüften, die sich formen, zarte, wölbende Brüste, die gegen das strenge Futter pochen. Man weiß nicht ob sie schön ist. Sie weiß es selbst nicht. Aber sie ist so wundervoll jung. Es liegt sich so wundervoll im Grase und das Leben ist so wundervoll schön!

Sie liegt ganz still. Sie lauscht auf das Blut in ihren Adern, sich hochstoßend mit kräftigem, atmendem Schwung und durch ihren Körper laufend, bis zum prickelnden, rosigen Spitzchen der Zehen, die tanzen und tingeln in den zu weiten Schuhen. Das wiegt sie wie ein Wellenschlag, die große, warme Welle des Lebens, die sie trägt. Sie weiß nicht wohin. Sie fragt nicht woher.

Wenn sie ihre Hand gegen das Licht hält, ist sie ganz rosig vom durchschimmernden Blut. In verschlungenen Adern kreist es geheimnisvoll pulsend. Eine weiche Hitze brennt auf ihren Lippen und die inneren Schenkel entlang fühlt sie warme Ströme, die ziehen und süß beunruhigen.

Sie möchte singen, laut jauchzen! irgend eine stolze, triumphierende Weise. Sie denkt an Sturmwindbrausen und das Geräusch, das Wasser machen gegen einen wehrenden Stein oder Holzplanken.

Aber sie singt nicht. Sie denkt an den Adler, der sehr einsam schwebt über ewigen, eisbedeckten Gipfeln, an Brunihild sich vom Himmelswall stürzend mit eingelegtem Speer, an sehr grelle Blitze, Donner, die die Erde erschüttern, — was tapfer und kühn und stolz ist. Erinnerungen aus Büchern und Dinge der Natur, die das Blut in ihren Adern hochklopfen machen und ihr rote, heiße Wogen in's Gehirn jagen.

Heroische Verse steigen auf ihre Lippen, die tönende Rhetorik Schillers und Platens, das Ohr erfüllend wie Meeresbranden, der rhythmische Anmarsch schwerer, gepanzerter Truppenmassen. Sie wiederholt sie sich ohne Sinn und Zusammenhang, ritterliche Namen, schöne, einzelne Zeilen, glücklich im

Digitized by Google

Klingklang, sich berauschend an der Musik der Vokale, die aufsteigen und fallen wie Fanfarensignale. Sie sieht Achill mit den unnahbaren Händen Hektor's Leichnam an die Speichen seines Triumphwagens knüpfend. Und ihr Herz ist bei Achilles, seiner Kraft, seiner Grausamkeit. Alexander zieht den flammenden Siegeszug durch die Welt. Und sie weint mit ihm um die ungeduldige Eingesperrtheit der Jugend und stirbt den schönen, trotzigen Tod des unbesieglichen Siegers auf dem rosenumkränzten Purpurlager. Und die Römer — die stolzen Ritter des Mittelalters, Hagen, Siegfried, Barbarossa, der Kaiser und Tankred, der Normanne, — soviel heroische Namen, Bilder von Gold, Scharlach und Schlachtendrang, die Befreier, die Kämpfer, die großen Rebellen und die großen Bezwinger, Wilhelm Tell, Danton, Bonaparte. Die prachtvolle Verachtung des Lebens in den Hochmomenten des Daseins. Sie fühlt sie. Und es ist herrlich so zu fühlen!

Wie eine wilde Katze streckt und dehnt sie sich im Grase, ihre Muskeln sehr steif machend, und immer steifer, bis sie zittern, bis ihr ganzer Körper zittert und schwingt wie eine straffgespannte Harfensaite unter den Klängen einer zu starken, aufreizenden Musik.

Und sie haßt das Kleine.

Sie haßt, daß man sie dirigiert und einzwängt. Sie liebt es nicht zu gehorchen, das befehlende Wort treibt ihr den roten, jähen Zorn in die Stirn. Sie würde sich gern wehren, mit geballten Händen und zusammengebißnen Zähnen wie eine kleine Raubkatze. Aber sie wagt es nicht. Sie leidet, daß man sie einrangiert mit soviel Andern, daß man sie schilt, daß man sie geschlagen hat. Die Erinnerung ihrer Schmach macht sie erbleichen. Sie möchte morden. Sie hat Visionen von blitzenden spitzen Messern und stürzendem, heißem Blut über ihre kalte, nicht zitternde Hand. Sie haßt ihre Feinde. Sie, die ihr befehlen, die ihr widerstreben und über sie lachen. In ihren Wutanfällen hat sie sich in der Kirche auf den Boden geworfen und Gott um Rache gebeten, Gott oder den Teufel, irgendwelche Götter.

Gott haßt sie auch. Er ist es, der Alles so gemacht hat, der die Grenzen steckt, das Einzwängende, Uebermächtige, das demütigt und zerbricht.

Und sie haßt Ihn. Sie haßt Ihn.

Mit obskuren, schrecklichen Riten, oben im Bodenkämmerchen, hat sie sich dem Teufel verschrieben. Sie hat Byron und Shelley gelesen, heimlich — die Flüche des zürnenden Faust:

„Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
„Fluch jener höchsten Liebeshuld!
„Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben!
„Und Fluch vor Allem der Geduld!"

Ein ziemlich unbekanntes „Hagens's Sterbelied" aus dem Echtermayer, das ihr imponiert hatte:

„Und käm, der Welt Entzücken,
„Ein zweiter Siegfried her,
„Ich stieß ihm in den Rücken
„Zum zweiten Mal den Speer!"

Besonders eine Zeile: „Erlogen ist die Liebe. Und nur der Haß ist echt."

Sie haßt Ihn.

Und man zwingt sie in seine Kirchen zu gehen. Sie muß beten und die Hände falten. Sie sagt die Worte der Gebete. Und sie lügt.

Digitized by Google

Sie weint brennende Thränen über die Lügen ihres jungen Lebens.

Die ganze Welt da ist ein Feind, der sie drückt, einengt, zerbricht, zum Lügen zwingt, — diese Lehrer, die befehlen, für die man Dinge lernen muß, die langweilig sind, die man nicht glaubt, Verwandte, die Autoritäten darstellen, die über einen verfügen, ohne daß sie einen kennen, denen man gehorchen muß, nur weil sie eben da sind. Die Andern, die Gefährtinnen, die nicht verstehen, ängstlich sind und feig.

Oh feig!

Sie dachte an alle diese Momente, wo sie durchgehen wollte, als Betteljunge, brauner Italiener, durch die ganze Welt vagabondierend, ihre Träume von Widerstand und Empörung, die so kläglich gescheitert waren.

Man hatte sie immer wieder gezwungen. Das Stift hatte sie anstecken wollen, denen überm Kopf! sich selbst töten um sie zu bestrafen.

Wie sie Alles haßte!

Und andere Gedanken kamen ihr.

Eine wahnsinnige, schmerzliche Sehnsucht sich an eine Brust zu verkriechen, zu weinen, sich liebkosen zu lassen. Sie hatte sich wochenlang gequält um einen Igel, den sie getötet hatten, unter sich kleinen Mädchen. Der Igel wollte sich nicht aufrollen. Sie hatten ihn mit Wasser begossen, gestoßen, getreten, mit spitzen, scharfen Sachen in ihn hineingestochen. Am nächsten Morgen war er tot. Ein wehes Mitleid mit diesem Igel verließ sie nicht. Da war ein Mädchen im Stift, die nur aus Barmherzigkeit dort war. Die Andern hatten sie verachtet. Sie selbst hatte nie ein Wort mit ihr gesprochen. Aber das heimliche Mitleid fraß ihr das Herz ab. Sie hatte Pläne diesem Mädchen Alles zu geben, ihr die Füße zu küssen, sich zu demütigen vor ihr. Manchmal war sie in die Kirche geschlichen und hatte sich vor dem Kruzifix auf die harten Fliesen geworfen: „Du, Du bist gut und sanft, Du sollst Alles haben. Ich will gut sein wie Du" .... Sie hatte erstaunliche Thaten gethan, Leute, die sie haßte um Verzeihung gebeten, und auf Beleidigungen keine Repressalien geübt.

Aber es hatte nie gedauert. Das Andere war stärker.

Sie würde es ihnen beweisen was sie war: Sie war wahnsinnig ehrgeizig. Sie wurde krank, weil eine Andere in einem Monat mehr Lobstriche hatte als sie. Sie erinnerte sich, daß sie einmal einer Rivalin einen Fehler heimlich in ihr Heft hineinkorrigiert hatte. Ein lateinisches s war es gewesen, das nicht hingehörte. Sie vergaß nie die kleine, schwarze Schlangenlinie unter ihrer Feder, als sie es nachzeichnete. Das war eine Gemeinheit, ohne Zweifel. Aber sie dachte daran mit einer gewissen düstren Freude. Sie hatte Kräfte in sich. Ein Plan, wie sie zurückkommen würde, beschäftigte sie sehr. Sie würde groß und berühmt sein. Sie würden sie lieben.

Und sie dachte an die Welt, jenseits der Hecke, die so groß war .. Wiesen, weite, grüne Sammetflächen mit zahllosen, gesternten Blumenaugen, Wälder, die in dicken, dunklen Kuppen sich drängten, Schornsteine, sehr hoch gereckt mit schwarzen, schwelenden Rauchfahnen wie gierende Hälse unheimlicher, ewigwürgender Bestien ... Dörfer .. Städte ..

Und plötzlich — vor der Ungeheuerlichkeit dieser Welt, in der lauen auflösenden Frühlingswärme, ihrer eignen Kleinheit, Lüge, Ohnmacht ... eine unendliche Melancholie kam über sie. Sie krallte sich mit den Händen in die Erde: „Du .. Du .. Du" ..

Und an der Brust der großen Mutter, eng angekrampft, daß ihre eignen kleinen Brüste schmerzten, weinte sie.

Sie weinte.

Digitized by Google

Erster Theil.

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn" . .

Er war ein zu lang aufgeschoßner Junge. Das machte ihn blaß und blutarm. Ueberdies war er kurzsichtig und mußte eine Brille tragen. Seine Ohren standen ab. Seine Haare waren sehr strohblond und schlecht gekämmt. Trotzdem hatte er eine Autoritätslinie um den großen, stark-ausgeprägten Mund mit breiter, vorgeschobner Unterlippe, beständig etwas wässernden Winkeln . . . Der Mund des künftigen Redners und Volks-tribunen. Es war ein geistreiches Gesicht mit prächtiger Stirn trotz seiner Unliebenswürdigkeit. Und er wußte es. Er wollte gar nicht liebens-würdig sein.

Sie beherrschte er unumschränkt. Sie that Alles was er wollte.

Zunächst hatte sie sein Auditorium zu bilden. Sie saßen dann im offnen Fenster seines Turmzimmers und schlenkerten mit den Beinen nach außen hinaus.

Diese Pose war etwas gefährlich. Das Turmzimmer lag im zweiten Stock und unten befand sich ein Wassergraben. Sie fürchtete sich auch immer ein bischen. Grade deswegen setzte er sich immer so. Er ließ sie überhaupt gern thun, wovon er wußte, daß es sie ängstigte. In einem morschen Kahn schaukeln, auf's Eis gehn, wenn es schon splittert. Vor allem amüsierte ihn ihre Angst vor Hunden. Er hatte deren vier, besonders einen, Presto, der ihr schrecklich war. Wo er sie sah in den Gängen des weiten, alten Hauses stürzte er sich auf sie. Sie fürchtete sich schließlich überhaupt aus dem Zimmer zu gehen. Ein Mal hatte er ihr schon das Kleid zerrissen. Theo prügelte ihn dafür kunstgemäß mit der Hetzpeitsche. Sie durfte dabei stehen. Trotzdem erhielt er den Hund irgendwie bei seinem Widerwillen. Dadurch zwang er sie auch. Er war ein Junge und fürchtete sich nicht. Sie war blos ein Mädchen.

Es war ihre Todesangst, daß er sie deswegen verachtete. Darum gehorchte sie ihm in Allem, auch in dem Schlenkersitz im Fenster.

Er perorierte über den Glauben.

„Das ist Alles Unsinn" sagte er. „Die Pfaffen haben sich das aus-gedacht um uns dumm zu halten. Daß Einer vom lieben Gott geboren ist und wieder lebendig wird. So'n Stuß! Alles von den Juden gefälscht und zusammengelogen. Kein vernünftiger Mensch glaubt so was."

Natürlich war sie längst seiner Meinung. Sie hätte ja um die Welt nicht zugegeben, daß sie kein ganz vernünftiger Mensch war. Er hätte sie ausgelacht.

„Der Mensch ist genau wie die Tiere," sagte er. „Er ist doch in Allem so — ißt — trinkt — kriegt Junge. — (Er drückte das extra rüde aus, weil sie ein Mädchen war) dann stirbt er. Die Würmer fressen ihn. Es wächst Gras daraus. So geht das weiter."

„Aber große Menschen" . . . sagte sie, „Helden" . . .

„Das sind stärkre Tiere wie Andre. Dafür können sie nicht. Drauf-schlagemut ist rein physisch. Achilles, Siegfried heutzutage — Mit einer Flintenkugel schießt man sie über den Haufen. Sie sind nur extra dicke Packete von Knochen und Muskeln. Die Intelligenz ist Alles."

Er hatte auf seiner Stube sorgfältig präparierte Frösche und Flöhe, einen schauerlichen Wildschweinfoetus in Spiritus. Sie liebte das nicht sehr, aber um seinetwillen bewunderte sie es.

Am vierten Finger seiner linken Hand trug er einen merkwürdigen alten

Digitized by Google

Ring, der der Tradition nach der Trauring Doktor Martin Luthers gewesen sein sollte. Er bestand aus zwei verschlungenen goldnen Händchen, unter denen, wenn man sie aufdrehte, die ganze Passion Christi sich zeigte

Wenn er sehr guter Laune war durfte sie ihn besehen.

„Der ist für meine zukünftige Frau," sagte Theodor protzig, wieder zudrehend.

Sie bewunderte ihn immer. Er war ihr Vetter, vier Jahre älter wie sie und schon Student. Naturwissenschaften wollte er studieren. Er war der einzige Sohn von Onkel und Tante. Besonders die Tante bewunderte ihn sehr. Es war in der ganzen Familie eine feststehende Thatsache, daß Theo „furchtbar klug" war.

Nur der Vetter Fritz bewunderte ihn nicht. Der Veter Fritz hatte ihn sogar schon mal einen garstigen Flegel genannt.

Der Vetter Fritz war auch wenig von Belang. Er studierte nun schon seit sechs Jahren, aber man sah immer noch nicht wo es blieb. In seinen Ferien kam er oft auf das Gut. Der Onkel liebte ihn.

Uebrigens hatte ihn Jedermann gern, auch Eva. Aber Theo „liebte" sie.

Der Vetter Fritz lag unter dem Apfelbaum im Grase. Er liebte solche Posituren.

Eva hockte neben ihm und that Nichts. Handarbeiten machte sie nie. Theo war in Untersuchungen vertieft. In Wahrheit schlief er.

Die Aepfel waren schon beinah reif und guckten rötlich mit lackierten Bäckchen durch das grüne Laub. Dadrüber war der blaue Himmel.

Eva sah sich Fritz an. Er hatte einen blonden Krauskopf lustige, blinzelnde, blaue Augen und einen Schnurrbart über den Lippen.

Theo hatte noch keine Spur von Bart. Er würde auch nie einen tragen, erklärte er. Moltke und Caesar hätten auch keinen getragen.

Von Vetter Fritz hatte er keine hohe Meinung. Er tränke Bier und hätte die Stallminna geküßt.

Eva dachte über diese letztere Missethat Fritzens nach.

Er lag und blinzelte in die Sonne.

„Du Eva," sagte der Vetter Fritz, „hat Dich Theodor eigentlich schon einmal geküßt?"

„Oh nein!" Eva errötete dunkel.

„Na, er ist doch Dein Bräutigam?"

„Oh nein!" sagte Eva wieder. Sie dachte an den Ring. Innerlich hoffte sie natürlich nichts sehnlicher. Aber Theodor fand es verächtlich sich zu binden. Nur der freie Mann vollbrachte Großes in der Welt. Das hatte ihr wieder sehr weh gethan.

„Weißt Du, daß Du sehr niedlich geworden bist, Evchen?"

Das hatte ihr Theo noch nie gesagt: „Ach Fritz . . ."

„Ein süßer kleiner Kerl bist Du," bekräftigte er. „Du Evinka. Gieb mir mal 'n Kuß!"

„Gieb mir doch einen," bettelte er.

Er hielt sie von unten her mit dem Arm fest und küßte sie ein paar Mal sehr derb und lachend auf die Lippen. „Thut's weh?"

Aber das Mädchen war dunkelrot geworden: „Oh Fritz!" . . .

Der lag schon wieder ganz harmlos im Grase.

Das Mädchen weinte: „Es ist so unrecht gegen Theo."

Fritz lachte leise. „Stiefel der!"

* * *

Digitized by Google

Theodor war enragierter Sozialdemokrat.

Das hatte er vom ersten Semester von der Universität mitgebracht. Vielleicht hatte er es auch schon früher auf der Schule in sich getragen. Er kam sich stets klüger vor wie Andre und liebte es zu widersprechen. Ebenso gern dozierte er.

Dabei aß er Haselnüsse. Das heißt Eva knackte die Haselnüsse auf und schälte sie. Er verspeiste dann die weißen glatten Kerne.

„Man muß ganz zum Volk gehören," sagte Theo. „Arbeiter werden. Adel, Rang, das ist Unsinn. Jeder hat das gleiche Recht. Alle Fabriken müssen Staatsbetriebe sein. Die Ehe ist frei. Es ist unwürdig, daß die Frau gebunden ist. Die Kinder ernährt der Staat. Sie werden in eigens dazu eingerichteten Anstalten erzogen, beide Geschlechter zusammen. Das ist ja Alles Blödsinn, die jetzigen Unterschiede." Alles das erschien Eva sehr vernünftig und großartig.

„Wirklich ein entzückendes weißes Fellchen hast Du," sagte Fritz anerkennend. Er strich ihr über den vorgebeugten Hals, wo das Genick sich sehr deutlich abzeichnete unter kurzen, krausen Löckchen in dem weiten Ausschnitt der Sommerbluse. Das Kleid war schon etwas ausgewachsen, zu kurz in den Aermeln und an den Waden.

„Fritz! Wenn ich ein junger Mann wäre, würdest Du das doch nicht sagen."

„Du bist aber doch keiner," sagte der Vetter Fritz.

* * *

Sie hielt es nicht aus. Das peinigte sie.

Plötzlich platzte sie damit heraus: „Findest Du mich eigentlich hübsch, Theo?"

Er sah sie spöttisch an: „Ich habe nie darüber nachgedacht. Bei uns in Heidelberg ist ein junges Mädchen, die Schwester meines Freundes Bohlen, die ihren Doktor **Sumna cum lande** gemacht hat. Sie hat ein Buch geschrieben über die Selbstamputation der Weberknechte, das das größte Aufsehen erregt. Weberknechte sind nämlich Spinnen, mußt Du wissen. Ihr nennt sie Schneider. Wenn denen was fehlt, sie sich irgendwie beschädigt haben am Bein oder so, können sie es sich selbst operieren. Das ist sehr interessant. Fräulein von Bohlen hat jahrelange Beobachtungen dazu gebraucht. Jetzt hat sie sich ganz den Forschungen über die Fortpflanzungsthätigkeit der Konchylien und Glockentierchen gewidmet."

Sie schämte sich. Ja, das war das Wahrhaft Große, Moderne: die Selbstamputation der Weberknechte. Sie war dumm. Sie war zurückgeblieben.

Er verachtete sie.

Und sie liebte ihn.

Ja, sie liebte Theodor.

* * *

„Nun, kleiner Balg?" sagte der Vetter Fritz.

Eva war ihm wie ein Hündchen gefolgt, überall hin, den ganzen Tag schon. Es war sein letzter Tag auf dem Gute. Morgen früh sollte er abreisen.

Der Tag war sehr schwül gewesen, ohne Sonne mit Wasserdampf in

Digitized by Google

der Luft. Die Kleider wurden einem feucht und schwer am Leibe. Man würde sie gern ausgezogen haben um ganz nackt und frei zu sein. Am liebsten hätte man geschlafen den ganzen Tag. Die Glieder lösten sich von selbst in ihren Gelenken, daß sie schlaff und schwach hingen, ohne Lust sich zu bewegen.

Jetzt war es sehr schön geworden. Alles klärte sich. Der Mond kam silbern und beruhigend herauf. Eine feine Kühle schien von ihm auszugehen. Nur die Stille war geblieben. Eine vollkommene Windstille der Luft, in der kein Blättchen an den Bäumen sich bewegte.

Der Vetter Fritz saß im Kahn, nicht in dem morschen, alten, den Theo liebte um sie zu ängstigen, sondern in dem neuen blau und weißen, hübschangestrichenen, den der Onkel brauchte, wenn er auf Hechte schoß oder nach Barschen angelte. Es gab eine Masse Fische in dem Teich. Er zog sich lang, in mäßiger Flußbreite durch den unteren Teil des Gartens. Der Garten war sehr vernachlässigt da, schon fast ein Wald. Jenseits des Wassers erhob sich wie eine Bergwand der Eisenbahndamm. Der ganze Damm war mit Königskerzen und hohem, roten Weiderich bestanden, Blumenrispen mit unzähligen, weinfarbnen, sehr schnell welkenden Tellerblüten, die nachher wie graue Wollfäden eintrockneten.

Jetzt erschien diese Wand ganz schwarz. Nur das Wasser leuchtete silbern vom Mondschein, unsicher, mit beweglichen, flimmernden Ringeln und Runzeln. An den hohen Pappeln und Faulbäumen erschienen die grünen Blätter weiß vom Licht ohne Gold, das sie badete.

Hinter dem Garten, über die Chaussee hinüber, fing gleich der Wald an. Da lag's massig und dunkel in Kruppen über Kruppen. Und ein Käuzchen schrie.

Mäher von den Wiesen zogen auf der Chaussee entlang. Und wie sie zogen sangen sie. Die Worte konnte man nicht verstehen, aber es waren alte, bekannte Melodien, von Scheiden und Meiden und Herzen und Schmerzen darin. Und ganz fern, auf dem Kirchturm schlug eine Uhr.

Eva hätte sich sonst gefürchtet. Es war so still. Die Welt war wie verzaubert an dem Abend in der einzigen Mischung von Schwarz und Weiß, Schatten, die aus der Erde wuchsen und Schleiern, die wallten um gleißende, schlangengeäderte Stämme.

„Willst Du?" sagte der Vetter Fritz.

Eva lief über den alten verfaulten Baumstamm, der den Landungssteg bildete und stieg zu ihm in den Kahn. Er reichte ihr die Hand dabei um ihr zu helfen und dann saßen sie sich gegenüber auf den schmalen, weißgestrichnen Bänkchen und lächelten sich zu.

Der Vetter Fritz sagte gar nichts. Er gebrauchte die Ruder. Dazu sang er. Nicht laut, ganz sacht mit einer hübschen, verhaltnen Baritonstimme. Es war ein altes, einfaches Liedchen, das er sang, lustig, und doch auch etwas traurig, wie die Dinge des Lebens alle, und der Natur, die nicht laut lacht und sterben muß.

„Sah ein Knab ein Röslein stehn,
„Röslein auf der Heiden,
„War so jung und morgenschön
„Lief er schnell es nah zu sehn
„Sah's mit vielen Freuden.
„Röslein, Röslein, Röslein rot,
„Röslein auf der Heiden!"

Digitized by Google

Die letzten Worte wiederholten sich und stiegen sehr hoch mit einem Klang, der in der Luft blieb und antwortete, nachdem der Gesang längst verhallt war. Er sang nur den einen Vers und wenn er damit zu Ende war, wiederholte er ihn, noch leiser mit neuen Veränderungen auf dem Refrain, der stieg und niederfiel, mit den Inflexionen einer Liebkosung, keusch und sehr zurückgehalten, durch Dinge, die man nicht sagt und die doch da waren, in der Luft, und antworteten, ungefragten Fragen, wie das Echo auf Seufzer, der Einsamkeit anvertraut.

Das klang sehr hübsch über das stille Wasser zwischen zwei Schilfstreifen, das gurgelte und gluckste an der Seite des Kahnes mit schmalen silbernen Lichtschlänglein auf gleißend schwarzem Grunde, die zu laufen schienen, zu fliehen.

Eva hatte die Hand in's Wasser getaucht und die Lichter liefen über die Hand mit wie feine leckende Züngelchen, schmeichelnd und kosend. Das Wasser war lau von der großen Hitze des Tages, wärmer wie die Luft. Zwischen den Binsen am Ufer stiegen weiße, dünne Wölkchen auf, die verflogen und einen kleinen Geruch von Sumpf hinterließen, von Welkendem, Gestorbnem, in der Sommernacht, die schafft und Werdendes webt.

Der Mond war jetzt ganz heraufgekommen. Er stand gerade über ihnen und dem Kahne in einer scharfen, schmalen Sichel, fast bläulich in ihrer funkelnden Klarheit. Und Sterne entzündeten sich wie kleine, spitze, stechende Flammen, und blieben da, fazettierend und irisierend gleich Diamanten in blauen, sammtnen, unendlichen Höhen.

Der Vetter Fritz hatte die Ruder hingelegt. Er sang auch nicht mehr. Wenn sie sich ansahen, lächelte er und Eva lächelte auch. Sie war so glücklich, so vollkommen selig und wunschlos in sich, daß sie gar nicht anders gekonnt hätte als immerzu lächeln.

„Komm," sagte der Vetter Fritz.

Sie kam sofort zu ihm. Sie hockte sich auf den Boden vor ihm zwischen seine Knie, daß ihr Kopf auf seinen Knieen lag. Und er bückte sich herunter zu ihr und küßte sie.

Sie sagten gar nichts. Sie küßten sich. Dann sahen sie sich wieder an und lächelten sich zu.

Sie lagen ganz still mitten im See.

Sie sah gerade über sich in seine Augen, die wie Sterne waren, und er hatte unter sich ihr weißes, schmales Gesichtchen mit den lächelnden Augen, die ihn ansahen und den roten, warmen Lippen, die er küßte.

Sie wurden roter und schwellender, als ob sie tränke. Sie atmete tief. Ihre weiße unschuldige Kehle hatte sich zurückgebogen im vollständigen Ueberlassen. Und er bückte sich zu ihr herunter und gab ihr zu trinken.

Sie waren vollkommen glücklich. „Du, Du —" sagte sie von Zeit zu Zeit ohne Atem als ob sie nicht Luft finden konnte, wie ertrunken. Und immer lächelte sie.

Sie trug eine lose Sommerbluse mit niedrigem Hals und nichts darunter wie ihr weißes, dünnes Hemdchen. Er sah sie fast nackt, in der Unschuld ihres jungen knospenden Busens, aufsteigend und sich senkend in einem tiefen, mächtigen Rhythmus des Lebens, der ihr die Ohren erfüllte, sie berauschte. Er fühlte sie leise erzittern zwischen seinen Knieen. Aber es beunruhigte sie nicht. Selig und schläfrig wie ein Kind, in der Umrahmung ihrer losen, braunen Haare, die ganz leise zu brennen, zu knistern schienen, in kleinen, bläulichen, zuckenden Flämmchen um ihre Stirn, die weiß und

Digitized by Google

heilig blieb, die der Madonnen und Nixen, der Unschuldigen des Himmels und der Erde.

Sie schämte sich gar nicht. Sie sprachen nichts. Sie war sehr glücklich.

Ein zierlicher goldgrüner Käfer purzelte ihr gerade auf den Hals, in das warme schattige Thälchen, das die Brust durchschnitt.

Er hob ihn auf, sehr vorsichtig zwischen zwei Fingern. „Flieg! du sollst auch glücklich sein."

Sie lagen so still wie im verzauberten Schiff, wenn die Ruder Anker werden, die Farne und Wasserrosen sich recken aus dem See mit gigantischen Blättern und farblosen Totenkronen, und von hüben und drüben die Schilfe sich vereinigen und ineinanderwachsen zu undurchdringlicher, schwertstarrender Wächtergarde. Sie hätte es gar nicht anders gewünscht.

Einmal sagte sie: „Sieh doch! Eine Sternschnuppe."

Und er bückte sich zu ihr herunter: „Kleine Süße. Liebling. Mein Herzkind."

Oben auf dem Bahnwall fuhr ein Zug vorüber. Sie hörten ihn nahe kommen, laut werden und sich verlieren in der Nacht mit rollenden, rasselnden Rädern und gelbsprühender Lichterkette.

„Wenn man sich sehr lieb hat, ob das ewig dauert?" fragte sie. „Auch im Himmel?" Er antwortete: „Ewig! auch im Himmel."

„Da duften Rosen," sagte sie. „Die Rosen sind verliebt." . . . . .

Sie war sehr schläfrig geworden, so schläfrig, daß sie sich kaum mehr bewegen konnte. Ein paar Mal seufzte sie tief auf mit einem schmatzenden Schmecken der Lippen, wie Kinder machen, die sich satt getrunken haben und schlafen wollen. Sie hatte die Augen geschlossen, aber ihr Mund lächelte. Er hörte an der Schwere und Gleichmäßigkeit ihres Atmens, daß sie eingeschlafen war.

Er trug sie auf seinen Armen an's Land. Sie hing schwer an seiner Schulter. „Du . . Du . ." murmelte sie. Ein paar Mal lachte sie, leise, glückselig, gurrend. Immer wieder, wie ohne Willen, im Halbschlaf kehrten ihre Lippen zu seinen zurück.

Er setzte sie nieder an der Tür ihres Stübchens.

„Geh! Geh jetzt schlafen, mein Mädchen, Liebling!" . . .

Und sie gehorchte lächelnd, wie ein gutes, sehr müdes, kleines Kind.

Am andern Morgen fuhr er früh ab. Sie sah ihn gar nicht mehr. Eine eben aufgeblühte Rose lag auf ihrer Brust, grade wo die weiße, gestickte Decke anfing. Die Thautropfen funkelten noch darauf. In den Zweigen des Akazienbaums unterm Fenster rauschte und schwankte es. Weiße, welke Sommerblüten stäubten honigduftend herein. Und von draußen von der Chaussee sang eine Baritonstimme, die sich entfernenden Strophen des alten, froh-wehmütigen Wanderlieds, abschließend mit hellem, übermütigen Jauchzer der Jugend, die sich die Welt erobert: Juwiwallerah, Juwiwallerah! Juwiwalleralleralalah! . . .

* * *

Diesen und den ganzen folgenden Tag regnete es.

Es regnete in Bindfaden, die nicht abrissen, ausgespannt blieben vom Himmel zur Erde. In den Baumkronen war ein beständiges Rauschen. Alles Grün erschien giftig, wie verschlickert. Man roch die Nässe des Bodens, der sich auflöste, nachgab. Die Dachtraufen gossen, plätscherten, plantschten.

Digitized by Google

Sie saßen den ganzen Tag in Theodors Stube mit dem Sortieren seiner Sammlungen beschäftigt. Da waren Schmetterlingskästen, Steinkollektionen, verschiedene Herbarien aus Löschpapier, in denen er getrocknete Pflanzen preßte. Er machte das sehr kunstgerecht, breitete sie flach aus, die Blätter zu beiden Seiten abgespreizt und die Staubfäden hochgerichtet, daß Alles Charakteristische zur Geltung kam. Ihr erschien es immer grausam. Sie war nicht so penibel wie er.

Er empfand das als einen ungeheuren, männlichen Vorzug.

Er sprach von seinem künftigen Beruf. Sein ganzes Leben lag glatt ausgebreitet und eingeteilt vor ihm. Es würde sehr nützlich und sehr erfolgreich sein, obgleich er an Nichts glaubte und die Unsterblichkeit leugnete.

Sogar von seinen Söhnen sprach er. Eva sah sie direkt vor sich. Es waren ihrer drei, Alle mit großen Ohren, glattgeschornen Köpfen, den hellen, vorstechenden Augen und weiten, feuchten, schmeckenden Lippen. Sie saßen alle drei in einer Reihe, etwas geschlakst, die Ellenbogen aufgestützt, hörten aufmerksam zu und verfolgten aufgespießte Käfer mit ihren hellen, kurzsichtigen Augen.

Sie haßte sie und liebte die kleinen, schwarzen, gepeinigten Käfer. — Sie langweilte sich.

* * *

In ihr war ein dumpfes Drängen. Immer träumte sie von Revolution und Empörung. Sie sah brennende Paläste, Barrikaden, schwarze, nackte Wesen, die sich in das Gemetzel drängten und hohnlachend starben.

Das zerriß sie beinah. Sie fühlte sich wie ein kleines Raubtier, eine junge, wilde Bestie. Es war ein eigentümliches Vergnügen ihre Glieder zu recken, die knisternden Haare um sich zu schütteln, aus denen ein feiner, heißer Brandgeruch aufstieg.

Obgleich sie wußte, daß es schlecht war. „Meine Hand wider Jedermann und Jedermann's Hand wider meine." Sie wiederholte sich das bis zur Bewußtlosigkeit: Man hatte sie an einen Marterpfahl angebunden, ganz nackt, und ihre Handgelenke mit berstenden Adern strebten gegen die umwindenden Stricke. Und sie war eine Kaiserin, eine der stolzen, verräterischen von Byzanz. Sie setzte ihren kleinen, spitzen Fuß auf gebückte Nacken und die Schlängchen in ihren Augen waren zuckende Blitze, die töteten. Sie, sie tanzte vor Herodes um des Täufer's Haupt. Dies blutige Haupt mit den ernsten, strengen Zügen, den müden, geschloßnen Augen und straff herunterhängenden Haaren. Sie hätte es schlagen können, anspeien, mit ihren Nägeln zerfleischen. Sie haßte — haßte.

Der Onkel sah sie scharf an zuweilen: „Kleine Pferdchen, die im Stall stehn. Kleines Pferdchen." . . . .

Am Nachmittag kamen die Amtmannstöchter. Sie brachten ihre Handarbeiten mit. Sie frugen Eva, ob sie auch Handarbeiten könnte und was sie zu Weihnachten schenken würde?

Dann erzählten sie, daß sie zu Hause eine sehr merkwürdige Topfpflanze hätten, die wie Kalbsbraten röche. Ganz genau wie Kalbsbraten.

Diese Mädchen waren ihr unerträglich. Sie hätte sie ohrfeigen können.

* * *

Sie wußte eine Waldwiese tief im Wald, wo am Waldsaum eine weiße Orchis blühte.

Digitized by Google

Es blühten da viele andre seltne und kräftige Pflanzen, würzige Arnika, große, große Glockenblumen von der Größe einer richtigen, kleinen Glocke, tiefblaue Vergißmeinnicht wie sie sie nie wo anders so blau gesehen, und weißes Flockgras. Aber die weiße Orchis war die seltenste und geheimnisvollste.

Ihre Blütchen waren so fein wie Mücken, winzige Flügel und Leiber der Eintagsfliegen. Die grünen, fetten Blätter zeigten braune Flecken. Das war Gift, die Tigerzeichnung. Ein süßer, wilder, berauschender Duft stieg von ihr auf. Immer umschwebten sie weiße Schmetterlinge. Sie gehörten zu ihr. Sie liebten die weiße Orchis, die eine Prinzessin war und töten konnte. Nur an ganz einsamen Stellen wuchs solche. Es war die einzige Stelle im ganzen Wald.

Eva wußte sie. Sie wußte auch, daß sie verzaubert war. Sie, sie selbst war die weiße Orchis.

Wenn der Vollmond ganz weiß schien, erwachte sie draußen.

Er war da in ihrem Zimmer. Er füllte es ganz mit seinem flutenden Milchlicht. Das sieht aus als ob er auf Alles weiße Schleier würfe, weiße Brautschleier der Keuschheit und des Geheimnisses.

Sie war aufgestanden. Sie stand vor dem Spiegel ganz nackt. Sie hatte die Hände hinter dem Kopf verschlungen und sah auf ihre schneeweißen, kleinen Füße, die tanzten, Kreise beschrieben. Sie hatte feine, weiße, strebende Beine wie Lilienblätter. Ihre Handflächen glänzten weiß, wenn sie sie ausbreitete gegen das Licht. Sie war ganz weiß, eine weiße Blume, die schneeweiße Orchis auf der Waldwiese. Ihr Fleisch und ihre Haare dufteten. Es war ein wilder, süßer, berauschender Duft von Liebe und Sterben.

Sie tanzte. Sie bog und wiegte sich. Sie warf sich das Mondlicht zu wie Schleier und faßte die Schleier und zog sie um sich. Auf ihrer Brust war ein großer, silberner Schild von Licht. Und ihr Schoß blieb dunkel.

Sie lachte, kichernd und heimlich. Sie war eine Prinzessin. Sie war die weiße Orchis. Sie war verzaubert.

* * *

Sie wollte etwas Gutes thun, etwas sehr Gutes, Unerhört Gutes, ganz Zweifelloses.

Oben in den Bergen zwischen hohen, alten Tannenwäldern war eine kleine Wallfahrtskapelle, rund mit einem sehnsüchtigen, strebenden Thürmchen. Spitz und aufrecht ragte es unter den wogenden, dunklen Wipfeln. Einmal im Jahr wurde eine Prozession veranstaltet dahinauf. Kinderlose Frauen, Mädchen, die einen Fehltritt begangen hatten, mit Liebeskummer, waren die Wallfahrerinnen. Der steile Weg lag voll runder, glatter Steine wie ein Flußbett. Sicher war einmal ein Waldbach da geflossen. Die Zeit hatte sein Ungestüm versiegen gemacht. Mühselig kletterte man vom Thal auf nackten Füßen. Die Last des Leibes trug sich schwer, schwerer noch wenn er gesegnet war wie bei den Vielen, die angstvoll dort Entsühnung suchten. Die Madonna war mildthätig für Alle. Wer den Weg da hinaufgefunden, demütig mit zerknirschtem Herzen, der fand ihn auch weiter über Dornen und Steine der Verachtung und Feindschaft. — Für gewöhnlich war die Kapelle verschlossen. Man konnte sich auf die steinernen Nischenbänke vor dem Fenster knieen und sah in ein Dunkel, wo mystisch

Digitized by Google

ein rotes Lämpchen glühte, weiße Seidenstickerei des Madonnenkleides schimmerte.

Sie stand sehr früh auf. Alle Gräser waren noch grau vom Thau. Er hing sich in ihre wirren, losen Haare. Von den Wiesen stiegen Nebel. Sie fühlte die Morgenschauer durch ihr dünnes Sommerkleidchen. Alles war ernsthaft, beschwert. Selbst die kleinen Heidelbeerbüsche und Fingerhutstauden am Weg. Sie standen wie Dinge, die ein großes Amt erfüllen, gehorsam, mit nicht rebellierendem Verstehn. Rehe äugten sie klug an. Aber nicht als Furchtsame. Alle wußten ihren Weg und thaten ihr Gesolltes. Eine Füchsin schlich die Ruthe nachstreichend auf Raub. Die Bäume führten bergauf in einer langen, ansteigenden Prozession. Groß, ernsthaft, hundertjährig. Die Berge setzten sie fort, noch grandioser, schweigsamer, ehrfurchtgebietend. Diese ganze stille, feiernde Natur war ihr Feind: Was willst du kleines Menschenkind, verirrt und verworren?

Sie machte den ganzen langen steilen Weg auf ihren nackten Füßen. Sie zitterte. Sie fror. Sie küßte den Stein und und scheuerte sich die Kniee wund. Sie weinte. Sie war müde und hungrig.

Es gab Nichts wie dies, Nichts zu sein, sich aufgeben unter diese starke, übergewaltige Hand, die züchtigte, zermalmte. Und zum Schluß eine sanfte, milde Gnade. Das rote Leben verglühte wie das Lämpchen drinnen. Der Friede breitete sich gleich weißem Schimmer des Madonnenkleids. Und immer tropften Thränen, wächserne Zähren der hohen Kerzen auf harte, dunkle Fliesen und Eisenkanten.

Sie betete lange und inbrünstig. Sie prosternierte sich, daß es käme, sie aufnähme. Die Eichhörnchen sahen sie neugierig an aus ihrer luftigen Höhe. Sie bissen die jungen Triebe ab und verschleuderten das Uebrige. Es war als ob die alten Bäume die Köpfe schüttelten. Sie neigten sich und raunten. Die Vögel piepten und antworteten sich. Sie hatten ihre Sorgen der Nahrung, des Brutgeschäftes. Emsig am Boden krabbelten Ameisen und Käfer. — Nur der Stein blieb grau, unlebendig und kalt.

Nichts kam ihr zur Hülfe. Sie war nicht im Zustand der Gnade. Alles versagte sich ihr.

Sie haßte sich selbst und haßte diesen Gott, der nicht hörte, gar nicht da war.

Den Rückweg machte sie in langen Sätzen durch das Bett des toten Waldbachs. Sie bildete sich ein, er lebte noch und sie wäre er. Sie sprang, schwang sich, schrie auf vor Lust.

Sie kam wie eine Bacchantin an mit aufgelösten Haaren und glühenden Backen, die ganzen Arme voll Blumen. Sie hatte sie mit der Wurzel ausgerissen. Sie hatte zusammengerafft was sie fand. Nun war sie tot erschöpft. Da — da . . Es war das reine Heu geworden, Fingerhüte, Thymiane, Epheureben. Sie dufteten welk, betäubend. „Alle sind tot, tot!"

Sie war wie betrunken. Nachher legte sie sich zu Bett und schlief fünf Stunden. Das war das Ende ihrer Wallfahrt.

* * *

In den westfälischen Kohlenrevieren war ein Streik ausgebrochen. Sie verfolgte die Nachrichten mit bebender Spannung, den Aufschwung, die Erfolge, das Nachlassen, — Feigheit, wie sie es nannte.

Sie sprachen ruhig davon bei Tische. Der Onkel mißbilligte allerlei Ausschreitungen. Die Tante kam mit Gottes Gebot. Sie grub sich die

Digitized by Google

Nägel in die Handflächen um nicht aufzuschreien: „Ich hasse Euch. Ich! Ich bin Eure Feindin!“ Es kitzelte sie, daß sie es so gar nicht ahnten daß sie zart und fein war, in hellen, hübschen Kleidern herumging, Knixe machte, Handtücher säumte.

Ah, sich hineinstürzen! — Kampf! Kampf! Kampf! — Wenn man ihr eine Bombe gegeben, sie hätte sie jauchzend geschleudert. Rote Fahnen wehten. Batterien krachten und knatterten. Sie sprang mit nackten Füßen die Brandfackel schwingend. Sie war frei. Sie war stark. Sie war schön!

Die Handtücher waren sehr schlecht gesäumt, schwarz und kraus gezogen.

Die Tante seufzte.

* * *

Theodor erklärte ihr wie das Alles zugehn müßte: Alle Betriebe werden mehr und mehr Großbetriebe. Schließlich ist der Staat der einzige Eigentümer. Das ist eine ganz natürliche Evolution durch die heutige Maschinentechnik gezeitigt. Hundert Jahre kann das noch dauern, oder auch nur fünfzig. Der Grund und Boden ist allgemeines Eigentum. Es kann nicht mehr gekauft und verkauft werden, wenn Produzent und Consument eins sind. Die Zollschranken zwischen den Völkern fallen von selbst, da keins das andre mehr übervorteilen will. Alle Staaten sind Republiken und bilden einen großen Staatenbund. Man wählt aus der Masse die Ausgezeichnetsten. Und der Weiseste wird zum Präsidenten gewählt. — Das ist die allereinfachste Geschichte von der Welt.

Er war auch der festen Ueberzeugung, daß diese Erde eines Tages sich erkälten und absterben werde. Dem Mond war es auch schon so gegangen. Andre Weltkörper würden lebend und glühend werden: Es ist Alles Bewegung, Zellenschwingung. Von der Zelle kommt Alles.

* * *

Der Onkel beschäftigte sie.

Er war ein seltsamer Mann, aus dem die Meisten nicht recht klug wurden. Einige erzählten von ihm, daß er ein roter Demokrat und Anarchist gewesen sei, auf den Barrikaden gefochten hatte, achtundvierzig. Bei Andern wieder galt er als Ultrareaktionär und Stockaristokrat. Er hatte studiert, die Welt gesehn auf Reisen und war auch Soldat gewesen. Jetzt baute er seinen Acker schlecht und recht wie das bei den faulen Zeiten für die Landwirtschaft möglich ist, mehr zum Vergnügen als zum Profit. Seine Hauptpassion war die Jagd. Er war fast den ganzen Tag auf Jagd. Einige seiner Freunde fanden, daß er sehr unrecht that, weil sie ihn für einen bedeutenden Kopf hielten. Sie hätten ihn gern in den Reichstag gewählt, aber er wollte nicht. Vielleicht war es Faulheit.

Der Tante erschien diese Jagdleidenschaft schon beinah unmoralisch: „All das unschuldige Getier“ . . . Sie wagte nicht, es zu sagen.

Seine erste Frau war eine kleine Schauspielerin gewesen. Er hatte sie gegen den Willen der Familie geheiratet als Student. Nach halbjähriger Ehe war sie gestorben. Es war eine ganz romantische Geschichte. Noch ein alter, verwitterter Grabstein existierte, ganz mit Epheu überwuchert. Niemand sprach je von ihr. Nur Eva dachte sie sich oft, sehr jung und

Digitized by Google

kindlich mit langen blonden Haaren. Sie hatte eine Zärtlichkeit für diese tote, ganz vergeßne Bertha.

Sie konnte den Onkel oft lange ansehn, wenn sie dachte, daß er es nicht bemerkte. Eine Art Ironie war um ihn, und sehr viel Ruhe. Innere Ruhe, obgleich er äußerlich aufflackern konnte, starke Ausdrücke gebrauchte, die die brave Tante entsetzten. Ihr, Eva, hatte er einmal eine Ohrfeige gegeben für irgend eine Naseweisheit. Er hatte es wohl längst wieder vergessen. Der Schlag war wohl empfindlicher gewesen als er beabsichtigte. Er hatte eine schwere Hand. — Sie vergab es ihm nicht.

Sie hatte ein Gefühl, daß er wußte und sie wußte nichts. Er — er kannte das Leben. Wie kleine, begehrliche Flammen schlugen ihre Gedanken um dies bunte, große Leben, das sie nicht kannte.

* * *

Die alte Luise war sehr alt.

Schneeweiß waren ihre Haare unter dem kleinen, steifgestärkten Großmutterkäppchen mit breiten, weißen Bindebändern. Ihr Gesicht war von tausend Rinnchen und Runzelchen durchzogen wie gutgepflügtes Ackerland. Ihre Hände waren hart und spröde wie Glas in den inneren Flächen. Die heißen Töpfe und scharfen Messerkanten fühlte sie gar nicht mehr. In den Gelenken saßen dicke, angeschwollene Knollen, wo der Rheumatismus sie quälte. Und so, wenn sie nichts that, zitterten sie beständig.

Aber sie war noch flink und rüstig sonst, die Allerfleißigste bei der Wäsche. Wenn die Luise mithalf, ging es noch mal so gut beim Brotbacken oder Einschlachten. Sie zankte nie. Nur ihre hellen, raschen Augen waren überall. Sie hatte eine Art die Dinge anzugreifen, die nicht von der Stelle gingen, daß sie wie von selber wurden. Die Dinge fügten sich gern in ihre Hand. Und sie liebkoste sie, sie sprach ihnen zu. Sie liebte die Dinge.

Eva besuchte sie auch zuweilen zu Hause, bei ihrem Sohn, dem Maurer Dörr, der in dem Häuschen neben dem Schlagbaum wohnte. Die alte Luise hatte viele Kinder gehabt. Einige waren gestorben. Einige waren nach Amerika ausgewandert und sie hörte nichts mehr von ihnen. Die Andern hatten sich verheiratet und mußten sich quälen, daß sie ihr Brot hatten für sich und für ihre Kinder. Der Maurer ging auf Arbeit in der Frühe. Die alte Luise besorgte die Hauswirtschaft, die Kinder und die Ziegen.

Ein ganzes Rattennest von Kindern war da. Flachsköpfe mit Rotznäschen und runden Augen, die den Finger im Mund standen, wenn man kam. Die Maurersfrau war gestorben und sie wuchsen ein bischen auf wie das liebe Vieh, in der Sonne, mit den Ziegen und der Großmutter, die ihnen ihre Stullen schnitt und die Suppe einbrockte.

Hinter dem Hause war ein Gärtchen mit Kohlköpfen und rotblühenden Bohnen. Auf der Chaussee, neben der breiten Seite, die für die Fußgänger und Wagen bestimmt war, fuhren die Züge vorbei, zweimal am Tage, und wie sie fuhren klingelte der Lokomotivführer mit einer großen Glocke für die Kinder und Hunde.

Die Züge gingen nach der Stadt und von da noch über drei andre Stationen bis sie auf die Hauptlinie kamen, die die Klingelbahn mit der großen Welt draußen verbindet.

Die alte Luise war nie bis in die große Welt hinaus gekommen.

Digitized by Google

Des Sonntags, wenn der Kaffee besorgt und die Küche aufgewaschen war, zog sie sich sehr sauber an mit einem ganz frisch gewaschnen weißen Käppchen und dann nahm sie ihre Brille und ihr Gebetbuch mit den bunten Bildern und setzte sich vorn in der Stube in die Sonne. Immer in die Stube, auch wenn es noch so schön war draußen im Sommer.

„Was machst Du, Luise?“ fragte Eva, die es nicht begreifen konnte, daß man so still saß und garnichts that.

„Ich ruhe mich“ . . . sagte sie freundlich. Es war sehr sonnig in der engen Stube. Die Fliegen summsten und stießen mit den dicken Köpfen gegen die Fensterscheiben. Die alte Frau saß ganz still in ihrem schwarzen Sonntagsstaat mit der glattgestrichnen, seidnen, knisternden Schürze. Die Hände hatte sie gefaltet und die breite, helle Nachmittagssonne lag auf diesen beiden, greisen, gefalteten Händen, gelb und knöchern wie aus Holz geschnitzt, oder sehr altem Elfenbein, mit tausend Rinnen und Schwielen. Sie zitterten leise unter bläulichen, gesträngten Aderknoten.

„Du hast so gute Hände, Luise,“ sagte Eva.

„Sie sind alt, Fräulein und haben ihre Arbeit gethan.“

Eva liebte die alte Luise.

* * *

Es gab sehr einsame Stellen oben auf der Hochebene.

Nicht mal Bäume wuchsen da, Ginstergestrüpp, Heide, mit sandfarbnen Gräsern, kleinen ängstlich dünnen Staubfabiosen und Immortellen.

Man fühlte die nackte heiße Erde, die die Sonne dörrte. Alles war Stein, tausende von kleinen Steinchen, Tafeln, Plättchen, die leise in's Schieben gerieten, rutschten, wenn man sie lockerte. Die Hügel wellten sich wie graue Wollrücken einer Hammelherde. Vielleicht war da einmal Wasser gewesen, das Meer. Winzige Kalkschneckhäuser klebten an der Geröllwand. Manche Steine zeigten Muscheleindrücke, Riefen. Sehr heiß waren sie, wenn man die Hand hineinsteckte. Sie rochen nach Hitze. Und doch unfruchtbar.

Das würde immer so bleiben. Der Regen hatte sie gewaschen und die Sonne dörrte sie. So war es gewesen tausend Jahr und so würde es sein.

Sie lag da stundenlang auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopf verschränkt und schaute in die Sonne.

Die Sonne funkelte und blitzte wie ein rundes, drohendes, weißblaues Herrenauge.

Aber die Erde blieb grau und tot.

Ein hungriger Habicht kreiste im Hellen. Die Mücken summten und schwirrten. Es war heiß. Die Hitze zitterte in der Luft, in kleinen überklappenden Kochwellen.

Sie rührte sich nicht. Die Heide lag reglos.

* * *

Sie liebte die Bücher. Walter Scott, Victor Hugo, Byron und Germinal, und Raskolnikow, und die Räuber. Sie las es Alles bunt durcheinander.

Das war *ihre* Welt. Wo man kämpfte, verzweifelte, groß war. Ritterburgen ragten trotzig und wettergrau. Die Inseln Griechenlands blühten,

Digitized by Google

glühende Rosen im indigoblauen Azur. Rauhe, schwarze Vulkane ergossen ihre Lava gegen lachende, zierliche Pompejis der Unsterblichen, Göttergeliebten. Man schnitt sehr tief mit scharfen, gleißenden Opfermessern in menschliche Herzen, die bluteten, aus purpurnen Tropfen weiße Lilien der Erlösung trieben.

Wie ein heißer flutender Malstrom rollte die Liebe der Menschen und Dinge durch schwarze Lettern und knisternde Seiten, Esmeralda, Klärchen, Desdemona, Siegfried, Falstaff und Hamlet . . unsterbliche Gestalten, feine Blüthen des Menschlichen, das liebt, jubelt und weint.

Die Apfelbäume sahen zu ihr hinein mit knospenüberladnen, lachenden Zweigen, die berstendes Leben trugen. Der Wind zauste die uralten Tannen. Wirre Moosbärte hingen von ihren Aesten. Beinah schwarz waren sie, gezackt wie Wolkenformationen. Die Krähen kreischten und schlugen mit den Flügeln um ihre Wipfelhäupter des Abends.

Sie sah, daß Alles schön war. Sie versuchte es zu greifen, mitzusummen, wiederzugeben. Ideen und Linien wallten betäubend. — Sie griff in's Leere. Aber man fiel weich, auf Wiesenland, mit tausend neckischen, silberhellen Wasserfällen. Nackte, rosige Amorettchen waren da im Grunde, die Früchte schleppten und Blumen. Sie schleppten in langen, belasteten Reihen, immer mehr, immer reichere, kühnere, üppigere. Sie bombardirten sie. Sie warfen sie ihr auf die Nase, in die Augen, über die Lippen. Sie wollte sich verteidigen. Sie griff in weiches Fruchtfleisch und Düfte. Die tollenden Kobolde umtanzten sie kichernd.

Es war zuviel noch — zuviel.

* * *

Dazu kam die Ueberfülle des Materiellen, — Farben, Massen, Dinge, die man aß, Reichtum, Fettheit.

Die Milchkammer machte ihr Spaß. Es war dunkel in den langen, kühlen Kellern. In thönernen Satten stand fette, weiße Milch. So fett war sie, daß sie sich nicht bewegte, die Sahne, Schwemmstreifen ließ am Rande. Butter lagerte in formlosen bethauten Klumpen. Immer brachten die Mägde volle schäumende Eimer aus dem Kuhstall. Es roch nach Tier, wie im Innern eines Bauches voll warmer Gährung. Und der Sonne war nicht erlaubt einzudringen, weil Alles langsam werden mußte, steigen, reifen.

Im alten Holzstall wurden junge Kücken ausgebrütet, Enten und Hühner buntdurcheinander. Goldgelb waren sie wie Dotter in ihrer putzigen Eiform auf zwei Beinchen. Sie scharrten und pickten. Scharfer Stallgeruch kam aus Stroh und dürrem Laub der Ecke, in dem Lebendiges sich raschelnd regte. Aber die Glucke war böse. Man durfte die Kleinen nicht anfassen.

Auch Einmachen war hübsch. Oder Kuchenbacken vor den großen Festen. Die Früchte standen in riesigen Korbwiegen. Man hatte die Hände rot von ihrem Saft, der weiße Zucker funkelte kryställisch an den abgeschlagnen Hutfelsen. Immer stieg der Schaum vom Kessel, den man abschöpfen mußte, das Wilde, Unreine, das was trunken macht. Endlich blieb es klar und ruhig wie gesättigte Tiefe, Edelblut der Früchte, das die Sonne gezeitigt.

Oder da lagen Mandeln und Rosinen in großen Haufen, die ausgelesen werden mußten. An der Wage wurden die einzelnen Zuthaten

Digitized by Google

sorgsam abgewogen. Eidotter schwammen wie runde Fettaugen, während das Weiße unter der schlagenden Gabel zu flockigem Schnee sich ballte. Ueberall stäubte, puderte Mehl. Mägde mit nackten aufgestreiften Armen bearbeiteten in einer weiten Holzmangel den zähen gelben Teig. Immer hin und her wurde er geworfen, geklatscht, wieder eingeknetet. Es roch nach Frischgebacknem. In den großen, borkigen, braunen Laiben öffneten sich duftende, fleischige Kerbe. Man fühlte den Segen des Brotes. Alles freute sich des Festtags.

Und sie liebte Wäsche im Sommer. Wenn man sich Tücher umbinden mußte oder große Kiepenhüte gegen den Sonnenbrand. Wäschestücke lagen weiß und sauber ausgebreitet auf dem grünen Rasen, während andre von Leinen flatterten, festgesteckt wurden mit zwängenden Klammern. Man begoß die liegenden mit der Gießkanne um sie noch weißer zu machen. Die Wäsche roch gut. Alles strahlte über das schöne Wetter. Jeder war froh und thätig. Da war Bewegung, Farbe, Segen.

Man war müde des Abends und schlief so herrlich.

* * *

Immer, einmal mitten im Sommer war Tierschau.

Der Onkel gehörte zu den Preisrichtern. Die Tante fuhr im seidenen Staatskleid in der Equipage hin. Selbst Theodor mußte sich auf einen Tag von seinen Büchern trennen, obgleich er solche „Volksbelustigungen" verachtete. Eva hatte ein weißseidnes Mousselinekleid mit roten Pünktchen an. Sie trug einen Hut aus winzigen roten Heckenröschen und freute sich wie ein Fisch im Teiche, der in's frische Wasser kommt.

Theodor mißbilligte sie. „Aber was ist denn da zu sehen?" sagte er. „Ich sehe nichts wie gleichgültige Leute, die zur Kirche gehn. Das kann man doch alle Sonntag sehn. Uebrigens ist der Staub unerträglich hier. Ich langweile mich."

Die ganze Chaussee war voller Menschen, kleine Trupps, Familien mit Kind und Kegel, die zum Fest zogen. Sie waren in der That nur ganz gleichgültige Leute. Eva hatte sie doch lieb. Sie unterschied sie Alle und sah in Jedem etwas Besonderes. Es freute sie grade, daß sie so viele waren. Das gab ihr noch mehr das Gefühl in Wasser zu schwimmen. Sie war ein kleines Wellchen in einem großen Wasser, das vorwärts schwamm. Und die Sonne schien. Es war vergnüglich so zu schwimmen.

Alle gingen zuerst in die Kirche. Die Meisten in die graue, große, katholische, die sehr alt war, riesig und düster ragte zwischen den kleinen Häuschen und Lädchen aus der Spielschachtel. Blaue Glockenblumen blühten aus den Spalten zwischen den Fugen. Wie von ewiger Feuchtigkeit rann und rieselte es zwischen den starken vorspringenden Mauerpfeilern. Ihre Glocke hatte eine tiefe herrische, metallne Stimme. Aber die Leute verloren sich in dem gewaltigen Schiff. Dämmrung und Traurigkeit herrschte da immer.

Die protestantische Kapelle war nur klein und ganz neugebaut aus Unterstützungsgeldern des Gustav-Adolfvereins für die Gemeinden in der Diaspora. Sie hatte nüchterne kahle, graugestrichne Wände, auf die man Sprüche geschrieben hatte. Auch eingerahmte Bilder der Bibelübersetzer hingen da. Die Altardecke war von der Tante gestickt. Die Gemeinde war arm und der Pfarrer kein Geisteslicht. Der Onkel protegierte ihn um des Prinzipes willen. Ueberall spürte man das Prinzip in seiner nüchternen

Digitized by Google

Kahlheit. Der Pfarrer sprach vom Stier Apis der Aegypter und Ruth, der Aehrenleserin. Die Tante duselte sacht ein.

Aber draußen war die Mittagshitze bis zum kriselnden Sieden gestiegen. Man konnte den Fuß kaum auf die Steine setzen, so waren sie von der Sonne durchgeglüht. Am großen Schützenzelt flatterten bunte Fähnchen. Alles Eichengrün der Bekränzung ließ schon vor Schlaffheit die Blätter hängen. Das gab einen scharfen Gerbstoffgeruch unter die zahlreichen andern Gerüche, des Schweißes, der vielen zusammengeströmten Menschen, frisch angestrichner Bänke, der besonnten überhitzten Steine und des ausgestellten Viehs.

Die Tiere standen etwas abseits unter den Ahornbäumen der Schmuckanlagen, hauptsächlich Rindvieh, Kühe und Zuchtstiere. Die meisten waren bekränzt, gleichfalls mit Eichenlaub, in das man rote und blaue Papierrosen gesteckt hatte. Daraus schauten ihre braunen, behörnten Häupter mit rosa Mäulern, dumm und glotzend wie auf Wappenschildern. Einige besonders prächtige Preisbullen waren auch sehr unruhig, stießen mit den Köpfen und scharrten die Erde auf. Es waren ausgezeichnete Exemplare darunter. Man bestaunte ihre Schwere, die Wammen, die vom Kopf bis auf die Knie niederhingen, das Fett der Seiten, dessen Schichtbreite die Kenner taxieren konnten. Die Eigentümer oder Käufer nahmen das Lob wie ein gebührendes Verdienst hin, gedrungne, feste Gestalten der Schlächter und Züchter, ihren Zöglingen nicht unähnlich.

Die Herren diskutierten die Rassen Ayrshire oder Shorthorns. Es zeigte sich wieder, daß die am meisten schwatzten am wenigsten verstanden. Die Andern sagten nichts, spieen nur manchmal aus im weiten Bogen und zerkauten ihre Ansichten über Nutzen und Unwert. Viele hatten schon eine schwere Sitzung hinter sich. Sie sprachen sehr laut und schrieen sich derbe Vertraulichkeiten zu.

Weniger Teilnahme fanden Hammel, Ziegen der armen Leute. Säue inmitten ihrer Ferkel bildeten rosa schweißige Fettflecke. Ganz erschreckend waren die Hühner, Puten und Gänse in ihren Käfigkörben, die man über die Maßen gemästet hatte, daß sie kaum stehen konnten, ganz hülflos blieben in ihrer strotzenden, pagodenhaften Fettheit. Es stank nach faulenden Federn, Exkrementen der Tiere. Die Tauben gurrten. Truthähne kollerten. Dazwischen das dumpfe unruhige Brüllen der Stiere, eine Nüance von Wildheit und Gefahr mit hineinbringend in das Conzert der Lebewesen. Man bestaunte Kohlköpfe und Rüben, die sechs- und zehnfach ihre gewöhnliche Größe zeigten, von Gärtnern ausgestellt. Immer neue Wagen fuhren vor, die sich ihrer Insassen entleerten. Alle Frauen trugen helle Kleider. Der Wirt und seine Gehilfen standen in Hemdsärmeln Bier ausschenkend. Man kaufte große Wecken mit Rosinen. Jedes Kind hatte eins, in das es hineinbiß, unfähig es je ganz aufzuessen, aber mit beiden Händen den Brocken festhaltend.

Im Zelt waren lange schmale Tafeln aufgestellt für die Honoratioren. Die Musik spielte. Man aß fette Sachen. Alles schwamm in Fettsaucen. Als Servietten waren Seidenpapiervierecke gegeben, in deren Ecken Amoretten aufgedruckt waren pausbäckig wie Preisbabies. Reden wurden gehalten. Hier war die Hitze fast unerträglich. Der Küchengeruch lagerte in dicken Schwaden. An den untern Tischen rauchten die bäuerlichen Gäste. Oben saß die Aristokratie, der Landrat, Grafen und vornehme Damen von den benachbarten Rittergütern, ehemalige Gardedragoner, Regierungsherren. Man machte den Hof, klatschte, mokierte sich. Das

Digitized by Google

Stimmengewirr mit der schmetternden Musik zusammen betäubte förmlich. Und immer wieder standen dicke Männer mit roten Gesichtern, oder magere, kotelettbärtige Beamte auf, die die Landwirtschaft priesen, den Segen des Ackers und der Viehzucht, der werteschaffenden Arbeit. Der katholische Pfarrer sprach und der evangelische. Es sprachen Konservative und Liberale. Aber über eins waren sie sich Alle einig, daß es gut ist die Erde fruchtbar zu machen und daß diese Erde etwas Starkes war und Heiliges.

Zuletzt tanzte man. Dazu wurde der ganze Saal ausgeräumt. Nur ein Büffet blieb, wo man Bier ausschenkte und warme Würstchen verkaufte. An den Wänden standen Stühle für die älteren Zuschauer. Alles tanzte. Es war so eng, daß man sich kaum fortbewegen konnte. Die Paare drehten sich kreisend auf einer Stelle.

Auch Eva tanzte. Sie tanzte mit dem Grafen Bylandt, der ihr die Hand küßte. Sie fand es entzückend sich die Hand küssen zu lassen. Sie ließ sich von den Bonner Studenten hübsche Sachen sagen und lachte über den kleinen Oberlehrer aus Iserlohn, dem der Kneifer beständig von der Nase fiel. Eine sehr schöne Frau begeisterte sie. Sie sah stolz aus und unglücklich. Zuletzt tanzte sie mit dem Fleischerburschen. Der Fleischerbursche preßte sie so eng an sich, daß sie kaum atmen konnte. Er verschränkte seinen Arm wie einen Korkzieher zweimal um den ihren. Aber in der Hüfte wo er die Hand auflegte, hatte er ein gefaltetes weißes Taschentuch untergebreitet. Er gab ihr auch zwei Glas Bier zu trinken und ein ungeheures Wurstbutterbrot am Büffet. Alles das bezahlte er. — Es war so heiß, daß jedes Fädchen ihrer Kleider ihr am Körper klebte. Man sah die Hand nicht mehr vor Augen in dem dicken Tabaksqualm, vermischt mit dem Atem, der Ausdünstung all der hüpfenden, erhitzten Menschen. Die Petroleumlampen unter ihren Blechschirmen qualmten gegen die Deckenbalken. Die Mädchen drehten sich ganz steif über ihren geblähten Röcken mit toternsten weitoffnen Augen wie Götzenbilder. Ueber die Burschen war eine Art Wut gekommen. Sie stampften, stierten, von Schweiß berieselt. Alles beherrschte die Musik, die paukte, trompetete, gellte. — Sie amüsierte sich wundervoll.

Theodor tanzte nicht. Er verachtete sie: „Ich begreife nicht wie dir das Vergnügen macht. Mit solchen Leuten! Dieser Lärm hier und diese Gerüche!

„Es stinkt," erklärte Theodor.

* * *

Theodor unterhielt sie über Prostitution.

Sie saßen im Walde auf gefällten Baumstämmen. Ringsum wurde das Tannendickicht geschlagen. Der Onkel hatte die Stämme viel zu lang stehen lassen nach seiner Gewohnheit. Wie graues Dornenröschengespinst breiteten sich die abgestorbenen Aeste. Das glich einer toten Welt, Versteinerungen. Fingerhüte und zierliche Gräser mit Flimmerspitzen sprossen auf zwischen den gefällten Riesen. Es roch nach Harz. Die Sonne lag breit in dem Durchbruch, zu dessen beiden Seiten die Waldwand wieder anfing, schwarz, feindlich, undurchdringlich.

„Weißt Du, natürlich mache ich diesen Mädchen gar keinen Vorwurf," sagt Theodor. „Sie sind ein lebender Protest gegen die verkehrte Gesellschaftsordnung. Sie leben ihren Protest. — Es giebt Männer, die so etwas thun. Ich niemals!"

Digitized by Google

Eva wurde glühendrot. Sie dachte an den Vetter Fritz, Straßenmädchen küssend. Ein Würmchen hatte sich unter ihre Schirmspitze eingefunden. Sie stieß danach in den Boden. Das Würmchen sträubte sich und wollte leben. Sie stieß so heftig, daß es in zwei Teile ging.

* * *

Eine schreckliche Geschichte war passiert. Eva erfuhr sie nur unvollkommen. Es handelte sich um Minna, die Stallmagd und den Reitknecht Joseph, der in Paderborn bei den Husaren war. Eva begriff, daß Minna ein Kind haben würde. Und sie war nicht verheiratet. Das war eine schreckliche Schande und Missethat.

Diese Minna war in ihrem eignen Alter und sie hatte sie immer besonders gern gehabt, ein großes, hübsches Mädchen mit rundem, rosigem Gesicht und sanften, braunen Kuhaugen.

Theodor war in seinem Element: „Sie ist nur dem Zug der Natur gefolgt. Ich habe die größte Hochachtung vor ihr. Jede Frau hat das Recht Kinder zu zeugen, wo und wann sie will. Wenn meine Frau ein Kind von einem andern Mann haben wollte, ich würde sie nicht verhindern. Ich würde sie ehren dafür."

Er suchte auch Minna selbst diese seine persönliche Anerkennung auszudrücken. Das Mädchen ging wie im Traum umher mit dickverweinten Augen. Eva fühlte großes Mitleid mit ihr. Aber eine gewisse Schwere ihrer Bewegung, die Veränderung ihrer Taille, erfüllte sie mit Grauen.

Sie konnte nicht freundlich und unbefangen mit Minna sprechen wie früher. Dann litt sie, wenn die Magd die Augen niederschlug und rot wurde unter ihrem suchenden Blick. Sie hätte gern etwas Freundliches und Gutes zu Minna gesagt. Aber sie wußte nicht was.

Minnas Mutter kam, eine Tagelöhnersfrau. Sie schimpfte. Ueber das ganze Haus hörte man ihre keifende, gellende Stimme: „daß Du Dir so einen ausgesucht hast. So so — einen Wiesenbrüller!" Eva zitterte am ganzen Leib vor Schreck.

„Dieses Weib ist eine Märtyrerin, eine Heldin," sagte Theodor. Er nannte sie „Weib" als eine Art Auszeichnung. Es ist eine Ehre für die Frau sie als Gattungswesen zu bezeichnen. „Uebrigens ist es eine bekannte Geschichte, daß uneheliche Kinder immer kräftiger und schöner sind als im Ehebett Geborne. Sie stellt die ursprünglichste Form des sozialen Herdenorganismus wieder her, die Jungfrau-Mutter. Sie muß sich ihrer Würde als Gebärerin erst wieder bewußt werden. Das jetzige Weib mit seinen Ansprüchen und Einschränkungen, Corsett und Höherertöchtermoral, ist eine Karikatur."

Eva hatte erst einmal ein ganz kleines Kind gesehen. Es war ein runzliges, braunrotes Wesen ohne Haare mit einem unförmig dicken Köpfchen. Immer stellte sie sich Minna's Kind so vor. Es ekelte sie etwas an, aber beschäftigte sie auch sehr.

Sie dachte viel nach über Minna, was sie fühlte und ob sie sehr unglücklich war?

* * *

Theodor hatte einen neuen Plan.

In der Fensterluke, während er mit beiden Beinen schlenkerte und sich die Nägel knabberte, teilte er ihn ihr mit.

Digitized by Google

„Sicher werden wir uns eines Tages heiraten," sagte er. „Ich sehe in dieser Sache nur einen rein physischen Akt, der für unser geistiges Nebeneinanderleben absolut ohne Belang ist. Du machst eine sehr gute Partie, denn ich werde viel Geld bekommen und bin viel reicher wie Du, obgleich Du meine Cousine bist. Ich könnte eben Jede haben. Du brauchst Dich deswegen nicht zu genieren. Ich werde für Alles sorgen, auch für die Aussteuer. Selbstverständlich mußt Du mir bis dahin ganz treu sein wie ich es Dir bin. Wenn ich meine Studien beendet habe, komme ich und hole Dich. Jeder wird Dich beneiden. Die meisten Mädchen heutzutage bleiben sitzen und kriegen überhaupt keinen Mann. Mama sagt auch, daß ich sicher Geheimrat werde. Wir werden in Berlin wohnen und sechs Söhne haben. Nur Söhne. Mädchen sind dumm und werden doch nie was. Du kannst meine Manuskripte abschreiben und wenn der Kaiser bei mir zu Tisch ißt, werde ich Dich ihm vorstellen. Frau Geheimrat und Professor. Das ist ein schöner Titel."

Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus: Nein. „Nein. Nein."

Er sah sie ungewiß und höhnisch an: „Na, was hast Du denn? Warum bist Du denn jetzt so? Du warst doch immer schon in mich verliebt und das ist doch längst bestimmt. Den Ring will ich Dir auch schenken, da" —

Es war der Ring, ihr Ring, Martin Luthers Ehering.

Sie schluchzte so, daß sie beinah aus dem Fenster geschlagen wäre. Der Ring fiel von ihrer Fingerspitze und kullerte in ihren Schoß, wo er liegen blieb.

„Ich, ich habe den Vetter Fritz geküßt?"

* * *

Theodor schrieb ihr einen Brief. Er fand das würdevoller:

Ich habe mich in Dir getäuscht. Du bist wie die andern Weiber alle, unbeständig und katzenhaft (katzenhaft unterstrichen), denen ein hübscher Schnurrbart über alles Verdienst und Geistesgröße geht. Du wirst ja sehen, wohin Du damit kommst. Ich hatte es gut mit Dir gemeint. — Es ist auch viel besser für mich, ich heirate nicht. Ich gehe meinen harten Dornenweg für mich allein. Das Weib zieht doch immer nur den Mann herab. Der Mann der Wissenschaft, der geistig Schaffende, muß wie der Priester ganz seiner Mission der Wahrheitserforschung leben können. Das Weib ist in sich selbst Lüge. Ich verdamme Dich nicht. Denn Du kannst nicht anders gegen Deine Natur. Ich bedaure Dich höchstens.

* * *

Sie war sehr unglücklich.

Zuerst wollte sie natürlich sterben. Das würde ihm einen rührenden und vorzüglichen Eindruck machen. Er sah dann doch, daß etwas Wert in ihr war.

Sie sah sich ganz weiß und blaß in ihrem schmalen Bettchen. Man hatte ihr kleine Feldblumen in die Haare geflochten. Alle kamen und weinten. Sie gingen schwarz und gebeugt an ihr vorüber. Sie war still und weiß. Sie war tot.

Dann beschloß sie in's Kloster zu gehen. Sie setzte mehrere rührende und sehr bescheidne Briefe an ihn auf: „Ich gehe. Nie wieder soll mein

Digitized by Google

verhaßter Anblick Dein Auge beleidigen. Du wirst mich vergessen. In ewiger Vergessenheit will ich mich und meine Schuld begraben. Vergieb wenn Du vergeben kannst!

Alle möglichen häßlichen Geschichten fielen ihr ein. Eine, von den Großen schon, eine Selektanerin war mal aus dem Stift fortgeschickt worden wegen einer heimlichen Liebeskorrespondenz. Eine Andre hatte sich im Walde mit einem Studenten sagenhafte Rendezvous gegeben. Minna mit dem Kinde.

Sie rief sich alles zurück, die kleinen, süßen Worte, die man ihr gesagt hatte, die Liebkosung der Hand, die sie streichelte, die Küsse, die ihr Mund gegeben und empfangen hatte. Sie dachte daran mit einem neuen Schrecken, mit Verlangen, in prickelnder, spitzbübischer Neugier .... Sie hatte etwas Furchtbares gethan. Sie war eine große Sünderin.

So folgsam war sie daß sie wie ein Hündchen hinter der Tante herlief. Sie war sogar bereit die Nippsachen im Salon abzustäuben. Nippsachen abstäuben war für sie das Letzte.

* * *

Theodor war leidend.

Er litt oft an Katarrhen, die sich bei ihm sehr in die Länge zogen. Die Tante war dann unerschöpflich mit Tränkchen und Süppchen. Von seinem Krankenbett aus beorderte er die Dienerschaft. Er war die wichtigste und interessanteste Persönlichkeit im Haus.

Eva umschlich seine Zimmerthür. Sie wagte nicht zu ihm hineinzugehen. Irgendwie bildete sie sich ein, daß er ihretwegen krank war. Aus Gram über die Enttäuschung. Er starb vielleicht. Auch den Ring mußte sie ihm zurückgeben. Es stand fest in ihr, daß diese Ceremonie unentbehrlich war im Vollzuge ihres Entsagungsprozesses.

Sie wickelte ihn sorgfältig in Seidenpapier und bettete ihn in ein Papierkästchen. Ihre Thränen tropften auf die kleinen Goldhändchen beim Einpacken. Noch einmal ließ sie die Mechanik spielen, die Hände öffneten und schlossen sich wieder. — Das — das war das Unglück.

Sie hörte ihn husten, irgend einen Befehl erteilen, in seiner scharfen, kritteligen Stimme. Selbst die Stimme liebte sie in diesem Moment. Dann schloß das Mädchen die Thüre. Sie folgte ihren Schritten, die sich entfernten, auf dem Corridor. Jetzt oder nie war der Moment gekommen.

Er lag im Bett und hatte sich einen rosa Wollstrumpf um den Hals gebunden. Das Nachthemd war Jägerwolle. Eva fand in diesem Augenblick, daß er etwas von einer Cigarre hatte, oder von Cäsar auf der Totenbahre, oder auch von dem Wolf als Großmutter im Rotkäppchen. So etwas Aehnliches.

Er sah sie streng und unfreundlich an, ohne ein Zeichen des Erweichens.

„Verzeih!“ ... stammelte sie. „Ich — ich wollte Dir blos den Ring.“ .. Sie streckte ihn vor in seinem verschnürten Päckchen.

„Nun, es ist gut,“ sagte er. „Lege ihn dahin auf die Nachttischplatte.“

Sie deponierte das Kästchen am ganzen Leibe zitternd mit spitzen Fingern. Das Blut sauste und surrte in ihren Ohren. Sie mußte rot sein wie ein Krebs. Er hatte sich wieder der Wand zugedreht. Er sah sie gar nicht. Das Opfer ihres ganzen Lebens würde nicht wieder gut machen, was sie an ihm verschuldet.

„Kann — kann ich nicht noch etwas für Dich thun?“

Digitized by Google

Er schien sich zu besinnen. Er sah sie majestätisch und schweigend an. Die Thränen rannen von selbst aus ihren Augen und fielen auf ihre flehend gefalteten Hände.

„Ja, Du kannst mir Mops auf's Brett bringen."

Sie haßte Mops. Sie brachte ihn weinend.

Er nahm ihn an den Vorderpfoten hoch. „Möpschen ist ein Mann und ein Charakter. Möpschen kann keine Mädchen leiden. K's. K's. Möpsi!" . .

* * *

Der Ehrgeiz überkam sie wieder anfallweise.

Das war wenn sie von den Leistungen Andrer las oder hörte, oder etwas sah was ihr Eindruck machte. Ihr ganzer Körper erglühte von unten auf. Eine stachelnde Unruhe trieb sie um wie ein Durstgefühl. Es dörrte ihr die Kehle. Es saß auf ihrem Bettrand des Nachts wie ein roter Geier.

Sie verzweifelte dann. Oder schwelgte im tollen Größenwahn. Entwürfe jagten sich, immer kolossaler, immer blutrünstigere, um mit einer gigantischen Anstrengung Alles zu erobern.

Bei jedem Detail der Ausführung sah sie dann sofort ihre Ohnmacht. Es war Nichts. Sie war gar Nichts.

Sie weinte vor Neid. Dieser Neid war das Häßlichste. Er fraß in ihr wie ein heimlicher, gelber, ekelhafter Wurm. Oh sie hätte Niedrigkeiten begangen! Sie wäre gekrochen auf allen Vieren.

Aber es gab ihr eine gewisse Stetigkeit. Es war Metall. Sie war ganz kühl und rechnete.

Sie beabsichtigte ein großes Revolutionsgemälde: der Tod Dantons. Alles sollte darauf sein, Robespierre, Bonaparte und Saint Just, die Schönheit, und die Thorheit und das Grausen. Ein blutroter Himmel mit einem schwarzen Schaffot und die tragische Silhouette des Mannes, der den Weltbrand meditiert.

Da war der junge Kaiser Julianus Apostata. Er ritt auf einem weißen Pferd in goldner Rüstung unter blinkendem Goldhelm. Christentum und Heidentum schieden sich, blühende Rosen und schwarze Kreuze. Bleiche Märtyrer bluteten und lorbeergekrönte Helden mit der Leyer schritten.

Oder es waren ganz familiäre, dumme Dinge, die ihr einfielen: die Nase der Amtmännin, die sehr breit war und lang, immer in ihrem Busen suchte wie der Schnabel der Pelikanmutter nach Körnern, der stupide, schnappende Hechtkopf des Pfarrers — „Der Apis, meine lieben, christlichen Brüder —" Schließlich blieb sie auf einem ganz sentimentalen Sujet haften, das sie irgendwo in einer Gartenlaube aufgeschnappt hatte. Ein verlaßnes Mägdlein starrt verzweiflungsvoll aus einem leeren Fenster. Sie zerknittert einen Brief im Schoße und ein trauernder, symbolischer Engel im Hintergrund deutet an, daß ihre unmäßigen irdischen Leiden bald ein Ende finden werden. Sie nannte das: Gebrochnes Herz. Der Coup mit dem Engel gefiel ihr noch ganz besonders.

Der Onkel fand sie mit glühenden Backen und Augen, die beinah aus dem Kopf sprangen, vor einem Blatt, das sie bei seinem Eintritt blitzgeschwind verbarg.

Er fragte nicht danach. Er neckte sie nicht. Nur über den Kopf strich er ihr: „Sachte, Wildling, sachte" . . . .

Digitized by Google

„Ach Onkel! Wenn ich etwas könnte! Glaubst Du daß es sehr schwer ist wirklich was zu können? Wirkliche ganz große Kunst, meine ich?"

„Die Kunst ist lang, mein kleines Mädchen," sagte der Onkel lächelnd.

* * *

Minna's kleines Kind war nun wirklich angekommen.

Eva wußte gar nichts davon. Sie ging an dem Tagelöhnerhäuschen vorbei an einem Nachmittag. Und da war es.

Erst wurde sie glühendrot. Sie wollte schnell vorbei gehen, aber dann blieb sie doch stehen und sah es an. Minna war auch sehr rot geworden. Sie war viel schmaler und sah älter und ernsthafter aus. Ordentlich überlegen und weise kam sie Eva vor.

Das Kindchen war bildhübsch. Es hatte ein rundes, helles Gesichtchen wie ein Engelchen, blendend weiß mit Flaumhärchen, und kleine drollige rote Fäustchen, die Kringel bildeten um Finger, die man ihm hinstreckte. Und das hatte wirklich Kräfte! Es zog und stemmte sich.

Minna hob es hoch und gab es Eva zu halten. Es wog schon ganz schwer, schaute sie an mit großen runden krystallnen Augen. Sie fühlte sein weiches, frisches Fleisch, das feste Rückgrat. Alle Gliedchen waren wunderfein, niedlich aufgekräuselt und rosig. Es roch nach Milch und Wärme.

Das Mädchen stand dabei. Sie sah ganz stolz aus und lachte ihm zu. Nachher nahm es Minna und ließ es trinken.

Ihre Mutter kam. Sie sprachen über das Kind, seine Wartung und Schönheit. Alles schien wieder in Ordnung. Minna half der Alten beim Kartoffeljäten. Das kleine Kindchen blieb im Korb, in der Sonne.

Es schlief, die Fäustchen im Munde, ganz satt.

* * *

Theodor beehrte sie seit einiger Zeit wieder mit mehr Aufmerksamkeit. Er beobachtete sie sogar. Sie fühlte seine Augen, die auf ihr ruhten, sie verfolgten, mit einem sonderbaren habgierigen Ausdruck.

Einmal lobte er sogar ein Kleid von ihr. „Dies blaue Kleid gefällt mir. Du mußt immer Blau tragen." Er, der sonst dergleichen nie sah. Es rührte sie beinah zu Thränen.

Oder er nahm ihren bloßen Arm auf. Er betastete ihn, strich daran entlang und ließ ihn wieder hinfallen. Aber das kleine Manöver hatte ihn augenscheinlich mit Befriedigung erfüllt. Er schniefte ganz vergnügt, mit witternder Nase.

Ein Problem beschäftigte ihn.

Sie nahmen miteinander Haselnüsse ab. Er hockte oben im Strauch und pflückte. Sie stand unten mit ausgespannter Schürze und fing auf. Die Haselnüsse saßen noch in ihren grünen ausgefransten Hülsen. Aber sie waren schon braun, zart und süß wie Mandeln.

Er hatte einige für sie aufgeknackt, er für sie. Sie aßen sie zusammen.

„Du Eva," sagte er plötzlich. „Wie war denn das eigentlich als Fritz Dich küßte. Du ihn oder er Dich?"

„Ich ihn und er mich," sagte sie sehr verlegen.

Digitized by Google

Er schien einen großen Entschluß zu fassen. Er reichte ihr seine linke Backe hin. „Weißt Du, Du könntest mich auch mal küssen“ . . . .

* * *

Der Onkel saß in seinem Arbeitszimmer des Vormittags. Es war ein richtiges, rechtes Junggesellenzimmer mit Jagdstücken, Geweihen und Angelruten an den Wänden, alles braungebeizt vom Tabacksqualm. Ein Gewehrschrank stand da, auch Bücherregale mit guten Büchern, und da hingen Reiseansichten aus Italien, Griechenland, die Ruinen der Akropolis, Michelangelos Nacht vom Mediceergrabmal. Von einer Staffelei blickte ein selten schönes Oelbild Friedrichs des Großen. Es war ein merkwürdiges Bild. Wo man ging und stand im Zimmer sahen einen die hellen, blauen Augen an. Man konnte sich ihnen nicht verbergen.

Der Onkel war mit einem alten, bäuerlichen Besitzer beschäftigt gewesen. Der Mann erhob sich schwerfällig und ging zur Thüre.

Sie sah seinem starken, gebeugten Rücken nach. Er mußte einst riesenhaft gewesen sein, aber er schien gebrochen, eine Kraft, die man ausrangiert, beiseite schob. Solche kamen oft, alle Tage. Es waren zu schlechte Zeiten für den Landwirt. Die Zwangsversteigerungen mehrten sich erschreckend. Am Rhein und im nahen Kohlenrevier verschlangen die Fabriken alle verfügbaren Arbeitskräfte. Die Gegend proletarisierte sich zusehends. Da war nichts zu machen.

Sie war befangen, der traurige Rücken des alten Mannes hatte sie unsicher gemacht.

Der Onkel drehte sich nicht um von seinem Schreibtisch. Er rauchte. Über den Schreibtisch hing ein Bild des Ministers von Falk. Der Mann da an der Stelle ärgerte Viele. Er ließ ihn doch hängen.

„Ich, — ich möchte fort in die Welt. Ich will was thun, was werden.“

„Kleines! Dummes! Lämmchen“ —

„Zeichnen kann ich. Ich will malen lernen, irgendwas. Dann findet sich schon weiter was. Etwas thun, was Ganzes, Ehrliches, wobei man sich anstrengen muß. Was von mir selber.“

Nun sah er sie doch an. Alle seinen Fältchen der Ironie um seinen Mund wetterten und zuckten.

Sie dachte daran, daß er sie geschlagen hatte. Ihr ganzes Herz in ihr erstarrte gegen ihn.

Sie hatte sich einen ganz vernünftigen, kleinen Plan ausgeheckt. Sie konnte nach Düsseldorf zu Tante Spemann in Pension, Stunden nehmen. Das war nicht weit fort und kostete soviel nicht. Nachher wollte sie nach Rom, Paris. . .

„So?“ machte der Onkel.

Irgend etwas mußte ihn kitzeln. Er schnaufte ein paar Mal laut und vernehmlich.

Sie weinte beinah.

„Ich muß doch. Man kann doch nicht. . Ich will doch auch. . .“

Der große König sah sie mit hellen, forschenden Augen an. Die zerbrochenen Säulen ragten. Die Göttliche über ihrer Maske und Eule blieb aufgestützt, glorreich, unbeweglich.

Sie würgte und schluckte.

„Wenn du mich nicht weg läßt, geh ich allein. Lieber will ich verhungern. — Ich mache mich tot.“

Digitized by Google

Er klopfte behaglich die Asche seiner Pfeife ab. Den Feuerzauber kannte er.

Jetzt weinte sie wirklich. Aber es waren Wutthränen. Sie stand mit beiden geballten Fäusten. Wenn man sie angefaßt, hätte man sie durchbrechen können, nicht biegen. Er lachte.

„Aber ich sage ja gar nicht Nein," sagte der Onkel. „Ich sage ja gar nichts."

Sofort hatte sie sich an seine Seite gedrückt. Sie fing sein Hand mit ihren beiden Händen: „Ach lieber, guter Onkel! Wenn Du wirklich wolltest, Wenn Du mir nicht hilfst!". . . .

Sie hatte seine Hand gefaßt. Sie küßte sie mit weichen, feurigen, schmeichelnden Lippen.

„Na, na". . . Er war nicht für Zärtlichkeiten.

„Die Tante ist so zurück, weißt du". . .

„Die Tante hat ganz recht."

„Ja natürlich — aber. . . Ich werde berühmt werden. Oh was ganz Großes thu ich, glaub nur! Die Amtmanns werden staunen."

„Und — der Theo?" fragte der Onkel.

„Ach der Theo!"

Sie lachten Alle Beide, der Onkel und das Mädchen.

Der Onkel seufzte: „Ich wollte du wärst mein Bub und er ein Mädel, Eva!"

„Ach Onkel! das möcht ich schon auch!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe Liszt's und der Fürstin Wittgenstein.

Herausgegeben von **Adelheid v. Schorn.**

In dieser Zeit erhielt ich einen Brief von Frau v. Kaulbach (der Wittwe Wilhelm's von Kaulbach), die mir einen sehr talentvollen Liszt-Schüler empfahl:

München, 20. April 1880.

. . . . . Sie können sich vielleicht noch erinnern, daß der junge Musiker (Giehrl) in diesem Frühjahr von Meister Liszt in Rom Unterricht bekam, und als Liszt abreiste, mußte Giehrl versprechen, später nach Weimar zu kommen, um den Unterricht fortzusetzen. Sie können denken, welchen Zauber der Meister auf seinen Schüler ausübte und wie er die Stunde kaum erwarten kann, seine gütige Hand wieder küssen zu dürfen. Wir waren im hohen Grad erstaunt, welche Fortschritte der junge Mann in der kurzen Zeit gemacht hat, wie sein Spiel energischer, verständnißvoller geworden ist. Während seines Aufenthaltes in Rom hat er sich aber auch durch sein ernstes Streben und sein bescheidenes, taktvolles Benehmen die Gunst des Meisters, wie auch der übrigen hohen Gesellschaft, erworben und so hoffe ich auch, daß er sich Ihres Wohlwollens erfreuen darf.

Mein Sohn Hermann befindet sich augenblicklich in Rom, er versichert uns in jedem Briefe, daß kein Wort ihm genügend ist, um die Eindrücke zu schildern, die diese Stadt auf ihn ausübt. Von der Fürstin, von ihrem Geist, schwärmt er. Auch sie scheint, nach ihren Briefen zu schließen, große Freude an Hermann zu haben.

. . . . . .

Im März dieses Jahres war auch Consolo in Weimar erschienen. Er spielte oft bei Liszt, und sogar bei mir wurde eine Matinée gegeben, in der Liszt den Löwenantheil auf sich nahm. Er saß fast zwei Stunden am Klavier und begleitete Alles. Consolo spielte mit dem Meister ein Violinkonzert von sich und eine Sonate von Bach. Milde sang u. A. das Lied von Liszt mit dem Text meiner Mutter: „Sei still!"

Consolo blieb mehrere Wochen. Liszt ließ einige seiner Orchester-Kompositionen als Probe — vor geladenen Zuhörern — im Theater aufführen, was den Komponisten sehr beglückte.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

. . . . . Dank für den interessanten Brief. — Manches hat mich herzlich erfreut. Zuerst daß es Ihnen gut geht — daß Consolo sein Concert bei Ihnen probiert hat, daß Sie sich für ihn interessieren — grüßen Sie ihn

Digitized by Google

recht schön von mir. — Ueber Liszt schreiben Sie sehr wenig und über Mottl gar nichts. Liszt hatte mir aber versprochen, daß Sie mir eine genaue Beschreibung von seiner Oper geben würden — und ich komme, recht hübsch darum zu bitten. Schicken Sie mir auch das Libretto. . . . . Lohengrin hat hier vollständig reussiert. Les dames de la société sont allées aux fauteuils — das Aeußerste! — . . . . . .

Der Bericht über „Agnes Bernauer" ist noch gefolgt, denn in einem nächsten Brief dankt mir die Fürstin dafür und sagt, wie sie sich dafür interessiere.

Eines von den kleinen Billets von Liszt ist aus dieser Zeit:

Chère excellentissime,

Je vous invite deux fois pour demain: d'abord à la répétition du Concerto de Consolo, 11 heures, au théatre, où je vous prie d'inviter aussi vos amies et connaissances; ensuite à 1 heure, à la „Hofgärtnerei." Spiridion et Pauline prendront soin de ne pas nous laisser jeûner.

Votre cordialement dévoué serviteur

Mercredi matin. F. Liszt.

* * *

Liszt datierte leider seine Billets nicht. Ich glaube aber, daß das folgende vom Juni 1880 ist:

Chère excellente,

Lina Ramann séjourne en villeggiatura à Eisenach, „Villa Henneberg." Si vous avez encore la très charitable intention d'écrire quelques lettres à mon avantage, je vous prie de vouloir bien en causer à la „Hofgärtnerei" ce matin, avant midi, avec votre très respectueusement affectionné serviteur

Jeudi matin. F. Liszt.

Bülow kam im Juni nach Weimar. Er wohnte den Matinéen, und auch den Stunden, bei Liszt bei und war entsetzt, daß eine Menge Schüler da waren, die diese Ehre weder als Menschen noch als Künstler verdienten. Das war leider nur zu wahr und für alle ehrlichen Freunde des Meisters längst ein tiefer Schmerz. Im Grunde blieb ja Liszt immer derselbe, das fühlte man in den Momenten, wenn er sich in Ernst und Wehmuth alten Freunden gegenüber aussprach, aber die menschliche Schwäche — die im Alter zunimmt — und die Güte seines Herzens duldete Vieles, was ihm früher hätte fern bleiben müssen. Das benutzten Manche um sich bei ihm festzusetzen; besonders das weibliche Geschlecht sandte Vertreterinnen in die Hofgärtnerei, die diese Räume nie hätten betreten dürfen, um sich dann mit dem Titel einer Liszt-Schülerin, oder gar Lieblings-Schülerin durch die Welt zu helfen. — Bülow gab, während seiner diesmaligen Anwesenheit, den Schülern eine Stunde an Liszt's Stelle, weil dieser sich nicht wohl fühlte. Gleich nachher kam Bülow zu mir und erzählte, daß er eben eine Anzahl dieser Unwürdigen an die Luft gesetzt. Liszt habe nichts dagegen gesagt und er hoffe, daß er die Hofgärtnerei von der Bande gesäubert habe. „Ich habe Liszt dieselbe Wohlthat erwiesen,

Digitized by Google

wie meinem Pudel, wenn ich ihn von den Flöhen befreie.“ Bülow rannte dabei, sich vor Vergnügen die Hände reibend, in meinem Zimmer herum, ich prophezeite ihm, daß sein Strafgericht nicht lange helfen würde. — Und so war es; bei der nächsten Stunde waren Alle wieder da. Liszt hatte sich schon so an diese Gesellschaft gewöhnt, daß sie ihm nicht unangenehm war.

Der nächste Brief der Fürstin war vom 1. Juli:

. . . . . Merci des bonnes nouvelles que vous me donnez sur Liszt et sur Bülow. La Ramann a aussi été à Weymar et en est aux anges — Liszt lui a paru si bien — pourtant elle remarquait que la fatigue arrivait inopinément, et cela m'a attristée! — Ja, die Elasticität ist immer da, aber — n'en a-t-il pas abusé? —

Vous voulez savoir absolument wie es mir geht? Nun Liebste, puisque vous êtes si curieuse, je vous répondrai que les fièvres sont encore là — mais en proportions fort diminuées. J'ai pris courageusement le grrrand parti, alle meine 20jährigen Gewohnheiten umzustürzen. Morgens früh gleich vom Bett in den Wagen zu stürzen — im Schatten irgendwo mich aufzuhalten und im Wagen etwas zu arbeiten! — (Interessante Anecdote für die Nachwelt.) Je rentre quand il fait chaud — et ne sors plus, ni n'ouvre plus une fenètre. Je n'en sens même pas le besoin, après tout l'air que j'ai pris le matin. De cette sorte je ne respire que celui du soleil ascendant, ne pouvant supporter celui du soleil descendant —, et cela m'a étonnamment rendu mes forces en quelques jours. — En somme je me porte très bien et comme j'ai toujours eu des maladies, celle-ci sera une de plus. Voilà tout — j'ai si bon appétit — und den Kopf sehr klar — c'est l'essentiel. — — . . . . . .

Parlez moi du Passionsspiel d'Ammergau! — Cela sera excessivement besucht. Du fond de la Russie on se prépare a y aller —. Dites-moi aussi quelquechose de votre séjour dans le Salzkammergut chez les Goldschmidt! — Quel projet de composition nouvelle a-t-il maintenant?

Je n'ai aucune nouvelle de Bronsart, ce qui me peine un peu. Bülow a très bien fait de faire entendre raison à l'école de Liszt — elle etait par trop envahissante. . . . . .

On me dit que le Faust avec la musique de Lassen fut exécuté à Berlin, avec grand succès. Dites occasionellement à Lassen, combien cela me fait plaisir. . . . . .

Rome, 10. 8. 80.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebes Kind, für Ihren lieben, ausführlichen Brief, der mir so schön München, Oberammergau und Ihren jetzigen Aufenthalt beschreibt. Comme vous ne restez que jusqu'au 18. chez vos aimables hôtes, je me suis empressée de lire „Helianthus,“ et je ne saurais faire un plus grand compliment à l'auteur, que de lui en écrire. — Unbekannterweise. — . . . . . Ich habe ihm also in aller Wahrheit gesagt, daß der Knoten gut geschürzt ist, daß die Verse aber viel — viel — viel zu lang und besonders zu nebelig — keine festen Gefühle und festen Gedanken klar ausgesprochen sind. . . . . .

. . . . . Je m'en exprime d'autant plus ouvertement que, le sujet m'intéressant vivement, je désire beaucoup qu'il réussisse et voudrais lui éviter tous les élémens contraires. — . . . . . .

Ich möchte so gern, schon wegen dem Sujet, daß diese Oper einen wirklichen Erfolg hat. Mir scheint nur, sie müßte mehr menschlich-leiden-

Digitized by Google

schaftlich — weniger metaphysisch und zerflossen gehalten sein. — Ceci soit dit entre nous — ich schreibe ihm den Kern meiner Ueberzeugung und Sie können das Thema mit Variationen verzieren. — J'ai été bien contente de vous savoir si bien établie et si agréablement sur ce joli lac, qui vous fait une délicieuse Villegiatura —. Je sais gré au charmant ménage, avec qui vous passez d'aussi bonnes journées. — Merci des détails que vous me donnez sur Ammergau. Tous les défauts indiqués étaient à prévoir. On dit qu'il y avait près de 10 mille personnes. Est-ce vrai? — Ce fut fort bien pour Elise de voir un peu d'art — de peinture et de sculpture. Envoyez-lui mes amitiés et dites-lui, wie es mich für sie gefreut hat. Noch mehr wie die Wissenschaft — l'art, le beau, est plus le domaine féminin, que les problèmes à approfondir. —

Je vous envie un peu votre lac et vos fraîcheurs — nous avons eu des chaleurs extraordinaires, même à Rome. J'ai voulu aller à St. Pierre, comme de coutume, et j'ai repris mes fièvres plus fortement que jamais. — La Princesse del Drago m'amena son médecin, une grande célébrité aléopathique, qui, comme mon homéopathe, opina pour ne pas quitter Rome. Partir pendant les chaleurs pouvant avoir des inconvéniens de violens refroidissemens, et le retour à Rome pouvant me rendre les fièvres de plus belle. J'ai donc passé un mois dans mon lit ou à côté de mon lit, dans une obscurité embrasée, me vouant à une obéissance aveugle. — Je n'ai mangé ni un fruit, ni un légume, je n'ai pas vu une fleur, je n'ai pas respiré une gorgée d'air — et quand j'ôtais pour quelques minutes ma mantille de percaline, je reprenais la fièvre. Mais le médecin est sûr de me guérir; j'ai toujours pu travailler et par ainsi j'ai toujours été contente. — Qu'importe après tout — quand la maladie est passée, (et même avant) qui y pense? Dieu! Et Dieu est un bon débiteur! C'est donc tout gain. — Mais, si mieux que je sois, cette longue lettre m'a fatiguée. — . . . . . .

Comme j'allais à St. Pierre pour Liszt, — la souffrance m'a été moralement agréable. Je me disais: Si les prières ne suffisent pas, il fallait peut-être une rançon au ciel, et je suis heureuse de l'offrir. . . . . Haben Sie die „Eselin" von Heyse gelesen? in der Romanbibliothek. C'est un de ses meilleurs petits tableaux. Il m'a tant fait penser à Maman — comme elle l'eût senti et compris. — Herzzerreißend! —

Am 9. November schrieb mir die Fürstin nach Weimar:

. . . . . Dank für alle kleinen musikalischen Nachrichten. — Liszt geht es, Gott sei Dank, wirklich gut in Tivoli, wo er weilt und ziemlich fleißig arbeitet; was ihm jetzt schwer wird! Nicht wegen dem Alter — Humboldt, Thiers, viele Andere arbeiteten bis zum 90. Jahr ungefähr, mit derselben Frische und viel mehr Leichtigkeit, wegen der großen Erfahrung. Sie hielten sich aber in beständiger Uebung. Seit Liszt so herumläuft, hat er gänzlich seine Sammlung verloren. Ich will aber nicht ewig überflüssig klagen! Hilft ihm Gott, die Arbeit schön zu endigen, die er jetzt unter den Händen hat, so verlange ich nichts mehr von ihm. Schafft er noch irgend eine Kleinigkeit, so wird sie Gottes Gabe sein! Un surplus à la mesure désirée! — Und doch — er hätte noch Vieles, Vieles schaffen können! — . . . . . Mein Leiden ist mir sehr gleichgültig — wenn ich nur arbeiten kann — und Gott

Digitized by Google

sei Dank — habe ich in diesem leidenden Sommer sehr viel gearbeitet — ob mit oder ohne Fieber — wer frägt später danach, wenn mein Werk nur da ist! — . . . . . .

Rome, 28. 1. 81.

Meine liebe Adelheid — vor Allem bonne année et beaucoup de bonnes années! Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen und Wünsche. J'espère que nous renouvellerons ces bons souhaits à l'aurore du siècle futur, que quelque nouveau poète chantera, comme Schiller chanta la naissance du nôtre. Ce sont des souvenirs, die gut für Weymar passen. — Il est certain que cette année me sera une bonne année et m'apportera un grand plaisir en me procurant celui de vous revoir. Das war eine bonne nouvelle! — Wie, mit wem? — Das werden Sie mir schon sagen —, die Hauptsache ist, daß Sie kommen. — Wie freue ich mich darauf! — Wahrscheinlich im September und October? — Das ist der Haupt- und Lichtpunkt Ihres Briefes. Sie können sich denken, wie Ihre Beschreibung von dem Bülow'schen Concert in Eisenach Liszt und mich erfreute. Gott weiß, wie zufrieden ich bin, zu denken, daß Bülow wirklich einen Hafen gefunden hat — und die Kunst so schön, die Zukunfts-Musik so großartig repräsentiert. Das Alles hätte geschehen können, ohne den armen Bronsart so empfindlich zu beleidigen — aber so sind die menschlichen und irdischen Verhältnisse! — Wie schön und wonnig wird es im Himmel sein, wo keine Mißverständnisse je vorkommen können. —

Lassen hat mir ein liebes Bouquet d'étrennes geschickt mit seinem Heft Lieder. Ich habe ihm sogleich geantwortet und gedankt. Sagen Sie ihm noch, daß sein Brief ein équivalent zur Musik war. Ich danke ihm herzlich für alle bons sentimens qu'il me conserve — avec raison, car j'ai gardé un bien bon et agréable souvenir de lui.

Ueber die Ramann werden wir länger sprechen. Man kritisiert viel — warum hat es Niemand besser gemacht!? — Je ne suis pas bon juge, mais je n'ai pas trouvé de longueurs, car ce qui peut ennuyer les autres comme développement du procédé et du progrès musical, m'a semblé au contraire, ce qu'il y a de plus excellent de l'ouvrage. Mais je conçois que ces détails techniques de virtuosité, soient fort arides pour qui n'est pas virtuose. — Aussi lui ai-je répété cent fois qu'elle aurait dû faire eine separate musikalische Biographie von Liszt —. Mais chaque auteur a ses idées et les suit. — Es ist viel Schönes darin. — —

. . . . . Liszt est parti d'ici le 15 — et par une ironie du sort, au moment même ou les froids commençaient à se faire sentir dans le Nord; — même ici! Dieu merci! sa santé se maintient, en somme, bonne — et il me regarde du haut de sa grandeur, dans mon lit encore. Mais cela ne me dit rien, car je me sens très forte intérieurement. — . . . . . Chi va piano, va sano; chi va sano, va lontano. — J'espère qu'en arrivant à Rome, vous me trouverez toute guérie und rüstiger wie je! . . . . . .

Am 6. März gab Bülow mit der Meininger Kapelle ein Beethoven-Konzert in Jena. Ich fuhr natürlich hinüber, denn ich konnte mir diesen großen Genuß nicht entgehen lassen. Es war fast dasselbe Programm wie in Eisenach, nur statt der „IV. Sinfonie" die „VIII.", statt der „Egmont-Ouvertüre" die „Leonoren-Ouvertüre Nr. I." Nachher versammelte sich die befreundete Schaar

Digitized by Google

der Künstler und Kunstfreunde bei Justizrath Gille, der nicht nur seit Jahren die Jenaer Konzerte arrangierte, sondern auch sein gastliches Haus öffnete. Wie manches vergnügte „Bratwurstfest" ist in seinem Garten gefeiert worden, wenn Liszt mit seinen Schülern und Freunden hinüber kam!

* * *

Dann kamen ernste Tage: Am 8. März starb urplötzlich unser vortrefflicher Tenorist Ferenczy am Herzschlag. Am 9. entschlief Lassen's Mutter, die mir sehr nahe gestanden und die ich tief betrauerte. Sie hatte in den letzten Wochen, als sie fühlte, daß ihre Kräfte abnahmen, mich immer wieder und wieder gebeten, mit meiner Freundschaft und Hülfe ihrem Sohne zur Seite zu stehen — sie liebte ja ihren Edouard so unbeschreiblich.

Am 13. März erschütterte der Tod Kaiser Alexanders II. die Welt.

Am 26. April starb in Meran, wo er Stärkung gesucht, mein geliebter Vetter, General von der Tann-Rathsamhausen. Das war ein schwerer Verlust für mich, ich verlor an ihm einen meiner treusten Freunde.

Noch ehe dieser letze Todesfall eintrat, schrieb mir die Fürstin Mitte März:

Meine liebste Adelheid. — Je vous réponds sans retard à votre dernière lettre pour vous dire combien je vous remercie de me l'avoir écrite sous le coup de vos tristes impressions. — Je la reçois au moment où toutes mes connaissances russes sont sous le coup de l'horreur et de l'épouvante qu'inspire la mort violente, sanglante, exécrable de l'empereur —. Vous concevez comme toutes ces émotions funèbres s'accordent en une lugubre complainte. . . . . Merci de vos détails sur la mort et l'enterrement de Mad. Lassen. —

23. April 81.

Deutsche Treue! Das ist Ihr Spruch — liebe Adelheid! Herzlichsten Dank für die Nachrichten vom 17. und besonders für die schöne Intention, einen Sprung nach Weymar zu machen, wenn Liszt wieder erkranken sollte. Hoffen wir, daß er es nicht braucht.

Mes inquiétudes s'étendent très au-delà de l'accident . . . . . il me parle de ses trois séjours durant l'année! Je lui ai répondu que je renonçais à celui de Rome — parcequ'il est impossible que ce genre de vie, qui serait mauvais pour un jeune, ne soit point fatal à 70 ans. — Son embonpoint m'inquiète, car il peut présager une lente décomposition du sang. Je sais que chacun doit mourir; mais on peut hâter ce moment ou l'éloigner. Le grand médecin de l'antiquité, Galène, disait: „les hommes ne meurent pas, ils se tuent!" — Je compte, durant une couple de semaines encore sur vos nouvelles, car en Septembre il ira à Bayreuth et finira par venir à Rome, parcequ'il s'ennuie déjà à Weymar et s'ennuierait à Pesth où il ne trouverait personne. Mir ist mein böses Fieber lieber, wie sein Zustand. Zwar kann ich kaum aus dem Zimmer gehen, mais je travaille si bien! je dine avec tant d'appetit! je cause avec tant de plaisir! et maintenant-pour finir — je dors délicieusement! — damit kann man in Ruhe leben, wenn man auch so tiefe, brennende, unheilbare Wunden in sich trägt. — . . . . . .

Digitized by Google

Rome, 8. 5. 81.

Meine liebe Adelheid! Wie gut von Ihnen und wie soll ich Ihnen danken für die schöne Reise nach Berlin und den Brief und alle die Zeitungen, Programme ꝛc. Das war so hübsch von Ihnen — so ganz Sie — meine liebe Adelheid — Ihrer Mutter Tochter. — Als ich nicht wußte, daß Sie in Berlin waren, wollte ich schon an Sie schreiben in einer traurigen Angelegenheit, da ich mir wohl denken kann, wie sehr der Tod von General v. d. Tann Sie berührt hat! — Es hat mir so leid für Sie gethan — Sie verlieren in ihm einen lieben, ehrlichen Freund! — Die arme Frau — Alle werden ihn sehr betrauern. . . . . .

. . . . . Edles Wohlwollen geht nie verloren wie Stroh und Heu. Es wird in Gottes Kammer aufbewahrt und in Gottes Buch aufgeschrieben — und wenn wir da Oben hinkommen, da finden wir es als unser Gut! —

Jetzt komme ich wieder auf Berlin zurück. Ich habe nicht gleich darauf geantwortet, da ich mir dachte, daß Sie dort bleiben werden, um auch der, gleich darauf stattfindenden, Wagnerfeier beizuwohnen. Es wird mir Spaß machen, von Ihnen etwas davon zu hören. Ich hoffe auch, Liebste, daß Sie mir noch aus Weymar manches über die Liszfeier erzählen! . . . . .

. . . . . Jetzt muß ich Ihnen noch geschwind sagen, daß ich seit Anfang April mein Bett verlassen habe. Arsenik ist mein tägliches Brod. Ich sehe sehr schön aus — man findet mich so sehr verjüngt! — Endlich werde ich ein Kind! — Das Wetter aber ist abscheulich — ich kann selten ausfahren, wegen Regen, Wind, Kälte. Die Hitze wird doch kommen und dann wird es mir ganz gut gehen. . . . . .

Rome, 18. 5. 81.

Herzlichen Dank, liebe Adelheid, für Ihren Brief! Liszt war damals abgereist, jetzt muß er zurück sein — und wie schrecklich müde! — — Wird seine Gesundheit nicht darunter leiden? Lieber Gott! — — Es macht mich immer so ängstlich! . . . . .

Jetzt werden Sie gewiß recht bewegte Tage mit Liszt in Weymar haben. Bitte lassen Sie ihn nur recht ausruhen nach so viel Unruhen, Strapatzen, Triumphen!! — Rücken die Schüler schon an? Was erzählt Reisenauer von London und Paris? . . . . . .

Glaubt Liszt's Arzt, Dr. Brehme, daß er dieselbe Krankheit wieder bekommen könnte? Wäre sie gefährlich? Fragen Sie ihn darüber, Liebste, in meinem Namen und schreiben Sie es mir. — Von dem Gut und Besser zu hören bin ich satt, da es so relative Begriffe sind. Aber meine Frage ist klar und die Antwort wird mir etwas Licht geben. Er soll nur Wahrheit sprechen — ich danke nur für Wahrheit! — . . . . . .

Sie versprechen mir, bald Nachrichten von Liszt zu geben. Thun Sie es recht bald — Sie wissen, was für ein nagender Wurm für mich dies Leben von Liszt ist, da ich glaube, seine physischen Kräfte reichen nicht mehr dazu aus — und mein Vater sagte: „Das Pferd stirbt nie auf der ersten Meile, nur auf der letzten halben Meile." — . . . . . .

7. Juli 81.

. . . . . Sie wissen, Liszt ist Keiner, der in Briefen viel erzählt — Briefe sind eine Calamität für ihn! — Und wenn er einmal in

Digitized by Google

Rom ist, so interessiert ihn das Vergangene nicht mehr! — Er hat es überlebt! — . . . . . Und Bülow, wie trägt er seine väterliche Würde? — Scheint er etwas glücklicher, zufriedener zu sein? — Liszt schrieb mir, daß er etwas componiert, was mich herzlich freut, obschon — ganz zwischen uns gesagt — der Vorwurf wäre für einen Andern undankbar. Behandelt er ihn symphonisch, so kann er ein neues chef-d'oeuvre damit schaffen! — Ich danke Gott, daß er gesund ist! — Dieu donne la toison selon la saison et à chacun ce qu'il lui faut. — Jl a besoin de santé, Dieu la lui donne — et j'en suis d'autant plus reconnaissante au ciel, que pendant quelque temps, cela n'allait pas au mieux avec lui; alors que moi j'étais auf der Höhe meiner Gesundheit und Elasticität.

Sie denken sich also, daß es mir nicht gerade angenehm geht! — Nein — es giebt besonders schwere Tage —. Glauben Sie aber, Liebste, daß die freie Luft mir das ersetzen würde, was ich nicht habe? Ich kann nicht leben um nur Luft zu athmen! — Für Jemand und für Etwas muß ich leben. Habe ich keine Menschen mehr die mich brauchen, für die ich noch etwas thun kann, so muß ich doch für Gott leben und für das, was ich für Jhn thun kann. — Der Arzt versichert, daß keine Gefahr für mich da ist und daß ich sogar mein Leben nicht verkürze, indem ich ruhig hier bleibe. So bleibe ich! — Wann werden wir uns sehen? — Leben Sie wohl, liebste, beste Adelheid — lieben Sie mich etwas. . . . . .

Rome, 8. 7. 81.

Liebste Adelheid! Das ist recht schön und gut von Ihnen, daß Sie mir sogleich schrieben. Trotz allem Trost bin ich ziemlich unruhig. Dieses Jahr sind mehrere Personen von meiner Bekanntschaft gefallen und leiden noch daran. — Il y a un âge d'ailleurs, où les chutes font surtout mal par l'ébranlement intérieur qu'elles causent. — Je compte sur votre affection pour-lui — et aussi pour moi — et je veux espérer, que vous ne quitterez pas Weymar avant qu'il soit complètement rétabli. — Vous comprendrez aisément, que votre présence seule me tranquillise. Vous avez eu l'habitude des malades, ce que la chère Daniela n'a pas — et Bulow encore moins. — . . . . . .

. . . . . Donnez-moi la consolation de vous savoir près de Liszt, tant qu'il n'est pas complêtement remis et je vous en serai reconnaissante de coeur! — Télégraphiez-moi en retour de mes dépêches des nouvelles bien exactes. . . . . Ma réponse à votre lettre était partie ce matin. . . . . .

Rome, 14. 7. 81.

Liebe Adelheid! Tausend herzlichen Dank für Briefe und Depeschen — diese klingen immer sehr gut — die ersteren nicht so sehr. Der kurze Athem beunruhigt mich etwas — was will das heißen? Wie kommt es, das Bülow und Daniela gerade jetzt abgereist sind? Wohin? Wozu? — Ich danke Jhnen herzlich dafür, daß Sie bei Liszt bleiben bis er ganz wohl ist. — Was sagt eigentlich der Arzt? — Ich möchte seine wissenschaftliche Formulierung des Falles hören. — Wie gesagt, ich fürchte die innerliche Erschütterung und die Folgen davon. Können Sie mich ganz

Digitized by Google

und gar über diesen Punkt beruhigen? So thun Sie es, indem Sie meine Besorgniß dem Arzt aussprechen und mir seine Antwort ganz genau — Wort für Wort — schreiben. — Für alte Leute ist ein Sturz immer gefährlich, wenn es sich auch in die Länge zieht. Ihm habe ich nichts davon gesagt — unnöthig und langweilig! — . . . . . .

Ich bat Dr. Brehme, der Fürstin selbst Nachricht zu geben und er beruhigte sie damit, daß er ihr die volle Wahrheit schrieb, nämlich, daß im Augenblick gar keine Gefahr sei. Sie schrieb mir am 21. Juli, wohl ehe sie den Brief des Arztes hatte:

Ich danke Ihnen herzlich, liebe Adelheid, für alle Wahrheit! Heute früh schickte man mir einen Zeitungsartikel, wo Alles ziemlich grell beschrieben war — und Sie können sich denken, wie ich die paar Stunden verlebte, bis ihr Brief ankam . . . . . Nehmen Sie mir nicht übel, meine liebste Adelheid, wenn ich diesmal nicht viel beruhigter bin als früher — — und Sie recht schön und innigst bitte, mir jeden Tag zu schreiben — wenn auch nur eine Karte —. Mir scheint doch, daß wenn ein Unglück passieren sollte, es würde Niemand von allen Denen, welche da sind, so angehen wie mich. Bitte nur um recht ruhige und klare Telegramme. — Daß Liszt ausgeht, musiziert, visitiert und concertiert, will nichts sagen. Ich will wissen was der Arzt meint, denkt, sagt. Ist noch etwas Beunruhigendes da? Le dépôt à la jambe s'est il reformé là ou ailleurs? En tout cas ecrivez-moi un petit bulletin tous les jours sur son état pour m'épargner les inquiétudes que donnent les nouvelles des journaux. . . .

. . . . . Ihre letzten Briefe waren für mich ein Trost, ein Balsam und auch ein großes Vergnügen. Sie wissen schon längst — comme j'apprécie votre manière d'écrire — Sie vergegenwärtigen Alles so schön und Sie können sich sagen, daß Ihre Aufopferung zwei Menschen viel Gutes gethan hat — mir und ihm. — Was hätte ich ohne Ihre beruhigenden Nachrichten gethan — was hätte er ohne Ihre beruhigende Gegenwart gethan? Herzlichen Dank. — Tausendmal wiederholt. . . . . Es freut mich, daß Zichy angekommen ist. — Der Arzt sagt also, Alles wäre wieder in Ordnung! — Dieu le veuille! — Au fond du coeur je conserverai longtemps encore de l'inquiétude, car les ébranlemens intérieurs peuvent avoir de longues suites. — Mais le proverbe italien dit bien: non cade foglia che Dio non voglia. Es fällt kein Blatt vom Baum ohne Gottes Willen — und auch kein Haar vom Kopf des Menschen. — Vous pouvez vous donner le certificat, chère Adelheid, d'avoir fait un grand bien à un grand coeur et à un grand génie, car aucune présence n'aurait valu la vôtre. . . . . .

Ici les chaleurs ont un peu fléchi, et sans pouvoir sortir, je me sens moins mal. — Peut être que plus tard je me sentirai mieux, et puis bien — le médecin y compte. — . . . . . .

Quand vous en avez l'occasion, diminuez la lumière dans la chambre de Liszt — du moins placez le toujours le dos à la fenêtre ou à la lampe. Rien ne fait mal à des yeux dans l'état des siens comme l'excès de la lumière. Quand il s'en sera bien convaincu il l'évitera de lui même. —

Als es Liszt wieder viel besser ging, reiste ich ab, aber ich bekam

Digitized by Google

von einem seiner treusten Schüler, Dingeldey, der ihn pflegte wie ein Sohn, oft Nachrichten, die ich der Fürstin übermittelte. Im August wurde er wieder kränker, Volkmann aus Halle wurde zu Rathe gezogen, der heiße Bäder gegen die beginnende Wassersucht verordnete.

Die Fürstin schrieb mir am 28. 8. 81:

Votre carte chère Adelheid, me fut très précieuse et je vous en remercie les mains jointes — car c'est un fait grave l'enflure des jambes — avec l'embonpoint pas naturel que Liszt avait pris, c'est un acheminement direct á l'hydropysie — qui est une chose fort douloureuse. Il vaut mieux le savoir à l'avance. Continuez je vous prie chère Adelheid, de me donner toutes les nouvelles de ce genre que vous pourrez avoir à distance . . . . . il ne faut s'effrayer de rien. —

Für die Zukunft sollst Du sorgen — In die Zukunft sollst nicht schauen — sagt Goethe.

. . . . . Ich wußte ja, daß er sein Leben auf's Spiel setzte mit diesen unvernünftigen Reisen. — Mais, ce qui est fait, est fait! — Cherchons à ce que ce soit le moins mal possible.

. . . . . Liszt schreibt nicht, er telegraphiert nur immer dasselbe — der Arzt sei sehr zufrieden. Ich glaube kein Wort davon, bleibe im Dunkel und opfre alles Gott! — Er hat den Menschen ihre Freiheit gelassen, wenn er es zuläßt, daß sie sein Werk so greulich verpfuschen, müssen wir uns still unterwerfen! . . . . . .

Rome, 18. 2. 82.

. . . . Die Ollivier's lassen Sie sehr grüßen. Er arbeitet fleißig und wird einen interessanten Band fertig machen. — Sonst nichts Neues in Rom. — Liszt ist glücklich in Pesth angekommen. Die Beschreibung des ersten Abends war gräßlich! — Nichts wie Verstöße gegen seine Hygiène — keine warme Suppe! ꝛc. — Gott schütze ihn! à Dieu rien n'est impossible — dit l'Evangile — . . . . . .

Ich halte Skobeleff für einen wahren Helden von echtem Schrot und Korn — Sie wissen — ich schaue die Menschen durch! — Rußland hat in ihm einen Mann gehabt, wie sie in allen Zeiten selten sind — er war eine reine, slavische Seele, die dem Grafen Alexeï Tolstoi, (dem Dichter,) verwandt war. Seine Schwester hat mir höchst edle Briefe geschrieben nach seinem Tod, wie nach dem Tod ihrer Mutter. Sie ist auch groß angelegt, was man auf französisch nennt: une grande chrétienne. In den ersten Jahren habe ich sie „ma Poésie" genannt. Ich schätze sie aber jetzt noch viel höher, — wo sie mit so viel Muth dem europäischen grand monde entsagt hat, um auf dem Land, am Ufer der Wolga, zu leben. —

Ich bin nicht für Goldschmidt besorgt — er wird schon seinen Weg in Paris machen! — Wenn Sie noch an ihn schreiben, dites lui que je lui envoie tous mes souhaits et mes prédictions de succès . . . . . .

Am 8. März heißt es in einem Brief der Fürstin:

. . . . Die Nachrichten von Pesth klingen immer gut — es beruhigt mich aber nicht für die Zukunft —, nur die Gegenwart ist friedlich. — Les Olliviers vous envoient leurs amitiés!

Digitized by Google

Rome, 28. 4. 82.

. . . . . Liszt soll bei seiner Rückkehr aus Kolocza ordentliches Strapazenfieber gehabt haben. — Mit 70 Jahren ist es keine Kleinigkeit — les organes s'usent . . . . . Thun Sie mir noch einen Gefallen — nun will man Hahnemann für einen Juden halten — wollen Sie sich darüber erkundigen? Bei Goullon oder bei Jemand anderem, der es bestimmt sagen kann? Und wenn er, wie ich glaube, kein Jude war, schreiben Sie es mir auf ein extra Blatt en français, damit ich es zeigen und lesen lassen kann. Es scheint mir unmöglich, daß das ganze homöopatische System ein semitisches sein soll. Es paßt nicht zum orientalischen Geist, es ist ein reines Produkt des kalten, berechnenden, nordischen und germanischen Genius. — Ich habe Hahnemann's Biographie nicht so im Gedächtniß, bin aber überzeugt, daß er kein Jude war . . . . . .

Liszt war in diesem Frühjahr nur einige Tage in Weimar, da reiste er schon wieder auf 10 Tage nach Brüssel, wo seine heil. Elisabeth mit französischem Text aufgeführt wurde. Er wohnte bei dem Redakteur der „Indépendence belge" Herrn Tardieu und seiner Frau, die warme und treue Anhänger seiner Person und seiner Musik waren. Er kam sehr müde zurück — solche Reisen, wo er beständig unter Menschen war, gefeiert wurde und viel sprechen mußte, griffen ihn in dieser Zeit schon sehr an. In der Ruhe der Hofgärtnerei erholte er sich immer wieder etwas.

Am 23. Mai 82 waren es vierunddreißig Jahre, daß Milde am Weimarer Theater sang. Mir kam die Lust an, diesen Ehrentag meines alten Freundes einmal zu feiern. Ich lud Milde's — die keine Ahnung hatten, daß die Feier ihm galt — und einige befreundete Damen ein. Liszt, Lassen und der Tenorist Anton Schott, der gerade anwesend war, sagten mir auch zu. Am Vormittag kam Liszt, um mir zu sagen, daß Bodenstedt angekommen und daß er ihn am Abend mitbringen möchte, da er aber bei Gerhard Rohlfs wohne, so wäre es richtig, auch diesen mit seiner Frau zu bitten. Diese Aussicht auf den Zuwachs meiner Gesellschaft hätte mich nur gefreut, wenn es nicht so sehr eng in meinen kleinen Stuben gewesen wäre, aber Liszt meinte, es würde ganz gut gehen, denn wir könnten ja auch auf der Treppe sitzen. Das war glücklicherweise nicht nöthig. Die vielen berühmten Menschen schachtelten sich eben ein und die Musiker und der Dichter, der Tenorist und der Afrikareisende vertrugen sich sehr gut. Es gab sogar eine vortreffliche Mischung. Ich hatte Bodenstedt, der seit lange mit Milde's befreundet war, die Bedeutung des Tages mitgetheilt und er eröffnete mit einem gereimten Toast den Anwesenden, wen sie leben lassen sollten. Die eigentliche Festrede hielt ich aber selbst, und wenn einem das Herz von Wärme und Dankbarkeit voll ist, so kann man auch sprechen. Daß es mir gelungen war meine Gefühle auf die Gesellschaft zu übertragen, sah ich an den nassen Augen, die mir entgegen leuchteten, als ich geendigt hatte.

Von da an durfte ich auch Gerhard Rohlfs und seine sympathische Frau zu meinem Umgang zählen, was mir manche genußreiche Stunde in dem angenehmen Haus brachte.

Die Fürstin schrieb mir am 8. Juni:

Liebe Adelheid!

Ich hoffe, daß dieses Jahr den fatalen cercle vicieux sprengen wird, und wenn es mir auch noch so viel kostet, Alles ist besser als das

Digitized by Google

ewige Zigeunerleben von Rom nach Pesth, von Pesth nach Weimar, von Weimar nach Bayreuth und wieder da capo. — . . . . . Mir ist es ja einerlei ob er in Italien oder in Ungarn schafft; die ganze Erde ist nur ein Ort, wenn man sie von Oben ansieht! — Was ich von Ihnen wünsche' und verlange ist gar nicht für mich — mein Lohn ist nicht hinieden — Deus meus, hereditas mea. Es ist auch nur theilweise für ihn, es ist zu Gottes Ehre und zur Förderung seines Werkes. . . . . Obschon ich weiß wie sehr Liszt mich zu seinem inneren Leben braucht — „der Mensch lebt nicht von Brod allein" — sagt Christus! — ich bin aber die Einzige, welche in sein Inneres wirklich eindringt, um dort alle die weltlichen Dünste, auf Augenblicke wenigstens, zu verscheuchen und das himmlische Licht frei und schön in seine Seele eindringen zu lassen. Sollte ich ihn jedoch gar nicht sehen können — dann werde ich ihm meine Engel schicken! — Die können ihm, im Gebet, meine Gegenwart ersetzen! — Das sage ich, um Ihnen meinen Standpunkt zu erklären. — Ich glaube er würde besser und männlicher handeln, wenn er ganz ungenirt nach Rom käme, wenn er Sie bäte, auch wieder mit zu kommen und wie früher im Hotel Aliberti zu wohnen. . . .

. . . . . Und jetzt genug davon — sprechen wir von dem Uebrigen: Ich bitte Sie herzlich, liebe Adelheid, zu ihm nach Ungarn auf das Gut des Grafen Zichy zu reisen. Dieses neu aufgebaute Häuschen macht mich eine feuchte Wohnung fürchten. Ich muß also die Beruhigung haben, daß eine Frau darüber entscheidet und wenn es wirklich gefährlich ist, ihn doch zur Rückkehr nach der Stadt bestimmt, da man vor Allem leben muß, und womöglich gesund. — . . . . . .

Ihre Gegenwart, liebe Adelheid, ist wirklich für ihn höchst nothwendig. Sie wissen es, er kann nicht nur in der rohen Gesellschaft der Männer leben, seine Seele, wie sein Körper, brauchen weiblichen Umgang und weibliche Pflege. Er muß auch Jemand haben mit dem er von mir sprechen kann. Sie kennen seine Gewohnheiten und meine Wünsche für ihn, Sie allein können mich bei ihm ersetzen. — Also ich bitte Sie inniglich — wie ich nur bitten kann — nehmen Sie die Einladung von Graf Zichy an und gehen Sie nach Ungarn!! Mit töchterlicher Pietät für mich und Ihn! Die Mama wird sich da Oben darüber freuen! — —

Schreiben Sie mir bald etwas Näheres darüber. Sehen Sie nur, daß er alle seine Musikalien mit sich nimmt. Den heiligen Christophorus (das Gedicht wurde hier in Rom für ihn gemacht,) und den heiligen Stanislaus. Thun Sie es aber so, daß er nicht ahnt, daß Sie etwas von mir darüber wissen! übrigens werden wir uns noch vielmals darüber schreiben. — Dank für alle die Einzelheiten und besonders für die Erzählung von Ihrem schönen Abend und dem Toast, der gewiß witzig und rührend war. Es freut mich, daran zu denken. — Sagen Sie auch beiden Milde's, daß ich mich allen darin ausgesprochnen Gefühlen und Wünschen anschließe. — Dank auch für die kleine Beschreibung von der japanischen Botschaft. — Ist der „Harold" von Wildenbruch wirklich ein so vielversprechendes Werk? — für heute adieu liebe Adelheid! — Die höchste Freude, die ich haben kann, wäre gewiß, daß Liszt diesen Winter benutzt um tüchtig zu arbeiten (in so weit der Arme es noch kann) und etwas Großes leistet. — Der heil. Stanislaus liegt mir gewiß näher wie der heil. Christophorus, wäre aber das erste Werk zu groß, so begnüge ich mich einstweilen mit dem andern. — — — . . . . . Liebe Adelheid ich umarme Sie recht herzlich! —

Digitized by Google

Sie sehen meine aufrichtige Liebe und Zuversicht in Ihre Liebe und Hingebung an uns Beide. . . . . .

8. Juni 82.

. . . . . Voulez vous pourtant soigner maintenant Liszt pour l'amour de moi. comme vous l'avez fait pour l'amour de la paix? Sagen Sie Ja! Ayez confiance en moi! — soyez sûre qu'en grand comme en petit. ce que je désire est le vrai bien de Liszt und kein Fantasiestück von Jean Paul. Lieben Sie mich wie Ihre liebe Mutter mich liebte — avec confiance dans mon coeur et anssi dans mon intelligence. — Ich weiß doch was möglich und unmöglich ist, obschon Jeder der nach einem hohen Ziel strebt, den ganzen Schwarm der Faulen und Mittelmäßigen gegen sich hat! — Liebe Adelheid — aimez moi et allez en Hongrie! . . . . . .

Wenn ich nur hoffen könnte, daß er noch irgend ein großes Werk schaffen könnte, den h. Stanislaus oder den h. Christophorus! Wenn er auf dem Lande einsam und ruhig lebt, da gewinnt seine Gesundheit dabei eben so viel wie sein Genius. . . . . .

Am 6. Juli schreibt die Fürstin über dieselbe Sache:

. . . . . Ich wünsche so sehr, daß Sie nach Ungarn reisen, wenn nur für zwei Monate — obschon Ihre Anwesenheit auch im Winter sehr nothwendig wäre. Ich bete unaufhörlich! Meine Seele ist von diesem beten oft so müde, wie es die Knie sind, wenn man nie aufsteht. Aber bei Gott geht nichts verloren! . . . . . .

Die Fürstin wünschte diesen stillen Landaufenthalt so brennend für Liszt, weil er, verschiedener Dinge wegen, dieses Jahr nicht nach Rom und Tivoli kommen wollte. Da ihm damit der einzige Platz genommen war, wo er Ruhe zum Arbeiten hatte, so war ihr das Anerbieten von Graf Zichy höchst willkommen. Liszt war einmal für einige Wochen in dem für ihn bestimmten Häuschen. Graf Zichy hat mir später selbst gesagt, daß der Landaufenthalt nicht das Geeignete für Liszt war. Das hatte ich von Anfang an gedacht, aber die Fürstin wollte es nicht glauben — es war wieder einmal eine falsche Ansicht von ihr. Liszt war in seinem Leben so wenig auf dem Land gewesen, er war so gewohnt immer Menschen um sich zu haben, er hatte so wenig Sinn für Natur, daß er sich in seinen alten Tagen nicht mehr daran gewöhnt hätte.

* * *

Ich war im Juni in Nordheim bei meinen Stein'schen Verwandten. Bei der Durchreise durch Meiningen traf ich Bülow auf dem Bahnhof. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen, da ich so in der Nähe sei. Das kam mir sehr gelegen, denn ich wollte ihn sprechen. — Er war in der letzten Zeit gar nicht mehr zu Liszt gekommen, er wandte sich innerlich und äußerlich von ihm ab. Ich wußte, daß das Liszt sehr weh that, und wollte Bülow das ans Herz legen, darum war mir seine Einladung sehr willkommen. Ich fuhr nach Meiningen und hatte drei Stunden Zeit, die ich auch ganz bei ihm zubrachte. Er hatte sich vor Kurzem verlobt — mit Fräulein Schanzer, die als Schauspielerin in Meiningen engagiert war. Er erzählte mir, daß seine Braut nach ihrer Hochzeit wieder ihr altes Quartier bewohnen werde, was an einem anderen Ende der Stadt lag wie das seinige. Er glaube auf diese Weise den einzig richtigen Weg, eine

Digitized by Google

Musterehe zu gründen, gefunden zu haben. Ich glaubte an einen Scherz und wollte eben hellauf lachen, da packte er meine Hand und sagte rasch: „Lachen Sie nicht, es ist mein vollständiger Ernst.“ Ueber Liszt sprachen wir lange und er war zuerst so unbeweglich in seiner plötzlichen Abneigung gegen ihn, daß ich nahe daran war, im Zorn von ihm fort zu gehen. Aber ich bezwang mich, bedenkend, daß ich damit gar nichts erreichte, und redete mich und ihn wieder zur Ruhe. Er hatte Liszt noch nicht verziehen, daß er ihm in früheren schweren Zeiten nicht thatkräftiger beigestanden. Dann war ihm nach und nach die Liszt'sche Musik fremd geworden. Je mehr er sich — im höchsten Schmerz — von Wagner ab und Brahms zuwandte, je mehr wurden ihm auch die Liszt'schen Kompositionen unsympathisch. In den letzten Jahren war ihm dann die Umgebung Liszt's, die er bei jedem Besuch in der Hofgärtnerei mit genießen mußte, so fatal geworden, daß es ihn in Wuth brachte, wenn er darüber sprach. Das Alles zusammen machte es ihm schwer mit Liszt zu verkehren. Nachdem ich tüchtig in ihn hinein geredet, gelang es mir ihn weicher zu stimmen. Ich erinnerte ihn daran, wie lieb ihn Liszt immer gehabt und noch habe, wie schwer es für ihn sei alt und gebrechlich zu werden, wegen Abnahme von Gehör und Gesicht kaum mehr musicieren, kaum mehr arbeiten zu können, wie hart er es gerade da empfinden müsse, wenn seine Nächsten und Liebsten ihn verließen und ihn der Gesellschaft überantworteten, die sich dann erst recht fest an ihn hängen würde. Er mußte mir schließlich recht geben und als ich von ihm schied, versprach er mir, bald nach Weimar zu kommen. Er hat sein Versprechen gehalten und Liszt war durch seinen Besuch ganz beglückt.

Folgendes Dokument setze ich — wegen der Anmerkung von Bülow's Hand — hierher. Er schickte es mir am letzten Juli:

„Es beehren sich hierdurch ihre eheliche Verbindung anzuzeigen

Marie Schanzer,*)
Herzogl. Hofschauspielerin,
Hans von Bülow,
Intendant der Herzogl. Hofkapelle.

Meiningen, 29. Juli 1882.

Darunter steht von Bülow's Hand geschrieben: Mit der Bitte um stilles Beileid für das Opfer.*)

Um diese Bülow-Episode zu endigen, berichte ich gleich, daß ich im September, auf der Durchreise von Nürnberg nach Weimar, Bülow wieder aufsuchte, um seine Frau kennen zu lernen. Ich fand Alles anders als ich erwartet hatte. Er war schwer krank von der Hochzeitsreise zurückgekommen. Seine Frau hatte bald eingesehen, daß sie ihn nicht pflegen konnte wenn sie nicht bei ihm wohnte, und war eines Tages mit Sack und Pack eingezogen. Ich konnte ihn nicht sehen, lernte aber die schöne, sympathische, junge Frau kennen, die ihre Ehe so schwer beginnen mußte. Schwer ist wohl auch der Fortgang gewesen, denn Bülow „hatte kein Talent zum Ehemann,“ wie Liszt mir einmal sagte.

* * *

Von Nordheim fuhr ich nach Nürnberg zu meinem Bruder, von da nach Bayreuth zum ersten „Parsifal.“ Seit 1876 waren die Pforten des Festspielhauses geschlossen geblieben, nun sollte das letzte Werk Wagner's uns da oben erklingen. Damals fühlten sich die treuen Besucher

Digitized by Google

von Bayreuth wie eine Familie, wie eine Brüderschaft. Wem man dort begegnete, den betrachtete man als Gesinnungsgenossen, fast als Freund, wenn man ihn anderswo wiedertraf. In der Nähe von Wahnfried wohnte Joukowsky, im selben Haus hatten sich Malvida von Meysenbug und Heinrich von Stein eingemiethet. Was soll ich von dem ersten Eindruck sagen?! Wer ihn gehabt, vergißt ihn nicht wieder — es war das Größte, Höchste und Schönste was unsere Generation erlebt, gesehen, gehört, empfunden hatte. — Nach dem 1. Oktober konnte weder ich noch einer meiner Freunde, mit denen ich auf dem Platz zusammentraf, sprechen. Thränen hatten wir Alle vergossen — wir drückten uns die Hände und gingen auseinander. — Jeder suchte Einsamkeit um sein Empfinden ausklingen zu lassen. Die größten Einzelleistungen boten Frau Materna als Kundry und Scaria als Gurnemanz. Auf diese Beiden und Kapellmeister Hermann Levi ergoß sich an dem Abend in dem kleinen Zimmer der „Sonne" aller Enthusiasmus der Anwesenden.

In diesem Jahr machte ich auch eine der großen Gesellschaften in Wahnfried mit. Es war damals noch nicht so voll wie in den späteren Jahren — und Wagner lebte noch. Um ihn gruppierte sich Alles — ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen wünschte sich Jeder.

Liszt setzte sich an den Flügel und die besten Kräfte sangen — es war ein genußreicher Abend — der natürlich bei Angermann, im Kreise der Freunde und Künstler, beschlossen wurde.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

. . . . Und Parsifal? — Hier haben die eleganten Journale, l'Italie, ꝛc. ziemlich persiflierend darüber gesprochen, die andern haben es stravaganze genannt, mit viel Lob für die zwei ersten Akte. — Ich zweifle nicht, daß Wagner's Genie die religiöse Stimmung in der Musik mit einer noch nie dagewesenen Intensität wiederzugeben gewußt hat. — Ob aber die gläubigen Christen es gut heißen werden, solch hohe Kunst zur Parodie ihrer heiligsten Sakramente angewendet zu sehen, ist noch eine Frage — — — . . . . Die künstlichen Glocken sollen sehr schön sein — das ist eine sehr glückliche Erfindung! Ein neues, für die jetzigen Orchester kostbares Instrument, das sich sehr bald verbreiten wird. Meyerbeer hat sich gewiß in seinem Grabe umgedreht — wie wäre es im Propheten an seinem Platz gewesen! — Wenn er zu seiner Pein und Qual diese Pianoforteglocken hört, da wo er ist, so segnet er Wagner gewiß nicht! Er hört sie aber nicht! — Sagen Sie mir, Liebste, ob sie schon bei dem ersten Akt erklingen? — oder nur am Ende des Dritten? Vielleicht in beiden Scenen vom heiligen Graal? Wie hat sich die gute, dicke Materna in Klingsohrs Garten zwischen den Blumengeistern benommen? Kundry, diese Caricatur von der heiligen Magdalena! Dieser Unsinn im ganzen Buch, der die mittelalterliche Dichtung auf solchen absurden Boden stellt! Es wäre aber zu lang das auseinander zu setzen wie dem Heiligsten unseres christlichen Glaubens ins Gesicht geschlagen wird. — Einmal wird die Reaktion schon kommen — . . . . . .

Reisen Sie nach der Schweiz — es ist recht gesund ein Stück großartiger Natur zu betrachten nach solcher grandiosen Kunst. — Ich weiß schon, warum Liszt im September nicht zu Zichy reist. Er hat die Idee, Belgien zu besuchen, wenn es sich arrangiren läßt. Wo nicht, so kann er immer ein paar Tage in Wilhelmsthal zubringen. — Von Venedig weiß ich noch nichts.

Digitized by Google

Ich glaube nicht, daß Zichy sich seine Projekte ausreden läßt. Doch hofft er vielleicht, Liszt den ganzen Winter auf dem Land zu behalten; — das wäre mir das Angenehmste und für Liszt das Vernünftigste — was macht er in Pesth? aus lauter Langeweile und frivoler Umgebung nichts Gutes. Schreiben Sie mir wenn es zu etwas kommt. Nochmals Dank für Ihre treue Anhänglichkeit an Liszt und mich. — Bewahren Sie sie uns immer und trennen Sie uns nicht in Ihrem Herzen . . . . . .

Im September schrieb die Fürstin wieder:

Danken Sie Gille recht schön für seine freundlichen Worte und grüßen Sie ihn von mir! — Ich weiß seine Anhänglichkeit für Liszt wohl zu schätzen! — Hoffen wir! — Spes contra spem, sagt der heilige Paulus! — Wenn Sie wissen wo Liszt hingeht, ob nach Eisenach und was er thut, sagen Sie es mir, besonders wie sich die Projekte mit Zichy gestalten und ob Sie mit Liszt gehen? Ich möchte es sehr wünschen. — Es freut mich, daß Ihre Schweizertour gut ausgefallen ist. — . . . . . .

Es fängt an mir etwas besser zu gehen, indem alle die Fiebererscheinungen nun wirklich schwach sind. Neulich hat es vierzehn Tage immerfort geregnet und ich konnte nicht ausfahren. Ich brauchte aber nicht im Bett zu bleiben. Im Sommer bin ich zwei bis drei Mal in der Woche ausgefahren . . . . .

* * *

Liszt schrieb mir manchmal auf, was ich in meinen Briefen an die Fürstin erwähnen und erzählen sollte. Ein Zettel vom 29. September 82 lautet:

„Le Grand Duc félicitait sa soeur l'impératrice de son 71. anniversaire de naissance à Baden-Baden. De là, il passa par Paris, et se rendit, par ordonnance du médecin, aux bains de Biarritz. Incognito actuel est „Comte de Berka."

Mme la Grande Duchesse fut très gracieuse pour Liszt à un diner chez sa belle Fille à Ettersburg. Le lendemain elle alla à sa grande propriété à Heinrichau, (Silésie), ancienne abbaye de Bénédictin: séjour sévère, mais parfaitement digne. — Portrait de Joukowsky. — Diner à la maison romaine — 4 personnes: Le Grand Duc — son aide de camp H. de Cranach, Mr. de Joukowsky et Liszt."

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Ich danke Ihnen innigst, meine liebe Adelheid, für Ihren letzten Brief — wenn er auch so schrecklich melancholisch klingt. — Der Eindruck war noch trauriger für mich, da ich durch dieselbe Post die Nachricht erhielt, Graf Gobineau wäre allein, in einem ganz kleinen Hotel von Turin, gestorben! Vielleicht ist die ganze Nacht, oder ein halber Tag, verflossen, bevor man es wahrgenommen hat! — Es hat mir ins Herz geschnitten, weil er eine sehr edle Seele war — ein wahrer Repräsentant des alten Ritterthums, mit seinem hochstrebenden, unpraktischen, aber edlen und heroischen Ehrgefühl! Ein echter „Don Quichotte" — besser gesagt: „Rolando" — in seinem innersten Wesen, unter diplomatischen und gesellschaftlichen Formen. — Erzählen Sie das Liszt und sagen sie ihm, daß ich außer mir war über diesen raschen Tod auf der Reise, von Frankreich nach Rom. Ich erwartete ihn schon seit vier Tagen, anstatt hierher zu kommen ist er in eine bessere Welt gelangt! Ich bete und habe Messen für ihn lesen lassen. Sie können sich denken, wie scharf eine

Digitized by Google

andere Möglichkeit dieser Art vorschwebt und mich bis ins Innerste erschreckt hat. — Tod ist schön, Tod ist süß sogar! Tod ist ein Erlöser, Tod ist Geburt, Tod führt uns aus dem Dunkel ins Licht, von Leiden und Pein zu ewigem Glück und Wonne — diese Art zu sterben ist aber nicht schön — und das Unschöne davon betrübt mich so sehr! — Er wird es schon verstehen, wenn er will! — .... Schreiben Sie mir nur immer viel von Liszt! Sie wissen daß jedes Wort für mein armes Herz Nahrung und Licht ist — so weiß ich besser für ihn zu beten! — Sagen Sie ihm viel von mir am 22. October und lassen Sie sich von diesem Tag in Rußland, auf meinen Gütern, erzählen .....

Liszt sah an seinem 71. Geburtstag zum ersten Mal seine heilige Elisabeth auf der Bühne und hatte große Freude daran, obgleich er selbst sie nicht dafür bestimmt hatte. — Ich schrieb der Fürstin gleich danach und bekam vom 28. October ihre Antwort:

.... Tausend Dank für die Beschreibung des ganzen Tages des 22. — Ich war damals gerade miserabel durch die vielen Erinnerungen, — durch den schrecklichen Sturm mit Donner und Blitz, der zwölf Stunden dauerte — und blieb von Morgens bis Abends im Bett ohne eine Seele zu sehen. Die Communion hatte ich zu Hause und weinte viel à mon aise! ..... Was hört man von Venedig? — Denken Sie sich, der arme Gobineau ist in Turin im Hotel gestorben. Er hatte den Tag vorher die Gräfin L. verlassen, sie sollte noch zwei Monate in Frankreich bleiben, er gleich nach Rom reisen. Er kam nach Turin Abends — Morgens fühlte er sich krank, nahm Kaffe. Wegen schlechter Zugverbindung konnte er nicht vor Abend abreisen — wollte den ganzen Tag nichts essen — er mußte immer dazu gezwungen werden. Um sieben Uhr aß er an table d'hote recht viel und auch wie Einer der hungrig ist, trank den eingeschenkten Wein. — Um acht einhalb konnte er kaum in den Omnibus steigen und im Wagen sitzen. Der Kondukteur erschrack als er ihn sah und rief den Arzt. Man konnte ihn nur mit Mühe aussteigen lassen — er war paralisiert. Man brachte ihn zu Bett — Doktor — Priester kamen. — Um zwölf Uhr war er todt. Die Gräfin L. ließ alle ihre Geschäfte liegen und eilte nach Turin. — Man hatte aber mit Allem geeilt; (sie hat dort Verwandte) Begräbniß und Alles war vorbei — und nach einigen Stunden reiste sie nach Rom, wo ich sie sogleich sah. — In einem sehr edlen, natürlichen Schmerz; innig, ohne die mindeste Affektation. .....

Gräfin L. war seit vielen Jahren in treuer Freundschaft mit Graf Gobineau verbunden. Der Tod dieses ausgezeichneten Mannes war für sie, wie für alle seine Freunde ein großer Schmerz. Wäre er am Leben geblieben, so hätte er sich wahrscheinlich mit Joukowsky zusammen in Venedig etabliert, das hatten die beiden — sich sehr sympathischen Männer — in Bayreuth verabredet, wo sie sich kennen und lieben gelernt hatten.

* * *

Anfang November war Anton Rubinstein in Leipzig, wo seine Makkabäer aufgeführt wurden. Er kam mit Nikisch, der sie dirigierte, und Marianne Brandt, die die Hauptrolle gesungen, auf einen Tag nach Weimar, um Liszt zu besuchen. Liszt war schon in dem Stadium, wo er wenig Musik mehr vertragen konnte — so trat das Whistspiel an seine Stelle. Ich war den ganzen Tag in der Hofgärtnerei und sah wie es Rubinstein langweilte. Er, der immer gewohnt war hoch zu spielen, mußte nun den Tag mit einem harmlosen, fast kindlichen Whist zubringen. Liszt spielte nicht gut und es war ihm auch einerlei, wie seine

Digitized by Google

Partner spielten, war es doch für ihn nur ein Zeitvertreib, keine Leidenschaft. Rubinstein war schon fast blind, nur in der Nähe sah er noch etwas, in der Ferne fast nichts und, wenn es dämmrig war, gar nichts mehr. Dabei reiste er immer allein — unbegreiflich, daß ihm nicht fortwährend Unfälle zustießen. Wir verbrachten, trotz alledem, einen angeregten Mittag — gegen Abend fuhren Nikisch und Marianne Brandt nach Leipzig zurück — Rubinstein ging mit zu mir, damit Liszt ruhen könne. Kaum hatte er mein Zimmer betreten, da saß er auch schon am Klavier und anstatt sich auszuruhen spielte er mir wohl eine Stunde lang vor. Er hatte selbst Sehnsucht nach Musik und konnte gar nicht verwinden, daß bei Liszt keine Taste angerührt worden war. Das war das letzte Mal, daß Rubinstein bei mir war und ich habe von ihm selbst und von seinem Spiel eine schöne Erinnerung behalten. In der Hofgärtnerei wurde nach dem Abendessen wieder Whist gespielt — bis gegen 11 Uhr. An einem zweiten Tisch mußte die übrige Gesellschaft „schwarzen Peter" spielen. Daß einem bei solcher Unterhaltung — bei Liszt — weh zu Muthe wurde, kann man sich denken. Rubinstein reiste erst um drei Uhr in der Nacht ab. Auf die Einladung von Frau Gerhard Rholfs, die den Abend bei Liszt war — ihr Mann war verreist — gingen Rubinstein und ich noch mit zu ihr, wo wir in angeregten, freundschaftlichen Gesprächen blieben, bis es Zeit war nach der Bahn zu fahren. Ich begleitete den Freund noch bis an den Wagon und mußte ihn wie einen Blinden leiten und führen. Auf dem Perron hatten wir noch ein Gespräch über „Parsifal." Ob er ihn gesehen oder nur gelesen, das weiß ich nicht mehr, aber er sprach seine ganze Abneigung in scharfen Worten aus. Ich konnte ihn nur bedauern, daß er nie den großen Eindruck davon empfangen, gegen seine Ansicht zu streiten wäre mir vorgekommen, als wenn ich gegen Windmühlenflügel kämpfen wolle. — Wir nahmen den herzlichsten Abschied und sagten: auf Wiedersehen! Aber unsere Wege haben sich nie wieder begegnet, so sehr ich es mir auch gewünscht habe. —

* * *

Liszt war wieder wenig wohl und ich brachte fast den ganzen Tag bei ihm zu. Er hatte in solchen Zeiten eine Abneigung gegen das Alleinsein. Selbst wenn er nach Tische schlief, durfte ich nicht fort, es war ihm behaglich, Jemand zu sehen, wenn er aufwachte. Ich saß neben seinem Schreibtisch wenn er arbeitete, las ihm vor oder schrieb für ihn. — Wagners waren in Venedig für den Winter etabliert, sobald Liszt wohl genug war, sollte er dorthin reisen, was mir eine große Beruhigung war, denn das wärmere Klima und der Aufenthalt in seiner Familie, in der Stadt, die er liebte, waren gewiß das Beste für ihn.

Der Fürstin hatte ich zu ihrem Namenstag, am 4. November, geschrieben und ihr von der Situation in der Hofgärtnerei erzählt. Sie schrieb mir am 9.:

. . . . . Tausend Dank für die liebevollen Worte zum 4. Sie fühlen es ganz richtig, liebes Kind, daß meine Liebe für Sie wie das Vermächtniß Ihrer lieben Mutter ist und auch den Charakter einer mütterlichen Liebe hat! — So ganz wie Sie dieselbe beschreiben — sie hält ihre immer gleiche Stimmung, durch alle Jahre und alle Umstände und ist unegoistisch! — was keine Andere ist — das wissen wir Frauen alle. — Also lieben Sie mich mit einer kindlichen Liebe und ich werde immer für Sie dasselbe mütterliche Herz haben! — Ich rechne Ihre ganze Pflege von Liszt als für mich geschehen und danke für Alles ob es mir, und dazu meinem besseren Ich, erwiesen worden wäre. —

Digitized by Google

Jetzt haben Sie, in dieser Hinsicht, den Nagel auf den Kopf getroffen. So habe ich für ihn zwölf Jahre lang gesorgt. Immer mit meiner Arbeit in demselben Zimmer, sonst hätte er nie komponiert, Alles was die Weymarische Periode bezeichnet! — Genie hat ihm nicht gefehlt — aber Sitzfleisch (unschönes Wort aber große Tugend) — und Fleiß, Arbeits-Ausdauer. Wenn Niemand ihm dabei hilft so kann er nicht — und wenn er fühlt daß er nicht kann — so greift er zu aufregenden Mitteln. So wird es schlimmer noch und dann kommt der cercle vicieux. Jetzt wo Sie es sehen und begriffen haben, verstehen Sie Liebste, warum ich so wünschte, daß Sie mit ihm nach Ungarn reisen? . . . . . .

Brauche ich Ihnen zu danken, daß Sie mir sogleich von Liszt's Unwohlsein alles schrieben? Ich baue auf Sie, liebe Adelheid, und Sie sehen, daß ich ganz ruhig dabei bin. Jetzt sehe ich, daß Schatten langsam heranziehen — manchmal lebt in mir noch die Hoffnung auf, als ob er auch jetzt noch etwas Großes thun könnte! — Ich habe so gebetet! — — Er müßte aber dazu einen äußerlichen Sporn haben und Sie an der Seite. — Wie sie ihn jetzt verstehen! Man muß bei ihm mit einer Arbeit sitzen, so lang man will daß er selbst arbeitet. — Ohne eine solche ruhige, aber beständige, sanfte, milde, hingebende Frauengesellschaft, kann er nichts Großes thun, nur feilen. . . . . .

Ich habe noch keine Idee von dem Stück: „Der Mennonit." — Können Sie es in Weymar bekommen, so bitten Sie Liszt, es mir zu kaufen und zu schicken.

. . . . . Dank für die Worte über den jungen d'Albert. Erzählen Sie über Rubinsteins Besuch und in wie weit er blind ist? —

Ich danke Ihnen aus meiner ganzen Seele für Alles was Sie über Liszt schreiben — thun Sie es weiter, so bin ich, wenn auch fern, doch présente durch Sie. Ich sehe Alles par distance, so gut kenne ich den armen, armen Meister! — — Ist er in der Früh allein? . . . .

Ich weiß nicht mehr bestimmt anzugeben, wann d' Albert zu Liszt kam, aber ich sehe den Knaben vor mir, der durch seine Kleinheit noch jünger aussah als er war, und von dem Liszt sagte, daß er ihn kaum noch etwas lehren könne. Der Meister hatte große Freude an dem Riesen-Talent und ich liebte den begabten liebenswürdigen Jungen von Herzen. Er that mir auch Alles zu Gefallen worum ich ihn bat: Er ging mit mir zu meinem alten Onkel Stein, um ihm, der nicht mehr viel ausgehen konnte, vorzuspielen. In Bayreuth, wo wir uns trafen, begleitete er mich in einen Saal, wo Flügel ausgestellt waren, und spielte einigen meiner Bekannten vor, die darauf brannten, ihn zu hören.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 29. 11. 82.

Meine liebe Adelheid! Ich danke Ihnen so herzlich für ihren lieben Brief — ich hatte eben an Liszt geschrieben und wahrscheinlich wird man ihm den Brief nach Venedig geschickt haben. Von dort habe ich noch keine Nachricht. — Aus Mailand aber weiß ich, daß er den Dom, die Scala, ꝛc. besucht hat — er war also gesund! — . . . . . .

Rubinsteins Visite hat mich sehr amüsiert! Liszt wollte ihn in Weymar, besser gesagt in Deutschland, als Freund, nicht als Musiker, empfangen, wegen der lauten, lauten Opposition, welche Rubinstein dem ganzen Bayreuth und

Digitized by Google

Wagner's Musik macht. Hier, wo es keinen point brulant gab, haben sie schrecklich viel zusammen musiciert. Der arme Rubinstein — er thut mir leid — wo ist seine Frau? — — Tausend Dank für beide Stücke. Ich habe den „Mennoniten" schon gelesen. Es kann sehr effektuiren — es ist sehr ergreifend — ich lese bald das Andere. . . . . .

Viele Grüße an beide Milde's. — Es freut mich so, daß er noch so schön singt. Ich glaube ihn noch zu hören. . . . . .

Ich bekomme eben einen Brief von Liszt aus Venedig in einer sehr guten Stimmung. Er scheint wohl zu sein und sich sehr gut dort zu befinden in dem Wagner'schen Kreis. Ils ont pris le Palais Vendramin pour un an. . . .

Ueber das Leben und die Tageseintheilung Liszt's in Venedig und in der Familie Wagner, schrieb mir seine Enkelin Daniela von Bülow einen reizend anschaulichen Brief — leider ist mir der Abdruck nicht erlaubt worden. Mir war dieser Bericht damals eine große Beruhigung, denn ich wußte den armen alternden Meister in einer Umgebung, wo er gut aufgehoben war und sich wohl fühlte.

Im Januar wurde in Weimar Lassen's fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert — mit Geschenken, Ehrenbezeugungen und Festessen, was ihm zeigte, wie beliebt er war und wie man seine Leistungen zu schätzen wußte. Die Universität Jena verlieh ihm den Doktortitel.

Liszt blieb bis in den Januar hinein in Venedig. Dann reiste er nach Pesth, nicht ahnend, daß er Wagner nicht wieder sehen sollte. — Joukowsky blieb in Venedig und war der Einzige, der den schrecklichen 13. Februar mit der Familie erlebte. Er war, wie alle Tage, gegen zwei Uhr zum Mittagessen in den Palazzo Vendramin gekommen; Wagner ließ sagen, man solle sich zu Tische setzen, da er noch etwas zu schreiben habe. Sie hatten fast fertig gegessen, als die Kammerjungfer von Frau Wagner dieselbe zum Meister rief. Joukowsky und die Kinder hörten dann, daß zu Dr. Keppler geschickt worden und daß dieser gekommen sei. Niemand beunruhigte sich besonders, da das schon oft geschehen war. Gegen vier Uhr stürzte Wagner's Diener in das Zimmer und sagte, daß Alles zu Ende sei. Der große Mann war durch einen Herzschlag wie vom Blitz getroffen worden. Die letzten Augenblicke sollen ein ruhiges Einschlafen, an die Schulter der ahnungslosen Frau gelehnt, gewesen sein. Frau Wagner war mehrere Tage dem Wahnsinn und dem Tode nahe. Ihre kraftvolle Natur überwand dennoch das Entsetzliche. Sie entzog sich aber den Blicken Aller, auch der nächsten Freunde, und Joukowsky hat sie erst nach Jahren, im Sterbehause Liszt's, in Bayreuth, wieder gesehen. — Adolph Groß, Hans Richter und Hermann Levi eilten sogleich nach Venedig und geleiteten die Leiche nach Bayreuth. Während dieser Reise fürchtete man beständig für Frau Wagner's Leben, welches am Erlöschen war.

Ich habe die Nachricht vom Tode Wagner's durch einen Bekannten auf der Straße erfahren. Selten hat mir etwas einen so erschütternden Eindruck gemacht, als dieses plötzliche Hinscheiden. Mir war, als müsse die Zeit stille stehen, als könne nicht Alles seinen gewohnten Gang weiter gehen — und nachdem das erste Entsetzen vorüber und ich mir klar machte, wie schön es für ihn sei, so rasch von der Erde zu scheiden, ohne das Altwerden zu empfinden, da war es mir, als seien wir arm geworden, als sei der höchste Gipfel der Kunst zusammengesunken.

Liszt muß wohl die Todesnachricht nicht telegraphisch, sondern schriftlich erhalten haben, sonst wäre es unbegreiflich, daß er mir am 14. Februar geschrieben ohne Wagner's Tod zu erwähnen:

Si vous étiez ici, chère amie, vous trouveriez peut-être moyen

Digitized by Google

de mettre un peu d'ordre dans les centaines de lettres qui me pleuvent de partout. Les ennuis et charges de l'amabilité qu'on m'attribue, deviennent insupportables, et j'ai bonne envie, un beau matin, de crier du haut des toits: que je prie le public, de me tenir pour un homme des plus désagréables, quinteux et incomplaisants.

Au cordial bon revoir à Weimar, les premiers jours d'Avril.

Toujours votre très
affectionné et reconnaissant

14. Février, 83 — F. Liszt.
Budapest.

Bülow habe ich in dieser Zeit nicht gesehen, habe aber später gehört, daß er fast ohnmächtig zusammengebrochen ist, als er vom Tode Wagner's gehört hat. Er war noch lange nachher wie zerbrochen, krank und ganz verändert in seinem Wesen, so daß man recht erkennen konnte, wie verbunden er ihm innerlich geblieben, trotz der äußerlichen Trennung. Die Fürstin schrieb mir am 18. Februar:

. . . . . Ich will Ihnen doch ein Wort über Wagner's Tod sagen. Ich hatte das Gefühl, daß es mit ihm nicht mehr lang dauern würde. Sein Asthma war ein zu böses Symptom. Depuis quelques jours on m'écrit qu'il se sentait peu bien, mais la veille il avait été fort gai. . . . . .

Cosima partit le surlendemain avec le corps pour Bayreuth où il a préparé sa tombe. Ce passage soudain des banalités de la vie quotidienne à une catastrophe qui change de tout en tout son existence entière, à dû être le plus affreux à cet instant. Que fera-t-elle d'elle même? Quelles seront les circonstances??? — . . . . . .

Liszt telegraphierte, um zu fragen, ob es ihr angenehm sei, wenn er käme . . . . . .

Ich bin noch nicht beruhigt über die große Freude, die mir Philipp (ihr Enkel) machte, mit einem kleinen Werkchen „die Geschichte des Ennsthales" — die Gegend, wo ihr Schloß Friedstein liegt. Alles hat er sich selbst aus den lokalen Archiven ausgesucht. Ist das nicht hübsch — mit achtzehn Jahren, wo man gewöhnlich Liebesbriefe und Verse schreibt! — . . . . . Man wird den jungen Menschen seinen Weg gehen lassen, er ist schon ein Numismatiker, er wird ein Gelehrter — er hat wirklich eine sehr lebendige Darstellungsgabe. Seit Weihnachten bin ich noch nicht darüber blasiert. — Liszt scheint ernstlich zu arbeiten und das wäre das Beste und Schönste für mich. —

Der hier genannte Enkel der Fürstin, Prinz Philipp Hohenlohe, hat die Prophezeiung seiner Großmutter wahr gemacht, er ist in ein Benediktinerkloster, wo die meisten Mönche sich der Gelehrsamkeit widmen, eingetreten.

Liszt kam Anfang April nach Weimar. Ich hatte der Fürstin gleich geschrieben, daß ich ihn nicht gut aussehend fände. Sie antwortete mir darauf:

Rome, 18. 4. 83.

Liebste Adelheid! Ich war sehr gerührt, als ich Ihre Schrift erkannte und Ihren Brief las. Immer so wahr und redlich. Jemand hatte mir schon aus Pesth geschrieben, Liszt werde ziemlich stark. Meine Tochter fand ihn wie gewöhnlich — in den letzten Zeiten — vielleicht erinnerte sie sich nur an die ganz letzten. Ihr Auge aber hat den richtigen Maaßstab — und nun fängt er wieder an in der Nacht zu reisen!!! Könnte ihn der Arzt nicht warnen? Ich weiß, es wäre ihm nicht lieb, wie Wagner, in einem Augenblick, ohne Bewußtsein, aus der Welt gerafft zu werden . . . . . .

Digitized by Google

Fragen Sie ihn ganz unbefangen, ob er an dem „heiligen Stanislaus" arbeitet? — Ob er denkt damit zu Weihnachten fertig zu sein, wie er es mir aus Venedig schrieb. Sie werden schon schlau genug sein, um es auf irgend eine Weise zu erfahren . . . . . .

Am 28. April schrieb mir die Fürstin wieder: Herzlichen, herzlichen Dank für die guten Nachrichten —, möchten sie dauerhaft sein! — Die Bäder freuen mich — und das Resultat. Die Abende bei Gerhard Rohlfs mit ihrer ruhigen Stimmung! und vor Allem der heilige Stanislaus!! — Als ich las was Sie darüber schrieben, hatte ich Thränen in den Augen — wenn es so weiter geht bin ich mit Allem zufrieden. — Er braucht nicht zu schreiben, wenn Sie, liebe Adelheid, mir so schöne Sachen berichten!

. . . . . Reist Liszt nach Köln oder Leipzig?

Aus Venedig schrieb man mir, daß der heil. Stanislaus für Weihnachten ganz fertig sein solle. Aber das langsame Schaffen ist sehr natürlich. Gott sei Dank, daß der Cognac verschwunden ist! Seine neuen Compositionen sind voll männlichen Lebens! Da sieht man kein Altern . . . . . .

On vient de me dire que les asperges sont un remède souverain pour l'hydropsie. Parlez en au médecin et faites en manger à Liszt, peut-être même peut on lui en faire préparer l'essence à la pharmacie? —

Liszt reiste Anfang Mai nach Leipzig zur Tonkünstler-Versammlung und dem Musikfest des, von ihm geschaffenen, Musikvereins. Er hatte mir vorher gesagt, daß er von da nach Bayreuth fahren würde. Ich fuhr nur für einen Tag nach Leipzig, um den „Prometheus" von Liszt zu hören. Ich fand Liszt in einem schrecklich aufgeregten Zustand — man hatte ihm aus Wahnfried geschrieben, er möge seinen Besuch noch aufschieben, weil Frau Wagner Niemand sehen könne. Daß seine Tochter sich von allen Menschen abschloß, das wußte Liszt, aber daß auch er keine Ausnahme machen solle — das hat ihm damals bitter weh gethan. —

Ich will gleich hier hinzu setzen, daß Frau Wagner ihn im Frühjahr 86 in Weimar besucht hat, daß ich aber nicht mehr weiß, ob das das erste Wiedersehen gewesen ist. Er war im Sommer 83 in Bayreuth bei den Parsifal-Vorstellungen, ohne seine Tochter zu sehen, sie empfing nur Herrn Adolph Groß als ihren Geschäftsführer, Fritz Brandt als den Regisseur des Theaters und Heinrich von Stein, der die Studien von Siegfried überwachte. Im Jahr 84 war ich selbst nicht in Bayreuth, weiß also nicht, ob Vater und Tochter sich da wiedergesehen haben.

Am 14. Mai schrieb die Fürstin:

. . . . . Espèrons que l'arrivée de . . . . . soit favorable à votre petit cercle. En tout cas, tout vaut mieux que des personnes dont l'esprit vide ne pouvant offrir dans l'intimité qu'une nourriture futile et puérile, ont amené la graduelle apathie de cet esprit qui fut si lumineux et si nerveusement ferme! Vous pouvez deviner le déchirement de mon coeur à moi, qui l'ai connu dans toute sa force et son ardeur!! — Continuez à m'en parler. Ma seule consolation est, d'en avoir des nouvelles indirectes, les directes signifiant de moins en moins! — J'ai parlé à un médecin, il m'a dit que le Kartenspiel ne peut plus être remplacé par rien, car tout fatiguerait désormais son cerveau et diminuerait de plus en plus ce que lui reste de facultés musicales. — Vous faites bien de le retenir à Weymar — qu'il y reste et qu'il y travaille au St. Stanislas — si possible encore? — Dank mit herzzerrissenem, aber dankbarem Gefühl! . . . . . .

Digitized by Google

Rome, 8. 6. 83.

Liebe Adelheid! Liszt schreibt nicht seit Leipzig. — Es scheint mir etwas lang. Ich möchte doch wissen wie es ihm geht? — Wann kommt der Parsifal? Juni, Juli oder August? Geht er hin oder nicht? Hat er seine Entscheidung schon kund gegeben? — Schreiben Sie mir ein paar Zeilen nur, aber lassen Sie mich wissen wie es in Weimar steht. Was Liszt thut und weiter zu thun gedenkt. Arbeitet er am St. Stanislaus? . . . . . Vielen Dank für den Preller, von Roquette sehr schön aufgefaßt und geschrieben. Er hat den richtigen Ton angeschlagen. — Wenn ich fertig bin, schreibe ich ihm. —

Die Fürstin schrieb am selben Tag noch einmal, nachdem sie einen Brief von mir erhalten: (Auf dem Briefbogen ist ein Oelzweig.)

Der Oelzweig ist ein Zeichen des Friedens; so wollen wir hoffen, daß ein glücklicher, von keiner Gefahr unterbrochener Friede überall und in Allem herrschen wird, liebe Adelheid! Jetzt danke ich Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir im Namen Liszt's geben und auch über ihn . . . . . .

. . . . Es hat mir große Freude gemacht, daß seine neuste Komposition, der Choral für Riga, so großartig ausgefallen ist. Sein Genie überlebt seine körperliche Kraft, wie meine Thätigkeit meine Gesundheit überdauert . . . . . .

Ich habe mir wieder Fieber im Schatten geholt und habe mehrere Tage gelegen. Das kümmert mich wenig, wenn der liebe Gott nur ihm das Licht seines Genius hell und flammend erhält, so lang er es noch hinieden braucht! — . . . . . .

Ich hörte in diesem Jahr wieder zwei Parsifal-Vorstellungen in Bayreuth. Wagner's Geist lebte, wenn er auch nicht mehr zugegen war. Man wallfahrtete zu seinem Grabe. Es lag eine Tragik über Wahnfried und dem Festspielhaus, die man in jeder Minute empfand — aber Parsifal, der Schwanengesang des Meisters, übte vielleicht erst recht seine Wirkung. Die Getreuen, die im vorigen Jahr unter Wagner gearbeitet hatten, Hermann Levi, Fritz Brandt, Scaria, Frau Materna, hielten alles fest was Wagner angeordnet hatte. Frau Cosima leitete das Ganze ohne sich sehen zu lassen.

Liszt blieb den Winter, bis Ende Januar, in Weimar. Seine Gesundheit war wechselnd. Frau Jaëll aus Paris, die Wittwe von Alfred Jaëll, eine ausgezeichnete Klavierspielerin und Komponistin, kam nach Weimar, um sich unter Liszt noch weiter auszubilden. Sie trat als ein gutes Element in der Hofgärtnerei auf, vor dem manchmal die unreinen Geister entweichen mußten. Liszt hatte sie sehr gern, auch mir trat sie näher und ich war froh, die liebenswürdige Frau in Liszt's Nähe zu wissen, wenn ich nicht bei ihm sein konnte. d'Albert und Siloti waren in der Zeit seine bedeutendsten Schüler.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 23. 10. 83.

Liebe Adelheid! Ich danke Ihnen für Ihren Brief und für die Nachricht. Es ist wirklich ganz gut, daß Liszt in Weymar bleibt bis er in Pesth sein will. Die Reise nach Rom würde ihn ermüden und wenig Freude machen. Die Stadt ist ganz leer, sogar Cardinal Hohenlohe und Keudell sind nicht da. Ich bin immer im Bett und könnte ihn nur sehr kurze Zeit sehen. Meine Nerven und mein ganzes Wesen sind so durch dieses Fieber erschüttert. Vielleicht werde ich es nun endlich los sein. Ich darf es kaum hoffen! —

Vielleicht werde ich im Dezember wieder im Salon sitzen — aber dann

Digitized by Google

würde Liszt schon an seine Abreise denken. Vielleicht kommt eine günstigere Stimmung nächstes Jahr und er kommt Anfang September nach Rom, wie andere Male, dann hätten wir wenigstens vier Monate um zusammen zu bleiben . . . . . .

Rome, 28. 10. 83.

Herzlichen Dank, liebe Adelheid, für Ihren Brief vom 24. — Er war sehr wohlthuend für mich und meine Tochter. Es ist ein wahrer Trost, zu wissen, daß Liszt sich wohl befindet, ruhig ist und am 22. einen angenehmen Tag verlebte. Gott sei Dank! Hoffentlich wird das auch einen guten Einfluß auf seine Arbeit haben. Wie weit ist er jetzt mit dem „Stanislaus"? Suchen Sie es unbemerkt zu erfahren, er liebt nicht direkte Fragen. — Je crois, chère Adelheid, que votre intermédiaire a épargné ce que cette année eut été un voyage et un séjour fatiguant, sans résultat correspondant. — — — J'espère en Dieu que l'année prochaine sera plus heureuse pour moi, sans être moins bonne pour sa santé! — . . . . . ma fille me trouve mieux; mais je suis toujours réduite à ne la voir que le soir avec Philippe. — Do*) arrive un moment dans la journée. Tous dinent chez eux — se promènent par un temps divin — Octobre n'ayant jamais été aussi beau — il y aurait cruauté à les priver de cet air embaumé et de ces ciels embrasés de couchant. — Les journées d'ailleurs sont fort courtes déjà. —

. . . . . Je suis enthousiaste de Philippe — so jung und so belehrt — und so gescheut — und so bescheiden! — Sein kleines geschichtliches Werk ward vom Kaiser in seine Privatbibliothek gestellt. . . . . .

Rome, 9. 11. 83.

. . . . Ihre Briefe sind mir ja so lieb. Ein Gruß von Ihnen bringt mir so viele Erinnerungen, an Ihre liebe Mama und eine ganze Periode — an eine ganze Vergangenheit. — Es ist als ob jede Kleinigkeit mit diesem weiten Horizont und dieser Schattenwelt kontrastirte. Nochmals zehntausend Dank für alle Nachrichten und Beschreibungen über Liszt. Ich habe dem lieben Gott alle meine Leiden geopfert — mit Glück sogar — um einen schönen „St. Stanislaus" noch zu erbeten! Wenn es geschieht so wird es ein Wunder sein! — Ich weiß wohl, daß es nach den Gesetzen der Natur rein unmöglich ist! Es steht aber im Evangelium: für Gott giebt es nichts Unmögliches. — . . . . . .

War das nicht eine schwere Prüfung? Ich habe sie doch auch gern ertragen, immer mit derselben Hoffnung, daß mir der liebe Gott an Liszt alles vergelten wird. . . . . Ist es nicht kalt im Gartenhaus? Kann man dort heizen? Sie wissen er verträgt die Kälte nicht. — Dank für das Jenaer Programm; wahrscheinlich sind Sie dort gewesen — und Liszt auch?

. . . . Schade daß Sie Heyse in München nicht trafen. Ich schrieb ihm diesen Sommer entzückte Briefe über seine Novellen, besonders über „Die Grenzen der menschlichen Natur" — Riese (der ungläubige,) Zwerg, (der gläubige!) Ein Meisterwerk wie Jean Paul es nicht schöner erdacht hätte. Die andern in demselben Band sind vortrefflich, wahre Benvenuto Cellini's an feiner Ciselirung der Charaktere . . . . . .

Liszt reiste Mitte Dezember nach Meiningen, einer Einladung des Herzogs folgend, um ein Bülow-Konzert zu hören.

---

*) Die kleine Enkelin der Fürstin.

Digitized by Google

Fürstin Hohenlohe fand, bei ihrer Rückkehr von Rom, ihren ältesten Sohn krank, er starb Anfang Dezember. Die Fürstin schrieb mir in dieser Zeit, ohne Datum:

. . . . Liszt ist heute, wie ich glaube, in Meiningen. Wenn er zurückkommt, sagen Sie ihm, er soll mir nur über seine musikalischen Eindrücke ausführlich schreiben. Sein letzter Brief, der sehr lang war, hat mir viel Freude gemacht — und jedenfalls, wenn ich auch jetzt im Schmerz lebe, so ist das Beste und Angenehmste was mir geschehen kann, ein langer, ausführlicher Brief von Liszt. Er soll also über unser Unglück sich mit mir nicht unterhalten, ich kann schon seine Theilnahme errathen. — Er soll mir über sich selbst und das Erlebte Nachricht geben . . . . . .

Ich schicke Ihnen eine Rose — (eine Jericho-Rose) obschon farblos wie meine jetzige Stimmung — sie bleibt immer Rose, wie Liebe bleibt Liebe — auch in der Trauer . . . . . .

* * *

Liszt wurde durch die Krankheit und den Tod seines italienischen Dieners Achille länger in Weimar festgehalten. Er reiste erst Ende Januar nach Pesth, kam aber schon im April in die Hofgärtnerei zurück. Die Fürstin schrieb mir am 5. Februar 84.:

. . . . Gott sei Dank daß Liszt sich wohl befindet! — Ich glaube, die guten Engel wollten, daß er in Weimar blieb, damit ich viel leide und meine Leiden für ihn opfern kann. So wird vielleicht der „Stanislaus" zu Stande kommen. Wäre er nach Rom gekommen — hätte er sich amüsiert, viel Zeit verloren und wäre aus der Stimmung gekommen. —

Sehen Sie, liebe Adelheid, wie gut es ist sein Leiden zu lieben; seine schrecklichen schlaflosen Nächte dem lieben Gott zu opfern, er hat schon genug, womit er uns beglücken kann . . . . . .

Ich habe gestern an Sie geschrieben, und doch hätte ich heute wieder einen Brief an Sie geschickt, wegen einer Bitte an Sgambati, der sich Ihnen sehr angelegentlich empfiehlt. — Sgambati wurde eingeladen, seine Symphonie in einem der Concerts internationaux in Paris zu dirigiren; von da geht er nach London, wo er immer sehr viel Erfolg hat. Bei dieser Gelegenheit hat ihm der Minister aufgetragen, eine Relation, ossia Memorandum für die Regierung zu schreiben und über die populären, musikalischen Institutionen ein Bild zu geben. Er soll also Deutschland auch bereisen. Er muß dann genau wissen, an welchem Tag das Musikfest in Weymar stattfindet, da er seinen ganzen Reiseplan so arrangiren möchte, um ihm beizuwohnen. — Also ich bitte Sie inständig, liebe Adelheid, schreiben Sie mir sogleich, für welches Datum es fixirt ist?? — — Kommt es bald nach Ostern oder Pfingsten? Sie können leicht begreifen, wie Sgambati es im Voraus zu wissen braucht, um seine Anwesenheit in Paris und London vorher oder später zu bestimmen. — Ich halte auch sehr darauf, weil ich ihm verschiedene Fragen stellen werde und er mir darüber Nachricht geben wird. — Musikalische, technische Fragen, versteht sich . . . . . .

Rome, 14. 2. 84.

Um Sie nicht warten zu lassen, liebe Adelheid, schreibe ich gleich, daß Mattei in Rom, in Wien, in Polen sehr bekannt ist. Man kommt von weit her um sich von ihm curiren zu lassen. Ich kenne Personen, die er ganz hergestellt hat. Ich benutze ihn nicht gerade, weil ich seine Mittel nicht kenne,

Digitized by Google

ich würde aber Niemand abrathen seinem Rath zu folgen. Es giebt schon viele Aerzte, die nach seiner Methode, mit seinen Arzeneien curiren. Die Sache dauert wohl seit zwanzig Jahren schon. Sein Etablissement, ganz nah von Bologna, ist großartig — und wenn er nicht ganz curirt, so hilft er und schadet nicht. Also wenn Sie Jemand in Weymar haben, der Ihnen diese Cur verschaffen kann, nehmen Sie es nur an! — —

Und wenn nicht wegen dem, so hätte ich heute doch geschrieben, um Ihnen, liebe Adelheid, von Herzen zu danken, daß Sie Achille den katholischen Priester vor seinem Tod schickten. Sie wissen wie wichtig es für uns ist. So kann ich hoffen, daß er die letzten Sakramente, wenigstens die letzte Absolution bekommen hat! — — Gott kann natürlich alles ersetzen — aber die heiligen Sakramente setzen ihren Stempel für die Ewigkeit auf die Seele! . . . . . .

Die Fürstin hatte Liszt diesen Diener verschafft, der aus einer ihr bekannten, anständigen Familie in Rom war und ihn bewogen, Liszt ins Ausland zu begleiten, deßhalb ging ihr sein Tod so nahe.

Im März wurde die Oper „Helianthus" von Adalbert von Goldschmidt in Leipzig aufgeführt. Zur ersten Vorstellung am 26. fuhr ich mit Lassen hinüber. Wir fanden Goldschmidt's dort und hörten mit großem Interesse das großartige Werk.

Die Fürstin schrieb mir am 8. 4. 84:
. . . . Von Liszt sind die Nachrichten nicht besonders. Er consultirte einen Okulisten, der ihm versicherte, daß er den Staar nicht zu befürchten hätte! Später ging es besser mit den Augen!

Beim Wechsel des Dieners sind ihm viele von seinen persönlichen Sachen verloren gegangen, — — wenigstens so schreibt man mir. — Wie wird sich der neue zeigen? — Wahrscheinlich Mitte April wird er in Weymar sein, um sein Musikfest vorzubereiten. — Mir geht es viel besser wie im Sommer — damit ist nicht viel gesagt! — Die Fremden aber finden, ich sehe viel gesunder aus als voriges Jahr um diese Zeit. — Mir scheint es auch, daß ich etwas von der Krankenbläße verloren habe. Ich habe sehr gelitten durch die lange Krankheit und den schönen Tod einer Person die ich sehr liebte und die Sie, glaube ich, nicht kannten, Madame Kolban — . . . . . .

Liszt kam Mitte April zurück.

Hier folgt wieder eine Aufzeichnung von ihm für einen Brief an die Fürstin, den ich in seinem Auftrag schreiben sollte:

Note pour la lettre d'Adelheid à la Princesse Wittgenstein.

Hier, Dimanche, 4. Mai, Matinée Liszt, (Piano Solo) de Friedheim, à Leipzig, ci-joint le programme. Friedheim a remarquablement bien joué.

Jeudi 9me ou 10me représentation à Leipzig du drame musical, très grandiose, de Goldschmidt „Heliantus" — j'y assisterai.

Je vous prie, chère amie, d'ajouter ce que bon vous semblera.

Si vous voulez me faire le plaisir de venir voisiner — vous trouverez toute cette après midi votre très

affectionné F. L.

Mardi.

Digitized by Google

Ein anderes Billet Liszt's lautet:

Helianthus wird wohl bis 10 Uhr dauern. Mit dem halb 3 Uhr Zug gehe ich nach Leipzig; werde dort übernachten und morgen Freitag 1 Uhr hier wieder zurück sein. Vom Bahnhof fahre ich direkt zu unsern Freunden, Feodor und Rosa von Milde.

Bis 3 1/4 Uhr verweilt heute, schreibunselig, aber doch fortschreibend, in der Hofgärtnerei. Herzlich ergebenst

Donnerstag früh. F. Liszt.

Fürstin Wittgenstein an Adelheid von Schorn.

Rome, 28. 4. 84.

Tausend Dank, liebe Adelheid, für die rasche Nachricht. Sagen Sie Liszt, er soll mir aus L. einige Worte auf seine Karte von Friedheim schreiben lassen, um seine Augen zu schonen. Warum nach Dresden? An Sgambati braucht er nicht zu schreiben — er ist in Paris und London und wenn es ihm möglich ist, kommt er nach Weymar zum 25. Da Sie mir diesen Tag angegeben haben . . . . .

Ich werde Ihnen von Herzen danken für kleine Blätter, wie Bulletins, die mir oft sagen, was geschieht und wie — besonders ob etwas vom heil. Stanislaus gegeben wird — und wie es ausfällt. Auch über Berlioz's „Tedeum" und Raff's „Jüngstes Gericht". Die „Graner Messe" bietet mir nichts Neues . . . . .

Rome, 8. 5. 84.

Ich bekomme in diesem Augenblick Ihren Brief, liebe Adelheid, und will Ihnen sogleich dafür danken. Sgambati weiß schon vom 23. — ich habe ihm den Brief von Liszt nach Paris geschickt. Sehen Sie, wie man von ihm spricht in den französischen Zeitungen, die ich an Sie schicke. Succès complet — enlevé! — Faites lire les articles à Liszt et dites lui que tout mon coeur est avec lui, avec sa Sainte et son Saint.*) . . . . . .

Dank für alle Details. — Sie wissen, daß ich mich für Goldschmidt interessiere — also sprechen Sie mir von seinem „Helianthus" und schicken Sie mir Recensionen. Ich freue mich, daß Liszt in guter Stimmung ist . . . . .

Je vous recommande Monsieur Sauer, qui va de Rome á Weymar. Pianiste distingué et très aimable individu. Ich hoffe, er wird Ihnen passen. — Er ist mir entschlüpft, als ich ihm noch einen Brief an Sie geben wollte . . . . . .

Rome, 18. 5. 84.

Da haben Sie ein Bild, das Ihnen, liebe Adelheid, den jungen, brillanten Virtuosen**) aus der Rubinsteinschule vorstellt. Sie werden daraus sehen, wie man in Rom seine Leistungen außerordentlich gefunden hat — Lorbeeren genügen nicht — „Greenaugh" hat noch Donner und Blitz darauf beschworen. — . . .

Am 20. Mai 1884 schrieb Liszt:

Note pour la lettre d'Adelheid à Rome:

Agréable sejour de la Princesse Hohenlohe à Weimar. Invita-

*) Bei dem Mahle wurde am 1. Tag die „heil. Elisabeth" auf der Bühne gegeben und in einem Theater Konzert zwei Stücke aus dem „heil. Stanislaus", aufgeführt.

**) Sauer, es ist die Vorderseite eines Medaillons von Greenaugh, das mit Lorbeer eingerahmt ist, eine darunter angebrachte Leier ist von Blitzen umzuckt.

Digitized by Google

tion à Ettersburg; excursion à la Wartburg et à Jena; à la soirée d'hier (Hofgärtnerei) fort peu de musique, et moins encore de mangeaille.

Indiquer Madame Jaëll, très grande pianiste et ambitieux compositeur; en plus, le vigoureux jeune pianiste hollandais, van den Sandt, — qui a joué superbement l'étude de „Mazeppa“ — et Weingartner, l'auteur de „Sakuntala.“

Der junge Komponist Weingartner hielt sich in diesem Frühjahr in Weimar auf, um bei Liszt zu arbeiten und sein Erstlingswerk, die Oper „Sakuntala“ aufzuführen. Er hatte auch den Text selbst verfaßt. Liszt interessierte sich sehr für das Werk und liebte den talentvollen Künstler. Er prophezeite ihm eine große Zukunft und Weingartner hat den Erwartungen seines Meisters entsprochen.

Von den vielen Musikern, die ich bei Liszt kennen lernte, muß ich noch einige nennen, deren Anwesenheit ich, der Zeit nach, nicht mehr bestimmen kann. Zwei Geiger — Wilhelmi, der mehrmals da war und sein zauberhaftes Spiel in der Hofgärtnerei erklingen ließ — und Auer aus Petersburg, den ich mich nur einmal erinnere bei Liszt gesehen und gehört zu haben. Joachim, der Geigerkönig, hatte sich Jahrelang von Liszt zurückgezogen, aber in der letzten Zeit vor Liszt's Tode ist er noch einmal bei ihm gewesen — und Liszt sprach mir beglückt und bewegt darüber.

Die Fürstin schrieb am 28. 5. 84.:

Liebe Adelheid! Sgambati ist rasch von Paris zurückgekommen, wegen einer gefährlichen Krankheit seiner Mutter und Schwiegermutter — ohne nach London, noch nach Weymar zu gehen. Jetzt ist er hier und was ich ihm über Raff's Oratorio erzählte, hat ihn sehr interessiert. Er bittet sehr, womöglich die Klavier-Partitur mit Gesang zu bekommen. — Haben Sie die Güte, Liebste, sie mir sogleich, von da wo sie erschienen ist, schicken zu lassen. Vielleicht ist Breitkopf und Härtel der Verleger, ich hätte an ihn geschrieben, hätte nicht Sgambati gewünscht, daß Liszt weiß, warum er nicht seiner Einladung folgen konnte . . . . . .

Ich bekam von Liszt das Programm-Buch und habe sofort aufgesucht, was mich sehr neugierig machte — den Text vom Raff'schen Oratorio — Welt-Ende! Warum nicht Jüngstes Gericht? Wie Michel Angelo und viele Andere! — Die Sache war schwer zu arrangieren und es hat mich sehr angenehm berührt zu sehen, wie schön es ausgefallen ist. — Die Wahl der biblischen Texte ist sehr glücklich und das Ganze sehr musikalisch und harmonisch zusammen gesetzt. Ich freue mich zu hören, daß die Musik dem wohlgelungenen Libretto entspricht und ich hoffe, noch viel darüber zu erfahren. Bitte, liebe Adelheid, mir ausführlich darüber zu schreiben. — Sollte Frau Raff noch in Weymar sein, sagen Sie ihr, wie sehr ich an diesem Werk Theil genommen, und sollte sie nicht mehr da sein, lassen Sie es sie wissen. — Ich hoffe, dieses Oratorio wird ganz populär werden und ich denke mir, daß das schöne „Dornröschen“ auch einmal aus seinem zweiten Schlaf erwachen wird. Es ist mir so lieb in der Erinnerung geblieben. — Womöglich werden wir in Rom das „Welt-Ende“ veranstalten. Wie geht es mit Frau Raff? Ich möchte sie sehr grüßen und sie wissen lassen, daß ich immer ihr Leben und die Thätigkeit ihres Mannes mit dem größten Interesse verfolgt habe. . . . . Der Text zu dem „Welt-Ende“ gefällt mir um so mehr, da die musikalische Anordnung nicht nach der Form, nur nach dem Sujet sich richtet. — . . . . . .

Digitized by Google

Rome, 18. 6. 84.

. . . . . Ich danke Gott, daß Liszt Alles so gut überstanden hat — wenn die Gesundheit nur so weiter dauert! Arbeitet er wieder am St. Stanislaus? Da das, was man jetzt gehört hat, zwei Stücke sind, dessen erstes — (die religiöse Hymne) in Rom 64—65 bearbeitet und orchestrirt wurde — das zweite (der Nationalgesang — tempo masurka) in Eilsen im Jahr 50! — — orchestrirt und fertig gemacht wurde, so ist das also nichts Neues. Wie steht es aber mit dem Neuen? — . . . . . .

Diese Frage der Fürstin habe ich mir auch oft vorgelegt. Daß Liszt am heil. Stanislaus gearbeitet hat, weiß ich gewiß. Nach seinem Tode hat der Verleger Kahnt in Leipzig Ansprüche an das erhoben, was vom heil. Stanislaus vorhanden war, weil er Liszt einen Vorschuß darauf gegeben hatte. Wenn etwas Fertiges dabei gewesen wäre, hätte er es gewiß zu verwerthen gesucht — es war aber nichts zu gebrauchen. Sollte Liszt nur solche Anfänge hinterlassen haben? Gar nichts von Notizen, die ausgearbeitet hätten werden können? — Es hatte eine solche Korruption in seiner Umgebung um sich gegriffen, daß nicht nur bei einem Dienerwechsel (wie die Fürstin oben schreibt,) ihm Sachen wegkamen, sondern daß auch sonst die Dinge um ihn herum spurlos verschwanden, ohne daß Jemand hätte beweisen können, wer sie mitgenommen hatte. Unter dem Vorwand, ein Andenken an den Meister haben zu wollen, fing es mit Kleinigkeiten, Bleistiften an, dann kamen seine Handschuhe und seidenen Taschentücher dran, u. s. w. — Liszt war eine sehr bedürfnißlose Natur, aus unnützen Sachen machte er sich nichts; Geschenke, die er bekam, lagen unbenutzt herum, er gab sie leicht wieder weg, wenn er sah, daß Jemand Freude daran hatte. So mag es angefangen haben, daß man sich seine Sachen unter seinen Augen aneignete. Mit den Manuskripten war es ein ander Ding, nur was er in den Papierkorb warf, war vogelfrei, aber vielleicht ist unversehens Manches dahin gewandert, was nicht dahin gehörte.

Seine vielen Umzüge erleichterten das, er hatte seine Sachen an drei Orten, man merkte nicht, ob etwas nur zurückgelassen oder verschwunden war — bei der Wiederkehr war es vergessen. Vielleicht kommt mit der Zeit noch etwas zum Vorschein.

Am 19. September erhielt ich in Baden-Baden folgenden Brief der Fürstin:

. . . . . Ich bin jetzt ziemlich traurig gestimmt, wegen Vieler — jung und alt — die unerwartet aus dieser Welt in eine bessere weggerafft wurden. Mir ist es immer so lieb, wenn der Tod langsam kommt und uns leise bei der Hand nimmt um uns sanft heimzuführen, bei vollstem Bewußtsein. Jetzt starb hier eine wahre Heilige — die Schwester von Frau Lindemann — die Baronin Wechmar, deren Mann Minister in Meiningen war, wo sie am Hof sehr beliebt war: Sie war katholisch geworden seit zwei Jahren. Die Brustkrankheit schien sich etwas zu bessern, sie war diesen Sommer sehr gesund, kaum aber war der Herbst gekommen, so fing sie an herunter zu kommen. Sie starb wirklich wie ein Engel — nicht nur resignirt, aber freudig.

. . . . . Ich war ihre Pathin bei der Firmung und von der Zeit an sah ich sie wenig, da ich garnicht und sie immer weniger, ausgehen konnte. — Gott gab mir den Trost, ihren Bruder und die Schwägerin rechtzeitig kommen zu sehen, da sie selbst gar nicht an die Gefahr glaubte. Sie starb zwischen Beiden und ihre letzten Worte waren: „Werdet katholisch, man stirbt so glücklich!" Sie wurde von Allen die sie umgaben, wie eine Engelseele, die zu ihrer Heimath zurückkehrt, angesehen, so sanft und verklärt war sie in ihrem Leiden! —

Digitized by Google

. . . . . „La prière est la respiration de l'âme," disait Fénélon — — wir müssen oft im Gebet die himmlische Luft einathmen, um nicht an dem Stickstoff zu ersticken. — . . . . . .

Liszt kommt im Dezember. Man schreibt aus Wien und Pesth ziemlich gut über seine Gesundheit . . . . . .

Rome, 30. 11. 84.

. . . . . Sie haben mit Liebe an meinen Namenstag gedacht — herzlichen Dank! — Dies Jahr ist das III. Centenario des großen Mannes.

Der Heilige*) hat seine Städte, Rom und Mailand, beschützt, wie zur Zeit wo er der erste war, der sich auf der Straße, zwischen den an der Pest sterbenden, aus den Häusern herausgeworfenen Kranken, bewegte und ihnen die letzten Sakramente ertheilte! —

Neapel wurde jetzt fürchterlich mitgenommen.**) Es waren Tage wo es 2500 Todte gab. Man hat es in den Zeitungen nicht gesagt, um die Fremden nicht zu erschrecken . . . . . .

Liszt war September und Oktober in Weimar, fuhr nach Eisenach und Leipzig zu Konzerten und wurde von der Anstrengung wieder krank. Ende Oktober reiste er nach Pesth, wo bald große Kälte eintrat, die ihm sehr schadete. Anfang Dezember kam er in Rom an. Die Fürstin schrieb mir bald darauf:

. . . . . Als Liszt kam war ich tief erschrocken — es schien als ob er die Woche nicht überleben könnte, so angeschwollen und entstellt war er — seit den 20 Gr. Kälte in Pesth nach der Weimarer Krankheit. Das milde Klima Italiens hat ihn rasch hergestellt. Jetzt ist er in einem ziemlich normalen Zustand, au physique et au moral. — Er läßt Sie grüßen und wir schicken Ihnen Beide unsere herzlichen Neujahrswünsche. Wenn er wieder nach Weymar kommt, werden Sie ihn auf dem Bahnhof erwarten, ihm die Altenburg zeigen und die alte Freundschaft lange Jahre fortsetzen . . . . . .

Februar und März 1885 brachte Liszt in Peth zu. Ende Januar, gleich nach seiner Abreise von Rom, schrieb mir die Fürstin:

. . . . . Sie wissen wie wenig Zeit ich im Winter habe — und diesesmal hatte ich Liszt! Als er ankam, war er physisch und moralisch so erstarrt, müde und traurig anzusehen, daß ich zwei Tage nur im Stillen weinen konnte. Nach und nach hat das Klima so günstig auf ihn gewirkt, daß seine geistige Liebenswürdigkeit ganz zurück gekommen ist. Ich sah nur, wie sehr sein Geist von seiner Gesundheit abhängt. Er ißt sehr wenig — kann aber nicht länger wie vier Stunden ohne Nahrung bleiben — muß um $9^1/_2$ ein Déjeuner à la fourchette haben, da er früh um 4 Uhr wach ist. Wo nicht, so ist er in einem sehr traurigen Zustand und kann nichts mehr schlucken; — in der Nacht nicht mehr schlafen. Dabei könnte er noch leben wenn er sich schonte! — Wenn die Menschen sich über ihn erbarmen und ihn nicht immer wie einen jungen Mann behandeln wollten: hier und dort einladen — zu jeder Stunde und in jedem Stockwerk. — Wir haben sehr freundschaftlich von Ihnen gesprochen. Holen Sie ihn auf dem Bahnhof ab wenn es geht. Wo nicht, besuchen Sie ihn sogleich und nehmen Sie wieder Ihre gewohnte Rolle d'ange gardien im Hause ein. Um seiner Gesundheit wegen beschwöre ich Sie! Sein Leben hängt an einem Faden. Man sieht es nicht und doch kann der Faden schnell reißen. Glücklicherweise ist seine Constitution eine sehr starke, sonst wäre er schon längst nicht mehr unter der Sonne. . . . . .

---

*) St. Carlo Borromeo, ihr Schutzpatron.

**) Durch die Cholera.

Digitized by Google

Rome, 18. 4. 85.

. . . . . Il est un mot de votre lettre qui a excité ma plus véritable sympathie pour vos souffrances, ma chère Adelheid. — C'est quand vous dites: „Naturgemäß wird man nach und nach nervös, wenn man sich auch noch so sehr dagegen stemmt." — Voilà ce que j'ai si cruellement senti depuis dix ans et de quoi les bien portans n'ont jamais pitié. Es geht mir aber viel besser in dieser Hinsicht — so wird es auch einmal Ihnen besser gehen. — Merci de m'avoir parlé du testament de Goethe. Il est assez bien fait. — Was wird die Großherzogin mit dem Archiv einmal thun? . . . . . .

Rome, 28. 4. 85.

(Auf dem Briefbogen ist eine kleine Memnon-Säule.) Dieses ist die Memnon-Bildsäule, welche den Sonnenaufgang mit Gesang begrüßte. — Ach könnte so etwas unter den Menschen geschehen und beim Sonnenaufgang eines schönen Frühlingstages der heilige Stanislaus ertönen! . . . . . Liszt's häufiges Einschlafen ist recht traurig. Er könnte sich's ersparen, wenn er sich in der Nacht und den Morgenstunden mehr Schlaf gönnen wollte. Sein Sie so gut und erinnern Sie Pauline und Michele, daß Liszt um $9^1/_2$ nicht nur Eier bekommen muß, aber auch Fleisch, warmes Gemüse, oder etwas Mehlspeise, wie Grütze, Reis ꝛc. nur schmackhaft bereitet.

. . . . . quand il a faim, son estomac et sa gorge se serrent comme une bourse, — l'irritabilité nerveuse le saisit, il se met à trembler, ne dort plus la nuit et ses 24 heures sont troublées. . . . .

Rome, 8. 5. 85.

Chère Adelheid! Cela intéressera peut-être Liszt de lire ces quelques pages — et cela vous intéressera peut-être aussi, puisque le „Parsifal" est encore tout vivant en vos souvenirs et vos émotions. Je vous envoie donc ces pages, à vous, parceque je sais combien vous êtes loyale et incapable d'une indiscrétion qui me serait pénible; je suis donc sûre que vous ne les ferez pas arriver à la connaissance de la famille à Bayreuth. — Man lebt dort in einer so fantastischen Welt, daß man meinen Standpunkt gar nicht verstehen würde. . . . . .

Gardez donc ces pages chez vous et ne les donnez pas à Liszt. Il n'a pas besoin de les emporter, car il comprend mieux les choses sérieuses, quand il les écoute que quand il les lit lui-même. Il en parle avec le lecteur et cela l'aide à concevoir la pensée d'un auteur. Secondement ses yeux ne lui permettraient plus de lire un aussi petit caractère. Dites que je vous ai envoyé ces pages à v o u s — et que c'est v o u s qui croyez que cela l'intéressera de les entendre. Qu'il vienne vous voir pour cela. C'est l'affaire de dix minutes, quand on est seul et tranquille. — Vous me direz aussi votre sentiment ma chère, il m'intéressera beaucoup de savoir si ce point de vue de la chose vous choque ou vous persuade? Dites-le moi tout ouvertement, car je crois plutôt au premier cas qu'au second. — . . . . . .

Rome, 28. 5. 85.

Liebe Adelheid — Tausend herzlichen Dank für ihre rasche und aufrichtige Antwort. Liszt's Müdigkeit macht mich immer sehr traurig. Ich fühle mich so stark und so frisch, trotz meines krankhaften Zustandes. Ich habe schon

Digitized by Google

Zeitungen gelesen über seine Anwesenheit in Sondershausen. Wahrscheinlich geht er — mit irgend einem Umweg — von Karlsruhe nach Antwerpen, und dann? — Kommt er nach Weymar zurück? . . . . . Was hat Liszt über die Blätter gesagt? Wahrscheinlich daß ich von meinem römischen Standpunkt aus spreche! Es ist doch nicht so — wer diese Zeilen mit Aufmerksamkeit liest und mit etwas höherer Auffassung, wird doch sehen, daß sie nicht auf rein katholischem Boden fußen; auch nicht auf rein christlichem; nur auf dem Boden irgend eines Glaubens, eines wahren, lebendigen Glaubens. — Ich wollte eben von dem literarischen Parsifal abstrahieren, um von der Musik zu sprechen und ihr das höchste Lob zu geben, welches eine gläubige Seele geben kann, als ich sagte, man könnte sie in jedem Tempel, in jeder Kirche beim göttlichen Dienst aufführen. — Ich möchte doch hören was man mehr sagen kann um die Weihe einer Musik hoch zu preisen und hoch zu stellen? — daß ich von der Vorstellung absehen mußte ist ja natürlich, nicht nur für uns Katholiken, aber für alle Protestanten die sich Christen nennen, für alle Menschen die noch Christen sein wollen. Ich kenne den wahren und alten protestantischen Standpunkt so gut wie den unsrigen. Ich weiß ganz genau, was jeder von den Reformations-Männern in der heil. Kommunion sah! Seit alle Sekten in die evangelische Kirche hineingebracht wurden, haben sich die Differenzen verwischt. — Auf die Weise, daß die welche mehr glaubten, mit denen welche weniger glaubten, zu gar keinem Glauben gekommen sind. Wer aber glaubt, weiß sehr gut, daß wenn auch Luther die Wandlung nicht in unserm Sinne annahm (es ist nur ein subtiler theologischer Unterschied,) so glaubte er doch an die présence réelle — Christus' Anwesenheit in der Kommunion — in Brod und Wein. — Wenn Calvin und Zwingli — und viele Andere dieses abschüttelten, um das mystische Wesen aus dem Gotteshaus zu verbannen, so haben sie doch die Kommunion als höchste religiöse Handlung — welche die Geschöpfe dem Schöpfer nähert — angenommen. — Was ist nun der Zweck jeder Religion? Der wahren oder falschen? Ist es nicht, den Menschen durch gewisse religiöse Akte, die ihn zum Gebet stimmen, seinem Gott näher zu bringen? — Lesen Sie die Geschichte aller heidnischen Völker — Aegypter, Griechen, Inder, Germanen — Sie werden nie ein Volk finden, das erlaubt hätte, die wahren Handlungen seiner Religion — die Opfer an die Götter — oder andere Riten, in einer Fiktion auf der Bühne vorzustellen! — Das hat nie auf Erden existiert — weil es nie vorkommen kann, ohne die heilige Handlung zu entweihen. Das Eine ist für die Anwesenden eine Wirklichkeit, das Andere nur ein Spiel der Fantasie, das nie einen wahren Sinn wiedergeben kann. — Sehen Sie also: bei der Parsifals-Kommunion soll Mitleid die Liebe ersetzen — sie ist also eine rein Menschliche, eine Gott-lose Handlung. — Von Gott ist keine Spur im Parsifal. Alle Sakramente — Taufe, Beichte, ꝛc. sind also keine Gnaden vom Himmel, keine Gottesgaben, sie sind eine reine Parodie des Glaubens! — — Wie könnte eine gläubige, christliche Seele von einer solchen Fabel, einem solchen Text sich nicht abwenden? Will man der Musik gerecht werden, so muß man das thun. Daß Niemand in Ihrem Kreis auf solche Gespräche kam, ist ganz natürlich. Man ließ alle die Fanatiker ruhig mitlaufen. Sie kannten doch nicht Alle, die in Bayreuth waren und konnten ihre Empfindungen nicht beurtheilen, da diese Verletzten wohl wußten, daß es nicht der richtige Augenblick war, sie auszusprechen. — Von den Musikern will ich gar nicht reden. Leider Gottes verstehen sie kein Wort von ihrer Religion — Viele sind ja Juden — sie wissen kaum, ob sie eine haben und denken eher, daß es eine gar unnöthige Plauderei ist. Dieser Schwindel wird vorüber gehen, wie er in andern Ländern,

Digitized by Google

in andern Zeiten, unter andern Verhältnissen, vorüberging. Gott bleibt der Herr seiner Menschheit und erlaubt Unsinn und Sünde nur bis zu einem gewissen Punkt. Dann kommen Männer und Vorfälle, die gewaltig von ihm reden — Ungläubige sterben ab und es entstehen neue gläubige Generationen, welche altes Unkraut wegschaffen und die himmlische Wahrheit in einem neuen Licht erglänzen lassen! — Gehören wir zu Denen, die Gott immer treu geblieben und singen wir — mit dem hebräischen Propheten: „Unser Gott ist eine feste Burg!" — Es wäre mir lieb, wenn Sie mich richtig verstehen, wenn Sie beim Nachdenken einsehen würden, wie sehr ich mit einem festen christlichen Glauben gesucht habe, das Gedachte von dem Empfundenen zu unterscheiden; und da ich das erste unmöglich annehmen konnte, dem letzten gerecht zu sein suchte! — Ich kenne so gut den protestantischen Standpunkt! Ich habe wahre protestantische Heilige gekannt, welche in der Kommunion so eine Vereinigung mit Gott fanden wie wir. Was wir Communion spirituelle nennen. Wenn man auf dem wahren orthoxen, protestantischen Standpunkt steht, so muß man die Kommunion als das Heiligste in der Religion annehmen und es auf der Bühne nicht sehen wollen. — . . . . . .

P.S. In dem Augenblick bekomme ich einen Brief von einem Protestanten, aber so einem Protestanten, daß er — noch viel weniger wie Sie — weiß was Katholicismus ist. Er schreibt mir, daß er den Parsifal dreimal hörte und sehr von dem Kunstwerk ergriffen war. „Er spricht von der Musik, weil er sich auf die Inscenierung wenig versteht und hatte übrigens die Kommunionsscene immer mit geschlossenen Augen angehört." Natürlich damit kein Nebeneindruck und keine Verstimmung seinen rein musikalischen Genuß störe. Den Brief behalte ich natürlich! — Sie sehen also, man braucht gar nicht katholisch zu sein; ein glaubender Protestant kann auch finden, daß das Volk von Athen recht hatte, als es den großen Dichter Äschylus vor Gericht anklagte, weil er religiöse Vorwürfe auf der Bühne angedeutet hatte. Nur angedeutet! und so dunkel, daß wir wissen welches Stück gemeint ist und können die Anspielung doch nicht heraus finden. Was wäre es gewesen, wenn er gewagt hätte, die heiligste aller heiligen Handlungen auf die Bretter zu versetzen! . . . . . .

Ich habe diese Blätter, in denen die Fürstin über „Parsifal" schreibt, Liszt vorgelesen. Trotz seinem treuen Katholicismus konnte er nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen, dazu war er zu sehr Künstler. Daß mir das Alles vollständig fremd blieb und meiner Liebe und Bewunderung für den Parsifal — Dichtung und Musik — keinen Eintrag that, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Liszt reiste im Mai nach Antwerpen, dann nach Karlsruhe zum Musikfest des „allgemeinen deutschen Musikvereins." Mit Zittern sah man den alternden Meister sich auf diese anstrengenden Reisen begeben, aber es war als wenn ihn Unruhe dazu trieb, er folgte jedem Ruf, jeder Einladung, wenn es ihn auch noch so sehr ermüdete.

Ich reiste diesen Sommer wieder nach Belgien, um die Bäder in Blankenberghe zu brauchen. Ich fand meinen Freund Lassen schon dort vor, aber in einem beängstigenden Zustand: seine Hände waren gefühllos, er hatte einen Bluterguß im Gehirn gehabt. Ich begleitete ihn nach Brüssel, wo er eine Kur bei einem befreundeten Arzt anfing — ich wohnte bei Tardieu's in Boisfort und besuchte ihn täglich. In den ersten Tagen des Oktober reisten wir zusammen nach Wilhelmshöhe bei Cassel zu Dr. Wiederholt, denn nur eine längere Elektrisierkur konnte vielleicht Lassen wieder zur Gesundheit verhelfen. Seine Freunde in Brüssel ließen ihn beruhigt abreisen, weil ich mich bereit erklärte, ihn zu pflegen, ihn nicht zu verlassen, so lange er krank sei. Ich

Digitized by Google

erinnerte mich meines Versprechens, das ich seiner Mutter gegeben und unserer langjährigen Freundschaft, die für mein Gefühl dieselben Pflichten auferlegt wie Verwandtschaft, ja es liegt fast eine noch größere Verpflichtung vor, weil Freundschaft ein selbstauferlegtes Band ist, seine Verwandten hat man sich nicht ausgesucht. — Einige Tage vor Weihnachten konnte Dr. Wiederholt Lassen als geheilt entlassen und wir reisten nach Weimar, wo die Freunde und Verehrer ihn mit Jubel empfingen. — Von unserm Aufenthalt in Wilhelmshöhe habe ich nur zwei Ereignisse zu erwähnen: den Besuch von Liszt und ein Bülow-Konzert. Liszt reiste nach München und nach Rom und hatte seinen Weg über Cassel genommen, um Lassen zu sehen. Der Meister war in einem traurigen Zustand. Er war erkältet und zitterte beständig, daß er kaum stehen und sprechen konnte. Dr. Wiederholt beschwor ihn, da zu bleiben und sich auszuruhen, aber er war nicht dazu zu bewegen. Wir sahen ihn traurigen Herzens abreisen — er fuhr die Nacht durch weil er versprochen hatte am nächsten Abend der Oper „Cid" von Peter Cornelius beizuwohnen, die Kapellmeister Levi bearbeitet und einstudiert hatte. Er setzte immer durch, was er sich vorgenommen und frug nicht nach Kräften und Befinden. Er hat den „Cid" gehört, aber hat im Theater mehr geschlafen als gewacht, so schrieb man mir aus München. Der Fürstin hatte ich von seinem Besuch berichtet, Ende Oktober schrieb sie mir:

. . . . . Ich habe Ihnen für Ihren Brief aus Wilhelmshöhe noch nicht gedankt, der mir einen ordentlichen Schrecken gab. Ich telegraphierte sogleich nach München und wurde beruhigt. Kurz nachher kam Liszt hier an und Gott sei Dank, ich finde ihn viel besser als im vorigen Winter. Möge es nur so weiter gehen. — Bitte Lassen zu sagen, wie sehr es mir leid thut, daß er von einer so peinvollen Krankheit befallen ist. Viele Grüße und Wünsche zur vollständigen Genesung . . . . .

Mitte Mai kam Liszt nach Weimar, um sich in der Hofgärtnerei auszuruhen, ehe er sich wieder auf Reisen begab. Er war müde und matt und konnte mit den entzündeten Augen kaum noch lesen und schreiben. Joukowsky war oft bei ihm, er verstand es ihn in bessere Stimmung zu versetzen. Wenn ich zu Liszt kam, sprach er fast nur von ihm und erzählte mir mit einem gewissen Stolz, daß er ihn so viel besuche. Die Fürstin schrieb mir am 20. Mai 86:

Tausend Dank, liebe Adelheid, für das beruhigende Telegramm! Ganz beruhigt bin ich noch nicht — car les maladies qui suivent une surexcitation de forces morales et matérielles, ne se développent pas immédiatement. Ayez donc la charité de me donner des nouvelles de mon pauvre grand homme, qui n'en serait pas venu à s'endormir à table pour une ½ h. chez ses hôtes, même à son âge, s'il s'était plus ménagé. — Jetzt soll Sondershausen kommen — und dann Bayreuth! Il y aurait de quoi tuer un taureau! — Und Sie wissen schon, wie die Krankheiten bei ihm heftig sind. — Je crains tant l'eau — car elle vient et peut monter au coeur avant qu'on y pense. — On disait qu'il était attendu à Weymar pour un concert de cour? . . . . . Est il vrai que Cosima soit arrivée à Weymar? Wozu? En un mot — veuillez me dire tout ce qu'il ne peut plus m'écrire! Comment vont ses yeux? Demandez-lui s'il a quelquechose à me faire dire par vous? — . . . .

In den ersten Tagen des Juni war das Musikfest in Sondershausen, ich fuhr mit Herr und Frau von Unruhe, Joukowsky und Lassen hin. Es wären schöne Tage für uns gewesen, wenn Liszt's trauriger Zustand nicht auf unsre Stimmung gedrückt hätte. — Ich lernte Walther Damrosch kennen, den Sohn unsres alten Freundes — der später in New-York Kapellmeister der

Digitized by Google

deutschen Oper wurde — und gewann den sympathischen jungen Mann herzlich lieb. — Der Fürstin hatte ich von Sondershausen aus Nachricht gegeben, sie antwortete mir am 6. Juni:

. . . . . Ich danke Ihnen von Herzen für die Zeilen von Sondershausen. Ich danke auch Joukowsky für **son bon souvenir**. . . . . Ah — si d'avoir entendu le Christ de Liszt faisait connaître le Christ, fils de Dieu! — Mes inquiétudes pour Liszt dureront naturellement jusqu'à l'automne avancé — car ce n'est pas de suite qu'une forte constitution se ressent de l'abus qu'on a fait de ses forces. . . . . Les photographies de Paris montrent son âme et son génie voilés par l'âge. — . . . . . .

Rome, 28. 6. 86.

. . . . Ich danke Ihnen sehr für die Beruhigung Ihres Telegramms — und für den Brief —! daß Liszt soll **toutafait bien** sein, ist mir nur dadurch begreiflich, daß wir im Sommer sind und das schöne Wetter alle Krankheiten mildert. — Wo geht er endlich hin? Marienbad wäre nach meiner Ansicht viel besser und der Arzt hatte diesen Ort bezeichnet. Wenn er von Bayreuth zurück ist, bitte liebe Adelheid, schreiben Sie mir gleich, was Sie von ihm hören, hauptsächlich über den Eindruck welchen die königliche Tragödie von München in Bayreuth hervor brachte? Wird Alles auf den alten Gleisen weiter gehen? Es ist vom höchsten Interesse für mich. Glaubt man daß der König so wahnsinnig war um sich ins Wasser zu werfen, oder daß er vielleicht an Flucht dachte, was der ehrliche Arzt auch nicht erlauben konnte? Die ganze Katastrophe hat mich so bewegt! Schreiben Sie mir ausführlich darüber . . . .

Ich erfuhr diese schreckliche Königs-Tragödie durch das Extrablatt unserer Zeitung, das ich auf der Straße einem Jungen abnahm. Ich ging damit zu Joukowsky in sein Atelier und dort ließen wir unserm tiefen Schmerz über den entsetzlichen Untergang zweier herrlichen Menschen freien Lauf. Für Jedermann der mit Bayreuth und Wahnfried zusammenhing, war König Ludwig eine Art von Heiligem, denn er hatte Wagner vom Untergang gerettet. Gudden kannte ich selbst so gut und wußte wie er nur für das Wohl seiner Kranken gelebt, daß mir sein Tod noch näher ging.

* * *

Liszt blieb den Juni über in Weimar und reiste zur Hochzeit seiner Enkelin Daniela von Bülow — mit Dr. Henry Thode — nach Bayreuth; dann nach Schloß Colpach in Luxemburg zu seinen Freunden Munkasey. Von da kam er zu den Festspielen — „Tristan" und „Parsifal" — nach Bayreuth zurück, schon sehr krank an einem schrecklichen Husten, den er sich auf der Reise zugezogen hatte. Während der Nachtfahrt hatte ein Coupéfenster offen gestanden, aus Rücksicht auf die Mitreisenden hatte er es nicht schließen lassen. Seit Jahren hatte die Fürstin ihn vor den Reisen bei Nacht gewarnt. Zu guterletzt behielt sie recht. Wer auf dieser letzten Fahrt bei ihm war, weiß ich nicht. Einige Schüler, die im Winter in Rom bei ihm waren, habe ich nicht kennen gelernt, nur Bernhard Stavenhagen ist mir aus dieser letzten Zeit erinnerlich. Von den weiblichen Wesen aus seiner Umgebung ist Niemand als hervorragende Künstlerin zu nennen.

Liszt wohnte in Bayreuth im Haus des Oberforstmeisters Fröhlich, dicht neben Wahnfried. Er hatte das Parterre inne, Joukowsky einige Zimmer in

Digitized by Google

der zweiten Etage. Als ich ankam und Liszt sah, war ich entsetzt über die Veränderung. Er bekam Morphium gegen den schrecklichen Husten und war immer halb betäubt, die Augen thränten und der Körper war aufgeschwollener denn je. Er besuchte doch noch eine Vorstellung des „Parsifal" und eine des „Tristan" — aber mehr schlafend als wachend saß er in der Wagner'schen Loge. — Ich ging oft ins Haus, zu ihm und zu Joukowsky, um zu wissen, wie es ihm ging. Eines Vormittags traten wir Beide in sein Wohnzimmer, er saß auf dem Sopha, die Karten in der Hand, um ihn herum einige Schüler, die mit ihm Whist spielten, neben ihm Fräulein Sophie Menter, seine ehemalige Schülerin, die ich hier zum ersten Male sah. Er hustete, schlief einen Moment ein und spielte wieder — wußte kaum wer da war und konnte sich fast nicht aufrecht halten. Tief betrübt gingen wir Beide wieder fort, denn man konnte nichts für den armen, geliebten Meister thun. Das war mein letztes Zusammensein mit ihm, am andern Morgen lag er an Lungenentzündung zu Bett. Ich ging zu Frau Daniela Thode und erbot mich, die Pflege von Liszt zu übernehmen, fügte aber gleich hinzu, ich würde mich zurückziehen, sobald Frau Wagner, — die sich in dem Jahr noch vor Niemand sehen ließ — den Platz am Krankenbett einnehmen wolle. Denn daß sie und ihre Töchter nicht Zeit genug finden würden, neben den Festspielen und der Repräsentation, noch die ganze Pflege allein zu besorgen, erschien mir selbstverständlich. Frau Thode und Fräulein Eva Wagner nahmen mein Anerbieten mit Freude auf und letztere ging ins Krankenzimmer, um ihrer Mutter davon zu sagen. Nach einigen Minuten kam sie wieder und richtete mir den Dank ihrer Mutter aus, aber „sie wolle die Pflege ihres Vaters allein mit ihren Töchtern übernehmen." — Der Diener sagte mir, daß er strengen Befehl habe, Niemand hinein zu lassen.

Meines Bleibens war danach nicht mehr in Bayreuth. Meinen alten väterlichen Freund, den ich so oft gepflegt, so krank zu wissen und nicht zu ihm gelassen zu werden, das war zu viel für mich. Später habe ich meine rasche Abreise bereut, vielleicht hätte man meine Hülfe doch noch brauchen können — aber ich handelte wie ich es für richtig hielt und mehr kann Niemand thun. Ich fuhr nach Nürnberg zu meinem Bruder und bat Joukowsky, mir zu telegraphieren, wenn eine Verschlechterung eintreten sollte. Ich schrieb der Fürstin wie es stände und erhielt von ihr ein Telegramm mit der Bitte, in Bayreuth zu bleiben. Als das ankam war ich ohnedies schon wieder dort, denn es war schneller als man hätte denken können zum Ende gegangen. Am 1. August früh um fünf Uhr erhielt ich die Depesche, daß Liszt in der Nacht entschlafen.

Mittags stand ich schon an seiner Leiche, die unter grünen Bäumen aufgebahrt war. — So schwer der Verlust für mich war, so kam doch ein Gefühl der Ruhe über mich — ich gönnte *ihm* so, daß er erlöst war! —

Die Beerdigung auf dem mir so wohlbekannten Friedhof habe ich mitgemacht — eigentlich nur den sehr feierlichen Zug durch die schönen Straßen Bayreuth's, die mit schwarzen Fahnen und schwarz umwundenen brennenden Laternen, einen würdigen Hintergrund bildeten für den Sarg und den Zug von Leidtragenden, die von Nah und Fern herbei gekommen waren, um dem viel-gefeierten Künstler und viel geliebten Menschen die letzte Ehre zu erweisen. Auf dem Friedhof selbst war ein solches Gedränge, daß es nicht möglich war hinein zu kommen.

Bei der Feier in der katholischen Kirche erblickte ich auch Heinrich von Stein, der eben angekommen war. Mein Wagen stand vor der Thüre um mich nach der Bahn zu fahren. Ich ließ ihn umwenden und kehrte für vierundzwanzig Stunden in meine eben verlassene Wohnung zurück, um Heinrich

Digitized by Google

noch zu sehen. Das erschien mir später wie ein Wink von oben, daß ich diese Stunden noch mit ihm verleben sollte, denn nach kaum einem Jahr hatte auch er diese Erde verlassen.

* * *

Wir Weimaraner hätten die letzten Ueberreste Liszt's gerne in Weimar beigesetzt, an der Stätte wo er seine Jugendwerke geschrieben, wo er dirigiert, wo er so vielen Schülern seine unschätzbaren Unterweisungen gegeben; an der Stätte, die er selbst als seine Heimath bezeichnet hatte. Trotz aller Briefe und Telegramme die wir abschickten, geschah nichts den Leichnam zu verlangen und so wurde er da beerdigt wo er gestorben war — was *seinem* Wunsch wohl auch am meisten entsprach.

Den letzten Brief der Fürstin erhielt ich noch in Bayreuth:

Merci de vos lettres, chère Adelheid! Je suis alitée — car quoique si prévu, le coup fut inattendu à cette heure. J'avais télégraphié à Michel,*) de rester à Bayreuth jusqu'à l'arrivé de l'homme d'affaires qui va venir pour règler tous les comptes des funérailles. Il me répond que Cosima lui a donné tous les manuscrits et qu'il part pour Weymar. — Trouvez une manière sanft und artig de faire voir ces Ms. par Lassen de suite, afin qu'il compte les feuilles, les marque de son écriture — car on a volé beaucoup de Manuscrits de Liszt de ces derniers temps, surtout de S. Stanislaus. Saint-Saëns en a racheté un a Paris, qu'il lui a envoyé à Rome. — Michel reste à mon service bis auf Weiteres — et ne doit pas quitter Weymar avant que Monsieur Brichta, l'homme d'affaires, lui donne la permission de venir à Rome.

Die Fürstin und Liszt hatten ein gegenseitiges Testament gemacht, deshalb war sie seine Erbin und ihr Geschäftsmann hatte in Bayreuth und Weimar Alles zu ordnen. Durch ihn schickte sie mir noch eine Karte, mit der Bitte, ihm zu helfen, wo es nöthig sei. Das war das letzte schriftliche Wort, das ich von ihr erhielt. Auf meine Briefe zu ihrem Namenstag, Neujahr und zu ihrem Geburtstag antwortete sie nicht. — Ich weiß durch Fürstin Hohenlohe, daß ihre Mutter den ganzen Winter im Bett verbrachte — nur mit der Vollendung ihres Werkes beschäftigt. —

Anfang März entschloß sich Fürstin Hohenlohe nach Rom zu reisen, weil die Nachrichten von ihrer Mutter schlecht und schlechter lauteten. Am Tag vor ihrer Abreise erhielt sie einen Brief, worin ihre Mutter sie selbst bat zu kommen. Die letzte Seite ihres Lebenswerkes war geschrieben — acht Tage hat die Tochter noch am Krankenbette der Mutter geweilt. — Niemand erwartete ein rasches Ende, die Kranke selbst am wenigsten; sie machte Reisepläne für den Sommer, da sie ihr Werk beendigt hatte, hielt sie nichts mehr in Rom. Gegen Abend fühlte sie sich müde und schickte Alle hinaus um zu schlafen. Cardinal Hohenlohe kam indessen zu seiner Schwägerin, sie beredeten im Salon, ob es angezeigt sei, den Beichtvater der Fürstin am nächsten Tag zu ihr zu bringen, da kam die Kammerfrau, die an der Thüre der Krankenstube Wache gehalten: „es wäre so todtenstill im Zimmer". Der Tod war zu ihr getreten und hatte sie „leise bei der Hand genommen," wie sie es gewünscht. Ihr Kopf war etwas zur Seite geneigt, ihr Ausdruck voll Friede.

Als Schlußstein dieses Lebensbildes setze ich die letzte Seite, die sie geschrieben, die letzte ihres großen Werkes, hierher:

Le pêché fut l'élément exotérique et maudit qui éloigna et sépara

*) Liszt's Diener.

Digitized by Google

les hommes de Dieu. La souffrance est l'élément mystique et béni, qui les approche de Dieu et les ramène à lui, après que les mérites infinis de N. S. Jésus-Christ eurent ouvert la porte du ciel fermé sur Adam et Eve.

Les deux derniers volumes de cet ouvrage furent écrits sous le coup de fortes douleurs. Leurs derniers chapitres furent rédigés au milieu de si inénarrables souffrances physiques, (à la suite de fièvres miasmatiques dont l'auteur était atteint depuis douze ans, sans vouloir quitter Rome en été pour ne pas interrompre son travail,) qu'il ose, en terminant cette tâche qui absorba seize ans et demi de sa vie, adresser une prière au Dieu de toute miséricorde. Il le supplie de daigner permettre que la secrète vertu attachée à toute souffrance joyeusement offerte sur l'autel de propitiation, efface et détruise toutes les interprétations malignes qui pourraient grossir, enfler, monter en valeur, les défauts naturels, les erreurs involontaires, les fautes accidentelles, dont ces nombreux volumes ne doivent offrir que trop d'exemples. Puissent les bons anges, mémorans de souffrances qui ne laissaient presque plus à une main enflée la force de tenir la plume, éviter à tous les lecteurs de ces pages d'être jamais scandalisés, induits en erreur, fourvoyés en de faux sentiers, ni menés à mal, à la suite de ce qu'ils y auront trouvé. — Amen.

Le 23. Fevrier, Jour des Cendres.
1887 — Rome.

Sieſta.

Von **Gabriele D'Annunzio.**

Donna Laura Albonico war zur Mittagſtunde im Garten in der Sommerlaube und ſchöpfte friſche Luft.

Die Villa, von grauer Farbe, mit geſchloſſenen Jalouſien, ſchien inmitten des Boskets grüner Bäume in tiefem Schlaf zu ruhen. Die Sonne ſtrömte Hitze und blendendes Licht aus. Es war mitten im Juni und in der ſtillen Luft miſchten die blühenden Orangen- und Citronenbäume ihre Düfte mit dem Duft der Roſen. Ueberall Roſen. Die üppigen Gehänge überfluteten den ganzen Garten. Längs der Alleen wiegten ſich die prächtigen weißen Roſenſtöcke beim leiſeſten Windhauch und beſtreuten den Boden mit einem Teppich balſamiſch duftenden Schnees. Zuweilen hatte die duftgeſchwängerte Luft das ſtarke und ſüße Aroma berauſchenden Weins. Unſichtbare Springbrunnen murmelten im Grünen. Ueber dem Laubwerk erſchienen die funkelnden Spitzen der Waſſer-

Digitized by Google

strahlen, verschwanden wieder und erschienen von Neuem; zwischen den Blumen und Gräsern vernahm man Plätschern und seltsames Rascheln, das von niedrigen Wassergarben herrührte und es klang, als ob leichtfüßige Tiere dort vorüberhuschten.

Donna Laura saß in der Laube und grübelte. Sie war eine bejahrte Dame von feinem, aristokratischem Profil, einer langen, leicht gebogenen Nase, fast zu hoher Stirn und einem feingeschnittenen Mund mit frischen Lippen und dem Ausdruck echter Herzensgüte. Ihre weißen Haare waren an den Schläfen aufgerollt und bildeten eine Art Krone. In ihrer Jugend mußte sie schön und begehrenswert gewesen sein.

Erst seit zwei Tagen war sie mit ihrem Gatten und einigen Dienstboten in dem einsamen Landhaus.

„Laß uns nach Penti gehen," hatte sie zu ihrem Gatten gesagt.

Zuerst hatte diese sonderbare Laune den über siebzigjährigen Baron ein wenig außer Fassung gebracht. — Nach Penti? Und warum? Was sollte man in Penti thun? — Aber Donna Laura hatte auf ihrem Wunsch beharrt und wie immer hatte der Baron nachgegeben.

In Donna Lauras Leben gab es ein Geheimniß.

In ihrer Jugend hatte eine große Leidenschaft ihren ruhigen Lebensweg unterbrochen. Mit achtzehn Jahren hatte sie den Baron Albonico geheiratet, weil diese Ehe beiden Familien zusagte. Der Baron war ein wackerer Mann, der unter den Fahnen Napoleons kämpfte und fast niemals daheim war, sondern dem Fluge des kaiserlichen Adlers durch die Welt folgte. Während einer längeren Abwesenheit ihres Gatten, faßte der Marchese von Fontanella, ein junger Edelmann, der Frau und Kinder besaß, eine tiefe Leidenschaft zu Donna Laura; er war schön und verwegen und so gelang es ihm den Widerstand der Geliebten zu besiegen.

Nun begann für die Beiden eine glückselige Zeit. Sie vergaßen die Welt um sich her.

Aber eines Tages wurde es Donna Laura klar, daß sie guter Hoffnung sei. Sie weinte und war der Verzweiflung nah. Von furchtbarer Angst gepackt, wußte sie nicht, wie sie sich vor der Gefahr einer Enthüllung schützen sollte. Endlich reiste sie auf den Rat des Marchese nach Frankreich und verbarg sich in einem kleinen Dorf der Provence, in einem jener sonnendurchleuchteten, grünschimmernden Orte, in denen die Frauen im weichen Dialekt der Troubadours sprechen.

Sie bewohnte ein einfaches, von Blumenbeeten umgebenes Landhaus. Es war Frühling. Die Bäume standen in voller Blüte. Und inmitten ihrer Angst und ihrer düsteren Schwermut hatte sie Stunden, in denen ein Gefühl unaussprechlich süßen Glückes sie durchströmte. Lange Stunden saß sie wie in einer Art Betäubung im Schatten der Bäume und tiefe Schauer durchbebten sie bei dem Gefühl der bevorstehenden Mutterschaft. Die Blumen um sie her strömten einen zarten Duft aus. Ein leichtes Unbehagen stieg in ihr auf und unendliche Mattigkeit legte sich über ihre Glieder. Welch unvergeßliche Tage!

Als der verhängnisvolle Zeitpunkt sich näherte, traf der ungeduldig erwartete Marchese ein. Er wich nicht von ihrer Seite. Schweigend hielt er an ihrem Bette Wache und bedeckte ihre Hände mit Küssen. In der Nacht wurde sie entbunden. Sie glaubte zu sterben. Der erste Schrei des Neugeborenen erfüllte sie mit niegeahntem Entzücken. Auf dem Rücken liegend, den Kopf in die Kissen gesunken, wachsbleich, zu matt, um die Augenlider offen zu halten, machte sie mit ihren durchsichtigen, kraftlosen Händen kurze unbestimmte Bewegungen, wie Sterbende zuweilen zum Licht hin machen.

Digitized by Google

Am folgenden Tag behielt sie das Neugeborene in ihrem eigenen Bett unter ihrer Decke. Es war ein kleines, gebrechliches Wesen, dessen Leben sich nur in dem Klopfen der Pulse offenbarte. Seine Augen waren geschlossen und nur ein schwaches Wimmern kam aus seinem Munde.

Die Mutter wurde nicht müde ihr Kind zu betrachten, es zu betasten, seinen Atem auf ihrer Wange zu fühlen. Durch die Fenster drang eine Flut hellen Lichtes, man konnte das reife Korn der ausgedehnten provenzalischen Ebene sehen. Es lag etwas heiliges in der lichten Klarheit dieses Tages. Von den Feldern herüber tönten die Gesänge der Schnitter und stiegen in die stille Luft auf.

Dann nahm man ihr das Kind, verbarg es und schaffte es, Gott weiß, wohin. Sie sah es nicht wieder.

Sie kehrte in das eheliche Heim zurück und lebte an der Seite des Gatten das Leben der meisten Frauen, ohne daß ein neues Abenteuer die Ruhe ihres Herzens störte. Ihre Ehe blieb kinderlos.

Aber die Erinnerung und die geheime Anbetung, die sie für das kleine Wesen hegte, das ihr entschwunden war und dessen Aufenthaltsort sie nicht einmal kannte, bemächtigten sich ihrer Seele auf ewig. Sie hatte keinen anderen Gedanken mehr. Sie erinnerte sich der kleinsten Einzelnheit des Ereignisses. Deutlich stand die Landschaft vor ihren Augen: sie sah den Schattenriß der Bäume, die das Landhaus umgaben, sie sah den Umriß eines Hügels, der den Horizont versperrte, die Farbe, das Muster der Bettdecke, einen Fleck an der Wand, das kleine Tablett mit den Figuren, auf dem man ihr das Glas Wasser reichte: Alles, alles sah sie deutlich vor sich. Jeden Augenblick tauchten die Gespenster dieser längst entschwundenen Dinge, unvermittelt, ohne Zusammenhang, wie ein Traum vor ihrer Erinnerung auf. Sie selbst staunte zuweilen darüber. Gestalten zogen klar und lebendig an ihr vorüber, Gestalten gewisser Personen, die sie dort mit ihren Eigenheiten gesehen hatte, einer bestimmten, zufälligen Bewegung, einer Stellung, einem Blick. Es war ihr, als hörte sie das Schreien des kleinen Wesens, als berührten sie die winzigen, zarten, rosigen Hände mit den weichen durchsichtigen Nägelchen, die kaum ein violetter Hauch tönte. Oh diese Händchen! Mit welch seltsamem Schauer erinnerte sich die Mutter an deren unbewußte Liebkosung!

In diese innere Welt, die für sie von Tag zu Tag mehr das wirkliche Leben verdrängte, schloß sich Donna Laura wie eine Einsiedlerin ein. Sie verbrachte Jahre damit, viele Jahre, bis in ihr Alter. Tausend Mal hatte sie den früheren Geliebten nach ihrem Sohn gefragt. Sie wollte ihn wiedersehen, wollte wissen, was aus ihm geworden sei. Aber aus Furcht vor einer Unvorsichtigkeit hatte der Marchese ihren Wunsch nie erfüllt. — „Nein, sie sollte ihn nicht wiedersehen! Sie wäre nicht im Stande sich zu beherrschen. Ihr Sohn würde Alles erraten; er würde versuchen, aus dem Geheimnis Nutzen zu ziehen; er würde vielleicht Alles aufdecken. — — Nein, nein, sie sollte ihn nicht wiedersehen!"

Diesen Beweisgründen des erfahrenen Mannes gegenüber blieb Donna Laura stumm. Es gelang ihrer Einbildungskraft nicht, sich vorzustellen, daß das kleine Wesen von damals herangewachsen, inzwischen ein Mann geworden war, der sich bereits der Schwelle des Alters näherte. Es mußten fast vierzig Jahre seit der Geburt des Kindes vergangen sein; und dennoch sah sie im Geist immer nur einen rosigen Säugling, der die Augen noch nicht öffnen konnte.

* * *

Digitized by Google

Der Marchese von Fontanella lag im Sterben. Als Donna Laura von seiner schweren Erkrankung erfuhr, packte sie quälende Angst. Ein einziger Gedanke beherrschte sie und trieb sie in die Wohnung des Sterbenden: der Gedanke an ihren Sohn. Vor dem Tode des früheren Geliebten wollte sie von ihm das Geheimnis erfahren.

In ihren Mantel gehüllt, wie um sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, glitt sie an den Mauern entlang. Die Straßen waren belebt; der letzte Glanz der untergehenden Sonne tauchte die Häuser in rosiges Licht und in den Gärten zwischen den Häusern bildete der blühende Flieder große violette Flecken. Die Schwalben kreisten mit schnellen Flügelschlägen in den leuchtenden Aether. Scharen von Gassenbuben jagten einander mit Geschrei und Zurufen. Eine Frau, die guter Hoffnung war, ging am Arme ihres Eheherrn spazieren und der Schatten ihres entstellten Körpers zeichnete sich auf der Mauer ab. Diese überschäumende Lebensluft, die Menschen und Dinge ausströmten, schien Donna Laura mit Furcht zu erfüllen. Sie beflügelte ihre Schritte, sie floh gleichsam. Die bunte Pracht der Schaufenster, der offenen Magazine schmerzte ihre Augen. Eine Art von Betäubung kam über sie, es war, als würde ihre Seele von einem Schwindel ergriffen. „Was that sie? Wohin wollte sie gehen?“ In ihrer Verwirrung hatte sie das Gefühl ein Unrecht zu begehen; es schien ihr, als seien Aller Augen auf sie gerichtet, als erriete man ihre Absicht. Die Stadt erglühte jetzt im letzten Abendrot. Aus den Schenken ertönten hier und dort Trinklieder.

An der Thür angelangt, fehlte Donna Laura die Kraft einzutreten. Sie ging zwanzig Schritte weiter, kehrte wieder um und ging noch einmal vorüber. Endlich schritt sie über die Schwelle, stieg die Treppe empor und erreichte, fast ohnmächtig das Vorzimmer.

Die Wohnung war von jenem beredten Schweigen erfüllt, mit dem die Angehörigen das Bett eines Kranken zu umgeben pflegen. Die Dienstboten gingen auf den Fußspitzen, im Korridor sprach man mit gedämpfter Stimme. Ein kahlköpfiger Herr in Schwarz ging durch das Vorzimmer, verneigte sich vor Donna Laura und ging hinaus.

Mit einer Stimme, die ihre Festigkeit wiedergefunden, fragte Donna Laura einen Diener nach der Marchesa.

Die Baronin erschien, eine korpulente Dame mit leicht ergrautem Haar. In ihren Augen standen Tränen. Ohne ein Wort zu sagen, umarmte sie ihre Freundin. Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Donna Laura fragte, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Kann man ihn sehen?“

Sie preßte die Lippen zusammen, um das heftige Zittern, das ihren Körper durchbebte, zu bemeistern. Die Marchesa antwortete:

„Kommen Sie!“

Die beiden Frauen traten in das Zimmer des Kranken. Das Licht war gedämpft, der Geruch von Arzeneien erfüllte die Luft. Der Marchese von Fontanella lag bleich in seinem Bette. Mit einem Lächeln empfing er Donna Laura.

„Ich danke, Baronin,“ sagte er langsam und streckte ihr eine heiße und feuchte Hand entgegen.

Es schien, als ob er durch eine ungeheure Willensanstrengung plötzlich alle seine Geisteskräfte wiedererlangt hätte. Er plauderte von verschiedenen Dingen, in gewählter Sprache, ganz wie in der Zeit, als er noch gesund war. Aber aus dem Schatten heraus warf Donna Laura ihm Blicke von so inständigem Flehen zu, daß er ihre stumme Bitte verstand und sich an seine Frau wandte:

Digitized by Google

„Ich bitte Dich, Giovanna," sagte er, — „bereite Du selbst die Arzenei, wie heute früh."

Die Marchesa entschuldigte sich bei ihrem Gast und ging ohne Etwas zu ahnen hinaus. In dem Schweigen des Hauses hörte man ihre Schritte sich über die Teppiche entfernen.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so neigte sich Donna Laura mit einer Gebärde von unbeschreiblicher Leidenschaftlichkeit über den Greis, ergriff seine Hand und entriß ihm, der wie unter dem Einfluß eines grausigen Schreckbildes stand, das seine Pupillen weitete, die gestammelten Worte:

„In Penti . . . Luca Marino . . . er hat Frau und Kinder . . . er ist etabliert. . . . Nein, nein, Du darfst ihn nicht sehen! . . . In Penti . . . Luca Marino . . . Gieb Dich niemals zu erkennen . . . niemals!"

Die Marchesa kam mit der Arzenei zurück. Donna Laura nahm schnell gefaßt ihren Platz am Bette wieder ein. Der Kranke trank gierig und man hörte bei jedem Tropfen ein kleines schluckendes Geräusch in seiner Kehle.

Dann folgte tiefes Schweigen. Der Kranke schien einzuschlummern; seine Züge wurden spitz, fast schwarze Schatten lagerten sich um die Augenhöhlen, auf die Wangen, über das ganze Gesicht.

Donna Laura verabschiedete sich von ihrer Freundin und zog sich mit einem tiefen Seufzer zurück.

II.

In der Laube in dem stillen Garten mußte die alte Dame an alles das wieder denken.

Was hinderte sie jetzt noch daran, ihren Sohn wiederzusehen? Sicher würde sie die Kraft finden, ihrer Bewegung Herr zu bleiben; sie würde sich nicht verraten. Sie wollte ja nur ihr Kind wiedersehen, das Kind, das sie nur einen einzigen Tag in ihren Armen gehalten hatte, vor so vielen, langen Jahren! Weiter verlangte sie nichts. Ob er groß geworden, ob er stark, ob er schön war? Wie mochte er aussehen?

Und während sie sich diese Fragen vorlegte, gelang es ihr nicht, sich innerlich von dem Manne eine Vorstellung zu machen, zu dem das Kind inzwischen herangereift sein mußte.

In ihr lebte immer das Bild des Neugeborenen und verdrängte durch seine lichte Klarheit alle anderen Gestalten, die sie versuchte sich vorzustellen. Sie bereitete ihre Seele nicht vor. Widerstandslos überließ sie sich einer unbestimmten Rührung. Ihr Sinn für die Wirklichkeit war für den Augenblick verloren.

„Ich werde ihn wiedersehen! Ich werde ihn wiedersehen" wiederholte sie in einer Art Trunkenheit.

Tiefes Schweigen herrschte rings umher. Die Rosenbüsche schwankten schwerfällig im Winde. Im dunklen Laub funkelten und zitterten die Wasserstrahlen wie Schwertklingen.

Während einiger Minuten blieb Donna Laura in lauschender Stellung. Das tiefe Schweigen ergriff sie seltsam und erfüllte ihre Seele fast mit Schrecken. Noch einmal zögerte sie, dann durcheilte sie mit schnellen Schritten die Allee. Vor dem Gitter, an dem sich Schlingpflanzen und Blumen emporrankten, blieb sie stehen und blickte zurück. Dann öffnete sie. Vor ihr dehnte sich in der Mittagsonne das Land wie eine Einöde aus. Von dem blauen Himmel hoben sich in der Ferne die weißen Häuser von Penti, mit einem

Digitized by Google

Glockenturm, einer Kuppel und zwei oder drei Pinien ab. Wie ein silbernes Band schlängelte sich der Fluß, glatt an den Häusern vorbei, durch die Ebene.

„Dort unten ist er," sagte Donna Laura, und jede Fiber ihres mütterlichen Empfindens erbebte bei dem Gedanken. Mit frischem Mut setzte sie ihren Weg fort, der Hitze und der blendenden Sonne nicht achtend. An einer Stelle bog die Straße ab und führte unter Bäumen entlang, dürftigen Pappeln, zwischen denen das Zirpen der Grillen ertönte. Zwei Frauen, barfüßig, zwei Körbe auf den Köpfen, begegneten ihr. Sie sprach sie an:

„Könnt Ihr mir sagen, wo das Haus von Luca Marino ist?"

Sie hatte dem Verlangen nicht widerstehen können, diesen Namen frei und mit lauter Stimme auszusprechen.

Die Frauen sahen sie verwundert an und blieben stehen.

„Wir sind nicht aus Penti."

Donna Laura ging enttäuscht weiter. Ihre armen alten Glieder verspürten schon eine leise Mattigkeit Vor ihren durch das grelle Licht angegriffenen Augen tanzten rote Flecken auf und nieder. Ein leichter Schwindel benahm ihr den Kopf.

Aber Penti rückte von Minute zu Minute näher. Hinter einem Wald von Sonnenblumen unterschied man deutlich die ersten Dächer. Auf der Schwelle eines Hauses saß ein Weib mit unförmigem Körper, aber die sanften Augen, die blitzenden Zähne und das anmutige Lächeln gaben ihrem Gesicht etwas kindliches.

Mit naiver Neugier fragte sie:

„Wo wollen Sie hin, Signora?"

Donna Laura kam näher. Ihr Gesicht brannte und ihr Atem ging kurz. Sie war am Ende ihrer Kräfte.

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnte sie und preßte die Hände gegen die Schläfen.. „Oh, mein Gott!"

Freundlich forderte die Frau sie auf einzutreten.

„Ruhen Sie ein wenig aus, Signora!"

Das Haus war niedrig und dunkel und es herrschte jene Luft, wie man sie überall findet, wo viele Menschen zusammengepfercht wohnen. Drei oder vier Kinder mit aufgetriebenen Leibern krochen auf dem Fußboden herum, instinktiv Alles zum Munde führend, was ihnen in die Hände kam.

Donna Laura hatte sich gesetzt und während sie sich langsam erholte, erging sich die Frau in einem Schwall überflüssiger Worte. Dabei hielt sie ein fünftes Kind in den Armen, dessen Gesicht mit einer bräunlichen Kruste bedeckt war, in der sich zwei große, klare blaue Augen öffneten, wie zwei Wunderblumen. Donna Laura fragte:

„Wißt Ihr, wo das Haus von Luca Marino ist?"

Die Frau zeigte auf ein rotes Haus am Ende des Ortes, dicht am Fluß gelegen, rings von Pappeln umgeben.

„Das ist es. Wollen Sie dorthin?"

Die alte Dame neigte sich vor, um sehen zu können. Ihre von der Hundstagsonne geblendeten Augen schmerzten sie. Ihre Augenlider zuckten krampfhaft. Dennoch erstickte sie fast das Wonnegefühl ihrer Mutterliebe. „Das also war das Haus ihres Sohnes!" Und plötzlich, wie in einer Hallucination, glaubte sie das Dorf in der Provence vor sich zu sehen, die Zimmer, die sie bewohnt hatte, die Menschen, die Dinge, mit der vollkommenen Deutlichkeit einer sinnlichen Wahrnehmung. Dann sank sie, ohne ein Wort zu sprechen, in den Stuhl zurück. Ihre Gedanken verwirrten sich, es kam wie eine Erstarrung über sie. Vielleicht die Wirkung der Sonne. In den Ohren fühlte sie ein unaufhörliches Brausen.

Digitized by Google

Die Frau fragte:

„Wollen Sie über den Fluß?"

Donna Laura machte eine unwillkürliche Bewegung. Ein Wirbel roter Kreise tanzte vor ihrer Netzhaut und lähmte sie. Die Frau fuhr fort:

„Luca Marino bringt Menschen und Tiere über den Fluß. Er hat ein Boot und eine Fähre. Sonst müßte man immer bis nach Prezzi an die Furt gehen. Er betreibt das Geschäft schon seit langer Zeit!"

Donna Laura hörte stumpfsinnig an, was man ihr von ihrem Sohn erzählte. Sie verstand es einfach nicht.

Einmal im Zuge, fuhr das dicke Weib geschwätzig fort:

„Luca ist nicht von hier. Die Marinos haben ihn aufgezogen, weil sie selber keine Kinder hatten. Ein Herr, der nicht hierorts zuhause ist, hatte ihm eine Mitgift für seine Heirat ausgesetzt. Er lebt jetzt ganz behaglich, nur die Flasche liebt er ein bischen zu sehr."

Die Frau erzählte dies und noch anderes mit harmloser Einfachheit.

Donna Laura, die sich inzwischen gesammelt hatte, erhob sich und sagte:

„Adieu, adieu! Schönen Dank, meine gute Frau!"

Und nachdem sie einem der Kinder ein kleines Geldstück gegeben hatte, trat sie wieder hinaus in die brennende Sonne.

„Den Fußweg entlang!" schrie ihr die Frau noch mit der Hand gestikulierend nach.

Donna Laura schlug den Fußweg ein. Tiefes Schweigen umgab sie. Auf dem ausgedörrten Boden erhoben sich Gruppen von knorrigen und verkrüppelten Olivenbäumen. Zur Linken leuchtete der Fluß.

„Holla! Martino!" rief aus der Ferne eine Stimme vom jenseitigen Ufer.

Der unerwartete Ton dieser Männerstimme machte einen seltsamen Eindruck auf Donna Laura. Sie blickte auf. Ein Boot, kaum sichtbar in dem blendenden Sonnenglanz, wurde über den Fluß gerudert; in der Ferne leuchtete das Segel eines zweiten Bootes. In dem ersten Kahn konnte man deutlich die Umrisse von Tieren erkennen.

„Holla! Martino!" wiederholte die Stimme.

Die beiden Boote näherten sich einander. Es gab an dieser Stelle gefährliche Untiefen für die Fährleute, wenn sie eine schwere Ladung übersetzten.

Unbeweglich, gegen den Stamm eines Olivenbaumes gelehnt, folgte Donna Laura dem Manöver mit den Augen. Ihr Herz klopfte so heftig, daß es ihr schien, als erfüllten seine Schläge das ganze Land in der Runde. Die Zweige, die sie streiften, der Gesang der Zikaden, das spiegelnde Wasser, alle die äußeren Eindrücke verwirrten sie und brachten ihren Geist in eine Unordnung, die an Wahnsinn grenzte. Das zum Gehirn drängende Blut breitete vor ihren Augen einen leichten roten Schleier aus und verursachte ihr ein Gefühl des Schwindels.

An einer Biegung des Flusses angekommen, verschwanden die beiden Boote.

Nun nahm Donna Laura ihren Weg wieder auf, ein wenig taumelnd, als sei sie trunken. Sie erreichte eine Gruppe von Häusern, die eine kleine Wiese umstanden. In einer Ecke hatten sich sechs oder sieben Bettler im Schatten zusammengedrängt. Ihr nacktes, durch Hautübel verunstaltetes Fleisch schien durch die Lumpen. Einige schliefen, platt auf dem Bauch liegend, den Kopf in die verschränkten Arme gepreßt, Andere lagen auf dem Rücken, die Arme von sich gestreckt, wie Gekreuzigte. Eine Wolke emsiger Schmeißfliegen schwirrte und summte um diese armseligen lebendigen Skelette, wie um einen Haufen Unrat. Aus den halboffenen Thüren drang das Geräusch von arbeitenden Handwerkern.

Digitized by Google

Donna Laura ging über den Platz. Als sie über die Steinfließen schritt, erwachte Einer der Bettler und stammelte mechanisch:

„Eine kleine Gabe! Um Gottes Barmherzigkeit willen! — —"

Und diese Stimme weckte die anderen Bettler aus ihrem Schlaf, die sich gleichzeitig erhoben und Alle riefen:

„Eine kleine Gabe um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Mit ausgestreckten Händen folgte die ganze in Lumpen gehüllte Schar der Vorübereilenden. Einer von ihnen war krummbeinig und hüpfte mit seltsamen kleinen Sprüngen, wie ein verwundeter Affe. Ein Anderer, mit verkrüppelten Beinen, stützte sich auf die Arme, um sich vorwärts zu schleppen, wie die Heuschrecken auf ihren Füßen; ein Dritter hatte einen riesigen Kropf, der bei jedem Schritt hin und her schwankte, wie die Wampe eines Rindviehs. Ein Vierter hatte einen verkrümmten Arm, der wie eine Wurzel aussah.

„Eine kleine Gabe, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Einige Stimmen hatten einen heiseren und hohlen Ton, andere wieder klangen schrill und weibisch, wie die Stimmen der Eunuchen.

Und immer wiederholten sie dieselben Worte in derselben gellenden Weise:

„Eine kleine Gabe, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

Von dieser Meute von Mißgestalten verfolgt, empfand Donna Laura blindes Entsetzen. Sie hätte geschrieen, wenn ihr die Kehle nicht wie zugeschnürt gewesen wäre. Sie wollte fliehen. Die Bettler waren ihr auf den Fersen. Mit ausgestreckten Händen berührten sie ihre Arme. Alle verlangten sie das Almosen, als ihr gutes Recht.

Donna Laura suchte in ihren Taschen, nahm einige Münzen und ließ sie hinter sich fallen. Im Nu stürzte sich die hungrige Schar auf die Geldstücke, sie balgten sich darum und stießen einander mit den Füßen, dabei in die grimmigsten Verwünschungen ausbrechend.

Drei von ihnen, die leer ausgegangen waren, verfolgten die alte Dame weiter. Und sie warf noch mehr Münzen hin, ohne sich umzuwenden. Diesmal entspann sich ein Kampf zwischen dem Krüppel und dem Kropfigen. Beiden gelang es etwas zu erwischen. Nur ein armer Idiot, ein Epileptiker, das Gespött der Uebrigen, hatte nichts bekommen. Er weinte und leckte sich die Thränen ab und wimmerte in lächerlichen Tönen:

„Ahu, ahu, ahuuu!"

III.

Endlich war Donna Laura bei dem Haus mit den Pappeln angekommen.

Sie war am Ende ihrer Kräfte. Das Blut hämmerte gegen ihre Schläfen. Die Zunge war ihr wie vertrocknet, sie hielt sich kaum noch aufrecht. Sie sah ein offnes Gatter und trat ein.

Der kreisförmige Hof war von hohen Pappeln eingeschlossen. Zwei Bäume stützten einen aus Stroh errichteten Heuschober, durch den sie ihre belaubten und gewundenen Aeste streckten. Das Gras stand hoch und zwei braune Kühe weideten friedlich nebeneinander und schlugen mit ihren Schwänzen gegen die wohlgenährten Flanken, während die vollen Euter zwischen ihren Beinen, wie reife und saftige Früchte hingen. Ackergeräte lagen zerstreut herum. In den Bäumen sangen die Zikaden und drei oder vier junge Hunde vertrieben sich die Zeit, indem sie abwechselnd auf die Hühner Jagd machten oder die Kühe anbellten.

Ein alter Mann kam aus dem Haus und fragte:

„Was suchst Du, Frau? Willst Du hinüber?"

Digitized by Google

Es war ein kahlköpfiger Alter mit geschorenem Bart, dessen gekrümmte Beine einen gebeugten Körper trugen. Seine Glieder waren mißgestaltet durch harte Arbeit, durch die lange, geduldige Bearbeitung des Bodens. Bei den den letzten Worten hatte er auf den Fluß gedeutet.

„Ja, ja," antwortete Donna Laura ganz verwirrt.

„Da kommt Luca zurück," fuhr der Alte fort und ging dem Flusse zu, wo ein mit Hammeln beladener Kahn sich dem Ufer näherte.

Und während er vor Donna Laura herschritt, lobte er aus Gewohnheit, als ein inmitten der Felder alt gewordener Ackersmann, den guten Stand des Getreides und sagte eine reiche Ernte voraus. Aber da die Dame keine Antwort gab, drehte er sich plötzlich um und sah, daß ihre Augen voller Thränen standen. Mit derselben Ruhe, mit der er eben von der Ernte gesprochen, fragte er:

„Warum weinst Du, Frau? Bist Du krank?"

„Nein, nein, . . . es ist nichts . . . ," murmelte Donna Laura, die sich dem Tode nahe fühlte.

Der Alte sagte kein Wort. Das Leben hatte ihn abgehärtet und die Leiden Anderer rührten ihn nicht mehr.

„Setz Dich!" sagte er, als sie bei dem Schutzdach angekommen waren, wo schon mehrere Passagiere warteten.

Es waren drei Bauern, junge Burschen, die schwere Lasten trugen. Sie rauchten aus großen Pfeifen und waren mit Andacht in diese Beschäftigung vertieft, wie es die Art der Landleute ist, die sich nur selten ein Vergnügen gönnen können. Ab und zu machten sie irgend eine gleichgültige Bemerkung, die breit verhandelt wurde und die dem langsamen und beschränkten Verstand des Bauern vollauf genügt.

Phlegmatisch kündigte Einer an:

„Da ist der Kahn!"

Der zweite antwortete:

„Er bringt die Hammel aus Bidena."

Der Dritte sagte:

„Sind reichlich funfzehn Stück!"

Dann standen sie gleichzeitig auf, klopften ihre Pfeifen aus und steckten sie in die Tasche.

Donna Laura befand sich in einem Zustand dumpfer Betäubung. In ihren Wimpern hingen Thränen. Wo war sie? Was that sie?

Der Kahn stieß leicht gegen das Ufer. Die Hammel, dicht aneinander gedrängt, blökten ängstlich. Der Hirt, der Fährmann und sein fünfzehnjähriger Sohn halfen ihnen ans Land. Als sie den Boden berührten, liefen die Hammel davon, blieben dann stehen, sammelten sich und blökten wieder. Zwei oder drei Lämmer versuchten an die Euter des Mutterschafes zu gelangen.

Nachdem Luca Marino das Boot festgebunden hatte, erkletterte er die Uferböschung. Er war ein großer hagerer Mann in den Vierzigern, mit sonnenverbranntem Gesicht und kahlen Schläfen. Er hatte einen Schnurrbart von unbestimmter Farbe, und Backen und Kinn waren mit unregelmäßigen Stoppeln bedeckt; seine Augen, denen jeder Ausdruck von Intelligenz fehlte, waren mit blutigen Aederchen durchzogen, echte Trinkeraugen; durch das halbgeöffnete Hemd war seine behaarte Brust sichtbar; eine schmierige Mütze saß auf seinem Kopf.

„Uff!" stieß er aus und blieb mit gespreizten Beinen stehen. Dann wischte er sich den Schweiß, der ihm in großen Tropfen von der Stirn perlte, mit der Hand ab. Alle seine Bewegungen hatten etwas Plumpes, Brutales. Seine großen, groben Hände, mit den heraustretenden Adern, schlenkerte er im Gehen hin und her.

Digitized by Google

„Uff! Der Durst!

Donna Laura blieb wie versteinert, sprachlos, ohne Willen, ohne Bewußtsein .... Dieser Mensch also, das war ihr Sohn! Dieser Mensch war ihr Sohn. ...

Eine Frau in guter Hoffnung, mit ältlichem Gesicht, das grobe Arbeit und die Schwangerschaft entstellt hatten, brachte dem durstigen Gatten eine Kanne Wein. Er leerte sie auf einen Zug, wischte sich mit dem Handrücken die Lippen und schnalzte mit der Zunge. Dann sagte er, als sei ihm die neue Arbeit lästig genug, mit mürrischer Miene:

„Also los!"

Mit Hülfe seines Sohnes machte er das Boot zurecht und legte zwei Planken vom Ufer hinüber, um das Einsteigen zu erleichtern.

„Warum steigst Du nicht ein, Frau?" wandte sich der Alte an Donna Laura, die weder sprach, noch sich regte.

Mechanisch erhob sie sich und folgte dem Alten. Warum stieg sie in das Boot? Warum ließ sie sich über den Fluß setzen? Sie war unfähig nachzudenken. Der Schlag, der sie getroffen, hatte ihren Geist gelähmt und ihr nur den einen Gedanken gelassen: Dieser Mensch hier war ihr Sohn! Und allmählich fühlte sie Etwas in ihrem Innern erlöschen, verschwinden; eine große Leere erfüllte ihre Seele. Sie begriff nichts mehr. Die Gegenstände, die Geräusche nahmen für sie etwas Traumhaftes an.

Bevor das Boot abstieß, forderte Lucas Sohn von ihr das Geld für die Ueberfahrt. Als sie nicht hörte, glaubte er die alte Dame sei taub, wiederholte seine Forderung mit lauterer Stimme und klimperte dazu mit den Münzen, die er eben erhalten hatte, in der hohlen Hand. Als sie sah, daß alle in die Tasche griffen und zahlten, that sie es ihnen nach und gab ein größeres Geldstück. Der Bursche wollte ihr begreiflich machen, daß er ihr den Restbetrag nicht herausgeben könnte. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und ohne weiteres steckte er mit spöttischer Grimasse das Geld ein. Die Zuschauer lächelten mit jenem schlauen Lächeln, wie es die Bauern an sich haben, wenn sie Zeugen eines listigen Streiches sind.

„Geht's los?" fragte Jemand.

Luca, der sich inzwischen mit dem Lösen des Ankers beschäftigt hatte, stieß endlich den Kahn ab, der sanft über das sich kräuselnde Wasser dahinglitt. Es sah aus, als ob das Wasser mit seinen Weiden und Pappeln zurückwiche und sich sichelförmig abböge. Die Sonne, die sich kaum dem westlichen Himmel zuneigte, zu dem blaue Dünste emporstiegen, brannte auf der ganzen Länge des Ufers. Man sah am Flußrand eine Gruppe von Leuten, die lebhaft gestikulierten: es waren die Bettler um den Idioten. Der Wind trug in Zwischenräumen ein abgerissenes Lachen und Worte herüber, die wie das Plätschern der Wellen klangen.

Die Fährleute, mit nacktem Oberkörper, mußten alle Kraft der Ruder aufbieten, um gegen die Strömung anzukämpfen. Donna Laura sah gerade vor sich den braunen Rücken von Luca Marino, die Rippen traten stark hervor und der Schweiß rieselte ihm in Bächen herab. Ihre Augen blickten groß und starr, geistesabwesend.

Einer der Passagiere nahm seine Sachen unter der Bank hervor und sagte: „Da sind wir!"

Luca warf den Anker aus, der Kahn schwankte stromabwärts und stand dann mit einem Rucke still. Die Mitfahrenden halfen der alten Dame aussteigen. Dann setzten sie ihren Weg fort.

Das Land war hier mit Weinstöcken bepflanzt. In langen Reihen

Digitized by Google

schimmerten die kleinen und schmächtigen grünen Reben. Hier und da nur unterbrach die runde Krone eines Baumes die Gleichförmigkeit der Ebene.

Auf diesem schattenlosen Ufer fand Donna Laura sich allein, verloren, ohne etwas Anderes zu fühlen als das Klopfen ihrer Pulse und das betäubende Dröhnen in ihren Ohren. Der Boden unter den Füßen schien ihr bei jedem Schritt nachzugeben, als schritte sie durch tiefen Sand oder Schlamm. Die Gegenstände um sie her drehten und verwirrten sich; Alles, ihr eigenes Sein mit einbegriffen, wurde unbestimmt, rückte in die Ferne, war vergessen und zu Ende für immer. Eine plötzliche Vision von Menschen, Häusern, einem andern Ort, einem andern Himmel, stieg vor ihr auf. Sie stieß gegen einen Baum, fiel über einen Stein, stand wieder auf und ihr armer, alter Körper taumelte hin und her: ein schauerlich grotesker Anblick.

Die Bettler auf der anderen Seite des Flusses hatten inzwischen in höhnischem Uebermut den Idioten veranlaßt, über den Fluß zu schwimmen, um auch ein Almosen von der Dame zu bekommen. Sie hatten ihm seine Lumpen vom Leibe gerissen und ihn ins Wasser gestoßen. Der Idiot schwamm wie ein Hund, unter einem Hagel von Steinen, der ihn an der Umkehr hindern sollte. Und die abscheuliche Bande pfiff, heulte und jubelte vor Vergnügen über den grausamen Scherz. Als die Strömung den Idioten forttrug, humpelten sie die steile Uferböschung entlang und schrien aus Leibeskräften:

„Er versinkt! Er versinkt!"

Mit verzweifelter Anstrengung gelang es dem Schwachsinnigen, den festen Boden zu erreichen. Und unbekümmert um seine Nacktheit — mit dem Verstande war auch das Schamgefühl in ihm erstorben — schritt er in schräger Richtung, wie es seine Art war, auf die Dame zu, seine Hand zum Betteln ausgestreckt.

Entsetzt schrak Donna Laura zurück und mit einem herzzerreißenden Schrei lief sie ans Ufer. Wußte sie was sie that? Wollte sie sterben? Was dachte sie in diesem Augenblick?

Als sie den äußersten Uferrand erreicht hatte, fiel sie ins Wasser. Das Wasser spritzte hoch auf, schloß sich und glättete sich wieder. Dann bildeten sich Kreise, die von dem Orte des Falles aus in leichten spiegelnden Wellenbewegungen größer und größer wurden und sich schließlich verloren.

Von der anderen Seite des Flusses riefen die Bettler einen sich entfernenden Kahn an:

„Hehoh! Luca! Hehoh! Luca Marino!" Und sie eilten zu dem Haus mit den Pappeln, um die Nachricht dorthin zu bringen.

Als Luca den Unglücksfall erfuhr, stieß er mit seinem Boot ab, nach der bezeichneten Stelle und rief Martino, den anderen Fährmann, der sich eben gemütlich an einem Seil über den Fluß treiben ließ.

„Dort unten," sagte Luca, „liegt eine Ertrunkene."

Aber er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Einzelheiten der Geschichte zu erzählen oder die Persönlichkeit näher zu beschreiben, denn er war kein Freund von vielem Reden.

Die beiden Fährleute legten ihre Boote nebeneinander und ruderten, ohne sich zu übereilen.

Martino fragte:

„Hast Du den neuen Wein von Chiachiu gekostet? . . . . Ich sage Dir weiter nichts . . . ."

Und er machte eine Bewegung, die die Vortrefflichkeit des Getränks bezeichnete.

Luca antwortete:

„Noch nicht."

Digitized by Google

Martino meinte:

„Du würdeſt gern ein Gläschen trinken?“

Luca erwiderte:

„Aber ſicher!“

Und Martino:

„Nun dann ſchnell! Giannangelo erwartet uns.“

„Schon recht!“ lautete die Antwort.

Sie waren zur Stelle. Der Idiot, der den Punkt am Beſten hätte angeben können, war in das Weingelände entflohen und lag dort in einem epileptiſchen Anfall. An dem jenſeitigen Ufer fingen Neugierige an ſich zu ſammeln. Luca ſagte zu ſeinem Kameraden:

„Ankere Deinen Kahn feſt und ſteig zu mir herüber. Du kannſt rudern und ich werde ſuchen.“

Und Martino that, wie ihm geſagt. Auf einer Strecke von ungefähr zwanzig Metern Länge, ruderte er auf und nieder, während Luca mit einer langen Hakenſtange in der Tiefe des Fluſſes ſuchte. Jedesmal wenn Luca einen Widerſtand fühlte, brummte er:

„Da iſt ſie!“

Aber es war jedesmal ein Irrtum. Endlich nach langem Suchen ſagte Luca:

„Jetzt haben wir ſie aber.“

Er neigte ſich vornüber, beugte ſich in die Kniee, um mehr Kraft zu haben, und ſachte, ſachte hob er die an der Spitze des Hakens hängende Laſt. Seine Muskeln zitterten von der Anſtrengung.

Martino fragte, das Ruder einziehend:

„Soll ich Dir helfen?“

Luca antwortete:

„Nicht nötig.“

Digitized by Google

Ueber Kunstbetrachtung.

Ein Vortrag von **Franz Servaes.**

Gestatten Sie, daß ich mit einem Märchen beginne . . .

Es war einmal eine Prinzessin, die liebte bloß sich selbst. Sie war sehr schön, und stolz auf ihre Schönheit; aber sie wollte nicht, daß irgend Jemand theilhaben solle an ihrer Schönheit. Sie wollte ihre Schönheit ganz für sich allein genießen.

Da ging sie eines Sommertages spazieren und kam ans Ufer des Meeres, und es wandelte sie die Lust an, sich zu baden. Insgeheim freute sie sich darauf, daß sie nun ihr Spiegelbild, in lieblich schwankender Verwandlung, tausendfach werde bestaunen können. Und wie sie nackt in den Fluthen stand, warf sie ihrem Bilde Kußhände zu.

Weitumher war keine Menschenseele zu schauen. Die Prinzessin war ganz allein; unbegafft und unbewundert; selig versunken in die Anschauung ihrer reizvoll gaukelnden Schönheit. Sie war glücklich, sie schwelgte.

Dann wurde sie plötzlich still. Sie sah in den Wogen immer wieder ihr eigenes Bild — garnichts anderes als ihr eigenes Bild — immer wechselnd und immer dasselbe. — Und sie allein nur sah dieses Bild. Das war, was sie immer begehrt hatte. Das mußte das Glück sein.

Aber sie war nicht glücklich, sie war traurig. Langsam war diese Traurigkeit über sie gekommen, sie wußte nicht warum. Und sie begann sich plötzlich zu ängstigen. Sie war weit ins Meer hinausgeschwommen, und nun war bereits der Abend da. Auch Müdigkeit fühlte sie — und dann die Angst — die immer heftiger ansteigende Angst. — —

Sie strebte zum Strande zurück. Aber unterwegs erschrak sie unausgesetzt, so oft sie ihr Spiegelbild in den schaukelnden Wellen erblickte — dieses ewig zerrinnende, immer wieder erneuerte Spiegelbild, das, indem es zerfloß, die seltsamsten, verzerrtesten und fast ungeheuerliche Formen annahm. Die Prinzessin hatte diese Zerrformen früher nicht bemerkt — jetzt auf einmal sah sie nichts anderes als diese. Aus den wurmhaft verzogenen und zerfaserten Bewegungen des Spiegelbildes schienen tückische Dämonen sie anzugrinsen und anzufletschen. Und ihre Angst stieg ins Ungeheuerliche. Sie hätte am liebsten eine Stimme vom Himmel gehört, die sie beruhigt hätte. Aber der Himmel schwieg, keine Stimme tönte herab.

Und der Abend wurde schauerlicher, das Meer gespenstiger und die arme Prinzessin immer trunkener vor Müdigkeit und Angst. Und als sie endlich den Strand erreicht hatte — noch nicht ganz erreicht hatte — da sank sie ohnmächtig in den Dünensand. Und alle ihre Sinne schwanden . . .

Und sie ward fortgetragen in ein fernes fremdes Land. Da lebten ganz andere Menschen, die von ihrer Schönheit garnichts wußten, und die sie garnicht kannten. Und diese Menschen gingen gleichgültig an ihr vorüber und achteten ihrer nicht. Nicht, daß sie sie häßlich gescholten hätten — nein, sie sahen sie garnicht an. Andere aber, vornehme Damen des Landes, wurden ob ihrer Schönheit überschwänglich gefeiert.

Die Prinzessin blickte oft in den Spiegel. Da sah sie wieder klare, feste

Digitized by Google

und ruhige Formen — durchaus nicht das schwankende, quälende Bild, das das Meer ihr an jenem Abend gezeigt hatte. Und die Prinzessin mußte sich sagen, daß ihre Schönheit unverändert geblieben sei. Eher war sie noch gewachsen, als daß sie abgenommen hätte. Aber wenn die Prinzessin über die Straße ging, liefen alle Leute gleichgültig an ihr vorüber und sahen sie garnicht an.

Da ärgerte die Prinzessin sich sehr und wurde vor Aerger krank. Sie lag in ihrem Bett, mit aufgelösten Haaren, und ihre Hautfarbe war matt, wie gebleichtes Elfenbein, und ihre Augen groß und durchgeistigt. Der Arzt kam. Er war kurz und sachlich, schrieb etwas auf und ging wieder davon. Kein bewundernder Blick, kaum ein theilnehmender, ein kaltes korrektes Betragen, geschäftliche Hast. Die Prinzessin runzelte zornig die Stirn. „Ich werde ihn fragen", sprach sie zu sich selber. „Fragen, warum er meine Schönheit nicht sieht!" Und sie fragte den Arzt. Der fühlte sorgfältig ihren Puls und erwiderte zerstreut: Sie müsse Ruhe haben! Sehr viel Ruhe haben, — damit das Fieber nicht stärker werde! Und damit entfernte er sich.

Die Prinzessin knirschte mit den Zähnen. Also jetzt war es sonnenklar. Kein Mensch in diesem stumpfsinnigen Lande hatte auch nur eine Ahnung von ihrer Schönheit! Sie Alle waren völlig mit Blindheit geschlagen!

So sprach die Prinzessin in ihrer Heftigkeit. Aber innerlich nagte in ihr ein ganz anderer Kummer: Der Zweifel!

Als sie wieder auf die Straße kam, fing sie langsam an, die Weiber mit anderen Augen zu betrachten. Sie hatte sie bis dahin für häßlich gehalten. Aber nun auf einmal entdeckte sie in ihnen ungeahnte und prickelnde Reize. Wie kam das auf einmal?

Sie eilte nach Hause, nahm den Spiegel in die Hand und — erschrack! War *sie* das? Ja, sie wars! Unverändert dieselbe, die sie von jeher gewesen war, in allen Linien und in allen Farben! Aber das hatte sie für schön halten können? Die Prinzessin lachte schmerzlich auf. Nein, niemals war das schön gewesen! Die Anderen waren schön — jene fremden Weiber, die sie auf der Straße gesehen hatte — und die sie ehemals als häßlich verachtet hatte! In welchem Wahn hatte sie nur gelebt!

Da wurde die Prinzessin bescheiden und still, und war von dunklen zehrenden Schmerzen beschlichen. Sie war jetzt schon zufrieden, wenn man sie bloß duldete. Niemand feierte sie, sie selbst glaubte nicht mehr an sich. Ihre Gestalt war keine andere, als sie auch früher gewesen war. Aber was ehemals für Schönheit gegolten hatte, wurde nicht mehr angesehen. Es war nicht mehr vorhanden.

Zuweilen kam es über die Prinzessin wie ein Erinnern. Dann schlug sie sehnsüchtig die Augen auf — und gleich voller Beschämung wieder nieder. „Bin ich schön, oder bin ich's nicht?" dachte sie bei sich selber. „Ich weiß es nicht. Schönheit existirt nur in den Empfindungen der Menschen. Und wer seine Schönheit nicht doppelt schön zurückempfängt, von Denen, die sie genießen, — Der hat keine Schönheit!"

— — Soll ich noch weiter erzählen? Wie die Prinzessin am heimischen Strande wieder erwachte? Und wie sie daheim bei den Ihrigen aufs neue für schön gepriesen wurde? Und wie die Prinzessin sich nun dieses Preisens freute und von ihrer kalten Selbstgenügsamkeit nichts mehr wissen wollte? Es wird nicht nöthig sein, dies zu erzählen. Die Moral der Geschichte — wenn dieses altmodische Wort hier am Platze ist, ist ohnehin klar. Und ohne weitere Umschweife wollen wir

Digitized by Google

frei bekennen, daß die Kunst genau in der gleichen Lage ist, wie die Prinzessin jenes Märchens. Was ist Kunst, wenn sie nicht von Anderen empfunden wird? Was ist Kunst, wenn sie nicht in Anderen auflebt? Es ist für das große Ganze so gut, als sei sie nicht vorhanden. Jahrhundertelang haben die Trümmer der Antike umhergelegen und haben zu Niemandem gesprochen. Unsere Großväter wandten sich voll Widerwillen ab, wenn man sie vor ein Bild von Teniers oder Franz Hals führte. Wir selbst heute gehen mit einer uns selber peinlichen Gleichgültigkeit durch die Cornelius-Säle der National-Galerie. Wunderliche Zwitterlage der Kunst! Sie lebt und lebt doch nicht! Oder vielmehr: sie lebt erst dann, wann sie selber Leben gezeugt, neues Leben entzündet hat! Dieses Leben der Anderen ist ihr eigentliches Leben.

Das ist nicht etwa paradox. Denn von der Erschaffung des Kunstwerkes ist hier ja nicht die Rede, bloß von dessen Fortdauer. Und es darf wohl richtig erscheinen, daß diese Fortdauer nur zum geringsten Theile an die materielle Existenz des Kunstwerks gebunden ist, in weitaus größerem Maaße hingegen an das Vorhandensein rein-seelischer Faktoren. Kunst ist eben, man mag vor- oder rückwärts blicken, ohne ein intensives Seelenleben überhaupt nicht denkbar. Wie der schöpferische Akt nichts anderes ist als eine Steigerung der gesammten Seelenkräfte einer Person über sich selber hinaus, so ist der Genuß eines Kunstwerkes ein gewissermaßen schöpferischer Akt, in dem die Seelenkräfte sich steigern. Im ersten Falle, in dem des Künstlers, wird gleichsam aus dem Nichts heraus ein bis dahin nie geschautes Werk erschaffen. Im anderen Falle, in dem des betrachtenden Genießers, wird eine aus dem Kunstwerk, als aus dem Centralheerd aufgespeicherter Empfindung, sich loslösende Wirkung von einem für diese Wirkung disponirten Individuum aufgenommen und durch Verschmelzung des Empfangenen mit dem Eigenen zu einer neuen Art gesteigerten Empfindungslebens hinübergeführt. Man kann also sagen, daß durch den Schöpfungsakt das Kunstwerk mit Empfindung geladen ist wie eine elektrische Batterie; daß diese Batterie indes nur demjenigen antwortet, der den Leitfaden in der Hand hat; daß wo die Leitfäden fehlen, die Batterie schweigt, und daß alsdann das lebenträchtige Werk scheinbar tot und erkaltet ist und insofern wirklich gestorben, als es rein aus sich heraus keiner, auch nicht der kleinsten Lebensregung fähig ist.

Ich glaube, wir thun gut, uns diesen Thatbestand vor Augen zu halten, da man sich daran gewöhnt hat, ihn zu ignoriren. An der Kunstgeschichte arbeiten nicht bloß die Künstler sondern in einem fast erschreckenden Grade auch die Betrachter mit. Kunsterschaffung und Kunstbetrachtung sind zwei thätige Mächte, die eine auf die andere angewiesen sind, und die sich gegenseitig ergänzen. Es giebt Künstler, welche behaupten, daß sie bloß für sich selber schüfen, und daß sie nach einer Wirkung auf Andere nicht trachten. Diese Künstler wissen um ihr eigenes Seelenleben nicht Bescheid. Es giebt keine Kunst, die nicht so oder so auf Wirkung ausginge. Denn jede Kunst will lebensschöpferisch sein, durch das Knnstwerk in den Seelen der Menschen. Und diese Schöpferthätigkeit in fremden Seelen ist den Künstlern die Hauptsache, weit mehr noch als das Werk für sich allein. Gewiß, er liebt dieses Werk als den Ausdruck seiner eigenen Schöpferthätigkeit. Aber dies wäre im Grunde blos Selbstverliebtheit, Prinzessinnen-eitelkeit. Erst wenn das Andere hinzukommt, der brennende Wunsch, das eigengezeugte Leben in fremden Seelen auferstehen zu sehen und dadurch

Digitized by Google

Samen geworfen zu haben in die Jahrhunderte und in die Jahrtausende, erst dann erreicht der Künstler seine seelische Höhe, seine sittliche Schöpfermacht. Und alle wahrhaften Künstler wollen diese Höhe, diese Schöpfermacht erreichen. Kein Einziger begnügt sich ernsthaft mit dem Werk allein, auch wenn dieses keine „Wirkung thut." In Wahrheit schmachtet der Künstler nach dieser Wirkung, wenn sie ausbleibt. Und dieses ist ein sehr gesundes Gefühl, es ist der Ausdruck seines Stolzes und nichts weniger als eine Schwäche. Natürlich liegt dem Künstler Alles daran, dieses Gefühl nicht zu zeigen. Er weiß, daß die Menge es ihm mißdeuten würde. Darum verschließt er es in seiner Brust. Und so giebt es denn starke heroische Naturen unter den Künstlern, die dieses Gefühl Jahre und Jahrzehnte lang bei sich verbergen und scheinbar kalt dahin leben, ohne die Wirkung, deren sie bedürfen, zu erlangen. Und diese sagen dann, sie begnügten sich mit dem Werk allein. Nein, das thun sie nicht! Sie begnügen sich mit ihrem Bewußtsein von der lebenzeugerischen Kraft ihres Werkes. Aber insgeheim warten sie mit Bangen und mit Ungeduld, daß diese lebenzeugerische Kraft sich endlich offenbare, daß das dem Kunstwerk geopferte Lebensblut fruchtbar werde in den Sinnen fremder Menschen. Und die ganze Zeit über, wo sie die reale Wirkung entbehren, leben sie von der Vorstellung einer idealen Wirkung. Sie träumen von der Zukunft. Sie nehmen die Zeichen der Ergriffenheit, die sie vielleicht von einigen Wenigen erfahren, als eine Verheißung künftiger allgemeiner Wirkungen. Und nichts Anderes wollen sie, als daß man ihnen das nachempfinden möge, was sie selbst empfunden haben. In der Empfindung also, das wissen die Künstler instinktiv, liegt der Werth ihres Schaffens. Alle Ausdrucksmittel der Technik sind blos Mittel zum Zweck. Diese mag man studiren und hat vielleicht viel davon gelernt. Wer aber mit der in einem Kunstwerk niedergelegten Empfindung sich durchtränkt hat, der ist innerlich bereichert worden, der fühlt sich, wenn auch vielleicht bloß für einige kostbare Lebensmomente, als ein neuer Mensch.

Indem hiermit ganz allgemein angegeben ist, wessen die Künstler von Seiten der Betrachter ihrer Werke bedürftig sind, ist auch bereits der Umkreis dessen, was man von einer des Namens würdigen „Kunstbetrachtung" zu fordern hat, andeutungsweise umschrieben. Hauptforderung: Kunstbetrachtung muß etwas Lebendiges sein! Nähere Erläuterung: sie wird lebendig, indem sie vom Kunstwerke nimmt, indem sie dessen Empfindungsgehalt in sich einströmen läßt.

Das klingt ja nun sehr einfach. Aber so einfach es sein mag, es ist nicht gerade häufig. Meist versteht man unter Kunstbetrachtung etwas Anderes, irgend ein Feinschmeckerthum, irgend eine Gelehrsamkeit, irgend eine geistige Ueberlegenheit oder gar irgend ein wortsprudelndes Litteratenthum. Die Meisten meinen, daß der wahre Kunstbetrachter, wenn er vor ein neues Kunstwerk geführt werde, sogleich etwas Geistreiches müsse sagen können, und von einem bestallten Kritiker verlangen sie dieses sogar. Diese Leute ahnen nicht, daß die Kunst zunächst befangen macht, daß sie nicht mit Donnergekrach über Einen herstürzt, sondern scheu und zage im Herzen keimt. Nur Jemand, der keine Spur von eigenem Kunstvermögen in sich trägt, vermag sich vor einem fremden Kunstwerk sogleich zu fassen und blinkende Witzwassersäulen steigen zu lassen. Wer aber also redet, der fühlt im Moment nur sich selbst. Das Kunstwerk ist ihm bloß der willkommene Hintergrund, vor dem sein Pfauenrad sich günstig abhebt. Geistreichsein in Gegenwart der Gottheit ist etwas widerlich Profanes. Und darum wird, wer im Kunstwerk

Digitized by Google

die Gottheit spürt, erst reden können, wenn er mit sich allein ist, des Bannes ledig. Aber freilich, es giebt gar viele sogenannte Kunstwerke, vor denen das Reden weiter nicht schadet, vor denen es sogar nützt. Es ist alsdann das Trinkgeld oder sagen wir die Beschwichtigungssumme, die man dem um ganz anderes als reale Kunstwirkungen besorgten Manne herablassend in die Hand drückt.

Indes, es giebt Stufen der Kunstbetrachtung, — obgleich die wahre nur Eine ist. Aber immerhin versuchen sich auf alle möglichen Arten und Weisen die Menschen der Kunst zu nähern. Und mag auch jene ein e wahre Kunstbetrachtung zunächst auf einer angeborenen Begabung beruhen, so ist diese Begabung doch sowohl entwickelungsfähig als auch zerstörbar, und sie verlangt daher eine gewisse Pflege. Zur Herrschaft darüber schwingt sich ein Jeder nur langsam empor. Denn das bloße Kunstgefühl ist trügerisch; Erfahrung muß ihm zur Seite stehen, die Echtes von Nachgeahmtem unterscheidet. Andererseits sind wohl nur wenige Menschen ganz ohne natürliche Empfänglichkeit für Kunst. Aber bei den verzwickten Schul- und Kulturverhältnissen, in denen wir leben, geht von der natürlichen Empfänglichkeit durch künstliche Verbildung gar viel in die Brüche. So giebt es wie glaubwürdig versichert wird, heutigen Tages Leute, die am Nackten in der Knnst ernsthaften Anstoß nehmen und die die Kunst in Abhängigkeit bringen wollen von der gerade herrschenden Zufalls-Moral. Weder Polizistenrock noch Reichstagsmandat schützen vor solch verderblicher Beschränkheit. Natürlicherweise stehen Leute, die also urtheilen, auf der untersten Stufe der Kunstbetrachtung. Und es ist bezeichnend für unsere Kulturverhältnisse, daß sie, ich will nicht sagen: das Recht, aber doch, daß sie den traurigen Muth haben, überhaupt mitzureden. Wo sie aber gar einen ernsthaften Kampf gegen die freie Selbstbestimmung der Kunst unternehmen, da setzen sie das ganze Kulturansehen ihres Volkes leichtfertig aufs Spiel.

Nur langsam erhebt sich aus diesen Niederungen die Betrachtung empor bis zur obersten Spitze. Aber wir wollen bereits vollkommen zufrieden sein, wenn auch nur eine erkleckliche Anzahl Zeitgenossen jene hochgelegene Plattform erreicht, wo zumindest die Schlacken der Verbildung wieder abgefallen sind, und sich ohne viel Gelehrsamkeit ein natürliches kunstfrohes Menschentum regt. In diesem Sinne müßte ein gewisses Durchschnittsmaaß einfach die Anstandsration sein, die man von gebildeten, oder vielmehr unverbildeten Menschen zu verlangen hätte. Jedermann weiß heute, was gemeint ist, wenn es von Einem heißt: er ist ein „musikalischer" Mensch. Was hingegen ein „künstlerischer" Mensch ist, darüber sind sich noch viele arg im Zweifel. Und doch brauchte man sich lediglich nach der Analogie des einen Wortes zu richten, um das andere zu verstehen. Musikalisch ist ein Mensch, der „hören" kann. Er braucht nicht nothwendigerweise ein bestimmtes Instrument zu beherrschen, aber er muß musikverlangend sein, er muß gute Musik von schlechter unterscheiden können und nur erstere lieben, und er muß persönlichen Geschmack haben. So müßte also der künstlerische Mensch in erster Linie „sehen" können, um vor allem zur Kunstbetrachtung befähigt zu sein. Auch er brauchte weder Künstler noch ausübender Dilettant zu sein. Aber er müßte in der Ganzheit seines Lebens der Kunst dienen wollen, er müßte unterscheiden können, dürfte nur das Gute wahrhaft lieben und müßte das seiner Eigenart Entsprechende in seiner täglichen Umgebung künstlerisch zum Ausdruck bringen. Solcher Menschen, als des normalen Durchschnittsmaaßes, bedürften wir, um zu einer künstlerischen

Digitized by Google

Kultur zu gelangen, und um die so schwere, weil so einfache Kunst der lauteren Kunstbetrachtung bei uns einzubürgern.

Wir wollen nun, nachdem wir über die allgemeinsten Merkmale des „künstlerischen Menschen" uns klar geworden sind, versuchen, uns von dieser rara avis ein lebendiges Bild zu machen. Und um den Typus möglichst klar herauszuschälen, wollen wir dabei von der Annahme ausgehen, daß der Betreffende selbst durchaus nicht künstlerisch thätig sei, so sehr uns auch das praktische Leben belehrt, daß ein richtig geleiteter Dilettantismus vielfach ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel für die Erweckung eines energischen Kunstsinnes ist. Es soll also ein Mensch sein, der, weil er selbst nicht schöpferisch ist, um so intensiver nach den Schöpfungen der Kunst verlangt. Und da werden wir wohl zuerst uns fragen müssen: welch ein Verlangen treibt diesen Menschen? Mit anderen Worten: was sucht er bei der Kunst? Denn, daß er die Kunst selbst suche, kann uns als Antwort nicht genügen.

Es müssen Grundtriebe sein, die befriedigt werden wollen. Und der eine Grundtrieb ist das Verlangen nach Anschauung der Schönheit, der andere ist der Wunsch, über das persönliche Dasein hinausgehoben zu werden, sei es durch stärkere innere Bewegtheit und Erschütterung, sei es durch seelische Beschwichtigung und Verklärung.

Daß Kunst ihrem allerinnersten Wesen nach etwas mit Schönheit zu thun habe, hat man merkwürdiger Weise in einer wohl noch nicht ganz überwundenen Periode des Aesthetisirens allen Ernstes verleugnen wollen. Damals sagte man recht ostentativ, und vielleicht sagen es auch heute auch noch Einige: in einer wahrhaft aufgeklärten „modernen" Aesthetik brauche das Wort „schön" garnicht vorzukommen. Alles was der Mensch in der Hinsicht begehre, solle durch die „Wahrheit" verabreicht werden. Man hat wohl kaum gefühlt, wie man sich damit auf den allerärgsten Philisterstandpunkt gestellt hat; denn der Philister ist ja höchst zufrieden, wenn er nur weiß, daß Alles stimmt, und daß die Sache ihre Richtigkeit hat. Wer aber ein Kunstwerk sich nur daraufhin ansieht, der hat noch nicht die mindeste Ahnung, was er bei der Kunst eigentlich zu suchen hat; der entwerthet die Kunst, indem er sie zu einem minderwerthigen Ableger der Wissenschaft und der Weltweisheit macht. Denn dorthin, das weiß jedes Kind, wird man sich wenden, wenn man nach „Wahrheit" ehrlich dürstet. Darum soll aber gewiß nicht gesagt sein, daß der Kunst die Wahrheit fremd sei. Im Gegentheil, wo sie fehlt, da fehlt der Kunst das Fundament. Aber gleichwie ein Fundament noch kein Haus ist, so ist auch Wahrheit noch nicht Kunst. Erst was auf der Wahrheit sich aufbaut, vermag uns als Kunst gegenüberzustehen. Erst wo die Schönheit durch alle Quadern dringt, ist der Bau eines Kunstwerkes vollendet. Niemals wäre Kunst entstanden, wenn nicht der Mensch nach Schönheit verlangt hätte. Darum ist die Schönheit von der Kunst untrennbar, weil der Drang nach ihr die Kunst erschaffen hat.

So ist also vom „künstlerischen Menschen" an erster Stelle zu erwarten, daß er in der Kunst nach Schönheit suche. Und Der nur kann jenen Namen für sich in Anspruch nehmen, der sie auch wirklich findet. Ich will, damit ich nicht mißverstanden werde, ein crasses Beispiel wählen, um mich deutlich zu machen. Stellen wir uns im Geist die „Hille Bobbe" von Frans Hals vor! Der Philister wird sofort in den Ruf ausbrechen: „Dieses Werk ist häßlich; Nichts daran verkündet Schönheit!" Und warum? „Die Hille Bobbe ist ein häßliches altes Weib!" Und darum soll auch das Kunstwerk häßlich sein? Wunderlicher Trugschluß! Ich will hier von der Lebendigkeit, die jenes Werk erfüllt, noch garnicht

Digitized by Google

einmal reden. Denn Lebendigkeit ist noch nicht Schönheit, oder vielmehr: die Schönheit muß auch außerhalb der Lebendigkeit noch vorhanden sein. Ich will mich sogar zu dem Satz versteigen: ein häßliches altes Weib, wahr und lebendig gemalt, ist noch immer nur ein zweifelhaftes Kunstwerk, wenn nicht der Nerv der Schönheit darin sichtbar wird. Diese Schönheit aber — die gewiß viele Maler bei diesem Werk uns schuldig geblieben wären — bei Frans Hals ist sie vorhanden! Man muß freilich, um sie rein für sich, gewissermaßen in abstracto zu erkennen, im Geist zunächst einmal davon absehen, was das Bild materiell überhaupt vorstellt. Man möge lediglich das Verhältnis der Linien zu einander — den schräg gebogenen Leib der kreischenden Alten und, damit contrastierend, die Gradlinigkeit unten links des zinnernen Kruges und oben rechts der kauernden Eule — und darauf das Verhältnis der Farben zueinander — wie etwa die Fleischtöne des Gesichtes zu Hintergrund und Kleidern stehen — dieses möge man beobachten, und man wird der rein-aesthetischen Seite des Bildes langsam auf die Spur kommen. Man wird dann wohl auch spüren, daß der Künstler in einem sinnlichen Rausch geschaffen hat, in einer Art von Hellseherei, die überall hinter der gemeinen Häßlichkeit eine ganz einzigartige Schönheit aufleuchten sah. Und darin liegt nicht etwa etwas Krankhaftes, sondern eine kecke verwegene von den Beschränktheiten des Philisterblickes entbundene Gesundheit. Darin äußert sich der echte ganze Künstler, der aus dem im Leben Häßlichen für die Kunst einen dekorativen Werth zu gewinnen wußte. So bewunderungswürdig bei der „Hille Bobbe" dasjenige ist, was direkt aus dem Leben stammt und das Leben gleichsam festnagelt, — was das Bild zu dem großen Kunstwerk macht, ist doch erst das, was es vom Leben trennt. Erst indem das Abbild gegenüber dem Urbild eine vollkommen eigene Existenz gewinnt, die ganz in sich selber beschlossen und von einer gleichsam immateriellen Schönheit durchdrungen ist, kommt das Kunstwerk zu stande. Und nur, wer diese einzig dem Kunstwerk eigentümliche Schönheit spürt und empfindet, kann von sich sagen, daß er ein Kunstbetrachter sei.

Es wäre natürlich leichter gewesen, diese Explikation an Raffaels „Sixtinischer Madonna" oder an Tizians „Himmlischer und irdischer Liebe" oder am „Hermes" des Praxiteles vorzunehmen. Bei diesen Werken ist auch das Rein-Stoffliche schön, und selbst der Banause kann das empfinden. Für die Kunst aber besteht zwischen diesen Werken und einem Frans Hals oder Velasquez kein Unterschied, auch nicht, was die Schönheit angeht. Und so ist es denn für die Kunst vollkommen gleichgültig, ob Liebermann eine alte Frau mit Ziegen, oder ob Ludwig von Hofmann eine nackte Eva malt. Wenn nur Beides gut gemalt, wenn nur im einen wie im anderen Falle der aesthetische Werth mit Kraft und Aufrichtigkeit herausgeholt ist! Nach mehr braucht die Kunst nicht zu fragen! Und auch der Kunstbetrachter kann sich zunächst bei dieser Entscheidung beruhigen — wenigstens, insofern er Objektivität anstrebt.

Indes, die Objektivität des Kunstbetrachters wird ihre Grenzen haben. Die der Kunst ist unbegrenzt: sie ist etwas Allgemeines. Aber der Kunstbetrachter ist ein Mensch, und nicht das geringste seiner Menschenrechte soll ihm — zu Gunsten der Kunst! — geschmälert werden. Im Gegentheil, er soll sich seines Menschentums, seines allerindividuellsten Menschentums, vor der Kunst in erhöhtem Grade bewußt werden. Das Gebiet der Kunst ist weit, und der müßte ein Gott oder — ein Stock sein, der alle Kunstwerke mit gleicher Liebe lieben wollte.

Digitized by Google

Hier spielt das Gebiet der Empfindungen und Sympathien hinein, und da giebt es stets Unberechenbarkeiten und Willkürlichkeiten. Diese dürfen beim Betrachter ebensogut mitsprechen als beim Künstler. Denn der echte Kunstbetrachter ist dem Künstler verwandt, er ist, wenn ich so sagen darf, Mit-Künstler.

Hier käme also jener zweite Grundtrieb ins Spiel, der vorhin beim Kunstbetrachter vorausgesetzt wurde, die Sehnsucht nach innerer Ergriffenheit, die ihn, sei es durch Erschütterung, sei es durch Beruhigung, vom Bann des Alltages erlösen soll. Und darum wird der Betrachter hier wahrhaft zum Mit-Künstler, weil er mit dem Künstler dessen höchste Wonnen, den Rausch der Schöpferseligkeit und die Gnade des inneren Schauens, theilt. Die Kennerschaft spielt hier blos noch eine untergeordnete Rolle. Alles verwandelt sich in Mitleidenschaft. Ich möchte in diesem Sinne sagen: der Kunstgenuß ist das, was den sonst unproduktiven Menschen produktiv macht.

Hier erfährt also die erhabene Wirkung der Kunst ihre machtvollste Steigerung. Ein Mensch sitzt vor einem Kunstwerk und schaut und schaut. Er schaut so lange und tief, bis er fast nicht mehr schaut. Er versinkt gleichsam in sich selbst. Er fühlt seine innere Welt. Die Gestalten lösen sich aus dem Bilde und treten als selbständige Erscheinungen an ihn heran. Der Stein gewinnt Leben und kündet vom tiefverborgenen Leiden der Creatur. Die Gewölbe dehnen sich, die Wände wachsen, das einfluthende Licht sprengt die Decke, die Kirche wird zum Weltraum. Das reale Kunstwerk löst sich gleichsam auf, ein imaginäres Kunstwerk wird geboren, der Mit-Künstler wird zum Eigen-Künstler.

Dieses wäre das höchste Stadium. Natürlich ist es Wenigen erreichbar. Natürlich auch diesen nur in seltenen begnadeten Momenten. Aber es ist ganz unverkennbar das Ziel, nach dem auch die geringeren Stadien hindrängen. Kunst ist Ekstase, Kunstgenuß will zur Ekstase werden. Aber das Vorgefühl der Ekstase ist es, was wir als Steigerung der Kräfte empfinden, und was uns so glücklich macht.

Doch das Leben des Alltags rechnet mit bescheideneren Empfindungen. Und gerade seinen Alltag wünscht der künstlerische Mensch von der Kunst geadelt zu sehen. Er will an der Kunst und im steten Umgang mit ihr sich selber adeln. Er will feiner, subtiler und geistiger werden. Er will sich eine eigene Atmosphäre schaffen, in der er leise und unmerkbar zu einem neuen und höheren Menschen erzogen wird.

So stellt sich die Kunst in den Dienst der Kulturentwickelung und unzweifelhaft ist das, ökonomisch betrachtet, ihre fruchtbarste Mission. Die Betrachtung von Kunst wird hier zu einem Leben mit der Kunst, und das ist es, worauf es vor allen Dingen ankommt. Gerade heute fühlen wir das wieder besonders stark, wo wir endlich dazu erwachen, die starren Grenzpfähle zwischen Kunst und Leben hie und da ein wenig zu lichten.

Bis vor ganz kurzem noch haben sich die Künstler mit der Unüberbrückbarkeit zwischen Leben und Kunst oft förmlich gebrüstet. Man war stolz darauf, verkannt zu sein; man kokettirte damit. Wir haben bereits gesehen, was davon zu halten ist. Thatsächlich waren diese Zeiten sehr schlimm, sind es auch vielfach heute noch. Wir sahen und sehen Künstler gleichsam auf verlorenen Inseln sitzen, umströmt von einem Meer der Gleichgültigkeit, und die Künstler unfähig oder unwillig, den Kampf mit diesem Meere aufzunehmen. Welch ungesunde Erscheinung! Ist der Künstler nicht gleichsam geboren, als ein Spender und Schenker überall

Digitized by Google

ins Leben einzugreifen, das Leben durch seine Gaben in ein Fest zu verwandeln? Wir sehen ihn, wie er das Leben belauscht, wie er es widerspiegelt, wie er es deutet. Er zeigt uns vielleicht das Leben in seiner äußersten Herbheit. Aber hat nicht der Ernst, mit dem er dieses verkündet, etwas Befreiendes? Lehrt er uns nicht das Leben tiefer verstehen? Befähigt er uns nicht, uns als Herren über das Leben zu fühlen? Gerade hier wird ein Betrachter, der in die Tiefe dringt, oft etwas von inniger Dankbarkeit fühlen, weil Alles, was ihn über das Leben aufklärt, ihn aufs köstlichste bereichert. Und wo die Kunst diese Aufklärung darbietet, da weiß sie auch den bitteren Trank aufs willkommenste zu würzen. Ich wenigstens habe die manchmal furchtbaren Schilderungen, wie sie etwa Hans Baluschek von den Berliner unteren Kreisen entwirft, niemals sehen können, ohne dabei innerlich derart bewegt zu werden, daß ich ein stärkeres, energievolleres und darum lustvolleres Gefühl meiner Persönlichkeit bekam. Eine Hebung der inneren Lebenskräfte kann die Kunst auch auf diesem Wege bewirken; freilich muß man Kunst rein als Kunst nehmen wollen.

Ich will aber von diesen Beziehungen zwischen Kunst und Leben nicht weiter sprechen. Es liegt immerhin da Etwas von Trübheit und Bitterkeit auf dem Grunde, das nicht Alle zu überwinden vermögen. Es giebt ja auch noch weit einfachere, unmittelbarere Verbindungen der Kunst mit dem Leben: nämlich dort, wo die Kunst, statt das Leben zu schildern, sich die Aufgabe stellt, ihm zu dienen, es zu schmücken. Und das in unseren Tagen so froh erfolgte Aufleben der dienenden und schmückenden Künste ist wohl ein guter Hoffnungsstrahl, daß es immer mehr gelingen wird, die Kunst ins Leben hineinzuführen, das Leben durch die Kunst leuchtender zu gestalten.

Gehen wir vom Allerprimitivsten aus! Denken wir uns das Leben in seiner äußersten Notdurft! Da sehen wir das hülflose Geschöpf, welches sich Mensch nennt, wie es daran arbeitet, sich dasjenige zu verschaffen, was ihm sein Dasein sichert und festigt. Der Mensch will sich nähren, sich kleiden, will schlafen, will wohnen. Er will sich gesund erhalten, will sich schützen gegen Witterung und fremde Eingriffe. Er will mit Anderen in Verkehr treten, er will sie für sich gewinnen, sich mit ihnen zu gemeinsamer Thätigkeit verbinden. Und der Mann sucht das Weib, das Weib den Mann. Das alles sind ursprüngliche Formen der menschlichen Existenz, nüchtern als Ausdruck einer gebieterischen Noth. Indem nun die schlichte Notdurft befriedigt wird, wird das Verlangen scheinbar gestillt. Aber doch nur scheinbar! Etwas Graues, Freudloses bleibt, das bald ein peinvolles Gefühl der Entbehrung erzeugt. Blicken wir umher! Nirgends ist die Natur auf bloße Erfüllung und Notdurft gestellt. Die Natur will überall Verschwendung, Vergeudung. Alles ist in der Natur im Ueberfluß vorhanden. Nirgends begnügt sie sich mit dem Nüchtern-Zweckmäßigen. Sie will zwar Alles so zweckvoll als irgend möglich haben, aber sie will es nicht kleinlich ausgerechnet haben, es soll groß, schwungvoll, berückend, phantastisch, toll und bizarr sein. Man braucht noch nicht einmal an die Fauna des Meeres oder an die Flora der Tropen zu denken, man braucht bloß auf die erste beste deutsche Wiese hinaus zu wandern, Schmetterlinge, Käfer und Gräser zu beschauen, dem Vogelgesang zu lauschen, das Windesfächeln zu kosten, und man ist ganz durchströmt von der Wollust der Natur, wie sinnverwirrt von der Ueppigkeit unzähliger Formen, deren jede sinnvoll, jede aber auch von einem wahren Schöpferrausch der unberechen-

Digitized by Google

barsten Erfinderlaune durchpulst ist. So belauschen wir die Kunst im Haushalt der Natur. Wir sehen das Schöne, das Freie, das Phantastische so überreich allerorten sich entfalten, als sei es das Nothwendigste und Unentbehrlichste. Und kleinlaut werden wir uns gestehen müssen, daß wo wir Menschen uns mit unserer abscheulichen Vernünftigkeit einrichten, stets bedacht, bald hier bald da zu beschneiden, zu kürzen, zu kargen und zu sparen, daß wir da nicht etwa bloß einer traurigen Kulturlosigkeit verfallen sind, sondern daß wir uns direkt vom Mutterboden der Natur auf irgend einen kahlen Felsen zurückgezogen haben, wo wir von dem rings um uns her ausgebreiteten Reichtum kaum noch etwas ahnen.

Hier ist also nun die Stelle, wo die Kunst einsetzt, man kann getrost sagen, um die Fülle der Natur, von der wir geschieden sind, in unser Leben wieder einzuführen. Indem die Kunst das, was die Notdurft erschuf, schmückt und reizend macht, thut sie nichts anderes, als was draußen allenthalben die Natur thut. Darum führt uns die Kunst zur Natur zurück, statt uns, wie beschränkte Rechenmeister sagen, von ihr zu entfernen. Jedenfalls ist ohne die Kunst der Mensch von der Natur geschiedner als je; er schrumpft zu einem knöchernen Abstractum zusammen. Und darum brauchten wir eigentlich garnicht vom „künstlerischen" Menschen als einer besonderen Abart oder Kaste zu sprechen; wir dürfen ruhig sagen: Mensch überhaupt! Und in der That belehrt uns das Leben, daß überall das Menschliche und das Gefühl für Menschliches nur schwach entwickelt wird, wo die persönlichen Beziehungen zur Kunst fehlen.

Aber bleiben wir ruhig bei dem einmal festgelegten Wort! — schon damit nicht Krethi und Plethi zufolge ihres vermeintlichen Normal-Menschenthums mit dreinzureden begehren! Der künstlerische Mensch, also Derjenige, dem die Kunstbetrachtung Lebens- und Herzenssache ist, wird unter allen Umständen darauf ausgehen, die Gegenstände der Notdurft und des Gebrauches mit Schönheit zu durchtränken. Gerade in den Kleinigkeiten wird er sie nicht gerne missen. Der Löffel, den er in die Hand nimmt, die Thürklinke, auf die er drückt, der Stuhl, auf den er sich setzt, sollen in einem schönheitlichen Geiste für ihn gestaltet sein. Das Licht, welches zum Fenster hineinfluthet, soll so geleitet werden, daß es frei und ruhig einströmt, nicht störende Schlagschatten verursacht, noch finstere Ecken schafft. Die Thüren sollen mit der Wandfläche harmoniren, die Möbel nach Form und Anordnung mit dem Zimmer ein Ganzes bilden, Teppiche und etwaige Vorhänge sich sittsam unterordnen. Ueberladener Schmuck und leerer Schwulst wären gänzlich zu vermeiden. Denn Alles ist unkünstlerisch und unschön, was den Gebrauchswert eines Dinges herabmindert. Vielmehr will die Kunst wie die Natur stets nur dazu dienen, den Sinn und Zweck eines Gegenstandes mit Anmuth und Mannichfaltigkeit auszudrücken, nicht aber ihn zu verbergen oder gar aufzuheben.

Natürlicherweise giebt es unendlich viele Grade und Arten, durch die der Mensch in der von ihm bewohnten Wohnung seinen Kunstsinn ausdrücken kann. Die Meisten leben leider in mehr oder minder großer Abhängigkeit und sind unvermögend, das, was ihnen vielleicht vorschwebt, zu verwirklichen. Trotzdem hat es Jeder bis zu einem gewissen Grade in der Hand, seiner Umgebung einen auf Kunst gestimmten Charakter zu verleihen. Auf das Positive käme es hier zunächst weniger an als auf das Negative. Das Positive, die Anschaffung von Kunstwerken und die Ausgestaltung der Räume bis ins Einzelne, ist eine Frage des jeweiligen Vermögens. Das Negative, die Vermeidung und, unter Umständen, die Weg-

Digitized by Google

schaffung von Geschmacklosigkeiten, ist Gewissenssache. Merkwürdigerweise aber trifft man das Negative weit seltener an, als das Positive. Man kann in die Häuser reicher Leute kommen, die nicht ohne Recht in dem Rufe stehen, bedeutende Kunstmaecene zu sein, und man findet dort, zu seinem nicht geringen Erstaunen, neben Werken, die den Adel der Kunst tragen, fabrikmäßige Waaren, deren äußere Prunkhaftigkeit in einem peinlichen Mißverhältnis steht zu ihrem innern Werth. Man kann ja nicht immer aus dem Vorhandensein solcher Discrepanzen auf die wahre Kultur der Besitzer Rückschlüsse ziehen. Man weiß, wie sehr Pietäts- und Familienrücksichten oft mitbestimmend sind für die Aufstellung irgendwelcher Kunstobjekte.. Aber wer allen Ernstes darauf ausgeht, sein Haus der Kunst heilig zu halten, der wird in den allermeisten Fällen auch Mittel und Wege finden, das Unliebsame fernzuhalten, oder in die Ecke zu drücken. Jeder aber, der sich frei fühlt, sich sein Heim so auszugestalten, wie er will, und der dabei der Kunst ernsthaft zugethan ist, sollte mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, den Räumen, die er bewohnt, vor allem Harmonie zu geben. Lieber wenig, aber dieses auf einander gestimmt, als ein buntes Vielerlei von schwankendem Werth und schwankendem Geschmack! Allzu leicht würde man dadurch der Mißdeutung Raum geben, daß das dem Schlechten zugestellte Gute vielleicht nur durch einen Zufall, vielleicht ohne die Kraft einer führenden Ueberzeugung in diese Räume gerathen sei. Vor allem aber wird der künstlerische Mensch danach trachten, seiner Wohnung das Gepräge seiner Persönlichkeit zu geben, und je aufrichtiger er darin ist, desto besser. Niemand sollte, wo es sich um Kunstwerke handelt, Gleichgültiges um sich dulden. Die Gleichgültigkeit ist der Feind der Kunst, weil sie der Feind jedes eigenwillig aufsprossenden Lebens ist. Ein Bild, das an der Wand hängt, sollte stets ein Stück Seelengeschichte des Bewohners enthalten; es müßte von der Gesinnung, dem Geschmack, dem Innenleben seines Besitzers zu erzählen haben. Ein Bild kann man erst wahrhaft lieben, wenn man mit ihm Zwiesprache gehalten hat. Erst wenn man seine innerste Stimme vernahm, kann man es besitzen wollen. Darum sollen wir es vermeiden, solche Kunstwerke in unserem Hause zu haben, die nicht einen ganz individuellen Punkt in unserem Leben und Empfinden berühren. Hier kann nicht die Kühle des Urtheils sondern bloß die Wärme der Liebe entscheiden. Es giebt vortreffliche Kunstwerke, die ich unzweifelhaft als solche erkenne und anerkenne, und zu denen ich dennoch bloß in ein platonisches Verhältnis treten kann, weil sie mich nicht in Schwingung versetzen. Solch ein Kunstwerk, etwa um einer Anstandspflicht zu genügen, in meiner Wohnung aufzustellen, wäre ein Unrecht wider mich selbst und eine Unaufrichtigkeit wider das Kunstwerk. Wo aber die Liebe entzündet ist, da genügt auch eine gute Reproduktion, falls, wie dies ja meistentheils der Fall ist, das Original nicht zu erlangen wäre. Das Kunstwerk in unserem Hause aber soll gehalten werden wie ein stets anwesender guter Freund; es gehört zu den Vertrauten der Familie, und in manchen Fällen ist es wie ein Gewissensrath. Jeder kennt Momente, in denen er vielleicht geneigt ist, etwas Kleinliches zu thun, halben Entschließungen Raum zu geben, lau zu werden gegen seine Lebensaufgabe, und wo er dann plötzlich stutzt, wo er sich schämt, wenn sein Blick auf das reine und edle Kunstwerk fällt, das er als seinen Freund in sein Haus geführt hat und das nun dasteht als eine lebendige Erinnerung an edelste und weihevollste Stunden. In solchen Momenten erprobt sich die Heilswirkung, die in der Kunst allüberall verborgen liegt. Es

Digitized by Google

geht von dem Kunstwerk etwas aus wie eine religiöse Kraft. Diese Wirkung ist vollkommen organisch. Von der Religion hat von jeher alle große Kunst ihren Ursprung genommen, zur Religion will die Kunst im geheimen immer wieder zurückkehren. Oder besser noch: es ist in ihr das Streben verborgen, sich selbst in Religion zu verwandeln, aus sich heraus eine neue, von Jugendfülle durchbrauste Religion zu gebären. Darum ist denn auch die Kunst die Todfeindin aller verknöcherten, dem Tod verfallenen Religion. Das leere Wort und die leere Form sind ihr in einem solchen Grade fremd, daß sie machtlos davor verstummten. Nur die wirklich lebendige Religion, gleichviel ob sie formulirt und sanctionirt ist oder nicht, kann kunstzeugerisch wirken, kann mittels der Kunst sich selber finden: jene Religion, die tief in die Herzen eines Zeitalters eingeschrieben ist, die mit jedem Zeitalter eine neue wird und doch immer dieselbe bleibt, weil das Grundgefühl unveränderlich ist, und nur die Ausdrucksform wechselt. Stets aber wird die Kunst das Bestreben haben, die Mittlerin zu sein, zwischen dem Menschen und zwischen allem Höchsten und Erhabensten, das seine Brust bewegt, ob wir es nun „Gott" nennen oder anders. Darum wird die wahre Kunstbetrachtung auch nach solcherlei Beziehungen im Kunstwerk suchen, und es wird ihr kein leerer Rauch und Schall sein, daß in der Kunst etwas Heiliges wohne.

Damit sind wir zu unserem Ausgangspunkt wieder zurückgekehrt: daß die Kunst gewissen Grundgefühlen im Menschen entstamme, die ihm etwas Heiliges seien: der Sehnsucht nach Anschauung der Schönheit und nach der Ueberwindung des Alltags. Und wir haben jetzt erkannt, daß sich die Kunst in diesen Grundgefühlen mit der Religion berührt, von der sie im realen Leben ihren Ausgangspunkt nahm und zu der sie im idealen Sinne unablässig zurückstrebt. Aber zwischen diesem hohen Ausgangspunkt und Endpunkt giebt es für die Kunst eine lange irdische Pilgerfahrt, auf der sie zu begleiten der aufrichtige Kunstbetrachter nimmer müde werden wird. Es giebt da viele Dinge unterwegs, die scheinbar mit dem Ersten und Letzten gar wenig zu thun haben, handwerkliche Dinge, Kampfmomente, soziale Abhängigkeiten, Uebergangserscheinungen. Sie wollen jedes für sich mit Liebe betrachtet und gewürdigt werden. Aber wer tief schauen will, wird auch hier den Blick für das Erste und Letzte nimmer ganz verlieren. Die Beziehungen zur Gesamtmenschheit, die doch stets in aller Kunst das Wichtigste sind, vermögen sich nur dann für unseren Blick zu enthüllen.

Im Uebrigen aber ist es gerathen, die Kunst ihren Weg gehen lassen. Sie wird ihn schon finden. Der einzelne Künstler freilich wird hie und da etwas Nachschub vertragen können. Denn nicht Jeder hat unentwegt den hellen Blick für das Ganze des Weges. Aber da muß ein leichtes führendes Wort genügen, — wenn anders man einen „Künstler" vor sich hat! Doch auch darüber brauchen wir uns die Köpfe nicht zu zerbrechen. An Künstlern hat es noch kaum je in der Weltgeschichte gefehlt, an Kunstbetrachtern desto mehr. Und ganz besonders in unserer Zeit wird es nöthig sein, daß die Kunstbetrachtung lerne, der Kunst zu folgen. Die Kunst sucht und wirbt heute, inniger und stärker und rührender als je, um jene bescheidene Summe von Verständnis und Liebe, deren sie beim Publikum bedarf, um sich frei und herrlich entfalten zu können. Und nimmer wollen wir vergessen, daß nur die eine Hälfte der Kunstentwickelung bei der Kunst selber liegt, die andere Hälfte aber — bei uns.

Digitized by Google

Nietzsche's Tod.

Von **Georg Hirschfeld.**

Nie sinkt die Sonne.
Nie soll des Abends
Glühende Schönheit
Abschied und Trauer euch sein.
Denkt an die Scheidende,
Anderswo Leidende,
Anderswo Glückliche
Liebend zurück.

Nacht ist ein Ruheland,
Nacht ist ein heil'ger Strand,
Fernab im Traume
Donnert das Meer.

Seht seine Werke —
Dort ist die Stärke,
Dort ist das Licht.
Hier unter'm Hügel
Sterbender Blüten
Hier ist es nicht.

Ward der Prometheus,
Himmelwärts dringend,
Erde bezwingend,
Also gestraft,
Daß seines Geistes
Siechende Hülle,
Ledig der Fülle,
Ledig des Gottes,
Langsam verwelkt —

Freut euch und danket nun,
Daß eure Sinne ruh'n,
Heilig ihn liebt.
Strahlend sein wirklich Bild
Sich aus dem Nebel hüllt,
Nicht mehr getrübt.

Braucht ihr ein Denkmal,
Ruft eures Geistes
Feurigste Diener
Sehnend euch auf!
Draußen im Meere,
Aus eines Felsens
Starrender Schwere
Hebt sich sein Haupt
Weiß in die Nacht hinaus.
Donnernd, ein Sturmgebraus,
Küßt die Böcklin'sche Flut,
Klinger, Dein Gut.

Und aus den Tönen
Ringt sich ein Sehnen —
Ewigkeit! Ewigkeit!
Himmlisch gekröntes Leid!
Beethovens Töne —
Wagnerbefreit.

Digitized by Google

Rundschau.

Die historischen Momente machen mich zum alten Manne. Großjährigkeitserklärungen, Geburtstagsfeiern, Monarchenbegrüßungen unter schrecklich lackierten Triumphbögen, Paraden, Fahnenweihen, Gründungen von Krieger- oder Flottenvereinen, und vor allem Reden und Toaste, Toaste und Reden werden uns als „historische Momente" serviert. Wie ist es möglich, so viel zu erleben? Und wie kärglich, wie stumpfsinnig haben frühere Generationen dahingelebt, die, wenn sie Glück hatten, es auf zwei bis drei historische Momente brachten, die Erklärung der Menschenrechte und die Schlacht von Waterloo, oder die Revolutionen und die Kapitulation von Sedan. Wir aber fallen von einer weltbewegenden Erschütterung in die andere. Es ist erstaunlich, wie gelehrig sich der Deutsche zeigt, den man für schwerfällig zu halten pflegte, und wie schnell er auf Wunsch seine Meinung über sich selbst ändert. Früher war er oder schien er schlicht, tapfer, bescheiden, gottesfürchtig, alles das ohne große Gesten, ohne viele Worte, und so wollte er auch seine großen Männer sehen. Wenn ihm weh oder wohl zu Mute war, bedrückt oder hoffnungsfreudig, dann stimmte er wohl ein patriotisches, oder ein frommes, oder auch ein humorvolles Lied an: an den Biwakfeuern auf dem Schlachtfeld von Leuthen erhob sich der Choral Nun danket alle Gott!, die Wacht am Rhein war wohl ein Armeekorps gegen Frankreich wert, und „König Wilhelm saß ganz heiter" atmete den fröhlichen Stolz des befriedigten, humoristisch gestimmten Siegers. Der Deutsche war immer ein Genie im Gebärden, aber wenn er im Kampfe seinen bewunderten und beliebten Führern folgte, dann that er es aus Ueberzeugung, und er stand immer noch als Mann Männern gegenüber. Von ihnen nahm er das eiserne Kreuz und er steckte es an Sonn- und Feiertagen auf die Brust, wenn er nicht gerade Sozialdemokrat wurde. Dank seiner Gelehrigkeit ist er nun anders geworden. Man hat ihm einen Zylinder aufgesetzt, damit er besser aussieht, man hat ihm eine Fackel in die Hand gegeben, mit der er abends einer Hofequipage vor Palais und Bahnhöfen geduldig wartet, man hat ihm bei tiefsten Friedenszeiten einen gelben Orden angeheftet und schließlich ein dreimaliges kräftiges Hurrah in den Mund gelegt. Früher war er Volk, jetzt ist er Menge, d. h. wenn er im Spalier steht, sonst wird er als Pöbel gerechnet. Bei den politischen Komödien, die man jetzt aufführt, dient er als Statist, in ganz stummen Rollen, nur wenn der Fürst bei der Frühstücks-, Mittags- oder Abendtafel eine Rede gehalten hat, schallt das dreimalige kräftige Hurrah, so daß man es von der Straße durch die Fenster des Speisesaales hört. Komödien sind das nun eigentlich nicht mehr, sondern Ausstattungsstücke mit Pomp und Trala, Land- und Wasserpantomimen und andere sinnreiche Feerien. Der Statist braucht von der Handlung nichts zu wissen, wie könnte er auch, da selbst die Regisseure ihren Sinn nicht zu verstehen scheinen!

Waldersee geht nach China als Oberbefehlshaber der christlichen und auch der japanischen Truppen und auf den dringenden Wunsch sämmtlicher Könige und Präsidenten Europas und Amerikas. Der Herrscher aller Reußen hat, wie der Kaiser sagt, diesen verdienstvollen Offizier selbst in Vorschlag gebracht. Das ist für uns sehr ehrenvoll, also: Hurrah! Nach diesem Toast allgemeines Kratzen der Köpfe in sämmtlichen Kabinetten und Gesandtschaften Europas. Nur England freut sich aufrichtig; denn so einige zwanzigtausend Mann muß ein Generalfeldmarschall schon mitnehmen. Um so weniger brauchen sie sich selbst anzustrengen, die mit De Wet immer noch nicht fertig geworden sind. Darauf schallt die Stimme des offiziellen russischen Regierungsboten: Nicht Nikolaus II. hat sich an Wilhelm II. gewandt, sondern umgekehrt, und der russische Kaiser hat geantwortet, daß er kein Hindernis gegen den Vorschlag sähe. Dann folgt ein sanfter Verweis, daß die russische Armee mit ihren „menschenfreundlichen" Traditionen sich nicht an einem Vernichtungs- und Rachekrieg beteiligen könnte. Waldersee kann ja ruhig Oberbefehlshaber bleiben, nur daß die russischen Truppen seinem Oberbefehl ent-

Digitized by Google

zogen werden. Die Gesandten sind ja auch befreit, so daß ihm zu siegen nichts mehr übrig bleibt. Darauf in Deutschland allgemeines Kratzen des Kopfes, aber der einmal entfachte Enthusiasmus sucht einen anderen Ausgang. Die Feinen sagen: nun wird Waldersee eine noch schwerere, höhere, diplomatische Mission haben, er wird der Kapellmeister des europäischen Konzerts in China sein, der glänzende Vertreter der geeinigten Macht des Abendlandes. Andere ignorieren einfach die Ereignisse, um sich in ihren Reden nicht stören zu lassen, und in dem Ton, der nun einmal angegeben worden ist, ruft der Hofprediger: 's ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg! Hurrah! Und nun wird auch der Oberbefehlshaber, den man nach seiner Vergangenheit für einen außerordentlich tüchtigen Offizier halten muß, von der Toaststimmung angesteckt, er läßt sich die aufdringlichsten Feiern gefallen, nimmt Lorbeerkränze auf Vorschuß entgegen und versichert, daß er nie den Befehl zum Rückzug geben wird. Dieses Glück hatten nur Feldherren, die jung starben, wie Alexander, oder die alt anfingen, wie Moltke. Friedrich und Napoleon hatten es nicht, aber Waldersee ist mehr, denn Friedrich und Napoleon, wenigstens, wenn er toasten muß. Taine sagt, daß der Franzose die schönen Reden und die schönen Schlachten liebt. Von den letzteren haben wir in unserer Geschichte genug zu verzeichnen, darum werden wir jetzt mit den schlechten Reden gestraft. Der Deutsche ist eben gelehrig. Hat man je von einem preußischen General gehört, der vor den Thaten Reden hielt und sich Reden halten ließ? Moltke hieß der große Schweiger, und das gefiel dem Volke. Und hat man je gehört, daß die Ausrüstung eines preußischen Generals beschrieben worden ist, wie der Trousseau einer Prinzessin, sein Kakhianzug, sein Asbesthaus und seine Galawagen? Das sind Stilwidrigkeiten. Man denke an Friedrich den Großen, der auf der Trommel saß, oder an den einfachen König Wilhelm! Heute wird ganz anders inszeniert. Man arbeitet für den Kinematographen, für die Sensationsblättchen und illustrierten Wochenschriften. Der letzte Musiker oder Oekonomiehandwerker, der nach China geht, muß seinen Kakhianzug mit der ritterlichen Würde eines Kreuzfahrers tragen, da er vor dem Photographen keinen Augenblick sicher ist. Alles was wir unternehmen, wird zum lärmenden Spektakelstück, wir haben uns sehr verändert. Der Ton wurde von oben angegeben, und leider von unten mit großer Gelehrigkeit aufgenommen. Daran trägt die Hauptschuld unsere Presse, die sich auch sehr verändert hat. Die politisch angeblich farblosen Lokal- und Generalanzeiger werden das Volk mit ihren unfruchtbaren Sensationen so narkotisieren, verduseln und entmannen, wie sie es in Frankreich gethan haben. Der stärkste Hort nationaler Dummheit ist dort das „Petit Journal", und wir sind im Begriff, nach diesem Muster ebenfalls einige Säulen des Byzantismus und Chauvinismus auf unserer Gedankenlosigkeit zu errichten. Ich bin sehr für Weltpolitik, aber man mache sie wie ein Weltmann, da wir groß genug sind, um ruhiger sein zu dürfen. Ein Handlungsreisender braucht, um ein Stück Zeug zu verkaufen mehr Worte, als ein Großkaufmann, der Abschlüsse von Millionen macht. Wer über jedes abgehende Kriegsschiff ein Freudengeheul ausstößt, verrät nur den kleinen Mann von gestern. Je mehr wir wachsen, desto nüchterner, härter, geschäftlicher müssen wir werden. Weg mit der Phrase, mit dem Spektakel, und dafür Augen auf und vor allem eine bessere Haltung! —

* * *

Und ist es erfreulich, inmitten des Phrasenschwalls einmal wieder deutliche, deutsche, unverfälschte Worte zu hören. Der Herzog-Regent des Landes Mecklenburg, das so ehrlich ist, keine Verfassung zu haben, und höchst freimütig vier Ochsenköpfe im Wappen führt, hat an die zu einer militärischen Uebung in Schwerin eingezogenen Volksschullehrer eine Rede gehalten, von der einige Sätze nach der „Hilfe" folgendermaßen lauten.

Vielfach ist in die Lehrerschaft ein schlechter Geist eingezogen; die jungen Lehrer, wenn sie vom Seminar kommen, haben sich eingebildet, hochgelehrt zu sein, Frechheit und Unverschämtheit in ihrer Stellung gezeigt. Das ist falsch, ich hoffe, daß Ihr das nicht so macht. Sucht Euch Eure Stellung im Leben zu erringen durch Achtung der Vorgesetzten und Liebe der Euch anvertrauten Jugend. Nur dann werdet Ihr Euch wohl fühlen in Eurem Beruf, aber nicht durch Großspurigkeit und unverschämtes Betragen. Gerade der junge Lehrer, der etwas werden will, hat die Tugenden des deutschen Soldaten zu pflegen. Ueberlegt Euch das, auf daß Ihr ein Vorbild der Kinder werdet.

Es ist gar kein Zweifel, daß diese klaren Worte in den Lehrern einen dauernden Eindruck zurücklassen müssen, und es scheint sogar sicher, daß sie bei der nächsten Reichstagswahl in der Mehrzahl sozialdemokratisch stimmen werden, da sie kein anderes Mittel haben, um ihre unterthänigste Meinung anzudeuten.

* * *

Digitized by Google

Veranlaßt durch die sehr gründliche Abhandlung Jules Gaultier's „De Kant à Nietzsche" (Mercure de France 1900) spricht Henri Lichtenberger in der Wiener „Zeit" über die Stellung von Nietzsche in Frankreich, das er als seine zweite Heimat bezeichnet. Zu einer Zeit, da er in Deutschland noch wenig bekannt und heftig umstritten war, hatte er dort eine kleine Gemeinde von Lesern und Bewunderern; schon im Jahre 1888 verkündete der große Taine als einer der ersten seine außerordentliche Bedeutung in der europäischen Geistesgeschichte und zögerte nicht, ihn mit Carlyle zu vergleichen. Begreiflicherweise hat er auch in Frankreich eine Anzahl von Widersachern gefunden, und auch in der Reihe seiner Bewunderer wird seine Lehre nicht einwandfrei hingenommen. Aber sie versuchen, ihn zu verstehen und das Anregende und Fruchtbare seiner Theorieen in das rechte Licht zu setzen. Die einen verehren hauptsächlich die Persönlichkeit Nietzsches in ihrer hervorstechenden Vornehmheit und Liebenswürdigkeit, die anderen feiern ihn als den „Prediger der Kraft" und meinen, daß sein Einfluß in wohlthätiger Weise einer entnervten und durch den Pessimismus geschwächten Generation die Schönheit der Kraft und die moralische Größe freudig ertragener Leiden in Erinnerung bringen kann. So hat ihn Gaultier, nachdem er seine philosophische Abstammung klargelegt, aufgefaßt, allerdings nicht, ohne Nietzsches Anschauungen mit seinen eigenen zu färben. Die letzten Folgerungen des Franzosen sind nationalistisch, er will die gegenwärtigen Völkertypen möglichst in ihrer Reinheit erhalten, während Nietzsche über den nationalen Typen den neuen höheren des guten Europäers sich erheben sieht. Gaultier ist fasziniert von den unüberwindlichen physiologischen und psychologischen Verschiedenheiten, die die Völker trennen; Nietzsche schwebte eine neue brüderliche Verbindung vor, die von Volk zu Volk aus höherer Kultur entstehen soll.

Mit einem lebhaften Aufsatz „Nietzsche in Frankreich und die Psychologie des Atheisten" zieht Eduard Schuré in der Revue bleue gegen den toten Denker zu Felde. Schuré ist eine alleinstehende, sehr eigene Erscheinung im französischen Geistesleben, als einer der ersten hat er den Taineschen Positivismus und den Renanschen Dilettantismus bekämpft, indem er eine Synteſe von Religion und Wissenschaft anstrebte, und da er die absolute Wahrheit sucht, so glaubt er auch daran. Daher seine Stellungnahme gegen den atheistischen Zerstörer der Religionen und Philosophieen. Bei allem Respekt vor Schuré wage ich nicht zu behaupten, daß er in das Tiefste von Nietzsches Gedanken und namentlich in die Bedeutung des Uebermenschen eingedrungen ist. Aber seine Stimme verdient wie immer Gehör.

Schuré vergleicht Nietzsche mit den Assassinen, die die gläubigen Kreuzfahrer anfielen, nur mit langen Messern bewaffnet, auf denen geschrieben stand: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Nietzsche, der harmlose deutsche Professor, der sich eines schönen Tages in einen Neronischen Denker, in die Vogelscheuche unserer Civilisation verwandelte, hat keinen von seinen großen Feinden getötet, weder das Christentum, noch die Philosophie Schopenhauers und nicht einmal die Wagnersche Musik.

Dieser erbitterter Zerstörer war ein genialer Kopf, ein vornehmer Charakter, eine raffinierte und aristokratische Seele. Als er vor sechs oder sieben Jahren in Frankreich bekannt wurde, flochten die jungen Zeitschriften ihm Lorbeerkränze. Alle Unzufriedenen der Litteratur, alle Revolutionäre des Gedankens fielen ihm zu. Man war der beschränkten positivistischen Philosophie müde und auch der gleichmachenden Demokratie mit ihren die Menschheit verhäßlichenden Ausschweifungen. Nietzsche, der mystische Atheist und transcendente Aristokrat spickte die Gelehrten und die Heerdentiere mit seinen vergifteten Pfeilen. Die ernsthafte Tragik dieses Individualisten um jeden Preis erschien im schlagenden Gegensatz mit dem dilettantischen Skepticismus eines Barrès, diesem anderen Modell der französischen Jugend, der trotz seines Talentes nie an etwas, nie an jemand geglaubt hat, nicht einmal an sich selbst. Was vermochte dieser in Selbstbewunderung versunkene Narcissus gegen die Mächte des Tages. In Nietzsche erblickte man auf prächtigem Pferde einen mit Eisen gepanzerten Ritter, unversöhnlich, die Lanze immer eingelegt. Der glaubte wenigstens an sich selbst, und die Gegner fühlten die Wunden, die er ihnen beibrachte.

Sieben Jahre sind verflossen. Von seiner Lehre ist fast nichts geblieben. Seine Schwächen und Widersprüche sind bald an den Tag gekommen. Nie hat einer was von seinem Uebermenschen begriffen, der dem Prinzip seiner materialistischen Philosophie widerspricht. Dieses Phantom ist nicht einmal ein schöner Traum; denn es schwankt im Leeren ohne physiognomische Bestimmtheit, und so bald es bestimmt und wirklich werden will, schwindet es hin. Nichtsdestoweniger, mit der Schönheit dieses Stils, mit der Schärfe seiner Satiren, mit den Blitzen seines Gedankens und der seltsamen Poesie seiner Paradoxe hat er nicht aufgehört, für einen Teil der Jugend die Lehre des aristokratischen Individualismus zu vertreten. Das System ist zerbröckelt, aber die großartige Haltung seines Erfinders macht, daß man immer noch daran glaubt. So wahr ist es, daß heute die Idee nichts

Digitized by Google

mehr bedeutet; man neigt sich vor den Thatsachen und gehorcht den Gesten. —

* * *

Die jüngste Entwicklung der künstlerischen Kultur in Oesterreich veranschaulicht Herrmann Bahr in seinem Buche „Sezession", das aus einzelnen, von den Tagesereignissen angeregten Essais zusammengesetzt ist. (Wiener Verlag. L. Rosner 1900). Eine Revision für die Buchausgabe hätte diesen Essais nichts geschadet, da die Wiederholungen, die in zerstreuten Artikeln erlaubt und selbst notwendig sind, in dieser Sammlung häufig recht eng zusammenfallen. Herrmann Bahr erzählt von den lustigen Siegen der Bewegung, die so nachdrücklich waren, daß die echte Sezession bereits durch die falsche der industriösen Nachahmer kompromittiert wird. Er betont ihren besonderen Wiener Charakter. In Paris und in München ist es der Sinn der Sezession gewesen, einer neuen Kunst zu ihrem Rechte zu verhelfen, also ein Streit in der Kunst um die bessere Form. In Wien wurde nicht für oder gegen die Tradition gestritten, da keine vorhanden ist, es wurde um die Kunst selbst gestritten. Geschäft oder Kunst, das war die Frage. In der alten „Genossenschaft der bildenden Künstler" sind für ihn die Fabrikanten und Industriellen, während die künstlerische Gesinnung sich in die neue „Vereinigung" gerettet hat. Die Sezession ist also ein agitatorischer Verein, und auch die Bedeutung der Bahrschen Aufsätze liegt in ihrer agitatorischen Haltung; es kam ihm weniger darauf an, die neuen Individualitäten unter den Künstlern zu charakterisieren, als gewisse Tendenzen zu protegieren und eine bestimmte Gesinnung zu verbreiten. Die einzelnen Aufsätze mögen in dieser Richtung ihre Schuldigkeit gethan haben, während das Buch darunter leidet, weil es wenige Themen mit sehr geringer Abwechselung fortwährend variiert. Ueberhaupt ist es in seinem beschreibenden Teile recht uncharakteristisch, vielredend und dabei nichtssagend. Welches Bild können uns z. B. folgende Sätze geben, die Meister Olbrichs Sezessionsgebäude gewidmet sind? „Dies alles ist mit der größten Hingebung an den Zweck geschehen. Nichts kann hier weg oder dazu, nichts auch nur einen Moment anders gedacht werden, hier ist alles notwendig und selbstverständlich. Nehmen wir die Absichten der Sezession der Reihe nach her, ziehen wir die Forderungen, die sie ergeben, und setzen sie als bestimmte Größen an, so kommt wie bei einer Rechnung ein notwendiges Resultat heraus. Dieses hat der Künstler ausgedrückt." Davon giebt es noch mehr. Störend ist auch die vollständige Abhängigkeit des Stils und der Gedanken von Maeterlinck. Man könnte einige Sätze ohne Weiteres in „Sagesse et Destinée" zurückthun, woher sie genommen sind. „Wie oft geschieht es, daß wir plötzlich von der Schönheit eines Menschen betroffen werden! Wir kennen ihn seit Jahren, er ist niemals schön gewesen: erst irgend ein Schmerz, irgend eine Lust oder auch ein Schatten, ein Licht bringt seine Schönheit hervor. Jahre hat er warten müssen, sein ganzes Leben ist eine Vorbereitung auf diesen Moment." Und immer wieder tauchen die zarten Maeterlinckschen Farben, seine weichen Nüancen und sanften Uebergänge auf, auch wenn er heimatliches, österreichisches Wesen in seiner eingeborenen Innerlichkeit erfassen will. „Da haben wir unser österreichisches Gefühl: daß der Mensch, wie klein er auch sein mag, doch eine Flamme in sich hat, die in keinem Sturm des Lebens verlischt. Wir haben jeder unser Heiligtum in uns, das vom Schicksal nicht betreten werden kann. Mag es brausen, es kann uns nichts geschehen. Die kleine Flamme lischt nicht aus. Unseren tiefen Wert nimmt uns niemand weg. Das ist es, was ich das wienerische Gefühl unseres Lebens nennen möchte." Wo paßt diese Charakteristik nicht hin? Die einzelnen Anregungen mögen in Wien ihren Zweck erreicht haben, — et tout le reste est littérature. Ein ganz beträchtlicher Rest. —

* * *

In unserer Kultur ist der Unterricht des Volkes durch die bildliche Darstellung älter, als der durch Schrift und Druck. Die Evangelien und die Heiligengeschichten lernte man durch die kirchlichen Bilder kennen, und auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ist auf den für weite Kreise bestimmten Veröffentlichungen, auf fliegenden Blättern, Verordnungen, Fehdebriefen das Bild die Hauptsache gewesen, während der Text als Unterschrift sich auf eine knappe Erklärung beschränkte. Damals konnte man nicht lesen, heute mag man nicht lesen, weil man sich nicht die Zeit dazu nimmt. An die Stelle der weitläuftigen Reklame ist das Plakat getreten, die Ereignisse der Woche entnimmt man am schnellsten den illustrierten Blättern, und auch die für den Laien bestimmten historischen Schilderungen kommen diesem Bedürfnis des Publikums entgegen. Man verlangt Anschaulichkeit, die sich möglichst schnell mitteilt, unser realistischer Sinn hat mehr Vertrauen zu den authentischen Bildern einer Epoche, als zu ihrer Auslegung durch den modernen Text, und wer nicht nur wie im Bilderbuche blättert, sondern mit aufmerksamem Auge hinsieht, wird ziemlich mühelos eine Fülle der Anschauung früherer Kulturepochen empfangen. Zu den vor-

Digitized by Google

nehmsten Erscheinungen dieser Art gehören die „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", die der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig herausgiebt. Die beiden letzten sind „Richter und Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit" von F. Heinemann und „Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit" von H. Peters. Die Ausstattung der beiden Bände ist sehr gediegen, sehr reich und den Gegenständen in charakteristischer Weise angemessen. Allerdings laufen Bilder und Text häufig ohne Beziehungen durcheinander, und es ist wünschenswert, daß da eine einheitlichere Organisation stattfindet. Die Verleger haben die Illustrationen gesammelt, und sich dann dazu einen Text schreiben lassen, ein Verfahren, dessen Mängel sich fühlbar machen. Man muß die Bücher zweimal durchnehmen, einmal der Bilder und einmal des Textes wegen. Beides zusammen hält sich und stützt sich nicht. Aber auch so bleiben diese Monographieen durchaus empfehlenswert, es sind sehr schöne Bände.

Eine sehr interessante Seite über Gnadenakte in der deutschen Rechtspflege möchte ich aus der Darstellung von Heinemann herausheben. Die Gnade war nicht nur das Vorrecht gekrönter Häupter, sondern unter gewissen Bedingungen auch das der Weiber. Dasselbe wie der König vermochte zuweilen die Fürbitte einer Deputation, die aus gesegneten Leibes gehenden Stadtfrauen bestehen mußte. Neben den Müttern, die das noch unerwachte Leben hüten, genoß aber nach alter germanischer Anschauung auch die Jungfrau mystische Verehrung. Der zum Tode verurteilte Verbrecher konnte selbst im letzten Moment vor dem Henkerblock noch gerettet werden durch eine Jungfrau, die ihn „um der Liebe Christi willen" zum Gemahl begehrte, mit gleichzeitigem Gelöbnis, den Schuldbeladenen wieder gut und ehrenhaft zu machen. Eine Reihe schweizer und deutscher Städte darf sich rühmen, solche Liebeswerke in die Blätter ihrer Chroniken geschrieben zu haben. —

Eine höchst kuriose Einrichtung erhielt sich bis ans Ende des 17. Jahrhunderts, die der Tierprozesse. Schweine, die ein Kind umgebracht, wurden in Frankfurt a. M. durch den Henker hingerichtet. Pferde und Kühe, mit denen Sodomiterei begangen war, wurden zugleich mit dem Sünder verbrannt. Von poetischer Naivetät und Harmlosigkeit waren die Prozesse, die von Gemeinden gegen Maikäferschwärme, Heuschreckenzüge angestrengt wurden. Unter Glockenläuten wurde das sündige Ungeziefer vor das geistliche Gericht geladen. Klage, Gegenklage und die Verteidigung des advocatus diaboli füllten viele Seiten in den noch vorhandenen Prozeßakten aus. Damals hatte man eben noch mehr Zeit.

* * *

In feierlich stilisierte weiße Lilien auf goldenem Grunde hüllt sich ein prachtvoller Quartband, den die rühmlichst bekannte Offizin W. Drugulin in Leipzig gedichtet hat — als ein erfreuliches Beispiel des Hochstandes unserer Papierfabrikation, unserer Buchbinder- und Buchdruckerkunst. Da hinein hat Alfred Walter Heymel ein kleines Drama gedichtet, das sich „Der Tod des Narcissus" nennt und die schlechtesten Verse enthält, die ich (seitdem ich selbst keine mehr mache) je gesehen habe. Gleich die Widmung hebt folgendermaßen an:

Mit Handkuß nah ich mich
Der Freundin, die mich gütig
So oft schon angehört
Und mir Ermuntrung schenkte
Ihr schenk ich dies Gedicht
Und bitte sie von Herzen
Es huldvoll, wie es ist,
Und ohne viel zu denken
Wie einen Wasserfall,
Der schwatzt sich anzuhören.

Ebendort steht die hölzernste Prosa, die ich je gelesen habe, als:

„Liebe Schwester, wenig ziemt Dir billiger Spott, Mitleid vielmehr mit einer, die das allerunheilvollste Fieber quält, das keine noch so geschickten Heilkünstler, Asklepios selber nicht, der mit dem Schlangenstabe, zu kühlen verstehen. — Wen aber die Liebe ohne Erfüllung plagt, ist einem Unsinniggewordenen gleich." —

Wenn ich Millionär und von der Liebe zu einer guten That geplagt wäre, würde ich Herrn Dr. Ludwig Jacobowski (Berlin SW., Wilhelmstraße 141) etwas zukommen lassen, damit er seine verdienstlichen Zehnpfennighefte „Deutsche Dichter für's Volk" etwas festlicher ausstatten kann.

E—r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Heilige Stätten.

Tagebuch-Erinnerungen.

von **Max Verworn**-Jena.

Der Ramadân ist vorüber, der Jubel des Beiramfestes ist verhallt. Das Dorf ist wieder in Schweigen und Einsamkeit versunken, wie die endlose Wüste, die sich hinter ihm dehnt. Schweigend treffen auch wir die letzten Vorbereitungen, die ein zweiwöchentlicher Ritt durch die Wüste erfordert, denn morgen heißt es Abschied nehmen von der Stätte, die uns vier Monate hindurch als Heimath galt. Unsere Reise soll uns über das Kloster der heiligen Katharina und die geweihten Stätten des Sinaï nach Suez führen. Aber Allah scheint es anders zu wollen. Eben kommt Girgis Hennên aus El Tôr und macht uns darauf aufmerksam, daß wir zum Besuch des Klosters einen Empfehlungsbrief brauchen vom Patriarchen, der augenblicklich in Tôr residiert. Dieser Brief koste pro Kopf zwei Pfund, also für uns drei, Dr. Jensen, Kaiser und mich, nicht mehr und nicht weniger als 120 Mark. Ohne Brief sei es unmöglich, ins Kloster zu kommen. Das ist etwas grob, aber maalêsch, es handelt sich bloß um einen Erpressungsversuch. Wir setzen Girgis seine Tasse Kaffee vor und sagen ihm einfach, daß wir unter diesen Umständen auf den Besuch des Klosters verzichten, denn so viel liege uns nicht daran. Das Thema ist damit erledigt. Das ist um Mittag. Gegen Sonnenuntergang ist unser Freund Girgis wieder da mit dem Empfehlungsbrief. Der Brief kostet jetzt nichts mehr, „denn es wäre ja unchristlich, wollte man von uns Geld nehmen, nachdem wir so lange mit den Mönchen in Tôr freundschaftlich verkehrt haben." Das läßt uns der Patriarch sagen und dazu bitten, ich möchte die kranken Mönche oben im Sinaïkloster behandeln und ihre Apotheke in Ordnung bringen. Neben dem offenen Empfehlungsbrief erhalte ich noch ein versiegeltes Schreiben an den προστάτης und den Reisesegen des Patriarchen.

Die Sonne ist schon lange am Horizont aufgestiegen, unsere Kamele stehen gesattelt vor der Hütte und das ganze Dorf hat sich draußen versammelt, um Abschied von uns zu nehmen. Unter den Reisewünschen der Leute setzt sich unsere Karawane in Bewegung. Vor uns breitet sich die sonnige Wüste bis weit drüben an die steile Wand der Sinaïberge, auf die wir in schräger Richtung nach Osten hin lenken. Unsere beiden beduinischen Führer, Aîd vom Stamme der Allegât und der alte Mahmûd vom Stamme der Saualche summen ihr monotones Lied vor sich hin. Jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt. Eine Konversation ist ausgeschlossen, denn weit auseinander schreiten unsere Kamele dem Gebirge zu, selbst jedes seinen Sonderinteressen folgend. Heiß brennt die Wüstensonne auf uns herab. Unendlich klar und durchsichtig ist die trockene Luft, und immer deutlicher heben sich die Einzelheiten an der steil vor uns aufsteigenden Bergwand ab. Dennoch ist der Eingang des

Digitized by Google

Wâdi es Slêh, durch das wir in das Berglabyrinth eindringen wollen, noch immer nicht zu sehen. Die nächsten Stunden haben uns schon fast dicht an die Felswände geführt, aber noch keine Oeffnung, keine Spalte zeigt sich an dem nackten röthlichen Gestein, auf dem die Sonnengluth lastet. Da plötzlich fällt der Boden der weiten Sandfläche unmittelbar vor uns fast senkrecht ab, und wir blicken hinab in ein breites Bett, das der Sêl es Slêh bei Regenfällen in den Wüstenboden eingewaschen hat. Wieviel Jahrtausende muß der Sêl bei der Seltenheit des Regens in dieser Gegend dazu gebraucht haben! Jetzt ist sein Bett trocken und vegetationslos und nur die mächtigen Blöcke auf dem Kiesboden deuten auf die enormen Wirkungen des Wassers hin. Auf beschwerlichem Pfade klettern unsere Kamele den malerischen Hang des Thals hinab. Nach kurzem Ritt aufwärts im Thalbette öffnet sich endlich vor uns der schmale Felseneingang des Wâdis. Die Stelle ist beachtenswerth. Wir treffen hierauf die erste nabbathäische Felseninschrift, die wohl zu den südlichsten der ganzen Halbinsel gehört. An einem schwarzen Felsen zur rechten Seite des Thaleingangs haben sich vor 2000 Jahren reisende Nabbathäer verewigt. Kurze Inschriften und das unbeholfene, aber sehr naturwahr aufgefaßte Bild eines Steinbocks erinnert an ihre Wanderung. Schrift und Bild ist mit großer Sorgfalt in den harten Diorit gemeißelt. Offenbar hat die nabbathäische Karawane hier ihren Lagerplatz gehabt.

Immer enger wird das Thal. Mächtige Granitwände, auf denen zahllose rothe Porphyr- und schwarze Dioritgänge scharf abgegrenzte Farbenkontraste hervorrufen, streben steil zu beiden Seiten in die Höhe. Alle Augenblicke scheint das Wâdi zu Ende zu sein. Aber unbekümmert schreitet das Kamel bis dicht an die quervorgelagerte Felswand. Ein Ausweg ist noch immer nicht zu sehen. Da, noch einen Schritt weiter öffnet sich plötzlich eine scharfe seitliche Biegung. Die Täuschung wiederholt sich fortwährend. Ein kleines Bächlein rieselt in dünnen Fäden durch den Sand. Bald wird es voller und murmelnd sucht es sich zwischen den Steinen seinen Weg. Immer mehr macht sich die Vegetation bemerkbar. Tamarisken und Palmen beleben das Landschaftsbild und lassen die Einsamkeit vergessen. Noch weiter und ein Dickicht von Schilfrohr, Binsen und Minze versperrt fast das Wâdi. Oberhalb desselben finden wir einen geeigneten Lagerplatz, denn die Sonne ist mittlerweile untergegangen und nur auf den Spitzen der Bergmassen liegt noch ein röthlicher Schein. Unter einer großen Tamariske wird das Feuer gemacht und die Decken zum Nachtlager ausgebreitet. Aber der Schlaf ist schlecht. Hunderte von Mücken quälen uns durch ihre Musik und ihre Stiche. Plötzlich höre ich ein Geräusch neben meinem Kopf. In der Dunkelheit erkenne ich einen schwarzen faustgroßen Klumpen, der sich langsam näher bewegt. Ein Streichholz enthüllt mir sein Wesen. Es ist ein heiliger Skarabaeus (Ateuchus sacer), der seine Kugel vorbeischiebt, das altägyptische Symbol des Werdens. Aber seine Gewohnheiten erscheinen dem modernen Menschen weniger sympathisch, wie dem alten Aegypter, und der Naturforscher von heute hat vor dem alten wunderlichen Heiligen nicht mehr die nöthige Ehrfurcht. Der Käfer muß in die Giftflasche und seine wenig appetitliche Kugel fliegt einige Meter weiter. Die gestörte Ruhe ist wieder hergestellt.

Die aufgehende Sonne findet uns schon auf dem Wege, der uns wieder durch hohe Rohrdickichte im Wâdi es Slêh weiter aufwärts führt. Etwa eine Viertelstunde oberhalb unseres Lagerplatzes überrascht uns ein merkwürdiger Anblick. Weit sichtbar von einem großen Sajâlbaume herab glotzt uns der bluttriefende Kopf eines Esels entgegen, während die lediglich durch die Wirbelsäule mit ihm zusammenhängenden Hinterbeine betrübt vom Zweige herab-

Digitized by Google

pendeln. Zwei Beduinen, die wir bald darauf treffen, haben das Thier, nachdem es in der letzten Nacht unmittelbar bei ihrem Lager vom Panther zerrissen worden war, in diese abenteuerliche Situation gebracht und so dem Gelüst der Hyänen entzogen.

Weiter oben theilt sich das Wâdi es Slêh in zwei Thäler. Rechts zweigt sich das Wâdi Tebt ab, links das Wâdi Tarfa, das Thal der Tamarisken. Wir ziehen im letzteren hinauf. Das Landschaftsbild wird immer üppiger und malerischer. Prächtige Palmengruppen und Feigenbäume umgeben eine klare, im Schatten der Felsabhänge sickernde Quelle. Ueber den kahlen, röthlichen Porphyrgipfeln, auf denen die Mittagsgluth brütet, dehnt sich in scharfem Farbenkontrast der tiefblaue Himmel, und Lämmergeier schweben majestätisch über uns in der Höhe. Auch am Boden ist reges Leben. Vögel hüpfen zwitschernd zwischen den Zweigen der Baumgruppen umher, riesige Eidechsen klettern über die Felszacken der Thalwand und Käfer, Schmetterlinge und Hornissen umbrummen, umflattern, umsummen die Blumen, die am Wasserrand blühen. Es ist ein eigenartiger Genuß, den Spuren des Lebens in der Wüste nachzugehen. Wo nur ein wenig Wasser sich findet, da entfaltet sich in der Sonnenwärme auch gleich eine unbeschreiblich üppige Vegetation, die ihrerseits wieder ein reges Thierleben nach sich zieht.

Der Weg durchs Wâdi es Slêh ist viel begangen. Es ist der Hauptverkehrsweg zwischen El Tôr und dem Kloster. Klosterleute und Beduinen ziehen diesen Weg. Auch wir treffen unterwegs mehrere Beduinen. Einer hat gerade einen prächtigen Steinbock geschossen, den er nach Tôr zum Verkauf bringen will. Wir ersparen ihm den Transport und nehmen ihm die schönsten Stücke ab, denn frisches Fleisch ist seit vielen Wochen nicht mehr über unsere Lippen gekommen. Ein Mann vom Stamme der Djebeliye, der auch ins Kloster will, schließt sich uns an. Er sieht stattlich aus. Seine Flinte ist reich mit Kupfer und Messing beschlagen und sein Adjâl (Kopfschnüre) ist schön gearbeitet. An der letzten Quelle im Thal werden unsere Bockschläuche mit Wasser gefüllt. Dann müssen wir von den Kamelen herunter, denn es geht nun über den Paß zur Ráhaba-Ebene hinab. Diese kleine Hochebene, die einem weiten und flachen Thalkessel gleicht, hat einen düsteren, schwermüthigen Charakter, und erinnert an die Hochflächen der Rhön. Ringsum von Bergkuppen umgeben dehnt sie sich in beträchtlichem Umkreise aus und ist in ihrer ganzen Fläche besetzt mit kleinen, rundlichen Hügeln und bestreut mit zahllosen, niedrigen Büschen, die auf der öden Fläche, namentlich wenn die Schatten länger werden, einen gräberartigen Eindruck machen. Wie ein mächtiges Gräberfeld zieht sich die Ráhaba-Ebene hin. Es ist merkwürdig, wie schnell die Stimmung der Gegend gewechselt hat, ebenso schnell, wie die Temperatur. Mittags wurden wir noch im Wâdi Tarfa von der Sonnenhitze versengt, jetzt am späten Nachmittag frieren wir hier oben im Gebirge, daß uns die Glieder erstarren. Wir lagern im Schutze der Hügel. Ich wage heute Abend ein Experiment. Schon mehrfach habe ich beobachtet, daß die Beduinen auf Wüstenreisen trotz der empfindlichen Kälte der Nächte sich abends am Lagerfeuer vollständig auskleiden und sich mit den Kleidern zudecken, um so die Nacht hindurch auf ihren Satteltaschen ausgestreckt zu schlafen. Was die Leute im Lande thun, ist meist als ein zweckmäßiger Gebrauch den Verhältnissen selbst entsprungen. Ich versuche daher, nachdem ich bisher immer in meinen Kleidern geschlafen und trotz dieser Unbequemlichkeit doch noch gefroren habe, an mir selbst heute Abend dieses den Beduinen abgesehene Verfahren. Ich ziehe mich ganz aus, lege mich auf meine Kleider und hülle mich in meine Decken ein, und das Experiment gelingt über Erwarten. Die Decken lassen

Digitized by Google

einen viel weiteren Luftraum um den Körper, als die engen Kleider. Der Luftraum erwärmt sich und giebt die Wärme schwer nach außen ab, denn Luft ist ein schlechter Wärmeleiter. So schlafe ich wärmer, als in den Kleidern und friere auch nicht, als die Temperatur gegen 6 Uhr morgens auf — 1° C gesunken ist. Das Verfahren ist erprobt, ich schlafe nunmehr während der ganzen Reise nach Beduinenart.

Von der Rahaba-Ebene führt uns der Weg durch das Wâdi Sigelîye über den Nukb el Kochleh zum Kloster.

* * *

Ein mittelalterliches Kastell liegt vor unseren Blicken. Von hellem, rosenfarbenem Schimmer übergossen, wie die nackten Felswände, die von allen Seiten herabstarren, schließen die Quadern der mächtigen, riesigen Umfassungsmauer ein Gewirr von Häusern, Kuppeln, Dächern, Gallerien, Treppen und Gäßchen von der steinernen Wildniß ringsherum ab. Helle Mittagssonne mit ihrer versengenden Gluth breitet sich über das Ganze, man fühlt das leise Zittern der durchsichtigen Luft und das Schweigen der tiefsten Einsamkeit beherrscht den Ort. Keine Bewegung, kein Laut unterbricht die Todesstille. Leblos und versteinert, wie die gewaltigen Bergmassen von rothem Granit erscheint auch das alte Kastell, an dem vierzehn Jahrhunderte eindruckslos vorübergegangen sind. Die dunklen Cypressen, die mitten aus dem hellen Gebäudegewirr hervorragen wie düstere Zeugen des Todes, vermehren noch den melancholischen Eindruck der Einsamkeit. Hier herrscht die Stimmung, die an heißen Mittagen auf einsamen Kirchhöfen lastet. Das ist das Sinaikloster.

Wir steigen von den umgebenden Felsmassen herab. Wie ein winziger Laut verhallt in der unendlichen Stille das Geräusch der unter unseren Schritten sich lösenden Steine, gleichsam, als ob es sich fürchte, das Schweigen des Ortes zu unterbrechen. Das Gefühl überträgt sich auf uns. Schweigsam nähern wir uns den gewaltigen Mauern. Wie ein undurchdringlicher Panzer, der Alles, was von außen kommt, abhalten will, starren uns die wohlgefügten Blöcke entgegen, nirgends ist ein offener Eingang zu sehen. Kleine Luken nur, unregelmäßig zerstreut, mehr Schießscharten ähnlich als Fenstern, blicken aus steiler Höhe auf uns herab. Da, am Ende der nächsten Mauerbiegung zeigt sich ein kleines Pförtchen. Aber auch dieses ist mit wehrhafter Eisenthüre verschlossen. Noch immer regt sich nichts im Innern. Der Ort scheint in der That ausgestorben zu sein. Wir rufen zu einer der Maueröffnungen hinauf. Gellend verhallen unsere Worte an den Bergwänden und wieder folgt lautlose Stille, Schweigen und Todeseinsamkeit. Auch mit wiederholtem Rufen scheinen wir den tausendjährigen Schlaf des Klosters nicht stören zu können. Alles zerschellt an den Riesenmauern, die leblos bleiben wie zuvor. Es bleibt uns nichts übrig, als ruhig zu harren. Eine halbe Stunde vergeht. Endlich wird hoch oben an der Mauer ein schwaches Geräusch bemerkbar. Man hat uns aus einer der Luken gesehen. Bald ruft man uns zu und verlangt unsere Briefe. Ich befestige meinen offenen Empfehlungsbrief an einem Strick, der uns aus der Höhe herabgelassen wird durch eine Oeffnung, durch welche früher die Pilger mit Körben ins Kloster gezogen wurden. Die Luke schließt sich und wieder vergeht eine halbe Stunde. Wieder ist alles leblos und still. Schon beginnen wir den ganzen Vorgang an der Maueröffnung für eine Täuschung zu halten, die uns die Mittagsgluth vorspiegelte. Da hören wir Schritte an der kleinen Pforte. Ein Klirren, ein Rasseln, ein Knirschen und langsam öffnet sich ein schmaler Spalt von der Thüre. Ein verschlafener

Digitized by Google

Mönch wird darin sichtbar. Seine Augen erscheinen müde und verdrossen und ein süßlicher Alkoholduft zittert uns entgegen. Nochmals werden wir einem kurzen Verhör unterworfen, dann wird der Spalt so erweitert, daß Jensen und ich hintereinander einschlüpfen können. Hinter uns schließt sich gleich wieder die schwere Pforte, wir sind jetzt von aller Außenwelt geschieden.

In der That liegt die heutige Welt weit hinter uns. Jahrhunderte, mehr als ein Jahrtausend trennen uns von ihr. Wir sind mitten im Mittelalter und nichts erinnert uns an die moderne Kultur. Nachdem wir mit unserem verdrossenen Pförtner unsere Salamât gewechselt haben, passieren wir nochmals ein paar Thüren und klettern dann eine Holztreppe hinauf, die uns auf eine Gallerie führt. Hier liegt das Empfangszimmer, ein kahler, weißgetünchter Raum, fast ohne Schmuck mit harten bäurischen Diwâns an den Wänden. Nicht lange so erscheint der „προστάτης“ und mit ihm der „Σκριβοφύλαξ“, zwei prächtige Gestalten mit langen weißen Bärten und edlen Zügen. Wir begrüßen uns arabisch, aber weit reicht das Arabische bei den Mönchen nicht. Ihre Aussprache namentlich ist miserabel. Ich übergebe dem „προστάτης“ mein versiegeltes Schreiben. Während der Alte es liest, wird uns Schnaps und Cigaretten gereicht. Der Schnaps ist gut. Es ist nicht der gewöhnliche Sattelschnaps, den das Kloster selbst fabriziert, sondern ein ausgezeichneter griechischer Cognak. Dann folgt Kaffee und schönes Quittengelée. Aus den Fragen des „προστάτης“ ersehe ich, was der versiegelte Brief des Patriarchen über uns berichtet hat. Er fragt uns, wer von uns beiden der „große Hakim“ (Arzt) sei. Ich antworte ihm, ein „großer“ Hakim sei ich nicht, aber doch ein Hakim. Ich sei doch aber ein großer Hakim für Finger, meint er forschend. Sie hätten ebenfalls einen Klosterbruder, der kranke Finger habe, ob ich ihn nicht gesund machen könnte. Der Mann wird geholt. Ich weiß im Moment nicht, wie ich gerade zu dem Rufe eines „Spezialisten für Finger“ komme, bis mir einfällt, daß ich einige Monate vorher in Tôr einen Beduinen behandelt habe, der ein Panaritium mit starker Vereiterung der inneren Handfläche hatte. Der Mann hatte sich erst nicht schneiden lassen wollen, bis er sah, daß die Sache immer schlimmer wurde. Dann hatte er sich einen Muth gefaßt zu der kleinen Operation und war bald darauf wieder in Ordnung. Dieser Heldenmuth mußte ihn aber wohl veranlaßt haben, seine Geschichte und meinen Ruf als Hakim für Finger so weit zu verbreiten, daß er sogar zu den Ohren des Patriarchen gedrungen war. Inzwischen ist der kranke Mönch gekommen. Natürlich handelt es sich bei ihm um eine ganz andere Sache. Aber der Klosterbruder ist mir in anderer Beziehung interessant. Er spricht ziemlich gut englisch und ermöglicht so eine viel bessere Unterhaltung, als die arabische Konversation mit dem „προστάτης“ und „Σκριβοφύλαξ“. Auf meine erstaunte Frage, wie er zu dem Englisch komme, erzählt er mir, er sei eigentlich Stubenmaler zu Hause in Griechenland gewesen, habe aber immer den Trieb zum Wandern gehabt, und so sei er auch nach Amerika gekommen, wo er viele Jahre gelebt habe, bis es ihn auch da nicht mehr litt. Da sei er zurückgekehrt und ins Kloster gezogen, um hier die Ruhe zu finden, die er in der Welt vergeblich gesucht. Die Motive für diesen wechselvollen Lebenslauf kann ich natürlich nicht kontrollieren, indessen vermuthe ich nach anderweitigen Erfahrungen aus meinem langen Verkehr mit den Mönchen des Zweigkonvents in Tôr, daß, wenn nicht schlimmere Motive im Spiele waren, wohl allein die Unlust an ordentlicher Arbeit den Mann ins Kloster geführt hat.

Mittlerweile haben sich noch mehr Patienten eingefunden, aber die Konsultationen werden verschoben, denn unser Führer ladet uns zu einem Rundgang durch das Kloster ein. Er ist noch ein jüngerer Mann und spricht ein

Digitized by Google

klein wenig französisch, aber nur ein klein wenig, soviel, wie er zur dürftigsten Erklärung der Dinge braucht. Fragen, die nicht auf seinem auswendig gelernten Repertoire stehen, versteht er nicht. Zunächst wird dem Zimmer des Patriarchen ein Besuch abgestattet, wo ein paar besonders werthvolle Handschriften in Brokathüllen eingewickelt gehütet werden. Unser Führer und der „Σκριβοφύλαξ", welcher uns begleitet, gerathen selber geradezu in Entzücken über eine Abschrift der Psalmen, die in kleinster Kalligraphie auf wenige kleine Oktavblätter geschrieben ist. Sie halten diese an sich ziemlich werthlose Abschrift offenbar für den größten Schatz der Klosterbibliothek. Das ist charakteristisch für das Verständniß, daß die Leute für ihre Umgebung besitzen.

Ueber Stiegen, Gallerien, Gäßchen und Thore, die in unbeschreiblichem Wirrwarr durcheinander, übereinander, nebeneinander liegen, kommen wir zum Mittelpunkt des Klosters, der Basilika. Bei dem seltsamen Gewirr von Gebäuden und engen Gängen ist es unmöglich, auch nur einigermaßen einen Gesammteindruck von der äußeren architektonischen Wirkung der Kirche zu gewinnen. Um so charakteristischer ist der Eindruck des Inneren. Es stellt geradezu ein Museum byzantinischer Kunstarbeiten aus allen Jahrhunderten vor. Auf allen Seiten Malereien und Schnitzereien, von der Decke tief herabhängend unzählige Lampen und Weihrauchbecken, an den kräftigen Säulen mannigfaltige, zum Theil schöne Kapitälformen an den korinthischen Stil erinnernd, in der Apsis ein prächtiges Mosaikwerk, die Verklärung Christi darstellend. Alles das gestaltet die Kirche für den Freund mittelalterlicher, speziell byzantinischer Kunst und Technik zu einer wahren Fundgrube von interessantem Studienmaterial. Vierzehn Jahrhunderte haben hier ihre Werke hinterlassen und unverändert finden wir dieselben noch heute. Besonders bemerkenswerth sind gleich beim Eintritt in den Narthex die herrlichen Flügelthüren, die ins Innere der Kirche führen, eine prachtvolle, alte Holzarbeit und nebst den Apsismosaiken vielleicht das Schönste in der Kirche. Für den frommen Pilger indessen liegt das Kleinod des Klosters in einer kleinen Kapelle am Ostende der Kirche. Ehe wir den Ort betreten, der mit Teppichen ausgelegt ist, müssen wir uns der Schuhe entledigen. „Ziehe die Schuhe von Deinen Füßen, denn der Ort, da Du stehest, ist geheiligtes Land." Hier ist nach der Legende der Mönche der Ort, wo der Herr zu Moses aus dem feurigen Busche sprach. Halbdunkel umgiebt uns, nur spärlich erhellt durch einige Lampen und schwachen Tagesschimmer, der durch eine schmale Maueröffnung über dem Altar hereindringt. Das Sprechen unseres Führers wird zum Flüstern und beschränkt sich auf wenige Worte. Schweigend läßt er uns Zeit zu eigener Betrachtung. In der That liegt Stimmung über dem Ort. Man braucht nicht mit der mystischen Inbrunst und dem Kindergemüth der russischen Pilger die Stätte zu betreten. Der Hauch uralter Tradition und poetischer Legende umweht den Ort, dessen Umgebung von Menschenhand so wundervoll seiner Stimmung angepaßt ist. „Geheiligtes Land!" Man fühlt etwas von der ehrfurchtsvollen Scheu der Kindheit zurückkehren. Die Gegenwart, das Leben draußen ist vergessen. Man wandert mit Moses durch die öde Felseinsamkeit des Sinaï und fühlt sich plötzlich dem Ewigen gegenüber. Hier vor uns glüht der Busch und die Stimme des Unendlichen spricht unmittelbar mit uns. Es ist ein ernster Moment. Mit majestätischer Ruhe sehen die steifen Gestalten der Heiligen von den Wänden aus ihren alten Bildern und Heiligenschränken herab, und alle mahnen uns wieder: „Die Stätte, da Du stehest, ist geheiligtes Land."

In schreiendem Gegensatz zur Stimmung der durch Legende und Alter geweihten Umgebung steht der Prunksarkophag für die Gebeine der heiligen

Digitized by Google

Katharina. Er ist sicherlich für den frommen russischen Pilger, der unter unsagbaren Entbehrungen die weite Reise aus seinem Heimathsdorfe hierher unternommen hat, das Prächtigste, was der Ort bietet, ist er doch das kostbare Geschenk eines russischen Kaisers. Allein so groß der Werth dieser modernen Arbeit sein mag, so gering ist der Geschmack, der bei ihrer Ausführung waltete, so wenig paßt das Ganze an diesen Ort. Der große, aus blinkendem Silber getriebene, mit zahlreichen Edelsteinen verzierte Sarg, dessen Deckel die ruhende Gestalt der Heiligen zeigt, ebenfalls aus glänzendem Silber, zum Theil mit blanken, geleckten Emailfarben bemalt, verletzt geradezu an diesem ehrwürdigen, dämmerigen Orte mit seiner ruhigen stillen Erhabenheit und seinen mattabgetönten Farben. Er erscheint wie ein protzenhafter Parvenu in einer fein individualisierten, mit natürlichem Geschmack ersonnenen Umgebung. Ein prächtiger Gedanke war die große Decke, die man zur Schonung über das Prunkstück gezogen hat. Zur Schonung des Sarges und zur Schonung der Stimmung.

Neben der Basilika liegt eine primitive Moschee, deren Entstehung von den Mönchen in die Zeit des Osmanen-Sultans Selîm verlegt wird, des Eroberers Aegyptens. Wie Burckhardt und Ebers gezeigt haben, muß sie indessen älter sein. Ihre Erbauung würde der Toleranz der Mönche alle Ehre machen, wenn dieser Charakterzug dort, wo er heute hervortritt, nicht vorwiegend der Bequemlichkeit seinen Ursprung verdankte. So wird man die Motive für den Bau einer Moschee vielleicht auch wo anders zu suchen haben. Uebrigens ist die Moschee völlig verwahrlost, wie das nicht anders zu erwarten ist, wenn ein zahmer Steinbock zu ihrem Hüter bestellt ist. Die Sitte scheint alt zu sein, denn schon frühere Reisende erwähnen das Thier, das offenbar in der Zwischenzeit verschiedene Nachfolger gehabt hat. Der heurige ist ziemlich aggressiv und mit seinem stattlichen Gehörn ist nicht zu spaßen.

Ziemlich verwahrlost ist auch der große Garten, der außerhalb der eigentlichen Umfassungsmauer des Klosters liegt, aber doch auch von einer festen Mauer geschützt wird. Er giebt Einem einen leisen Begriff davon, welche unermeßliche Ueppigkeit hier auf diesem Boden, unter dieser Sonne gedeiht, wenn nur die menschliche Hand ein klein wenig für Bewässerung sorgt. Alle Früchte der südlichen Klimate entwickeln sich hier zu enormer Größe und unvergleichlichem Wohlgeschmack. Und doch ist das, was die Mönche zur Pflege des Gartens thun, blutwenig. Der Boden sieht wild und unordentlich aus, von einer systematischen Kultur ist keine Rede.

Ein seltsamer Ort findet sich in dem höher gelegenen Theile des Gartens. Es ist das Beinhaus des Klosters. Das naive Gemüth, das durch den Anblick von Totenschädeln und Menschenknochen an sich schon zu unbehaglichen Gefühlen erregt wird, mag wohl einen leisen Schauer empfinden beim Eintritt in diese moderige Totenkammer. Ich selbst wäre sicherlich nicht unempfänglich gewesen für den Ernst eines solchen Ortes, wäre dieser Ernst hier nicht durch eine unbesiegbare Komik völlig verwischt worden. Sauber geordnet und aufgeschichtet, wie die Torfziegel oder Briquetts für den Winter, liegen hier die macerierten Gebeine der verflossenen Mönche. Schenkel bei Schenkel, Arm bei Arm, Schädel bei Schädel, so sind sie geordnet. An dieser Wand nur Armknochen, schön glatt und gerade aufeinandergepackt, an jener nur Oberschenkel und dort nur Schädel. Das sind die gewöhnlichen Mönche. Die Erzbischöfe und die ganz heiligen Männer dagegen liegen gesondert in kleinen Wandnischen oder Kistchen und jeder von ihnen hat seine sämmtlichen Knochen um sich versammelt. In der Ecke am Eingang hockt das Skelett eines heiligen Anachoreten. Eine Kappe von verschossenem blauem Sammet sitzt auf seinem grinsenden Schädel und erinnert lebhaft an die Sitte manches jungen Mediziners, der den Schädel

Digitized by Google

seines Studienskeletts als Halter für seine Kouleur-Mütze braucht. Das alles ist nicht geeignet, den Ernst, der über diesem Orte walten sollte, zu erwecken. Wie ehrwürdig könnte gerade dieses Mausoleum gestaltet sein, und welche entgegengesetzte Stimmung fordert es heraus!

Die größte Aufmerksamkeit hat unter allen Dingen des Klosters seit einem halben Jahrhundert die Bibliothek auf sich gelenkt. Der ganzen philologisch und theologisch gebildeten Welt ist genugsam der große Schatz bekannt, den Tischendorf hier gehoben hat. Es ist charakteristisch für das Verständniß, welches die Mönche selbst für ihre Bücherschätze besitzen, daß Tischendorf die ersten Theile des berühmten „Codex Sinaïticus“ im Papierkorbe der Bibliothek entdeckte. Seit jenem großen Fund, dessen Bedeutung den Mönchen aus seinen äußerlichen Konsequenzen allmählich klar werden mußte, ist ihre argwöhnische Sorge für die Bücher und Handschriften der Klosterbibliothek gewaltig gewachsen, ihr Verständniß dafür völlig gleich geblieben. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Mönche nicht schreiben und lesen kann. Bei den wenigen aber, die es können, beschränkt es sich fast allein auf ihre Muttersprache. Keiner der mit uns in der Bibliothek anwesenden Mönche, die mit großem Stolz das prächtige Tafelwerk der englischen Sinaï-Expedition vorweisen, hat auch nur eine Ahnung davon, was in demselben enthalten ist. Dennoch ist man eifrig bestrebt, uns in liebenswürdigster Weise die Abbildungen zu „erklären“. Die alten ägyptischen Stelen des „Sarbût el Châdem“ werden mir als „Chalifengräber von Kairo“ vorgestellt, und als ich den Irrthum aufklären will, werde ich mit überlegenem Lächeln eines besseren belehrt. Dabei steht mit großen Lettern unter jeder Tafel die Erklärung gedruckt. Aber lesen, wer kann das lesen! Die meisten Brüder haben ja auch nicht die geringste Kenntniß von den archäologisch und historisch interessantesten Orten ihrer nächsten Umgebung. Vom „Sarbût el Châdem“ und dem „Wâdi Maghâra“ haben die wenigsten jemals etwas gehört. Uebrigens dürften die wichtigsten Schätze der Klosterbibliothek nunmehr gehoben sein, nachdem noch vor wenigen Jahren Mrs. Lewis die bekannte Handschrift des Petrus-Evangeliums entdeckt hat. Dennoch enthalten zweifellos die zahlreichen syrischen, äthiopischen, arabischen und slavischen Manuskripte ein werthvolles Material, das erst im Laufe der Zeit seine wissenschaftliche Verwerthung finden wird, vielfach aber auch jetzt wohl schon findet. Kurz vor unserer Ankunft im Kloster waren zwei amerikanische Damen aufgebrochen, die längere Zeit syrischen Studien in der Klosterbibliothek nachgegangen waren.

Wieder steigen wir die Holztreppe hinauf. Die Schätze des Klosters sind uns gezeigt worden, jetzt kommt unsere Gegenleistung. Die Patienten warten auf uns im Empfangszimmer. Es ist nichts besonderes, was ihnen fehlt. Das Klima ist impertinent gesund und die Leute werden steinalt im Kloster, wenn ihnen nicht vorher die Sache zu langweilig wird. Dem Gärtner des Zweigkonvents in Tôr, den ich vier Jahre zuvor dort kennen gelernt hatte, war das passiert. Er hatte eines Tages sein Bündel geschnürt und war in die Welt geflohen. Indessen zeitigt das Klima doch eine Krankheit, das ist der Gelenkrheumatismus. Kälte und Wind sind manchmal enorm und die klapperigen Bretterwände der Zellen bieten des Nachts keinen genügenden Schutz davor. Am Tage steigt dann die Temperatur wieder zu erschreckender Höhe. Das giebt die schönste Grundlage für Gelenkrheumatismus. Nicht wenige von den alten Brüdern haben infolgedessen das Zipperlein. Wird das Elend zu schlimm, dann schickt man sie hinunter nach Tôr an die Seeküste. Hier bessert sich gewöhnlich das Leiden, aber die sumpfige Gegend von Tôr hat auch wieder ihre Folgen, und wenn die alten Herren nach dem Kloster

Digitized by Google

zurückkehren, sind sie zwar vorläufig ihre Gelenkschmerzen los, bringen aber dafür eine tüchtige Malaria mit. Gelenkrheumatismus und Malaria, oder wie die Mönche die letztere nennen, das „Tôrfieber", das sind die Hauptleiden des Klosters. Dazu gesellt sich hier und da ein Magenkatarrh, der durch die unvernünftige Nahrung im Verein mit dem Araki künstlich großgezogen wird.

Nachdem die Patienten untersucht und mit Vorschriften versehen sind, führt uns der Apotheker in die Klosterapotheke, deren Ordnung mir ans Herz gelegt worden ist. Ihre Einrichtung ist amüsant. Sie besteht aus einer verbogenen Wageschale, die in Ermangelung ausreichender Gewichte zur Aushülfe mit alten Geldstücken bedient wird, sowie aus einer Holzkiste und einer Kartonschachtel, die den Arzeneischatz des Klosters beherbergen. Ein Wust von Schachteln und Tüten und Flaschen und Büchsen mit Pulvern und Salben und Pillen und Flüssigkeiten Gott weiß, welcher Art erfüllt bunt durcheinandergewürfelt die Kiste und den Karton. Die wenigsten Dinge haben eine französische oder griechische Aufschrift. Das Alter mancher dürfte der ehrwürdigen Umgebung durchaus gerecht werden. Natürlich kann keine Rede davon sein, in dieses Chaos von größtentheils unerkennbaren und unbrauchbaren Stoffen Ordnung zu bringen. Meine Thätigkeit beschränkt sich daher allein darauf, einige sicher erkennbare und wichtige Arzeneistoffe, wie Chinin, Salicylsäure ꝛc. herauszusuchen und dem Apotheker ihre Dosierung zu zeigen.

Nach einer kurzen Plauderstunde mit dem liebenswürdigen „προστάτης" und einigen Mönchen nehmen wir Abschied. Der mißmuthige Pförtner öffnet uns den Ausgang, und nach einem dankbaren Händeschütteln nebst üblichen Salamâts schließt sich knirschend hinter uns die schwere Eisenthür. Das mittelalterliche Klosteridyll liegt hinter uns, wir kehren zurück in die Welt, zurück in das Leben.

* * *

Wer die begeisterten Schilderungen des Sinaïklosters von Ebers[1]) und und Loti[2]) gelesen hat, mag glauben, daß die vorstehende Skizze ein allzu wenig schmeichelhaftes Bild von den Mönchen des Klosters entwirft. Ich bin indessen bestrebt gewesen, möglichst naturwahr den Charakter der Brüder zu schildern. Dabei durfte ich nicht wie Ebers Land und Leute mit dem Lichte eines liebenswürdigen, alles verklärenden Optimismus übergießen, dabei durfte ich auch nicht wie Pierre Loti ein vorher in der Phantasie geschaffenes idealisiertes Bild überall in der Wirklichkeit wiederzufinden bemüht sein. Ich würde aber trotzdem vielleicht einen etwas anderen Eindruck von meinem kurzen Besuch des Klosters mitgenommen haben, wenn ich nicht die Mönche durch halbjährigen Verkehr mit ihnen in Tôr schon vorher richtiger beurtheilen gelernt hätte. Ich habe im Laufe dieser Zeit und namentlich bei meinem ersten Aufenthalt in Tôr im Jahre 1891 manchen liebenswürdigen und herzensguten alten Herren kennen gelernt, und manche traute und behagliche Stunde in ihren Zellen verplaudert, die mir stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Namentlich gedenke ich oft und gern des alten, treuherzigen Bruders Kosmas, der während seines ersten Aufenthalts als „Wekil" den Konvent in Tôr leitete. Fast täglich pflegte ich ihn im Abendfrieden zu besuchen und in seiner kleinen Zelle mit ihm und dem früheren „προστάτης" des Klosters, dem jugendlich-feurigen Nikodemos von der Schönheit der griechischen Sprache zu plaudern.

---

[1]) Georg Ebers: „Durch Gosen zum Sinaï. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek." Leipzig, Engelmann 1872.

[2]) Pierre Loti: „Le Desert". Paris 1895.

Digitized by Google

Er war erstaunt zu hören, daß ich den für ihn so schwierigen Homer recitierte, nur tadelte er begreiflicherweise meine griechische Aussprache. Wenn mich der alte Kosmas dann in meinem Laboratorium besuchte, und von Mikroskopen und Physiologie, von Philosophie und Anatomie, von Zoologie und Psychologie erzählen hörte, dann ging ihm das Herz auf vor Freude über die große Aehnlichkeit der deutschen und griechischen Sprache. Er besaß auch Sinn für Naturmerkwürdigkeiten. Zum Abschied beschenkte er mich mit manchem selbstgesammelten Stück und fügte auch einen glückbringenden, sinaïtischen Rosenkranz hinzu, aus schwarzen Korallen mit Silberstiften beschlagen. Bei meinem zweiten Aufenthalte in Tôr im Jahre 1894—1895 sollte ich meinen alten Freund nicht mehr finden. Er war eingegangen zum ewigen Frieden. Aber auch in manchem anderen von den Brüdern habe ich einen schlichten, freundlichen Sinn und wirkliche Biederkeit gefunden, und es wäre undankbar, wenn ich das alles verschweigen, und die gastfreundliche Weise, in der ich bei ihnen verkehrte, nicht voll und aufrichtig anerkennen wollte. Indessen alles das kann an den oben mitgetheilten Zügen nichts ändern. Die Brüderschaft setzt sich zusammen zum allergrößten Theil aus früheren Handwerkern und ungebildeten Leuten mit unruhiger Vergangenheit. Die Mönche sind zwar alle Griechen, aber sie leben im Orient und unter denkbar primitivsten Verhältnissen und sind in ihrem dolce far niente zu wahren Orientalen geworden.

Das treffendste, wenn auch etwas sarkastische Urtheil über die Brüder des Sinaïklosters hat zweifellos der mit offenem kritischem Blick und größter Kenntniß des Landes reisende Palmer[1]) gefällt, der leider während seiner letzten Reise auf der Sinaïhalbinsel beduinischem Verrath zum Opfer fiel. Ich kann mir nicht versagen, eine kurze Charakteristik, die Palmer von den Mönchen giebt, hier wörtlich wiederzugeben. Palmer schreibt: „Ich hatte gehofft, an einem Orte, wie der Sinaï, noch leise Spuren jener Andacht wahrzunehmen, welche die alten Einsiedler charakterisierte, irgend welchen religiösen Enthusiasmus, der die Flucht aus der von Gott ihnen angewiesenen Lebensstellung sühne. Aber nichts von dem Allen! Ich fand keinen Enthusiasmus, keine Hoffnung, kein Streben, — nichts als Trägheit und Rum. Sie vernachlässigen sogar die einzige ihnen auferlegte Pflicht. Die Gottesdienste in der schönen alten Kirche sind beinahe nicht besucht, außer wenn russische Pilger kommen und die Mönche sich genöthigt sehen, mürrisch, unter dem Schein der Andacht, ihrer Pflicht nachzukommen. Diese heiligen Väter haben einen Schein jener Wohlthätigkeit beibehalten, welche die alten Abteien so berühmt gemacht hat, sie vertheilen jeden Morgen mit williger Hand Brod an jeden Araber, der darum bittet. Einen dieser Laibe habe ich mitgebracht; ein berühmter Geologe, dem ich diese Probe vorlegte, erklärte sie für „ein Stück metamorphischen Gesteines, welches Bruchstücke von Quarz, eingebettet in einer amorphen Grundmasse, enthält". Kein anständig erzogener Vogel Strauß könnte einen solchen verschlingen, ohne seine Verdauung für Lebenszeit in Gefahr zu bringen."

Die sehr humorvolle Schilderung, die Palmer in seiner drastischen Weise von den einzelnen Mönchen entwirft, muß ich bitten im Original selbst nachzulesen. Man wird meine Bemerkungen über die Mönche dann nicht mehr zu hart finden.

* * *

[1]) E. H. Palmer: „Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israëls. Fußreisen in der Sinaïhalbinsel und einigen angrenzenden Gebieten ꝛc." Deutsche Uebersetzung, Gotha, Perthes 1876.

Digitized by Google

Aîd hatte uns am Ausgang des Klosters erwartet. Er führte uns jetzt zu dem Lagerplatz, den Kaiser inzwischen an einem geschützten Punkte der Raha-Ebene, eine Viertelstunde vom Kloster gefunden hatte, denn trotz des Kopfschüttelns der Mönche zogen wir es doch vor, wie bisher die Nacht am eigenen Lagerfeuer im Freien zu schlafen statt in den primitiven Fremdenstuben des Klosters. Als wir am Lagerfeuer erschienen, empfing uns Kaiser schon mit einem vorzüglichen Braten des unterwegs erstandenen Steinbocks. Selten hat uns ein Mahl so gemundet wie dieses. Wundervoll war auch der Ausblick von unserem Lager. Gerade vor uns lag in seinem wildzerklüfteten Felskessel das Kloster von dem purpurnen Schein der Abendsonne übergossen und ernst und düster blickten seine Cypressen zu uns herüber. Die Schatten wurden länger, die Gluth auf den Bergspitzen wich einem fahlen Braun, und heller leuchteten die Scheite unseres Lagerfeuers. Eine Anzahl Leute, Männer, Weiber und Kinder vom Stamme der Djebeliye, der in einem gewissen Verhältniß zum Kloster steht, hatte sich an unserem Lager eingefunden und bald ging es sehr lebhaft zu an unserem Feuer. Natürlich war der übliche Streit entfacht und wie immer natürlich auch um die Führungsfrage. Das Kloster maaßt sich seit langer Zeit das Recht der Karawanenführung vom und zum Kloster für den dort lebenden Stamm der Djebeliye an und bestreitet den anderen Stämmen, welche im Uebrigen die Halbinsel als ihr Eigenthum betrachten, d. h. den Allegât, Saualche und Mjêne grade dieses specielle Recht. Die Beduinen der Halbinsel dagegen sehen den Stamm der Djebeliye nicht als ebenbürtig an, da er der Ueberlieferung nach aus Sklaven hervorgegangen ist, die Justinian einst dem Kloster schenkte. Infolgedessen haben sich früher die eigentlichen Beduinen der Halbinsel, die Tauâra-Stämme auch niemals um dieses vom Kloster willkürlich aufgestellte Recht gekümmert. Allein seit längerer Zeit hat es das Kloster, das selbst als Fremdling nur von den Eingeborenen geduldet war, verstanden, einen gewissen Respekt zu erwerben, besonders dadurch, daß es den Glauben erweckt hat, daß es Regen zu machen verstände. Der ungeheuer selten vorkommende Regen ist sehr wichtig für die Weideplätze der Beduinen in den Wâdis. Regnet es einmal ein oder zwei Jahre nicht im Gebiet eines Stammes, so tritt hier Hungersnoth ein für Menschen und Vieh. Das wollen die Beduinen auf alle Weise vermeiden. Sie lassen sich dann in Tôr oder Suez einen kleinen Brief schreiben, den sie heimlich durch eine bestimmte Oeffnung in der Klostermauer werfen, und der die Bitte an die Mönche enthält, ihnen dieses Jahr Regen zu machen. Die Mönche fordern dann eine gewisse Summe Geldes von den armen Teufeln und wenn diese das Geld zusammen bringen, dann sorgen sie dafür, daß es im Gebiete ihres Stammes im nächsten Winter regnet, wenn nicht, so ist Dürre und Hungersnoth die unausbleibliche Folge davon. Auf diese Weise haben die Mönche einen Einfluß auf manche Stämme gewonnen und dieser geht soweit, daß vielfach jetzt im gegebenen Fall bei Führungsfragen zu Gunsten der Djebeliye verzichtet wird. Das geht selbstverständlich aber niemals ohne dem obligaten Streit ab, und wer solchen Streit zum ersten Male mit ansieht oder gar so unerfahren ist, sich selbst mit hinein ziehen zu lassen, der glaubt nicht anders, als daß wenigstens einige Todte und Verwundete auf dem Platze bleiben müssen. Indessen, das ist wie alles bei den Beduinen nur uraltes Herkommen und Ceremonie, und muß mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Arabers durchgeführt werden. Irgendwie erfolgt schließlich doch immer eine friedliche Einigung und keiner trägt dem anderen dabei etwas nach. So tobte auch heute um uns der Kampf. Wir sollten an die Djebeliye verschachert werden. Das ließ uns zwar sehr kalt, aber wenn der Skandal zu große Dimensionen annahm, wurde doch der

Digitized by Google

Hauptschreier von uns am Kragen gepackt und mit ein paar kräftigen arabischen Flüchen aus dem Lichtkreis des Feuers befördert. Schließlich trat Stille ein. Unser zweiter Führer, der alte Mahmûd hatte uns für etliche Silberlinge an einen der Djebelîye verkauft.

Am anderen Morgen beginnt der Abstieg. Wir müssen zu Fuß über den Nukb el Haue, denn der Abstieg ist so steil, daß die Kamele vorsichtig geführt werden müssen. Das Thal, durch das wir absteigen, ist eine enge, schnell abfallende Schlucht, deren Wände hier und dort sinaïtische Inschriften tragen und deren Boden stellenweise mit mannshohen Binsen und Minzstauden bedeckt ist. Gewaltige Felsblöcke versperren an einzelnen Stellen fast völlig den Durchgang und wir müssen öfters an den steilen Seitenwänden der Schlucht in die Höhe klettern, um über solche Stellen hinwegzukommen. Man gewinnt hier einen Begriff von den ganz fabelhaften Wirkungen, die das Wasser in diesen nackten Bergmassen noch heute entfaltet.

Vor uns liegt in der Ferne ein anderes Bild von geologischem Interesse. Ueberraschend klar und übersichtlich erkennt man von hier oben, wie die gewaltige Masse des Djebel Serbâl, der von Lepsius, Ebers und anderen für den Berg der Gesetzgebung gehalten wird, einst mit ihren eruptiven Gesteinen die ältesten Sedimente, die Gneiß- und Glimmerschieferschichten durchbrochen und nach der Durchbruchstelle zu aufgerichtet hat.

Allmählich wird das Thal etwas breiter und nach einer Weile öffnet sich vor uns das Wâdi es Schêch. Grade vor dem Ausgang der steilen Schlucht liegt das Schêchgrab selbst. Hier stehen wir vor dem größten Heiligthum der Beduinen, hier feiern die Tauâra-Stämme alljährlich ihr Nationalfest. Wer der Heilige des Schêchgrabes ist, weiß kein Mensch. Die Beduinen nennen ihn Nebi Salih, wissen aber selbst nichts näheres von ihm. Die Vermuthung Palmers (l. c. pag. 42), daß er identisch sein könnte mit Moses, ist kaum zu stützen und entspricht wohl lediglich dem Bestreben, für die in der biblischen Erzählung enthaltenen Vorgänge und Namen auf der Sinaïhalbinsel thatsächliche Reminiscenzen zu suchen. Immerhin ist der „Prophet" Salih der größte Heilige der Tauâra-Beduinen. Infolgedessen ist auch seine Grabhütte bedeutend besser gebaut und gehalten, als die Grabhütten anderer Heiliger, die sich an einzelnen Punkten der Küste finden und von denen die Beduinen ebensowenig wissen, wie vom Nebi Salih.

Die Grabhütte ist ein viereckiger, dicker, schmuckloser Steinbau, der mit Palmenstämmen und Rohr gut bedeckt ist. In seinem Innern befindet sich das eigentliche Schêchgrab, ein gemauertes, weißgetünchtes Grab von der Art, wie man sie in arabischen Moscheen allgemein antrifft. Interessant ist aber der mannigfaltige Inhalt der Hütte, der einem zum Theil erst ganz allmählich bei sorgfältigem Suchen bemerkbar wird. Während über dem Grabe von der Decke der Hütte herab bunte Fahnen und bestickte Tücher offen herabhängen und das Grab selbst theilweise bedecken, findet man überall in den Steinritzen der Hütte und des Grabes versteckt allerlei Opfergaben. Viele Frauenhaarlocken, bunte Schnitzel und Lumpen, Fläschchen mit Oel, ein paar kleine Lampen, Räucherzeug, Glasperlen, Messer, Hacken und vieles andere entdeckt unser Auge bei eifrigem Suchen in dem engen dämmerigen Raume. Es sind die gewöhnlichen Gaben, die der Beduine seinen Heiligen opfert und die ich in gleicher Weise versteckt auch in den Grabhütten der Schiffsheiligen von Rajeh, von Scherm und von Abû Selîme fand. Nicht weit von dem Schêchgrab erstreckt sich ein ausgedehnter arabischer Kirchhof, dessen Gräber aus ältester und jüngster Zeit hier die ungewöhnliche Gestalt von Steinkreisen haben und

Digitized by Google

lebhaft an praehistorische Steinsetzungen erinnern. Es ist übrigens auch nicht ausgeschlossen, daß manche dieser Gräber in praehistorische Zeit zurückreichen. Neben der Grabhütte aber stehen noch zwei offene, mit Palmenblättern lose überdachte laubenartige Schuppen zum Lagern und Uebernachten der Reisenden. In einem verglimmte eben ein Kohlenfeuer, ein Zeichen, daß kurz vor uns Beduinen den Heiligen besucht hatten. Dazu ist auch für den Comfort der Reisenden in rührender Weise gesorgt. Der Heilige übt Gastfreundschaft wie jeder Araber. In einem Winkel der Hütte versteckt liegt eine Tasse, etwas Kaffee und eine Pfanne zum Rösten desselben nebst einigen Kohlen. Wie jeder Araber bietet der Heilige seinem Besuch zuerst eine Tasse Kaffee an, und jeder Besuch läßt dafür ein Gastgeschenk da, etwas Nützliches, Erquickendes, das er gerade entbehren kann. So findet auch der nächste Besucher wieder eine freundliche Bewirthung. Während wir im Schatten der Lagerhütte ausgestreckt am Boden liegen und uns von der enormen Hitze des Tages erholen, huschen Schaaren von Eidechsen an uns vorbei, über uns hinweg mit ihren klugen Augen uns verwundert anschauend und eifrigst Jagd machend auf die zahllosen Fliegen, die jeden Ort, wo Menschen verkehren, in erschreckender Masse heimsuchen. Endlich kommen unsere Beduinen mit den Kamelen. Sie mußten einen anderen Abstieg vom Kloster her nehmen, da unsere Schlucht für Kamele nicht passierbar ist. Nach einer kurzen Rast während der heißesten Mittagszeit brechen wir wieder auf, kreuzen das Wâdi es Schêch nur ein Stück und biegen dann ein in das Wâdi Selâf, ein breites und langes Thal, das uns Abends in einem kleinen geschützten Felsenkessel einen ausgezeichneten Lagerplatz bietet.

Am anderen Morgen brauchen wir fast zwei Stunden, um unsere Kamele wieder einzufangen. Dann geht der Ritt weiter durch das Wâdi Selâf ins Wâdi Feirân. Die Nabbathäischen Felsinschriften häufen sich immer mehr. Wir ziehen hier eine Straße, die seit uralten Zeiten einen der Hauptverkehrswege auf der ganzen Sinaïhalbinsel gebildet hat. Ueberall finden sich die Spuren vergangener Geschlechter. An einer Stelle wird das Wâdi so eng, daß die Felsen ein richtiges Thor bilden. Wie Coulissen treten zwei mächtige grade und glatte Felswände von beiden Seiten hervor, bedeckt mit alten sinaïtischen Verewigungen. Diese eigenthümliche Stelle ist das „Buêbe", das „Thor". Hinter dem Buêbe erweitert sich das Thal zu einem breiten Kessel, dessen Rand überall von mehr als 30 m hohen, geschichteten Lehmwänden gebildet wird, ein Zeichen, daß hier früher eine Thalsperre vorhanden war, die den „Sêl", d. h. das Gebirgswasser staute und den Thalkessel zum See machte. Auf den Bergen in der Höhe erscheinen jetzt Steinhäuser, einzelne massive, viereckige Klötze aus grauer Vorzeit. Bald wird das Thal erfüllt mit Tamariskenbüschen, die mächtige, hohe, undurchdringliche Dickichte bilden. Man muß die Stellen wissen, wo diese Dickichte passierbar sind, sonst kommt man in den labyrinthischen Gängen mit ihrem tiefen Schatten unfehlbar in eine Sackgasse. Auf den zarten Tamariskenzweigen, die sich über unseren Köpfen zu einem dichten, filzigen Dach wölben, sitzen Käfer von unbeschreiblicher Farbenpracht, große stattliche Cucujiden. Die jungen Triebe der Tamarisken sind eine Leckerspeise für unsere Kamele, die sich mit Behagen an dem dichten Gebüsch reiben. Aber diese Neigung der Thiere bringt mich fast in Lebensgefahr. Mein Kamel, dessen Halfter ich nachlässig aus den Händen gelassen habe, bricht mit mir in ein Tamariskendickicht ein, wobei ich von dem dichten Zweigdach nach hinten herunter gefegt werde. Die Tabakspfeife im Munde, mit der einen Hand den Kamelstock, mit der anderen einen Tamariskenzweig haltend, hänge ich dem Kopf nach unten über das Hintertheil des Thieres herab und kann mich nur

Digitized by Google

mühsam mit den Füßen noch am Sattel festklammern um mich vor einem Sturz mit dem Kopf auf die Steine des Bodens zu schützen. Glücklicherweise bleibt das Thier jetzt stehen, da es selbst nicht mehr weiter kann, und labt sich mit Muße an dem frischen Grün. So hänge ich in meiner hilflosen Lage, bis sich Kaiser auf mein Rufen durch das Labyrinth zu mir durchgearbeitet hat und mich befreit. Hinter dem Tamariskenwald kommen die ersten Palmen und verkünden die Nähe der Oase. Ein krystallklares Wasser rieselt in breiten Bächen zu unsern Füßen, Vögel treiben ihr munteres Spiel und schon treffen wir auf Palmengärten, die von Steinmauern umzäunt und von künstlichen Wasserleitungen bewässert sind. Ueppige, urwaldähnliche Palmengruppen spenden uns tiefen Schatten und laden uns ein zum Verweilen am frischen Wasser, das zwischen ihnen hindurchmurmelt. Wir reiten immer tiefer hinein in unbeschreibliche Ueppigkeit, die eingerahmt wird von den nackten, sonnendurchglühten Felswänden, auf denen steinerne Häuser und ausgedehnte Ruinen von vergangenen Zeiten erzählen. Ueber uns wölbt sich der fleckenlose Himmel und eine Schaar Milane schwebt majestätisch zu den rothen Klippen hinüber. Links vom Wege liegt ein Beduinenkirchhof mit einem weißen, kuppelbedeckten Heiligengrab, dessen Eingang zwei antike römische Marmorsäulen umgrenzen. Am schönsten Punkte der Oase gegen ihr Ende zu, wo unter den hohen Palmen Beduinenhütten zerstreut liegen, lagern wir im friedlichen Schatten des Urwalds, während draußen, dicht vor uns die Mittagssonne ihre heißesten Strahlen herabschickt. Eine Anzahl beduinischer Männer hat sich bald um unser Feuer versammelt. Es sind freundliche Menschen von natürlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit. Sie gehören zu den Stämmen der Saualche und Muâtre, die hier in dieser paradisischen Oase ein idyllisches Dasein führen. Man bringt uns Nebkäpfelchen und wir kaufen für den Abend eine junge Ziege, die sofort nach beduinischem Ritus geschächtet wird. Ein alter jovialer Mann vom Stamme der Saualche macht sich ein Vergnügen daraus, aus Palmenblättern einen Strick zu flechten, mit dem ich ein paar selbstgeschnittene Palmenstöcke auf dem Kamel festbinden kann.

Nicht weit von unserem Lagerplatz liegt ein Hügel, der bedeckt ist mit den Ruinen der römischen Oasenstadt Pharân. Wir sind hier am Schauplatz der Handlung von Ebers bestem Roman „Homo sum“. Ueberall liegen Scherben, Marmorstücke, Mosaïksteine und Ziegel zu mächtigen Schutthalden aufgethürmt. Dazwischen erheben sich noch manche ziemlich wohl erhaltene Bauten, die sich weit am felsigen Thalrande hinziehen. Aber alles ist tot am Platze der alten Wüstenstadt. Kahl und völlig vegetationslos ragen die grell von der Sonne beschienenen Ruinen in den tiefblauen Himmel hinauf. Man kann sich keinen schärferen Gegensatz denken. Um uns herum tiefer Schatten der üppigen Palmengruppen, murmelnde Bäche mit saftigen Blumen und erfrischende Kühle, und einen Schritt weiter völlige Leblosigkeit und Oede, nur tote Ruinen und sonnendurchglühte Felswände in blendendster Helligkeit und unsagbarer Hitze. Was hat das Wasser in dieser Gluth, bei der man nicht mehr mit bloßen Füßen im Sande stehen kann, für eine enorme Wirkung! Wie unbeschreiblich belebt und erfrischt schon allein der bloße Anblick krystallklarer, lebendig sprudelnder Bäche! Während wir noch lagern, bringt mir einer der Saualche eine Hand voll römischer Münzen, die er in einem Loch gefunden hat. Sie sind sämmtlich aus verschiedenen Zeiten der Regierung Constantins des Großen und fast alle in Alexandrien und Antiochien geprägt. Einen Bakschisch will er kaum dafür annehmen. Wie anders als in Aegypten.

Um 2 Uhr Mittags, grade in der heißesten Sonnengluth, müssen wir wieder von unserem schattigen Lagerplatz aufbrechen. Nirgends ist mir die

Digitized by Google

Trennung von einem Orte so schwer geworden, und doch hatten wir nur wenige Stunden hier bei den freundlichen Leuten gerastet. Unmittelbar hinter unserem Lagerplatz beginnt wieder die öde, einsame Wüste. Aber noch einmal passieren wir eine kurze Strecke die Oase, um noch einmal die Schwere des Abschieds empfinden zu müssen. Dann sehen wir rechts und links nichts mehr als blendend weiße Kalkfelsen, die eine unendliche Lichtfluth über uns ergießen. Feuersteingerölle und Versteinerungen der Kreideformation liegen im Sande zu unseren Füßen. Wir sind bereits herabgestiegen bis in das Niveau des jüngeren Sedimentgebirges. Erst spät am Abend nach Sonnenuntergang findet Aîd einen passenden Lagerplatz unter dem Schutze eines alten Sajâlbaumes. Die Nacht ist warm. Morgens vor Sonnenaufgang sind noch immer 21° C.

* * *

Die heutige Tagereise führt unsere kleine Karawane in eine der interessantesten Gegenden der Sinaïhalbinsel. Indem wir in nordwestlicher Richtung vom Wâdi Feirân abbiegen, betreten wir das Wâdi Mokâtteb, das Thal der „Schriften". Es ist ein ziemlich flaches, sandiges Wâdi. Seine Hänge werden von niedrigen Sandsteinfelsen gebildet und erheben sich nirgends zu größerer Höhe. Aber je weiter wir in das Thal hineinreiten, um so mehr häufen sich die sinaïtischen Inschriften auf den Sandsteinwänden. Schließlich ist alles bedeckt davon. Es findet sich kaum irgendwo noch eine glatte Fläche, die nicht mit eingekratzten Schriftzügen völlig übersät wäre. Die Schrift ist durchaus verschieden von der zum Theil schönen kufischen Schrift, mit der die Abhänge des Djebel Nakûs bei Tôr bedeckt sind. Es sind nabbathäische Charaktere, wie sie sich auch auf den um Christi Geburt von nabbathäischen Königen in Petra geschlagenen Münzen und in einigen Gegenden Syriens finden. Nur selten sieht man dazwischen Inschriften mit griechischen oder arabischen Schriftzeichen. Dagegen kommen häufig bildliche Darstellungen vor von aller primitivster Art, wie sie etwa Kinder oder uncultivierte Völker verfertigen. Alles ist ohne Sorgfalt in den weichen Stein eingekratzt und hat sich hier in der heißen, trockenen Luft wunderbar erhalten.

Aber was bedeuten diese seltsamen Schriftzeichen hier in der einsamen Wüste?

Schon den frühesten Reisenden sind diese merkwürdigen Zeugen von der Anwesenheit zahlloser Menschen in diesen öden unwirthlichen Thälern begreiflicher Weise aufgefallen. Kosmas Indicopleustes, der im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Sinaï bereiste, hielt sie für Zeugen der Wüstenwanderung Israëls und noch in unserem Jahrhundert sind englische Pietisten ihm darin gefolgt. Erst die Leipziger Professoren Beer und Tuch haben in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die Schriftzüge lesen gelehrt und damit eine erste Grundlage für das Verständniß dieser Inschriften gelegt. Eine genauere Zeitbestimmung für die Entstehung der sinaïtischen Inschriften gab bald darauf der Breslauer Professor Levi, indem er nachwies, daß die ältesten nicht weiter als bis ins zweite Jahrhundert vor Christus zurückreichen und daß die meisten aus den nächstfolgenden Jahrhunderten um Christi Geburt stammen. Viele Forscher haben sich seitdem mit diesen Inschriften beschäftigt, und heute besitzen wir eine ausgezeichnete und außerordentlich umfassende Monographie darüber von Euting[1]). Wir wissen jetzt den Inhalt der Schriften genau. Es sind lediglich Verewigungen, religiöse Sprüche

[1]) Euting: „Sinaïtische Inschriften." Berlin, Reimer 1891.

Digitized by Google

und Wünsche von wandernden Leuten. Wir kennen die Zeit ihrer Entstehung. Aber was das für Leute waren, die hier in großen Gesellschaften durch die Einöde zogen, was das Ziel und den Zweck ihrer Wanderung bildete, dafür geben uns die Schriften nur dürftigen Anhalt. Die Einen halten sie für wandernde Heiden, die heilige Stätten besuchten, die Anderen für christliche Pilger; die Einen für beduinische Hirten, die Anderen für umherziehende Kaufleute. Es mag an allem etwas Richtiges sein, denn Eins schließt das Andere nicht aus. Heilige Stätten der Christen oder Heiden mögen den Anlaß zu den Pilgerzügen gegeben haben. Wie noch heute im Orient werden sich mit diesen Pilgerzügen fliegende Märkte und Handelsplätze verbunden haben, die außer den Pilgern auch Kaufleute, Händler, Neugierige, kurz all das Volk der verschiedensten Herkunft und Religion herbeigezogen haben, das Festplätze und Märkte zu erfüllen pflegt. Es mag auch lustig hergegangen sein und mancher mag sich in animirter Fest- und Wanderstimmung an solchen Plätzen verewigt haben. Aber heute ist all das fahrende Volk verschwunden, das bunte Treiben und Leben des Markts ist erloschen und das Schweigen der Einsamkeit hat sich über den lebloſen Ort in der Wüste gebreitet. Selbst der versprengte Wanderer verweilt heute nicht mehr an diesem Ort. In schützende Tücher gehüllt sucht er auf seinem Kamel der brennenden Sonnengluth und dem heißen Sande des öden Wâdis zu entrinnen.

Als wir an den Sandsteinwänden entlang reiten, fällt mein Blick auf menschliche Fußspuren im Sande, die zwar halb verweht doch deutlich erkennen lassen, daß sie von einem kleinen europäischen Stiefel herrühren. Ich mache Aïd darauf aufmerksam, aber der hat schon lange die Spur verfolgt. Sie kommt vom Wâdi Feirân. Sollten außer uns noch andere Europäer die Halbinsel bereisen? Die Antwort sehe ich ebenfalls bald im Sande. Anfangs zwar bin ich etwas erstaunt, mitten in der Wüste eine Damenhutnadel zu finden. Aber schnell hat sich alles zu einem klaren verständlichen Bilde zusammengereiht. Die Hutnadel kann nur von den beiden amerikanischen Damen stammen, die vor kurzem das Kloster verlassen haben, um nach Suez zurückzukehren. Die Fußspuren im Wâdi bestätigen das, und da die mannigfachen Spuren im Sande die einzigen Nachrichten liefern, die man in der Wüste erhält, so liest man begreiflicherweise mit Neugier und Spannung diese eigenartige Zeitung. So erfahren wir, daß die Damen auf ihrem Ritt durchs Wâdi Mokâtteb abgestiegen sind und einige von den Inschriften einer näheren Betrachtung unterzogen haben.

Gegen Mittag sind wir im Wâdi Kéneh und lagern unter einem der mächtigen alten Sajâlbäume, die sich in diesem Thal noch erhalten haben. Es ist ein besonders heißer Tag. Während wir unser Mahl verzehren, weht von Zeit zu Zeit ein leiser, ekelerregender Geruch durch die heiße Luft zu uns heran, ein seltsam widerlicher Geruch, der uns durch Mark und Beine dringt. Er läßt uns keine Ruhe und veranlaßt uns schließlich, unsern Lagerplatz aufzugeben. Bei dieser Gelegenheit finden wir die Ursache desselben. Nicht weit von uns liegt ein Esel, der von einer Hyäne benagt worden ist. Sein grünlicher Leib, von dem sich die Haut in Fetzen ablöst, ist durch die Fäulnißgase wie eine Trommel aufgetrieben und streckt seine Beine steif in die vor Hitze zitternde Luft. Unser Mahl ist uns verleidet. Deshalb wenden wir uns gleich zum Besuch des nahen Wâdi Maghâra und seiner berühmten Türkisminen.

Noch heute sind die vor mehr als fünf Jahrtausenden von den Erbauern der Pyramiden angelegten Kupfergruben an den steilen Sandsteinabhängen des kleinen Thalkessels zu sehen, und die alten Stelen des Königs Snefru erzählen von der Ueberwindung der wilden Mentuvölker in den Sinaïbergen.

Digitized by Google

In der Mitte des Thalkessels liegt ein steiler Hügel. Hier war offenbar das Lager der ägyptischen Aufseher oder Soldaten, denn der Hügel zeigt noch Reste alter Befestigung und die Grundrisse von Häusern, zu denen eine steile, in den Felsen gehauene Treppe hinaufführt. Auch findet man oben noch Stücke von steinernen Werkzeugen sehr primitiver Art. Die Gruben, in denen die alten Aegypter das Mineral „Mafkat" ausbeuteten, sind niedrige Stollen, die in einiger Höhe in die Felswände des Thals hineingetrieben sind. Hier befinden sich auch die Stelen. Noch heute setzt ein gewinnsüchtiger Beduinenstamm, die Gherarsche, die Arbeit der alten Aegypter fort und beutet in systemlosem Raubbau die Minen auf Türkise aus. Es ist amüsant, die Leute, die an keinerlei Arbeit gewöhnt sind, in ihrer Thätigkeit zu beobachten. Die meisten von ihnen haben von Händlern aus Suez Schlägel und Hämmer aus blinkendem Stahl geliefert bekommen. Das ist ihre Freude. Mit diesen Hämmern klopfen und schlagen sie an dem Gesteiu herum, wo sie gerade gehen und stehen. Hier und da wird ein Stein vom Boden aufgenommen und geklopft, hier und da wird gegen die Sandsteinwand gehämmert, daß bröckelnde Stücke herabfallen. Das Ganze ist nichts als Spielerei und Vergnügen. Den Hauptspaß macht ihnen aber das Sprengen, das selbstverständlich ohne die geringsten Vorsichtsmaßregeln erfolgt. Dabei ist es weniger der Gewinn, als vielmehr das Schießen und Knallen, das den Hauptreiz für diese großen Kinder besitzt. Als wir die alten, aegyptischen Minen besichtigten und Abdrücke von einigen weniger bekannten Skulpturen daselbst machten, fiel durch die Erschütterung eines heftigen Sprengschusses losgelöst an einer ganz anderen Stelle des Thals eine mächtige Felswand mit Riesengepolter herab. Glücklicherweise war kein Mensch in der Nähe, aber nur ganz zufällig, denn diese Wirkung des Sprengschusses war durchaus unbeabsichtigt. Natürlich werden bei diesen ziellosen Sprengungen auch die alten Skulpturen der Felswände von der verständnißlosen Gesellschaft nicht geschont und mehrere, besonders der größeren Reliefs sind in größter Gefahr und theilweise schon hart mitgenommen; aber „maalêsch", das macht nichts, es sind ja Werke der Heiden. Daß die Leute bei ihrem kritiklosen Zerklopfen der Steine hin und wieder wirklich ein Nest von Türkisen im Sandstein finden, ist reiner Zufall. Häufig vergehen viele Wochen ohne irgend welche nennenswerthe Ausbeute. Die größeren Stücke werden ihnen sofort von Händlern aus Suez abgenommen, obwohl die Türkise des Wâdi Maghâra infolge ihres schnellen Verblassens sehr niedrig im Werthe stehen. Indessen in Oel gekocht halten sie sich gerade so lange, bis sie in Kairo der Fremde für hohen Preis ersteht, und was sich in Europa mit den Steinen begiebt, das kümmert den arabischen Händler nicht. Uebrigens hat in den sechziger Jahren ein englischer Offizier längere Jahre hindurch auch eine systematische Ausbeutung der Türkisgruben betrieben. Allein Major Macdonald hat sich überzeugen müssen, daß der Betrieb sich nicht lohnt und ist schließlich in dürftigen Verhältnissen in Aegypten verstorben. Sein festgebautes Steinhaus im Wâdi Maghâra aber liegt heute leer und verlassen.

Die Hitze des Tages war enorm. Erst um 5 Uhr Nachmittags brechen wir wieder auf und reiten zunächst durch das Wâdi Mokátteb an seiner östlichen Thalwand zurück bis zum Wâdi Sidreh, in dessen Eingang wir bei Einbruch der Nacht einen Lagerplatz finden. Während das Feuer auflackert und Aîd uns mit frisch gekochtem Kaffee erquickt, erscheint ein einsamer Wanderer an unserem Lagerplatz, ein Mann vom Stamme der Hauetât und

Digitized by Google

bittet, die Nacht an unserem Feuer schlafen zu dürfen. Die Gegend erscheint ihm nicht ganz geheuer, denn an solchen verrufenen Orten, wo einst die Heiden gehaust, treibt noch heute der „Afrît" gern sein Wesen.

Das Wâdi Sidreh, in dem wir am nächsten Morgen aufwärts ziehen und das Wâdi Sîk, das wir ein kleines Stück passieren, führt uns aus dem Sandsteingebiet noch einmal zurück in die Urgebirgsmassen. Mächtige Lager von Gneiß und Glimmerschiefer sind hier von Granitmassen durchbrochen, die theilweise im Gneiß gangartig auftreten. Der Charakter dieser Gegend ist durch die von der Art des Gesteins bedingten Berg- und Felsformen ein ganz anderer, als der im Gebiete des Sandsteins, in das wir Nachmittags wieder eintreten, um dem Urgebirge nun endgültig den Rücken zu kehren. Vom Wâdi Sîk biegen wir ein in das sandige Wâdi Schêch'chmêd. Mächtige Sandsteinterrassen bauen sich zu beiden Seiten des Thales auf, der Boden des Thals ist rothbrauner Sand. Zahllose Koloquinten wachsen hier und dort zerstreut im Thale, mit ihren flachen Ranken am Boden hinkriechend, und prächtig kontrastieren ihre bleichen, gelben Kugelfrüchte mit dem röthlichen Sande, in dem sie liegen. Man ist im höchsten Maaße überrascht, diese Wüstenpflanze gerade hier in einer so außerordentlich wasserarmen Gegend zu finden. Auch die schwarzen Käfer der Wüste treten hier in größerer Menge auf. Es ist sehr merkwürdig, daß die Koleopterenfauna der Wüste mit verschwindenden Ausnahmen vollkommen schwarz ist, und auch fast allein der einen Gruppe der Schwarzkäfer (Blapiden, Pimeliden ꝛc.) angehört. Sonst sind fast alle Thiere der Wüste in ihrer Farbe der Farbe der Umgebung vorzüglich angepaßt. Die Käfer allein machen eine schreiende Ausnahme. Sie fallen mit ihrer schwarzen Farbe geradezu überall auf. Es würde sich lohnen, diese eigenthümliche Erscheinung in ihren Ursachen genauer zu verfolgen. Auf der Höhe des Nukb Sûwik, der uns hinüberführt ins Wâdi Sûwik ist der Boden bedeckt mit zahllosen Jericho-Rosen. Hier muß vor kurzem ein Rudel Wölfe durchgelaufen sein, denn massenhafte Spuren dieser Thiere zeigt uns der Sand. Um 5 Uhr sind wir an unserem heutigen Ziel, dem Sarbût el Châdem, dem uralten Heiligthum der ägyptischen Könige. Es liegt auf einer der hohen vorspringenden Sandsteinterrassen, und da der Aufstieg sehr schwierig und zeitraubend ist, müssen wir für heute auf den Besuch desselben verzichten. Unten im weiten Thalkessel, am Fuße des Sarbût el Châdem lagern wir in einer Bodenvertiefung. Eine eigenartige ergreifende Stimmung liegt über der Gegend. Es ist eine schöne erhabene Einöde, die uns umgiebt, und majestätisch ragt aus ihr von der sinkenden Sonne geröthet der massige Sandsteinklotz des Sarbût el Châdam empor mit dem mehr als fünftausendjährigen Heiligthum auf seiner einsamen Höhe.

Um bei unserer Besteigung des Sarbût el Châdem möglichst der heißesten Tageszeit zu entgehen, brechen wir schon lange vor Sonnenaufgang auf, als eben das erste Morgengrauen die Gegend erhellt. Die Besteigung ist ziemlich unbequem, da von unten her kein Weg über das lose Sandsteingeröll des Abhangs führt. Außerdem ist es nothwendig, alle Augenblicke von der Richtung abzubiegen, um steile Felswände zu umgehen. Nach etwa dreiviertelstündigem Klettern sind wir auf dem Plateau, aber es ist noch ein Weg von einer halben Stunde erforderlich, bis wir zu dem scheinbar so nahen und doch durch zahlreiche Klüfte von uns getrennten Heiligthum gelangen. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen, und ein wunderbar fesselnder Blick entfaltet sich zu unseren Füßen. Weit, unendlich weit sehen wir hinein in die öden, sandigen Flächen, aus denen am fernen Horizont wie eine hellgraue Wand der Abfall der Hochebene Tîh zu uns herüberschaut. Aber seine Stimmung gewinnt

Digitized by Google

unser Standpunkt durch die uralten Reste ägyptischer Kultur, über denen die Morgensonne sich ausbreitet. Die ganze Fläche des eigentlichen Sarbût el Châdem ist bestreut mit hieroglyphenbedeckten Stelen, und es ist begreiflich, wie die ersten Besucher des Orts durchaus den Eindruck eines alten Begräbnißplatzes gewonnen haben. Allein es handelt sich hier nicht um Grabstelen. Vielmehr sind die Denkmäler errichtet worden von ägyptischen Beamten, die im Distrikt der Kupferminen beschäftigt waren, zur Verewigung ihres Andenkens und ihrer Thaten. In der That ist es ihnen in glänzender Weise gelungen, ihren Zweck zu erreichen. Fünf Jahrtausende haben ihr Andenken treu bewahrt und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wieder Jahrtausende ohne Spur an diesen Denkmälern vorbeigehen werden. Freilich hat Menschenhand offenbar schon in allerfrühester Zeit eine große Anzahl der Stelen, die dem Ort den Namen (Sarbût el Châdem, Hügel des Petschafts) gegeben haben, umgeworfen und zerbrochen. Auch von den übrigen Resten des Heiligthums ist Vieles mit Gewalt zerstört worden. Aber noch heut ist die ganze Anlage deutlich und klar zu erkennen. Innerhalb einer flachen Ummauerung bildet den Mittelpunkt des Ganzen der kleine Hathor-Tempel, aus mächtigen Quaderblöcken gebaut, mit niedrigem Eingang und einer geheimen, unterirdischen Kammer. Auf der ganzen ummauerten Fläche aber zerstreut liegen und stehen Quadern und Stelen, letztere vielfach mit Köpfen verziert, und neben den Hieroglyphen findet man auch den Namen manches bekannten Reisenden aus unserer Zeit. Feuersteinsplitter, Topfscherben und Skulpturreste bedecken den ganzen Boden. An einzelnen Stellen erheben sich schwarze Kuppen. Man hat ihren Inhalt vielfach als Kupferschlacken betrachtet. Die Stücke, die wir hier auflasen, waren zweifellos reiner Brauneisenstein, was eine Angabe bestätigt, die der englische Reisende Tyrwhitt schon 1863 machte, als er die Schlackennatur der schwarzen Massen bestritt und ihren Gehalt an Eisen und Mangan feststellte. Es soll damit indessen nicht behauptet werden, daß die von vielen Reisenden gefundenen Schlacken überhaupt nicht vorhanden wären. Ich habe sie nur bei meinem kurzen Besuche nicht gefunden. Jedenfalls ist es jetzt wohl zweifellos, daß hier der Mittelpunkt des altägyptischen Kupferbergbaus auf der Sinaïhalbinsel war, und daß gerade auf dem Sarbût el Châdem die Kultusstätte der ägyptischen Bergbau-Kolonie lag. Noch heute sind unter der wunderbar konservierenden Luft und Sonne der Wüste die alten Fußwege erhalten, auf denen die alten Bergleute zur Verehrung der Hathor herbeikamen.

Schon fängt die Sonne an empfindlich heiß zu werden. Wir suchen daher auf einem kürzeren Abstieg zu unserem Lager hinab ins Thal zu gelangen, indem wir direkt den Abhang in gerader Richtung hinabklimmen. Dreiviertel Stunden sind wir bereits abwärts geklettert, streckenweise mit Händen und Füßen, schon sehen wir dicht unter uns ganz deutlich unser Lager und unsere Leute mit den Thieren, da plötzlich endigt die schmale Rinne, in der wir herabkamen, an einer etwa ein paar hundert Meter hohen senkrecht absteigenden Felswand. An einen weiteren Abstieg hier ist nicht zu denken. Wir müssen den ganzen mühsam zurückgelegten Weg wieder im Sonnenbrand hinaufklettern, und dann doch wieder auf dem großen Umwege des heutigen Morgens zum Lager zurückkehren. Als wir endlich um Mittag von Durst und Müdigkeit erschöpft am Lager eintreffen, stellt sich heraus, daß unser Wasservorrath bis auf einen kleinen Rest erschöpft ist. Unsere Leute haben es versäumt, im Wâdi Maghâra die Bockschläuche neu zu füllen. Jetzt haben wir nur noch einen Theekessel voll Wasser. Die nächste Wasserstation sollen wir aber nach unserem Reiseplan erst am zweiten Tage erreichen. Da ist guter Rath

Digitized by Google

theuer. Wir müssen schließlich einen Umweg machen und einen Mann ins Wâdi Nasb zum Wasserholen schicken, den wir dann am Eingang des Wâdi Nasb erwarten. Zunächst aber kochen wir nur eine halbe Kanne Thee. Dann brechen wir auf, weiter durch das Wâdi Sûwik ins Wâdi Hbûs, wo wir am Eingang des Wâdi Nasb am späten Nachmittag im Schatten einer Sandsteinwand lagern, um unseren Wassertransport zu erwarten. Keiner wagt, von der halben Theekanne voll Wasser, die unseren letzten Rest bildet, einen Schluck zu trinken. Sie wird als Heiligthum behütet. Und doch war heute vielleicht der heißeste Tag.

Die geologischen Altersverhältnisse der Sandsteinablagerungen in der Arabia Petraea und Aegypten sind bisher noch nicht mit genügender Sicherheit ermittelt, da diese Schichten fast überall völlig versteinerungslos sind. Es scheint aber, daß sie sehr verschiedenen Zeiträumen angehören. Es ist daher von Interesse, daß im Wâdi Hbûs aus den geologischen Lagerungsverhältnissen sich ein gewisser Anhaltspunkt ergiebt für die untere Altersgrenze der hier abgelagerten Sandsteinschichten. Es läßt sich nämlich von den Sandsteinmassen, die wir vom Nukb Sûwik bis zum Wâdi Nasb passierten, mit Sicherheit sagen, daß sie erst abgelagert wurden, nachdem die Porphyr- und Dioriteruptionen der Gegend erfolgt waren. Das geht aus folgenden Thatsachen hervor. Einerseits liegen die Sandsteinschichten vollkommen ungestört über den Porphyr- und Dioritkuppen, die an einzelnen Stellen als runde Höcker über der Thalsohle erscheinen, und theilweise am Fuße der Thalwände in die Sandsteinmassen hineingehen, ohne daß hier eine Schichtenverwerfung stattgefunden hätte. Andererseits zeigt sich, daß das Material des Sandsteins zum großen Theil aus dem Porphyr stammt, denn an vielen Stellen im Wâdi Hbûs finden sich in den gröberen Schichten des Sandsteins in der Höhe der Thalsohle eckige Porphyrbruchstücke als Schichtenmaterial in den Wänden.

* * *

Die Ungeduld treibt uns weiter. Wir verlassen mit frischen Wasservorräthen am nächsten Morgen das Wâdi Hbûs, kreuzen das Wâdi Nasb und kommen hinaus auf die große Sandebene Ramleh. Die Luft glüht über dieser blendenden Sandfläche. Es ist hier eine der heißesten Gegenden der Halbinsel und doch regt sich überall Leben. Eine Menge von schwarzen, zierlich weiß gefleckten Sandkäfern (Cicindela) schwirren fliegenähnlich durch die Luft, so gewandt und geschickt, daß es schwer ist, ihrer habhaft zu werden. Am amüsantesten aber sind die mehr als fußgroßen, dicken Dornschwanzeidechsen (Uromastix). Unzählige kleine Hügel bedecken die weite Ebene, jeder umgeben von mehreren faustgroßen Löchern. Das sind die Wohnungen dieser wehrhaften Eidechsen. Die Thiere liegen träge wie Diogenes in der Sonne vor den Eingängen ihrer unterirdischen Höhlen. Kommt man näher, so drehen sie sich langsam um und steigen zögernd und unwillig in den Bau hinab. Trotz ihres Phlegmas sind aber die Thiere schwer zu fangen, denn ihre Höhlen liegen sehr tief und haben verschiedene Ausgänge, so daß es einer längeren Nachgrabung bedarf, um den Bewohner in seinem Bau ausfindig zu machen.

Immer mehr schwinden um uns Berge und Felsen. Nur von der Ferne zu unserer Rechten blicken die imposanten Abhänge der Wüste El Tih wie eine weißgraue Bergkette zu uns herüber. Durch das Wâdi Homr und Wâdi Banjekar geht es weiter zum Wâdi Ethâl. Die Wâdis werden

Digitized by Google

hier näher der Küste immer niedriger und mächtige einsame Sandflächen mit Geröllen und Gipsknollen bedeckt umgeben uns weit und breit. Das ist der Charakter der Gegend, durch die uns die nächsten Tagereisen führen. Die durch ihre gewaltige Naturschönheit und ihr historisches Interesse imponierenden Gegenden liegen hinter uns. Wir ziehen jetzt durch den einförmigen Streifen Flachlandes, der sich zwischen dem Abfall der Tîh und der Küste bis über Suez hinaus hinzieht. Die Wâdis, das Wâdi Usêt, das Wâdi Gherândel sind flach. Zudem wird der Himmel immer grauer und farbloser. Als wir bei Amâra und weiterhin bei der Palme von Hawâra vorbeireiten, wo ich vier Jahre vorher in strömendem Regen und eisiger Kälte lagern mußte, beginnt auch heute ein leiser Sprühregen zu fallen und ein schneidender Nordwind weht uns entgegen. Noch haben wir einige Tagereisen bis Suez. Endlos für unsere Ungeduld scheint uns die kahle, langweilige Fläche der Wadiân. Doch bessert sich wenigstens etwas das Wetter. Ueber unser Lager im Chôr Säohda breitet der Vollmond sein magisches Licht, aber gegen Morgen ist der Nebel so stark, daß wir selbst unter den Decken völlig durchnäßt sind. Dabei nimmt das Insekten- und Schlangengesindel immer mehr zu. Unseren letzten Lagerplatz müssen wir sehr bald verlegen, weil wir nicht weniger als vier Schlangen in unmittelbarer Nähe finden.

Endlich kommt die letzte Tagereise. Unsere Kamele müssen heute stundenlang Trab laufen, was dauernde Aufmerksamkeit erfordert. Gegen Mittag nähern wir uns den Ayûn Mûsa, den Quellen des Moses, einer Oâse, die einige Stunden südlich von Suez auf asiatischer Seite gelegen ist. Fremde, die Aegypten besuchen und gern ein wenig Wüsten-Romantik kennen lernen wollen, werden bisweilen von ihrem Dragoman nach Ayûn Mûsa gebracht. Natürlich bekommt man hier so nahe der Kultur einen etwas seltsamen Begriff von der Wüste. Freilich wüst genug sieht es aus. Im schmutzigen Sande liegen überall Scherben, Lumpen, Konservenbüchsen, die Reste der Wüstenmahlzeiten von Cooks Reisegesellschaften. Man wird lebhaft an Hundekehle im Grunewald mit seinen Stullenpapieren und Eierschalen erinnert. Auch ein verendetes Kamel ist wirkungsvoll als Staffage angebracht. Von der Sonne gebleicht grinst der weiße Schädel von einem merkwürdig exponierten Punkte dem schaudernden Wanderer entgegen und läßt ihn die Schrecken ahnen, die drüben in der Wüsteneinsamkeit lauern. Das gehört natürlich dazu, sonst ist es keine richtige Wüste, und die Oase hat gar keinen Zweck.

Nach kaum zwei Stunden schnellen Ritts sind wir in Schett, einem kleinen Hütten-Komplex gegenüber Suez. Nur noch eine halbstündige Bootfahrt trennt uns von unserem Ziel, aber noch einmal müssen wir uns mit arabischem Gleichmuth in Geduld fassen, denn der Seegang ist so hoch, der Wind so heftig, daß kein Bootsmann sich bereit finden will, uns hinüber zu setzen. Zwei Stunden dauern unsere Ueberredungsversuche, aber der Gleichmuth des Orientalen kann unsere Ungeduld absolut nicht begreifen. „Bukra inschalla“, morgen, wenn Allah will, wird das Meer ruhiger sein, dann können wir auch hinüber. Schließlich reizt ein enormer Backschisch einen Bootsmann doch so, daß er die Fahrt mit uns wagt. Wie ein Pfeil schießt unser Boot über die Wellenkämme dahin und in kaum einer halben Stunde betreten wir aufathmend den anderen Erdtheil.

Ein buntes Menschengewirr umgiebt uns in Suez. Noch nie habe ich das langweilige und schmutzige Nest mit solchem Leben erfüllt gesehen. Die Pilgerzüge nach Mekka haben begonnen. Mehrere türkische, griechische, russische, algierische Schiffe haben eine Fülle von merkwürdigen Gestalten aus den entferntesten Theilen der mohammedanischen Welt in Suez ans Land gesetzt.

Digitized by Google

Kein Gegensatz könnte größer sein, als der zwischen diesem Rassengewimmel und der tiefen Wüsteneinsamkeit, die uns so lange umgab.

Es dauert zwei Tage, bis wir wieder einigermaßen die Spuren der Wüste an uns getilgt haben. Heute müssen die Führer unserer Karawane verabschiedet werden. Als Aîd zu mir ins Hotel kommt, um Abschied zu nehmen, wird mir wehmüthig ums Herz. Nicht bloß die Trennung von meinem alten Genossen, mit dem ich so lange in Freundschaft verkehrt habe, der mich vor Jahren wie jetzt auf allen meinen Reisen so treu begleitet hat, noch mehr ist es die Trennung von der Wüste, die mir das Herz schwer macht. Wie seltsam ist die menschliche Natur! Noch vor wenigen Tagen, wie groß war die Ungeduld, das Ziel meiner Wüstenreise zu erreichen, und jetzt, wie beneide ich den Mann, der heute mit seinen Kamelen zurückkehren kann in seine freie, sonnige, einsame Wüste! Nach beduinischer Sitte umarme ich ihn mit einem Kuß in die Luft. **Es salâm alêk, u Allah sahel alêk!** Der Friede sei mit Dir und Allah ebene Deinen Weg!

Digitized by Google

Eva Gehring.

Die Geschichte einer Jugend.

Von **Hans von Kahlenberg.**

(1. Fortsetzung.)

Zweiter Teil.

„Und Marmorbilder steh'n und seh'n
mich an:
„Was hat man dir, du
armes Kind gethan? . . . .

Ein Maleratelier in der Rue Cernuschi hinter dem Parc Monceau. Mit allen Attributen eines solchen und noch etwas Besondrem, Andersartigen, Weiblichen: Theemaschinchen, blaue und gelbe Crêpe de Chineschawls, Libertyseiden. Ein roter Sonnenschirm. Verdrückte weiße Glacéhandschuh. Nicht zu ordentlich. Aber Blumen, bric à brac, Zeichnungen und Erinnerungen, Mädchenköpfe, Modellköpfe, Schweizerlandschaften, Italienisches. . . . Und über der Chaiselongue ganz allein der Kopf eines jungen Mannes im roten Acajourahmen, dunkel gehalten, Byron-ähnlich, mit kühner Nase, etwas brutalen Lippen, ein schönes, zwingendes Gesicht, gefährlich in seiner Mischung von Kraft und Cynismus.

Das war Henri Reille, der Maler.

Von Henri Reille sprachen die beiden Mädchen, die Inhaberinnen und Besitzerinnen des Studio.

Die Eine war eine Engländerin, ein großes, weißes, rotblondes Mädchen. Alles groß und weiß an ihr, die Backen, die gutgepflegten Hände, die Füße, die sie von sich streckte, der weiche, üppige Katzenkörper, der sich in dem Schaukelstuhl schmiegte und räkelte nach Art der modernen Angelsachsen. Entschieden ein schönes Mädchen! aber träge ohne Feuer in den blauen Augen, mit zu kleinem Munde, die Stirn, sehr weiß und glatt unter der glorreichen Löwinnenmähne der Haare, die hauptsächlich ihren sehr großen, animalischen Reiz mit ausmachten.

Männer verliebten sich gewöhnlich auf den ersten Blick in Lizzie Blake. Man riß sich um sie als Tizian-Modell, Lavinia, Danae, Rubenssches Fleisch. So gemalt, in der modernen, frechen Manier, bis zur weißen Kehle, mit der schweren Masse ihrer Haare unordentlich zusammengeknotet im goldig-flimmernden Schatten, dem Duft von Leben und Ueppigkeit den ihre Maler ihr gaben, war sie der Typus des Vollweibes, der Weibkatze, ein Königliches Geschöpf de par la nature.

Aber Lizzie war ein Stein im Grunde, ein Sack, ohne jegliche Leidenschaft und Emotionsbedürfnisse, faul vor allen Dingen, gutmütig, die Haremsschöne par exellence, mit der Passion für endlose Cigaretten und Süßigkeiten.

Digitized by Google

Dabei hatte sie auch ein ebensolches faules, kleines zuckersüßes Talentchen: Prärafaelitische Jungfrauen mit über die Ohren fallenden Haaren in Kähnen oder auf krenelierten Burgwällen, je ätherischer desto besser. Sie fabrizierte sie in großen Massen mit einem einzigen kornblumenblauen oder purpurroten Pinselstrich für das Gewand und zwei ebensolchen breiten, buttergelben nach rechts und links für die jeweiligen Madonnenscheitel. Dazwischen verschwamm dann ein diminutives weißes Gesicht mit übergroßen, nachtschwarzen Augen.

Sie schwärmte für das Genre, Blumenfrauen, Adrian van der Weyde, Botticelli, Heilige — für mystische Verse von Herbst und Sterben der Allerneusten, die sie faul auf der Chaiselongue liegend, „in sich aufnahm" aus safrangelben und spinatgrünen Einbänden mit kabbalistischen Verzierungen von Wesen ohne Hüften und Bauch.

Sie sagte oft, das wäre der Conflikt ihres Daseins, dieser Contrast zwischen ihrem Aeußeren und ihren seelischen Aspirationen. Sie sagte das schmerzlich mit Resignation, während sie zehn Apfeltörtchen nach einander verspeiste. All ihre Sinnlichkeit ging da hinein, ins Uebersinnliche. Es war die Sinnlichkeit einer großen, weißen, faulen Stubenkatze, die sich gern streicheln und krauen läßt. Und weiter Nichts.

Eva konnte sie ersticken in riesigen, umwerfenden Neufundländerumarmungen, hugs. Sie sagte: Jväh, Sie nannte sie: Mein Baby, Little one. Sie sprachen französisch zusammen. Eva perfekt und Lizzie um zu lernen. Aber sie lernte es nie, wie sie Nichts lernte.

Diesmal erzählte sie von Henri Reille.

„Du hast keine Idee, Eva — diese Frenchmen! Er war verrückt in mich, parfaitement fou! Er sagte die chokantesten Sachen, daß er mich haben müßte zu malen, pour l'entier, Akten, . . . daß ich Beine hätte wie die Diana vom Louvre, und die Hände! Er selbst hat entzückende Hände, blaß, edel und etwas meurtri, ein wenig melancholisch, van Dyckhände. Er wollte mir die Schuhe ausziehen um meine Füße zu sehen. Er sagte, daß es gar keine Frauen mit Füßen mehr giebt. Sie haben Alle Stümpfe, des horreurs! Dabei sah er so ernsthaft aus, als ob er mich totschießen wollte. Du weißt, er kann Alles sagen. Und sie erlauben ihm Alles und finden es chic. Es scheint, daß Mrs. Reach selbst in ihn verliebt war. Sie sollen ein Verhältnis gehabt haben, sagte mir Dorothy. Und sie waren alle perfectly mad auf mich, die Weiber! Eine Dame sagte etwas, daß ich wie Jo aussähe nach der Verwandlung. Und das war ein Bonmot und machte Glück. Er saß den ganzen Abend auf einer Fußbank zu meinen Füßen und wenn ich wegging blieb er ruhig sitzen und sah mich an, immerfort, mit so traurigen, demütigen Augen, wie ein Kind, dem man seine Sache fortnimmt. Wenn ihn Jemand fragte antwortete er gar nicht: „Ich weiß nicht wo, Madame." . . Er ist zu rude. Aber hier in Paris finden sie Alles schön was er that. Und Eva Darling, er ist der schönste, most charming Mann, den ich kenne. Und heut Nachmittag kommt er hierher und Du sollst ihn kennen lernen, fall in love with him, Dich verlieben! Denn er ist für Dich, exactly the sort of man that suits you. Und Ihr werdet sehr schön und glücklich sein und eine grande passion haben. Und ich werde Euch ansehen und es wird great fun und highly suggestive für Alle sein."

Sie stürzte sich auf ihre kleinere, zierliche Gefährtin und erstickte sie in einer großen, mütterlichen Umarmung. Eva Sehring gefiel ihr und unterhielt sie. Das war gerade was sie brauchte. Sie liebte nicht sich selbst

Digitized by Google

anzustrengen. Und eines Tages würde sie einen sehr reichen Mann heiraten in den Kolonieen, einen Engländer natürlich, mit Sklaven und Palankahs, und sieben Kinder haben. Fette, weiße, reinliche englische Babies.

Das war die Carrière für Lizzie Blake. Eva sollte die grandes passions haben, die Stürme, den Ruhm, die Vie d'Artiste, was verzehrt und Flamme ist. Es paßte zu ihr. Und Lizzie würde es Spaß machen, zuzusehen. to look on.

Die Deutsche hatte viel mehr Talent wie sie. „A perfect genius!" pflegte Lizzie zu sagen mit der gewöhnlichen billigen Uebertreibung ihrer Landsleute für künstlerische Heldenthaten. Sie stellte jedes Jahr im Salon aus. Ihre Lehrer erklärten einstimmig nie eine fleißigere und begabtere Schülerin gehabt zu haben. Die Galerie des Luxembourg hatte ein Bild von ihr angekauft. Sie hatte Ideen, und besaß brennenden Fleiß den wütenden Fleiß der Verhungerten und der Frauen, der Maria Baschkirtzeff und Sonja Kowalewska, der Männern fern liegt und den Künstler entstellt.

Es brachte sie zur Verzweiflung von dem wüsten Leben ihrer männlichen Kollegen zu hören: Bourdaloue, der sechs Wochen im Jahr arbeitete, die Konkurrenten mit einem Meisterwerk zerschmetterte, nachdem man ihn Abend für Abend betrunken aus der Gosse gezogen. Henri Reille, dessen Ausschweifungen die Legende von Paris bildeten, Algierreisen, durch die Wüste mit der Prinzessin Marmalon, Mittelmeerfahrten auf märchenhaften Lustyachten, wo die Zeitungen getreulich die Anzahl der mitgenommenen Oberhemden und phantastischen Negligees berichteten, Geschichten von Duellen und Leidenschaften, die das Renommee des Künstlers gemacht hatten, ebenso gut wie seine Werke, die tolle Luziferfreite des Salons von 89, die blutigen Allegorieen des Krieges und des Verbrechens, das „Gastmahl von Persepolis" und der „Garten der Medici", die wie Meteore in rascher Sternschnuppenfolge erschienen waren, das große Publikum blendend und fortreißend, während die ernste und gereiftere Kritik sich etwas zurückhielt, dem kaum Fünfundzwanzigjährigen das Schicksal der Kometen, der zu rasch Verflackernden, prophezeite.

Und es gab ein Wort von Henri Reille: „Bis zum dreißigsten Jahre will ich leben, hernach ist 's doch nur noch Erbrochnes."

Er hatte diese Verachtung des Alltäglichen und Gewöhnlichen, die einen gewissen Typus des Künstlers auszeichnet, maßlos gefeiert von der einen Seite und ebenso maßlos verlästert von der andern, und doch im Grunde nicht die ganz Großen, die weise sind wie Goethe, klar wie Edelwein, in ihren Werken untergegangen und ewig weben wie Gott in seiner Schöpfung.

Er brauchte gefährliche Redensarten wie diese, daß wenn er hätte Banditenhauptmann werden können, er nie einen Pinsel in die Hand genommen haben würde. Sich Ausleben war Alles und seine Kunst nur eine Verkörperungsform seiner Ichsucht.

Das war der Mann, in dieser ganzen Welt der Ateliers, Künstler und Kunstadoranten, bekannt und berufen wie ein bunter Hund, den die beiden Mädchen an jenem Mainachmittag erwarteten.

* * *

Digitized by Google

Es war den Tag eine erdrückende Hitze gewesen, die Plateauhitze von Paris, wenn Alles Kalkstaub zu sein scheint, die Zunge im Gaumen antrocknet, dieser besondre, blendende Sonnenflimmer auf Steinen und Dächern, der das Entzücken der Künstler ausmacht, aber im Sommer unerbittlich ist für das überreizte Auge.

Man sah nur Häuserdächer, neu angelegte, billige, banale Straßen des vornehmen Monceau Viertels, — den Boulevard Malesherbes, langweilig, staubgrau. Die Luft über den zahllosen Schornsteinen und Thonröhrchen schien zu kochen. Fast beleidigend grell stach das hohe, vergoldete Gitterthor des Parkes ab. Ganz in der Ferne die Berge von Belleville und Maisons Lafitte. Die Aussicht bildete den Stolz Lizzie's. Sie fand sie italienisch. An den Golf von Neapel erinnernd. Lizzie war eine Optimistin.

Eva war sehr erschöpft.

Sie hatte zu viel gearbeitet.

Heißhunger nach Leben überfiel sie dann, der Haß gegen die unnatürliche, eingesperrte Gehirn-Existenz, die sie führte.

Lizzie radelte, besuchte Freunde, langweilige, gentile englische Familien, mit denen sie Thee trank und Charity besprach. Aber das ruhte aus, die Wohlanständigkeit.

Eva wollte davon nichts wissen. Es trieb sie auf die Straßen, in die Cafés, die Museeen — immer vergleichend, auf der Suche nach Motiven. Eine Angst plagte sie, daß ihr Gehirn eines Tages leer sein könnte, ausgebrannt von dem Feuer der Ungeduld und Eifersucht, das sie verzehrte. Sie suchte aufreizendere Stoffe, Linien, die schrieen, Farben, die zerschmetterten. Das Einfache erschreckte sie wie Milch den überreizten Gaumen. Das Fieber der Großstadt hielt sie gepackt, diese delirierende Luft von Aspirationen, Enttäuschungen, bestialischer Gier, die über den Straßen liegt, zu den Börsen führend, den Parlamenten und Theatern, den großen Kampfplätzen der menschlichen Leidenschaften und Begabungen.

Paris kochte. Es schienen kleine, heiße, zähe Wellen in der Luft aufzuschlagen. Sie trank sich wie laues Sumpfwasser, Schwindel erregend, Uebelkeiten.

Sie hatte sich ihrer Staffelei genähert, wo über absurden Formen apokalyptischer Ungeheuer rote Flammen des Weltbrands loderten. Ihr müder Kopf that zum Zerspringen weh.

„Ach leben! leben!" sagte sie. „Und es giebt da unten Schmerzen, die ich nicht kenne und Freuden, die ich nie gefühlt habe. Menschen, die wirkliche Menschen sind, gut, und niedrig und tapfer, und arm, und herrlich. Sie leben und sterben, schreien, weinen und lachen. Und wir malen Schatten und denken Gedanken . . . . .

„Und das ist nicht Kunst".

* * *

Jemand klingelte.

Eva fuhr so zusammen, daß sie totenblaß wurde. Lizzie war nach der Thür gegangen: „Es ist nur Hellbach".

Hellbach war ihr Nachbar aus der Rue de l'Odéon 4., ein junger Deutscher, Mediziner, der nach Paris gekommen war um in den dortigen Krankenhäusern noch einen Kursus durchzumachen, insbesondere unter Charcot,

Digitized by Google

den er verehrte. Die Landsmannschaft hatte sein Bekanntwerden mit Eva vermittelt. Er hatte Lizzie während einer komplizierten Knöchelverrenkung behandelt, sehr sorgsam und zart. Sie wußten, daß er in seinem Fach für sehr tüchtig galt. Die schwierigsten, erfolgreichen Operationen wurden von ihm erzählt. Seine Freunde schwuren auf Albrecht Hellbach. „Er muß wohl eine Herrenschönheit sein", sagte Eva.

Lizzie war begeistert von ihm. „Wenn Mister Hellbach die Millionen hätte, die ich brauche, nähme ich ihn sofort. Er ist für mich das Ideal eines Ehemannes."

Eva gestand ihm höchstens einen ganz leidlichen Typus des Freundes zu.

Er war ein großer, schwerer Mann, dunkelblond mit Vollbart. Ein Bauernsohn, der mit vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen studiert hatte.

In seinem Verhältnis zu Eva bestand trotz der Landsmannschaft eine gewisse Befangenheit.

Sie wußte, daß dieser Mann sie liebte — irgendwoher, wie Frauen dergleichen wissen —, daß er sich mit ihr beschäftigte, sie begehrte mit seiner ganzen gesunden Kraft des Mannes und des Bauernsohnes, die sie abstieß.

Sie fühlte diese Leidenschaft wie einen heißen Atem, wenn er da war.

Es war wohl der physische Kontrast, der ihn anzog. Das ausgesprochen Damenhafte und Aristokratische in ihr.

Er sprach nie davon. Er wußte was sie that. Jedes Bild von ihr sah er. Wenn Lizzie und er sich unterhielten, sprachen sie von ihr. Es machte sie beinah wütend: Wie kommt er dazu?

Das große Mädchen merkte nichts. Sie hatten Eva gegenüber etwas wie ein Onkel- und Tantenpaar, eine Art Vormundschaft.

Lizzie erzählte von Henri Reille, daß er heut kommen sollte.

„Ich kenne ihn sehr gut. Er ist mein Freund," sagte Hellbach.

Eva fuhr herum von ihrem Standplatz am Fenster: „Er ist Ihr Freund?"

Er verstand das Erstaunen.

Er lächelte ein wenig. „Ich habe mal unsern Chef bei ihm vertreten. „Sie haben ja Talent zum Tierbändiger," meinte er. Aber wir wurden sehr gut zusammen fertig. Etwas verwöhnt und eigensinnig ist er. Jetzt thut er ganz hübsch was ich will."

„Sie haben ihn gern?"

„Ich liebe ihn. Er ist ein sehr außerordentlicher Mensch, tief und fein. Außerdem, er fügte das nach einer Pause hinzu, . . ein unglücklicher Mensch."

„Das sind Alle, die über das Mittelmaß hinaus sind."

„Vielleicht ja. . . Man darf nur nicht das Licht an beiden Enden zugleich anbrennen."

„Wenn man Feuer braucht." . . .

„Feuer soll auch wärmen und vorhalten."

„Ach alt werden! Das ist für Bourgeois."

„Man wird bald alt."

„Alt werden ist schrecklich. Ich möchte sterben, wenn ich dreißig Jahre alt bin."

„Oh Eva! Wie furchtbar! How awful to say."

„Das geht vorüber," sagte Hellbach ruhig.

Ihr innerer Aerger gegen ihn stieg wie eine Art Haß: Wie kommst du überhaupt dazu dich um mich zu bekümmern? Er irritierte sie unbeschreiblich wie er so dasaß, massig, gelassen, Lizzie's ganzen geliebten Three-

Digitized by Google

Corner-Stuhl ausfüllend, — mit den zu weiten geraden Röhren seiner Beinkleider, die langsame Art selbst wie er sprach, sein deutscher Accent.

Aber er sagte nie etwas. Er verriet sich mit keiner Geste, keinem Blick. Trotzdem fühlte sie seinen Wunsch, eine beständige Beobachtung, Frage.

Sie war entschieden nervös. Ihre Hände zitterten. Als sie eine Tasse Thee nahm waren sie so unsicher, daß der Thee überfloß, das silberne Löffelchen klirrend zur Erde fiel.

„Es ist die Gewitterschwüle," sagte sie wie entschuldigend.

„Sie leben unvernünftig."

„Ich bin ganz gesund."

„Sie sollten sich Bewegung machen. Milch trinken. Reisen."

„Dazu habe ich keine Zeit."

Sie war verletzend ungezogen.

Er stand bald auf um sich zu empfehlen. Ihre Hand in seiner brannte und zuckte. Sie konnte es nicht verhehlen. Es ärgerte sie.

Sobald er fort war, lief sie an's Fenster und öffnete beide Flügel weit. In diesem Augenblick zuckte ein Blitz quer über den schwarzblauen Horizont, ein dumpfes Donnerknurren folgte.

Das Gewitter war ganz plötzlich heraufgekommen, eine dieser furchtbaren, seit Wochen angesammelten, auf Plateaus sich niederschlagenden Entladungen der Atmosphäre. Alles schrie, heulte, prasselte, knatterte. Eine wahre Sündflut folgte. Lizzie lag auf der Erde, beide Hände in den Augen, vor den einfallenden Blitzen.

Vielleicht eine Viertelstunde lang. Eva war wie zerbrochen davon. Dann kam Henri Reille.

* * *

Er kam ungefähr anderthalb Stunden später als er sich angesagt hatte. Er entschuldigte sich nicht einmal. Wahrscheinlich wußte er es gar nicht. Er kam wie ein Mensch, der eben von einem Diner aufgestanden ist und Eile hat, zu einem andern zu gehen. Eva fand ihn geckenhaft angezogen, in bauschender weitauseinanderflatternder Cravatte und gelbseiden abgefütterten sehr kurzem Jackett, an dessen Aufschlag er, sowie er sich hinsetzte, verzweifelt schabte und wischte.

Eva sah er kaum, machte Lizzie einige faule, müde Complimente, fand einige ihrer Vierges schauderhaft. „Das ist doch seltsam, daß Sie sowas malen! Wirklich seltsam," amüsierte sich über ein deutsches Bild vom alten Becker, das Eva gehörte: „Dies ist ein gemalter Victor Hugo. Je chante ce héros qui régna sur la France . . . Es deklamiert förmlich."

Die Theebereitung interessierte ihn dagegen augenscheinlich immens: „Nicht wahr, Sie trinken viel Thee? Sie trinken Thee den ganzen Tag lang, Morgens, Mittags und Abends? Sie leben ganz von Thee und Kuchen? Viele Damen thun es. Damen sind so fleißig. C'est drôle ça. Ich habe eine Dame gekannt, die sich die Haare abschnitt, nur um eine Viertelstunde Zeit zu sparen am Frisieren. So schöne, lange, blonde Haare! Sie war eine étudiante, eine Russin. Embryologie studierte sie. Heiratete nachher einen Coiffeur in der Rue Chauveau-Lagarde. Das ist doch komisch."

Niemand fand es komisch.

Er seufzte: „Ach ja, das Leben wäre viel angenehmer und einträglicher, wenn man nicht soviel Zeit brauchte um seine Cravatte zu binden.

Digitized by Google

Sie haben keine Ahnung wieviel Zeit das kostet. . . Uebrigens finden Sie etwas sonderbar an meiner Cravatte?"

Er hatte sich plötzlich umgewandt und fixierte Eva, die ihn ruhig ansah: „Oh nein. Ich habe Dutzende gerade solcher im Bon-Marché gesehen."

„Der Bon-Marché ist sehr vorgeschritten dann. Diese ist aus London, von Newham Brothers, Strand."

„Das ist sehr interessant."

„Das ist das wahrhaft Interessante im Leben. Das worauf es ankommt. Sie werden es noch einsehen, meine Damen. Sie sind sehr jung noch. Der Knoten einer Cravatte. Das ist Alles. Das ist sehr suggestiv. C'est tout l'homme. Eine ganze Kultur. Christus und Napoleon."

Birnen aß er mit der Schale, beim Stiel anfangend. Ueber die Zumutung eines Stückes Sandringhamkuchen schrie er: „Ich esse nur Toast, ganz trocken geröstet, ohne Butter, um nicht dick zu werden. Jeden Morgen messe ich an den Armgelenken. Oder rohes Fleisch. Ganz rohes alors, mit einem stumpfen Messer aufgeschabt, zum Durchsehen. Und viel Cognac. Banting-System. Wie ein Jockey."

Man kam auf die Mode des bric à brac-Sammelns. Das war Lizzies Schwäche. Sie war sehr stolz auf ihr Queen-Anne-Schränkchen und Chippendale. Aber es fand keine Gnade vor seinen Augen.

„Man müßte in einer Dachkammer leben, mit einem Strick um den Leib bei Erbsen und Wasser. Oder ganz im großen Styl: Venetianische Palais, der Villa-Medicigarten, Sardanapalgastmähler. Und dann haben noch die Diener Gamaschen an und die Frauen tragen Similibrillanten. — Meine Lieblingsbeschäftigung zu Hause sind Jongleurkunststücke. Ich habe darin extra Unterricht genommen bei einem Expert des Cirque d'Hiver. Er war früher Husarenoffizier, ein Deutscher, und hat eine Wäscherin geheiratet. Sie haben sieben Kinder. C'est merveilleux."

„Man kann ja gar nicht wirklich leben heutzutage," sagte er. „Man kann ja nicht mal mehr morden. Ich zum Beispiel habe das Gefühl, daß ich eigentlich jeden Monat zwei bis drei Menschen ermorden müßte, für meine Constitution. Pour vivre. Aber dann kommt man in's Zuchthaus. Das ist dumm."

„Das ist allerdings fatal."

Die Ironie genierte ihn nicht im Geringsten. „Kennen Sie Edgar de Quincey: Ueber die Wollust der Grausamkeit. Das ist ein Buch, das nur sieben Menschen in Europa kennen. Ich will es jetzt übersetzen lassen. Ah und Oscar Wilde. Sie haben sehr wenig chic gehandelt, daß sie ihn haben verurteilen lassen, in England."

„Wir sind nun einmal so bei uns zu Hause," entschuldigte Lizzie.

„Sehr unchic. Il est très-fort celui-là." Er zeigte plötzlich auf die Sixtinische Madonna ihm gegenüber. „Dieses Gesicht langweilt mich. Es ist dumm. Sicher war sie eine geistlose Frau. Sie mordete vor Dummheit. Aber die hoch gezogene rechte Augenbraue bei dem Kinde ist sehr interessant. Ueberhaupt Raphael. . . Ein farceur! Er malte den Teufel, wenn er seine Heiligen malte. . . Enfin, je finirai á la Trappe. Huysmans ist da. Und Strindberg. Strindberg est très-fort. Oh très-fort, celui-là. Er hat eine Erfindung gemacht, daß die Männer sich aus sich selbst weiter erzeugen können. Man braucht keine Frauen mehr. C'est tout le bon Dieu refait."

Man brachte ihn auf Hellbach. Er wurde plötzlich ernst. „Das ist ein ausgezeichneter Mensch. Er ist ein Mann, der!"

„Ich war bei Maupassant's Begräbnis", sagte er plötzlich ganz un-

Digitized by Google

vermittelt. „Nur einige dreißig Personen da. Lauter littérateurs. Zola hielt die Grabrede. Keine Jugend, Studenten. Keine Frauen. Und ein so großer Künstler! C'était triste."

Er schauerte zusammen wie unter einer physischen Erkältung. Er schien überhaupt viel zu frieren. Ein paar Mal zog er die Schultern zusammen wie unter einem Windzug. Das offene Fenster genierte ihn sichtlich: „Ich habe immer Kaminfeuer zu Hause, auch im Sommer. Und im Winter dazu die Luftheizung. Ich muß die Flamme sehen. Das wärmt mich. Zum Schlafen habe ich drei Decken. Italienische, seidene. Die sind so leicht. Und blau am Betthimmel. Ich kann nur schlafen unter Blau."

Sie hätte ihm am liebsten gesagt: „Mein Herr! Sie sind ein Geck."

Aber er hatte eine Stimme, die liebkoste wie ein zartester, weicher Geigenklang. Um die arroganten, spöttischen Lippen war eine so schwermütige Falte. Seine Augen wurden beinah schwarz unter dem plötzlichen Wechsel der Stimmung, als er von Maupassant erzählte. C'était triste.

Er wandte sich plötzlich an sie. „Sie haben sonderbare Augen. Ich habe schon die ganze Zeit ihre Augen beobachtet. Die Pupillen sind nicht rund wie bei andern Leuten, sondern senkrecht. Und es ist eine kleine Spitze unten am Ende, mit einem Häkchen. Un accroc. Was für seltsame Augen Sie haben! Das ist ganz drollig."

Er hatte sich vorgebeugt bis beinah auf ihre Kniee, um sie ganz nah zu sehen, lächelnd, ohne die geringste Gêne.

Lizzie fing an von ihren Werken zu sprechen. „Sie müssen das sehen und das." Eva war ja eine berühmte Person. „So zeig doch, Eva."

„Ich mag nicht," sagte das Mädchen kurz. Sie ärgerte sich. Das Blut stieg ihr in die Stirn. „Das ist Nichts. Und interessiert Monsieur auch gar nicht."

Er hatte dem kleinen Disput zugehört ohne sich einzumischen, amüsiert wie es schien. „Ich höre auf Ihre beiden Stimmen. Fräulein Lizzie's Stimme ist ganz blau, veilchenblau, blumenblau. Sie haben Violett in der Stimme, Rot, unter dem auch Blau ist. Sehr tiefes, sattes, reines Blau. Meer oder Himmel. Aber das Rot ist noch darüber. . . Sie wollen zuviel und gehorchen nicht. Ach Sie sind ja überhaupt noch ein ganz thörichtes, kleines Mädchen. C'est si gentil, les petites filles!"

Er verabschiedete sich, ebenso brüsk wie er gekommen war, aufspringend, seine Uhr herausreißend: „Ich muß fort. Man erwartet mich. Ich habe keine Minute zu verlieren."

„War er nun nicht unausstehlich, fragte Lizzie, Kuchen kauend. Sie mußte nachholen und arbeitete mit vollen Backen.

„Zum Ohrfeigen!" sagte Eva.

Das war ihre erste Begegnung mit Henri Reille.

* * *

Nur die Fremden besuchen das Tombeau Napoléon im Invalidendom. Naive Provinzialen, die mit einem gewissen, staunenden Schrecken starren, und sich freuen, wie weit wir es gebracht haben unter Papa Loubet aus Montélimar. Der Mann da hatte doch zu viele Greuel begangen, und es ist bekannt daß er ein Usurpator und Verbrecher war. Engländer von Cooks interessieren sich ungemein. Sie sehen das prachtvolle Specimen.

Digitized by Google

Sie würden ihn gern messen in der Länge, Höhe und Breite. Die Namen der Schlachten und Daten ergeben eine so erstaunlich lange Liste. Dieser Mann war wirklich ein schwerer Mann, ein Preisfechter ersten Ranges, der Gladiatorkönig der Welt. Sie huldigen ihm als das waghalsigste und sportivste Volk der Welt. Die Deutschen untersuchen. Sie fragen die alten, absinthduftenden Renommierinvaliden aus. Unweigerlich suchen sie nach deutschen Fahnen, Namen, Jena, Tilsit. Das Blatt hat sich gewandt. Unter der charakteristischen teutonischen Brille leuchten ihre ruhigen Augen vor Befriedigung. Sie wissen Alles vorher, Namen und Jahreszahlen, haben es schon in der Schule gelernt. Sie berichtigen Inkorrektheiten, lassen sich untereinander in historische Diskussionen ein. Sie sind auch immer diejenigen, die das Museum betrachten, den Hut, die abgeschnittenen Haare des Kaisers, die Kanonen, besonders die Kanonen. Dann nennen sie Moltke, Blücher. Es ist das Militärvolk unter den Nationen. Die alten Invaliden von Tonking und Madagaskar lieben sie. — Und blonde Skandinavierinnen defilieren, Schwedinnen, Finnländerinnen — eine ganze Prozession von Blond, Bädekern, mottengrauen Lodenmänteln, um das Gitter, an dem man hinabschaut zum Grab des Einzigen, des Brünetten, des Handelnden, des Sonnensohns.

Es ist der Platz, der am wenigsten Paris ist, in ganz Paris. Eva traf da Henri Reille, den Pariser der Pariser.

„Ich komme oft hierher," sagte er. „Es ist die beste Farce in ganz Paris. Das schlägt alle Chantants und Tingeltangel. Es schlägt sogar die Affenkomödie unsrer Regierung. Diese pomphafte Banalität der ganzen Anlage, Erzengel, Marmor, Christus, bengalische Beleuchtung, — Theater, der gröbste Knalleffekt, den Sie sich denken können! Das Einzige was echt ist, da das Häufchen Staub unter all den Steinen, dieser verwitterte, ekelhafte, achtzig Jahr alte Koth. Er ist die Größe.

„Daß es so Einen gab! er wirklich existierte, Mensch war, log, liebte, fraß! Einen Tag vor Wut mit dem Fuß aufstampfte, einer Frau den Schenkel klatschte, sich Hörner aufsetzen ließ — und Napoleon! der den Alexandertraum träumte, Könige fegte, Sankt Helena wurde, der urewige Prometheus, altersschwacher nie absterbender Jupiter!

„Das ist der Sohn der Revolution. Den brauchte sie um ihre Existenzberechtigung zu beweisen: Von Gottes Ungnaden. Die Titanen leben noch.

„Die Alten — Dschingischan, Attila, das sind Wolken geworden. Ungeheuerlichkeiten. Der hier ist perfid und großmütig. Er lügt und posiert. Er stochert sich in den Zähnen und ärgert sich über irgend eine hochgeborne Insolenz szeptertragender Lakaien. Den Parvenü kitzelt die Kaisertochter, die er sich nimmt auf Pferdeburschenmanier. Er lügt noch in Sankt Helena. Sein Totenbett ist Pose. Dies hier. Theater! Theater!

„Nun können sie ihn nicht unterbringen. Er war nicht gut, edel, idealdenkend. Das ist weder Wilhelm Tell noch Arnold Winkelried, den Schulbuben bewundern, der göttliche unverwundbare Achilles.

„Frech und protzig steht er auf breiten Beinen, nicht wegzuräsonnieren, wegzuphilosophieren. — Der moderne Mensch, der Losgewordne, aus dem: „Ich will" geborne. Und alle Schiffe, die in den Hafen wollen, müssen unter ihm durch wie zu Rhodos. Sie huldigen dem Mann, dem Phallos.

„Die Mannheit ist wieder heilig gesprochen, das Satansmärchen erneuert. Lucifer fiel vom Himmel als ein strahlender Morgenstern. Aber seine Asche ist da. Vielleicht stinkt sie. Nur wir lüften zu gut hier. Es ist ein zu stylvolles, reinliches Lokal.

Digitized by Google

„Der Bourgeois verdaut hier den gröbsten Apfelbissen, den er seit Adams Zeit zu schlucken bekommen hat. Steine kann er verdauen. Wunderbar! Sie erleichtern ihm das Geschäft sogar: Die Asche nicht. Das Menschliche-Allzumenschliche. Er macht einfach einen Gott daraus.

„La bonne farce! Wie nett sich's spaziert im Rundgang und was für fromme und erbauliche Gedanken einem dabei kommen!

„Daran wurde die Welt verrückt. Ich bin verrückt! Sie auch! Was feiern Sie hier Andachten in Barnums Tamtamriesentrommel? Pfui! Pfui! Nicht träumen hier . . „Lassen Sie uns auf die Straße gehn, auf die Boulevards, in den Bon-Marché, wohin Sie wollen . . "

Er zog sie beinah gewaltsam fort. Irgend etwas schien ihm widerwärtig zu sein in der Atmosphäre des Orts, ihrem Dasein dort. Sie gingen ganz zwecklos. Sie wanderten in dem Wirrsal der alten Straßen zwischen dem Boulevard St. Germain und dem Marsfeld. Sie stiegen den Boulevard hinauf.

Alle Andern schienen ebenso zwecklos zu gehn. In der Mitte zog sich der breite Fahrdamm wie eine große Schlagader und kleine Sträßchen stiegen nach beiden Seiten, verrenkte, dunkle, steil angehende mit Treppchen und Winkeln. Das Cluny lag da, uralt, schwarz, epheuüberwachsen, die Kirche St. Germain des Près, der Carrefour des Odeon, Statuen von Danton, Ettienne Dolet, Diderot. Alle Pulse des Verkehrs schlugen im Furioso. Frauen boten Blumen und Früchte feil auf kleinen Schiebewagen. Die Wagen waren beinah mitten in die Straße geschoben. Schon zersetzten sich die Früchte, überreif, faulig. Omnibusse schwankten hochbepackt mit überlasteten Imperialien. Pferdebahnen folgten sich klingelnd, die Namen der Stationen in großen Lettern tragend Place de l' Alma, Concorde, Porte Rapp, Hotel de Ville, Montparnasse, Gare de Lyon. Dazwischen Droschken, Automobile, Fuhrwerke aller Art, zwischen bunten Plakaten der Anschlagsäulen, Zeitungskiosken, den großen Aushängeschildern der Magazine. Der Ueberfluß der Läden drängte sich marktschreierisch in die Trottoirs, alte Möbel, Kleidungsstücke zu Spottpreisen, ungeheure Gemüsequantitäten. Vor den Café's saßen die Menschen Bocks und Apéritifs genießend. Man rief Zeitungsnummern aus: La Presse. Le Soir. La Patrie. Le Petit Bleu. Unaufhörlich, ohrenzerreißend: Le Petit Bleu! Der Boulevard hier unten ist keine feine Gegend. Kleine Leute, Arbeiter, hasteten zum Essen. Dazwischen trotteten junge Mädchen, Ausläuferinnen der Fabriken und Geschäfte. Frauenzimmer in extravaganten Fransenhüten schleiften ihre Röcke. Es war heiß. Der Staub dörrte die Kehlen und biß sich in die Augenwinkel. Alles eilte sich. Aber man wollte auch Luft schöpfen. Jeden Moment fing ein besondres Plakat die Augen. Es bohrte sich ein, wurde fest. Cancantanzende Frauen von Bullier oder vom Moulin Rouge, la belle Guerrero, Fregoli, der neuste Roman des Journal. Rote, sich drehende Transparente von Maxim, Taverne Olympia. An jeder Ecke wiesen Hände nach den Vergnügungslokalen. Fast alle Menschen waren kleiner, südlicher beinah jüdischer Typus. Alle trugen hohe Cylinderhüte und spitzzugeschnittene Vollbärte. Die Frauen warfen Blicke über die Schulter weg Viele hatten runde, weiche Gesichter wie Kinder mit starkem, gepufften Haar und dunklen untermalten Augen. Diese allgemeine Familienähnlichkeit frappiert mehr wie in andern Ländern. Ganz junge sah man selten. Die Arbeiter trugen weiße beklecksste Blusen. Man erkannte die Südländer an ihren weiten Pluderhosen. Dazwischen schob sich ein Bettler ohne Beine,

Digitized by Google

auf einem kleinen Räderkarren mit der Geschicklichkeit eines Akrobaten. Die Wagen stockten vor den Omnibusbureaux. Der Polizist mit dem weißen Stabe mußte erst Platz schaffen. Hier stauten sich die Menschen in schwarzen, undurchdringlichen Massen. Vor den Restaurants war zum Diner ausgelegt. Man aß Quantitäten von Artischocken, Ragoûts, bläulich, rohem Roastbeef. Das Essen roch schon. Aus allen Souterrains kam dieser warme, flaue, knoblauchgeschwängerte Garküchengeruch. Der Wein schien rötlich violett in den Gläsern, trüb wegen der Wassermischung. — Auch die zahlreichen Studenten dieser Nachbarschaft sahen anders aus wie die deutschen, — unordentlicher, salopp, aber mit schärferen Augen, schon müden, blassen Gesichtern. Alle Männer sahen sehr aufmerksam nach den Frauen. Diese wieder lachten, sprachen laut, zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Man bemerkte Beziehungen, die sich anknüpften, das Hin und Her der Wünsche zwischen diesen sich Kreuzenden einer Minute. Man spürte das mehr als man es sah, im heißen Atem von tausend Atmenden. Da schritten Araber im weißen Burnus, aufgeputzte Neger, oder Chinesen in ihrer Nationaltracht. Die Sprache dieser ganzen Menge zusammen, der Einklang aller Redenden, schien nur aus Vokalen zu bestehen. Man hörte nur diese heraus. Das Uebrige verschwand im allgemeinen Summsen, Zischen, Rollen. So klang es heiter, bewegter, bunter. Dazwischen vielfach die scharf getrennten Doppelvokale des Südens aï, eii. Niemand schien etwas einzelnes zu sein, ein Einzelziel zu verfolgen. Sie gehörten Alle in den Schwarm. Sie waren fast animalisch, absichtlich Masse, — Farbentupfe, Noten.

Eva und Henri Reille dachten gar nicht daran sich zu trennen, nach Hause zu gehn, ganz verloren im Strom, der drängte, schob. Und doch sie Zwei allein, mit einem sehr bewußten Genußgefühl ihres Alleinseins.

Sie machten sich gegenseitig auf das Auffallende aufmerksam wie Kinder, und freuten sich der Gemeinsamkeit ihrer Auffassung, des Malerblickes, der beiden dasselbe bemerkenswerth erscheinen ließ.

Er kaufte Rosen für sie von einer alten Frau. Die Rosen waren abgestanden und rochen fast nicht mehr. Sie steckte ihr heißes Gesicht hinein und freute sich ihrer Kühle. Wie welke weiche, kleine Kinderhändchen waren sie. Und doch erst Knospen. Großstadtrosen.

Sie lachte sehr vergnügt. Sie amüsierte sich. Manchmal nahm er sie am Arm und zog sie mit fort. Er war wie ein Junge, ganz unbefangen. Man konnte mit ihm nicht fremd sein oder gar prüde.

Sie war ja Künstlerin wie er, eine Kollegin. Das schien ihm Alles zu entschuldigen. „Aber sehen Sie doch! sehen Sie doch!“ sagte er immerzu. „Das Licht ist heute wunderbar. Das ist Sonne drin — von inwendig, in den Gegenständen. Sie haben das nur in Paris. Farbe und Bewegung. Farbe allein ist gar Nichts. Linie — Es macht Sie toll in Italien . . das ist Leben!“

Sie faßte nicht so schnell wie er. Sie mußte länger überlegen. Er sprang wie nach emporgeworfnen Spielbällen. Er warf seinen Spielball und lief ihm nach. Er war bezaubernd.

„Sie müssen sprechen. Sie haben hübsche Ausdrücke. Oh! sicher können Sie malen! Ach Malen ist gar nichts. Freuen Sie sich doch! Freuen Sie sich, daß Sie auf der Welt sind und leben!“

„Ich, ich kann mich freuen! das ist Leben hier. Ich muß das Leben riechen. Verfluchte Sensualité! Aber was wollen Sie? Alles liebe ich. Diese Gekreuzigten, Verbrannten, Gesteinigten. — Haben Sie bemerkt, daß

Digitized by Google

fast alle Leute, denen wir hier Statuen errichten, verbrannt oder hingerichtet wurden? Jeanne d'Arc, Coligny, Danton, — und Gambetta, Maupassant, Verlaine, Verlaine hat noch keine. Sie gehören eben dazu. Die Revolution gehört dazu, die Commune. Wenn sie da vom Montmartre runterstiegen, eh die Sonne aufging eine lange, graue, schweigsame Kette, aber den roten Mord in den Augen, den stählernen Todeswillen unter der Brust. Diese Arbeitslosen vom Place Maubert, die sich im Winter an den Kohlenkörben die erstarrten Finger wärmen. So lange, dünne, weiße Finger. Diebsfinger und Finger von Toten! Die Morgue gehört dazu, wo sie mit ihren schiefen Augen starren, scheußliche Wunden preisgeben. Es giebt so traurige Augen in Paris. Augen von Frauen mit zerlumpten Seidenunterröcken und gefärbtem Haar. Auch Kinderaugen. Ich habe furchtbare Augen von Kindern gesehn. Opferperlen für Moloch und Astarte, Notre Dame des Sept Douleurs. — Ach und Henri Quatre, François Premier, Karl der Neunte, der aus dem Louvrefenster schoß! Hier ließ der große Kardinal sich in purpursamtner Sänfte tragen. Villon lumpte und Maria Antoinette fuhr auf dem Schinderkarren. Die Göttin der Vernunft tanzt und die junge Freiheit stolziert in Gigerlkostümen. Die Sorbonne dahinten, Les Français, Notre Dame und Mabille, Pascal und Henry Murger. Leben — Leben! das ist Alles Leben. Die Toten da auf dem Père Lachaise gehören mit in's Leben. Sie geben den Pfeffer dazu. Wie sie überall hinter uns stehn die Skelette und mitlachen! Fluctuat nec mergitur. Das ist Paris. Das ist die Welt. — Was wissen Sie denn vom Leben, kleines, viel zu neugieriges Mädchen?"

Sie waren in der dunklen Nachbarschaft der Montagne Sainte Geneviève. Hier hingen die Häuserstockwerke übereinander, zermürbt, durchfeucht, in niemals mehr abzuwaschender Schwärze. Die Destillationen mehrten sich. Man sah in Höfe wie in modrige Erdhöhlen. Der Fuß glitschte über Treppenstufen, schlechtem Pflaster, im schleimigen Straßenschmutz. Ueberall dieselben Typen verschlampter Frauenzimmer und roher Zuhälter mit wulstigen Lippen und trüben Augen. Das Laster wohnt neben der Armut und dem Verbrechen wie in einem Golgatha ansteigend zu uralten, dämmrigen Kirchen, wo Kerzen brennen und blutrote Märtyrer sich winden. Die sehr Einfachen wohnen da, das Mädchen mit dem Hirtenstab und dem Spinnrocken, der heilige König auf den Knieen, Sankt Julian, der Arme, Sankt Vincent, der die ganz kleinen Kinder aufnimmt.

„Sehen Sie, da oben wohnt eine Freundin von mir," erzählte er, „Eine kleine Nähterin. Sie ist verwachsen und immer krank. Oben bei ihr ist's dunkel. Es stinkt. Die Menschen hocken übereinander wie Sumpfrösche. — Sie liest. Sie liebt die Poeten. Sie zitiert sie stundenlang. Musset und Lamartine, und Leconte de Lisle. — Mein Gott! Welche Existenzen!"

Er nahm sie mit zu einem seiner Freunde. Er wohnte in der Rue Boissière, vom Boulevard Raspail ab. Man gelangte durch zwei Höfe in das Atelier. Baugeräth lag umher. Die Thür war nur halb angelehnt mit einem Pflock und Bindfaden verschlossen, eine niedrige, ungestrichene Thür wie zu einem Stall.

Jacques Bernheimer war Bildhauer. Nicht mehr jung, obgleich er jung aussah durch den kindlichen Ausdruck der Augen. Reine Herzensgüte stand in diesem Gesicht geschrieben. Seine Manieren hatten etwas Scheues, fast Demütiges. Seine Freunde hielten ihn für einen großen Künstler. Der Erfolg war nie gekommen. Er glaubte nicht mehr an den Erfolg. Das

Digitized by Google

störte ihn nicht in seiner Heiterkeit, einer himmlischen, gelaßnen Heiterkeit der Weltentrückten. Sie paßte zu diesem garnicht so seltnen jüdischen Christustypus, den er repräsentierte.

Eine Frau war bei ihm im Atelier. Sie erhob sich mühsam. Das Gehen schien ihr Beschwerde zu bereiten. Der ganze Leib war unförmig aufgedunsen unter einem grauen kittelartigen Gewand.

Aber der Kopf war noch schön Sie hatte ein eigentümliches, sonniges Lächeln, das das ganze Gesicht aufstrahlen ließ. Es schien wie durch Thränen zu kommen. Aber man sah bald, daß sie nicht weinte. Diese Augen hatten den feuchten Schimmer immer. Seltsam jugendlich ließ er sie erscheinen wie im Aprilsonnenschein. Trotz der ganz grauen Haare.

Joséphine Bréaud lebte mit Bernheimer. Sie führte seinen Haushalt seit siebzehn Jahren. Sie war eine feine Frau aus guter Familie. Ihr Mann war Oberkriegsrat gewesen. Sie hatte mit ihm drei Kinder gehabt. Eine Scheidung war nie ausgesprochen worden. Sie war Jacques' Geliebte.

Henri Reille schien in diesem Haushalt durchaus heimisch. Er inspizierte Bernheimer's neues Werk für den Salon. Die Kolossalstatue einer Frau, einer Karyatide.

„Niemand wird sie haben wollen. Sie ist zu groß," sagte der Bildhauer, schon im Voraus ganz resigniert.

Das ganze Atelier stand voll solcher unverkauften Werke. Ein Simson, ein Apollo, die entzückende Verkörperung der „Quelle," Alles in sehr reinem, fast strengem klassischen Styl. Dazwischen ein Modell des Denkmals für Giordano Bruno, das seine Freude und sein Stolz gewesen war, der eine wirkliche Erfolg seines Lebens. Eine Hauptstadt hatte ihm ein Bankett gegeben. Die Zeitungen brachten seinen Namen als den des Siegers im Wettbewerb.

Er beschäftigte sich an den mächtigen geaderten Schenkeln. Die starken Brüste sprangen vor, in doppelter Wellung, fast überkräftig.

„Ist sie nicht schön?" sagte Frau Bréaud.

Sie fand Alles schön was Jacques arbeitete. Sie hielt ihn, tröstete ihn, überredete zu neuer Arbeit. Er war ein sehr weicher, fast indolenter Mensch. Ohne sie wäre er längst untergegangen.

Eine Freundin kam, Alice Boucher, eine hübsche, schwarzäugige, stumpfnasige Frau. Sie lag eben in Scheidung mit ihrem Mann, der sie schlecht behandelte. Sie wußte Wunderdinge von seiner Rohheit und Flegelei zu erzählen.

Frau Bréaud war ihre Cousine. Eben sehr hart schien sie an ihrem ehelichen Unglück nicht zu tragen. Sie amüsierte sich mit Bernheimer, und explizierte Henri Reille warum sie Wittwenschleier trüge, „Symbolisch. Und schwarz steht mir."

Man sah sofort, daß der Bildhauer ganz dumm in sie verliebt war. Er ließ sie nicht aus dem Auge mit glänzendem Blick wie ein Kind ein Spielzeug: Wie sie lacht! Wie charmant sie lachen kann! Was für ein Kind sie ist, diese kleine Frau!

Alice wollte ihm seine Cravatte neu binden. Er hielt ihr die Hände fest. Sie balgten sich wie die Kinder. Joséphine Bréaud mit ihren lächelnden, schimmernden Augen sah zu.

Die halbe Wittwe küßte ihr plötzlich die Hände: „Süße! Wundervolle!" Die Andre strich ihr leise über den krausen Kopf.

„Besuchen Sie uns so oft Sie wollen", sagte sie zu Eva. „Sie sind

Digitized by Google

immer willkommen. Monsieur Reille's Freunde sind unsre Freunde. Bernheimer liebt die Deutschen sehr."

Es zeigte sich in der That, daß Jacques perfekt deutsch sprach. Er kannte Alles, Schiller, Nietzsche. Er recitierte deutsche Verse. „Sie haben uns alle großen Philosophen gegeben. Ich liebe Deutschland."

„Aber sie sind selbst nicht mehr Philosophen," sagte Frau Bréaud vorwurfsvoll. Sie war eine Patriotin. „Denke an Bismarck!"

„Ah Bismarck — Bismarck. Ich möchte seine Statue machen."

. . . . Er war wieder an den Beinen seiner Statue. „Solche giebt's nicht mehr. Aber sie sind schon noch so innerlich. Oh es giebt große Frauen!"

Er benahm sich als ob er die Gegenwart der Fremden gar nicht merkte. Er hatte einen seltsamen Reiz eines ganz harmlosen, spielenden Kindes.

„Thu Deinen Shawl um, Jacques, mahnte Frau Bréaud, Du hustest."

Er gehorchte. Aber er wollte sie absolut bis in die Straße begleiten. Obgleich es regnete. Der Regen fiel in lauwarmen, pladdernden Huschen, ein weicher Sommerregen. Die Trottoirs waren schwarz. Es tropfte und rauschte in den Baumzweigen. Grade vor ihnen war eine lange, hohe Mauer.

Sie ließen ihn da in den Regen schauend, sehnsüchtig, grotesk, mit den flatternden Shawlenden. Seine Verliebtheit war so augenscheinlich. Er bemühte sich gar nicht sie zu verbergen. Nur um Verzeihung zu bitten schien er Jeden dafür.

Alice Boucher begleitete die Beiden. Sie kokettierte jetzt mit Henri Reille. Vorläufig bis die Scheidung entschieden war wohnte sie in einem Kloster, nahe der Ecole Militaire. Man mußte um zehn Uhr zu Hause sein: „Oh es ist traurig, eine Frau zu sein!"

Eva war sehr müde. Die Stadt ermüdete sie. Ihre Füße thaten ihr weh. Sie trotteten unter ihr fast ohne Gefühl. Niemand bekümmerte sich um sie. Er sagte die dreistesten und albernsten Sachen. Ob man im Kloster auch Herrenbesuche empfinge? Wenigstens den Sonntagnachmittag wenn sie dienstfrei waren in der Ecole Militaire?

Sie quiekste als ob er sie in den Arm gekniffen hätte.

„Wie blaß Sie sind!" sagte die Frau vor ihrer Hausthür. Sie sah das Mädchen neugierig an.

Er hatte den Cordon gezogen und tastete im Dunklen nach der Barre. „Sie sind zu empfindlich. Das ist Nichts wert. Und jetzt sind Sie schon müde? Arme Kleine! Gehen Sie mit Puppen spielen, kleines Mädchen!"

Die Beiden entfernten sich lachend und schäkernd. Sie hörte Bernheimers Namen. Vielleicht mokierten sie sich über sie.

Das Letzte was sie hörte war sein spöttisches, klingendes Lachen.

* * *

Dann machten sie alle Vier, mit Lizzie und Hellbach, einen Ausflug nach Saint-Germain in den Wald.

Das Essen hatten sie mitgenommen, Rotwein, Eier, Pasteten aus Geflügel und Schinken, und Kirschen.

Man breitete eine Serviette auf dem Rasen aus und lagerte sich rings herum zum Goûter.

Digitized by Google

Henri Reille war charmant, ausgelassen wie ein Schuljunge auf Ferien. Lizzie bemutterte ihn. Er mußte Wasser holen und grüne Blätter für die Kirschen. Nachher half er beim Abspülen. Aber er machte es nicht sorgsam genug. So spülte Lizzie und er durfte nur noch abtrocknen.

Er sah sehr jung aus in seinem weißen Flanellanzug, hatte die drolligsten Einfälle: „Sehen Sie doch was für ein Gesicht der Eichenknorren macht! Wie ein Schuhu! Er ist alt und kann nicht mehr mitspielen. Diese Birken. Feine, junge Fräuleins zum Verheiratetwerden. Wie sie sich neigen und die Augen runterschlagen, und blinzeln doch dabei unter den Wimpern weg so ganz sehnsüchtig, und frühlingslüstern. Komödantinnen Ihr! Ach und die Heidelbeerbüsche! Wie lauter ganz kleine, frischgewaschne Mädchen mit aufgeplusterten Geburtstagsröckchen, die stehn und gratulieren wollen. Ach die lieben, reizenden, zuckersüßen, kleinen Mädchen"

Er warf sich der Länge lang in's Gras, den Boden einathmend, Moos ausreißend mit beiden Händen.

Eva und Hellbach waren förmlich die Ernsthaften, die Großen. Der Deutsche sprach nie viel. Aber er sah und wußte Alles. Er fand die Wege, nahm die Eisenbahnbillets, suchte den hübschen und praktischen Platz zum Lagern aus, in der Nähe einer Quelle mit bequemen Anlehnesitzen für die Damen. Alles wie von selbst ohne Eifer und Vordringlichkeit: „Als vereidigter Helfer der Menschheit in allen Nöthen muß man das verstehen."

Das schien das Einzige was ihn ausfüllte, sein Beruf! Dann wurde er warm. Er hatte eine Mutter irgendwo im Fränkischen. Sie trug eine weiße Mütze und sprach Dialekt. Er schien sehr an dieser Mutter zu hängen. Dann war er sehr musikalisch. Er hatte eine prachtvolle Stimme, gutgeschult, ohne Virtuose zu sein, das unfehlbare Gehör wie man es nur in Deutschland findet.

Die beiden Männer bildeten gute Kontraste ihrer Racen, der Eine ganz schwere, verhaltne Kraft, ein Fond von Barbarenthum, Erdgeruch, hinter der ruhigen Würde seiner Kultur, der Andere, ganz Nerv, stählerne Eleganz, unter scheinbar weiblichzarten Formen, der unbezähmbare Geist der Nation, der sich Siebzig zeigte, wo dreißig Jahr später Spanien elend schachert und versandet, — im Sardanapalswunsch des Revanchekriegs eines ganzen Volks, wie er in heißen Blutwellen periodisch immer wieder aufsteigt in den durch die Mathematik des Erwerbs geschulten und durch die Genußsucht entnervten Gehirnen.

Henri und Lizzie bewarfen sich mit Blumen. Er hatte ganze Hände voll ausgerupft. Gelbe Butterblumen, blaue Hundsveilchen, Waldrebe, weiße, und rosa Jelängerjelieber, die stark dufteten.

Sie ordnete die Blumen in ihrem Schoß. Er lag ganz artig zu ihren Füßen und reichte ihr die einzelnen Stengel.

Es war ein hübsches Bild. Die beiden Andern betrachteten es.

Hellbach hatte Eva einen Shawl umgelegt. Aber sie sagte: „Ich friere nicht. Ich danke."

„Der Boden scheint doch etwas sumpfig."

Sie ließ das Tuch liegen.

Sie litt irgendwie. Sie hätte weinen können. Sie dachte an Deutschland, an zu Hause, der uralte, wehe Kinderwunsch: Nach Hause! Zu einer Mutter! die sie nie gekannt hatte, die nie gewesen war für sie.

„Erzählen Sie mir etwas von sich zu Hause, Herr Hellbach."

Er hatte den Kopf gegen den Baumstamm gelegt. Er sah in die grünen, sonnegetränkten, leise zitternden Blätter. „ . . . . Ein winziges,

Digitized by Google

niedriges Haus mit grünen Fensterläden — ein großer, brauner Kachelofen. Der Vater, der vom Felde heimkommt. Die Mutter hart anscheinend. Viel Küssen und unnöthiges Reden ist nicht. Die Bibel. Viel Hiebe auch. Nicht viel Lob wenn man gut thut. Sparen — Engigkeit — und Arbeit! Arbeit! Arbeit! . . . . das ist sehr einfach."

„Wie kamen Sie auf Paris?"

„Ich wollte lernen. Einiges was ich für wichtig hielt. Die Franzosen haben ein großes Talent für Organisieren, Formalbegabung. Und dann — ja auch — Ich wollte was von der Welt sehen, der wirklichen, höchsten, verfeinerten Welt."

„Daß Sie den Wunsch haben!"

Er bückte sich um einen trocken Zweig von seinem Stiefel zu entfernen. Es war ein derber, uneleganter Marschierstiefel mit Doppelsohle. „Man hat oft merkwürdige Wünsche, als Bauerssohn. Man träumt doch verhältnismäßig viel. In den stillen Winterstunden. Bei der Arbeit selbst. So die Gährung vom Boden, das Erste, Elementare, was man in sich aufnimmt. Unbegreifliches, Nichtwegzuräsonnierendes" . . .

Sie fühlte seine Leidenschaft, eine Hitze, die von ihm aufstieg und sie einschlug. Seine Augen hatten sich getrübt.

Lizzie rief ihn an: „Mister Hellbach! Wir wollen uns messen wer von uns Beiden größer ist. Mr. Reille behauptet Sie."

Aber es war fast gleich. Ein stattliches Paar! Lizzie glorios in ihrem weißen Kleide mit riesigem Heilsarmee-Mohnblumenhut. Sie belud Hellbach mit allem Tischgerät. „Sie zerbrechen nichts. Dieser arme Mr. Reille ist so ungeschickt."

Henri Reille war ganz Enthusiasmus.

„Ihre Freundin Lizzie. Sie ist eine Frau! Ich war sehr verliebt in sie. Jetzt liebe ich sie. So eine echte Frau, warm, groß und kräftig. Und was für eine Mutter! Ich möchte eine Frau haben wie eine Mutter. Süß, sanft und tapfer. Eine Frau wie die Madonna! . . . .

„Und wenn ich sie hätte, würde ich versuchen sie schlecht und leidenschaftlich und pervers zu machen. Ich würde nicht ruhen eher. Und das verdirbt sich so leicht. Die Frauen, die lieben! Das ist alles weich wie Wachs. Und sie sind schlecht aus Liebe, frivol aus Liebe, cynisch aus Liebe, weil sie nicht wagen sentimental und thöricht und kindisch zu sein, wie sie fühlen. Weil wir schlecht und frivol und cynisch sind."

Ein kleiner, schwarzer, umgepurzelter Mistkäfer lag auf ihrem Wege. Er wich sehr sorgsam aus um ihn nicht zu verletzen. „Wie hübsch er ist! Dies Blau! Ein Kleid von solchem Blau für eine Frau, die es zu tragen verstünde, eine Herodias! die Medea! . . . . Eine Frau, die zum ersten Mal liebt, ist wie die kleinen, wilden Feldblumen. Da ist Alles im Verhältnis, Stengel, Blume und Blättchen. Aber wir nehmen sie und bilden sie aus wie diese enormen unnatürlichen Treibhauskronen, Tulpen und Begonien, mit perniziösen Düften und flammenden Farben, die vergiften und welken.

„Die Liebe des Mannes verdirbt die Frau anstatt sie zu adeln, weil er nur mit den Sinnen liebt. Und sie ist Seele und Geist außer ihrem Körper. Aber er will nur den Körper. Seele und Geist gehört seinem Beruf, seiner Kunst. Er ist nur Mund und Magen. Und die Frau, die Arme, nur Nahrung. Sie haben uns vielleicht ihre Seele gegeben, diese hübschen, leichtfertigen, kleinen Mädchen, denen wir für eine lustige Viertel-

Digitized by Google

stunde dankbar sind. Das ist so traurig. Eine Frau, die liebt, ist immer eine Tragödie.

„. . . . Ich mag keine Tragödien mehr. Ich habe genug gehabt von Gefühlen. Jetzt suche ich eine Frau, die wie ich ist. Nur noch Sinne, nur für das Plaisier. Sie wird keine Thränen haben und wenn man auseinandergeht ist es wie nach einem guten Essen. Man ist satt. Man trennt sich. C'est si simple."

Sie antwortete Nichts. Sie fühlte sich traurig wie den ganzen Tag schon. Es war nicht nur die Müdigkeit des Ausflugs, sondern eine andre Müdigkeit, die man manchmal fühlt ehe man etwas anfängt, und die schlimmer ist als die der bestandnen Anstrengung. Er hatte von Blumen gesprochen. Und es war ihr als ob in ihr auch Blumen wären. Aber sie konnten nicht aufblühen, ihre Kelche nicht erschließen. Ein Mehlthau lag über ihnen.

Sie fuhren an Meudon vorüber, dieser ganzen entzückenden Szenerie der Seineufer, wo zwischen Blütenbäumen, immergrünen Rasen, in weißen Landhäusern, selige, sorgenlose Geschlechter zu wohnen scheinen.

Er hatte sich über die Holzbrüstung des Boots gelehnt und sie lehnte neben ihm. Sie sahen in das Wasser.

„Ich habe mal ein sehr süßes, kleines Mädchen gekannt. Sie hieß Denise. Sie war meine Geliebte. Sie war ganz ein Kind. Ich liebte sie wirklich. Dann entzweiten wir uns. Neulich fand ich sie im Moulin-Rouge. Sie tanzte den Cancan mit dem Zehenmoulinet in der Luft. Es ging ihr sehr gut. Das sind die Gretchens von heutzutage.

Ich weiß, ich habe ein sehr schlechtes Renommee. Aber ich bin nicht schlecht. Ich will das Gute, etwas Reines. Und dann ist Alles nicht gut. Tout s'embronille. Ich bin sehr unglücklich."

Sie dachte. Sie dachte über ihn. Was für ein Mann er war, launisch, schwach, groß, klein, perfid, wie ein Kind, mit seinem Dämonreiz des gefallnen Engels.

Er hatte einen weißen Shawl um sich gehüllt wegen der Kälte. Er behauptete sterben zu müssen von einer fertig gekauften Cigarette, und daß ein Wollfaden auf seiner Haut ihn krank machte. Und dieser Mann hatte in Sümpfen geschlafen, den Tiger gejagt, mit der höchsten Kaltblütigkeit im Schiffsbrand, diesem schrecklichsten aller Unglücksfälle, die Rettungsarbeiten geleitet. Auf einer Planke rudernd hatte er sich zwei Tage gehalten und wurde schließlich von einer Fischerbarke halbnackt und fast verhungert aufgefischt.

Eine Furcht vor den Dingen des großen Lebens kam über sie, vor dieser Stadt, die da auftauchte, fern und unbestimmt in den heißen, schwelenden Nebeln ihres eignen Atems. Sie hatte die arbeitende Seite gekannt, Paris, die Dome, die Monumente . . . Was war Paris?

Ein enges, niedriges Häuschen fiel ihr ein, streng aus Schiefer, mit grünen Läden, eine alte Frau mit der schneeweißen Mütze, die Bibel . . die Ruthe . . . .

Er lag neben ihr über die Brüstung geneigt. Sein schönes Profil mit dem stolzen, spöttischen Mund hob sich klar gegen den hellen Abendhimmel.

Wie schön er war!

* * *

Digitized by Google

Sie vermied es ihn zu sehen. Er hatte ihnen einmal Opernbillets geschickt. Sie war nicht mitgegangen. Sie blieb im Atelier als sie seine Stimme nebenan bei Lizzie hörte.

Er war ihr unsympathisch. Es bestand keine Fühlung zwischen ihnen Beiden. Fast eine Antipathie.

Sie hatte eine grell lila Bluse die ihr gefiel. Er sah sie einen Moment, während er sich mit Lizzie unterhielt: „Um Gottes Willen ziehen Sie die Bluse aus! Sie ist schauerlich, diese Bluse. Zum Schreien häßlich."

„Ich finde sie hübsch," sagte sie kurz . . .

Der kleine Zwischenfall hatte ihr Thränen in die Augen getrieben.

Alles was ihr unangenehm war in seiner Persönlichkeit rief sie sich zurück: Diese etwas zarte Eleganz seiner Figur, die sie als unmännlich qualifizierte, die liebkosenden Töne seiner Stimme, die sie weichlich fand, seinen übertriebenen Abscheu vor dem Häßlichen. Degeneriert! Er war kein Mann.

Sie war huldvoll gegen Hellbach in der Zeit. Er durfte mit ihr Exkursionen machen, in den Louvre, die Museen. Wie alle Deutschen liebte sie das Alte, das Historische. Sie waren sehr gebildet, viel gebildeter wie Henri Reille, der nie gut gethan hatte auf den Gymnasium, unwissend in Schulsachen wie ein Quartaner. Und er litt garnicht darunter, bewunderte die Andern freimütig: „Albrecht Hellbach, c'est une Encyclopédie vivante. Was ist das für ein Name: Albrecht Hellbach. Wie ein alter Wikinger, ein son de trompe! diese Deutschen! Sie fressen uns auf."

Er zog den traurigen Vergleich, in der Kunst, in der Industrie, der Politik: „Sie nehmen uns Alles. Sie sind wie Vampyre. Frankreich ist die sterbende Mutter von Europa. Sie hat immer gegeben — immer nur gegeben. Jetzt sind wir arm und bloß."

Das war seine fixe Idee, diese melancholische Vorstellung des Absterbens seiner Nation.

Und sie rechneten ihm auch das mit an, diese schmerzliche Selbstbezichtigung: „Diese Franzosen! Es ist ein degeneriertes Volk. — Wir sind anders zu Hause."

Sie stellten sich gern ihre Armee, ihre Polizei, ihre Verachtung der Sittenlosigkeit vor, die sich in Paris frei hervorwagt. Sie saßen in den leichtfertigen Stücken, in den Cafés und Tingeltangels mit tugendhafter Entrüstung: „Dies Paris! Ist es zu glauben?"

Und die wunderbare Stadt fing sie immer wieder, mit ihrem Licht, ihrer Vergangenheit, ihrer Liebenswürdigkeit.

Sie lebten gern da. Die Luft von Paris ist schön, soviel leichter wie anderswo. Man spürt den reifsten Culturort der Welt, das schöne und verderbte Athen des Perikles, das sterbende Rom. . . Seite an Seite geht da die höchste Verfeinerung mit den scheußlichsten Lastern, die Mutter der Revolutionen ist die Sonne des Weltalls, von der die großen civilisatorischen Ideen ausgehen. Das ist nicht mehr ein Prinzip, ein Charakter, gut oder böse. Ein Naturwesen, in sich selbst geworden, und gut in sich, dem man nicht zürnen kann, mit dem man nicht rechnet. Paris, die Buhlerin, Messalina, die große Hure in Gold und Purpur, beladen mit dem Fluch der Generationen, ausgesogen, verwüstet, durch die Lüste der Jahrhunderte, aber immer Weib, immer anbetungswürdig, so anbetungswürdig Weib!

Man schlägt sie. Man speit ihr in's Gesicht. Aber man liebt sie.

Und Henri Reille, den sie verachtete, eroberte sie durch seine Kunst.

Es war jetzt gerade eine Kollektivausstellung von ihm bei Durand-

Digitized by Google

Ruel, in einem dieser koketten, neuen Salons der Rue Lafitte. Sie war da beinah jeden Tag. Der Zauber der Kunst zog sie und wurde stärker je mehr sie sich hineinvertiefte, Fehler sehen wollte, kritisierte.

Hier war Henri Reille unwiderstehlich.

Was sie zunächst erstaunen machte, war die Vielseitigkeit dieser Künstler-Natur. Da war kein Ton, der fehlte auf der Palette des großen Farbenmagiers, nichts Menschliches, das dem Menschen fremd geblieben wäre.

Man sah das entzückende, nachtwandelnde Kind der „Sternthaler" im bloßen Hemdchen mit dem Krönchen auf dem Kopfe, das ausgeht in den Mitternachtswald beim Schneelicht um das Glück zu suchen. Und die Sterne werden Blitze und schützende Schwerter um es her. Die Sterne regnen Silber und Segen. Die Frühlingslandschaft mit den drei Mandelbäumen am Hügelabhang. Die steife Grazie ihrer dünnen rosa Aermchen in den hellen Himmel reckend, die das Entzücken der Besucher der Luxembourg-Galerie ausmacht, — neben der „Mittagsstunde" der schwülen Sphinx im gelben Wüstensande unter schwarzen, kolossalischen Steinmassen, einer Welt, die die Sonne verzehrt hat, ehern und unerbittlich wie Moloch. Die bacchantische, himmelstürmende Wollust des Alexandergastmahls und den Mondscheinzauber der nordischen Märchennacht, wo die Fee im lichtgrünen Gewande leise zwischen silbergrauen Stämmen dahinreitet auf milchweißem Zelter mit korallenroten Hufen. Ein seltsamer müder, milder Christus, die Arme weit ausgebreitet, das Herz darreichend, das man seit zwei Jahrtausenden geküßt hat und zerrissen. Und das Seltsamste von Allen, dieses Porträt oder Phantasiestück, dem der Künstler keinen Namen gegeben hat, das man seitdem: Cesare Borgia, der Eroberer, Il Principe, wohl auch „Hamlet" genannt hat. Ein junger Mann, ganz in Schwarz, in der vornehmen Hoftracht der Renaissance, bartlos, blaß, fast kränklich, der an einem Tische steht, dem Beschauer das Gesicht voll zugewandt. Und es funkelt ein Katzenlicht in diesen wie müden, halbgesenkten Augen. Diese schmalen Lippen lächeln in Hohn und tötlicher, eisiger Ueberlegenheit. Es liegt Vampyrgrausamkeit in den weißen, langen Fingern der lässig aufgestützten Hand. Die Linke hält einen Peitschenstiel. Etwas vom Raubtier vor dem Sprunge trotz der scheinbaren, vollständigen Nonchalance der ganzen Haltung, etwas Stählernes, Unerbittliches, Grausames in der verfeinerten, farblosen Schwäche. Wenn man lange hinsieht, sieht man die gesenkte, haarfeine Spitze der Reitpeitsche leicht vibrieren. Ein grauer, großer Windhund liegt zu seinen Füßen, wie es scheint schlafend, aber das Spürende, Witternde, Füchsische des schmalen, gespitzten Kopfes, eine straffe Sprungbereitschaft in den Schenkeln straft diese Vermutung Lügen. Diese beiden, der Hund und der Mensch, sind Hetzer der Menschheit, Todfeinde, Zwinger. . . . .

Dazu Radierungen, auf schmale Blätter und Blättchen nachlässig hingeworfen mit einer schier unerschöpflichen, spielerischen Laune der Phantasie. Die liebliche Allegorie der Kinderseele als des Sonnenstrahls, golden einfallend in die niedrige Hütte, tröstend, fröhlich spielerisch, eine Zeit lang, um weiß und luftig wiederzukehren zur unendlichen Klarheit, dieses zarteste Gedicht der ringenden, gepeinigten Menschheit von einer Mutter gedichtet, die geboren und verloren hat, bunt durcheinandergeworfen mit dem satanischen Humor der Teufelstänze, die Henri Reille zum sozialen Maler seiner Zeit par excellence gemacht haben, den Unerbittlichen, Unbestechlichen, mit der Hetzpeitsche seiner Satire alle menschlichen Eitelkeiten, Winzigkeiten, Großheiten, vor sich herjagend.

Und der Kenner bewunderte die Farben, die man nur mit dem

Digitized by Google

eignen Herzblut mischt, dem Feuer des Innern, sich vermählend dem Schimmer von außen, ein Rot und Blau funkelnder Edelsteine, diese verwegnen Gelbe und Violette, die er wie aufreizende Fanfaren in zartfarbne Hintergründe setzte. Die nie irrende Sicherheit des Zeichenstifts, der Radiernadel, das Charakteristische fassend wie die Zange des Operateurs, mit einer Leichtigkeit und Glattheit, die die Fachgenossen fluchen machte: Ein Teufelskerl!

Es war mehr als die gewöhnliche banale Anerkennung in dem Wort. Irgend etwas Dämonisches. Bei soviel Schatten und Verworrenheit das Licht der vollendetsten unsterblichen Kunst. Ein letzter Strahl der ersten großen Versöhnungssonne, der immer noch um die Welt kämpft und sie immer verliert und niemals stirbt — wie jener Andre, Zweite, der Gott ist und sie dreht.

Und sie saß da, Stunden, mit einer dummen Befriedigung, daß sie ihm zu Hause entronnen, seiner körperlichen Gegenwart, hierher, wo er allsieghaft war, wo er sie gefangen nahm, Seele und Leib, mit dem mühelosen lächelnden Schicksalshohn seines „Conquérant" ihr gegenüber, des Tigermenschen, der die Gnade nicht kennt.

Sie liebte Henri Reille. Und wenn er gewollt hätte, hätte sie sich unter seiner Peitsche geschmiegt wie die Hündin zu seinen Füßen.

Und wenn sie sich wegwenden wollte, erschrocken vor der Bestie in ihrem Innern, hatte sie da den milden, gütigen Christus, den Mann aller Schmerzen, sein Herz darbietend, das überströmt vom Gram und der Schuld einer Welt der Sünde und der Schmerzen.

Einmal begegnete sie da Bernheimers. Sie ging mühsam auf seinen Arm gelegt. Er sah nur die Bilder mit seinen zärtlichen, glänzenden Augen. Sie sahen ärmlich aus, abgerissen, verkommen.

„Was er kann! der kann etwas!"

„Du kannst noch Bessres, Jacques."

Sie bat Eva sie zu besuchen. „Wir sind immer im Atelier. Ich bin immer zu Haus."

* * *

Ueberall sprach man von ihm. Er hatte stets zu den meist besprochnen Persönlichkeiten in Paris gehört. Die Ausstellung hatte ihn in den Vordergrund gestellt. Die Zeitungen brachten Abdrücke seiner Bilder, Porträts von ihm. Man erfand Interviews, Gespräche von Henri Reille. Die Abenteuer seines Lebens wurden rekapituliert mit der den Modernen eignen Indiskretion für ihre Lieblinge. Zum Theil kannte Eva sie schon.

Zunächst seine Eltern: die Orsina, die römische Prinzessin, die sich in den zwanzigjährigen Fähnrich verliebte, von Lamoricière's Dragonern. Eine Flucht bei Nacht und Nebel. In Corsika. Das Banditenleben in den Bergen. Honigmonde von nie wiederholtem Entzücken. Das Kind.

Dann die Abkühlung. Die große Dame wird ihr Spielzeug bald satt. Sie geht nach Paris. Er muß in den Krieg, wird schwer verwundet. Nun ist er Rittmeister und ein Krüppel. Ein Krüppel von dreißig Jahren, der keine inneren Ressourcen und die Bildung eines Lagerlebens hat, kommt leicht zum Trunke. Er trinkt. Sie ist der Stern ihrer Kreise, nach Rom zurückgekehrt, der intriguierende Mittelpunkt der vornehmen päpstlichen Partei. Den Kleinen hat sie bei sich. Er reklamiert sein Kind. Es wird ihm gesetzlich zugesprochen. Nun beginnt ein gegenseitiges Bestehen, Be-

Digitized by Google

trügen, Feilschen um das Kind. Der Kleine ist bald in Egypten, in Ungarn, in Rußland sogar, mal mit den Liebhabern seiner Mutter in deren glänzenden Salons der Via Giulia. Sie drückt ihn an's Herz, und schwört ihn nicht von sich zu lassen. Wenn sie ungeduldig ist, schlägt sie ihn und wirft ihm Feuerhaken an den Kopf. Er ist oft hungrig. Manchmal schläft er ganze Nächte auf einem Stuhl in der Küche. Zu Hause, in Paris, versumpft der Vater immer mehr. Aber er liebt das Kind. Er hängt an seinem Sohn. Der zwölfjährige Junge sitzt am Sterbebett des Delirierenden, hört seine Beichte, seine Ausschweifungen, aber auch seine Leiden — seine Liebe. Die Mutter will ihn als Pagen, als ersten cavalier servente. Er schlägt sich mit einem ihrer Liebhaber — sie steht kreischend dabei — ersticht ihn beinah und brennt durch. In Paris hungert, friert und zeichnet er. Sein Talent und der Kunst-Enthusiasmus eines reichen Porzellanhändlers bringen ihn auf die Akademie. Er hungert und malt. Seines Vaters Bruder stirbt. Er ist dreiundzwanzig Jahre und Millionär.

Dann seine Heirath; Marguerite de Lin, die Schönheit des Faubourg, aus prinzlichem Geschlecht. Sie leben genau zwei Jahre zusammen, sich küssend, sich prügelnd, in tollster Verschwendung. Dann klagt sie auf Scheidung und setzt sie durch. Sie heirathet den Bankier Moriolo, den Milliardär. Ihre charakteristischen Züge kennt ganz Paris, den feinen Gemmenschnitt des Profils unter dem üppigen, wilden Blondhaar. Etwas von kalter Sinnlichkeit einer Penthesilea oder Diana des Aktäon. Er nimmt sein Junggesellenleben wieder auf. Das kleine Mädchen hat er behalten.

Dann wurde Henri Reille solide — der sprichwörtliche „beste Vater von Paris." Sein kleines Mädchen stirbt. Die Ausschweifungen fangen von Neuem an, toller und ruinöser als vorher.

Dazwischen einige Jahre in Afrika, auf Madagaskar, im Tonkin. Die Stärksten waren da geblieben. Der verzärtelte, aristokratische Dandy kam durch und war ein Held geworden. Damals hatte er nur einen Traum, dessen Verwirklichung er rastlos betrieb, Mitglied der Patriotenliga, tief verwickelt in die Boulanger-Affäre intriguierend, agitierend, verzweifelnd. — Der Rachekrieg gegen Deutschland. Wie Lord Byron sterben auf den Trümmern einer eroberten Festung, in Straßburg oder Metz mit Frankreichs flatternder Fahne über sich.

Und dann das Letzte. Seine Gesundheit giebt nach.

Es kommen lange Krankheitsepochen von Jahren und halben Jahren, mysteriöse Krankheiten, die Niemand beim Namen nennt, von denen seine Freunde flüsternd sprechen. In einer derselben hatte Hellbach ihn kennen gelernt, in Vertretung seines berühmten Chefs. Der launische Künstler faßte Zutrauen zu der ruhigen, sicheren Art des jungen Arztes. Er wollte niemand anders als den Deutschen. Zu jeder Tages- und Nachtstunde sollte Hellbach kommen. Der Andre ließ es sich gefallen. Es mußte eine starke gegenseitige Anziehungskraft bestehen zwischen den einander so unähnlichen Naturen. Vielleicht floß auch auf Seiten des Mediziners ein rein wissenschaftliches Interesse mitunter. Hier hatte er den Typus in der Vollendung, den Neurastheniker, Decadencemenschen, den großen Erleber und vom Leben Getöteten, dessen Charakteristik er studierte, für sein großes Werk vom Niedergang der Nationen und Weltalter, in dem er zeigen wollte, daß die Natur nur eine gewisse Entfernung von der Urform gestattet, die Masse begrenzt ist in ihrer Lebensäußerung wie der Einzelne, die alte Fiktion einer historischen Vorsehung und Gerechtigkeit zerstörend,

Digitized by Google

den letzten Schlußstein fügend zum aufklärerischen Lebenswerke des Jahrhunderts.

„Der arme Mr. Reille ist sehr krank gewesen," sagte Hellbach eines Tages. „Seit Wochen schon. Er würde sich sehr freuen, wenn Sie ihn mal besuchen."

Lizzie war sofort ganz Mitleid: „Ach der arme Mensch! Natürlich wollen wir hingehen. Ich denke mir das köstlich Henri Reille zu besuchen. Sein Haus soll eine Merkwürdigkeit sein. Was sagst Du, Evchen?"

Eva zuckte die Achseln: „Wenn Du Lust hast." . . .

* * *

Das Haus lag in der Avenue du Bois de Boulogne, nicht groß etwas zurückgebaut im Garten. Ein einfaches, weißes Haus mit leichten flachaufgetragnen Ornamenten und vielgegitterten, viereckigen Fenstern, vornehm ohne Anstrengung und Reklame, wie man es nur in sehr alten Kulturstädten sieht, wo die Sicherheit des Styls zur zweiten Natur geworden ist. Nicht wie in Berlin die Imitationssucht eines noch jugendlichen Kulturvolks und in England die Bizarrerie des zu ausgeprägten Individualismus, die ebenso den Barbaren versteckt. Wenn im Athen des Perikles jeder Athener sein Kleid schön trug, so war das kein Zeichen von Gleichförmigkeit, sondern vom edelsten, vornehmsten Gemeinsinn, der sich womöglich selbst zum Opfer brachte, die eigne Nachlässigkeit oder Originalität.

Henri Reille empfing seinen Besucher im Gartensaal. Er mußte noch auf der Chaiselongue liegen wegen einer offnen Wunde am Knie, das eingeschient war. Was für einen Andern vielleicht ungeschickt oder verlegen gewesen wäre, machte er mit vollendeter Grazie.

„Oh ich bin schon so geschickt im Kranksein" sagte er. „Ich habe da schon förmlich Systeme und Methoden. Und manchmal ist es ganz reizvoll, wenn die Kopfschmerzen nicht gar so arg sind, dann freilich" . . . er ging mit der Hand über die Augen. Gleich darauf lächelte er. „Und dieser böse Doktor hilft mir nicht mal. Er sagt das muß ausgehalten werden. Ach und ich hab so viel schon ausgehalten!" Er sah Hellbach an, der nur den Kopf schüttelte.

„Manchmal ist es aber auch gar nicht so schlimm," fuhr er fröhlicher fort, dann denkt man über Alles nach. Was so ein Kranker, der Stunden in seinem Bett liegt, Alles denkt! Es ist schon wahr, daß Krankheit klug macht, erst recht menschlich, wie Ihr feiner, kluger Heinrich Heine sagt. Und man ist so hülflos wie ein kleines Kind. Man braucht Nichts thun, nicht zu arbeiten, sogar an sich selber nicht. Alle Leute sind gut zu einem, Maman Victorine und Rose. Selbst so ein strenger, sachlicher, Bärbeißer von einem Doktor. Maman Viktorine ist meine alte Nourrice und Rose ist ihre Enkelin. Sie werden sie gleich sehen, wenn sie uns ein kleines Gouter bringt. Die Damen müssen schon hier essen trotz des Krankenbettes. Ich möchte keinen Augenblick des so lieben Besuches missen. Wie schön Fräulein Lizzie ist! Wie unsre liebe Frau. Und Fräulein Eva hat so traurige, ernsthafte Augen. Thut Ihnen der arme Kranke leid, Fräulein Eva? Das ist so traurig gar nicht. Und sehen Sie, Sterben muß eine Sensation sein. Die hat man noch nicht gehabt. Dann wartet man und denkt darüber nach. Das hat seine Reize. Ich kann so stundenlang liegen

Digitized by Google

und daran denken — rote, offene Mohnblumen, über einem hängend, die immer röter und weiter werden. Und Wellenlinien die laufen mit nickenden, überkippenden Köpfen. Wiegenliederverse. Alte, ganz einfache Worte, die nur Laute sind. Ich hörte sie so oft im Orient singen. Nur zwei Töne, ein ganz dunkler, dumpfer, und ein scharfer, heller. Und müde sein . . müde . . . müde. . . Keine Schmerzen mehr, keine Arbeit, keine Leidenschaft. . . Sehen Sie das ist Rose."

Eine ältere, stattliche Frau war mit einem ganz jungen Mädchen eingetreten. Die Alte war ein Charakterkopf, südfranzösischer Bauerntypus mit schwarzen Augen und Schnurrbärtchen über der Oberlippe, wie man ihn nur noch auf dem Lande findet. Sie duzte Henri und schalt ihn, daß er sich aufgerichtet hatte, in einem Patois der Provence mit betonten Endsilben und getrennten Doppelvokalen, das drollig und heimatlich klang. Mit Hellbach schien sie besonders gut Freund. Die Junge war ein reizendes Geschöpf von sechzehn Jahren, die glühend errötete. Eva hatte sofort eine Empfindung, daß sie Henri Reille liebte, die sie wie ein Schwert der Eifersucht durchbohrte.

Das Gouter bestand aus prachtvollen, ausgewählten Früchten, Eiswasser, Champagner und kleinen Kuchen, von sehr schönen, ciselierten Silberplatten.

Rose arrangierte es leicht und behende, während Madame Victorine den Kranken neu aufbettete. Ihre Bewegungen dabei waren extra energisch. Sie schien sehr unzufrieden.

„Ach sei doch nicht so schlimm, Maman."

„Du taugst auch garnichts."

Lizzie war entzückt von der Alten. „Ich muß sie malen. Sie ist prachtvoll."

„Das ist sie auch. Ein großes Herz. Wo ich ohne sie wäre! Die Kleine ist ihre letzte Enkelin, hat Niemand mehr auf der Welt. So hat sie sie hernehmen müssen. Das ist eigentlich nichts für ein junges Ding, Paris. Aber Victorine hat offene Augen und eine lose Hand. Ich habe das auch an mir erfahren als Junge. Vielleicht nur nicht oft genug. Rose soll etwas lernen und dann als Jungfer in ein gutes Haus in der Provinz. Die jungen Mädchen. Das ist schwer zu hüten."

Der Gartensaal war ein schönes, weites, helles Zimmer, das direkt über ein paar Stufen auf den Rasenplatz sich öffnete. Auch die Möbel waren sehr hell, weiß lackiert und viel Pflanzen im Zimmer, ein Charakter von Heiterkeit und Klarheit. „Ganz Englisch," erklärte Lizzie.

„Hellbach muß Ihnen das Haus zeigen. Es ist quite a museum. Früher hab ich viel gesammelt. Keiner sieht's und freut sich mehr dran."

Er empfahl Hellbach besonders die orientalischen Sachen: „Es ist manches Kuriose da, Waffen, Götzen, Stoffe. Die Welt dort ist so bunt. Und doch melancholisch im Grunde. Die Natur ist zu gewaltig und der Mensch mit seinem Wirken zu klein. Hier im alten Europa ist's beinah umgekehrt. Und das ist dann noch drolliger. So'n Fakir stirbt wie 'ne Mücke. Hier setzt man den Himmel und die Erde zu der Operation in Bewegung."

Das Haus war in der That fast ein Museum. Alles was Reichtum verbunden mit dem feinsten künstlerischen Geschmack leisten und auswählen konnte. Es ermüdete fast. Lizzie schwelgte.

Sie stand mit Hellbach vor einer berühmten Venus auf rotem Sammtdivan, die der Sage nach die Prinzessin Orsina, Mme. Reille, darstellen

Digitized by Google

sollte, die nach dem illüstren Vorbild von Pauline Borghese einem ihrer Künstlerfreunde so gestanden hatte. Lizzie war sehr chokiert. Trotz ihrer Gutmütigkeit klatschte sie doch ganz gern ein bischen. „A hideous woman! For shame! Sie müßte verbrannt werden."

Eva stieß eine kleine Thür auf. Es war ein Zimmer, in dem nur Kinderbilder sich befanden. Portraits, Gipsabgüsse, Händchen in allen Stellungen, ein kleiner Fuß mit Grübchen . . . bis zum 4. Jahre des Modells etwa. Dann hörten sie auf. Ein Grab noch mit einer wunderbaren Statue von Gersamer, „die kleine Madonna" genannt. Ueberall dasselbe zarte, blasse Gesichtchen, umrahmt von seidenfeinen, gelben Haaren. Ein vornehmes Kind van Dycks, wie seine Königskinder, mit einer Ahnung künftiger Schmerzen.

Sie schloß die Thüre leise wieder. Sie wollte die Andern jetzt nicht sehn. Sie betrat die Wendeltreppe, die von beiden Seitenflügeln, an den Gemächern des Erdgeschosses vorbei, in den Garten führte.

Ein Laut ließ sie innehalten. Ein Schmerzenslaut. Er kam von der Chaiselongue, auf der Henri Reille lag. Er lag ganz allein. Es war kein Mensch bei ihm.

Im Nu war sie an seiner Seite.

Er lag den Kopf in die Kissen gewendet. Die Haare klebten feucht vor Schmerz. Sie sah seine Stirn über den geschloßnen Augen, ganz mit Schweiß bedeckt. Er stöhnte.

Sie stand ganz still. Sie bot ihm keine Hülfe an. Sie rief auch nicht Hellbach.

Die Thränen kamen in ihre Augen und liefen über ihr Gesicht. So blieb sie ganz still neben ihm und weinte.

Eine seiner Hände hing über das Lager. Sie hing da wie leblos, weiß, fein, fast durchsichtig.

Sie kniete neben ihm nieder. Sie nahm die Hand und küßte sie.

Sie wagte nicht ihn anzusehen. Sie hielt nur immer diese arme, zuckende, fieberheiße Hand in ihren beiden und küßte sie.

Sie dachte nicht daran, daß jeden Augenblick durch die offene Thüre Jemand hereinkommen könnte, was er denken mochte.

Er sah sie an — sehr blaß noch, aber seine Augen schimmerten. „Liebe —," sagte er. „Liebes Mädchen. Du hast geweint um mich. Nicht weinen."

Sie weinte immer trostloser. Sie war dicht an ihn gerückt und schmiegte ihren Kopf in die Kissen.

Er streichelte ihre Haare: „Nicht weinen. Ich bin's nicht wert, chérie. Ich bin ein Taugenichts und ein totkranker Mann."

„Ich liebe Dich. . . Ich liebe Dich," stammelte sie verloren.

Sie wußte selbst nichts von der flehenden Bitte die in ihrer Stimme lag, den kleinen, heißen, scheuen Küssen, mit denen sie seine Hände überschauerte. „Nein — Nein," . . sagte er immerzu. Und sie bat — und er sagte: Nein, wie in einem Duett. Eine ganze Weile. „Es ist nur Mitleid. Du irrst Dich," sagte er einmal.

Sie schüttelte den Kopf: „Ich liebe Dich."

„. . . . Hellbach. — Er liebt Dich. Er ist Dein Landsmann, ein Mann."

Sie erstarrte fast vor Haß und Ekel: „Ich könnte ihn töten."

Er fühlte ihre Leidenschaft, die von dem jungen, gesunden Weibe ausging. Ihre Seele schien in ihre Lippen übergegangen zu sein. Sie

Digitized by Google

hatten sich angesaugt, sie zogen, forderten. „Du hast Unrecht, sagte er. „Höre . . . Ich habe so viele geliebt. Ich bin krank. Ich muß sterben. Ich habe nichts mehr zu geben nnd zu beglücken. Die Frauen haben mich ausgesogen und geplündert. Ich habe sie wieder betrogen. Ich habe sie betrogen, ruiniert und entehrt. Ich will Dich nicht. Du bist ein anständiges Mädchen. Du bist klug. Du hast Talent. Du kannst Dir eine Zukunft machen. Frauen, die das haben brauchen das Andre nicht. Das Andre ist eine Dummheit, Schmutz! Und ich liebe Dich nicht. Ich würde Dich töten und ruinieren. Ja, ich werde Dich töten."

Er hatte sich aufgerichtet und schüttelte ihren Arm. Er sprach mit Ungestüm. Der harte, wilde Ausdruck seiner „Sataniques" war in seinem Gesicht.

„Du weißt nicht was Du thust. Frauen, die zum ersten Male lieben, stellen sich das ganz anders vor. Sie erwarten Alles von uns, Zärtlichkeit, Führung, eine Zukunft Ich habe keine Zukunft. Ich bin krank, schlecht, vergiftet. Ich werde Dich schlecht machen und vergiften."

Sie lächelte. Es war das Lächeln eines Engels auf ihrem verwirrten Gesicht. „Ich liebe Dich."

Aber er sah sie noch finstrer an. Seine Stimme war stählern geworden wie ein Dolchmesser. „Du denkst vielleicht, ich werde Dich heiraten, ich! Du bist eine Frau. Ihr wollt Alle geheiratet werden, mit Schlüsselbünden spielen und Kinder haben. Du mußt Kinder haben. Du mußt Jemand heiraten da bei Euch zu Haus, in Deutschland. Einen blonden Mann, der Brot erwirbt und gesund ist und Respekt hat vor den Frauen. Ich, ich verachte die Frauen. Ich verabscheue sie. Sie sind für mich ekelhafter und niedriger wie Tiere. Ich werde Dich nehmen und Dich wegwerfen, wenn ich genug von Dir habe, Du bist dann eine Scherbe für mich, eine ausgepreßte Frucht, ein Ding, das ich gebraucht habe und mit dem Fuß wegstoße, weil es unrein und häßlich und klebrig ist. Hast Du denn keinen Stolz in Dir? Hast Du keine Würde für Deine Kinder, die ich in Dir zertrete, die ich besudle und begeifre, ehe sie geboren sind?"

Sie sagte nichts. Sie lag da vor ihm auf den Knieen, die Augen zu ihm aufgerichtet und mit gefalteten Händen, wie ein Opfer vor dem blutigen und schrecklichen Gotte, der es zerreißt und den es anbetet: „Ich liebe Dich. Ich weiß nicht warum ich Dich liebe . . ."

Er seufzte. Er wehrte sich nicht mehr. „Ach Närrchen! Närrchen! . . Närrisch seid Ihr . . ."

Er hatte ihr die Haare aus dem Gesicht gestrichen: „Und so'n kluges Köpfchen! Eine philosophische Stirne. So'n modernes, tapfres, starkes Weibchen, das Preise kriegt und mit der ganzen Welt ficht. Dummchen! Mein süßes, dummes! Mein Schäfchen."

Er küßte ihr die Augen. Er küßte ihre Lippen langsam, als ob er Besitz von ihr nehme, auf ihrem glühenden, lächelnden Gesicht.

Man hörte Stimmen und Schritte. Die Andern kamen.

Sie errötete in einem köstlichen, kleinen Moment der Scham einer jungen Frau am Lendemain. Dann lachte sie.

„Ich habe einen kleinen Schlüssel für die Gartenthür," sagte er. „Er liegt da unter dem Kopfkissen. Komm morgen Nachmittag."

Er riß an seinem Armband. „Da! Nimm das. Ein arabischer Scheik gab es mir: halte es lieb wie Dein Leben."

Sie verbarg das Amulet in ihrer Brust.

Sie war strahlend vergnügt den Abend. Auch Henri Reille. Sie

Digitized by Google

waren Beide faszinierend liebenswürdig. Es ging förmlich eine Wärme von ihnen aus, Elektrizität, die die Andern spürten.

Lizzie fand Alles heavenly. Er schenkte ihre eine entzückende alte Gürtelschnalle. Sie sollte sich Stoffe, Nippsachen, aussuchen. Selbst Hellbach war lebhafter wie sonst. Eva's Gegenwart regte ihn auf. Sie war entzückend den Abend. Er hätte sich für sie totschlagen lassen.

Und der Andre lag da, der sie töten wollte. Und sie war selig.

* * *

Das war der glücklichste Tag ihres Lebens. Wenn sie später an ihn zurückdachte in aller Qual und Scham, fand sie, daß Qual und Scham mit ihm bezahlt sei, überreich.

Alles in ihr sang. Als sie sich am Abend vor dem Spiegel die Haare bürstete, war es als müßten Funken von ihr stieben. Sie fühlte sich so stark, so lebendig, mit der jungen Brust, die vorsprang aus ihrem Leibe, in den warmen Strömen, die sie durchfluteten vom Wirbel zur Zehe. Ihre Lippen formten sich von selbst zum Lächeln. Sie mußte immerfort lächeln. Sie flüsterte sich kleine, süße, dumme Worte zu. Sie küßte den Talisman, der zwischen ihren Brüsten hing, an einer Schnur von gelber Seide, auf dem unschuldigen, weißen Atlas, wie ein kleines, fremdartiges, geheimnisvolles Insekt. Ihr Inneres war ein Garten, in dem jede Blume blühte, auch die äußersten, bescheidensten, vernachlässigten. Und die Andern die Stolzen, Seltenen, reckten sich hoch mit tiefen flammenden Kelchen und feuersammtnen Petalen, und die, die nur einmal blüht, die Allerstolzeste, Schlafende, die man nicht berührt wegen der starrenden Dornen, hatte sich königlich geöffnet und entsandte berauschende Düfte.

Sie liebte. Aus der herben, kühlen, weißen Jungfrau war ein Weib geworden.

Und mit dem hochwogenden Aufschwung kam die Demut. Das süße Gefühl der Unterworfenheit, der vollständigsten Willens- und Wesensaufgabe in ein Anderes, Stärkeres, Vollkommeneres, das kein Mann kennt, das das selige und schmerzliche Geheimnis der Frau ist. Wie ein unendlich wohlthuender Thau senkte es sich auf alle ihre Aspirationen, das Wilde, Uebersatte, wo immer Eins dem Andern widerstrebte.

In diesem Augenblick war die Harmonie in ihr vollkommen. Sie war das Wesen dieser Erde, schmerzvoll und staubgeboren, und das Hohe, Feine, Majestätische, das alle Sphären hört, Gott ahnt ....

Sie war ein Weib, und sie liebte.

Und nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke an die Zukunft, Berechnung, Angst. Nicht einmal der an die Welt, an Folgen und Leiden.

Sie fühlte sich wie eine Jungfrau zum Opfer bestimmt und gleichzeitig wie eine Heilige, Triumphierende, die in den Himmel eingeht. Sie dachte gar nicht. Sie fühlte blos.

Lizzie kam im Nachthemd herein um Gute Nacht zu sagen. Sie fand das Mädchen im Bette sehr schwer und sehr süß, mit Lippen, die plötzlich weich und voll geworden waren.

„Gute Nacht Eva! Süße Eva!"

Der braune Kopf verschwand für einen Augenblick in der weißen,

Digitized by Google

warmen Brust der Großen. Sie fiel zurück wie ein verschlafnes, kleines Kind, mit einem tiefen schmeckenden Seufzer der Seligkeit.

„Ach Lizzie! Ich bin so glücklich."

Mitten in der Nacht stand sie auf. Sie ging in's Atelier. Sie ging an ihren Bildern vorbei, die im Kerzenschein, blaß und kalt heruntersahen. „Ihr werdet leben. Ihr werdet auch Leben und Sonne haben wie ich."

Sie schlief. Mit lächelnden Lippen, die Hand auf dem Herzen, das ganz sachte schlug, die Wangen blühend zwischen braunen, weichen Haaren.

Und das war das Glück.

* * *

Er war charmant diesen ersten Tag, zart und gütig. Und gut.

Alle ursprüngliche Anmut seiner Natur, die Jugend, die er trotz Allem noch besaß, neben der merkwürdigen Verjüngungskraft des Künstlers, kam ihm zurück von diesem jungen Wesen, das sein war, das jung war und zum ersten Male liebte.

Von diesem ganzen langen Nachmittag blieb ihr nur eine Erinnerung wie von einer Frühlingslandschaft, erster rötlicher Schimmer an Birkenreisern, und Amselruf im Feuchten, zärtliche reizende Kindereien, Thränen, die schnell kamen und verschwanden wie Aprilhuschen in der Sonne, Fingerspitzen, die leicht hinliefen über zitternde, klingende Saiten, ohne anzuschlagen. Küsse, Schauer, Regen von Küssen, süß und frisch mie Maimilch. Man konnte nicht genug von ihnen haben und sie waren doch unschuldig, ohne Alkohol der Begierde, die verbrennt und berauscht.

Sie paßte so gerade in seinen Arm, mit ihrem Leib seinen Leib ausfüllend, daß man das wundervolle Gefühl eines Ganzen hatte. Und sie blieb wie ein Vogel in seinem Nestchen, oder wie ein Kind im Weihnachtshäuschen ganz ruhig, Viertelstundenlang.

Und nichts kam von außen diese Stimmung zu hören. Der Garten atmete in herrlicher, duftender Frische nach dem Regen, Azaleeen und Rhododendron standen wie große, elegante, lila und weiße Blumenbouketts, und Goldregen rieselten . . . ganze Wände von hängendem Gold und kletternder blauer Climatis, in denen das bescheidene Grün der Blätter vollständig verschwand. Von Paris hörte man nichts da. Ein Rollen der Wagenräder in den Champs Elysées, die vom Bois kamen und gingen, wie die Stimme eines großen Flusses, an dessen Ufern man Nester gebaut hat.

Mit der Routine des vollendeten Weltmanns hatte er Alles ferngehalten, was sie aus ihrer Stimmung reißen, in ihrer Unschuld stören konnte. Er selbst brachte ihr Früchte und Kuchen. Er zog sie aus und verwahrte ihre Sachen. Weil es geregnet hatte, waren ihre Stiefel etwas feucht geworden. Er knöpfte sie auf und rieb ihr die Zehen warm in seinen Händen. Er war viel weniger naiv wie sie. Vielleicht wollte er nur die Situation genießen. Es war der Künstler in ihm, der genoß, mehr als der Mann. Diese großen Experten der Liebe, wie die der Bamherzigkeit, erlangen eine Zartheit, einen auf sicherste Kenntnis des Gegenstandes gestützten Takt, der vielleicht auch rechnen wird eines Tages, wenn die brutale, zupackende Leidenschaft als Selbstsucht rechnet, die sie ist.

Dieses kleine Mädchen hatte die übliche Erziehung der höheren Tochter erhalten, mit allen dünnen Moralvorschriften und ekelhaften, halben An-

Digitized by Google

deutungen, die darauf hinausgehen aus der geschlechtlichen Liebe eine häßliche und niedrige Sache zu machen, deren man sich schämt und die man im Dunkeln thut wie moralische Häßlichkeiten. Dieser Mann, der alle Excesse der Leidenschaft durchgemacht hatte, verzehrt bis in die Knochen vom zerstörenden Feuer seiner Begierden, verstand es ein reizendes Gedicht daraus zu machen, keusch zu sein für diese große, echte Keuschheit, die er ahnte, unter den kleinen Prüderieen der höheren Tochter, der Bizarrerie einer Kunststudentin im Quartier-Latin von Paris. Sie war zu ihm gekommen. Für die Meisten hätte das genügt die leichterlangte Beute mit rohem Erobererrecht sich zu nehmen, den Gefühlsschwung durch die Auslegung in ihr selbst zu beschmutzen. Er that nichts dergleichen. Die Kunst, die große Kunst, die seine Göttin gewesen war, die seine Stirn geküßt hatte als er jung war und rein, inmitten von Laster und Verwesung, stand über ihnen und warf ihren Glorienschein über diesen letzten, süßtraurigen Liebestraum eines großen Künstlers.

„Ist Dir wohl so?“ fragte er ein paar Mal.

Und sie zog ihn zu sich herunter und küßte ihn, sie ihn, ohne Scheu und Scham, mit einem vollständigen tiefen, stillen Vertrauen: „Du bist so gut.“

„Und schön bist Du!“ ... Es machte ihr Freude ihn von ganz nah zu sehn. Diese dunklen Augen, die sie liebte, die gerade, stolze Nase, die Lippen mit der bittern, hochmütigen Kurve, die sie küssen durfte. Und seine Haare, dunkel, sehr dick, an den Schläfen sich krausend um weiße ausgemeißelte Dreiecke der Stirn. Und der Antinous der Pariser Salons — ein Antinous überhaupt — gefiel sich unter der schüchternen Liebkosung dieser zärtlichen kleinen Mädchenfinger.

„Ach, als ich Dich zum ersten Mal sah! Einen weißen Anzug hattest Du an. Und so kalt! So höhnisch! Ich haßte Dich fast. Aber innerlich war ich verliebt in Dich. Gott! Ich bin ja immer in Dich verliebt gewesen. Längst eh ich Dich kannte. Ist es denn wahr, daß Du mich auch ein bischen lieb hast?“

„Du bist hübsch,“ sagte er. „So rassig und zierlich.“

Aber sie lachte nur unter Thränen. Die silberne Cadenz der Wasserfälle war in ihrer Stimme: „Ich bin ja gar nicht hübsch. Es ist ja auch gar nicht wichtig, daß ich hübsch bin. Nur gedacht hab' ich mir immer, daß es so sein müßte. Achilles, und Alexander und Lord Byron. — Sie sahen Alle so aus wie Du. Und Bilder malen sie wie Deine Bilder, stolz, wild und schön. Und sie küßten mich wie Du mich küßt. Sogar in Deine Stimme bin ich verliebt. Da ist so'n weicher, tiefer Ton wie Meer und Glocken von sehr hohen Türmen drin. Und ich dachte ich müßte sterben vor Glück, wenn Du mir ein einziges Mal etwas Liebes damit sagtest.“

Alles das stieg zu ihm auf wie eine reine, sehr klare Flamme. Er sagte nicht viel. Er ließ sich liebkosen davon.

Sie hatte sich vor ihn hingekniet und die Arme auf sein Knie gestützt. So sah sie zu ihm auf. Er hatte ihr die schweren Haare gelockert und sie standen wie ein dunkler Kranz um ihr feines, weißes Gesichtchen. Sie glich so einer Blume, einer sehr seltnen feinen Lilie oder Narzisse und die feurige Leidenschaft ihres Wesens umfing ihn wie ein subtiles narkotisches Parfüm. „Mignon“ sagte er sich leise. Er sah das rührende wilde Kind Goethe's, so keusch und süß sterben in der Größe eines Wunsches, der weit über irdisches Begehren reicht und doch nicht begehrt.

„Nein, ich will ja gar nichts von Dir,“ sagte sie. Ich könnte mir ja gar nicht denken, daß Du mich heiratetest, Du, mich! Ich könnte auch

Digitized by Google

ganz gut denken, daß Du andere Frauen liebtest. Nur mich auch ein bischen. Und ich könnte kommen von Zeit zu Zeit — immer — wie ein Geistchen. Und wenn Du müde wärst, hielte ich Deinen Kopf. Und wenn Du traurig wärst, säße ich und streichelte Deine Hand. Und Du brauchtest gar nichts zu fragen. Ich säße nur da und wäre da. Und schlafen bei Dir möchte ich. Ja, das möchte ich!"

Sie sprach ganz aufrichtig mit einer sehr klaren, klingenden Stimme, von weit herkommend. Silberne Lichter waren in ihren Augen. Ihre Lippen lächelten und er hatte nicht eine Geste — nicht ein rüdes oder höhnisches Wort. Irgendwie wäre das unmöglich gewesen. Er verstand sie vollkommen. In diesen Momenten verstand er sie.

Das war keine Geliebte, die sich anbot. Sie war ganz ohne Begierde. Dennoch wenn er gewollt hätte, hätte sie sich ihm hingegeben. Er hätte mit ihr thun können was er wollte.

Und wenn er gesagt hätte: „Du mußt sterben jetzt. Ich brauche Dein Blut." Sie hätte lächelnd ihre Brust geöffnet und ihr Herz dargeboten.

„Laß mich Dein Herz küssen," bat er.

Und sie öffnete ihr kleines, schwarzes Pensionärinnenkleidchen bis an das Kinn zugeknöpft, und bot es ihm.

Sie lächelte wie ein Engel. Sie war ganz blaß.

„Madonna" . . . . stammelte er, verloren.

Er küßte sie. Und er weinte.

Er weinte unter ihrem Herzen.

* * *

Sie fand ihn finster und verstimmt das nächste Mal. In dieser regellosen, undisziplinierten Natur wechselten die Eindrücke rasch. Er klagte über heftige Kopfschmerzen. Diese Kopfschmerzen kamen man wußte nicht woher und Niemand konnte ihm davon helfen. Irgend etwas hatte die Vergangenheit neu aufgestört in ihm. Er sprach von diesen Sachen. Sie that einen Einblick in das Geheimnis seiner unglücklichen Ehe. Diese Frau, die alle Teufel im Leibe hatte, Reitpeitschenszenen. „Sie hat mit dem Messer nach mir gestochen und ich hab sie halbtot geschlagen. Ich habe sie blutig geküßt und ihr die Eingeweide zerrissen mit meinen Liebkosungen. Wie hab ich sie geliebt! In La Hogue am Strande. Ich hab sie auf meinen Armen in das Meer getragen. Wir waren nackt alle Beide. Und das Meer kam brüllend mit weißen Schaumkronen und wollte sie mir fortreißen aus meinen Armen. Sie schrie. Und ich lachte. Und das Meer tobte und donnerte. Und wir waren glücklich."

„Hier in dem Zimmer hat sie gestanden. Sie war schon ganz angezogen ehe sie fortging. So ein kleines, grünes Paillettehütchen hatte sie auf. Die funkelten und züngelten wie glatte, spitze Schlangenköpfe! „Du hast mir nicht genug Geld, mein Junge. Und ich brauche Jemand, der mir meine Taschentücher bezahlt. Mach das Beste draus. Ich reise ab."

Dann seine Mutter, die Sechzigjährige, in ihren Ausschweifungen der Messalina, die ihn plünderte, für die er ewig Schulden zu bezahlen hatte: „Sie hat eine Natur wie ein Auerochse. Sie geht auf die Jagd noch im Winter. Sie läuft vier Meilen an einem Tag und ein hübscher Bauernbursche, der ihr gefällt, wird ihr Geliebter."

Digitized by Google

Er sprach auch von seinem großen Schmerze, von Manon, dem Töchterchen, das er verloren hatte. „Siehst Du — das. Wie das Wurm da lag, ganz vergessen, einfach vergessen in seinem Bettchen. Alles hatte sie mitgenommen, meine eignen Sachen von den Reisen, die letzte Untertasse aus der Küche . . . Da hab ich geweint."

„Sie war immer bei mir. Sie spielte im Eckchen im Atelier. Denn damals war ich fleißig. Manon sollte eine Partie werden. Sie kannte nur mich, nicht mal Viktorine. Ein unbändiges Kind. Aber mir gehorchte sie. Wenn ich des Abends nicht an ihrem Bettchen war schlief sie nicht. Und ich blieb zu Haus. Ich war solid damals!"

. . . . . „Daß man mir das Kind nahm! Den Tag hab ich mich zum ersten Male sinnlos betrunken. Ich wollte ein Vieh sein. Und dann geht das so weiter, zum Morphium ꝛc. ꝛc. . . ."

„Siehst Du das . . ." er streifte seinen Aermel auf und zeigte ihr das Handgelenk, wo man die Adern strähnig und blau heraustreten sah wie von Asbest. „Der Doktor sagt mir, ich habe noch drei Jahr zu leben. Ich will sie leben! Was, Kleines?"

„Es giebt nichts wie die Frauen um sich das Leben zu versüßen. Wenn man das nicht mehr haben kann, sollte man sich aufhängen. Einen Mühlstein um den Hals und das Meer wo es am tiefsten ist. Das ist immer verschieden. Toujours subtil. Toujours Canaille. Das Teufelselixir der Welt. Man verflucht sie hundertmal und giebt doch seine Seele dafür."

Er bückte sich über sie und küßte sie. Sie entzog sich.

Er lachte: „Schon moralisch? Ich bin Dir wohl nicht sanft genug, zu frivol. Das könnt ihr Alle nicht leiden. Immer Mondschein. Lindenblüten und Todessterben. Dabei im Grunde . . . Roh, Roh! Ihr wollt uns ja gar nicht anders wie roh. Je mehr Stallknecht desto besser! Der Teufel hol die schmachtäugigen Jungen mit ihren Madrigalen! Ich bin kein Lanzelot oder keuscher Sir Galahad aus Zwanzig Centimes-Räuberromanen. Die waren gar nicht so die edlen Ritter. Verfluchte Kerle, das!"

Er erzählte Anekdoten. Er war sehr lustig. Er neckte sie: „Du hast Dich doch sicher von Andern auch schon küssen lassen? Einer war's doch ganz gewiß? So'n langhaariger Kandidat mit feuchten Händen und Spinnweiblippen. Oder ein schnurrbärtiger Officier prussien: Mein gnädiges Fräulein. Ick abe die Errre. . . Ihr habt doch Alle so'ne kleine Geschichte. Ihr kleinen Mädchen. Damit könnt Ihr ja gar nicht früh genug anfangen. Spitzbuben seid Ihr! Kleine verliebte Meerkatzenäffchen! Ja beichte nur! Hör Eva! Du kleines, sündhaftes, schlaues Evchen Du."

Sie war sehr rot geworden. Sie wand sich zwischen seinen Knieen, Er hielt sie an den Handgelenken fest. Er betrachtete sie spöttisch, amüsiert, mit lachendem Mund und harten Augen.

Sie schämte sich. Die Scham würgte sie in der Kehle und brannte ihr auf den Ohrknöcheln. Sie dachte an den Vetter Fritz. Die Kahnfahrt im Mondschein. Etwas Dunkles, Unaufgeklärtes in ihr und doch etwas Reizendes, Süßes. . . Vom ersten Moment hatte sie gedacht es ihm zu sagen. Er würde wissen. Er würde ihr sagen . . .

Sie hatte sich einen sehr süßen Moment ausgemalt. Schon etwas dämmerig müßte es sein. Noch keine Lampe. Sie würde neben ihm auf einem sehr niedrigen Schemel sitzen. Vielleicht würde sie weinen. Er würde die Hand auf ihren Kopf legen. Sehr ernsthaft würden sie sein, und klug und gut . . . .

Digitized by Google

„Nun?“ drängte er grausam ihre Beine malträtierend.

Sie war sehr blaß geworden. Sie zitterte über und über. „Du thust mir weh, Henri . . .“

Er ließ sie los. „Na laß nur! Kleine niederträchtige Bestien seid Ihr doch Alle.“

Er war an den Tisch getreten und schenkte ihr Champagner ein. „Da, trink, kleine Zimperliche. Mach doch kein Gesicht als ob die Welt untergegangen wäre. Ich kann die Muckschgesichter nicht leiden. Lach doch! Du sollst lachen, fidel sein!“

Sie bemühte sich zu lächeln. Sie war heiter, immer mit einem Gefühl wehsten, jammervollsten Elends im Herzen. Sobald sie seinem Blick begegnete flohen ihre Augen. Wenn er einen Satz anfing zuckte sie zusammen.

Er merkte es: „Na sei nur ruhig. Ich thu Dir nichts.“

Er behandelte sie mit einer gewissen Ironie, verspottete ihre deutsche Wohlerzogenheit, bis auf ihr schwarzes Kleidchen, das er bourgeoise fand. „Ich wette Du trägst wattierte Unterröcke. Alle Deutschen tragen Baumwollhandschuh und wattierte Unterröcke.“

„Gestehe nur. Du hast gedacht ich würde Dir einen Antrag machen. Das wäre genug, daß Du zu mir gekommen bist: Mein Fräulein, darf ich Sie zum Standesamt führen? Ihr denkt ja Alle an nichts weiter wie an den Wäscheschrank und die Speisekammerschlüssel. Ich danke. Ich will mich amüsieren. Weiter nichts.“

* * *

Sie schrieb ihm einen kleinen Brief: „Ich liebe Dich sehr. Ich möchte Dir gern mein Leben geben. Aber nicht so. Verzeih mir. Es war wohl Alles falsch und unrecht von mir.“

Er antwortete sofort mit einem Billetchen: „Komm. Komm gleich. Ich will Dich wie Du bist. Ich bin Dir sehr gut. Du bist sehr gut so.“

* * *

Nun kam wieder eine Sonnenzeit.

Fast alle Tage hatte sie reizende Briefe von ihm, einen Gruß, eine Blume, eine schöne Frucht.

„Du fehlst mir überall,“ schrieb er. „Du bist der Charme meines Lebens, mein süßes Geheimnis und ich möchte lachen, wenn ich daran denke, daß Niemand es ahnt, wie gut wir es verborgen haben.

Du sagst, daß die Dinge bei mir liebst, und ich liebe sie um Deinetwillen, weil sie Dir gefallen. Den Sessel mit den Pfauenaugen, zwischen denen Dein weißes Gesichtchen wie eine Blume ruht, den Tigerkopf, den Du so mutwillig vertrampelst. Du bist so seltsam, so weich und klug und tapfer zugleich. Meine kleine Queen Mab. Mein Madönnchen. Mein Baby.“

„Ich war in der Gesellschaft heut Abend und machte die Cour wie immer. Es waren schöne Frauen da, eine kaiserliche Blondine mit Saphiraugen. Viele habe ich gekannt und Einige geliebt. Ich ging wie ein

Digitized by Google

Fremder unter ihnen und es machte mich ungeduldig, daß sie nicht wußten, bekannt thaten.

Ich träumte von Dir — nicht wie Du denkst — von Deiner lieben, kleinen Seele. Du warst Manon. Du bist zurückgekommen in mein Atelier. Grade so war sie und so wäre sie vielleicht geworden. Sie hätte gemalt wie Du und gesprochen wie Du. So pittoreske kleine eigne Ansichten! Ich denke mir sie hätte auch Deine kleinen Fehler gehabt, und die Bosheit.

„Nicht boshaft sein gegen mich! Ich fühle es vielmehr wie Du denkst. Ich kann es blos nicht so zeigen. Ach! ich bin Dir sehr, sehr gut."

Manchmal fielen aus dem Couvert, das sie ganz früh bekam nur lose Rosenblätter mit einem Zettelchen: „Guten Morgen, mein Liebling! Viel Sonnenschein für Dich und süßeste Liebe! . . ."

Oder er verzierte die Bogen mit kleinen entzückenden Vignetten, Amorinen, Elfchen, phantastischen Schlangen und Tierfigürchen als Liebesboten, die er sich aus der Hand schüttelte in unerschöpflicher Fülle wie rosa Frühlingsblüten.

„Ich bin einsam. Und Du gehörst zu mir. Warrum bist Du nicht bei mir? Warum ruhe ich nicht aus in Deinem Schoße? Warum nicht? Mein Kopf schmerzt sehr."

„Der dumme Kopf. Und das Herz ist gesund noch und gut und fromm und klopft ganz sacht und friedlich wie ein kleines artiges Kindchen. Komm und sei lieb, mein geliebter, lieber, gesegneter Liebling."

* * *

Aber seine Stimmung wechselte beständig. Sie wurde nicht froh mit ihm.

Er schien leidend, war sehr zart und gütig. Aber ganz ohne Leidenschaft. Sie waren fast wie Bruder und Schwester. Er entwickelte eine unendliche Geduld all ihre kleinen Klagen und Beschwerden mit anzuhören. besah ihre Bilder, gab technische Ratschläge, die sie ihm oft halb übel nahm.

Es amüsierte ihn: „Aber das ist doch gar keine Herzensangelegenheit. Das ist eine Sache des Kopfes. Absolut nur des Kopfes."

„Man will doch etwas . . . ."

„Man will gar nichts. Schon lange nicht mehr. Man muß. Man fühlt sich fühlen."

„Vielleicht seid Ihr gar nicht unintelligenter. Nur viel jünger, grüner In den Kinderschuhen. Es dämmert soeben. Können! Können! Die Tiefe des Gemüts macht nichts. Da! sieh Dir mal an wie das gezeichnet ist," er schob ihr alte Zeichnungen von Dürer und Holbein zu. „Da ist Treue drin. Respekt vor dem was ist. Kunst, das können wir heutzutage nicht mehr. Die wagten's auch noch auszusehen wie sie sind. Velasquez und van Dyck die stutzen schon zurecht. Die arrangieren schon! Na und Wir! Wir lügen nur. Wir sind schon so verlogen, daß wir gar nicht mehr wissen, daß wir lügen, im putzigsten Großaugurenton die Wahrheit predigen. Wir und Wahrheit. Theatermätzchen!"

Sie sprachen stundenlang über ihre Kunst. „Das ist, wie wenn ich selbst wieder siebzehn Jahre bin, wenn ich Dich höre. Nicht die Spur von Ahnung. Aber so'n süßes, zutappendes, geniales Ichbewußtsein. Damit erobert man Länder und macht doch die abscheulichsten, unerlaubtesten, falschen Krakeleien. Du kannst ja nicht mal nach der Uhr sehen! Du

Digitized by Google

weißt ja die Himmelsgegenden nicht zu unterscheiden, ob Du in Meudon oder Menilmontant bist. Heiliger Apelles und großer Lionardo und sowas will Bilder malen! Komm mal her, mein kleiner Bruder! So macht man das."

Er führte ihr gewaltsam die Hand. Er zwang sie. Mittendrein küßte er sie: „Das ist eigentlich die einzige Kunst, die man betreiben sollte, zwischen Mann und Weib. Talleyrand hat gesagt: Bis Vierzig soll man sich an den Frauen freuen und nach Vierzig sollte man herrschen. Kunst ist auch Herrentum. Wir fangen an zu zeichnen mit siebzehn, wenn wir küssen sollten. Und mit fünfzig verderben wir uns die schönste Zeichnung um ein Grübchen, das nicht mehr für uns lächelt. Alles ist verkehrt, verdreht, verquert. Wir werden als Greise geboren und fangen als alte Kerle an, nach der Mama zu schreien. Ach die Mama die hört nicht mehr. Die will dumme Augen und weiche Saugmündchen. Ganz recht hat sie, Mama Natur. In's Wasser mit den Wechselbälgen!"

. . . „Wenn Du mir doch wirklich zeigen wolltest!" sagte sie manchmal bittend. „Wenn es Dir doch nur mit irgend etwas wirklich Ernst wäre!"

Er sah sie fast wild an. „Du langweilst mich. Ich will nicht ernsthaft sein. Denkst Du ich halte hier Malschule? Was willst Du überhaupt von mir, Du?"

Sie versuchte gar nicht mehr. Vielleicht hatte er auch recht. Was wollte sie?

Eine lähmende, schlechte Hitze lag auf ihren Zusammenkünften. Sie sprachen beständig. Es war Befangenheit zwischen ihnen, etwas Verborgenes, das da auf der Lauer lag, mit glühenden Augen stierte. Dann kamen lange Pausen im Gespräch. Sie fühlte in sich wie ein Reißen und Zerren, eine ewige Ungleichheit der Stimmung, Aufruhr des Blutes, der sie rastlos und reizbar machte.

Sie war frivol. Sie führten sehr gemischte Unterhaltungen. Er genierte sich gar nicht mehr in seinen Ausdrücken, erzählte rüde Anekdoten. Vielleicht übertrieb er absichtlich. Sie litt. Aber sie lachte und redete. Alle Beide hatten heiße schwere Augen. Sie vermieden es, sich anzusehen. Immer, als ob sie bei Allem an etwas ganz Andres dächten. Aber sie sprachen, heiser, abgebrochen, geistreich. Sie sprachen wie betrunken.

Beim Nachhausegehen zögerten sie lange, sich zu trennen. Er begleitete sie: „Du kannst heut nicht allein gehn."

Ueberall begegneten sie Cocotten, zu Zweien oder mit ihren Begleitern, fade geschniegelte Zuhältertypen. Sie fand, daß die Leute sie merkwürdig ansahen.

„Jetzt bist Du mein Verhältnis," sagte er. „Mein kleines Mädchen."

Er hielt ihr die Thür auf. Er lächelte anzüglich. Sie wagte nicht ihn anzusehen.

„Heut Abend gehe ich noch mich amüsieren," sagte er. „Ich bin in der Stimmung."

Bei Lizzie war Hellbach. Sie kokettierte mit ihm. Sie war ganz anders wie sonst. Aber sehr anziehend, sprühend.

* * *

Digitized by Google

Die innere Zerrissenheit peinigte sie unsäglich.

Sie mußte gerade in dieser Zeit einige Male in Gesellschaft zu gehen, zu reichen Leuten, guten Familien, denen man sie empfohlen hatte. Zufällig sprach man da von Henri Reille: „Ein Wüstling, ein schlechter Mensch, der den Ruf der Frauen verdirbt. Solche Sorte gehörte eigentlich ins Zuchthaus."

Man erzählte auf häßliche, entstellende Weise seine Lebensgeschichte. Nur seine Kunst blieb unangetastet. Höchstens, daß er nie populär werden würde wie Delacroix oder Meissonier. „Das ist eben eine artistische Kunst" sagte ein junger Mann. Er trug eine riesige bauschende Mullkrawatte und schrieb Kunstkritiken für ein allerneustes, symbolistisches Blatt.

Einer behauptete, Michel Angelo wäre doch der Größte. Und der Esoteriker sagte: „Der Glaube fehlt eben. Sehen Sie Fra Angelico, van Eyck. „Er verbreitete sich über die Symbolistik der Farben, die er eben in Huysmans' „Kathedrale" nachgelesen hatte.

Dann sprachen sie über Huysmans', über Maupassant. „Die Kunst ist mörderisch. Sie fordert Hekatomben täglich." Er füllte seinen Teller zum dritten Mal von der Gänseleberpastete.

Eine junge Frau, die vor ihrer Ehe zwei Bände geschrieben hatte, um zu beweisen, daß Frauen auch Humor hätten, behauptete, daß heiraten das Einzig-Wahre sei, mit einem zärtlichen Blick auf ihren Mann, der dumm aussah. „Sie müssen auch heiraten, Fräulein Sehring. Heiraten Sie einen Baumeister."

„Oder einen Doktor," sagte eine andere jüngere Frau. Sie war eine Fleischerstochter aus der Provinz und er hatte sie wegen ihres Geldes genommen.

Der Esoteriker war gegen die Ehe. „Sie tötet das Künstlerische. Die sinnliche Unbefriedigtheit muß künstlich erhalten werden um das Brutfeuer abzugeben für die großen Kunstwerke. Sehen Sie Michel Angelo, Shakespeare, Napoleon. Bismarck blieb nur Bismarck und wurde nicht Deutscher Kaiser, weil er gut verheiratet war. Die Frau tötet."

„Und die Frau mit ihren Kindern?" schrie die dicke Severine. „Sie wird preisgegeben. Sie zahlt die Zeche."

„Oh wenn man ein Kind gebären kann! Ein solches Vorrecht! Ich möchte Mutter sein," sagte der Esoteriker. Er hatte entschieden den Vogel abgeschossen und konnte nicht mehr übertrumpft werden.

„Diese Leute müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Man sollte die Polizei dahintersetzen," sagte der Senatsrat im Hintergrund.

Wie diese Menschen sie anwiderten!

Zwei Frauen gingen vor ihr her. Sie schienen dem niedern Bürgerstand anzugehören und sprachen sehr laut. „Nein, weißt Du," sagte die Eine. „Alles könnte ich verzeihen. Aber Hochachtung müßte ich vor ihm haben. Hochachtung! . ."

Am andern Tag begegnete sie Hellbach. Sie sprachen von Henri Reille.

„Er könnte noch große Dinge thun." sagte Eva. „Er ist ein Genie."

„Aber er ist krank. Er ist ein kranker Mann."

Sie haßte ihn um seine Gesundheit, die kalte, wissenschaftliche Bestimmtheit, mit der er das sagte. Krank. Er mußte es ja wissen. Ein kranker

Digitized by Google

Mann! Das ist weniger wie ein Kind. Eine überholte Maschine, ein Trümmerstück, das man wegräumt.

Man ekelt sich vor Kranken. Sie riechen nach Leichen.

* * *

Um einen Ruhepunkt zu finden, besuchte sie Bernheimers.

Madame Bréaud war sehr elend. Man sah die Bleisäcke der Müdigkeit unter ihren Augen. Trotzdem war Zugluft im Atelier. Alle Fenster und Thüren standen geöffnet. Vom Boden stieg Feuchtigkeit. Auf einem winzigen Eisenöfchen schmorte ein mit Rotwein und Oliven gewürztes Fleischgericht.

Sie wollte nichts geändert haben: „Er will es so. Er ist so eigen darin. Wir sind auch zu arm. Diese Wohnung hier ist sehr billig. Es ist sehr traurig für Monsieur Bernheimer, daß er nicht besser wohnen kann. — Sonst sind wir jedes Jahr nach meiner Heimat, in die Bourgogne gegangen. Er muß dies Jahr auch gehn. Er wird mit Alice gehen."

„Es ist schrecklich für ihn, daß ich so gefesselt bin. Er ist so gut, so rücksichtsvoll."

Sie sprach von Jacques, seiner Auffassung, seinem Talent: „Monsieur Reille erkennt ihn an. Er ist unser bester Freund. Er hat uns immer unterstützt, wenn es uns sehr schlecht ging. Ich weiß nicht wie wir durchgekommen wären ohne ihn. Oh er hat ein großes Herz!

„Dieser Mann hat Takt. Es kränkt nicht von ihm anzunehmen wie von sogenannten guten, barmherzigen Leuten. — Es ist sonderbar, daß die Barmherzigkeit so weh thut."

Aber sie kam auf Jacques zurück. „Jacques ist zu fein. Er hat keinen praktischen Sinn, keinen Ehrgeiz. Er ist nur Künstler. Künstler sind wie die kleinen Kinder. Sie müssen eine Kinderfrau haben. Ich bin Mr. Bernheimer's Kinderfrau."

Lachen draußen vom Hof wurde hörbar. „Das ist Alice. Sie neckt sich mit den Tauben. Sie ist so heiter. Er liebt das."

Die Beiden erschienen. Bernheimer sah ordentlich **smart** aus. Alice hatte ihn einen neuen Hut kaufen lassen. Er trug ein helles Sommerjackett statt der ewigen braunen durchfeuchten Atelierjoppe. Er gefiel sich darin. Er blähte sich ordentlich und stolzierte wie ein Kind.

Sofort war der ganze Raum voll Lärm. Es wurde Essen gemacht. Bernheimer entkorkte eine staubige Flasche: Aus der Heimat. Alle vier Trinkgläser waren von verschiedner Form und Größe. Die Suppenterrine besaß keinen Henkel. Das Ragout war gut. Frau Bréaud erwies sich als eine ausgezeichnete Köchin. Den Kaffee bereitete der Bildhauer selbst: **à la Turque**. Das war das Einzige was er konnte.

Der ungewohnt starke Wein hatte ihn animiert. Es bedurfte wohl bei diesem kindlich naiven Menschen überhaupt nicht viel. Er redete Alice beinah in den Mund. Seine Finger suchten sie oft, ihre Taille, ihre Brust, wie unbewußt, kleine Jungensfinger.

Diese Person war garnicht schlecht, sehr gutmütig, nur lebenslustig. Sie machten Projekte für ihre Reise in die Bourgogne. Sie würden als Bruder und Schwester auftreten: Monsieur Jacques Bernheimer, **le célèbre sculpteur** und seine **Dame de Compagnie**.

Digitized by Google

Joséphine Bréaud lächelte. Irgendwie kam die Rede darauf, daß ihre älteste Tochter sich in diesen Tagen verheiratet hatte. Alice schimpfte. — Man hatte ihr keinerlei Nachricht gegeben. Die Mutter war wohl ein schwerer Hinderungsgrund zu einer guten Heirat für das Mädchen gewesen. Einen Moment beschatteten sich ihre Züge, aber die Augen blieben in ihrem schimmernden, zärtlichen Glanz: „Mein armes, kleines Mädchen. Ich bin ja doch bei ihr. Ich bin immer mit ihr. — Sie sagen, sie ist sehr hübsch und sehr klug geworden. Sie haben mich vergessen. -- Man vergißt eine Mutter nicht."

Bernheimer zeigte Eva eine Büste seiner Frau, von ihm selbst modelliert. Sie mußte sehr schön gewesen sein. Das prachtvolle wellige Haar fiel auf.

Sie rührte scherzhaft an ihren Scheitel. „Ich hatte so schöne Haare. Das ist Alles was übrig geblieben ist."

„Sie waren wie Sonne" sagte er mit Überzeugung.

„Wie gewöhnlich sie ist," dachte Eva von der Boucher. „Die reine Konfektioneuse."

Das Girrende, Aufgelöste, Begehrliche dieses Weibes war ihr zuwider. Sie war sehr eng geschnürt, daß ihre Brust beinah das Korsett sprengte. Man sah die drallen Hüften, das Schenkelspiel wie bei einer aufgefütterten Preisstute.

Und dieser feine, innerlich keusche Mann, der Künstler, der die große Leidenschaft gekannt hatte, das reine Feuer, das Ideal.

Sie fing den Ausdruck in Joséphine Bréaud's Augen auf. Ein Lächeln. — „Kinder" — sagte dieses Lächeln. „Woran denkst Du?"

„Sie sind schön," sagte das Mädchen plötzlich. „Sie sind noch viel schöner als in der Büste."

Sie sagte es beinah heftig. Alle sahen die Frau an.

„Ja, ja, sie ist wohl schön," murmelte Bernheimer.

Alice Boucher überhäufte die Freundin mit Liebkosungen. „Du mußt Dich zu Bett legen, Liebchen. Komm! Ich bringe Dich in Nunu" . . .

Das war in der That das Praktische.

Bernheimer brachte Eva an die Tramway. „Das ist eine Frau," sagte er. „Man muß nobler denken in ihrer Gegenwart. Ich hätte ja längst kleinbeigegeben, irgend so'n Nymphchen oder Nixchen mit verrenkten Gliedern, was den alten Herrn gefällt. Neulich hat Einer den Akt einer Schwangeren ausgestellt, nur um Sensation zu machen. — Wenn sie es nur anguckt, dann zerschlag ich's. Ich bin nicht viel wert. Aber sie ist das Beste von mir."

Sie fand Lizzie faul vor ihrer Staffelei mit Finger, dem großen salz- und pfeffergepunkteten Kater. „Soll ich meiner Maid of Astolat nun ein rotes Kleid anziehn oder ein gelbes. Ich glaube gelb ist noch suggestiver. Gelb ist so artistisch."

* * *

Sie fühlte sich unruhig, aufgeregt. Und sie war schlecht.

In ihr saß etwas wie ein böses Tier. Es riß und fauchte. Sein heißer Atem drang bis in ihre Träume.

Sie schlief schlecht, mit wildem Auffahren, Unterbrechungen.

Und wüste Träume quälten sie. Immer war es Henri Reille, der sie

Digitized by Google

beleidigte, entehrte, ängstigte. Sie wollte sich verteidigen gegen ihn und sie war seine Sklavin, die weiße Hündin zu seinen Füßen, die er unter der scharfen Schnippe seiner Reitpeitsche hielt.

Oft schrie sie auf, mitten in der Nacht und tastetete nach dem Amulet auf ihrem Busen. Es war da, in einem seltsamen kupfrigen Glanze leuchtend mit feinen kabbalistischen Zeichen und Verschlingungen. Sie hatte Lust es fortzuwerfen. Es war als ob es ihr die Haut verbrannte. Dann küßte sie es. Sie drückte sich die kleinen scharfen Spitzen tief in's Fleisch, daß es blutete. Und sie weinte. Sie weinte Stunden und Stunden.

„Aber Du bist schlecht. Du bist schlecht," sagte sie oft wie ganz erschrocken.

Sein Aeußeres selbst war verändert. Er hatte Tigerflammen in den Augen. Sein Mund kniff sich verächtlich. Und immer wanderte er auf und ab, auf und ab in dem hellen, sommerheißen Zimmer, das sie erstickte und blendete wie ein metallener Käfig.

Er peinigte sie bis aufs Blut. Er erzählte ihr schauderhafte Sachen. Geschichten aus der großen Welt, die aus der Leidenschaft einen Luxusartikel macht, ein erlaubtes Amüsement, um sich zu kitzeln, sich Genüsse zu verschaffen. Was waren sie für Geschöpfe alle diese Frauen und Mädchen, große Damen and Klosterzöglinge, die das mitnahmen, wie ein extra pikantes Liqueur, einen Spaziergang für die Constitution?

Das war Paris. Paris, das sie nicht kannte, das sie erschreckte und abstieß, eine Vision von spitzenbesetzten Höschen, seidnen knisternden Röckchen, schwarzen, zierlichen Trikotbeinchen, im tollen Cancan alle Illusionen von Gefühl und Treue forttanzend, fortspottend, fortlachend. Die Stadt der Lüsternheit, der pikanten Vergnügungen. Der perversen Frivolität, sich aufrichtend, wie eine diabolische Verkörperung, ein Plakat von Chéret, eine Teufelei von Rops, mit frechen, herausfordernden Gliedern und grimassierenden Lippen. Die Kokotte die ihr zuschrie: Die Liebe bin ich. Ich bin es die regiert. Die wirklich ist. Die lebt. Die Andre, das ist die Maske, die Lüge, der Kinderspott.

Er wurde brutal in seinen Liebkosungen, behandelte sie als Dirne, mit rüden Launen eines Paschas. Manchmal trank er schwere Weine den ganzen Abend und zwang sie mitzutrinken. Es machte ihm Vergnügen sie zu verletzen durch niedrige Ausdrücke, Cruditäten. Sie wußte, daß er die Nacht noch in irgend ein gemeines Café ging. Wahrscheinlich hatte er Geliebte außer ihr. Er hatte Frauen alle Tage.

Manchmal haßte sie ihn. Eine Lust sich auf ihn zu stürzen, ihm in's Gesicht zu schlagen überkam sie. „Du machst mich gemein . . gemein." Sie fand ihn häßlich, abstoßend, etwas das befleckte, verpestete.

Hysterische Anfälle von Jungfräulichkeit, der Pubertät schüttelten sie. Der Mann war das Ungeheuer. Der Feind. Das Tier. Sein Blick beleidigte. Sein Begehren entehrte. In einem großen Schlammpfuhl wälzte sich die Welt, Männer und Weiber. Bestien Alle!

Hundertmal nahm sie sich vor nicht wieder hinzukommen. Sie wollte arbeiten. Sie wollte nach Deutschland zurück. Deutschland erschien ihr wie ein Asyl, eine Hochburg des Friedens und der Wohlanständigkeit. Sie weinte des Abends vor Sehnsucht nach Deutschland, kleinen, dicken Wollstrümpfen, die sie im Stift getragen. Weihnachten, die Tante mit Wildenbruch und der Heimburg . . . . .

Aber sie kam zu ihm zurück. In ihr ganz in der Tiefe, halb zertreten und jeden Tag von Neuem, lebte eine Hoffnung, der Glaube an ihn, diese

Digitized by Google

Liebe, die so schön und selig gewesen war, den einen Tag, einen einzigen kurzen Sommertag lang.

Bei dem geringsten freundlichen oder weichen Wort, einer Liebkosung seiner Hand war sie wieder da. Sie brach in Thränen aus. Sie warf die Arme um seinen Hals: „Sei doch gut. Sei doch gut zu mir!“

Und er ließ sie so weinen, nur ganz sacht ihre Haare küssend, diesen großen Schmerz streichelnd, der sie schüttelte.

Das waren kleine Oasen in der Wüste. Etwas stieß sie vorwärts, ruhlos, unbarmherzig, durch steinige Oede mit brennenden Füßen und verwüstetem Hirn. Sie wußte nicht mehr wohin sie ging. In ihr war rotglühendes Feuer und der Samum blies Höllenatem in ihren Nacken.

Sie wagte nicht mehr ihn anzusehen. Vor Blicken der Menschen fielen ihre Augen, schielend, rötlich, wie Augen tückischer Wölfe. Zu Hause warf sie sich auf's Sofa und riegelte die Thür zu. Ihre ganze Haut brannte und prickelte wie mißhandelt von tausend Nadelstichen. Dumpfes Feuer kohlte unter ihrem Schädeldach. Vor ihren Augen waren rote Meere. Sie konnte nicht arbeiten. Sie kannte sich nicht mehr: Wer bist Du? Wer bist Du? Was wird gemacht werden aus Dir?

Sie ertappte sich, daß sie häßliche Nebenbedeutungen suchte, über Büchern träumte, die ihr sonst unschuldig und sachlich erschienen waren.

Sie sah den ekelhaften Brunst in den Straßen. Man sah sie selber an. Selbst die Vorwürfe ihrer Kunst erschienen ihr unheilig, ein unedler Duft in den weiten Sälen der Museen, lascives Lächeln auf Marmorgesichtern, die hoch und ernst gestanden.

Draußen, ein beständiges Strömen und Hasten, der Zusammenfluß von Fremden aller Länder, den die Hochsaison, die Semaine hippique in Chantilly und der Grand-Prix herbeilockt. Den ganzen Tag rollten die Equipagen. Eine erhöhte Buntheit und Intensität des Lebens, die die Pulse der Riesenstadt in Furioso schlagen machte.

Das große Leben forderte sie, furchtbar, triumphierend, — die Arbeiterin, die Träumerin, — dies konzentrierte, heiße Leben der Millionenstadt, aus allen Poren schwitzend in der Hochsommerglut, das Ströme von Menschen entsandte nach allen Richtungen in Bahnzügen und Wagen wie enorme kriechende Schlangen die Straßen betupfend mit den hellen Tönen der Frauentoiletten, verlockendem Fleisch, Augen, die einluden. . . Unter einem Himmel, der niemals dunkel wurde, neu aufleuchtete zur Nacht mit Milliarden Sternen, lüsternem Mondschein über Jasmingebüschen, strengduftenden Geranienparterres.

Aus allen Nachtcafés klangen freche, schlüpfrige Weisen. Tausend elektrische Lämpchen glühten in Bogen, in Ketten, in langen, fliehenden Reihen. Paris sang und liebte. Lieder der Gasse und Lieben einer Sommernacht.

Paris amüsierte sich.

Er war unerträglich spöttisch. Er verhöhnte sie mit ihrer Sentimentalität, den ewigen Thränen: „Wenn ich Dir das Blaue vom Himmel runterlöge, hätte ich Dich gleich! Soll ich sagen, ich will mich erschießen? Ich bin das unglücklichste, betrogenste, unschuldigste Opferlamm von der Welt. Soll ich einen Kniefall thun? Wie es in billigen Romanen für schöngeistige Nähmädchen steht? C'est dégoûtant.“

Sie saß schweigend, der Zorn bohrte und fraß in ihr, ein dumpfer, tötlicher Haß gegen ihn, der sie quälte.

Digitized by Google

„Jetzt muckscht Du, das ist unerträglich. Höre. Soll ich ausgehen? Soll ich Rose rufen?“

Er kannte ihre Eifersucht auf Rose. Die Kleine umschlich sie wie eine Katze.

„Ich hasse Dich. Ich hasse Dich. Du bist ein schlechter Mensch.“

Er lachte laut auf: „Warum bist Du denn zu mir gekommen. Sollten wir etwa Psalmen zusammen lesen? Und Alles Redensarten von Deiner Liebe und Aufopferung! Du bist überhaupt gar nicht unschuldig. Du warst es nie. Ich weiß doch auch wie Ihr gemacht seid in Euren Pensionaten und Klöstern, mit zärtlichen Brüdern nnd Vettern. Dieser Fritz! der Dich nackt gehabt hat! Nachher in den Ateliers. Das ist nur der Vorwand. Dabei schnuppert man so daran herum und läßt sich anschnuppern. die braven Lehrer und Kollegen! Wer weiß was Ihr da zusammenanstellt, Du und Lizzie! Das ist auch die Rechte mit ihrer Milchkuhgefräßigkeit, ihren dicken Hüften! Und dieser Hellbach. Ein Heimlicher, der da! da glauben nur noch die Dummen dran, an Eure Reinheit. Ich bin nicht dumm. Ich bin klug geworden. Ich bin in die gute Schule gegangen bei Euch. Ich kann die Lügerei und Anstellerei nicht leiden. Man will oder man will nicht.“

„Lieber den gemeinsten Kerl von der Straße! Lieber ein Tier als Dich.“

Sie hatte es atemlos herausgestoßen. Ihr ganzer Körper zuckte und zitterte. Kalte Ströme von Haß durchfluteten sie und machten sie bäumend in den Hüften, wie ein Pferd, das ausschlägt.

Sie standen sich gegenüber mit knirschenden Zähnen, der Mann und das Weib-Bestie.

„Ich werde Dich schlagen,“ drohte er, seine Fäuste krampfend.

Aber sie war hart: „Das ist das Richtige, das fehlt. Alles habe ich Dir gegeben. Meine besten Gefühle. Meine Seele ganz! In die Pfütze geworfen! Durch den Kot gezerrt! Beschimpfe mich! Schlage mich! Du kannst nicht mehr thun, als Du mir schon angethan hast. Ach Du . . Du . . .“

Sie wußte nicht mehr was sie sagte. Sie wandte seine eignen Waffen gegen ihn. Was er ihr erzählt hatte in den guten, vertrauten Stunden. Was sie in den Gesellschaften über ihn gehört, Gemeinheiten, Kleinheiten, Lügen.

Die Worte stürzten von ihren Lippen ohne ihr Zuthun. Vergiftet, geradeaus zielend, wie mörderische Pfeile aus nächster Nähe, von Brust zu Brust. Ein Wühlen im Weichen, in Blut und Eingeweiden, das ihr Metzgergefühle gab, abscheuliche Lippenverzerrungen, zerschneidendes Lachen.

Er war zurückgetreten. Er sah sie mit wilden, verwirrten Augen an. Er taumelte. Hinter seiner Stirn gingen die Gedanken wie in einem wirbelnden Kreise. Einmal stöhnte er auf, wie ein getroffenes wildes Tier. „Du weißt nicht was Du thust, Du tötest mich!“ „Du bist roh! roh!“

Aber sie wollte roh sein. Sie wollte töten: „Wenn ich jetzt ein Messer hätte würde ich es Dir in's Herz stoßen. Ich würde Dich töten und würde lachen. Wenn Du jetzt tot vor mir niederstürztest, lachte ich. Ich lachte! Ich lachte!“ . . . . . .

„Das Einzige wäre ich nähme Dich jetzt und schändete Dich wie die gemeinste Straßendirne, die Du bist. Schlange Du! Reptil! Reptil!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren nahe am Mord Beide, diesen Augenblick.

Sie warf ihren Mantel um mit fliegenden Händen. Sie ließ die Thür weit offen stehen. Sie floh.

Digitized by Google

Sie nahm eine Droschke nach dem Hospital Lariboisière. Der Kutscher war ein junger Mensch und sah sie sonderbar an. Ein Herr im gelben Ueberzieher postierte sich neben sie beim Einsteigen. Hätte er sie angeredet, wäre sie mit ihm gegangen. Sie hätte sich von ihm nehmen lassen ohne zu fragen, wie eine Dirne von der Straße.

Sie gab dem Kutscher die Adresse: Hospital Lariboisière, Gare du Nord. Sie wußte nicht wie sie dazu kam. Sie wußte, daß Hellbach ihr mal gesagt hatte, daß er bis sieben Uhr Sprechstunde hätte.

Hellbach. Er war der Einzige, der ihr einfiel. Er wollte sie. Er war der Richtige. Mediziner. Ein Mann.

Sie entsann sich eines Kollegen, eines lächelnden, süßlichen Herrn, der ihr oft angeboten hatte mit ihr spazieren zu gehen. Sie sollte ihn besuchen in seinem Atelier. Man könnte den Abend zusammen verbringen.

Man müßte Erklärungen machen. Er würde sich einbilden, daß sie ihn liebte. Die öden Redensarten von Seele und Geistesgemeinschaft würden sich wiederholen.

Sie mußte ein paar Minuten warten im Sprechzimmer des Krankenhauses. Die Atmosphäre ernüchterte sie etwas. Schwestern in blau- und weißgestreiften Baumwollkleidern gingen ab und zu. Auf den Tischen und Schränken standen seltsame, komplizierte Apparate. Abbildungen hingen da von Rückenverkrümmungen, zerlegten, menschlichen Füßen. Man trat leicht auf. Alles war reinlich, kahl, häßlich. Ein scharfer Jodoformgeruch drang aus den Korridoren.

Dann kam er. Er schien eilig, mitten in einer wichtigen Arbeit unterbrochen. Er hatte sich eben die Hände gewaschen, war aber in seiner weißen, leinenen Jacke. Sie fühlte den forschenden Blick seiner klugen, schwarzen Augen. Sie mußte wohl auch sonderbar aussehen. „Womit kann ich Ihnen dienen, Fräulein Eva?“

„Ich, ich bin krank . .“ stammelte sie. „Mein Herz . . Es schlägt nicht mehr. Es thut weh.“

Sie sprach wie unter einer großen Beängstigung. Dabei wurde sie dunkelrot, daß sie log. Er dachte vielleicht an einen Krampf, irgend ein Erschrecken, wie es bei nervösen Menschen vorkommt, zumal solchen, die nie krank gewesen sind.

„Darf ich bitten,“ sagte er einfach.

Er war ganz bei seinem Beruf. Sie knöpfte die Taille auf, öffnete das Korsett, während er wie geflissentlich wegsah, sich an seinen Instrumenten beschäftigte.

Sie beobachtete ihn sehr scharf mit glühenden Pupillen. Ihre Lippen waren heiß und trocken wie Pergament, während ihre Hände sich eisig feuchteten. Sie atmete sehr schwer mit schmerzhaftem, mühsamem Schlucken . . . Eine Röte war in seinen Hals gestiegen. Der Stahl klirrte unter seinen Händen.

Einen Moment trafen sich ihre Augen . . ..

Plötzlich brach sie in Thränen aus. Ihre Arme fielen wie leblos. Ein Weinkrampf hielt sie gepackt. Ihr ganzer Körper zuckte, wand sich, kroch ineinander.

„Lassen Sie mich nach Hause. Ich will fort. Ich will zu Bett gehn.“

Er half ihr schweigend mit ihren derangierten Sachen. Er sah sie nicht an. Er öffnete die Thür vor ihr. Draußen wartete noch die Droschke, die sie gebracht hatte.

Digitized by Google

Sie kroch die Treppen hinauf. Die erste ging es. Die Andern stieg sie zusammengekrümmt, sich am Geländer anhaltend, wie eine ganz alte Frau.

Sie riß ihre Kleider ab. Sie versteckte sich tief in das Bett mit klappernden Zähnen. In ihren heißen Haaren, zwischen den Kissen, wo Niemand sie sah, lag sie wie in einem Sarge, ohne Gedanken, ohne zu fühlen, um nie wieder aufzustehen.

(Schluß folgt.)

Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1842 bis 1884.

Herausgegeben
von
Adelheid v. Schorn.

Franz Kugler an Henriette v. Schorn.

Berlin, 22. Febr. 42.

Sie schreiben mir, verehrteste Frau, ich würde es nicht glauben, — und gewiß! ich habe Ihren Brief gelesen und wieder und wieder gelesen, und dennoch sträubt sich mein Gemüth, das als wirklich zu denken, was nun doch so ist. Ich kann es noch nicht fassen, daß ein so edles, so reines Leben der Erde weggenommen ist. Ich bin einen Schmerz solcher Art noch nicht gewohnt; ich bin durch Ihren Trauerbrief so erschüttert worden, daß ich es nicht aussprechen kann. Immer schwebt mir seit gestern, seit ich Ihren Brief empfangen, sein Bild vor; sein gütiges, liebevolles Wesen, wie ich ihn zuerst vor zehn Jahren in München persönlich kennen lernte, und wie er sich dort meiner artistischen Studien annahm; sein freundlicher häuslicher Verkehr, wie ich Ihnen vor zwei Jahren in Weimar meinen Besuch machte; vor Allem aber der Adel seines literarischen und wissenschaftlichen Lebens. Als wir die Nachricht von Ottfried Müllers Tode empfangen hatten, da schrieb ich an Schorn, jetzt möge er doppelt sorgen, sich uns zu erhalten, da er nun der Einzige in Deutschland sei, der die Archäologie und die gesammte Kunstwissenschaft auf eine wirklich humane Weise betreibe. Und so war es in der That; aber nun ist uns auch dieser Letzte entrissen! Wir haben viele Namen und einer oder der andere

Digitized by Google

mag noch für berühmter gelten; wir haben viele Gelehrte, aber keiner hat das schönste, das am meisten fruchtbringende Ziel der Wissenschaft, das einer geläuterten Humanität erreicht, wie es bei Schorn der Fall war. Ich fürchte nicht, durch meine Klage Ihren Schmerz zu vermehren. Was ist doch nur der Verlust, der mich, der die Wissenschaft betroffen, gegen den Ihrigen! Ich bitte Sie nur, mir zu erlauben, daß ich an Ihrem Schmerz einen kleinen Antheil haben dürfe . . . Aufs Innigste hat mich die liebevolle Theilnahme des Verewigten für mich, die noch aus den Zeilen Ihres Briefes hervorleuchtet, gerührt; mögen auch Sie, verehrte Frau, mir einen Theil dieser Theilnahme erhalten und möge der Himmel Ihnen Kraft geben, Ihren Schmerz zu tragen.

Mit alter Ergebenheit

Der Ihrige

Franz Kugler.

Aufzeichnungen von Henriette v. Schorn nach den Erzählungen Bettina's.

Ueber Goethe: Sie glauben gar nicht, was das für eine edle Natur war, und wie viel größer noch und edler, als die Menschen ihn durch seine Geistesprodukte kennen. Mein Verhältnis zu ihm war so rein, ich hatte so keinen Begriff davon, daß es etwas gäbe, wofür man sich schämen müsse es zu thun, daß ich darum auch nie etwas sagte oder that, was nicht rein gewesen wäre, und Goethe hatte vor meiner Reinheit eine solche Ehrfurcht, eine solch' ehrerbietige Scheu, daß ich erst später, als man über ihn sprach, ihn tadelte wegen unseres Verhältnisses, erkannte, wie edel er gegen mich gehandelt.

Ueber Schleiermacher: Schleiermacher war auch ein herrlicher Mensch, aber wegen seiner Stellung stand er der Menschheit nicht so vielseitig nahe wie Goethe. Er mußte seines Kleides halber seine Großartigkeit oft einengen. Ich durfte ihm alles sagen und er hat mir einmal gesagt: „Du bist ebenso klug wie Plato, aber noch viel gescheuter." Ich war sehr stolz auf seinen Beifall und liebte ihn sehr. Wenn mich bisweilen die Leute nicht verstanden, so hatte ich einen rechten Triumph, ihnen sagen zu können: „Geht nur hin und verkehrt Ihr mit Euren Pappendeckel-Gesellschaften. Ihr dürft dem Schleiermacher doch nicht alles sagen, was ich ihm sage und was ihm Alles so wohl gefällt." Einmal in einer Antikensammlung traten wir vor die große Büste des Jupiter hin und ich sagte: „Siehst Du, Schleiermacher, ich kann es nicht überwinden, daß die schönen Götter alle, und besonders der Jupiter, so in die Rumpelkammer geworfen sind; — ich will den Jupiter taufen." — Und ich that so, als taufte ich ihn; das war nicht mein Scherz und der Schleiermacher nahm es auch nicht so, denn er wurde ganz wehmüthig. So etwas durfte ich freilich Niemandem sagen, der mich nicht verstand.

Ueber das junge Deutschland: Ich liebe das junge Deutschland nicht; es hat es auch nicht um mich verdient, denn ich bin tüchtig von den Herren hergenommen worden, und Schleiermacher noch mehr; aber ich kann es nicht leiden, wenn man irgend einer Kraft, die sich zu entwickeln strebt, den Stab bricht. Denn es ist etwas so Schönes um die Kraft, die sich heraus arbeitet; und ich glaube gewiß, daß in jedem menschlichen Körper, den Gott

Digitized by Google

für würdig geachtet hat zu bilden, sich auch in irgend einem Verhältnis — in größerem oder kleinerem Maaß — eine Kraft entwickeln kann.

Gutzkow, der so sehr gegen Schleiermacher geschrieben, ja sogar seine Lucindischen Briefe wieder hervorgeholt hatte, um ihn zu demüthigen, kam auf seiner Durchreise zu mir. Ich nahm ihn an — obgleich ich im Schlafrock war — damit er nicht dächte, ich wollte ihn abweisen. Das sagte ich ihm, und er freute sich: „daß ich nicht so beharrlich wie seine übrigen Gegner in meinem Haß gegen ihn sei." Ich hielt ihm sein Unrecht so vor, daß er ganz erschüttert war, und sagte ihm, daß Schleiermacher allerdings die Briefe geschrieben, daß er aber darauf erst der edle vortreffliche Mensch geworden sei, als den ich ihn gekannt, und daß er selbst (Gutzkow) wissen müsse, daß das Urtheil der Menge und das Sichtbare nicht immer den eigentlichen Werth begründe. Er schied gerührt und erfreut von mir, und seine nachherigen Schriften haben mir bewiesen, daß ich nicht erfolglos gesprochen. —

Savigny tadelte mich hart, daß ich einen so verworfenen Menschen aufnehmen konnte; ich sagte ihm aber: „Savigny, wir haben Zaubermittel in uns, die wohlthätig auf Andere wirken können — die Güte, die sich ganz vergißt, um Andern wohlzuthun, ist eines derselben; ich habe mein Zaubermittel gebraucht, vielleicht hilft es. Nennen Sie das Unrecht?"

Ueber Carl August: Ich war einst mit dem Großherzog an das „Römische Haus" (im weimarischen Park) gegangen, da kamen eine Menge Papageyen und andere Vögel auf ihn zugeflogen und machten schrecklichen Lärm. Da sagte der Großherzog: „Meine Hofherren könnten von den Thieren lernen: diese wollen, daß ich ihnen Nüsse knacke, das sagen sie mir auf ihre Art und gerade heraus. — Wenn Jene Nüsse geknackt haben wollen, da erfahre ich es auf einer Menge von Umwegen und Winkelzügen und muß es auch thun; da ist es doch viel besser, es zu sagen wie die Vögel: gerade heraus."

Berthold Auerbach an Henriette von Schorn.

Ich glaube nicht zu irren, verehrte Freundin, wenn ich mir denke, daß es Ihnen gleiche Freude macht, einen Brief von mir zu bekommen, als ich solchen gerne an Sie schreibe. Zu meinem Bedauern waren Sie bei meinem letzten Besuche abwesend, aber die Grüße, die mir noch in diesen Tagen Freund Sauppe brachte, zeigen mir, daß ich unvergessen bei Ihnen bin.

Die Veranlassung meines heutigen Schreibens ist nicht nur, Ihnen das Frühling-erquickte Wohl meines Hauses mitzuteilen, sondern auch noch ein anderes Wohl zu fördern. Und hier weiß ich wiederum, daß wir dieselbe freudige Empfindung teilen, die im Bemühen für andere schon den Lohn in sich trägt. Ich gehe also sogleich zur Sache:

Otto Ludwig aus Eisfeld in Meiningen ist Ihnen gewiß als Dichter des „Erbförsters" und der „Makkabäer" bekannt. Ich lebe hier viel mit Otto Ludwig (der leider durch körperliche Uebel fast immer an das Haus gebannt ist), ich schätze ihn nicht nur als eine dichterische Kraft, ich halte ihn für den einzigen echt dramatischen Dichter der Gegenwart, — auch seine rechtschaffene, edle Natur, die ganz eins ist mit seinen höchsten Intentionen und Alles aus einer in sich einigen festen Kernhaftigkeit erwachsen läßt — macht mir ihn zu einem der liebsten Menschen, und die mit ihm verlebten Stunden werden unmittelbar und nachwirkend Stunden des reinsten Menschenverkehrs.

Digitized by Google

Ich möchte nun aber auch etwas thun, um ihm eine gesicherte äußere Existenz zu bereiten. Er hat wohl ein kleines Besitztum, aber bei einer dichterischen Thätigkeit, die nicht auf das Tagesinteresse spekuliert, und wo die äußerlich erscheinende Produktion eine weit größere innerliche zur Grundlage hat — da will es sich in unseren deutschen Verhältnissen nicht geben, eine Familienexistenz mit Frau und zwei Kindern sicher zu stellen. Sich noch größerer Einschränkung unterwerfen, oder sein reines Schaffen zur Marktindustrie zu verwandeln, beides wäre traurig genug.

Nun erscheint in diesen Tagen im Druck das Trauerspiel „Die Makkabäer" mit einer Widmung an den Herzog von Meiningen. Und nun beginnt meine Bitte an Sie. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Otto Ludwig keine Ahnung davon hat, daß ich irgend etwas derartiges für ihn vorhabe, nach seiner bescheidenen und keuschen Weise wäre es ihm schon schwer, daß sich ein anderer für ihn verwendet. Darum wollen wir beide, Sie und ich, die Sache für uns abmachen, froh in dem Gedanken, einen das Höchste verdienenden Menschen, so weit es in unsere Kraft gegeben, durch Handreichung gestützt zu haben. Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie die entsprechende Bekanntschaft am Meiningischen Hofe haben. Suchen Sie also auf dem Ihnen am besten dünkenden Wege zu veranlassen, daß der Herzog dem Dichter ein Jahresgehalt von einigen hundert Thalern stipuliere. Ich überlasse es Ihnen, dies betreffenden Ortes noch mit allgemeinen Gründen zu motivieren. Der König von Bayern unterstützt jetzt junge Dichterkräfte, von denen sich keiner auch nur entfernt mit Otto Ludwig messen kann, durch Jahresgehalte. Der Herzog von Meiningen würde durch das, was er an Otto Ludwig thut, sich nicht nur den Dank aller Freunde des wahrhaft Schönen im ganzen Vaterlande verdienen, sondern auch einem Landeskinde sich fördernd erweisen, wie er das bei den früheren musikalischen Studien Otto Ludwigs gethan.

Haben Sie, verehrte Freundin, die bezügliche Gelegenheit, das Besprochene zu veranlassen, so thun Sie es ja recht bald und mit der ganzen Kraft Ihres Wohlwollens.

. . . . . .

Berthold Auerbach.

Dresden, am 1. Maimorgen, 1854.

Friedrich Rückert an Henriette v. Schorn.

Sie haben mir, gnädige Frau, mit Ihrem Geschenk eine große Freude und Ueberraschung gemacht. Kaum sah aus dem aufgerollten Blatt weniger als die Hälfte des Gesichtes heraus, als ich schon die lieben Züge meines alten Freundes, des Freiherrn Truchseß von der Bettenburg, des ersten Beschützers meiner Poesie, erkannte, noch ehe ich Ihren freundlichen Brief dazu gelesen hatte. Nun finde ich freilich, die Züge sollten weniger starr, mehr begeistert und belebt sein, kann mir aber diesen Mangel leicht erklären aus der Erloschenheit der äußeren Sinne des alten Herrn, nicht nur des Gesichtes, auch des Gehörs. Das muß natürlich dem Maler, der nur sieht, was da ist, etwas zugleich gespanntes und abgespanntes geben. Aber das Fehlende und das Verfehlte kann ich mir leicht hinzu und hinweg denken und das Bild ist mir eine köstliche Erfrischung ältester Erinnerungen, von denen mir erst dadurch recht zum Bewußtsein gekommen, wie lebhaft sie in mir

Digitized by Google

haften. Ich bin im Geist auf der Bettenburg, wo Sie ja wohl auch waren, und mache von dort, auch in Gedanken, den Weg rechts von den Faßbergen bis gegen die Rhönberge hin, nach dem Nordheim, das Sie zu Ihrer Chiffer gemacht haben in einer Dorfgeschichte, an der mich das besonders anzog, wie geschickt und behutsam Sie ihr eine fränkisch mundartliche Färbung zu geben wußten. Ich höre leicht und angenehm aus Wendungen, Redensarten und Wortformen meinen eigenen, nur unbedeutend abweichenden Jugenddialekt heraus, wie ich selbst als Knabe sprach, da ich erwuchs in einem Dorfe, das vielleicht gerade halbwegs zwischen Bettenburg und Nordheim ist, in der Mundart und Volksart aber jedenfalls diesem näher als jener. Dieser unser fränkischer Dialekt ist vielleicht etwas weniger gemüthlich (eigentlich behaglich) als mancher schwäbische, aber weit behender, schlanker, graziöser. Auch ein wirkliches Knabenliedchen meiner ersten Bekanntschaft habe ich gefunden in dem seltsam genannten Persönchen auf der Weide, die ein Pfeifchen schneiden will. Diese Person heißt oder hieß bei mir ganz anders und ebenso seltsam „Annemirla, Pappenzirla", und hatte, „um ihr Pfeufle zu schneide" in der dritten Zeile „ä stumpfets Messerle" was humoristischer ist als Ihr „scharfes".

Nun nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche und völlig erreichte Intention, sowie der mir sonst schon so lieb gewordenen Abzeichnerin für ihre schöne Kunstbemühung. Ihnen aber noch besonders Dank für die Aufnahme, der Sie meine Tochter würdig gefunden haben. Mit vollkommener

Verehrung

Ihr ergebenster

Fr. Rückert.

Frau Carl Gutzkow an Adelheid v. Schorn.

Sachsenhausen, 20. 1. 79.

Haben Sie Dank, liebe Adelheid, für Ihre herzliche Teilnahme. Es thut ja immer so wohl, sich von treuen Freunden bemitleidet zu wissen, wenn wir unglücklich sind. Der Schmerz um den theuren, edlen Verstorbenen war so allgemein, daß wir in der ersten Zeit unseres Verlustes dessen mehr eingedenk wurden, was seine Anhänger, seine zahlreichen Verehrer in ihm verloren, und erst nachdem sich die Sturmfluth aufrichtiger Beileidsbezeugungen mehr gelegt, kommen wir so recht zu dem Bewußtsein, was uns in der Familie alles mit ihm verloren gegangen — gestorben ist.

Sie, liebe Adelheid, haben ihn auch in seiner guten Zeit gekannt, wo er noch wohl war und heiter und humoristisch sein konnte. Ach, und als später die schwarzen Wolken, die in Weimar allmälig über ihn heraufzogen, verschwunden waren, als er aus der Heilanstalt zurückkam, wie lieb und lebensfroh konnte er da sein! In den letzten Jahren freilich haben körperliche Leiden viel an seinem Humor gerüttelt, seine Stimmung verdüstert; aber der Trieb zu leben, gesund zu werden, war immer vorherrschend in ihm. Diesen Winter ward er viel geplagt durch ein Uebel, das äußerlich und, wie der Arzt meinte, ganz ungefährlich war. Indessen hatte sich gerade kurz vor seinem Ende eine ersichtliche Besserung eingestellt, was sehr wohlthuend auf seine Stimmung wirkte. Den Tag vor dem Unglücksfalle hatten wir alle unseren Spaß an den launigen Einfällen, die er hatte, sodaß ich noch sagte: heute ist aber unser Papachen, wie

Digitized by Google

wir es immer möchten, ganz mein liebes Alterchen! Wir trennten uns beim Zubettgehen mit Lachen und Necken und ich schlief ahnungslos bis zum andern Morgen, wo mich der brandige Geruch zu meinem Entsetzen wecken sollte. Er war verunglückt durch ein glimmendes Streichhölzchen, das er in seiner Blindheit auf dem rechten Auge nicht bemerkte, es war rechts von ihm in ein Federbett gefallen und richtete so, während er sich ahnungslos zu Bett legte, das Entsetzenerregende an! — Lassen Sie mich abbrechen — es zerreißt mir das Herz, wenn ich mir Alles wieder vorstelle, wie ich ihn fand und erst allmälig dahinter kam, daß keine Hoffnung auf Wiederbelebung mehr sei. — Mein armer, armer Dulder — so schnell war der Tod über ihn gekommen! — Er selbst hat es kaum empfunden. Für uns ist das Plötzliche und so unendlich Rührende ein Kummer fürs ganze Leben. Wer meinen lieben Mann nur sah, war ergriffen von dem verklärten, idealen Ausdruck, den die Todesruhe wie einen Heiligenschein um sein Haupt wob. ... „Mit innigem Gruß

Ihre

Bertha Gutzkow.

Heinrich v. Stein.

Aus Tagebüchern und Briefen.

Tagebuch: 14. 10. 73. Ich bin in diesen Wochen zur Klarheit durchgedrungen, was ich über Welt und Religion denke. Ich bin wieder mit mir selbst eins und fühle mich wohl, wie in der Zeit der Halbheit nie. Ich liebe das Christenthum, vor allem Jesu selbst. Ich kann mich herzlich auf die Weihnacht freuen und weiß doch, daß es nur ein Bild des wahren Gottes ist, dies Christenthum. Ja ich bin selbst Christ, als Unterthan der christlichen Moral; aber ich bin nicht mehr gezwungen, Männer wie Sokrates, Plato, ꝛc. bedauernd anzusehen wie — verzeih es ihnen der Himmel — tausend Theologen thun, die ihnen die Schuhriemen zu lösen nicht zum hundertsten Theil werth sind.

Anfang Januar 1874: Bei jeder neuen Besprechung, wie heute mit K., gehen mir immer wieder neue Vortrefflichkeiten, neue Tröstungen und Befriedigungen der vernünftigen Religion auf. Die Vernunft ist die Offenbarung Gottes auf der Erde! — Das Ganze ist Gott. Der schöne Name bedeutet nicht ihn selbst, sondern seinen schlecht bildlichen Ausdruck; besser ist seine Erscheinungsform, das Gute, vor allem bestehend in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Liebe, Gott ist die Liebe! — Vernunft und Moral sind wesentlich dasselbe, nämlich „göttlich". — Das Christenthum ist die moralische Reformation der Menschheit und darum ewig lebensfrisch. Das Ziel der Menschheit ist ein Durchdringen des Guten, eine Auflösung also in Gott. Ob das Ziel unendlich oder erreichbar, ist ganz gleichgültig, genug, daß es möglich ist. Ich wage nicht zu sagen: nun hab ich's. Hier möchte ich es fast sagen. Aber nein! Ich habe ein Leben, und ein kurzes Menschenleben ist nicht zu lang, um es ganz auf Erkenntniß und Durchdringen der wahren Religion zu verwenden. Geschichte, Philosophie, Theologie sollen meine Lehrerinnen sein. Wohlauf denn mit diesen Zielen ins neue Jahr hinein, welches in ein neues Leben führen soll. Und sagt mir Jemand: Du bist ein Egoist, nur an Dich

Digitized by Google

denkst Du und nicht wie Du Deinen Mitmenschen nützest, so antworte ich ihm: Was ist ein gutes Glied der Kette? „Welches in sich gut und fest ist." Weil ich eben das Bedürfniß zur Klarheit in mir fühle, so liegt auf diesem Wege für mich das Gutsein, auch das moralische. „Nur so nütze ich dem Ganzen, der Menschheit."

An August von Stein.

Juli 1874.

Du hast Heyse gelesen, da hast Du eine jener schönen stillen Stunden gehabt, wo man nur denkt und doch fast mehr fühlt als denkt, um das Wort zu nehmen: Faust: „Wenn dann in unsrer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, dann wirds in unsrer Seele helle, im Herzen das sich selber kennt" ꝛc. Genauer, schöner Ausdruck der lieblichen Einsamkeitsgefühle. — Als ich Heyse las, ist es mir genau ebenso gegangen . . . . . Ob die Wirkungen gleich verschieden sind, so steht doch fest, daß bei uns Beiden ein großes, schönes Gefühl erzeugt wurde, und dies unfehlbar durch den Roman. — Ich glaube, daß man Heyse zu viel tadelt weil man ihn zu wenig versteht. Ist denn die Lehre, die er vorbringt, die, daß alle Religion, alle Gottesbegriffe über den Haufen zu werfen seien?? — Zunächst ist ein nicht genug zu erhebender Vortheil, die eben so richtige als anziehende Vorstellung der religiösen Spaltungen von heute; es ist dabei ganz unerläßlich, daß Heyse als Romanschriftsteller und nicht Dogmatiker, die Ansichten darstellt und nicht beweist, es liegen darin die Grenzen seiner Wirksamkeit, denn er wird nie die schweren Fragen lösen. Wenn er sie aber nicht löst, so regt er wenigstens ihre Betrachtung an, das ist sehr viel. — Und was ist nun seine Lehre? Daß man ohne Religion, ohne persönlichen Gott auskommen könne. — Warum nun in das Wehgeschrei der Menge einstimmen, die in dem ganzen Satz nur das „ohne Religion" sieht und darauf losfährt! — Ich nehme meinen oben ausgesprochenen Satz auf, daß eine Friedensluft in diesem Buche weht, die uns Beiden schönste Stimmungen verliehen. Und wie das? Es drängt sich einem auf, nicht das „ohne Religion", sondern das „auskommen können" in dem Satze zu beobachten. Daß ichs anders sage: es ist die Lebenswahrheit und Lebensweisheit, die in diesem Buche unwiderstehlich anzieht. Es ist doch nun eine Thatsache, daß Tausende ohne Religion auskommen und vortrefflich leben. Wir dürfen ihnen sagen, daß sie die höchsten Freuden nicht kennen; aber lernen können wir von ihnen Lebensweisheit, wie sie Heyse uns bringt, wie sie uns bei ihm, wenn auch halb unbewußt, erquickt. — Und das erste was ich mir da von Heyse nehme, ist die souveraine Stellung allem Entgegengebrachten gegenüber, auch der Religion. Denn ich will nicht Christ sein, weil ich als solcher geboren bin, und ich glaube nicht an Gott, ehe ich nicht seine Existenz völlig erkannt habe.

Heidelberg, Ende Juni.

Tagebuch. Heute hatte ich endlich, was ich mir schon lange gewünscht, ein erschöpfendes, über $1^1/_2$ stündiges Gespräch mit Cuno Fischer. Wir gingen aus von der ausführlichen Besprechung der mir zweifelhaften Stellen in verschiedenen Schriftstellern, die mir vollständig geklärt wurden. Es ist auch wirklich unmöglich, diesen Mann nicht zu verstehen: Er sitzt vor mir,

Digitized by Google

das Auge fest auf mich gerichtet, dabei den Körper oft bewegend; seine Handbewegungen bleiben ihm auch hier eigen, auch ein Stückchen Pathos, welches sich manchmal außerordentlich steigerte. Vor allem aber hat er auch hier die vollkommen schlagende Manier, die man auf dem Katheder an ihm bewundert. Hier ist das Thema, hier Deutung, Erledigung, das geht Schlag auf Schlag; öfter hält er inne und verlangt Zustimmung. Auf die Frage geht er mit großer Bereitwilligkeit ein. — Was mich anbetrifft, so hält er es für gleichgültig, ob ich den theologischen oder den philosophischen Docenten ergreife; eine Vereinigung von Theologie oder Philosophie ist ihm auch Ideal, aber hier befriedigt er mich nicht ganz. — Sehe wieder in seiner Begründung die mir so oft entgegen getretene Thatsache, wie viel mehr Form und Leben in der Orthodoxie sei, als im Liberalismus. Kritik ohne Position sei auf der Kanzel im höchsten Grade verwerflich. Position aber eines neuen Glaubensbekenntnisses könne nur Sache einer großen religiösen Bewegung sein, zu der in unserer Zeit der Stoff noch nicht vorhanden.

Juli: Es ist unmöglich, daß Schopenhauer nicht den größten Einfluß auf mich haben sollte; er ist überaus klar und überzeugend .... Der Name „Gott" begründet sich unleugbar auf Optimismus. Hier glaube ich Schopenhauer seinen Pessimismus ganz einfach nicht. Es kann ganz unmöglich sein, daß wir zwecklos — und das wäre freudlos — existiren. Ist, wie Schopenhauer sagt, der Wille zum Leben unsere Entstehung, so ist eben die Erfüllung dieses Willens: Wonne! Und spricht er nicht selbst von der überschwenglichen Wonne der Wahrheit? Nun wohl, so haben wir Freude, denn wir haben Zwecke: Wahrheit und Schönheit; und wir sind nicht der Effekt einer unglückseligen Laune.

Später: Wenn denn ein Wille in Allem wirkt, wie dann die gänzliche Verschiedenheit der Individuen? — Ist diesem Zweifel schon Antwort geworden von philosophischer Seite? Oder muß ich ihn selbst beantworten? — Sollte er es sein, der mich in die christliche Vorsehungs- und Gottespersönlichkeits-Theorie zurücktreiben könnte? — Daß doch nirgends in meinem Wesen feste Sicherheit mir bedeutende Achtung vor mir einzuflößen im Stande ist — Wieder und wieder, ich denke und schreibe es mit Widerwillen, bin ich gleich einem schwankenden Rohr und bin muthlos ob der Anzahl so verschiedener und widersprechender Meinungen von allen Seiten. — Kant wird mich zum Theologen machen, meint Meyer; wird er das? — Theologie sei nöthig als Material zur Philosophie, schreibt mir Cuno Fischer — und wenn sich nun aber meine Stellung so unterscheidet, daß ich ohne Lüge gegen mich kein Interesse an der Theologie haben kann? Noch ist die Entscheidung nicht geschehen, noch halte ich ein theologisches Wirken mit philosophischen Ansichten für wohl möglich. Werde ich daran festhalten können? Und bei alledem habe ich eine gewisse Sicherheit und Zufriedenheit, daß es mir dennoch nicht so ganz mißlingen werde. Das läßt mein Gott, vermöge dessen ich also schaffen will, nicht zu, daß Wollen ohne Erfolg bleibe. —

Später: Ich erhalte von Cuno Fischer einen höchst wichtigen Brief, über den es gut sein wird, sich schlüssig zu machen. Er räth mir die Theologie abzuwerfen und Naturwissenschaft als Hauptsache der Philosophie zu betreiben. Wenn mir Jemand der mich einigermaßen kennt und mein Bestes will, überlegtermaßen zuruft: fort mit der Theologie; so ist wirklich mein erstes Gefühl das der Erleichterung von einer unheilvollen Last. Dieses Gefühl entscheidet, daß ich

Digitized by Google

mit vollem Herzen nicht mehr bei einer Sache bin, die doch in höherem Grade noch als andere Studien eine volle Herzenshingabe verlangt. Ich muß mich zwar dabei ausnehmend hüten, den augenblicklichen, nun auch krankhaft hervortretenden Widerwillen gegen die Collegien, mit dem gegen die in ihnen vorgetragenen Wissenschaften zu verwechseln. — Ich denke mich also einmal zu den Füßen eines geist- und gemüthvollen Lehrers, von ihm seine Theologie vernehmend, und was würde ich zu hören bekommen? Seine Auffassung des historisch gebotenen; abhängig davon die der Kirche in der Gegenwart anzuweisende Stellung — wo dann der Eine von kirchlichen Erneuerungen, der Andere vom tiefsten Verfall spricht. Und dann seine möglichst eigenthümliche, aber doch mit gutem Scheine philosophisch gestaltete und begründete Anschauung von Religion und Christenthum. — Es ist mir schon lange nicht mehr zweifelhaft, daß von alledem für mich nur das letzte einen Werth hat. Wie aber das? Vor einigen Tagen wurde es mir klar, daß ich gegen jeglichen mir von außen gebrachten Lösungsversuch des religiösen Zwistes in meinem Innern grundsätzlich mich auflehne, mich auflehnen muß. — So bliebe denn nichts von der Theologie? — Nein, rein nichts; mein Herz sagt nach dringendem Befragen laut und vernehmlich: die Theologie ist Dir schon lange nicht mehr Herzensangelegenheit, also ist sie Dir nichts. — Wenn ich der Theologie entschieden den Rücken kehre, fühle ich mich keineswegs in der Weise ins Rathlose hinausgewiesen, als sonst wohl bei ähnlichen Ueberlegungen. Denn als herzinnig geliebte Lenkerin steht mir entschieden, mich haltend, die Philosophie zur Seite. — In die Philosophie bin ich auch zu innig eingegangen, als daß das was ich von ihr geschmeckt, nicht dauernd mein sein sollte. — So denn muthig fort! — So wäre es denn heute anders geworden, ein wesentlicher Wendepunkt eingetreten. Zwar ohne jede Aeußerlichkeit, nicht einmal, was mir unlieb, Vater darf davon wissen; die Sache muß fertig vor ihn kommen. — Theologie studiert habe ich überhaupt nicht; daran läßt sich gar nichts ändern. Aber theologische Collegien habe ich gehört und jedes Hinweggehen über sie habe ich mit späterem Zurückkommen entschuldigt. Es wird dies nun gerade umgekehrt: Jedes theologische Colleg wird ein der Aeußerlichkeit gemachtes Zugeständniß sein. — Religion und Wissen, diese Einheit bleibt immer mein Leitstern; Kopf und Herz müssen zusammenklingen wenn es einen Accord geben soll.

An Marie von Stein.

Rom, 28. 3. 78.

Liebe Tante.

Die ewige Stadt hat den Reiz einer Heimath für suchende und schweifende Gemüther. Hier nämlich, wo das allerungemessenste Wollen der Cäsaren, wie das wohlabgemessene schöpferische Streben jener älteren Zeiten ihr Grab gefunden, und mir nun wieder Boden reichen Geschehens geworden, fühlt man sich seine Grenzen angewiesen in edelster, und mehr steigender als beschränkender Weise.

Ich bin in Rom zu Hause, und das ist es, womit ich sehr zufrieden bin. Denn ehe ein sogenannter Eindruck zum wirklichen Eindruck wird, d. h. sein echtes Gegenbild im Innern findet, braucht es regelmäßig ein gewohnteres vertrauteres Eingehen. Andrerseits jener freie Eindruck, der etwas unmittelbares hat, der der Natur, kann wirklich nicht zu oft wiederholt werden und hat auch

Digitized by Google

seine beträchtlichen Chancen durch das Wetter. Dieses nun hat den März hindurch einige unangenehme Seiten gehabt, und mir eine Erkältung hinterlassen, die man, wie ich höre, wenn einmal angenommen, in Rom nicht wieder los wird. Dahingegen ein reiner Tag, wo man durch die hochinteressanten Ruinen und ihre bedeutenden Formen ketzerisch nur immer wieder das Himmelsblau aufsucht, welches sich von keiner Umrahmung so rein und tief abhebt, als vom braungrauen Gemäuer; die Cypressen etwa ausgenommen, welche nicht durch Contrast, sondern durch eine höchst eigene Harmonie wirken: das Blau unseres Himmels und das Grün unserer Bäume ist eine andere Sache, und harmonirt nicht.

An das deutsche Grün und an das deutsche Heim denkt man doch um so lieber und treuer. Wenn der Blick, das Auge weiter und freier wird, so bleibt dieses dann haften, worauf der Blick am nachhaltigsten zu ruhen hat. Und wie schön nimmt sich das Haus, in welches dieser Brief kommt, unter all den römischen Palazzi aus. Nach Verabredung erhältst Du keine Beschreibung. Nur noch ein Wort von den Personen hier. Meine Hausgenossen im istituto archeologico germanico sind, mit Geduld und Maß, auch gesellig, nicht unbrauchbar. Frau Grunelius lädt mich fortgesetzt mit Leuten wie Gregorovius, Lindemann, Hase, Kirchenrath aus Jena ꝛc. zu Tische ein. Eine höchst lebhafte halbe Stunde kann man sich bei der alten Fürstin Wittgenstein holen. Bei Frl. v. Meysenbug lese ich jetzt „Dühring" vor und erkläre ihn, mir äußerst nützlich, sogar manchmal genußreich, hoffentlich den Damen auch. Am meisten habe ich nun aber doch noch von Paul Heyse gehabt, einem so liebenswürdigen und anhörbaren Menschen, als man sich nur denken kann. —

An August v. Stein.

Bayreuth, 1. 11. 79.

Höre denn vor allem, daß es sehr, sehr schön hier ist. Wagner ist viel großartiger und bedeutender, reicher in all seinen Gesprächen, als man vermuthet und als man mir gesagt hatte . . . . . Das freilich, was schließlich entscheiden muß, bleibt die eigene Arbeit hier, also auch die Arbeit mit dem kleinen Siegfried.

26. 11. 79.

Ein wunderbarer Abend! Meistersinger und Kaisermarsch. Wagner so gut und froh . . . . . ich weiß, daß Du verstehst, wie viel Allerbestes für mich hier ist. Wenn ich das erzähle wie es ist, so muß sich Jeder daran freuen. Dich möchte ich nun jedenfalls bald sprechen, denn es ist allerdings möglich, daß ich mich auf lange binde, natürlich nie in irgendwelcher Anstellung. Ich bleibe immer Gast im Hause, aber doch sehr entschieden durch die eigentliche Uebernahme der Erziehung Siegfrieds moralisch gebunden.

An Marie v. Stein.

Bayreuth, 8. Dez. 1879.

. . . . . Man hat so viel mit einem Kinde zu lernen. Wenn ich, aus meinen Erinnerungen, bedenke, was für eine große Hauptsache für das

Digitized by Google

Kind ein kleines Ereigniß ist, welches von den Erwachsenen schon gar nicht mehr beachtet wird, — was für eine oft so fürchterliche Hauptsache ein neuer Lehrer — ich finde, daß sehr wenig Dinge im Leben einem Menschen die Wichtigkeit verleihen können, welche ihm die Augen eines Kindes verleihen, das auf ihn, als auf seinen Erzieher, blickt. Sein Kindesblick hat etwas von einer sehr zarten Rosenknospe. Es ist eine ernste und würdige Sache, in den Sinn des Kindes einzudringen und auf seine Gedanken Einfluß zu gewinnen . . . .

Neapel, 10. 1. 80.
Villa Angri, Posilipo.

. . . . . Da meldet sich ein gewisses Heimweh manchmal nicht in seiner wohlthuendsten Form. Es giebt harte Naturen, deren Leben eine fortwährende Entfremdung ist, und deren Vereinsamung man dann schließlich noch tragisch findet. Aber da ist sie gar nicht tragisch, sondern nur konsequent. Tragisch könnte man es eher nennen, wenn, wie man es öfter erfährt, Menschen, die ein gewisses Anschließen so sehr bedürfen, daß sie ihr Leben demgemäß zu bestimmen versuchen, wenn gar deren einziges Talent, nach einem schönen Ausdruck von Rousseau, das Liebhaben ist, sich plötzlich auf sich selbst gewiesen sehen. Dies ist sogar so tragisch, daß ich vielleicht Unrecht hatte, es in dem poetischen Theile meines Buches lyrisch zu behandeln . . . . . .

An August v. Stein.

Neapel, 14. 2. 80.

Mit meiner Thätigkeit bin ich sehr zufrieden. Siegfried lernt etwas bei mir und ich lerne ebenfalls; besonders durch einige philosophische Vorträge, die ich in der letzten Zeit mit Frau Wagner und Frl. v. Bülow begann. Am meisten nun gar, wenn ich dies schon Lernen nennen will, durch irgend eine Unterhaltung Wagners. Der Umgang mit ihm ist der wichtigste und schwierigste Theil meiner Stellung.

An Marie v. Stein.

Neapel, 19. März 1880.

Liebe Tante!

Dein Brief überraschte mich fast. Ich war Dir so dankbar, daß Du meinen Geburtstag nicht vergessen hattest — allzuviel Briefe habe ich diesmal nicht bekommen — daß ich gleich damals in meiner Freude darüber hätte schreiben sollen. Jetzt sind meine Finger ganz steif vom vielen Schreiben; ich habe wieder einmal 17 große schöne weiße Bogen mit solchen Tintenklexen gefüllt, die man Buchstaben nennt; dahinter stecken dann Gedanken. Die Leute sollten mich endlich einmal wirklich zum Professor machen für meine vielen Schreibereien, damit man einsähe, daß ich es eigentlich viel besser habe, als ich es als Professor haben kann. Zeit und Anregung zur Vertiefung in reiche wirkliche Gedanken, wie jetzt also die Giordano Bruno's, über den eben jene 17 Bogen handeln, so lerne ich — und einfache klare Ueberlieferung einfacher

Digitized by Google

klarer Elemente des höheren Wissens, so lehre ich. Daß ich nicht mehr thun kann, macht mich wohl manchmal tief verdrossen. Aber dann mache ich ja auch noch Verse, von denen Niemand etwas wissen will.

. . . . . Zum 1. August bin ich wieder auf 2 Monate als Soldat einberufen, nach Torgau in August's Regiment. Fast fürchte ich, die Abreise zu dieser Pflicht von hier wird mir etwas schwer werden. Die Sonne und südliche Luft schmeicheln sich so in die Gewohnheit des täglichen Lebens ein, wenn man nämlich heimisch wird, und nicht als Fremder verpflichtet ist, für schweres Geld gräßlich viel Sehenswerthes abzulaufen — daß mir nicht Italien, nicht Neapel, aber unsere Villa, unser Garten und unsere Terrasse so lieb sind, als mir mein Aufenthalt in Italien vor 2 Jahren nur selten geworden ist. Das Volk von Neapel ist mir entsetzlich, aber der Pöbel ist nirgends angenehm, nur hier sehr zahlreich. — Bekannte habe ich außer dem Hause wenig, eigentlich nur einen Herrn Joukowsky, Maler, Sohn des russischen Dichters, den die Großeltern in Frankfurt kannten . . . . . .

An August v. Stein.

19. 5. 80.

. . . . . Diese Woche werden wir Wagners Geburtstag feiern und ich werde eine sehr ernste Tischrede halten; es ist sehr gut, wenn manchmal Momente kommen, wenn sich Verhältnisse, die nun einmal Eigenthümlichkeiten und eine gewisse Größe haben, laut aussprechen und nicht immer in der Hülle der Convention mit hingenommen werden . . . . .

An Marie von Stein.

Halle, 11. Februar 1883.

. . . . . Hoffentlich feiert Ihr ein fröhliches Fest; ich kann meine Theilnahme an demselben nicht besser äußern, als indem ich sage: wenn es mir doch wieder einmal vergönnt wäre, ein solches Fest mitzufeiern. „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, der ist gar bald — allein!“ —

Wir traten unser neues Jahr zugleich an. Vielleicht durchwandelt unser Denken in diesen Tagen manche sich einander ähnliche Gedanken. Wie freute ich mich als Kind auf meinen Geburtstag! Das ist denn freilich vorbei. Aber doch sehe ich mit frohem Muthe in ein neues Jahr hinein. Man wird aber mit der Zeit so gänzlich Herr alles dessen, was einem möglicherweise das Jahr Neues bringen kann: man weiß, man wird es ertragen, und mehr als das, man wird Liebe und Hoffnung dabei im Herzen auch ferner zu hegen vermögen. Das ist gewiß kein stolzer Uebermuth, der sich mir in einem solchen Bewußtsein kundgiebt, sondern vielmehr etwas recht Stilles und Bescheidenes, aber dafür Sicheres und Gewisses . . . . . .

So gewiß ich bin, daß auch Du mir nachsichtige Theilnahme bewahrst, kann ich doch eben nicht viel von mir erzählen, als das, jedem Andern nothwendig etwas nüchtern klingende: ich arbeite, schreibe, und bin so beschäftigt, wie seit meinen letzten Schuljahren nicht mehr. Nächstens erscheint in den Bayreuther Blättern ein großer Brief an mich von Wagner, worin er mich sehr gut behandelt; das ist meine Festfreude in diesen Wochen. — Vor einigen

Digitized by Google

Minuten habe ich wieder so ein philosophisches Schriftstück vollendet, wie ich damals in Völkershausen verfaßte, aber hoffentlich hat es bei den Professoren besseren Erfolg. — . . . . . .

An Marie von Stein.

Bayreuth, 26. Februar 1883.

Liebe Tante!

Onkel Karl sagt mir, wie theilnehmend Ihr meiner gedacht habt: aus diesen Zeichen, daß ich eben doch nicht „allein" sei, gewann ich mir wahren Trost, und danke Dir herzlich für die Theilnahme. „Allein" — so hatte ich in meinem Briefe geschrieben; ich sollte erfahren, welche furchtbare Bedeutung ein solches Wort erhalten kann. Aber ich wende mich von jenen ersten Tagen ab, an denen die ganze Unglaublichkeit und Unbegreiflichkeit dieses Verlustes mich betäubte; ich wende mich einem sehr verwandelten Leben wieder zu; und eben weil ich den Toten wirklich liebte, weiß ich, daß über jedem meiner Lebenstage geschrieben stehen soll: „Die Liebe höret nimmer auf." Sie bleibt als höchste Lebenskraft, über das einzelne Leben und über den einzelnen Tod hinweg, auch über einen Tod, der uns nicht wie ein einzelner erscheinen wollte.

Ich war einige Tage hier, kehre aber nun nach Halle zurück, nachdem ich Siegfried's Unterricht einstweilen geregelt habe. Vater ging es in letzter Zeit nicht gut. Es wird mir sehr schwer werden, ihn zu verlassen, aber ich werde es dennoch versuchen müssen, womöglich in Berlin zu einer etwas lebensmöglicheren Stellung zu gelangen. . . . . .

Berlin, 19. März 1884.

C Poststraße 23, III.

. . . . . Ich lebe hier regelmäßig und zufrieden, dankbar für die Möglichkeit, ohne eigentliche Sorge meinem Beruf wissenschaftlicher Arbeit nachgehen zu dürfen, und wehre mich tapfer gegen manche, nicht ausbleibende, Anwandlung der Sorge und Verzagtheit. Ich freue mich der Theilnahme eines ganz kleinen Kreises von Freunden und empfinde, unter vielen tausend Wünschen, jedenfalls den Wunsch nach einem gesellschaftlich lauteren und regeren Dasein am wenigsten.

. . . . . Hoffnung ist nach der sinnvollen Lehre der Religion nicht eine Neigung, der wir nachgeben, sondern eine Tugend, die uns stärkt. . . . . .

Digitized by Google

Die Wittwe.

Von **Max Grad.**

Links und rechts neigen sich die hochgewachsenen Stengel der Sonnenblumen, mit enormen, leuchtend gelben Blüten, auf die Seite. Einer der festen Stiele bricht mitten durch; aus dem wie dunkelbrauner Sammet scheinenden Butzen der herrlichen Blume rieselt der überreife Same zur Erde. Es hört sich an, wie leiser Regen. Zwischen dem staudenartigen, üppigen Gewächs sitzt Wlas auf dem alten Holzzaun, dessen morsche Latten unter der Bürde des jungen kraftstrotzenden Körpers krachen. Aber so oft schon haben sie Wlas getragen wenn er hier auf Snedlana wartete; sie werden auch diesmal nicht zusammenbrechen.

So lange kommt sie heute nicht.

Mißmuthig wippt der Bursche mit den Füßen, zieht die Beine abwechslungsweise hoch, kreuzt sie dann und betrachtet mit philosophischem Stirnrunzeln seine strammen Waden, aus welchen die Muskeln herausspringen wie bei einem Athleten. Mit dem abgebrochenen Stengel schlägt er darauf. Seine dunklen Brauen ziehen sich zusammen und die Unterlippe schiebt sich vor.

„Kraft, — Kraft, — Jugend! Wohin damit, — was thun damit, — für was das Alles, — wenn — — —. — — „Ah — Snedlana!"

Ganz verändert ist Wlas plötzlich. Mit einem einzigen Sprung ist er auf dem Sträßchen, die Pelzmütze sitzt ihm im Nacken. Weit aufgerissen starren seine leuchtenden Augen nach dem Waldessaum, in dessen grünlichem Schimmer ein ungemein liebliches Bild ersteht. Die Sonne blendet Snedlana; noch kann sie den Burschen nicht sehen. Sie beschattet mit der freien Hand die Stirne und rührt sich nicht. Der feine Kopf ist etwas zur Seite geneigt, denn ein merkwürdig geformtes, uraltes Thongefäß ruht wassergefüllt auf ihrer Schulter, vom rechten Arm gestützt. Ein grobes aber sauberes Hemd reicht nicht ganz zum schlanken Hals hinauf, um den nur lose ein Tuch geschlungen ist. An den reinen, kindlichen Schläfen kräuseln sich rothblonde Löckchen, nach rückwärts zu wird das Haar dunkler. Fast kastanienbraun, mit flimmernden Lichtern durchsetzt, hängen die schweren losgegangenen Zöpfe den Rücken hinab. Ein kurz geschürzter rother Rock bedeckt kaum bis handbreit unters Knie die weißen Beine. Wlas verschlingt sie mit den Augen. Dann athmet er vorgebeugt ein paar Mal tief auf, im nächsten Moment ist er an Snedlanas Seite. Sie hat ihn recht wohl kommen sehen und wußte überdies, daß sie ihn ja doch sonst einige Schritte später am Zaune zwischen den Sonnenblumen getroffen hätte. Trotzdem fährt sie zusammen, denn Wlas greift wie in Wuth nach dem schweren Wassergefäß und setzt es so unsanft auf den Boden, daß

Digitized by Google

es tief in das weiche Moos eindringt. Unwillkürlich tritt sie ein wenig zurück, wo die Brombeerbüsche den Wald begrenzen. In dessen geheimnißvolles, flüsterndes Dunkel senkt sie forschend ihre großen, grauen Augen. Dann seufzt sie tief auf und streckt abwehrend beide Hände gegen den Burschen vor. Schlaff läßt nun dieser die Arme, die sich unwillkürlich geöffnet hatten, herunterhängen. Sein Gesicht verfinstert sich wieder, als zögen dunkle Gewitterwolken plötzlich über eine lachende, sonnenbeschienene Landschaft hin.

„Wlas, — lasse mich lieber gleich gehen, es führt zu nichts, und —."

Er wirft sich zu Boden, zieht Halme durch die unruhig arbeitenden Zähne und sieht nicht auf. Es ist, als hätte er den Muth nicht dazu. Snedlana, erst tief erröthet, ist blaß geworden. Thränen scheinen hinter den schimmernden Augensternen zu lauern, die von langen dunklen Wimpern umsäumt sind. Weich, in liebenswürdiger Sanftmuth klingt ihre Stimme, die ein wenig zittert. Aber nicht in Angst; in unterdrückter Zärtlichkeit und mühsam gebändigter Leidenschaft.

„Wlas, — bei allen Heiligen, — warte nicht mehr auf mich — lasse — —."

Dann schlägt sie erschauernd in einem unsagbar wonnigen Gefühl die Hände vors Gesicht.

Er ist bis zu ihr gerutscht und bedeckt nun liebkosend ihre bloßen Füße mit seinen Küssen. Einen Augenblick scheint es, als zöge es sie magnetisch zu ihm hernieder. Ein bacchantischer Zug tritt in das kindliche Gesicht. Sie schließt die Augen und tastet mit der Hand in der Luft umher, bis sie flüchtig das dichte Haar des zu ihr emporgehobenen Kopfes streift.

Glitzernde Kringel spielen auf dem Waldboden, der smaragdgrün aufleuchtet und mit verspäteten Erdbeerblüthen und kleinen Moosblümchen durchsetzt ist. Die Herbstsonne ist noch so warm und ein Kopf und Sinne benehmender Duft entwickelt sich unter ihren Strahlen. Blutroth und gelb schimmern die Buchen, in deren Zweigen es piepst, zirpt und lebt, als wäre es Lenz.

Ein scharfer, geller Pfiff, wie der eines Sumpfvogels durchschneidet plötzlich die klare Luft. Snedlana erwacht wie aus einem Traum. Dunkle Gluth ergießt sich über ihr Gesicht und den schlanken Hals, auf dem sie das Tuch ordnet. Dann nimmt sie aus der Tasche ein Paar blaue Strümpfe, zieht verlegen den geschürzten Rock hinunter und setzt sich. Eilig schlüpft sie in das grobe Gewebe und dann in die derben Lederschuhe, die sie an einer Schnur um den Leib getragen.

„Das war Plownikow!"

Wlas zuckt blos die Achseln. „Mag sein!"

„Er pfiff wieder seinen Kindern!"

„Den Schmutzkröten!"

Nur der zweite Schuh ist noch anzuziehen. Er ist feucht geworden und sie müht sich, ihn an den Fuß zu bringen. Der Bursche will helfen, aber sie wehrt rasch ab.

„Nicht, Wlas!"

Dieser wirft sich neben sie auf den Boden und kaut wieder an kleinen Halmen. Snedala ist nun fertig. Zögernd wendet sie sich.

„Sei gut, ich kann ja nicht bleiben. Wenn Plownikow mich bei Dir sähe! Er sitzt am Flusse unten und fischt."

„Mag den Popen der Teufel holen, mag er giftige Fische fangen!"

Digitized by Google

„Wlas! Gott und die Heiligen mögen es Dir verzeihen, daß Du so sprichst. Pope Plownikow meinte es immer gut mit mir und er hat recht, wenn er —".

„Ja, ja, er hat Recht, er hat Recht, er hat Recht. Alle, Alle haben Recht, nur wir nicht!"

Bekümmert blickt Snedlana zu Boden: „Warte nur ab, wir bekommen auch noch unser Recht, warte ab!"

„Wie lange noch? Sollen wir alt und grau werden inzwischen?"

Sonniges Lächeln huscht über ihr Antlitz, das sich rosig bezieht, wie eine Mandelblüthe. Unendlich komisch kommt ihr diese Möglichkeit vor; so ganz unwahrscheinlich, zum Mindesten in unabsehbare Fernen gerückt. Waren sie nicht Beide noch so jung? So jung!

Sie geht zu dem Wassergefäß und versucht, es aus dem Boden, worin es tief hineingesenkt, auf ihre Schultern zu heben. Sofort ist Wlas auf den Beinen und hilft ihr.

„Wie er Dich quält, der alte Geizhals, der Hungerleider, der zähe Hammel, — kann er nicht genug Leute für sein Geld haben, das heilsame Wasser aus der heiligen Quelle zu holen! Gesund wird er doch nimmermehr, möge er — —."

„Wlas!" mahnt sie abermals.

„Du — o Du!"

Mit geschlossenen Augen will er nach ihr fassen, sehnsüchtig wölben sich seine zuckenden Lippen. Sie aber weicht zurück. Nur ihre Hand läßt sie ihm und diese beiden Hände einen sich zu festem, gierigem Druck, alle eingedämmte, niedergehaltene Liebe und Leidenschaft, das heiße Verlangen, das Beide erfüllt, ausdrückend. —

— Nur wenige Schritte lang, kann Wlas der Geliebten nachblicken. Dann taucht diese auf schmalem Wege unter, in der gelben Wildnis eines mächtigen Kornfeldes, das sich zum Flußufer hinunterzieht. — — —

— — Die Hände in den Hosentaschen schlendert der Bursch die Dorfstraße entlang. Hinter ihm her klingelt träge eine Britschka.

„Wlas", ruft ihm der Insasse zu, der neben dem schlafenden Kutscher sitzt. Dieser sieht in seiner Pelzmütze, den zottelnden Haaren und in seinen schmierigen Sipun hineingewickelt, mehr einem Hund oder Affen als einem Menschen ähnlich.

„Wlas, — Söhnchen, hörst Du nicht? Ueberfahren wirst Du noch mein Bürschchen!"

Der alte Mann mit der Hackennase blinzelt wohlwollend und heiter auf den Mißgestimmten. Dieser weicht dem Gefährt, das nur langsam auf der schlechten Straße vorwärts kommt, kaum ein wenig aus. Der bejahrte, müde Gaul, an dem die graue Mähne und der dichte Schweif die einzigen Reste früherer Herrlichkeiten sind, dreht seinen Kopf dem Burschen zu. Mit feuchter Nase beschnuppert er dessen Ohr und beschließt, das langsamste Schritttempo einzuschlagen.

Der Alte lacht und thut, als bemerke er Wlas' schlechte Laune gar nicht.

„Sieh' mal an! Sogar Jimsch wirbt um Dich und Deine Gunst und ist doch nicht einmal ein Frauenzimmer! Ja, — hm, hm, —."

Er nimmt umständlich eine Prise, — „die Frauenzimmer, ja — da fällt mir just ein, — was macht denn Snedlana, — wollte sagen, die schöne Frau Anim Animowitsch's, — hm?"

Nur ein Grunzen des Anderen ist die Antwort. Aber das Pferd liebkost er und drückt im Gehen dessen Kopf an sich. Oft und oft hatte er gesehen,

Digitized by Google

wie dies Snedlana gethan, — damals, wie sie sich soviel beim Doktor in Slemsk herumgetrieben und sie noch nicht — —.

„Nun Wlas? Ist Dir des Nachts eine Kröte übers Bett gesprungen, oder hast Du Dir den Magen an zu vielen Piroggen verdorben?"

„Väterchen, — Doktorchen Kerikonitscheff, — wollt Ihr mich höhnen? Schweigt beim Satan!"

„Nicht fluchen Bürschchen, mein Sohn!"

„Soll ich nicht? Wart nicht Ihr mit dabei, Sned dazu zu bereden, den reichen, ekligen Anim Animowitsch zu nehmen? Und wie ich raste und tobte, wart nicht Ihr es, der prophezeihte, ja geradezu versprach, Animowitsch würde keine blühende Rose mehr sehen? Er hat ihrer nicht nur noch viele gesehen, sondern auch die Wasserweihe und sein Moleben hat er sogar gefeiert. Das Korn reifte unter seinen Augen, er sah den ersten Sichelschnitt; den letzten wird er auch noch sehen. Und das Blätterfallen und den Winter und wieder den Frühling; — leben wird er, leben, leben, leben, — womöglich in alle Ewigkeit!"

Zähneknirschend athmet er auf.

„Die Ewigkeit mögen ihm die guten Heiligen schenken, Bürschchen, — mit dem Leben aber, —."

Blitzschnell wendet sich Wlas.

„Mit dem Leben aber, — schließt o Väterchen, endet den Satz!"

Er hat das Pferd losgelassen und dafür des Doktors Hand gefaßt.

„Weiter Herr, Goldväterchen Ihr!"

Der Alte pfeift leise vor sich hin.

„Der erste Schnee fällt auf sein Grab, die heilige Jungfrau möge es dann beschützen und seine arme Seele geleiten, — mit Winters Anfang arbeitest Du bei mir sechs Wochen in Slemsk. Heute Morgen war ich bei ihm, er ist sehr schlecht daran und — er säuft!"

„O schenke ihm Gott Schnaps die Hülle! Väterchen wie bin ich seelig. So leicht! Wäre es nur erst so weit! Ich halte mein Wort, sechs Wochen diene ich Dir in Treue und Fleiß und ohne Lohn."

„Hm, hm", meint Kerikonitscheff, „ist nicht nöthig gerade. Aber Dein Wort halte, — das ist brav, — gehört sich so. Thu'st ja aber, als wäre es Mörderlohn! Der Himmel macht es schon allein."

„Macht es schon", jauchzt Wlas und so laut, daß der Kutscher auffährt und noch im Halbschlaf nach dem Lederriemen greift, worin sonst die Schnapsflasche sitzt. Der Doktor pufft ihm schmunzelnd in die Rippen. Die Flasche hat er an sich genommen und verwahrt. Um die nächtliche Heimfahrt war ihm bange und er meint, es sei genug der Ssiwucka für heute. — — — —

Snedlana geht indessen sinnend und in tiefe Gedanken versunken, den Fluß entlang, ihrer Behausung zu. Schwerer als jemals zuvor dünkt ihr das Gefäß mit dem heiligen Wasser auf der Schulter. Sicher, — rothe Beulen und Schrammen würde sie von dem Druck bekommen. Aber bitter lacht sie. Wer sieht diese Schrammen denn? Niemand wird einer Entstellung ihres Körpers achten. Niemand!

Dann schreckt sie zusammen. Ihr Name wurde gerufen. Die trauliche Abkürzung desselben, die nur einige Wenige noch gebrauchen. Noch einmal: „Sned!" Jetzt erkennt sie die Stimme des Popen. Rasch stellt sie das Wasser hin und bahnt sich auf dem lehmigen Boden durch die Weiden einen Weg. Plownikow sitzt bewegungslos mit heraufgezogenen Knieen, hält die Angel in der Hand und ist ganz bei der Sache. Dennoch hatte er aber ihren

Digitized by Google

rothen Rock durch die Büsche schimmern sehen. Der Pope sieht ja so viel; Alles fast! Snedlana's Herz klopft schneller; wie ein Schuldgefühl will es sie beschleichen. Doch sie that ja nichts Unrechtes; ganz nach seinem Wunsche hat sie gehandelt.

Still und reglos steht sie neben dem Fischer. Ohne was zu sehen starrt sie herab auf das Gefäß zweifelhafter oder vielmehr zweifelloser Herkunft, das Plownikow für seine Zwecke benutzt und bereits fast bis zum Rande mit seiner Beute gefüllt hat.

Die letzten Sonnenstrahlen gleiten über den ruhigen Spiegel des Wassers, das hier durchaus nichts flußähnliches hat und in weiter Ausbuchtung mehr einem stillen See gleicht. Wie mit Goldstaub scheinen die flach ausgebreiteten Aecker und Wiesen bedeckt. Einzelne Mohnblumen leuchten am Rande eines der letzten noch in seinen Halmen stehenden Kornfeldes auf und von irgendwo tönt halblautes Singen von Kindern. Um die schlanke Gestalt Sned's zeichnet der sich langsam herabsenkende Abend schon leise feine silbrige Linien und verwebt sie geheimnisvoll in den Duft der Landschaft.

Ein Laut, der äußerste Befriedigung ausdrückt, läßt sie aufsehen. Ein besonders großer, breiter Fisch, der metallisch blinkt, zappelt an der Angel. Aus den zerissenen Kiemen fließt Blut, und wie wüthend peitscht der Gemarterte mit den Schwanzflossen um sich. Zufrieden und gleichmüthig löst ihn Plownikow vom Haken, haut ihm mit dem Absatz des ausgezogenen Schuhes fest ins Rückgrat und wirft den ganz Stillgewordenen in den Topf.

„Nun mag Sonja sich freuen und die Kinder. —"

„Anjuta, — Ivan, — Gawruschka! — —."

Aber nichts regt sich.

Der Pope steckt zwei seiner übel nach den Fischen riechenden blutigen Finger in den Mund und läßt wieder jenen scharfen, weithin hörbaren Pfiff ertönen, welcher vorhin Snedlana aus allen Himmeln gerissen hatte.

Sofort stürzen aus verschiedenen Richtungen drei schmutzige, zerzauste Kinder herbei. Das Eine trägt blos ein buntes Kattunhemd, das lose und zerfetzt an dem mageren Körper herunterhängt, die beiden Anderen noch weite abgetragene Hosen dazu. Nach den Köpfen und den dichten, roßhaarartigen Haaren, die ganz gleich um die gelben, breiten, echt slavischen Gesichter hängen, hätte man sicher niemals ein Geschlecht unterschieden.

„Segne euch Gott, geht her meine Lämmchen und tragt die Fische zur Mutter. Wie wird sie sich freuen die gute Sonja!"

Die „Lämmer" stürzen sich wie hungrige Wölfe auf die Fische und eines reißt dem Anderen den Topf aus den Händen, bis der Henkel abgebrochen und die Fische auf dem Boden zerstreut liegen.

„O, o, das ist nicht gut so, Alles der Reihe nach und wie es sich gehört. „Gawruschka," wendet er sich an den Größten, — „nimm Du den Topf und trage ihn nach Hause. Lest die Fische auf.".

Siegesfroh nimmt Gawruschka das fast leere Gefäß und will damit fort.

„Die Fische, die Fische," kreischen Ivan und Anjuta.

Wieder der bekannte Pfiff, worauf Alle scheu auf des Vaters Augen blicken, in welchen sonderbar kleine Flämmchen zu zucken scheinen. Sofort sammeln sie gehorsam die Fische auf. Der Aelteste bekommt sie in seinen Topf und die Gesellschaft verzieht sich eilig und geräuschlos.

„Geht, geht meine Täubchen! Es ist gut so."

Der Pope wischt die Hände an der Brust ab, wo der lange kaftanartige und ehemals schwarze Rock längst keine Spur seiner ursprünglichen

Digitized by Google

Farbe mehr aufweist. Dann legt Plownikow das Angelgeräth zusammen und wendet sich zu Sned, die ganz vergessen zu haben scheint, daß ihr Mann zu Hause auf das heilige Wasser wartet. Der Pope rückt an dem hohen, seltsamen Hut, den er so weit zurück trägt, daß man die Glatze breit glänzen sieht. Der mächtige mit Speiseresten und Brodkrümchen durchsetzte Bart ist stark grau meliert wie auch die buschigen Brauen. Unter diesen glimmen, tief zurückliegend, kluge kleine Augen wie die Lichtchen einer Gruftkapelle. Plownikow faßt sanft die Hand der jungen Frau und blickt sie besorgt an.

„Du Liebwertheste, meine kleine Schwalbe, es ist nicht gut so. Du warst mit Wlas. Als ich von Slemsk kam, sah ich ihn recht wohl, geduckt neben dem Zaun des Atseiokeff. Oh, oh, das ist nicht gut so. Alles der Reihe und der Ordnung nach. Verspracheſt Du nicht? —"

Snedlana ist tief erröthet; aber frei hebt sie den Kopf und blickt den Popen offen an.

„Ich halte was ich versprach, zufällig nur traf ich Wlas. Die heilige Jungfrau mag es bezeugen, es war Zufall und ich sagte ihm nochmals, —"

„Du sagteſt ihm?"

„Meiden solle er mich, — ganz und gar, —" flüstert Sned.

Thränen wollen ihr in die Augen treten. Befriedigt nickt der fromme Mann.

„Die Heiligen werden es dir gedenken und vergelten, mein Engelchen. Schwur ist Schwur, und Anim Animowitsch hat den Deinigen. Du warst immer ein frommes braves Kind und beteteſt gerne zur Jungfrau Maria. Du, Du wirst keine Ehebrecherin sein und Sünden auf Dich laden wollen, die Dir einstens das Himmelsthor verschließen würden."

Sie schüttelt immer wieder das Haupt mit den schimmernden Flechten, beugt sich nieder, drückt den beschmuzten Saum des Priestergewandes an ihre blühenden Lippen und eilt rasch davon. Da fällt ihr ein, daß sie das heilige Wasser vergessen. Wie sie sich darnach wendet, sieht sie den Popen mit gefalteten Händen stehen und auf das graue Wasser blicken, das schon bleifarben im Dämmerlicht daliegt. Dann eilt sie nach Hause.

Ein paarmal nickt Plownikow und seine Lippen bewegen sich, als würden sie mechanisch murmeln: „Es ist gut so, Alles der Reihe und der Ordnung nach!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Müde taumeln gelbe Blätter von den Bäumen und leuchten goldig auf, im Sonnenlicht Das aber wird immer kürzer, immer spärlicher. Langsam und leise umspinnt der Herbst die Landschaft und deren laute aufdringliche Farbenpracht mit seinem grauen Schleier. Fast nackt stehen die Bäume auf der Höhe; unter ihnen schwankt mageres langes Gras in fahlen Halmen. Abgeblaßtes Haidekraut zieht sich noch auf der armseligen Weide hin und duckt sich unter dem gelichteten Brombeergebüsch. Schon zirpt kein Vogel mehr, kein bunter Schmetterling gaukelt durch die Luft. Bisweilen sausen eisige Winde daher, und naßkalte Nebel kriechen durch die Thäler. Aber der erste Schnee ist noch nicht gefallen. —

— — In der plump aus rohem Holz zusammengefügten Dorfkirche, mit ihren vorschriftsmäßigen drei Abtheilungen, drängt sich Kopf an Kopf, Leib an Leib. Die dunkeln Wolken, welche ab und zu vom Ostwind gepeitscht die hell leuchtende Sonne verschatten, zerreißen das Licht in Fetzen, wenn es grell

Digitized by Google

in das bunte Innere des Gotteshauses dringt. Bemalte Heiligenbilder grinsen fratzenhaft verzerrt im flackernden Kerzenschein. Blau und roth, grün und gelb, in allen Regenbogenfarben schillert das rohe Gebälke. Eine Luft zum Ersticken. Schwälende Talglichter, Weihrauch, feuchtes Pelzwerk und die Ausdünstung vieler unsauberer Leiber.

Nahe der Thüre, gierig jeden frischen Lufthauch durch die Spalte einathmend, kniet Snedlana. Inbrünstig betet sie. Mit einer Intensität sucht sie ihren glühenden Herzenswunsch der heiligen Jungfrau zur Erfüllung nahe zu legen, daß sie meint, direkt zu ihr zu sprechen, — losgelöst von Allem zu sein. „Laß ihn eingehen zu Dir, Du Heilige, nimm ihn auf in Deinen Schoß!"

Pope Plownikow wendet sich am Altar:

„Gospodj pomiluy."

„Gospodj pomolimssa," pflanzt es sich murmelnd fort, um dann allgemein anzuschwellen:

„Podal Gospodj!"

Zitternd hat es Sned mitgebetet. Sie hatte Wlas bemerkt und ihr ist's nun, als legten sich die Weihrauchwolken wie ein drückender Reif um ihre Brust. Glühend, in kaum zu bezwingender Leidenschaft fragen sie seine Blicke: „Noch immer? Wie lange noch?" Wie ein Vorwurf liegt es darin.

„Podal Gospodj," hatte auch Wlas mit den Anderen gesprochen. Nein, nicht gesprochen, — geschrieen hatte er es, wie in Wuth, in angehender Raserei, — wie Einer, der etwas abtrotzen will um jeden Preis. Einige wenden sich träge nach ihm um; den Uebrigen verliert sich seine Stimme im allgemeinen Gemurmel.

Scheu drückt sich dann die junge Frau durch die Menge und eilt wie ein gehetztes Wild nach Hause. Ihr erster Blick gilt dem zerwühlten, breiten Bett, worin eine dunkle unförmige Masse liegt. Ein Grunzen wie das eines Schweines tönt ihr entgegen. Schnell greift Sned nach dem Krug, den sie selbst noch vor dem Kirchgange auf's Neue mit der besten Wodka gefüllt hatte. Befriedigt merkt sie, wie leicht er ist und schüttelt ihn hin und her, daß der geringe Inhalt schwankend klukst. Dann beugt sie sich forschend über all die Felle und Decken, die den immer frierenden elenden Körper des Mannes umhüllen, und sucht dessen Gesicht zu erspähen. Aber sie kann nichts Bestimmtes entdecken; ein unentwirrbares Knäuel liegt da vor ihr.

Seufzend zieht sie mechanisch ihre Festtagskleider aus, ordnet Alles in Schrank und Lade und sieht sich forschend in dem geräumigen Gelasse um, ob auch nichts aufzuräumen und zu säubern wäre. Nein! Alles blinkt und blitzt, nur das Bett Anim Animowitsch's, — — ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen. Finster blickt sie darauf hin. Nein, das ist nicht sauber zu halten! Im Ekel zieht sie die Schultern hoch und stößt das kleine Fenster weit auf. Am andern Ende des Raumes steht eine schmale Lagerstätte, die appetitlich und reinlich bunter Kattun deckt. Sie geht darauf zu und streicht zärtlich mit der Hand darüber. Das ist ihr Bett! Nie hat ihr Leib das Andere je berührt! — —

— Aus einer kühlen, hellen Nebenkammer dringt frisch-herber Aepfel-Geruch und der säuerliche nach Milch und Käse. Das macht ihr Appetit. Auf einem lustig bemalten Teller legt sie einen Imbis zurecht, kauert sich damit auf die blank gescheuerte Thürschwelle und ißt mit dem natürlichen Hunger blühender, kräftiger Jugend. Wie sie fertig ist, stellt sie den Teller

Digitized by Google

neben sich, schlingt die Arme um die Kniee und starrt unverwandt hinüber zu dem Schlafenden, der sich öfter uuruhig umherwälzt und Unverständliches murmelt.

Seit Snedlana in der Kirche heute so inbrünstig gebetet, ist plötzlich eine große, fromme Zuversicht über sie gekommen. Das Opfer das sie gebracht, indem sie all die vielen Wochen Wlas ängstlich gemieden, müßten die Heiligen ja gewürdigt und es Gott in ihrem Namen unterbreitet haben. Nein, sie würde ausharren und Plownikow sollte sie gewiß nie mehr zu mahnen brauchen. War sie denn jemals wirklich einen Schritt vom Wege abgewichen? O nein! Sie würde keine solche Sünde begehen. Eine Ehebrecherin! So Furchtbares würde sie nimmermehr auf sich laden! Schon nicht aus Angst vor dem ewigen Richter. — —!

Der Wind hat die Wolken alle verjagt und sich dann plötzlich gelegt. Zwei schlanke Birken, die fast noch keines ihrer gelb gewordenen Blättchen verloren haben, stehen wie Wächter auf ihren silbrigen Stämmen vor der Thüre des Hauses. Tipp, — tipp, — schwanken sie, verathmend vom letzten Windstoß an's Fenster. Tipp, — tipp! Als wären es kleine Kinderfinger, so klopft es an die Scheiben. Kinderfinger! Krabbelnde, bewegliche, winzige Händchen, die sich anfühlen wie Blumenblätter. Und Sned träumt. — — —

Von der Zukunft, wie sie sich rosig ein neues Leben ausmalt und — von der Vergangenheit — — —! — — —.

Wie oft hatte Pope Plownikow, der sich dessen noch so gut entsann, ihr erzählen müssen von dem denkwürdigen Tage. Dem Tage, da vor noch nicht zwanzig Jahren zur alten Jassaltschka, die früher lange in vornehmen Häusern Petersburgs gedient hatte, plötzlich eine feine Dame gekommen war. Kurz bevor völlige Nacht einbrach, entstieg sie in ihren Sammetmantel gehüllt einem Reisewagen. Ein bejahrter Diener trug ihr einige Gepäckstücke nach. Die Aufregung im Dorfe war allgemein und groß. So viel Plownikow, der damals noch unverheirathet und nur untergeordnet in Slemsk angestellt war, bei seinen Besuchen bemerken konnte, legte sich jedoch diese Aufregung rasch. Man fing an die Sache langweilig zu finden, indem Alle einsahen, doch niemals etwas Wirkliches herausbekommen zu können. Jassaltschka's Mund blieb ebenso verschlossen, wie ihre Hütte und nur der feine blaue Rauch, welcher fast beständig aus dem Schornstein gen Himmel stieg, kündigte an, daß Leben in ihr herrsche. An lauen Abenden wollten Einige die vornehme Dame öfters mit der Alten am Waldrande lustwandelnd gesehen haben. Sicheres erfuhr man nie. Jedenfalls aber hörte man deutlich nach Ablauf von kaum zwei Monaten ein kleines Kind in der Hütte schreien, und da dies doch unmöglich der Jassaltschka gehören konnte, schlußfolgerte man richtig, daß die Fremde die Mutter sei. Drei Wochen später hielt bei Nacht der mächtige Reisewagen abermals außerhalb des Dorfes und, nachdem er weggefahren, öffnete sich die Hütte der Alten wieder wie früher weit dem Lichte und der Sonne. Die Dame sah man nie mehr, dafür aber das Kindchen, das außergewöhnlich schön und zart war und den heidnischen Namen „Snedlana" tragen sollte. Man erfuhr aber auch, daß es in Slemsk auf den Namen irgend einer Heiligen wirklich getauft worden sei. Die Mutter gehöre der vornehmen Petersburger Gesellschaft an. Jahrelang kamen regelmäßig Geldsendungen an Jassaltschka. Dann nur mehr unregelmäßig in größeren Zwischenräumen, endlich blieben sie ganz aus. Niemand hörte und sah mehr etwas von der feinen Dame, die ihr Kind bei der Alten, auf dem weltfernen russischen Dorfe zurückgelassen hatte. Später erzählte diese dann Sned, daß deren vornehme Mutter gestorben sei. Das Kind war ganz zufrieden damit. Sie dachte sich die Ver-

Digitized by Google

blichene im Himmelsglanze, in herrliche Gewänder gehüllt an der Seite der heiligen Jungfrau sitzend. Lugte die Sonne dann hellgolden durch die Wolkenritzen, so nickte Snedlana hinauf und bildete sich ein, die schöne Mutter grüße zu ihr herab. Später aber zerrannen solche kindliche Vorstellungen. Das Kind vermißte Niemanden, da Jassaltschka sehr, sehr alt wurde, immer gesund war und stets nach Kräften für den Pflegling sorgte. Sned wuchs auf, wie alle Mädchen des Dorfes und hatte sie ein Sehnen nach Höherem und Besserem, so war es ein unbewußtes. Jedoch äußerlich stach sie mächtig ab von den eckigen plumpen Landkindern. Schön wie der junge Tag war und blieb sie. Warum Alle aber von jeher sie mit einer Art besonderer Scheu betrachteten, das war nicht allein ihr Hang, sich einsam und für sich zu halten, sondern ihre ausgesprochene Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe. „Es hat was Ungesundes," meinten sie; und selbst Jassaltschka litt unter dem Putz- und Wascheifer der Kleinen, als diese heranwuchs.

Wlas hatte Sned jahrelang unbeachtet gelassen, dann verspottet und sogar einmal geprügelt, weil sie ihn ein „Schwein" genannt. Von da ab aber änderte er sich. Er wurde reinlich und ordentlich und liebte das Mädchen mit wachsender Gluth. Er war ein hübscher Bursche, und es kam der Tag, da Snedlana dies gewahr wurde. Auch sie liebte nun, ungestüm, mit der naiven Kraft unverdorbener Jugend. Einen Winter lang küßten sie sich heimlich und beschlossen zu warten, bis Wlas so viel Geld als Knecht verdient haben würde, um heirathen zu können.

Plownikow war nun seit Jahren Pope im Dorf. Er hatte sich spät verheirathet und blieb dem einsamen Mädchen vereint mit Doktor Kerikonitscheff aus Slemsk ein treuer Freund und Beschützer. Sie waren es auch, die verbündet mit der fast gelähmten und halb blinden Jassaltschka Snedlana zuredeten, die Liebe zu Wlas zu bekämpfen und den reichen kränklichen verliebten Anim Animowitsch zu heirathen. Was sollte sie wohl thun, wenn heute die gute Alte die Augen zumachte? Nach Petersburg in einen Dienst gehen? Der Pope und der Doktor sahen sich an. Petersburg! Diese unschuldige junge Taube! Sie rollten beide furchtbar mit den Augen und redeten immer eifriger auf Sned ein.

Dann starb Jassaltschka, die Sned so lieb gehabt. Ob der Tod immer so einfach, so still und unbemerkt kommt? Das junge Mädchen hatte nie einen Menschen sterben sehen zuvor. Gar nicht bemerkt hatte sie, wie der ruhige tiefe Schlaf in einen ewigen übergegangen.

Erst der Doktor sagte ihr dann, daß die Alte gestorben sei. Nun graute ihr plötzlich unsäglich vor dem erkalteten Leib, dessen Hände sie noch soeben zu erwärmen gesucht hatte. In dem noch so neuen Gefühl absoluter Vereinsamung, wurde sie um so leichter von den Freunden überredet, Anim Animowitsch zu nehmen. Mittlerweile hatte auch sie selbst wie Wlas einsehen gelernt, daß es mit dem Geldverdienen nicht so rasch gehen könne, und eine Vereinigung in weiter Ferne schwebe. Ueberdies schwor der Doktor darauf, daß Anim Animowitsch nicht mehr lange lebe; und sie sei dann eine vermögliche Wittwe, der die Welt gehöre. So berieth sich Snedlana mit Wlas über den Fall. Er meinte: „Ja, wenn man es gewiß wüßte, daß der Alte bald stürbe!"

„Sie sagen und versichern es doch!"

Und dann sprachen Kerikonitscheff und der Pope auch noch mit dem Burschen:

„Das ist ein Fingerzeig Gottes, ein Geschenk der Heiligen, das sie Sned machen wollen, um ihr Leben noch glücklich zu gestalten. Welch ein herrlicher

Digitized by Google

Zufall, daß Anim Animowitsch gerade Sned zur Frau wünscht und nicht Diese oder Jene. Selbst in seinen wenigen nüchternen Stunden beharrt er darauf," meinte der Pope.

„Gehe ein wenig aus der Gegend fort, — es wird Dir und ihr leichter und über ein kurzes, —"

„O Väterchen," unterbrach da Wlas den Doktor, „wenn das erst eingetreten, was ihr prophezeit, — sechs volle Wochen diene ich Euch ohne Lohn".

Kerikonitscheff schmunzelte nur.

„Das wird sein mit dem ersten Schnee."

„So thue es in Gottes Namen, thue es," würgte Wlas heraus, als er Abends das Mädchen hinter der Hütte traf. Hinein durfte und konnte er nicht. Der Pope bewachte Sned wie seinen Augapfel und dachte mit Recht, wie viel leichter es sei, einem nie voll genossenen Glück zu entsagen, als demjenigen, dessen Süßigkeit man bis zum Grunde genossen. Sned aber schwur sich selbst und dem Geliebten einen heiligen Eid, den Wlas niemals verlangt hätte, da er es für eine Unmöglichkeit hielt, ihn zu halten. Ihre schlanke Gestalt reckte sich dabei empor, ihr Blick flammte dunkel auf und die weißen Zahnreihen schimmerten zwischen ihren rosigen Lippen, wie die eines Raubthieres. Erst durchzuckte es Wlas in Wonne; dann aber schüttelte er kleinmüthig und trostlos den Kopf.

„Du kannst es nicht!"

„Ich kann!"

Wild umschlangen sie sich noch einmal in endlosem Kusse; aber wie aus dem Erdboden gewachsen tauchte des Popen hohe schwarze Gestalt neben ihnen auf und benahm ihnen den Blick auf den lichten Frühlingshimmel. — Einige Tage noch, — dann war Hochzeit. Alles wie immer, wie hergebracht und wie bei den Anderen. Mit heiligem Ernst schwur es Snedlana erst vor dem Altar und versprach es dann noch ganz besonders Plownikow, ihrem nunmehrigen Gatten unter allen Umständen die Treue zu halten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Und während die junge Frau, auf der Diele kauernd, zu Anim Animowitsch hinüberstarrt, der totkrank und dennoch toll und voll betrunken ist, da erinnert sie sich auch an jene Nacht, — ihre Brautnacht! Sie wird wieder von Ekel geschüttelt wie damals! Damals! Auf dem blumengeschmückten Wagen saß sie zusammengeschmiegt und sich mit Mühe an der Bank festhaltend. Die Pferde rasten dahin mit geblähten Nüstern und scheuten beständig vor den Schüssen und den sie umflatternden bunten Bändern. Ihr dünkte damals, daß auch die Thiere trunken seien wie Alle, — wie Jedermann; und die in Dämmerung versinkende Vorfrühlingslandschaft, über welche sich ein unendlich feiner Duft breitete, wurde ihr verhüllt, durch Thränen, die sich heiß und bitter, wie in blutigen Tropfen, aus ihren todestraurigen Augen stahlen. Unter tollem Gejohle, wüstem Geschrei und gemeinen Scherzen luden die Betrunkenen den schon völlig Bewußtlosen wie ein Stück Vieh ab. Dann trugen ihn Einige in's Haus und warfen ihn mitten in das blüthenweiß bezogene, breite Ehebett, dessen wohlgefüllte Kissen wie ein weicher Berg emporragten. Snedlana hatte sich schaudernd abgewandt und hielt sich die Ohren zu, um die thierischen Laute, die ihr Mann ausstieß und dessen grunzendes Schnarchen nicht zu hören. Bleich, halb in Betäubung nestelte sie den Brautschmuck ab und das kostbare Gewand. Mit einem verträumten Lächeln zog

Digitized by Google

sie dann Alles an, was sie am Körper getragen, wie sie zuletzt am Halse Wlas' gehangen.

Als hellgelbe runde Scheibe war indessen der Mond hinter dem Wald emporgestiegen, als tauche er mitten aus dessen dunkler Nacht in die lichte Höhe. Die junge Frau lehnte am Pfosten der offenen Thüre und sah andächtig und feuchten Auges zu dem leuchtenden Gestirn empor. Man hörte das leise Plätschern des Flusses, der hier über Gerölle und Felsen floß und eine ferne, einzelne Geige schluchzte durch die laue Nacht. Heiße Sehnsucht erfaßte Sned und sie fühlte deutlich, obwohl sie keine Spur davon sah und hörte, daß Wlas irgend wie und wo um das Haus war. Gewiß, er sah sie stehen. So wußte er auch, — — daß — — das war Snedlanas Brautnacht. Aber viele andere würden dieser Einen noch folgen und dann? Ssiwucha und Wodka ohne Ende waren die ersten der Waffen, mit welchen Sned, ohne sich das geringste Gewissen daraus zu machen, ihre Jungfräulichkeit vertheidigte. Dann aber, — es war furchtbar und gewagt, — griff sie, — als es ihr nöthig schien, — zur Peitsche! In blutigen Striemen hatte diese ihr Zeichen auf dem Rücken Anim Animowitschs hinterlassen, und Dieser verkroch sich fortab wie ein feiges Thier, das seinen Meister gefunden. Nach wenig Wochen glich der Kranke schon nur mehr einem Schatten und kannte keine Wünsche mehr außer in steigender Quantität Wodka, Wodka; und er bekam stets was er wollte.

„Er hat ja nicht mehr lange zu leben, erfülle ihm seinen Wunsch, Du mein Seelchen, gieb ihm wonach er verlangt in seinen kurzen Erdentagen," meinte der Pope. Und Doktor Kerikonitscheff meinte ebenso. Um das Geheimnis jener Nächte wußte Niemand außer Einem, — Wlas! Und Diesen hielt es aufrecht, wenn er verzweifeln wollte, über die ihm endlos scheinende Dauer dieses Elends.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Lange, lange, o wie lange!" murmelt Snedlana. Seufzend steht sie auf, rückt den Samowar über die Kohlen und entfacht das Feuer darunter. Um den Mann auf dem Bett kümmert sie sich nicht mehr. Sie füllt das kleine, immer brennende Oellämpchen, unter dem, in den schreiendsten Farben gemalten Bildnis der Jungfrau Maria wieder neu auf und thut dies wie im Widerwillen und Trotz. Die Heilige hat ihr Gebet ja doch wieder nicht erhört! Die fromme Zuversicht des Morgens ist dahin. Trostloser Schmerz ergreift die junge Frau und Zorn gegen ihr Geschick. Sie ballt die Faust gegen die Thüre, hinter der ihr Mann schläft. „Du, Du —!"

Der Wind erhebt sich von Neuem, aber sanfter und linder wie heute früh. Die Birken schütteln ihre blonden Häupter wieder gegen die Scheiben. Nun rieseln auch viele der zierlichen gelben Blätter auf den Boden herab, die noch so fest gesessen zu haben schienen. Sie lauscht auf dieses Geräusch an der Thürspalte, durch die nunmehr ein kleiner Streif matter Dämmerung dringt. Dann tönt, noch ferne, aber langsam näher kommend Musik. Cymbal, Dudelsack und Geigen; Zigeuner wandeln spielend längs dem Flußufer hin, nach Slemsk. Snedlana reißt die Thür auf und richtet sich hoch empor. Das Blut kreist heißer in ihren Adern, wie ein elektrischer Strom durchrieselt es ihre jungen Glieder. Ihre leuchtenden Augen bohren sich in die Dunkelheit. Die vollen Arme unter der Brust kreuzend, wiegt sie sich in den Hüften, der schlanke Körper paßt sich in feurigen, graziösen Bewegungen den weichen Rhythmen der Tanzweise an. Plötzlich bricht die Musik jäh ab, zugleich kommt ein seltsam gurgelnder Laut aus dem großen Raume von dem Bette her. Snedlana hört

Digitized by Google

ihn aber nicht. Sie streicht mit der Hand geistesabwesend über die heiße Stirne, schlägt die Thüre hinter sich ins Schloß und läßt sich dann angekleidet auf das schmale kindliche Lager sinken. Ihre Pulse fliegen, sie meint fast sterben zu müssen vor Sehnsucht nach Wlas. Mit übermenschlicher Kraft muß sie sich beherrschen, um nicht zu ihm zu flüchten. Einen körperlichen Schmerz spürt sie fast. Aber, — die Ehe brechen, — nimmermehr! Sie hatte es Gott, allen Heiligen geschworen.

„Jungfrau Maria, bewahre, behüte mich, hilf mir Du Reine!"

Unter Thränen betet sie, unter Thränen schläft sie ein. Ein paar Stunden schlummert Sned tief und traumlos, dann erweckt sie ein Frostgefühl. Sie ist sich völlig klar, macht Licht und will sich auskleiden um richtig zu Bett zu gehen. Von ungefähr nur fällt ihr Blick auf die Ecke dort drüben. Flackernd irrt der Kerzenschein da hin, und — — weit vor beugt Snedlana den Kopf, langsam und scheu geduckt, schleicht sie sich näher. Anim Animowitsch liegt, aus all den Hüllen geschält, auf dem Rücken, das winzig klein gewordene und steinalt aussehende Gesicht nach oben gekehrt. Die blau angelaufenen Augendeckel und Lippen sind fest geschlossen. Eiseskälte scheint von dem starr gestreckten Körper auszugehen. Die Frau blickt wie gebannt darauf herunter. Ihr Antlitz drückt Zweifel, ungläubiges Staunen, Hoffnung und namenlose Freude aus; dazu dennoch Entsetzen und Grausen. Das Herz pocht ihr wie ein Hammer bis zum Hals und zu den Schläfen hinauf. Leise wagt sie nur, eine der mit gekrümmten Fingern erstarrten Hände zu berühren. Sie prallt zurück; dann wagt sie's nochmals und endlich legt sie sogar den Kopf auf Anim Animowitsch's Brust und horcht. Nichts, — gar nichts, — alles kalt und stille, ganz, ganz stille! Sie erinnert sich all der Dinge, die sie je gehört, um Jemandes Tod festzustellen. Sie zieht eine kleine Feder aus dem dichtgefüllten Pfühl und kitzelt damit die Nasenlöcher des Mannes. Die Kerze hält sie dicht an dessen Fußsohlen, daß die flackernde Flamme schwarze Streifen dort hinterläßt. Zögernd, von Ekel und Grausen erfüllt, hebt sie endlich mit spitzen Fingern die gelblichen, breiten Lider. Gebrochene, glanzlose Augensterne! — Also wirklich tot, tot, tot! Furchtbar faßt es sie an, eine Ueberfülle überwältigender Empfindungen! Sie taumelt und sinkt auf den Stuhl; einen Augenblick dreht sich die Stube mit ihr im Kreise, fast verliert sie das Bewußtsein. Das nächste Gefühl aber ist das des unendlichen Glückes, der Befreiung — und der Dankbarkeit. Sie wirft sich vor dem kleinen Marienbild, unter dem das ewige Lämpchen brennt, nieder und stammelt heiße Dankesworte, die sie schließt mit: „Du Heilige sei seiner Seele gnädig!"

In fliegender Eile bettet sie dann den Toten gerade und ordentlich, faltet ihm die Hände so gut sie es vermag um ein Perlmutterkreuz, das er stets auf der Brust getragen, und entzündet zwei Kerzen in hohen Leuchtern, die sie ihm zu Häupten stellt. Ebenso hastig wäscht sie sich Gesicht und Hände, reißt ein Tuch vom Nagel und stürzt aus dem Hause, das sie sogar zu schließen vergißt. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So manche Nacht kann Pope Plownikow nicht schlafen, so daß er sich wegstiehlt von der Seite Frau Sonja's und oft bis zum grauen Morgen beim schwälenden Oellicht über seine verstaubten Bücher gebeugt sitzt. Oder er verläßt seine Behausung ganz, geht zum Flusse hinab und tastet sich zu seinen Legeangeln, ob sie auch unversehrt ihrer Opfer harren.

Kaum schieben sich die Nebelwände kulissenartig auseinander, daß der

Digitized by Google

erste Schimmer eines spät anbrechenden Herbsttages dazwischen aufglimmt, da steht Plownikow auch heute in seiner ganzen hageren Länge vor den von Nässe triefenden Weiden, die den Fluß besäumen. Er traut seinen Augen nicht. Eine dunkle Gestalt, von Zeit zu Zeit zierlich über die glatten Steine hüpfend, kommt auf dem schmalen Pfade, welcher von Wlas' Lehmhütte zu dem Wasser führt, ganz dicht an ihn heran. Plötzlich ein Schreckenslaut von zarter Stimme. Und dann der Pope: „Snedlana"!

Kaum kann er den Namen aussprechen. Zorn, Empörung, Schmerz wollen ihm die Kehle zuschnüren. Er greift nach der jungen Frau, eisern umklammern seine Hände ihre runden Arme.

„Snedlana, — Du, — also doch! Eine Ehebrecherin! — Welch große Sünde hast Du auf Dich geladen!"

In Wuth, abgerissen und stockend findet er die Worte nur. Dann wird er ruhiger, eine unendliche Trauer erfaßt ihn. Er läßt Sned los und drückt die Hände vor's Gesicht.

„O, o, das ist nicht gut so, — nicht gut so, — immer der Reihe und der Ordnung nach!"

Die junge Frau aber schlingt die Arme um seinen Nacken und schmiegt sich fest an ihn. Selbst das fahlgraue Morgenlicht ist nicht im Stande, ihrem Antlitz den Ausdruck namenlosen Glückes zu rauben. Der Widerschein einer jungen Morgenröthe liegt darauf, der Nachklang gekosteter Freude und Seligkeit.

Pope Plownikow kann es nicht fassen. Entrüstet will er sie von sich drängen; jedoch sein Blick, den alles fürchtet, bohrt sich ganz umsonst mit seiner eisernen Strenge in diese feucht glänzenden Augen. Nur enger preßt sich Snedlana an ihn, vor dem blitzartig die Gestalt der früh gealterten und immer schmutzigen Sonja auftaucht neben derjenigen dieses thaufrischen Geschöpfes. Mit den gemischtesten Gefühlen verspürt der alternde Mann das zuckende Leben dieses jugendwarmen Körpers.

„O Väterchen, — höre mich, — freue Dich Väterchen Plownikow, — nein, ich bin keine Sünderin, keine Ehebrecherin! Jawohl ich komme von Wlas, doch — Anim Animowitsch ist tot! Er starb diese Nacht!"

„Starb diese Nacht, diese Nacht," wiederholt mechanisch der Pope. Langsam findet er sich erst zurecht. Dann abermals freudig:

„Starb diese Nacht! Mögen ihm die Heiligen beistehen, daß sich der Himmel öffne und ihm die Erde leicht werde! Also tot!! Meine Taube, nein, Du bist keine Ehebrecherin, — wie konnte ich es nur je von Dir denken. O, o, nun ist es gut so. Kerzen brennen ihm zu Häupten? Gebettet hast Du ihn mit dem Kreuze? Gut, o sehr gut so, Du mein Lämmchen! Nun aber spute Dich heimzukehren, es möchten Dich die Leute sehen, wenn es völlig tagt. Mein Töchterchen ich komme mit der Sonne, die glorreich scheinen wird zum letzten Abschied diesen Tag!" — — — — — — — — — — — —

— —

Weit auf stehen Thüren und Fenster von Anim Animowitsch's Haus. Dennoch riecht es noch nach Blumen, Weihrauch, heißem Wachs und Speisedünsten und nach den festlich getalgten Köpfen all der Leidtragenden. Die Sonne hatte geschienen bis diesen Nachmittag, als man den Toten in sein Grab versenkte. Blutroth leuchteten noch einzelne Buchen auf, und gnädig vergoldeten matte Strahlen die Oedigkeit des Herbstes. Nun aber wird es düster und kälter,

Digitized by Google

eisig fährt der Nordost um's Haus. Völlig kahl stehen die Birken am Hausthor, das in den Angeln knackst und kracht. Alles eilt Fenster und Thüren zu schließen. Obgleich von den anstrengenden Trauerceremonien ermüdet, ist Sned emsig daran, zu ordnen und zu säubern, strahlend und schön wie eine junge Rose.

Trübe Dämmerung senkt sich herab und Schneewolken ziehen auf. Behaglich sitzen der Doktor und der Pope rauchend nnd theetrinkend bei einander. In der Küche nehmen Wlas und Sned endlosen, aber heiteren Abschied auf kurze Zeit. Eine herrliche Zukunft liegt sonnig vor ihnen.

Die, erst rasch eingetretene Dunkelheit weicht nun einem eigenthümlich harten, kreidigen Licht. Leise und stetig fallen flaumige Flocken zur Erde, die schon weiß erglänzt. Der erste Schnee!

Von der Küche her, hört man Flüstern und das Geräusch zahlloser heißer Küsse. Der Doktor und der Pope sehen sich lächelnd an:

„Das ist gut so, ganz gut so," meint Letzterer, „alles der Reihe und der Ordnung nach!"

Digitized by Google

Aeußere und innere Gerechtigkeit.*)

Von **Maurice Maeterlinck.**

Ist die Gerechtigkeit ein Selbstverteidigungs- und Erhaltungstrieb der Menschheit? Ist sie die reinste Blüte unserer Vernunft, oder geht sie aus einer Anzahl von Gefühlskräften hervor, die so oft gegen die Vernunft Recht haben und im Grunde auch nichts anderes sind, als eine unbewußte und höhere Vernunft, welche die bewußte Vernunft fast immer mit Staunen anerkennt, wenn sie an die Punkte kommt, an denen diese guten Gefühle längst sahen, was sie noch nicht sah? Wovon hängt sie mehr ab, von unserem Charakter oder von unserem Verstande? Das sind keine müßigen Fragen, wenn es sich darum handelt, was zu thun ist, um seine ganze Kraft und Begeisterung in den Dienst dieser Gerechtigkeitsliebe zu stellen, welche das Centraljuwel der menschlichen Seele bildet. Alle Menschen lieben die Gerechtigkeit, aber es lieben sie nicht alle mit derselben feurigen, ungestümen und ausschließlichen Liebe. Es haben nicht alle dieselben Bedenken, dasselbe Zartgefühl, noch dieselbe Gewißheit. Man findet Wesen von sehr entwickeltem Verstande, deren Gefühl für das Rechte ungleich weniger zart und sicher ist, als bei manchen Wesen von sehr mittelmäßigem Verstande, und jener wenig bekannte und kaum näher zu bestimmende Teil unseres Wesens, den man Charakter nennt, ist von großem Einfluß darauf. Aber es ist schwer zu bewerten, was ein einfach rechtschaffener Charakter an mehr oder minder unbewußtem Verstande voraussetzt. Ueberdies kommt es vor allem darauf an, wie und auf welche Weise die Gerechtigkeitsliebe sich in uns mehren und läutern läßt; und eines steht in dieser Hinsicht fest: unser Charakter beginnt sich dem unmittelbaren Einfluß unseres guten Willens zu entziehen, wogegen unser Verstand ihm zum großen Teil unterworfen ist. Wir veredeln diesen Teil unserer Gerechtigkeitsliebe, der vom Charakter abhängt, also dadurch, daß wir ihn durch unseren Verstand hindurchgehen lassen, denn in dem Maaße, wie der Verstand sich erhebt und läutert, gelangt er auch zur Beherrschung, Läuterung und Umwandlung unserer Gefühle, Leidenschaften und Instinkte.

Aber suchen wir diese Liebe nicht mehr in einer Art von übermenschlicher

---

*) Dieser Essay bildet einen Bruchteil aus dem im künftigen Winter erscheinenden neuesten philosophischen Werke von Maurice Maeterlinck, das den Titel „Le Mystère de la Justice", „Das Mysterium der Gerechtigkeit", tragen wird. Es ist durch Friedrich von Oppeln-Bronikowski aus dem Manuskript übersetzt. D. R.

Digitized by Google

und oft unmenschlicher Unendlichkeit anzunehmen und ergründen zu wollen. Sie würde weder der Schönheit noch der Größe teilhaftig werden, die dieses Unendliche haben kann, sie würde nur unbestimmt, unzusammenhängend und unthätig sein wie jenes; wenn wir dagegen lernen, sie in uns zu finden und zu behorchen, in uns, wo sie wirklich vorhanden ist, wenn wir sehen, wie sie sich alle Errungenschaften unseres Geistes, alle Freuden und Leiden unseres Herzens zu Nutze macht, so werden wir bald heraus haben, was geschehen muß, um sie zu mehren und zu läutern.

* * *

Wenn unsere Aufgabe derart beschränkt ist, bleibt sie immer noch langwierig, schwierig und geheimnisvoll genug. Wie sollen wir es anfangen, die Gerechtigkeit in uns zu mehren und zu läutern? Wir wissen ungefähr, welchem Ideal wir entgegenzustreben haben, aber wie ungewiß, veränderlich und trügerisch ist dieses Ideal noch! Es erleidet Einbuße und Verzerrungen durch alles, was wir von der Welt nicht wissen, nicht wahrnehmen, was wir nur unvollkommen sehen, was wir nicht tief genug ergründen. Kein Ideal wird von heimtückischeren Gefahren bedroht, keines hängt von ungewöhnlicheren Außerachtlassungen und ebenso unwahrscheinlichen Irrthümern ab. Und darum sollten wir auch keines mit mehr Besorgnis, pietätvoller und leidenschaftlicher Wißbegier, mit mehr Vorsicht und mehr Sorgfalt umgeben. Was uns heute untadelig gerecht scheint, ist wahrscheinlich nur ein geringer Bruchteil dessen, was uns gerecht erscheinen würde, wenn wir auf einer anderen Stelle ständen. Es genügt, zu vergleichen, was wir gestern thaten und was wir heute thun; und was wir heute thun, wird uns voller Vergehen gegen Billigkeit, Mitleid und Liebe erscheinen, wenn es uns gegeben ist, uns noch mehr zu erheben und es mit dem zu vergleichen, was wir morgen thun werden. Es findet ein Ereignis statt, ein Gedanke klärt sich, eine Pflicht gegen uns selbst tritt deutlich hervor, eine unverhoffte Beziehung macht sich geltend: und der ganze Organismus unserer inneren Gerechtigkeit gerät ins Wanken und formt sich um. Wir mögen noch so wenig vorwärts kommen: es wäre uns unmöglich, noch einmal inmitten vieler Trübsale zu leben, deren unfreiwillige Ursache wir gewesen sind, unter gewissen Entmutigungen, die wir unwissentlich ausgesäet haben, und doch schien es uns, als sie um uns entstanden, daß wir Recht hätten, und wir vermeinten nicht, daß wir Unrecht hätten. Desgleichen sind wir heute mit unserem guten Willen zufrieden, wir sagen uns, daß durch unsere Schuld niemand weint und leidet, wir sind der Ueberzeugung, daß wir kein Lächeln ersticken, kein glückliches Flüstern unterdrücken, keine Minute des Friedens und der Liebe schmälern, und wir sehen vielleicht nicht die grenzenlose Ungerechtigkeit zu unserer Rechten oder Linken, die drei Viertel des Lebens bedeckt.

* * *

Digitized by Google

Ich las heute Morgen den dritten Band der prachtvollen Ueberſetzung von „Tauſend und eine Nacht“, die Dr. Mardrus uns geſchenkt hat. Hätte ich die Odyſſee, die Bibel, den Xenophon oder Plutarch geleſen, ſo hätte ich aus dieſen großen untergegangenen Kulturen die gleiche Lehre ſchöpfen können. Ich las alſo eine der ſchönſten Erzählungen der Sultanin Scheherezade, in der ſich das bewundernswerteſte, klarſte, eigenwüchſigſte, unabhängigſte, reichſte, blühendſte, verfeinerteſte, geiſtvollſte, Schönheits-, Glücks- und Liebestrunkenſte, und in gewiſſer Hinſicht der Wahrheit am nächſten kommende und wahrſcheinlichſte Leben abſchilderte, das die Menſchheit je geſehen hat. Seine moraliſche Kultur iſt in mehr als einem Belange ebenſo vollkommen, wie die materielle. Gerechtigkeitsgedanken von ſolcher Zartheit und Weisheitsregeln von ſolcher Tiefe, wie ſie unſere gröbere, weniger glückliche und weniger aufmerkſame Geſellſchaft nie mehr denkt oder aufſtellt, tragen hie und da dieſes unbeſchreibliche Glücksgebäude, wie Lichtſäulen, die das Licht tragen. Und doch ruht dieſes ganze Paradies von Glückſeligkeit, in dem das moraliſche Leben ſo geſund, ſo anmutig ernſt, ſo edel und thatkräftig iſt, wo die reinſte und frömmſte Gerechtigkeit alle Zerſtreuungen einer glückſeligen Menſchheit zügelt, auf einer derartigen Ungerechtigkeit, ringsum herrſcht eine ſo ungeheure, ſo tiefe und ſchauerliche Unbilligkeit, durch die ſelbſt der unſeligſte Menſch von heute ſich weigern würde hindurchzuſchreiten, um die edelſteinſchimmernde Schwelle zu erreichen, die daraus emportaucht. Aber keiner von den Bewohnern der Zauberwohnung ahnt ſie. Es ſcheint, als träten ſie nie an die Fenſter, oder wenn ſie ſie zufällig öffnen, wenn ſie zwiſchen zwei Feſtgelagen das ſie umgebende Elend ſehen und beklagen, ſo haben ſie doch keine Augen für eine andre, ungleich ungeheuerlichere und empörendere Ungerechtigkeit, als die Armut iſt: ich meine die Sklaverei, namentlich die Knechtſchaft der Frau, die, ſo hoch ſie ſtehen mag und ſelbſt in dem Augenblick, wo ſie mit guten und gerechten Männern ſpricht und ihnen die Augen über ihre zarteſten und edelſten Pflichten öffnet, immer nur ein Spielzeug iſt, das man kauft, wieder verkauft und in einer Anwandlung von Trunkenheit, Prahlerei oder Dankbarkeit an irgend einen widerlichen und barbariſchen Gebieter verſchenkt.

* * *

„Man erzählt“, ſagt Nozhatu, die ſchöne Sklavin, die hinter einem Vorhang von Perlen und Seide mit dem Prinzen Scharkan und den Weiſen des Reiches ſpricht, „man erzählt auch, daß der Khalif Omar eines Nachts mit dem ehrwürdigen Aslam Abu-Zeid ſpazieren ging. Und er ſah in der Ferne ein Feuer brennen und ging darauf zu, denn er glaubte, ſeine Gegenwart möchte dort nützlich ſein, und ſah ein armes Weib, das unter einem Kochtopfe Feuer anzündete, und daneben lagen zwei kleine ſchmächtige Kinder, die kläglich ſeufzten. Und Omar ſprach: „Frieden ſei mit Dir, o Weib! Was ſchaffſt Du da allein in Nacht und Kälte?“ Und das Weib antwortete: „Herr, ich koche ein wenig Waſſer, um es meinen Kindern zu trinken zu geben, denn ſie ſterben vor Hunger und Kälte; aber eines Tages wird Allah vom Khalifen Omar Rechenſchaft über das Elend fordern, darinnen wir leben.“ Und der Khalif, der verkleidet war, ward durch

Digitized by Google

dieses Wort tief gerührt und sagte: „Aber glaubst Du denn, o Weib, daß Omar dein Elend kennt, wenn er es nicht lindert?“ Sie antwortete: „Warum ist Omar denn Khalif, wenn er vom Elend seines Volkes und eines jeden seiner Unterthanen so garnichts weiß?“ Da schwieg der Khalif und sagte zum Aslam Abu-Zeid: „Schnell, gehen wir!“ Und er ging sehr schnell, bis er zum Haushalter seines Palastes kam, und ging in die Vorratsräume und zog einen Sack Mehl unter den Mehlsäcken hervor und einen Krug voll Hammelfett, und sprach zu Abu-Zeid „Hilf mir das auf meinen Rücken laden, o Abu-Zeid.“ Aber Abu-Zeid wehrte ihm und sprach: „Laß es mich selbst auf meinem Rücken tragen, o Emir der Gläubigen!“ Er antwortete ruhig: „Aber würdest Du denn auch die Last meiner Sünde tragen, o Abu-Zeid, am Tage der Auferstehung?“ Und er nötigte Abu-Zeid, ihm den Sack mit Mehl und den Krug mit Hammelfett auf den Rücken zu laden. Und der Khalif ging schnell, trotzdem er also beladen war, bis er zu der armen Frau kam; und er nahm von dem Mehl und dem Fett und that es in den Tiegel über dem Feuer und bereitete dieses Mahl mit seinen eigenen Händen, und bückte sich selber über das Feuer, um es anzublasen, und da er einen sehr großen Bart hatte, drang der Holzqualm durch die Lücken seines Bartes. Und als das Mahl bereitet war, bot Osmar es dem Weib und den kleinen Kindern dar, welche davon aßen, bis sie satt waren, und Omar kühlte es, indem er darauf blies. Dann ließ Omar ihnen den Sack mit Mehl und den Krug voller Fett, und als er ging, sprach er zu Abu-Zeid: „O Abu-Zeid, jetzt wo ich das Feuer gesehen habe, hat sein Licht mich erleuchtet.“

„Aber, o König,“ sagt etwas weiter eine der fünf gedankenvollen Jungfrauen zu einem sehr weisen König, dem man sie verkaufen will, „aber, o König, wisse, daß die schönste That die selbstloseste ist. In Israël sollen zwei Brüder gewesen sein, und einer der Brüder sagte eines Tages zum anderen: „Welches ist die schrecklichste That, die Du je gethan hast?“ Da antwortete jener: „Es ist diese. Als ich eines Tages an einem Hühnerhof vorbeikam, streckte ich die Hand aus und ergriff eins der Hühner. Und als ich es erwürgt hatte, warf ich es wieder in den Hühnerhof. Das ist das schrecklichste Ereignis meines Lebens. Aber Du, o mein Bruder, was hast Du Sonderliches gethan?“ Der Bruder antwortete: „Ich richtete ein Gebet an Allah und bat ihn um eine Gunst. Denn das Gebet ist nur dann schön, wenn es ein einfacher Aufschwung der Seele gen Himmel ist.“

„Lerne Dich selbst erkennen,“ fährt eine ihrer Gefährtinnen fort, die Gefangene und Sklavin ist, wie sie. „Lerne Dich selbst kennen, und dann erst handle! Und dann erst handle nach allen Deinen Wünschen, aber gieb acht, daß Du Deinen Nachbarn nicht verletzest!“

* * *

Unsere heutige Moral hätte dieser letzten Formel nichts hinzuzufügen und besitzt keine erschöpfendere Vorschrift. Höchstens könnte sie den Begriff des „Nachbarn“ erweitern, erhöhen und verallgemeinern, und ebenso den Sinn des Wortes „verletzen“ verfeinern, gewissenhafter und eindrucksvoller machen. Aber dieses

Digitized by Google

Buch, in dem sich diese Worte finden, ist bei allen diesen höchsten Blüten der Weisheit doch ein Denkmal von Schrecken, Blut, Thränen, Despotismus und Sklaverei. Und die, welche sie aussprechen, sind Sklavinnen. Ein Händler kauft sie, ich weiß nicht wo, und verkauft sie wieder an ein altes Weib, das sie in Dichtkunst, Philosophie und aller Weisheit des Orients unterweist oder unterweisen läßt, damit sie eines Tages würdige Gaben für einen König sein können. Und wenn diese Erziehung vollendet ist und die Schönheit und Weisheit dieser Opfer die Bewunderung aller erregt, die ihnen nahe kommen, bietet die geschäftige und weitblickende Alte sie wirklich einem sehr gerechten und sehr weisen König an. Und wenn der sehr gerechte und sehr weise König ihnen die Jungfräulichkeit genommen hat und nach anderer Liebe verlangt, schenkt er sie wahrscheinlich (ich habe den Verlauf der Erzählung nicht mehr genau in der Erinnerung, aber es ist dies das unveränderliche Schicksal aller Frauen in diesen wundervollen Sagen) seinen Vezieren, und diese Veziere tauschen sie gegen ein Balsamgefäß oder einen kostbaren Gürtel um, wenn sie sie nicht gar verschicken, damit sie den Begierden und Lüsten eines mächtigen Beschützers oder eines widerwärtigen, aber gefürchteten Rivalen dienen. Und sie, die ihr Gewissen befragen und in dem der anderen lesen, sie, die den größten und schönsten Moral- und Gerechtigkeitsproblemen der Völker und Individuen nachhängen, sie werfen keinen einzigen Blick auf ihr eigenes Loos und ahnen keinen Augenblick etwas von der unerhörten Ungerechtigkeit, deren Opfer sie sind. Und alle, die sie hören, lieben, bewundern und verstehen, ahnen es eben so wenig. Und wir, die wir uns darüber wundern und auch über Gerechtigkeit, Güte, Mitleid und Liebe nachdenken, wir können nicht wissen, ob unsere sozialen Verhältnisse den Nachlebenden nicht einst ein ebenso unerquickliches Schauspiel bieten werden.

* * *

Es wird uns schwer, uns vorzustellen, was die ideale Gerechtigkeit ist und sein muß, denn alle unsere Gedanken, die sich zu ihr erheben, finden in der Ungerechtigkeit, in der wir leben, ein Bleigewicht. Wir kennen die Gesetze und die neuen Beziehungen nicht, die sich offenbaren werden, wenn es keine Ungleichheit und kein Unglück mehr giebt, das den Menschen zur Last fällt, und nach dem Prinzip der Entwicklungsethik jeder „die guten oder schlimmen Resultate seiner eigenen Natur und der sich aus ihr ergebenden Consequenzen" sammeln wird. Gegenwärtig ist es nicht so, und man kann sagen, daß „der Zusammenhang zwischen der Lebensführung und ihren Folgen" (nach der Spencer'schen Formel) für die Gesammtheit der Menschen und auf materiellem Gebiet sich nur auf lächerliche, willkürliche und ungerechte Weise kundgiebt. Ist es nicht eine Vermessenheit zu hoffen, daß unsere Gedanken gerecht seien, wenn der Körper eines jeden tief in der Ungerechtigkeit steckt? Und da ist keiner, der nicht darin steckte, um daran zu leiden oder seinen Vorteil daraus zu ziehen, keiner, dessen Bemühungen nicht zu viel oder zu wenig erreichen, keiner, der nicht privilegirt oder zurückgesetzt ist. Wir können versuchen, unsern Geist von dieser eingefleischten Ungerechtigkeit loszumachen, jenem allzu hartnäckigen Ueberreste der „untermenschlichen Moral", welche die primitive „Heerde" nötig hat. Aber es ist verkehrt zu glauben, daß er die-

Digitized by Google

selbe Kraft, Unabhängigkeit und Hellsichtigkeit haben, daß er zu denselben Ergebnissen kommen wird, wie wenn diese Ungerechtigkeit nicht wäre. Es ist immer nur ein sehr kleiner, sehr furchtsamer und unsicherer Teil des menschlichen Denkens, dem es gelingt, sich über die Realität hinauszuschwingen. Das menschliche Denken vermag viel, es hat mit der Zeit zu erstaunlichen Verbesserungen in Dingen der Art oder Rasse geführt, die vordem unabänderlich schienen. Aber sobald es über eine geplante oder erhoffte Umwandlung nachdenkt, unterliegt es doch immer wieder dem Einfluß und der Art zu sehen, zu fühlen und zu denken, Dessen, was es eben ändern möchte. Es ist weit mehr befähigt, das, was war, zu erklären, zu beurteilen und in Verbindung zu bringen, als das, was zwar schon vorhanden, aber noch unsichtbar ist, zu fördern, zu nähren und aufzudecken, und es ist selten, daß es die Zukunft voraussieht oder etwas sehr Heilsames, Mögliches und Dauerndes hervorbringt, wenn es sich in das noch Ungeborene hineinwagt. Darum trägt es auch den Stempel des sozialen Zustandes, in dem wir leben. Es giebt zu viel Ungerechtigkeit ringsum, als daß wir uns eine hinreichende Vorstellung von der Gerechtigkeit machen und mit der nötigen Aufrichtigkeit, Freiheit und Friedfertigkeit an sie denken könnten. Um sie erfolgreich zu erforschen und erfolgreich von ihr zu sprechen, müßte sie das sein, was sie sein könnte: eine untadelige, wahre und sichtbare Macht. Aber wir müssen bis heute damit vorlieb nehmen, ihren unbewußten, geheimen und gewissermaaßen unfühlbaren Wirkungen nachzuspüren. Wir betrachten die Gerechtigkeit thatsächlich vom Gestade der menschlichen Ungerechtigkeit aus und der Anblick des hohen Meeres unter dem endlosen und unverletzlichen Himmelsgewölbe eines makellosen Gewissens ist uns noch unbekannt. Zum mindesten müßten die Menschen in ihrem eigensten Bereich ihr Möglichstes gethan haben, um das Recht zu erlangen, weiter zu gehen und anderen Dingen nachzuforschen; und ihre Gedanken würden wahrscheinlich klarer sein, wenn ihr Gewissen ruhiger wäre.

* * *

Und dann lähmt ein großer Vorwurf unsern Eifer, besser zu werden, mehr zu verzeihen, zu lieben und zu verstehen. Was nützt es, wenn wir unser Gewissen läutern, unsere Gedanken adeln und uns bemühen, unserer Umgebung das Leben leichter und annehmlicher zu machen: das alles ist nach außen hin fast wirkungslos, das kommt nicht einmal über unsre Schwelle hinaus, und sobald wir die Wohnung unseres Innersten verlassen, merken wir, daß wir nichts gethan haben, daß sich auch garnichts thun läßt, und daß wir wohl oder übel an der großen namenlosen Ungerechtigkeit teilhaben. Ist es nicht zum Lachen, die zartesten und edelsten Probleme des Gewissens bei sich zu lösen, den Schatten eines trüben Gedankens furchtsam fernzuhalten, sich in seinen vier Wänden zu jeder Tagesstunde edel, einfach, treu, redlich, mitleidig und makellos zu benehmen, und in dem nämlichen Augenblicke, ohne daß es möglich wäre, das Gegenteil zu thun, alles Mitleid, alle Billigkeit und alle Liebe zu vergessen, sobald wir auf die Straße gehen oder andere Menschen treffen, als die, deren Gesicht uns vertraut geworden ist? Wohin kommt alle Würde und Redlichkeit bei diesem doppelten Leben, das diesseits unserer Schwelle weise, menschlich, hochstehend, besonnen, und jenseits gleichgiltig, instinktiv

Digitized by Google

und erbarmungslos ist? Wir brauchen nur weniger zu frieren, besser gekleidet und genährt zu sein, als der vorübergehende Arbeiter, wir brauchen uns nur irgend etwas nicht unbedingt Nötiges gekauft zu haben — es kommt im Grunde genommen doch auf dasselbe hinaus, wie der primitive Gewaltakt des Starken, der den Schwachen ohne Bedenken ausplündert. Wir genießen nicht einen Vorteil, der nicht, wenn man näher zusieht, das Ergebnis eines — vielleicht sehr alten — Mißbrauches der Macht, einer unbekannten Gewaltthat, einer vergessenen List ist, die wir wieder erneuern, indem wir uns zu Tische setzen, müssig durch die Stadt spazieren, und uns des Abends in ein Bett legen, das unsere Hände nicht gemacht haben. Und was ist schließlich der Umstand, daß wir besser und mitleidiger sind, daß wir milder und brüderlicher über das Unrecht urteilen, dem die Andern zum Opfer fallen, was ist das schließlich anders, als die reifste Frucht der großen Ungerechtigkeit?

* * *

Ich weiß wohl, man darf diese Bedenken nicht zu weit treiben, es würde dies nur zu höchst nutzlosen Entrüstungen führen, die der Gattung, deren mächtige und gesegnete Langsamkeit man achten muß, vielleicht verhängnisvoll werden könnten. Oder es führte wieder zu irgend welchen mystischen und thatlosen Verzichtleistungen, die den offenkundigsten und unveränderlichsten Willensregungen des Lebens feindlich sind. Es giebt hier Gesetze, die man für unabänderlich erklärt, aber man thut dies schon mit weniger Gewißheit. Insofern hat die Stellung des Weisen und Gerechten sich gewiß geändert. Mark Aurel, dessen Seele in ihrem Mitgefühl wahrscheinlich edler, in ihrer Eindrucksfähigkeit vielleicht weiser, in ihrer Gewissenhaftigkeit vielleicht reiner gewesen ist und nach Gerechtigkeit mehr gedürstet hat, als je eine, fragt sich nicht, was außerhalb des wunderbaren kleinen Lichtkreises geschieht, in den seine Tugend, sein Gewissen, sein Mitleid und seine göttliche Sanftmut seine Anverwandten, Freunde und Diener hüllt. Ringsum, das weiß er gut genug, herrscht die bodenlose Ungerechtigkeit. Aber diese Ungerechtigkeit kümmert ihn nicht. Sie ist das notwendige, geheimnisvolle und geheiligte Meer, das ungeheure Wirkungsbereich der Götter, des Verhängnisses und der unbekannten, unverantwortlichen, unbeugsamen und unerschütterlichen höheren Gesetze. Sie entmutigt ihn durchaus nicht, im Gegenteil giebt sie ihm Sicherheit, Selbstbesinnung und Erhebung, wie eine Flamme höher strebt, wenn sie sich nicht zu sehr ins Breite dehnt, oder wenn sie ganz allein in der Nacht aufflammt und die Finsternis sie doppelt leuchten läßt. Es ist ihm nicht gegeben, an dem Schicksalsschluß zu rütteln, daß die große Mehrzahl in Niedrigkeit, Elend und Knechtschaft leben soll. Er unterwirft sich ihm nicht ohne Schwermut, aber voller Vertrauen auf unvordenkliche und unwiderrufliche Gesetze, und das ist gleichfalls ein Akt des Mitleids und der Tugend. Er schließt sich in sich selbst ein und wird größer, menschlicher und gerechter in einem unbeweglichen und lichtlosen leeren Raume. Und von Jahrhundert zu Jahrhundert haben die Weisen und Guten denselben eng begrenzten und verschlossenen Eifer gehegt. Mehr als ein unerschütterliches Gesetz hat seinen Namen gewechselt, aber seine unendliche Macht ist die gleiche geblieben, und sie sehen es mit derselben entsagenden und beruhigten Schwermut an. Aber

Digitized by Google

was sollen wir thun? Wir wissen, daß es keine notwendige Ungerechtigkeit mehr giebt. Wir sind in das Gebiet der Gottheit, des Schicksals und der unbekannten Gesetze eingedrungen. Vielleicht verbleiben ihnen Krankheit, Unfall, Sturm, Blitz und die meisten Mysterien des Todes, wir sind soweit noch nicht vorgedrungen, aber soviel ist gewiß: Armut, aussichtslose Arbeit, Elend, Hunger und Knechtschaft sind ihnen entrissen. Wir sind ihre Urheber, ihre Erhalter und ihre Verteiler. Sie sind unsre persönlichen, furchtbaren, wohl begründeten Plagen, und die Leute werden immer seltener, die ernstlich glauben, daß eine übermenschliche Macht sie hervorruft. Das heilige und unbefahrbare Meer, daß die Zufluchtsstätte des in sich gekehrten Denkers und Gerechten von ehedem umschloß und rechtfertigte, besteht nur noch in unseren Erinnerungen. Heute würde Mark Aurel nicht mehr mit derselben Heiterkeit sagen: „Sie suchen Zufluchtsorte, ländliche Hütten, Meeresgestade, Berge: und auch Du überlässest Dich gewöhnlich dem heftigen Verlangen nach gleichen Gütern. Aber so handeln nur Unwissende und Ungeschickte, denn Du kannst Dich zu jeglicher Stunde, wo Du willst, in Dich selbst zurückziehen. Nirgends findet der Mensch eine ruhigere, durch weltliche Sorgen weniger gestörte Zufluchtsstätte, als in seiner Seele, besonders, wenn man jene Dinge in sich hat, deren Betrachtung genügt, um uns sofort jene völlige Ruhe zu schenken, die mir nichts andres als eine vollkommene Ordnung unserer Seele zu sein scheint."

Heute handelt es sich um mehr, als um die Ordnung der Seele, oder besser, es handelt sich darum, alle die Dinge darin zu ordnen, die sich in Mark Aurels Tagen noch nicht in ihr befanden, — d. h. dreiviertel des menschlichen Unglücks — und die aus unantastbaren, unerforschlichen, unbeweglichen Schicksalsschlüssen zu wirklichen, erklärlichen, dringenden Menschenfragen geworden sind.

* * *

Damit soll nicht gesagt sein, daß man dieses Verlangen nach „Ordnung", das die alten Weisen hatten, aufgeben solle. Wir haben die absolute „Ordnung", die sie in ihrer entschuldbaren Selbstsucht fanden, nicht mehr zu gewärtigen, aber wir können auf eine bedingte und vorläufige Ordnung wohl hoffen. Mit dieser „Ordnung" ist das letzte Wort in der Moral noch nicht gesprochen, aber es ist darum nicht minder unerläßlich, gegen sich selbst wie gegen seine Anverwandten, Freunde, Nachbaren und Knechte so gerecht wie möglich zu sein. Denn von der Stunde an, wo wir gegen diese und in unserm Gewissen vollkommen gerecht sind, werden wir erkennen, daß wir gegen die, welche nicht unsere Verwandten, Freunde, Nachbaren und Knechte sind, sehr ungerecht handeln, wenn anders wir das Recht besitzen, Knechte zu haben. Wie wir aber in praxi gerechter gegen sie sein sollen, das wissen wir noch nicht, wofern wir unsre Zuflucht nicht zu jenen heroischen Entsagungen nehmen wollen, die zu wenig einstimmig sind, als daß sie etwas zu Stande brächten, und auch wohl gegen die tiefsten Gesetze der Natur verstoßen, als welche die Entsagung in allen ihren Formen, ausgenommen die der Mutterliebe, verwirft.

Diese praktische Gerechtigkeit ist also das Geheimnis der Gattung. Die Gattung hat mehrere solche Geheimnisse, die sie eines nach dem andern offenbart, und dies in den wahrhaft kritischen Augenblicken der Geschichte; und die Maaß-

Digitized by Google

regeln, mit denen sie unüberwindliche Schwierigkeiten beseitigt, sind fast immer unerwartet und von erstaunlicher Einfachheit. Vielleicht ist die Stunde gekommen, wo sie wieder spricht. Hoffen wir es, ohne unsere Hoffnung zu übertreiben, denn wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß es noch weithin ist, bis die Menschheit aus der Periode der „geopferten Geschlechter" heraus kommt. Die Geschichte kennt bisher keine andren, und es ist möglich, daß alle Geschlechter sich bis an das Ende der Zeiten für geopfert halten werden. Nichtsdestoweniger läßt sich nicht leugnen, daß die Opfer, so ungerecht, unnütz und unzählig sie auch noch sein mögen, doch immer weniger unmenschlich und unvermeidlich werden, daß sie unter Gesetzen stattfinden, die immer besser bekannt werden und sich immer mehr denen nähern, die eine höhere Vernunft annehmen könnte, ohne erbarmungslos zu sein.

* * *

Aber das muß man sagen: die „Ideen" der Gattung sind von einer majestätischen und Furcht einflößenden Langsamkeit. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis die Menschen es aufgaben, sich zu fliehen oder anzugreifen, wenn sie sich am Eingang ihrer Höhlen trafen, bis sie erkannten, daß es in ihrem Interesse lag, sich einander zu nähern, sich zusammenzuthun und gemeinsam gegen die ungeheuren Feinde der Außenwelt zu verteidigen. Außerdem sind die „Ideen" der Gattung oft sehr verschieden von denen, die der weiseste Einzelmensch haben könnte. Sie scheinen unabhängig, aus sich selbst heraus zu wachsen, und stützen sich oft auf Thatsachen, deren Spur man in der bewußten Vernunft ihrer Entstehungsepoche nicht vorfindet; und es ist für den Moralisten oder Soziologen nichts so niederdrückend und beunruhigend, als sich sagen zu müssen, daß all sein heißes Bemühen, all sein Denken, all seine Vernunftsschlüsse vielleicht nicht im Stande sind, die Entscheidungen der großen, namenlosen Masse, die ihrem unerkennbaren Ziele Schritt für Schritt entgegengeht, nur um eine Stunde zu beschleunigen oder um ein Haar zu verändern. . .

* * *

Es ist lange her, so lange, daß die Wissenschaft es sofort bestätigt hat, als sie aus dem Erdinnern, den Gletschern und Höhlen hervorkam und sich nicht mehr Geologie, sondern Geschichte der Menschheit nannte, es ist lange her, daß die Menschheit eine Krise durchmachte, die der, welcher sie jetzt entgegengeht, oder in der sie sich schon befindet, in manchen Stücken gleich ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie ganz anders tragisch, unlösbar und verhängnisvoll erschien. Man kann sogar sagen, die Menschheit hat bisher keine gefährlichere und entscheidendere Stunde durchlebt, keine Periode, wo sie ihrem Untergange so nahe war; und wenn wir heute noch leben, so danken wir das augenscheinlich dem unverhofften Ausweg, der die Rasse in dem Augenblick rettete, wo die Plage, die just durch den menschlichen Verstand und alles Beste und Unwiderstehlichste im menschlichen Gerechtigkeitsgefühl großgezogen war, das heroische Gleichgewicht zwischen der Lebenslust und der Möglichkeit zu leben auf immer zu vernichten begann.

Ich meine die Gewaltthaten, den Raub und Todschlag, die in den ersten mensch-

Digitized by Google

lichen Gesellschaftsbildungen mit Notwendigkeit entstanden. Sie waren wahrscheinlich grauenhaft und mußten den Bestand der Rasse ernstlich in Frage stellen, denn das Bedürfnis nach Gerechtigkeit nimmt zuerst die furchtbare nnd sozusagen epidemische Gestalt der Rache an. Es ist klar, daß die Rache, sich selbst überlassen, und mit jedem Falle sich vervielfältigend, die Rache als die Folge von Rache an der Rache, wo nicht die ganze Menschheit, so doch alles, was Energie, Stolz und Gerechtigkeitsgefühl unter den ersten Menschen besaß, verschlungen hätte. Nun aber tritt bei fast allen barbarischen Völkern, ebenso wie bei den meisten wilden Stämmen, wo sich dies heute noch beobachten läßt, ein gewisser Augenblick ein — und dies ist gewöhnlich der Augenblick, wo die Waffen des Stammes wahrhaft mörderisch werden — wo die Rache meistenteils bei einer sonderbaren Sitte stehen bleibt, die man „das Wergeld" oder den „Preis des Totschlages" genannt hat, und welche dem Schuldigen erlaubt, sich aus der Rache der Freunde und Verwandten des Opfers freizukaufen, indem er eine zunächst willkürliche, später genau festgesetzte Entschädigung zahlt.

Wenn man es recht besieht, so ist in der ganz heroischen, ganz dem ersten Impuls hingegebenen Geschichte der jugendlichen Völker nichts sonderbarer, unerwarteter, als die etwas geschäftsmäßige, etwas zu langmütige Erfindung dieser fast allgemeinen Sitte. Soll man sie der Vorsorglichkeit der Führer zuschreiben? Aber man findet sie auch dort wieder, wo von Autorität eigentlich noch keine Rede ist. Ist sie den Greisen, Denkern, Weisen der ersten menschlichen Gesellschaften zuzuschreiben? Das ist ebenso unwahrscheinlich. Es ist dies ein Gedanke, der zugleich niedriger und höher ist, als ein Gedanke, den ein einzelnes Genie, ein Prophet, in barbarischen Zeitaltern hätte fassen können. Der Weise, der Prophet, das Genie, namentlich das wild wachsende Genie, sind viel eher geneigt, die großmütigen und heroischen Hänge des Stammes und der Zeit, der sie angehören, noch zu übertrumpfen. Dieses furchtsame und fast hinterlistige Zaudern vor einer natürlichen und fast geheiligten Rache, dieses recht häßliche Markten mit Freundschaft, Treue und Liebe, hätten ihnen eher widerstehen müssen. Und ist es andererseits wohl wahrscheinlich, daß sie sich hoch genug über die unmittelbarsten Pflichten stellen konnten, um die edleren und unstreitigeren Pflichten zu erblicken, jenes höhere Interesse des Stammes und der Rasse, jenen geheimnisvollen Lebenswillen, den die Weisesten der Weisen auch heute noch erst nach einem tiefen und schmerzhaften Kampfe, nach einem Siege über ihre Einzelvernunft und über ihr Herz, zu erblicken und zu rechtfertigen pflegen?

Nein, nicht das menschliche Denken hat diese Lösung gefunden, im Gegenteil war es die Unbewußtheit der Masse, die sich gegen Gedanken wehren mußte, die zu individuell, zu rein menschlich waren, als daß sie sich den unabweislichen Forderungen des Lebens auf dieser Erde hätten anpassen lassen. Die Art ist außerordentlich gelehrig und ausdauernd. So lange und so weit sie kann, trägt sie die Bürde, die ihr die Vernunft, das Trachten nach dem Besten, die Einbildungskraft, die Leidenschaften, Laster, Tugenden und Gefühle auferlegen, die den Menschen eigen sind. Aber in dem Augenblick, wo diese Bürde wirklich verhängnisvoll und verderblich wird, schüttelt sie sie gleichgiltig ab. Sie fragt nicht nach den Mitteln, sie wählt das nächstliegende, praktischeste, einfachste, und ist anscheinend überzeugt, daß ihre Idee die gerechteste und beste ist. Nun aber hat sie nur eine Idee: zu leben, und diese Idee überwindet im Ganzen genommen allen Heroismus und alle

Digitized by Google

noch so bewundernswerten Träume, welche die abgeschüttelte Bürde vielleicht in sich schloß.

Geben wir es nur zu: in der Geschichte der menschlichen Vernunft sind die Gedanken, die sich am höchsten erheben, nicht immer die gerechtesten oder größten. Es ist mit den Gedanken der Menschen ein wenig so, wie mit den Wasserstrahlen, die nur darum so hoch springen, weil sie eingeschlossen sind und aus einem sehr engen Mundloch ausströmen. Wenn das Wasser aus dem Mundloch hervorspringt, so kann man glauben, es stiege himmelan und verachtete den großen, unbeweglichen und endlosen Wasserspiegel, der sich unter ihm dehnt. Und doch ist man im Irrtum; der große Wasserspiegel hat Recht. Er erfüllt ruhig, in anscheinender Unbeweglichkeit und unthätigem Schweigen, die ungeheure normale Aufgabe des wichtigsten Elementes auf unserer Erde, und der Wasserstrahl ist nur eine sonderbare Ausnahmeerscheinung und fällt bald wieder zurück zu der allgemeinen Aufgabe. Er hat nicht etwa Unrecht, daß er sich erhebt, er gehorcht auch einem tiefen Naturgesetz, aber er hätte Unrecht, wenn er glaubte, daß er größer ist, als der große Wasserspiegel, weil er sich einen Augenblick über seine Fläche erhebt. Das, was er gesehen hat, kehrt unmittelbar wieder zu dem zurück, was er zu übersehen vermeint hat. Für uns ist die Art der große Wasserspiegel, der immer recht hat, selbst vom Standpunkte des höheren Menschen aus, den sie bisweilen über sich hinauszuheben scheint. Sie umfaßt den weitesten Begriff, der alle anderen enthält und Zeit und Raum ins Unendliche umspannt. Und erkennen wir nicht von Tag zu Tag klarer, daß der weiteste Begriff auf jedem beliebigen Gebiete zuletzt doch der vernünftigste, weiseste, gerechteste und auch der schönste ist?

* * *

Man fragt sich bisweilen, ob es nicht besser wäre, wenn die Geschicke der Menschheit von den höheren Menschen, den großen Weisen, geleitet würden als durch den Instinkt der Art, der stets so langsam und oft so grausam ist.

Ich glaube, man kann heute auf die Frage nicht ebenso antworten, wie man es früher gethan hätte. Es wäre ganz gewiß sehr gefährlich gewesen, wenn man die Geschicke der Art einem Platon, Mark Aurel, Shakespeare oder Montesquieu anvertraut hätte. In den schlimmsten Stunden der französischen Revolution lag das Schicksal des Volkes einen Augenblick in den Händen von wirklichen Weisen und recht guten Philosophen, denn Robespierre und St.-Just waren weise, tugendhaft, voll edler Gedanken und lauterer Absichten. Aber es ist außer Zweifel, daß die Eigenschaften des Genies, des Denkers und Philosophen, mit einem Wort, des großen Weisen, sich von Grund aus geändert haben. Er ist nicht mehr spekulativ, utopistisch oder ausschließlich intuitiv. In der Politik wie in der Philosophie und Litteratur und in allen Wissenschaften ist er mehr und mehr beobachtend und immer weniger intuitiv geworden. Er folgt, er sieht, er forscht, er versucht zu organisiren, was ist, statt daß er vorangeht, errät und zu schaffen sucht, was noch nicht ist oder nie sein wird. Und darum ist er vielleicht mehr geeignet, ein Machtwort zu reden, und es wäre vielleicht weniger gefährlich, wenn er unmittelbar ins Leben eingriffe. Gewiß wird man ihm nicht mehr freie Hand lassen, als früher, vielleicht sogar weniger, denn da er umsichtiger und durch seine beschränkten Ge-

Digitized by Google

wißheiten weniger verblendet ist, wird er weniger verwegen, weniger diktatorisch und unbedingt sein. Es ist trotzdem möglich, daß er in natürlichem Einklange mit dem Genius der Art, den er sich zu beobachten begnügt, nach und nach an Einfluß gewinnen wird, sodaß es im letzten Grunde auch hier die Art ist, die Recht behält und entscheidet, denn sie leitet den, der sie beobachtet, und folgt, indem sie diesem Leiter folgt, im Grunde nur ihrem eignen unbewußten und gestaltlosen Willen, den er in Form und Bewußtsein umsetzt.

* * *

Inzwischen, bis die Art den neuen, notwendigen Ausweg findet, — und sie wird ihn ohne Mühe finden, wenn die Gefahr ernst genug wird — scheint es fast, als ob sie ihn schon gefunden hätte und als ob er zu dieser Stunde bereits einen Teil unseres Geschickes umwandelte, ohne daß wir von seinem Vorhandensein etwas ahnen. Inzwischen, und während wir in der Außenwelt wirken, als ob das Heil unserer Brüder einzig und allein von unserem Wirken abhinge, ist es uns ganz wie den alten Weisen verstattet, zuweilen in uns selbst zu gehen. Vielleicht finden wir in unserem Innern auch „eines jener Dinge, deren Betrachtung genügt," um uns augenblicklich, wenn auch nicht die vollkommene Ruhe, so doch eine unzerstörbare Hoffnung zu schenken. Wenn die Natur uns nicht gerecht erscheint, wenn uns nichts zu der Behauptung berechtigt, daß eine höhere Macht, oder die Vernunft des Weltalls, hier oder in einer anderen Welt und nach den Gesetzen unseres Gewissens, oder nach anderen Gesetzen, die wir eines Tages gutheißen werden, Lohn oder Strafe austeilt, wenn ferner zwischen Mensch und Mensch, d. h. in den Beziehungen zu unsresgleichen, die Gerechtigkeit immer noch unvollkommen, den Irrtümern des Verstandes, den Ränken unseres persönlichen Interesses unterworfen ist und noch tief in den schlechten Gewohnheiten eines „untermenschlichen" sozialen Zustandes steckt, so ist es doch gewiß, daß jeder einzelne von uns auf dem Grunde seines inneren Lebens ein Bild dieser unsichtbaren, unzerstörbaren und unfehlbaren Gerechtigkeit bewahrt, die wir im Himmel, im Weltall und in der menschlichen Gesellschaft vergeblich gesucht haben. Sie entzieht sich freilich den Blicken der andren Menschen und oft selbst unserem eigenen Bewußtsein, aber weil sie verborgen und unantastbar ist, so bleibt ihr Wirken darum doch nicht minder tief menschlich und von Grund aus wirklich. Anscheinend prüft und hört sie alles, was wir denken, sagen und in der äußeren Welt anstreben, und wenn dem allem etwas guter Wille und Aufrichtigkeit zu Grunde liegt, so wandelt sie es in eine Summe sittlicher Kräfte um, die unser Innenleben erleuchten und erweitern und uns helfen, noch besser zu denken, zu sagen und anzustreben, was in Zukunft sein wird. Sie vergrößert und verringert unsere Reichtümer nicht, sie wendet weder Krankheit noch Blitz ab, sie verlängert das Leben eines angebeteten Wesens nicht; aber wenn wir gelernt haben, zu lieben und nachzudenken, mit andern Worten, wenn wir unsere Pflicht gegen den Geist ebenso gethan haben, wie gegen das Herz, so erhält sie auf dem Grunde unsres Geistes und unsres Herzens eine Einsicht und eine vielleicht nicht mehr in Illusionen lebende, aber edle und unerschöpfliche Zufriedenheit, und eine Würde des Daseins, die hinreichend ist, unser Leben zu fristen, wenn die Schätze verloren sind, Krank-

Digitized by Google

heit oder Blitz getroffen haben und das angebetete Wesen auf immer aus unsern Armen entschwunden ist.

Ein guter Gedanke, eine gute That geben unserem Herzen den Lohn, den es mangels eines Weltenrichters und einer sittlichen Weltordnung von den Dingen der Außenwelt nicht zu erwarten hatte. Das Glück, das sie aus der Außenwelt nicht hervorzaubern konnte, bemüht sie sich, in uns selbst hervorzurufen, und erfüllte die Seele um so mehr, je mehr es ihr an äußeren Zuflüssen fehlt. Sie schafft einer wachsenden Einsicht und Liebe, einem wachsenden Frieden Raum. Sie vermag nichts auf die Naturgesetze, aber alles auf die Gesetze, die das glückliche Gleichgewicht eines menschlichen Gewissens bedingen. Und dies trifft für alle Stufen des Gedankens wie für alle Stufen der That zu. Der Arbeiter, der sein bescheidenes Dasein als Familienvater in redlicher Weise lebt und seiner Arbeitspflicht in derselben Weise genügt, und ein Mensch, der in moralischem Heroismus ausharrt, stehen gewiß in großem Abstand von einander. Und doch leben und handeln sie auf demselben Plan und stehen beide auf demselben redlichen, ernsten und tröstlichen Boden. Gewiß hat das, was wir sagen und thun, großen Einfluß auf unser materielles Glück, aber selbst das materielle Glück genießt der Mensch doch nur mit seinen geistigen Organen dauernd und gründlich. Und darum hat unser Denken noch mehr Belang. Aber worauf es bei der Art und Weise, wie wir die Freuden und Leiden des Lebens aufzunehmen wissen, noch mehr ankommt, das ist der Charakter, die Geistesverfassung, der moralische Zustand, den unser Denken, Thun und Sagen in uns hervorgerufen hat. Hier zeigt sich eine wunderbare Gerechtigkeit, und der Einklang zwischen dem dauernden guten Willen des Herzens und Geistes und dem inneren Glück unserer moralischen Wesenheit ist umso notwendiger und vollkommener, als dieses Glück nichts anders ist, als das Antlitz des guten Gedankens und Gefühls, das uns selbst entgegenstrahlt. Hier findet sich thatsächlich jenes geistige und moralische Band zwischen Ursache und Wirkung, das wir in der Außenwelt vergeblich gesucht haben, und in den moralischen Dingen giebt es wirklich eine Gerechtigkeit, die über das im Grunde unseres Bewußtseins lebende Gute und Böse herrscht, wie wir es in den physischen Dingen so sehr gewünscht hatten. Und entspringt dieser unser Wunsch nicht überhaupt aus ihr, und ist diese Gerechtigkeit in unserem Herzen nicht doppelt mächtig und lebendig, weil es uns so schwer fällt, uns zu überzeugen, daß sie im All nicht vorhanden ist?

* * *

Wir haben recht lange von der Gerechtigkeit gesprochen, aber ist sie nicht das große moralische Mysterium des Menschen, und trachtet sie nicht danach, die meisten geistigen Mysterien, die sein Geschick einst lenkten, zu ersetzen? Sie ist an Stelle mehr als eines Gottes, mehr als einer namenlosen Macht getreten. Sie ist der Stern, der sich im Nebelmeer unserer Instinkte und unseres unbegreiflichen Lebens bildet. Sie ist nicht des Rätsels Lösung, und wenn wir besser wissen werden, was sie ist, und wenn sie auf Erden wahrhaft regieren wird, so werden wir darum nicht besser wissen, was wir sind und woher wir kommen, noch wohin wir gehen, aber sie ist des Rätsels erstes Gebot, und wenn man ihm Folge leistet,

Digitized by Google

können wir freieren Geiſtes und ruhigeren Herzens auf die Ergründung ſeines Geheimniſſes ausgehen.

Endlich iſt ſie der Inbegriff aller menſchlichen Tugenden, die ſie durch ihr bloßes, wohlmeinendes Lächeln läutert und adelt und dadurch berechtigt, in unſerm moraliſchem Leben einen Platz einzunehmen. Denn alle Tugend, die ihren hellen und feſten Blick nicht ertragen kann, iſt unnütz, voller Heuchelei, und nichts weniger als wohlthätig. Man findet ſie ſomit im Mittelpunkte jedes Ideals wieder. Sie bildet das Centrum der Liebe, der Wahrheit, wie der Schönheitsliebe. Sie iſt Güte, Mitleid, Liebe, Großmut und Heldentum zugleich, denn Güte, Mitleid, Liebe, Großmut und Heldentum ſind Gerechtigkeitsakte eines Jeden, der ſich hoch genug erhoben hat, um nicht nur das Recht und Unrecht zu ſeinen Füßen und in dem engen Kreiſe ſeiner zufälligen Verpflichtungen zu ſehen und zu ſuchen, wohl aber über Jahre und nachbarliche Schickſale hinweg, jenſeits all der Dinge, die er thun muß, die er liebt, ſucht, trifft, billigt und mißbilligt, hinweg über das, was er hofft und fürchtet, jenſeits der Irrtümer und ſelbſt Verbrechen der Menſchen, ſeiner Brüder.

Digitized by Google

Rosenmontag und Johannisfeuer.

Von **Alfred Kerr.**

I.

Heut, am 17. Oktober 1900 bin ich mehr träumerisch als zur Abfassung von Kritiken geneigt. Es ist nur anständig, das vorher zu sagen.

Auch ein Kritiker hat Stimmungen. Bei meiner Seele, die einst im Fegefeuer sein wird: ich möchte lieber durch ein fernes Traumland schreiten, rechts und links von meinen verlorenen Geliebten geführt, und Schumann'sche Musik hören.

Also man wird rezensieren und nicht in Stimmung sein. Auch die Autoren waren es ja nicht, als sie dichteten. Ich fang' an.

II.

Bei Sudermann steht Heimchen in der Mitte. Heimchen ist ein Gemisch von Aufopferung und verborgener Tücke, sie schwört Meineide, liebt den Bräutigam der Pflegeschwester, und ist die Tochter einer Bettlerin. Die Handlung spielt im heutigen Ostpreußen. Diese Bettlerin ist das Weib einer fremden Rasse. Sie murmelt: alle Deutschen seien Teufel. Man nennt sie die Weßkalnene. Die Weßkalnene erschien bereits am Einsegnungstag, — jetzt, wo Hochzeit gefeiert werden soll, erscheint sie wieder. Das Bettelweib spricht die Tochter auf der Straße an. Heimchen erzählt es ergreifend. „Und nu bin ich vor meiner — eigenen Mutter — davongelaufen." Später sagt Heimchen: „. . . so ein Notstandskind wie ich, das möcht' auch mal' wissen, wie's bei der Mutter ist . . . Ich möcht' auch mal' meinen Kopf auf ihre Schulter legen, ich möcht' mich auch mal' ausweinen . . ." Die Pflegeschwester meint, Heimchen werde nun im Hause als Mutters Einziges zurückbleiben; Heimchen erwidert schmerzlich: „Wem sein Einziges ich bin, das werd' ich ja bald wissen." Die Landstreicherin führt dann in Anwesenheit der Tochter einen verwegenen Diebstahl aus. Heimchen bemerkt es und ruft: „Mu — Mu . . .", das Wort Mutter kommt ihr nicht aus der Kehle. Stolz und Schmerz bekundet Heimchen in der Aeußerung: „Ich bin das Notstandskind. Das läßt sich nichts schenken." Einmal sagt Heimchen listig, sie sei zugleich Katze und Maus. Später: „Ich erschreck' manchmal vor mir. Manchmal könnt' ich morden, so ohne Frieden bin ich." So ist Heimchen. Und noch im beginnenden Paarungsprozeß bei der Nacht murmelt sie: „Meine Mutter stiehlt."

Zu dem Bräutigam der Pflegeschwester sagt Heimchen folgendermaßen: „Du sollst der Erste sein und der Größte, und Alle sollen sich beugen vor Dir und ich will knieen vor Dir und sagen: Du herrschest ja so gerne, nun herrsche, hätt' ich gesagt, nun herrsche." Heimchen umfaßt dabei „seine Kniee und schaut zu ihm auf." Das andre Mädchen der Gutsbesitzersfamilie, Trude, ahnt nur wenig von der großen Gefahr, die ihr drohte. Sie ist ein liebes, bescheidenes Geschöpf.

Digitized by Google

Sie erzählt Folgendes: „Ich hab' von einem gelben Rapsfeld geträumt, da drin hat sich ein armer kleiner Has' versteckt gehabt und ein Habicht hat grad' über ihm in der Luft gehangen und gesucht. Und dann ist mir gewesen, als ob ich selber der Has' war . . . Und dann ist der Habicht auf mich runtergestoßen . . . Und dann bin ich aufgewacht."

III.

Wie lieb ist das alles.

IV.

Zwischen beiden Mädchen steht George. Schon Sudermann's Novelle „Der Wunsch" behandelte zweier Schwestern Liebe zu Einunddemselben. George sagt über sich: „Ich hab' nichts wie meinen Trotz. Mit dem hab' ich alles gemacht im Leben." So kennzeichnet er sich. George leidet Schmerzen um des toten Vaters willen, wie Heimchen um ihrer Mutter willen. Er spricht mit unterdrücktem Zucken der Mundwinkel: „Ich weiß, das thut weh. — Hat bei mir auch mal' so weh gethan". Zum Onkel sagt George, da die alte Wunde aufbricht: „Was willst Du von meinem Vater? Der schläft doch nun zwanzig Jahr'." Nach einer Weile: „Laß meinen Vater in Ruh! Laß ihn doch schlafen." Vor Zeiten gab es einen düsteren Zwist im Hause des Onkels. Der Onkel griff zur Peitsche, der schon damals trotzige Neffe zum Messer. Als der Onkel die Bemerkung macht, er habe die Ehrenscheine des Vaters eingelöst da er tot dalag, ruft George: „Onkel, das hätt'st Du nicht sagen sollen." Es heißt dabei: „Er sinkt in einen Stuhl und bedeckt das Gesicht mit den Händen." Nach einer Weile ruft er nochmals: „Onkel, das hätt'st Du nicht sagen sollen."

Um die Wahrheit zu sprechen: mit George kommen unaufgeklärte Punkte in das Stück. Dieser zielbewußte Charakter verlobt sich mit einem Mäuschen, das ihm wenig ist. Hierauf entjungfert er voll Lebensernst eine Andre und heiratet dankbar die Erste.

Man muß genau zusehn: Trotz der Dankbarkeit gegen das Haus würde George die Geliebte zur Frau nehmen. Schon wollen sie es dem Onkel sagen, — aber der Eintritt eines Inspektors verhindert es. Grad in diesem Augenblick ist die Diebin gefangen worden, im Keller, wo sie eingebrochen war. Ohne den Eintritt des Inspektors hätten sie alles gesagt. Heimchen spricht feuilletonistisch: „Die Johannisnacht ist vorbei, die Feuer sind aus, ganz aus." George wendet sich zu ihr mit den rätselhaften Worten:

„Weil wir beide Notstandskinder sind, so werden wir jetzt die Zähne zusammenbeißen, werden uns unsere zwei harten Hände reichen und werden sagen: „Leb' wohl!"

Diese unbegründete Aeußerung war eine Ursache für den Abfall des Werks.

V.

Nach dem Theatereindruck rezensirt man es christlich. Das Buch aber liest sich mit heidnischer Fröhlichkeit. „Das Kind der Diebin". Grattez Sudermann, vous trouverez la Birch-Pfeiffer. Immerhin soll man ihm lassen, was er hat. Seine . . . es ist weniger richtig zu sagen Technik als: Regietüchtigkeit. Von dieser glänzenden Gewandtheit, wie sie im ersten Akt hervortritt, kann jeder Bühnenautor bescheiden lernen. Hier ist alles zielbewußt gemacht, einprägsam, ökonomisch; mit dem sichersten und glattesten Geschick. Eine solche Gabe ist in

Digitized by Google

Deutschland vereinzelt. Zur inneren Technik gehört der Luftglanz, den Sudermann zu spenden weiß. Er gießt im Johannisfeuer ein stilles, ländlich-sanftes Licht über die Dinge. Die Tönung seiner Schauspiele ist oft das Wertvollste an ihnen. Sie geriet am feinsten, am mattfarbigsten in der Schmetterlingsschlacht.

Was nicht zu erlernen bleibt, ist die Weltanschauung. Dieser strebende Theatermann sucht sich alles anzueignen, selbst den Schein einer solchen. Christliches Empfinden und heidnisches Empfinden wohnt in der Menschheit. In der Johannisnacht lodert das heidnische. Das sind die Wünsche, die das Leben nicht erfüllt hat. Sudermann fügt hinzu: und nicht erfüllen durfte. Er tritt also für das Gesetzlich-Christliche ein. Bloß in der Johannisnacht auch für das Heidnisch-Ungesetzliche. Sein Held begeht eine heidnische That. Er sühnt sie christlich: indem er das Lebensglück einer fremden Person zur Bezahlung darreicht. Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu teuer mit dem Tod (einer Andren) gebüßt.

Sudermann kann nicht aus seiner Haut. Man fühlt einen Menschen von wenig Inhalt, der Halbempfundenes in Besitz nehmen will und es nach frauenhafter Art für das Publikum zurichtet. Ueber Sudermann's „Stellung" zu Nietzsche lassen sich ein paar unvergeßliche Seiten schreiben.

Da man die Weltanschauung von dem Stück abziehen kann, bleibt das Stück. Jeder hat seine eigne Melodie, behauptet eine Figur. Die Melodie dieses Werks ist Ferdinand Gumbert, oder die Gräfin Badarzewska, mit den jüngsten Errungenschaften überarbeitet.

Ich muß sagen: es steht nicht auf Sudermanns Höhe.

VI.

Das Stück vom Rosenmontag steht nicht auf Hartlebens Höhe. Es mag ihn für die Menge höher tragen als seine übrigen Schriften. Er wird gewinnen; er wird verlieren. Er wollte ein Offiziersstück geben; er gab die Requisiten eines solchen.

Worin liegt sein Wert? Darin: daß er die Gepflogenheiten der Kasinos malt; nicht darin, daß er das Seelische der Gäste tiefer enthüllt. Man erfährt wie es bei den Sitzungen zugeht; hört, daß der Regimentskommandeur die Genehmigung zur Verlobungsanzeige giebt; daß zum Heiraten Nachweis des Kommisvermögens erforderlich ist; sieht eine Leutnantswohnung in der Kaserne; vernimmt, wie sie untereinander reden; — ohne daß bei alledem Kennzeichnendes von letzter Schlagkraft herausspränge.

Es werden nicht zwei Weltanschauungen kontrastiert: hier neue Zeit, dort Reste des Barbarismus. Es werden nicht zwei Rassen gegeneinandergeführt.

Der Held ist kaum ein Gegenstück zum Offizierstum. Er möchte sich gern schießen. Er kann am Schluß nicht leben, wenn er nicht Offizier ist. Es scheint, er will den Offiziersgeist bloß in einem Punkte neugestalten: daß Liebesverhältnisse mit Handwerkertöchtern sollen gestattet sein. Er trinkt vor dem Tode „auf unsrer Herzen Ehre" und sagt erläuternd: „Fühlst du denn garnicht, daß ein Herz seine wahre Ehre nur darin finden kann, zu lieben wo es geliebt wird?" Man gewahrt an solchen Aussprüchen, wieweit von der eigentlichen Frage Hartleben entfernt ist.

VII.

Aber was denn! Er wollte kein Tendenzstück schreiben. Nur eine Tragödie; deren Held Offizier ist; und deren Tragik aus dem Offizierstum entspringt. Der Held liebt eine Handwerkertochter; durch Kabale werden sie auseinandergelistet von zwei Vettern. Man täuscht sie beide. Er hörte, daß sie ihn betrog — und

Digitized by Google

fragte sie nicht. Sie hörte, er sei verlobt — und fragte ihn nicht. Ist das typisch für den Offiziersberuf? Die Wittichen sagt: ich gloobe schwerrlich. Es ist typisch für das ältere Intriguenstück.

Beiläufig: der Held band die Traute den Vettern auf die Seele, als er verreiste. Wie kann man seine Geliebte zwei Vettern auf die Seele binden? Hartleben ermangelt — oder der Held ermangelt — eines gewissen Feingefühls in der Betrachtung von Liebesangelegenheiten. Ich kann mir nicht helfen: auch die Geliebte ermangelt dieses Feingefühls. Sie geht mit den Vettern in die Wohnung eines fremden Leutnants und trinkt Champagner. Ich würde meine Traute, wenn sie das thäte, unbesehen davonjagen. Gleichviel, man findet sie dort am Morgen; doch ist nichts vorgefallen. Und nun schleicht sich ein weiteres Mißverständnis ein. Man höre. Der Gastgeber verweigert dem Helden die Auskunft; nicht aus Discretion: er hatte das Mädel nicht besessen; bloß weil es ihm nicht paßte Rechenschaft zu geben. Zum Schluß sagt er alles. Ich bitt' Euch: wozu diese Knifflichkeiten?

Was soll überhaupt die Intrigue? Der Held brauchte kein Ehrenwort zu brechen: der Oberst mußte es ihm zurückgeben, als unter irrigen Voraussetzungen abverlangt. Der Held wäre als Offizier zu Grunde gegangen, wenn er nur an der Traute festhielt, ohne Intrigue, ohne gebrochenes Ehrenwort.

Dieses Drama hat Hartleben nicht geschrieben. Er machte Theater. Der Gegensatz zwischen dunklem Leid und gellender Karnevalslust ist etwas verbraucht. Und die Liebe dieser zwei Menschen spricht gar dünne Worte. Vieles ist fein gezeichnet. Doch Hartlebens Wärme kommt nicht bis zur Leidenschaft: nur bis zur Sentimentalität.

Alles in Allem: er gab ein Intriguenstück mit Offiziersfitten. Er hat gewonnen; er hat verloren.

Digitized by Google

Rundschau.

Als Ed. Bernstein auf dem vorletzten sozialdemokratischen Parteitage den Marxismus angriff, als Auer erklärte, daß das ganze System ihn wenig aufregte, als die Verelendungstheorie verelendete und die Zusammenbruchslehre zusammenbrach, da herrschte eitel Freude unter den Kathedersozialisten, den National-Sozialen, den Sozial-Liberalen und den anderen Schattierten beim Anblick einer so fetten Erbschaft. Es erschien eine verschwenderische Fülle von sozialpolitischen Broschüren, und die Lockvögel begannen ein verführerisches Pfeifen je nach dem Grade ihrer Pfiffigkeit. Nach Sombart kam Naumann, und nach Naumann kommt Georg Adler mit seinem Büchlein über „Die Zukunft der sozialen Frage!" Dieser Letzte schreibt ihr den Nekrolog: sie hat keine Zukunft mehr. Und das geht folgendermaßen zu.

Der Sozialismus ist aus dem Stadium der Illusion und Suggestion herausgetreten. Man nannte das früher Idealismus und Utopismus, aber der Verfasser hat eine eigene Theorie, die darin besteht, daß er sich jener beiden Ausdrücke anstatt dieser bedient. In allen Kulturländern, sagt der Verfasser, sind die ersten Arbeiterbewegungen im Anschluß an den Sozialismus entstanden, die dem bart schaffenden und schlecht gelohnten Proletarier den idealen Zustand eines ausreichenden Einkommens bei mäßiger Arbeit vorgaukelten. Die unteren Klassen konnten eben bei ihrem niedrigen intellektuellen Niveau und dem Mangel jeglicher politischer Schulung nur dann in Bewegung gesetzt werden, wenn man ihnen eine großartige Aussicht zeigte wie den allbeglückenden Sozialstaat. Der Sozialismus ist also, um seine welthistorische Rolle in einer knappen Formel auszudrücken, das Mittel gewesen, um die Organisierung der arbeitenden Klassen ins Werk zu setzen und sie für Zwecke der Verbesserung ihrer Lage dauernd mobil zu machen. In England ist die Arbeiterbewegung bereits bei jenem Stadium angelangt, wo die spezifisch sozialistischen Illusionen überflüssig geworden sind. Was die Massen noch zu erreichen haben, dazu bedarf es keiner Begeisterung und keiner Illusionen — die vermöchten heute nur Schaden anzurichten — sondern blos noch des vernünftigen Gebrauches der in ihren Händen befindlichen Macht. — Und da es mit der Illusion des Marxistischen, revolutionären Sozialismus vorbei sei, rät der Verfasser den festländischen, speziell den deutschen Arbeitern, sich zu einer durchaus realistischen Sozialpolitik, zur langsamen, systematischen Reformarbeit zu bekehren. „Um klar einzusehen, in welcher Weise die Sozialdemokratie heutzutage zum Hindernis für die gesunde Fortentwickelung der sozialen Reform geworden ist, vergegenwärtige man sich: wieviel die Arbeiter Deutschlands an Besserung ihrer Lage hätten erreichen können, wenn alle Jene, die sich heute als Sozialdemokraten bekennen, anstatt dessen in einer reformatorischen (aha!) Partei geeint wären. Was alles hätten nicht die Massen bei einer von ihnen betriebenen realistischen Politik dem Staate an arbeiterfreundlichen Gesetzen und was alles der Bourgeoisie an Konzessionen auf Kosten des Profits (durch Organisation in Gewerkvereinen) abringen können? Wie große Zugeständnisse auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes, welch' einen Anteil an der sozialen Verwaltung, wieviel an Verbesserung der Arbeitsbedingungen durch gemeinsames kräftiges Ringen mit den Unternehmern, was an Verbilligung der Lebensmittel durch konsumgenossenschaftliche Selbsthilfe hätten die Abeiter alsdann durchsetzen können?" Ich denke: nichts. Hat denn der Professor vergessen, daß das Koalitionsverbot erst jetzt aufgehoben, die Zuchthausvorlage eben erst abgeschlagen worden ist, daß die Landtagswahlrechte teils verschlechtert wurden, teils, wo dies nicht mehr möglich war, ihre plutokratische Exklusivität bewahrten? Und wenn er behauptet, daß die Sozialdemokratie ganz unnötig Unzufriedenheit, Mißtrauen und Erbitterung geschaffen hat, so behaupten wir, daß die Unzufriedenheit, berechtigtes Mißtrauen und Erbitterung ganz notwendig die Sozialdemokratie geschaffen haben. Sie ist sozial und demokratisch, weil sie die einfachsten bürgerlichen Grundrechte gegen den Militär- und Polizeistaat zu verteidigen hat, und es hängt nicht von ihr ab, wann

Digitized by Google

diese beiden Seiten ihres Wesens sich trennen dürfen. Darum ist die Kritik des Verfassers, ebenso wie die des Pfarrer Naumann in „Demokratie und Kaisertum“ an die falsche Adresse gerichtet. Er hätte den deutschen Regierungen, den gesetzgebenden Vertretungen, dem Beamtentum, den Unternehmern, der Großbourgeoisie ein Wörtlein sagen sollen. „Immer mehr fängt man auch schon in allen Kulturländern an, sich damit als einem Faktum abzufinden, daß die Interessenvertretungen des vierten Standes sich gleich allen anderen Klassenorganisationen der freien Rede, Presse und Assoziation erfreuen!“ Dann gehört Deutschland wohl nicht zu den Kulturländern, oder man fängt dort sehr unmerklich an, sich mit dem Faktum abzufinden. Es ist ja klar, daß die Arbeitergewerkschaften in ihrem Kampf um die wirtschaftliche Macht durch den politischen Doktrinarismus der Sozialdemokratie gehemmt sind, aber der Verfasser bestätigt ja selbst, daß die Notwendigkeit einer Trennung bereits empfunden wird, daß die Genossenschaften die rein praktische soziale Arbeit als ihre Domäne auszuscheiden beginnen.

In England, so schließt der Verfasser, ist die bei uns erst angedeutete soziale Entwickelung am weitesten vorgeschritten, dort läßt sich auch erkennen, wie die soziale Frage eines Tages ihres gefahrdrohenden Charakters entkleidet wird. In England beherrscht sie, obgleich immer noch als sehr wichtig angesehen, schon heute nicht mehr die Tagesordnung der öffentlichen Debatte; auf dieser steht vielmehr an erster Stelle das Problem der nationalen Expansion und der wirtschaftlichen Weltmacht. In dem gemeinsamen Interesse an der nationalwirtschaftlichen Expansion reichen die Arbeiter den Unternehmern die Hand, sie stellen sich auf den Boden gemeinsamer vaterländischer Politik. Das englische Volk, sagt Schulze-Gävernitz, ist heute in großartiger Geschlossenheit durch alle Schichten hindurch von imperialistischen Stimmungen ergriffen. Insbesondere hat die gelernte und hochgelohnte Arbeiterschaft der englischen Großindustrie begriffen, daß die schwer errungene Höhe ihrer Lebenshaltung mit der Blüte der englischen Industrie, also der politischen und kapitalistischen Macht Englands steht und fällt. — Das geschieht zunächst nur in England, aber es ist zu erwarten, daß jetzt, wo innerhalb der deutschen Sozialdemokratie immer lauter eine unmittelbar praktische Arbeiterpolitik gefordert wird, auch in Deutschland ähnliche Strömungen auftauchen und sich schließlich Bahn brechen werden. In dieser Richtung werden daher auch die Ideale liegen, die die späteren Arbeitergenerationen begeistern und in ihren Bann zwingen werden. — Die späteren? Möglich. Die heutige? Schwerlich. Die englischen Arbeiter mögen wohl wissen, was sie von der Weltpolitik, von der Expansion des Kapitalismus haben, ob die deutschen Arbeiter es einsehen können, das hängt nur zur Hälfte von ihnen selbst ab. Die Unternehmer als die annoch Stärkeren mögen ihnen zuerst die Hand reichen. Stumm beginne! Vielleicht kommt dann die mächtige Zeit, da der Deutsche nach den Worten des Kaisers in der ganzen Welt mit Stolz sagen wird: Civis Germanus sum. Dazu gehört aber eine Vorbedingung: er muß dasselbe ebenso stolz, ebenso würdig seinem Kaiser sagen können. Kann er das, dann gut! —

* * *

„Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publico oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei.“ Das ist die sehr verständige und maßvolle Bestimmung des Allgemeinen Landrechts, aus der sich die Verständnis- und Maßlosigkeit unserer heutigen Censur entwickelt hat. Ihre ganze Existenz ist eine rechtswidrige Usurpation, durch eine willkürliche Praxis der Verwaltung bestätigt, ohne daß sie gesetzlich irgend wie begründet wäre. Dieser Paragraph ist wie der vom „groben Unfug“ durch Unter- und Einlegung vollständig denaturiert worden, indem man Vorsichtsmaßregeln ganz äußerer Natur in eine innerliche geistige Behütung und Bevormundung übersetzt hat. Die letzten Censurstreiche, die sich gegen Leo Tolstoi bis herunter gegen Georg Engel und noch herunterer gegen Blumenthal & Kadelburg richteten, sind durch die öffentliche Polemik zu bekannt geworden, um noch eine Erwähnung hier zu rechtfertigen, aber ich kann es mir nicht versagen, eine von der Vossischen Zeitung veröffentlichte Entscheidung der Königlich Sächsischen Kreishauptmannschaft wiederzugeben, die in ihrer stolzen Unbefangenheit geradezu monumental dasteht. Es handelt sich um ein Verbot von Hauptmann's „Webern“ in Leipzig, das von der Direktion des auf einem Gastspiel befindlichen „Deutschen Theaters“ auf dem Beschwerdewege angefochten worden war. Das Aktenstück endet mit folgender Beweisführung:

„Hierzu kommt, daß das angefochtene Verbot der ausdrücklichen Bestimmung im § 12 des Regulativs, die polizeiliche Aufsichtsführung über theatralische Vorstellungen in Leipzig betreffend, vom 10. März 1894 entspricht, wonach bei diesen nur das zur Aufführung gelangen darf, was in sittlicher oder religiöser Beziehung

Digitized by Google

keinen Anstoß erregt. Die Worte: in sittlicher Beziehung sind ohne Einschränkung gebraucht und deshalb — — — zu vergl. Verordnung vom 24. Dezember 1898, die Aufführung des Theaterstücks „Kapitän Dreyfuß, der Verbannte der Teufelsinsel" in Leipzig betreffend — im weiteren Sinne ihrer Bedeutung aufzufassen, nicht etwa auf die Unsittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung zu beschränken. Unter diesen Worten muß vielmehr alles das verstanden werden, was gegen die guten Sitten im allgemeinen verstößt. Wenn aber in den „Webern" die Arbeitnehmer gegen ihre Arbeitgeber zu Gewalttätigkeiten aufgereizt werden, der Klassenhaß geschürt wird und unerwiesene Beschuldigungen schwerer Pflichtverletzung gegen staatliche Behörden erhoben werden (S. 62 des beiliegenden Textbuches) so ist hierin ein Verstoß gegen die guten Sitten zu erblicken, welcher bei den ordnungsliebenden, für Gesetz und Recht einstehenden Staatsbürgern Anstoß erregt."

Der Sächsische Kreishauptmann stellt also die „Weber" und den „Kapitän Dreyfuß, den Verbannten der Teufelsinsel" auf dieselbe Linie, und ich glaube gern, daß für ihn wie für viele seiner preußischen Kollegen ein fühlbarer Unterschied zwischen den beiden Stücken auch nicht vorhanden ist. Schließlich ist ja diese ästhetische Unbefangenheit überhaupt der beste Standpunkt, um die Censur mit der nötigen durch und durchgreifenden Energie auszuüben. Das Lächerliche tötet längst nicht mehr, sonst wäre jeden Tag ein schrecklicher Selbstmord zu beklagen. —

Und nun noch eins! Wir haben doch vor einigen Monaten mit großem Eclat den Goethe-Bund begründet. Wo ist er denn geblieben mit seinen 14000 Mitgliedern? Eine Zeitlang hieß es: der Goethe-Bund sammelt Material. Der ist aber anspruchsvoll und er braucht etwas viel, bis ihm die Galle überläuft. Theodor Mommsen, der der Einladung des Kaisers zur Feier auf der Saalburg nicht Folge leistete und also das „Civis Germanus sum" nicht hören konnte, schrieb neulich, daß der Goethe-Bund bereits tot sei, und daß an diesem Tode der Mangel an Bürgersinn im deutschen Volke Schuld trage. Sagen wir nur immer „Civis Germanus sum", aber bescheiden, mit der richtigen Betonung: Ich bin nur ein deutscher Civilist. —

* * *

Mit dem homosexuellen Problem in der Litteraturgeschichte beschäftigen sich zwei sehr interessante Veröffentlichungen, die eine von Julius Hart im „Litterarischen Echo" über Platen's Tagebücher, die andere von Oscar Panizza in der Wiener Rundschau über den französischen Lyriker Arthur Rimbaud.

Wie tief, wie leidenschaftlich die Männerliebe Platen bewegte, das zeigen erst die nunmehr vollständig veröffentlichten Tagebücher, in denen er immer wieder auf das Eine zurückkommt. Die Krisis scheint in seinem 21. Lebensjahre ihren Höhepunkt erreicht zu haben, da tönen seine Selbstanklagen am heftigsten. „Oft fühle ich mein Inneres im stürmischen Aufruhr. Dann entdecke ich den Keim aller Laster in meiner Brust; ich lästere die Gottheit selbst; ich hasse die Menschen, ich verachte mich selbst. Wurden wir nicht, um zu leiden, wurden wir nicht, um zu sterben? Je früher, desto besser . . ." — Allerdings stellt er seine Leidenschaft nicht so dar, wie sie Heine in den unmanierlichen Angriffen der „Reisebilder" verhöhnt hat. Ein ausgesprochen phantastischer, idealistischer und spiritualistischer Zug kennzeichnet auch seine erotischen Neigungen. In ihnen ist sicher etwas von dem Vergeistigungsstreben der platonischen Liebe. In den Personen, denen der Dichter seine Schwärmereien entgegenbringt, bewundert er im Grunde Geschöpfe seiner eigenen Einbildungskraft. „Uebrigens war mir dieser blonde Federigo niemals, wes er wirklich ist, sondern ich trug seine Züge blos auf mein Ideal über. Wie hätte ich sonst einen ausgezeichneten Menschen in jemand vermuten können, den ich ganz und gar nicht kannte, der mir ganz und gar keine Ursache gab, ein so günstiges Urteil über ihn zu fällen, und für dessen Urteil nicht einmal das wenige sprach, was ich von ihm wußte." Platen sucht mit seiner Seele junge Freunde von geistigem Adel, er verlangt von ihnen feine Bildung, Sinn für Kunst, Wissenschaft und alle idealen Güter des Lebens. Seine Leidenschaft völlig zu vergeistigen, zu einer reinen Seelenfreundschaft auszubilden, die geschlechtlichen Regungen zu überwinden, das ist für ihn die ernsteste Lebensaufgabe.

Das Bild, das uns der natürliche Organismus Platens darbietet, kann man auch Zug um Zug in seinem Kunstwerk nachweisen, in dem Hart bereits die Wurzeln der neueren dekadenten Poesie erkennt. Der abstrakte Idealismus, der Mangel an lebendig sinnlicher und anschaulicher Charakteristik, an Objektivität und Wirklichkeitssinn, der ausgeprägt formalistische Zug: ist das nicht alles Ausdruck des platonischen Wesens? Inhalt und Form reißen bei ihm auseinander, aber auch der körperliche Organismus des Dichters macht den Eindruck des Geschwächten, Kranken, in dem die Teile auseinanderstreben. Vor der Wirklichkeitswelt, die wie eine schwere Last auf seiner Seele liegt, rettet er sich in eine phantastische Schattenwelt, die eigentlich nichts ist als die platonische der abstrakten Ideen und Formen. Eine gewisse Unfähigkeit, zu leben, die Außenwelt

Digitized by Google

zu bemeistern und zu beherrschen, wird zu einer großen Fähigkeit zu träumen und in allerhand Raffinements der Einbildungskraft zu schwelgen. Was bei unseren Dekadenten von heute als Blüte sich entfaltet hat, das liegt als Keim in der Platenschen Dichtung vor.

* * *

Im Laufe der nächsten Wochen wird man Arthur Rimbaud, dem 1891 verstorbenen Lyriker, in Charleville, seiner Vaterstadt in den Ardennen, ein Denkmal setzen. „Es genügt wahrhaftig in Frankreich, einige gute Gedichte gemacht zu haben, um auf den Sockel zu kommen und bei den Unsterblichen einzukehren." Mit dieser Annahme ist Panizza etwas im Irrtum; Frankreich weiß von Rimbaud ebenso wenig wie Deutschland (ich habe sein Wesen vor zwei Jahren in einer mittlerweile verstorbenen Monatsschrift geschildert), — es ist eben ein kleiner aber eifriger Kreis von Verehrern, der unter Litteraten und Litteraturfreunden die Kosten für das Denkmal zusammengebracht hat. — Im Jahre 1871 nach den Stürmen der Commune erhielt Paul Verlaine von einem gewissen Rimbaud ein Packet Gedichte, von denen ihn die meisten durch ihre Genialität hinrissen. Der Verfasser kam bald nach, ein abgerissener Junge von sechzehn Jahren, der aus der Schule seiner Vaterstadt — und nicht zum ersten Male — ausgekniffen war. Einige Damen nahmen sich seiner an, sie kämmten und wuschen ihn, die Männer erkannten das frühreife Genie, Victor Hugo begrüßte ihn als den Shakespeare-enfant. Für Verlaine wurde diese Freundschaft das entscheidende Ereigniß wie für Rimbaud selbst; diesen berühmt gewordenen Fall behandelt Panizza als Arzt und Psychologe.

Verlaine war von Hause aus nicht homosexual angelegt, dafür spricht seine Verheirathung und die Erzeugung eines Kindes, er wurde es durch zufällige Berührung und auf Grund einer Anlage, wie sie vielleicht die meisten Menschen besitzen, da in uns die Qualitäten zu allen möglichen Entwicklungen schlummern. Durch die Begegnung mit Rimbaud entzündet sich in ihm eine neue hysterisch-religiöse Seite, er bekommt plötzlich einen Stoff zum Anbeten, aus einem männlichen, befruchtenden Prinzip entsteht ein weiblich-aufnehmendes, und aus der Glut der neuen Situation, die Weib, Kind und häuslichen Herd zu Grunde gehen läßt, ensteht der neue katholische anbetende, sündenbegehende, sündenabbüßende, der große Dichter Verlaine, der vorher nur ein guter, formenstrenger Lyriker war. Rimbaud hätte sich ohne das für ihn unglückliche Zusammentreffen sicher zu einem der hervorragendsten Poeten Frankreichs entwickelt, der er im Keime schon war, aber er mußte, ein rein virulentes, männliches Prinzip, seine männliche Aktivität normal weiter entwickeln, und da er zu einem Gegenstand der Liebe gedrängt wurde, der für ihn nicht die volle Gegensätzlichkeit bot, so war ein volles Ausleben für ihn unmöglich, und da die Poesie mit im Spiele war, so starb der Dichter noch vor dem Manne.

„Oisive jeunesse
A tout asservie
Par délicatesse
J'ai perdu ma vie."

Da Verlaine wegen seiner Teilnahme an der Commune fliehen mußte, so gingen die Beiden zusammen auf die Wanderschaft. Die gemeinsame Kameradschaft in „Bummeln, Kochen, Schmausen, Dichten, Rauchen, Saufen hat der Aeltere im „Parallèlement" besungen aber er hat stets behauptet, daß es sich zwar um Homosexualität aber nur „au point de vue psychique" handelte, was man ihm auch geglaubt hat:

„Le roman de vivre à deux hommes
Mieux que non pas d'époux modèles,
Chacun au tas versant des sommes
De sentiments forts et fidèles."

In Brüssel kam es zu einem Krach. Verlaine's Mutter, seine Schwiegermutter und seine Frau waren dorthin geeilt, um ihn von Rimbaud zu trennen. Aber der Anblick der drei Damen ernüchterte ihn so, daß er sich in die Arme des Freundes warf und von diesem das Gelöbnis ewiger Treue verlangte. Nun war Rimbaud ernüchtert und stimmte selbst für seine Abreise mit der Familie. In rasender Leidenschaft schoß Verlaine auf ihn und verwundete ihn am Arme, und als Rimbaud aus dem Hospital zurückkehrte, wiederholte er das Attentat, das ihm zwei Jahre in einem Brüsseler Gefängnis einbrachte. Kaum genesen kehrte der Jüngling nach Paris und dann in die Heimat zurück, noch nicht 19 Jahr alt, eine ausgesogene Blüte. Dort versucht er noch einmal, sich über das Vorgefallene poetisch zurecht zu finden. In „Une Saison en Enfer", wild hingeworfenen Skizzen, konstruiert er mit großer Kraft den Teufel, der ihm das glühende Eisen in die Brust gestoßen hat. In einer überaus zarten Stelle läßt er die beiden Seelen der „thörichten Jungfrau" (Verlaine) und des „höllischen Gatten" (Rimbaud) Zwiegespräche führen, die an die kontemplativen Ergüsse der christlichen Mystiker des 14. Jahrhunderts erinnern. Kaum ist das Buch fertig, wird Rimbaud vom Ekel erfaßt und er zerstört die ganze Auflage, von der nur wenige Widmungsexemplare übrig geblieben sind. Darauf hat er nichts mehr geschrieben, es war ihm unerträglich, von seinen Gedichten und überhaupt von der Poesie etwas zu hören.

Digitized by Google

Die Studie Panizza's geht nicht bis an das Ende dieses Lebens, und da er den Neunzehnjährigen eine ausgesogene Blüte nennt, so könnte eine sehr falsche Auffassung von Rimbaud zurückbleiben. Wohl war der Lyriker, der Künstler am Ekel gestorben, aber gerade nach der Befreiung von Verlaine war der Mann in ihm frei geworden. Sein Leben hat ein ganz bestimmtes Ziel: den Orient. Dort will er handeln, entdecken, erobern, und dazu trifft er eine lange Vorbereitung, die allerdings durch abenteuerliche Wechselfälle häufig unterbrochen wird. Wir finden ihn wieder in London, in Stuttgart, in Wien, in Marseille, in Holland, wo er sich für Java anwerben läßt. Dort desertiert er, wird von einem englischen Schiffe in Batavia aufgenommen, ist dann wieder in Holland, in Hamburg und als Sekretär eines Cirkus in Kopenhagen und Stockholm. Endlich geht er nach Alexandrien, von dort nach Harar, der Hauptstadt des Gallalandes, er beginnt einen großen Handel, eine planmäßige civilisatorische Thätigkeit, wird der Freund des Ras Makonnen, Lieferant und Berater des Negus von Abessynien, und die Eingebornen verehren ihn als Wohlthäter, Sklavenbefreier, fast als göttliches Wesen. Aber eine furchtbare Krankheit zwingt ihn zur Rückkehr, er läßt sich in Marseille ein Bein amputieren und ist dann in seiner Heimat siebenunddreißigjährig gestorben.

Rimbaud, der Mann, wollte nicht mehr Poet sein. Als er Europas müde wurde, begnügte er sich nicht, seine Phantasie in exotische Fernen zu schicken, eine Konquistadorennatur wollte er die Welt, die ihn lockte, erobern, und da sein Wille zur Wahl in unseren geordneten Verhältnissen keinen Raum fand, so ging er in Barbarenländer, wo er das Leben im täglichen Kampfe behaupten mußte. In seinem großartigsten Gedichte „Bateau ivre" hat er sein Schicksal vor sich gesehen, ein Schiff in trunkener Lust von den Wellen geworfen, über sich zuckende Blitze, unter sich die fraßbereiten Räuber des Meeres, an den Ufern lauernde Feinde — so hat er die Wollust des Lebens empfunden und so ist er zu Grunde gegangen.

* * *

Seit Anfang Oktober erscheint „Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur", redigiert von dem Nationalökonomenen Dr. Heckscher und Carl Möckeberg, der in seiner Vaterstadt durch ein soziales Drama bekannt geworden ist. Alfred Lichtwark hat diesem neuen Organe, an dem ihm ein besonderer Anteil eingeräumt zu sein scheint, einige „Wünsche" mit auf den Weg gegeben, die auch für andere Unternehmungen dieser Art sehr anregend sein dürften.

Es wird späteren Geschlechtern unbegreiflich vorkommen, daß ein Städtestaat von der Bedeutung Hamburgs zu einer Zeit wirtschaftlichen Wohlergehens sich ohne das zusammenfassende Organ einer Wochen- oder Monatsschrift hat behelfen können. Der Zustand vieler moderner Großstädte ist mit dem Leben gewisser Mollusken zu vergleichen, die keinen Kopf haben und ganz Magen und Muskel sind. Sie vermögen mit ihren Schalen eine Hand abzuklemmen, aber sie haben kein Organ, die Schönheit des Himmels, der Bäume und Blumen am Strand des Wassers, in dem sie leben, und das das alles zurückstrahlt, in ihrer Seele zu empfinden. Allerlei Organe, die nicht zu entbehren sind, fehlen oder bleiben unentwickelt im Körper der rasch aufgeschossenen Großstädte. Und überall lassen sich neue Bildungstriebe wahrnehmen, das formlose Chaos scheint sich gestalten zu wollen. In dieser Gährungs- und Keimzeit liegen die Aufgaben einer Hamburgischen Wochenschrift klar zu Tage. Sie hat in Hamburg den Organismus der modernen Großstadt fortlaufend zu beobachten; sie hat Ziele zu weisen, von auswärts Anregungen zu sammeln und das ideale Maß des Anteils zu bestimmen, das die Gemeinde, die Körperschaften und die Initiative der Einzelnen zur Entwickelung des städtischen Kulturlebens beitragen können. — Wir hoffen auf das vielversprechende Unternehmen noch öfters zurückkommen zu können und wünschen ihm vorläufig ein langes und glückliches Leben.

E—r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google

Mitteleuropäische Handelspolitik.

Von **Richard Calwer.**

Je näher die Tage rücken, an denen die parlamentarische Entscheidung über die Neugestaltung der handelspolitischen Beziehungen des Deutschen Reiches zum Auslande fällt, desto schärfer stoßen die Gegensätze der sich befehdenden wirtschaftlichen Interessengruppen auf einander und drängen einen für diese Entscheidung wesentlichen Gesichtspunkt in den Hintergrund.

Seit einer Reihe von Jahren steht die Politik der Großmächte im Zeichen der Expansion. Der spanisch-amerikanische Krieg, die Kämpfe in Transvaal, die Wirren in China sind im letzten Grunde nichts andres als die Folgen des mit elementarer Kraft sich äußernden Ausdehnungsdranges. Die Geschichte kennt zahlreiche Perioden, in denen der Hunger nach Land die auswärtige Politik der Staaten bestimmte, wenn auch die Formen der jeweiligen Expansionspolitik nach der wirtschaftlichen Struktur der Völker wechseln. Der gegenwärtige Ausdehnungsdrang äußert sich in Kämpfen um neue und größere Absatzgebiete für den industriellen Export. Deutschland, Oesterreich, England, die Vereinigten Staaten sind auf eine ständige und stetige Entwicklung ihrer Industrie angewiesen, wollen sie ihren Bevölkerungszuschuß im Rahmen der heutigen Wirtschaftsordnung existenzfähig machen und erhalten. Von der gesammten industriellen Produktion des Deutschen Reiches entfallen 22,4%, also rund ein starkes Fünftel, auf den Export. Bei der Verfassung der inländischen Konsumkraft dürfte für absehbare Zeit die Notwendigkeit eines stets sich verstärkenden Exportes immer schärfer zu Tage treten. Gleichzeitig aber vollzieht sich auch eine Veränderung der Absatzmärkte: bisherige ausländische Abnehmer haben sich industriell selbständig gemacht und treten auf dem Weltmarkt nicht mehr wie bisher nur als Käufer, sondern als Konkurrenten auf. Die Folge ist ein verschärfter Kampf um etwa noch freie Absatzgebiete. Am brutalsten und primitivsten äußert sich diese moderne Form der Expansionspolitik in dem Versuche, wirkliche territoriale Erwerbungen zu machen, ganz ohne Rücksichtnahme darauf, ob die neuen Gebiete einen aufnahmefähigen Markt darstellen oder nicht. Was die Vereinigten Staaten an Kuba, die Engländer an Transvaal sich annektiert haben, holt sich das Deutsche Reich sicherlich in Ostasien nicht. Als freilich vor drei Jahren Deutschland Kiautschou mit Beschlag belegte, da versprach man sich in Kreisen der exportierender Industrie aus der nunmehr beginnenden Erschließung des chinesischen Marktes goldene Berge; inzwischen ist aber eine starke Ernüchterung eingetreten; man hat erkannt, daß in absehbarer Zeit die Aufnahmefähigkeit des chinesischen Marktes recht bescheiden bleibt.

Wenn es nun einwandsfrei ist, daß Deutschland auf dem Wege der Eroberung seinen Expansionsdrang nicht befriedigt hat und nicht befriedigen kann, so entsteht die Frage, ob denn die Ziele der modernen Ausdehnungspolitik nicht auf einem anderen, zwar weniger Aufsehen erregenden, aber sichereren Wege als

Digitized by Google

dem der Eroberung oder Annexion zu erreichen sind? Wir lassen das Wort von einem „Größeren Deutschland" gelten, aber in einem wesentlich anderen Sinne, als es gemünzt ward. Die Entstehungsgeschichte des deutschen einheitlichen Wirtschaftsgebietes zeigt auch den Weg zum Größeren Deutschland, und die Zollpolitik des Reichskanzlers Caprivi hat diesen Weg thatsächlich schon beschritten. Aus einer Reihe zahlreicher politisch selbständiger und wirtschaftlich gegeneinander abgeschlossener Territorien entstand durch allmählichen zoll- und handelspolitischen Zusammenschluß, unter Ueberwindung scharfer und geschichtlich wohl berechtigter Gegensätze der deutsche Zollverein. Wirtschaftlicher Zwang trieb die einander widerstrebenden Einzelstaaten zusammen und konsolidierte ein Wirtschaftsgebiet, das durch die Kriege von 1866 und 1870 als eine besondere, in sich geschlossene Einheit vollends vom Ausland gleichsam abgetrennt wurde. Die treibende Kraft dieser ganzen Bildung eines großen nationalen Wirtschaftsgebildes war auch in diesem Falle der Expansionsdrang. Die moderne Verkehrs- und Industrieentwickelung und mit ihr die zunehmende Produktivität wollten und konnten sich mit den kleinen damaligen Inlandsmärkten nicht mehr begnügen, ihrer Entfaltung stellten sich die bestehenden Zollschranken innerhalb Deutschlands entgegen, die aber dem Streben nach einem größeren Verkehrsgebiete, nach einem großen nationalen Markte weichen mußten. Seit der vollzogenen Bildung des einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes sind nun dreißig Jahre verflossen. In diesen drei Dezennien hat Deutschland nicht nur einen mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung genommen, es hat sich auch auf dem Weltmarkt einen hervorragenden Platz, neben England und den Vereinigten Staaten erobert, der ernstlich gefährdet würde, falls es Deutschland nicht gelänge, sich Absatzmärkte von hinreichender Aufnahmefähigkeit für die Zukunft zu sichern. Die mitteleuropäischen Handelsverträge suchten diesen natürlichen europäischen Absatzmarkt zu schaffen. Wie damals offen ausgeführt wurde, wäre es zu einer handelspolitischen Verständigung zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn noch nicht gekommen, wenn nicht das Hervortreten prohibitiver Tendenzen im Auslande, namentlich in den Vereinigten Staaten und in Rußland erneut und mit verstärktem Gewicht auf die Frage hingewiesen hätte, ob nicht durch einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Hauptmächte die ihren Exportinteressen bevorstehende Schädigung abgewendet werden könnte. Wenn schon vor zehn Jahren die prohibitiven Tendenzen des Auslandes eine mitteleuropäische Zollpolitik beschleunigt haben, so muß deren Verschärfung während der letzten zehn Jahre die Fortführung der mitteleuropäischen Handelspolitik erst recht als eine Notwendigkeit erscheinen lassen. Wollten sich dagegen die mitteleuropäischen Staaten gegenseitig von einander abschließen, so müßte über kurz oder lang in diesen Ländern eine wirtschaftliche Stagnation eintreten, während dies nicht der Fall ist, wenn z. B. Amerika, Rußland und selbst England das Nämliche thun. Bei den drei letztgenannten Reichen ist der Innenmarkt so groß und so intensiver Steigerung durch den Zuwachs der Bevölkerung fähig, daß die wirtschaftliche Fortentwickelung durch einen zollpolitischen Abschluß nicht nur nicht aufgehalten, sondern vielmehr energisch gefördert werden kann. Was aber für diese großen Wirtschaftsgebilde zutrifft, das gilt nicht in gleicher Weise von den einzelnen mitteleuropäischen Staaten, so lange jeder für sich handelspolitisch vom andern durch hohe Zollschranken gesondert ist. Im Gegenteil, sie sind in ihrer Isolierung der allerschwierigsten Situation ausgesetzt, sie halten durch eine verkehrte Schutzzollpolitik ihre eigene wirtschaftliche Entwickelung auf, indem sie gleichsam vom Blute des eigenen Körpers zehren müssen. Die mitteleuropäischen Länder sind um so schlimmer daran, als die übrigen wirtschaftlichen Mächte der Welt (Rußland, Amerika)

Digitized by Google

Europa gegenüber sich abschließen und dabei gleichzeitig dessen handelspolitische Zersplitterung nach Kräften ausnützen. Das Ziel der künftigen deutschen Handelspolitik kann daher nur der weitere Ausbau der mitteleuropäischen Handelsverträge sein.

Im Gegensatz zu diesem Ziele bewegen sich aber die officiellen Vorbereitungen zur Neugestaltung des deutschen Zolltarifs. Unmittelbar nach dem Zustandekommen der Handelsverträge von 1892/94 setzte eine immer einflußreichere Agitation ein, um die deutsche Handelspolitik in gänzlich andere Bahnen zu leiten. Unter geschickter Ausnützung der Schwächen des mitteleuropäischen Vertragssystems, unter Hinweis auf die erfolgreiche Abschlußpolitik der Vereinigten Staaten bildete sich in der Landwirtschaft und Industrie eine Art Hochschutzkartell, das um so rücksichtsloser in seinen Ansprüchen wurde, als es sich durch den preußischen Finanzminister und den Staatssekretär des Reichsamts des Innern ermutigt glauben konnte. Klar erkennbar wurde der maßgebende Einfluß dieser Strömung, als die Reichsregierung die vorbereitenden Arbeiten für die Neugestaltung der deutschen Handelspolitik in die Hand nahm. Im Januar 1897 machte der damalige Schatzsekretär Graf Posadowsky im Reichstag die erste Ankündigung über die Neugestaltung des Zolltarifes und der Handelsverträge. Aus technischen Gründen hielt er den ersteren für unbrauchbar und stellte seine Reform in Aussicht. Von den kommenden Handelsverträgen aber sagte er: „Ich glaube der Hoffnung kann man sich auch nicht hingeben, daß die neuen Handelsverträge, die wir 1904 abschließen werden, einfach die Abschrift der bisherigen Handelsverträge sein werden." Sachlich war zunächst gegen eine Reform des bestehenden Zolltarifs nichts einzuwenden, wenn auch damals schon die Gefahr vorlag, daß bei der wachsenden schutzzöllnerischen Strömung in Deutschland die Neugestaltung des Tarifs dazu benutzt werden würde, dem Protektionismus zu dienen. In der That hat ja auch die Erfahrung erwiesen, daß die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen worden sind.

Der schutzzöllnerische Centralverband deutscher Industrieller verstand es, die Regierung zur Bildung eines wirtschaftlichen Ausschusses zur Vorbereitung neuer Handelsverträge zu veranlassen, in den überwiegend solche Männer berufen wurden, die auf schutzzöllnerischem Boden standen. Dieser Ausschuß hat nun gegen drei Jahre lang die Vorbereitungen für einen neuen Zolltarif unter völligem Ausschluß der Oeffentlichkeit betrieben: er hat Erhebungen über die deutsche Produktion und Rentabilitätsberechnungen für die Landwirtschaft vornehmen lassen, deren Ergebnisse weder sachlich noch methodisch nachgeprüft werden, daher auch einer anderen Instanz als diesem wirtschaftlichen Ausschuß selbst für handelspolitische Entscheidungen nicht maßgebend sein können. Aber auf Grund aller dieser sekreten Vorarbeiten wurde der Entwurf eines neuen Zolltarifs geschaffen, sowie die einzelnen Zollsätze normiert. Das neue Zolltarifschema ist durch seine weitgehende Spezialisierung der Waren charakteristisch. Während der bestehende deutsche autonome Zolltarif die Waren in 43 Gruppen alphabetisch anordnet, weist das neue Schema zwar nur 17 Abschnitte auf, jeder Abschnitt ist aber weitgehend spezialisiert. Statt 925 Tarifnummern im alten Tarif, weist der neue Entwurf 1365 Nummern, also fast 50 Procent mehr auf. Durch diese starke Zergliederung wurde es möglich, auch die Zollsätze ungemein zu differenzieren, Waren, die bisher zollfrei waren, mit Zöllen zu belegen, Waren, die bisher einem niedrigen Zollsatz unterlagen, unter eine höhere Tarifposition zu bringen. Die Vorbereitungsarbeiten der Regierung und des wirtschaftlichen Ausschusses haben reichlich drei Jahre in Anspruch genommen und schließlich damit geendet, daß man sich auf beiden Seiten für die Schaffung eines sogenannten Doppeltarifs erwärmte.

Bisher hatte Deutschland nur einen autonomen Zolltarif, in dem fest-

Digitized by Google

gesetzt wurde, zu welchem Zollsatze eine Ware über die deutsche Grenze gebracht werden konnte. Von diesem Generaltarif gab es in der Hauptsache nur zwei Ausnahmen. Im Falle eines Zollkrieges war der Bundesrat ermächtigt, den Zoll des Generaltarifs procentualiter zu erhöhen. Auf der andern Seite wurde durch die Handelsverträge der Zoll zunächst den Staaten gegenüber, mit denen wir Handelsverträge abgeschlossen, in zahlreichen Positionen herabgesetzt. Dadurch entstand neben dem Generaltarif noch ein Konventionaltarif, in dessen Vorteile auch diejenigen Staaten eintraten, mit denen wir im Verhältnis gegenseitiger Meistbegünstigung standen. Bei Handelsvertragsverhandlungen mit andern Staaten konnte die Regierung von den Sätzen des Generaltarifs so weit nach unten abweichen, als es ihr im Interesse der Produktion und des Handels Deutschlands zweckmäßig erschien. Nachdem sie mit einem fremden Staate eine solche Handelskonvention zu Stande gebracht hatte, gab es für den Reichstag nur zwei Eventualitäten: entweder den Handelsvertrag gänzlich abzulehnen oder aber ihn bedingungslos, so wie er vorgelegt wurde, anzunehmen. Der Reichstag war also nicht in der Lage, einzelne Positionen im Handelsvertrage zu beanstanden oder gar noch zu ändern. Die Regierung hatte durchaus freien Spielraum, die Positionen des Generaltarifs durch Handelsverträge nach und nach unwirksam zu machen oder doch die Zollsätze möglichst allgemein auf ein durchschnittlich niedriges Niveau herabzubringen. Wären nun nicht gleichzeitig die Vorteile aus einem solchen Konventionaltarif auch den Meistbegünstigungsstaaten zugute gekommen, die in ihrer Handelspolitik vielfach sich durchaus passiv verhielten, so wäre das herrschende Tarifsystem lange nicht so diskreditiert worden wie es seit einiger Zeit in der That ist. An diesem wunden Punkte setzten schon zu Beginn der neunziger Jahre die Hochschutzzöllner Frankreichs ein, um eine grundsätzliche Aenderung des Tarifwesens herbeizuführen. Frankreich steht mit Deutschland seit dem Frieden von 1871 auf dem Fuße ewiger Meistbegünstigung, — Grund genug für viele Kreise Frankreichs, ein Mittel zu suchen, um diese Klausel so unwirksam wie möglich für Deutschland zu gestalten. Das Mittel wurde gefunden, indem man der Regierung einen Tarif vorschrieb, unter dessen Positionen sie bei Vertragsabschlüssen nicht heruntergehen durfte. Es entstand der sogenannte Minimaltarif, neben dem ein Maximaltarif geschaffen wurde für die Länder, mit denen man nicht Handelsverträge abschloß und auch nicht im Verhältnis der Meistbegünstigung lebte. Dieses System des Doppeltarifs, das sich, nebenbei gesagt, für Frankreich nicht nur als schädlich, sondern auch als undurchführbar gezeigt hat, will nun der wirtschaftliche Ausschuß und die Regierung auch in Deutschland einführen. Nun ließe sich ja der Minimaltarif immerhin mit dem Hinweis rechtfertigen, daß in einem parlamentarischen Lande die Vollmachten der Regierung auch auf dem Gebiete der Zollpolitik möglichst eng begrenzt werden sollten; ausschließlich aus dem konstitutionellen Princip heraus würde sich so die Schaffung eines Minimaltarifes empfehlen. Aber diese Möglichkeit könnte doch nur dann ernsthaft in Betracht gezogen werden, wenn die parlamentarische Mehrheit entschlossen wäre, die Zollpositionen in wirtschaftlich fortschrittlichem Sinne möglichst weit nach unten zu normieren. In Wirklichkeit haben wir es aber im deutschen Reichstag mit einer schutzzöllnerischen Majorität zu thun, die es sich angelegen sein läßt, die Sätze eines künftigen Minimaltarifs im Durchschnitt so hoch zu gestalten, wie die Sätze des jetzt geltenden Generaltarifs. Unter diesen Umständen bedeutet die Schaffung des Doppeltarifs die Erschwerung von neuen Handelsverträgen. Denn wenn der Minimaltarif die Höhe der Sätze des Generaltarifs erhält, so sind damit die Sätze des heutigen Konventionaltarifs schon als zu niedrig für die Zukunft ausgeschlossen. Die Folge ist, daß auch das Ausland, mit dem wir bisher

Digitized by Google

Handelsvertragsbeziehungen unterhielten, seine Tarife in gleicher Weise nach oben schraubt, und dann bei den eigentlichen Handelsvertragsverhandlungen kein Staat dem andern mehr solche Vorteile bieten kann, die einen Handelsvertrag lohnend machen, d. h. den gegenseitigen Handel der beiden Wirtschaftsgebiete wesentlich erleichtern. Kommen trotzdem noch Handelsverträge formell zustande, so können sie mindestens die Vorteile nicht mehr bieten, welche die mitteleuropäischen Handelsverträge den beteiligten Ländern mehr oder weniger verschafft hatten.

Es ist nun gar keine Frage, daß eine Gestaltung des Zolltarifs im Sinne des Reichsamts des Innern und des wirtschaftlichen Ausschusses für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands eine große Schädigung bedeuten wird. Wir haben oben nachzuweisen versucht, daß Deutschand ein größeres Wirtschaftsgebiet für seine Industrie und für seinen Handel nötig habe, daß die europäischen Länder im Gegensatz zu Amerika, England und Rußland sich wirtschaftspolitisch enger zusammenschließen müssen. Diese Entwickelung wird unterbrochen, wenn die zollpolitischen Entwürfe, wie sie nach dreijähriger Vorbereitung sich gestaltet haben, definitiv zur Durchführung gelangen würden. Es ist ferner zweifellos, daß eine schutzzöllerische Wendung der deutschen Handelspolitik den Konsum Deutschlands erheblich belasten müßte. Auf die Dauer würde ferner in Folge einer derartigen Belastung des Konsums die Produktionskraft Deutschlands wesentlich herabgesetzt. Zugegeben mag werden, daß es gerade durch die Belastung des inneren Marktes den Unternehmern gelingt, ihren Export auch fernerhin zu forcieren; die Absatzsteigerung auf den ausländischen Märkten wird zunächst keineswegs gehindert. Denn wie man heute schon in England billigeren deutschen Zucker kauft als im eigentlichen Fabrikationslande, in Deutschland selbst, so könnten auch in Zukunft andere in Deutschland hergestellte Waren im Auslande viel billiger abgesetzt werden, wobei für etwaige Verluste der Inlandsmarkt aufzukommen hätte. Nun erwäge man aber einmal folgende Situation: In Deutschland ist heute schon infolge hoher Zölle, vornehmlich auf Getreide, die Ernährung der Arbeiter relativ teurer als in England und in den Vereinigten Staaten. Durch die industriellen Schutzzölle werden auch die andern Waren, die der Arbeiter zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht, gleichfalls teurer als in den Konkurrenzländern Deutschlands. Eine Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse hat schon die bisherige Schutzzollpolitik zweifellos mit sich gebracht. Schon jetzt hat Deutschland im Vergleich zu den Konkurrenzländern einerseits die niedrigsten Arbeitslöhne, andererseits aber die höchsten Warenpreise. Infolge einer erneuten schutzzöllnerischen Flutwelle wird die jetzt schon ungünstige Situation dahin verschoben, daß die Lebenshaltung der Arbeiterklasse Deutschlands teurer, die Löhne aber sicherlich vergleichsweise nicht höher werden. Nun ist es aber eine ausgemachte Thatsache, daß auch im Wettbewerb auf dem Weltmarkt dasjenige Land an der Spitze bleibt und den andern Ländern die Spitze bietet, das die höchsten Löhne zahlt. Die bestgelohnte und die bestgenährte Arbeiterklasse ist auch industriell auf die Dauer die tüchtigste und leistungsfähigste. Eine Einbuße der Leistungsfähigkeit der Arbeiterklasse eines Industrielandes kommt einer direkten Schwächung des betreffenden Landes auf dem Weltmarkt gleich, die um so bestimmter eintreten muß, als noch eine Reihe anderer Momente hinzukommen, die Europa England und den Vereinigten Staaten gegenüber in den Hintergrund drängen. Alle die Vorteile, die große Wirtschaftsgebiete in Bezug auf direkten Verkehr, Billigkeit des Transports, Wegfall von Zöllen und Zollmanipulationen ꝛc. haben, fallen für Deutschland resp. Europa bei ihrem gegenseitigen Handel weg.

Von den Schutzzöllnern ist es aus allen diesen Gründen äußerst kurzsichtig gehandelt, an Stelle der mitteleuropäischen Handelspolitik eine ausgesprochene Ab-

Digitized by Google

schlußpolitik für Deutschland allein setzen zu wollen. Es mag vom augenblicklichen, eng begrenzten egoistischen Interesse gewisser Gewerbszweige aus eine solche Handelspolitik nahe liegen, für die wirtschaftliche Stellung Deuschlands auf dem Weltmarkt, für seine Arbeiterklasse, für Handel, Börse und Verkehr, für die konsumierenden Kreise bedeutet sie sofort, für den Industrie über kurz oder lang eine nicht wieder gut zu machende Schädigung.

Angesichts dieser verhängnisvollen Wendung der deutschen Handelspolitik fragt man unwillkürlich nach den Gründen, die das deutsche Hochschutzkartell hat so stark werden lassen, daß die Möglichkeit der Abwendung auch nur der schlimmsten Gefahren für das deutsche Wirtschaftsleben so gut wie ausgeschlossen erscheinen muß. Ein hauptsächlicher Grund liegt zweifellos an der großen Unfruchtbarkeit des Freihandelsprincips, der wir es mit zu verdanken haben, daß die Schutzzöllnerei in Deutschland während der letzten Jahre so üppig ins Kraut schießen konnte. Es ist bezeichnend, daß die Gegner der Schutzzollpolitik während der drei Jahre, in denen seitens der schutzzöllnerischen Organisationen und Parteien eine immerhin achtunggebietende positive Arbeit geleistet wurde, sich ziemlich indifferent verhalten haben. Selbst die Centralstelle für Handelsverträge, eine private Organisation freihändlerischer industrieller Kreise fand nicht die materielle und finanzielle Unterstützung, um dem wirtschaftlichen Ausschuß in ihrer Thätigkeit auch nur annähernd an die Seite gestellt werden zu können. Die große Schwäche des Freihandelsprinzips liegt in einer gänzlichen Verkennung der realen Verhältnisse und der handelspolitischen Geschichte. Man kann im Grunde seines Herzens lebhaft wünschen, daß alle Hemmnisse des Verkehrs und Handels zwischen den Völkern wegfallen sollen, aber man wird darum doch nicht umhin können, zuzugestehen, daß eine Aufhebung aller Verkehrsschranken nur im Laufe eines geschichtlichen Processes, dessen einzelne Phasen nicht willkürlich übersprungen werden können, erfolgen wird. Verkennt man um eines theoretischen Princips willen die realen Verhältnisse, so trägt man nur allzu häufig zur Stärkung gerade der dem Prinzip entgegengesetzten Bestrebungen bei. Wenn die Hochschutzzöllner mit ihren Absichten auch im deutschen Reichstage durchdringen sollten, so wäre daran die Unfruchtbarkeit des sogenannten Freihandelsprincips schuldig, das nicht mehr die Kraft besitzt, eine Majorität auf sich zu vereinigen. Diese Behauptung wird erhärtet durch den Ausfall der letzten Reichstagswahlen. Die Wähler wurden ausreichend auf die Gefahren einer kommenden Hochschutzzollära hingewiesen, trotzdem entschieden sie sich für eine Majorität, die mindestens Gegnerin des Freihandelsprincipes ist. Geradezu mitleiderregend aber erscheinen die Drohungen mit parlamentarischer Obstruktion, die man, allerdings nur in einem verschwindenden Teile der liberalen Presse, gegenüber den Erfolgen der Hochschutzzöllner ausstößt. Eklatanter kann die Schwäche des Freihandels nicht eingestanden werden, als durch eine solche von der Verzweiflung und Ohnmacht eingegebenen Drohung. Aber auch die ernster zu nehmende Haltung derjenigen Geschäftskreise, die ein positives Interesse an der Aufrechterhaltung guter Handelsbeziehungen mit dem Auslande haben, erschöpft sich in der allernächstliegenden Abwehr; ihre Parole lautet: Um keinen Preis eine Verschlechterung der jetzigen Verhältnisse! Auch mit einer solchen Parole ist indessen nichts zu erreichen, da eben die jetzigen Verhältnisse keineswegs befriedigend sind.

Nachdem wir gesehen haben, daß eine verstärkte Schutzzollpolitik dem deutschen Volke in jeder Hinsicht schädlich ist, eine Aufrechterhaltung des jetzigen Zustandes aber im Reichstage eine Majorität nicht finden wird, liegt es nahe, nach dem Grunde zu forschen, der den Zug zur handelspolitischen Reaktion in Deutschland dermaßen verstärkt, daß eine Hochschutzzollära als wahrscheinlich

Digitized by Google

erscheint. Wir haben oben das Wesen des Konventionaltarifs erörtert. Dieser erniedrigte Zolltarif kommt zunächst den Ländern zu, die Deutschland gegenüber sich gleichfalls zu Zollkonzessionen verstehen; er kommt aber außerdem auch solchen Ländern ohne Konzession zu, mit denen wir auf dem Fuße der Meistbegünstigung handelspolitisch verkehren. Ohne auf die thatsächliche Gestaltung der Meistbegünstigung zwischen einzelnen Ländern weiter einzugehen, läßt sich gleich von vornherein feststellen, daß die Meistbegünstigungsklausel in einer Reihe von Fällen zu einem großen Unrecht gegenüber dem eigenen Lande sowohl als auch gegenüber den Tarifvertragsstaaten führen muß. Zunächst bewilligen wir einem Meistbegünstigungslande bedingungslos Zollnachlässe, ohne daß das betreffende Land uns irgendwie eine Konzession bietet. Ist das betreffende Land in seiner Zollpolitik passiv oder gar schutzzöllnerisch aggressiv, so tritt der Fall ein, daß wir diesem Lande Zollkonzessionen machen, während es selbst unsere Ausfuhr nach dort gleichzeitig auf Grund seiner Zollautonomie höher belasten kann. Die Meistbegünstigungsklausel wird so unter den heutigen Verhältnissen ein direkter Feind für das Zustandekommen von Handelsverträgen. Wenn wir z. B. mit Oesterreich-Ungarn einen Vertrag schließen, so muß Deutschland ebenso wie Oesterreich die Zollsätze seines autonomen Tarifs in so und so vielen Positionen herabsetzen. Die Voraussetzung des Handelsvertrages ist gegenseitiger Zollnachlaß. Der Staat nun, der zufällig im Besitze der Meistbegünstigung mit einem solchen Lande, das Handelsverträge abschließt, ist, genießt auf Grund seiner Klausel alle die Zollvorteile, die z. B. Oesterreich erst durch Zollkonzessionen von uns erkaufen muß. Die Meistbegünstigungsklausel haben z. B. die Vereinigten Staaten von uns zugesichert. Ohne daß die Vereinigten Staaten auch nur einen Finger zu rühren brauchen, erhalten sie alle Zollnachlässe, die die Staaten Europas (mit Ausnahme von Frankreich und England) erst durch Zollkonzessionen durch Handelsverträge von uns erhalten konnten. Ein derartiges Princip ist handelsvertragsfeindlich, indem es die Tarifvertragsländer zu Gunsten der Meistbegünstigungsländer schädigt. Es bleibt daher ein handelspolitisches Verdienst der Schweiz, mit dem Principe der Meistbegünstigung den Vereinigten Staaten gegenüber gebrochen zu haben. In Deutschland will und kann man sich zu diesem Schritte auf der antischutzzöllnerischen Seite noch nicht entschließen, obwohl die Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten rücksichtslos die Schwächen dieses Systems gegen uns ausnützt.

In erster Linie verschließen uns die Amerikaner ihren Markt durch hohe Zölle. Einzelne Sätze der Dingley-Bell sind nichts anderes als Prohibitivzölle. Unser Export nach den Vereinigten Staaten ist fallend; er betrug

1896	383,7	Millionen Mk.
1897	397,5	„ „
1898	334,6	„ „
1899	377,6	„ „

Auf der anderen Seite forcieren die Amerikaner ihre Ausfuhr nach Deutschland unter dem günstigen Verhältnis der Meistbegünstigung; er ist rasch ansteigend und betrug:

1895	511,7	Millionen Mk.
1896	584,4	„ „
1897	658,0	„ „
1898	877,2	„ „
1899	907,2	„ „

Schon diese Gegenüberstellung unserer Ein- und Ausfuhr aus resp. nach den Vereinigten Staaten spiegelt deutlich die Ungleichheit der zollpolitischen

Digitized by Google

Beziehungen. Aber in diesen Ziffern kommt die Schädigung, die wir aus dem Handelsverkehr mit den Vereinigten Staaten erfahren, auch noch nicht annähernd zum Ausdruck. Die Amerikaner erheben von unserem Export nach dorthin einen Zoll von etwa durchschnittlich 57% des Warenwertes, das macht von dem Export des Jahres 1899 rund 214,2 Millionen Mk. Dagegen erheben wir von den aus den Vereinigten Staaten zu uns gelangenden Waren durchschnittlich nur 17% des Warenwertes, das sind von der Einfuhr des Jahres 1899 rund 154 Millionen Mk. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese 154 Millionen Mk., die wir auf die amerikanischen Produkte legen, eine Belastung des deutschen Konsums darstellen. Immerhin verteilt sich diese Belastung mehr oder weniger auf 52 Millionen Menschen. Ganz anders verhält es sich mit den 214 Millionen Mk., die als amerikanischer Zoll eingehoben werden. Bei dem großen Wettbewerb um den amerikanischen Markt wird der Eingangszoll von dem importierenden Lande getragen. Diese 214 Millionen Mk. trägt die deutsche Produktion, die Fabrikanten und am allermeisten die deutschen Arbeiter. Das amerikanische Hochschutzzollsystem drückt das Lohnniveau der deutschen Arbeiterklasse auf diese Weise dauernd. Speziell ist das Darniederliegen des deutschen Textilgewerbes, sind die ungemein niedrigen Löhne der Textilarbeiter durch die amerikanische Zollpolitik veranlaßt.

Wenn auch diese Schädigungen zugegeben werden, so wird doch die Unmöglichkeit einer Kündigung der Meistbegünstigung mit dem Hinweis auf einen Zollkrieg darzuthun versucht. Zunächst zeigt das Vorgehen der Schweiz, daß eine solche Kündigung auch ohne einen solchen Krieg geschehen kann. Dann aber ist doch in Betracht zu ziehen, daß die Amerikaner viel zu kluge Geschäftsleute sind, um einen Zollkrieg zu inscenieren, bei dem für sie ein Warenumsatz von 900 Millionen Mk. auf dem Spiele steht. Mindestens die gleich starken Gründe, die in Deutschland gegen einen Zollkrieg sprechen, stehen dort einem solchen entgegen. Ueberdies aber ist der Zolltarif der Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber schon so prohibitiv, daß er nicht mehr viel straffer angespannt werden kann, während wir einen erheblichen Teil des amerikanischen Exports nach Deutschland äußerst empfindlich treffen können. Einen Einwand müssen wir indessen eingehender würdigen. Man behauptet, Deutschland ist bei einem Zollkrieg darum im Nachteil, weil es Lebensmittel und Rohprodukte, Petroleum ꝛc. aus Amerika unumgänglich notwendig beziehen muß. Es ist nicht zu verkennen, daß wir aus den Vereinigten Staaten eine Reihe von Waren beziehen, die uns auf jedem anderen Markte unzugänglich sind. Deutschland ist heutzutage auf amerikanische Baumwolle für die Textilindustrie, die im Werte von rund 200 Millionen Mk. jährlich bezogen wird, auf den amerikanischen Mais im Werte von 90 bis 100 Millionen Mk. und auch noch bis zu einem gewissen Grade auf amerikanisches Petroleum angewiesen. Alle anderen von Amerika bezogenen Waren können zur Not aus anderen Ländern beschafft werden. Ein Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten trifft zweifellos Deutschland um so nachhaltiger, je ungünstiger die europäischen Länder handelspolitisch zu einander gestellt sind. Indessen glauben wir nicht an den Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten, wenn wir in loyaler Weise das Meistbegünstigungsverhältnis lösen und nur den Ländern den Konventionaltarif einräumen, die sich zu Tarifverträgen herbeilassen oder wie das freihändlerische England sehr viel weniger und niedrigere Zölle erheben als wir selbst. Amerika selbst hat wiederholt seine Zölle uns gegenüber hinaufgesetzt, es hat trotz der bestehenden Meistbegünstigungsklausel anderen Staaten Vorteile eingeräumt, von denen Deutschland ausgeschlossen blieb. Auch ist für alle Fälle immer noch in Betracht zu ziehen, daß wir nicht alle Provenienzen

Digitized by Google

aus Amerika im Falle eines Zollkrieges mit den höchsten Zöllen zu belegen brauchen; außer den eben erwähnten Waren im Werte von 350—400 Millionen Mk. bleiben immer noch solche in Höhe von 500—550 Millionen Mk. übrig, die als Kampfobjekt ins Auge gefaßt werden könnten.

Allen Einwänden die aus Anlaß eines möglichen Zollkrieges gegen die Kündigung der Meistbegünstigung gemacht werden, ist aber doch schließlich mit der Frage zu begegnen, was denn für Deutschlands wirtschaftliche Zukunft vorteilhafter ist, ein möglicher, aber nicht wahrscheinlicher Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten oder aber ein möglicher und wahrscheinlicher Zollkrieg mit der ganzen Welt. Auf die letztere Eventualität laufen aber bei genauer Betrachtung die Bestrebungen des Hochschutzzollkartells in Deutschland hin, die eine Majorität im Reichstage finden werden, falls es nicht gelingt, durch Verzicht auf die Meistbegünstigungsklausel mit den Vereinigten Staaten der mitteleuropäischen Handelsvertragspolitik wieder Aussicht auf Erfolg zu verschaffen.

Zugegeben, wir ständen hier vor der Wahl zweier Uebel, so ist zweifellos der Verzicht auf die Meistbegünstigung mit den Vereinigten Staaten das bei weitem kleinere, und es nicht zu wählen, bedeutet das bei weitem größere Uebel begünstigen. Bei einem Zollkrieg mit Amerika stehen für unseren Export 377 Millionen M. auf dem Spiel; bei einem Zollkrieg mit den europäischen Ländern (Rußland ausgenommen) 3430 Millionen oder das Zehnfache; da unsere gesamte Ausfuhr 4368,4 Millionen M. beträgt, so stehen im zweiten Falle über 75% derselben auf dem Spiele. Aber selbst wenn es nicht zu einem allgemeinen Zollkrieg kommt — den pflegt man recht gern und billig zu besonderen Zwecken an die Wand zu malen, so bedeutet schon eine Erschwerung und Belastung unseres Exportes nach den europäischen Ländern eine weit stärkere Schädigung Deutschlands als ein noch so heftiger Zollkrieg mit Amerika. Aber wir behaupten, daß der hier empfohlene Weg nicht nur nicht ein Uebel, sondern einen handelspolitischen Fortschritt im Sinne der Verkehrsfreiheit darstellt. Wie die Schaffung eines einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes trotz des handelspolitisch stärkeren Abschlusses nach Außen einen eminenten wirtschaftlichen Fortschritt bedeutete, so würde auch eine engere handelspolitische Angliederung der europäischen Staaten aneinander mit relativ starkem zollpolitischem Abschluß nach Außen und allmählicher Erniedrigung der Zollschranken im Innern einen Wirtschaftskörper schaffen, innerhalb dessen Produktion und Handel sich viel freier und kräftiger entfalteten, als wie es bei gegenseitiger Trennung und Abschließung der Fall ist. Es ist wahrscheinlich, daß der Zwang der Not die europäischen Staaten erst zusammentreiben wird, wie das auch früher beim deutschen Zollverein der Fall war. Die übermächtige Konkurrenz der Vereinigten Staaten, die handelspolitische Ueberlegenheit Großbritanniens, die Geschlossenheit des russischen Wirtschaftsgebietes werden mit der Zeit auf die relativ kleinen Wirtschaftsgebiete Europas einen Druck ausüben, der vollständig hinreicht um sie gegenseitig zusammenzuschließen. Der Zwang der Not brauchte es freilich nicht sein, wenn man die Zeichen der Zeit verstehen wollte, wenn man das bestehende System der mitteleuropäischen Handelsverträge konsequent und ohne Rücksicht auf die Vereinigten Staaten ausbauen wollte. Wenigstens bliebe bei einer solchen Politik Deutschland von einer länger dauernden Periode der Reaktion verschont.

Der Gedanke einer mitteleuropäischen Handelspolitik hat in der Praxis schon so starke Wurzeln geschlagen, daß seine allmähliche Verwirklichung gar nicht zu bezweifeln ist. Vor dreiundsechzig Jahren etwa erschien in der Revue des deux mondes ein Artikel, Union du midi von L. Faucher, der zum erstenmale eine zollpolitische Vereinigung einer Reihe von Staaten Europas für geboten er-

Digitized by Google

achtete. Und welches Motiv sollte damals diese Staaten zu einer Union veranlassen? Die Erfolge Preußens im Zollverein sollten schon hinreichend sein, Frankreich, Belgien, die Schweiz und Spanien zu einem einheitlichen Zollgebiet zusammenzuschweißen. In der That leiteten auch damals Frankreich und Belgien Verhandlungen wegen einer Zollunion ein, jedoch mit negativem Erfolge. Dies veranlaßte Faucher im Jahre 1842 seine Abhandlung wesentlich vermehrt nochmals zu veröffentlichen. Bis Mitte der siebziger Jahre ruhte dann der Gedanke. Als 1879 Molinari in Paris die Idee eines Zollvereins zwischen Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und der Schweiz auf die Tagesordnug brachte, da war die handelspolitische Situation gegen 1837 in Europa schon eine wesentlich andere. Ueberall zeigten sich in einheitlicher Weise schutzzöllnerische Bestrebungen, die, durch die Verstimmung zwischen Frankreich und Deutschland verstärkt, eine gegenseitige Annäherung um so mehr ausschlossen, als von außen her noch keine Gefahr den europäischen Handel beträchtlich bedrohte. Zwar fehlt es nicht an Schriftstellern, die unermüdlich auf den wirtschaftlichen Nutzen einer Zolleinigung zwischen Deutschland und Frankreich diesseits wie jenseits des Rheines hinwiesen. In Deutschland war es R. von Kaufmann, in Frankreich Le Comte Paul de Leusse, die für eine französisch-deutsche Zolleinigung Stimmung machten. Brentano empfahl als erste Etappe einer Zolleinigung zunächst einen zollpolitischen Verband zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Die früheren Verfechter einer mitteleuropäischen Zolleinigung wurden, wie seiner Zeit die Vertreter des Zollvereinsgedankens vielfach, als Utopisten behandelt, aber schon jetzt hat ihnen der Erfolg doch Recht gegeben: das mitteleuropäische Handelsvertragssystem aus dem Anfang der neunziger Jahre bildet einen kräftigen und entwicklungsfähigen Kern einer solchen Einigung. Nachdem aber so der Anfang gemacht war, wurde die Notwendigkeit eines engeren handelspolitischen Zusammenschlusses der europäischen Staaten immer mehr erkannt. Staatsmännischen Ausdruck hat ihr der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Goluchowski, im Budgetausschuß der ungarischen Delegation gegeben, wo er ausführte, daß die Völker Europas gegen die gemeinschaftlich sie bedrohenden Gefahren Schulter an Schulter kämpfen müssen: „Das 20. Jahrhundert sagt sich für Europa als ein Jahrhundert des Ringens ums Dasein auf handelspolitischem Gebiete an, vereint müssen sich dessen Völker zusammenfinden, um an der Verteidigung ihrer Existenzbedingungen erfolgreich wirken zu können.“ Noch wichtiger erscheint aber die Erkenntnis der Notwendigkeit einer mitteleuropäischen Handelspolitik in Kreisen des Geschäftslebens selbst. In Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz und in Holland haben Interessentengruppen, die mitten im praktischen Leben stehen, das Bedürfnis nach einem engeren handelspolitischen Anschluß an Deutschland ausgesprochen.

Und bei einer solchen Konstellation sollte Deutschland es fertig bringen, die schon gewonnene Basis einer solchen Annäherung wieder zu zerstören? Noch vermögen wir es nicht zu glauben; noch ist zu erwarten, daß die Gegner einer handelspolitischen Abschlußpolitik die Chancen der Fortführung einer für Deutschland wie Europa gleich förderlichen Handelspolitik dadurch stärken, daß sie die Meistbegünstigungsklausel mit den Vereinigten Staaten opfern. Tritt die Minorität mit einem solchen Programm vor den Reichstag, so werden viele Abgeordnete, die, vor die Wahl bedingungsloser Aufrechterhaltung des bisher geltenden handelspolitischen Systems oder schutzzöllnerischer Absperrungspolitik gestellt, sich für letztere Eventualität entscheiden würden, es sich dann doppelt und dreifach noch überlegen, die Verantwortung für die Folgen einer reaktionären Hochschutzzollära vor ihren Wählern zu tragen.

Digitized by Google

Briefe von Peter Cornelius an das Ehepaar von Milde.

Herausgegeben von **Natalie v. Milde.**

Wien, November 59.

Meine liebe, verehrte Freundin!

Ich lebe in den letzten Wochen, seit Liszt's Geburtstag, immer in der Erwartung, nach Weimar gerufen zu werden. Erst vor einigen Tagen klärte sich das Räthsel dieser Verzögerung auf, indem ich einen Brief von Köhler erhielt, worin er mir sagt, daß die Fürstin nach Paris gereist sei und ihn gebeten habe, mich davon zu benachrichtigen, was er, im Gedanken, daß ich vielleicht jeden Tag selber kommen würde, einige Zeit verschob. — Diese Zeit des Wartens machte mich etwas unruhig; ich hatte Heckenast, dem Verleger von Liszt's Zigeunern, in der deutschen Form, die bestimmte Aussicht gegeben, daß er etwa um die Zeit des Schillerfestes im Besitz des Manuscriptes sein werde. Hätte Liszt auf die mündliche Revision verzichtet, so hätte die Sache schon vom ersten Oktober an in's Werk gesetzt werden können, an welchem Tage ich bereits alle Nacharbeiten, Zusätze, beendet hatte. Da nun aber doch die Reise einmal bevorstand, so wäre mir es schon lieber gewesen, alles hintereinander bald abzumachen, um noch ein Stück von der hiesigen ersten Concertsaison mitmachen zu können. Doch da ich nun dort später in die Saison treffe, sehe ich außer der Musik zum Schillerfest doch gewiß auch einige Parthien von Ihnen und vielleicht sogar, da sich ja das Verhältniß Liszt-Dingelstedt wieder ganz freundschaftlich gestalten soll, die Oper von Lassen, wenn sie bald in Angriff genommen würde. — Nun, vielleicht ist bald der Zeitpunkt meiner Abreise bevorstehend. Einstweilen übersende ich Ihnen heute ein zweites Gedicht von Kuh, das vielleicht, wenn Sie es einmal mit Lassen singen, Gnade bei Ihnen findet, so daß ich, wenn ich dort bin, es einmal von Ihnen höre. Ich komme mit ganz zufriedenem Herzen nach Weimar, da ich Ihnen zwei Opernskizzen mitbringe, unter welchen Sie wählen sollen. Doch ich habe schon meine Vorahnung, daß Sie wohl den Cid wählen würden! Und allerdings möchte sich das wohl in den verschiedensten Rücksichten am dankbarsten zeigen, da hier die beiden Rollen ganz für Sie und Feodor gedacht sind. Es schwebt mir hierbei der fliegende Holländer vor, doch brauche ich nicht zu fürchten, in bloße Nachahmung zu zerfallen — da mir der Unterschied zwischen Magnetismus und Geisterhaftigkeit mit — Heldenthum und der heißblütigsten Menschlichkeit den eigenthümlichen Ton sichert. Der zweite Akt der Ximene, glaube ich, ist mir in seinen festen Grundzügen bereits geglückt — es könnte dies eine außerordentlich ergreifende Parthie werden. Dabei würde es mich nicht geniren, daß der dritte Akt nur ein abschließender, vollendender ist, in dem man nichts Neues mehr erfährt, und ich halte es nicht für unglücklich, den ganzen Schwerpunkt in den zweiten Akt zu legen. Im Holländer ist es auch so. Meine

Digitized by Google

Liebenden werden nicht in den Wolken, aber auf einem gluthvollen, spanischen Boden vereinigt. —

Nachher ist mein zweites Süjet ein himmelweit verschiedenes, und ich glaube, wenn ich auch den Cid vorerst ausführe, daß ich es dennoch später nicht unterlassen kann, dies zu componiren. Jeder Ton der Musik würde da ein andrer. Es steht Alles auf dem Boden einer phantastischen Welt. Jede Scene löst sich in Lyrik auf, es ist da Alles Musik. Ich weiß im Voraus, daß man viel gegen meine übertriebene Romantik haben wird. Sie vielleicht nicht! aber die Kritik, das Publikum gewiß, deshalb möchte es in jedem Falle klüger sein, mit dem vernünftig-leidenschaftlichen Cid zu beginnen. — Dann aber, wenn eines oder Beides vollendet wäre, dann, meine liebe Freundin, habe ich einen Stoff, der schon jetzt Musik in mir ist. Dann kommt erst die Parthie, welche ganz Sie sind, und dort ist auch Feodor im schönsten Sinne neben Ihnen. Wenn mir das so gelänge, wie ich es träume, nachdem ich den obigen Schritt oder beide glücklich gewagt hätte, so würde ich dann nichts Hoch-Tragisches mehr beginnen sondern mich nur an das Mährchen mit seiner reizenden Stellung zwischen Ernst und Scherz halten. Aber jene dritte oder vierte Oper, möchte ich es erleben, sie zu schreiben! Dann würde man erst eine Parthie erleben, welche nicht blos einer Primadonna auf den Leib geschrieben ist sondern einer guten, unvergleichlichen Frau aus der Seele geschöpft.

Wenn meine Reise sich noch länger verschieben oder, was ja in dieser wunderlichen Welt auch sein könnte, ganz unterbleiben sollte, so würde ich Ihnen meine beiden Skizzen zusenden. Dann müssen Sie aber nur ja keinen Anstoß am Wortausdruck nehmen. Jedes Wort ist da nur provisorisch gesetzt; es sind lauter grobe Kohlenstriche; nur die Conturen und der Gedanke der scenischen Gruppirung werden im Wesentlichen so stehen bleiben wie sie jetzt sind.

Ich habe freilich eine gewisse Sehnsucht, Sie nun Alle einmal wieder zu sehen, soll es sich aber nicht so machen, so ist's vielleicht noch besser, und ich finde mich gern in jede Gewißheit. In Wien bin ich gern, lebe stolz und stillvergnügt in meiner Hundehütte, habe auch einige theilnehmende Freunde. Wenn Ihnen mein Cid gefällt, so kann ich mir den Text zu Weihnachten schenken, denn das vertiefende Ausarbeiten ist nur eine Wonne.

Grüßen Sie Feodor vielmals von mir. Er hat mich leben lassen und Köhler und Lassen, das hat mich gefreut. Umgekehrt hat's auch nicht gefehlt und am selben Abend auch, so sind sich unsre Gedanken begegnet.

Liebe, verehrte Freundin, vielleicht sehe ich Sie bald. Wenn nicht, erhalten Sie meine Skizzen bald; so geben Sie mir einen guten Rath darüber und halten Sie in gutem Andenken

Ihren in getreuer Huldigung

Ergebenen

Cornelius.

Wien, 12. December 1859.

Soeben, bei Tisch, mein lieber, guter Feodor, erhalte ich Deine fröhliche Nachricht. Das ist eine gute Botschaft: in der Adventzeit ist er herbeigekommen, unser lieber, kleiner Freund! Sei er willkommen!*) Ich habe recht gute Ahnungen für ihn und hoffe, er soll gewiß ein recht guter Musiker werden,

*) Am 29. November war Rudolph, der jüngste Sohn geboren.

Digitized by Google

weil er in Beethoven's und Berlioz Geburtsmonat zur Welt kam. Laß sehen, ich will gleich sein Prognosticon nachschlagen. — O, herrliche Eigenschaften wird unser Männchen haben, denke Dir: Ehrbar, getreu, aufrichtig, wahrhaftig, dankbar und barmherzig.

Dein Brief giebt mir ein Lebenszeichen nicht allein von Dir, sondern von der Außenwelt überhaupt. Ich habe die letzten sechs bis acht Wochen wieder einmal wie lebendig begraben gelebt, von keiner Seite meiner Verwandten oder Freunde eine Zeile erhalten. Niemand hat eine Ahnung davon, welche traurigen Stunden ich dann in solchen Zeiten verlebe, wie ich mich von aller Welt verlassen und vergessen glaube. Dein Brief mit seiner freudigen Ueberraschung giebt mir eigentlich zuerst recht das Bewußtsein, wieviel ich in der letzten Zeit gelitten habe; und ich möchte mich nachträglich beklagen über Dinge, die ich eigentlich so ganz als nothwendiges Schicksal hingenommen, ohne mich viel darüber zu besinnen, die aber, wenn nun einmal ein Schimmer der Freude in das Dunkel fällt, erst recht in ihrer ganzen Trübe und Lichtlosigkeit erscheinen. An jenem Samstag, — schreibe mir nächstens die Stunde, was man überhaupt bei so berühmten Leuten nie vergessen sollte, — war ich Abends beichten und den andern Morgen, am Barbaratag, in aller Frühe in der Kirche, zur hl. Communion. Um jene Zeit habe ich herzlich für Euch gebetet, und Du wirst mir nur verzeihen müssen, daß ich den neuesten Heiligen unsres speciellen Kalenders noch nicht in's Gebet genommen habe; ich konnte ja nichts von ihm wissen, denn ich hatte ja auch nicht die geringste Ahnung von dem, was da kommen konnte; weder Du noch irgend Jemand hat es mir mit einer Sylbe angedeutet.

Es hat mich lebhaft interessirt, Näheres über die Concerte von Dir zu hören. So dachte ich mir's ungefähr. Nun, ich verliere kein Wort über das Alles! Weimarische Concerte, ohne Lizt, darin liegt Alles. Von dem Augenblick ist Weimar wieder, was es unter Eberwein und Chelard gewesen. Gute Nacht. Ich möchte Vermuthungen über die Zukunft hegen — wohin Lizt gehen mag — ob Du und Deine Frau bleiben werden, was Lassen anfangen mag? Wird seine Oper gegeben? Oder ist keine Aussicht dazu da? Lassen hätte mir längst ein paar Zeilen schreiben können. Doch er denkt dasselbe von mir — und hat Recht!! Dein Portrait, Damrosch's, Bronsart's und nun Köhler's habe ich in meiner Stube hängen. Täglich denkt man doch dann immer ein Dutzend Mal an die Leute, mitunter wird auch ein Schock daraus.

Ich habe Barbara-Zweige vor mir stehen, das ist hier so Sitte. Ich wollte, sie schlügen aus und bekämen helle, grüne Blätter. — Aber Alles mahnt an den Winter. In mir ist alle Poesie wie erstorben. Ich kann mich nicht hinsetzen und arbeiten, ich habe keinen Begriff davon, was das heißt. Es muß Etwas innerlich in mir lebendig werden, und dann ist alle Arbeit nichts als Freude und Befriedigung — wenn ich aber noch so viel Noten schriebe ohne das, was Leben giebt, so hilft es nichts. Aber zum wahren Produciren brauche ich Anregung, es muß eine befördernde, lockende Luft um mich sein. Hier ist das Gegentheil. Ich habe hier in keiner Weise ein Publikum, und wenn auch das Publikum, das ich in der Ferne habe, verstummt, keinen Theil mehr an mir nimmt, so erfrieren und erstarren alle Gedanken in Gemüth und Geist, noch ehe sie werden. Jeden Morgen fange ich guten Muthes wieder an — aber, wie kann ichs erzwingen? Das ist ja scheußlich! — nein — in keiner, keiner Weise lacht und glänzt mir hier ein Sonnenstrahl in innerlichen und äußerlichen Beziehungen. Kalt, fremd, isolirt stehe ich da — ohne Hoffnung auf eine günstige Entwicklung in irgend einer Weise. Alles schägt fehl — ist fehlgeschlagen. — Meine Opernskizzen liegen da — aber in

Digitized by Google

der ewigen Spannung, in der ich behufs der Weimarischen Affaire lebte, wo ich zugleich in mündlicher Mittheilung den nöthigen Anstoß zum Ergreifen des Rechten zu finden hoffte, — konnte ich ja nicht die freudige Ruhe des Gemüths finden, die man zu solch' einer Arbeit braucht. An solchen erregten Tagen, wie der heutige und wie fast alle, — lache ich mich selbst aus mit allen Plänen — verliere allen und jeden Muth — völlig nichtig erscheint mir dann all' mein Leben. Zur dramatischen Produktion gehört Leidenschaft und etwas Selbsttäuschung, als wenn etwa so ein Stück Schiller und Beethoven in einer Person wäre. — Wo man nicht Selbstgefühl — und sogar Selbstüberhebung hat — wird man nichts leisten. — Wie oft habe ich nicht in den letzten Wochen und Monaten geseufzt um einen frischen, belebenden Hauch in Kunst und Leben — nur einmal einen Sonnenstrahl; warum koste ich nur alles Bittere und Herbe des Lebens? — Doch heute will ich die Geburt unsres kleinen Lieblings dafür annehmen und Deine freundlichen, herzlichen Zeilen, mein Lieber. Ich hoffe, daß Deine Frau sich wohl befinden wird und daß sie in der schönen Weihnachtszeit schon wieder ganz den Freunden angehört — und der Kunst. Wenn nun der Taufstag ist und die Jahrestage der Oper und des Concerts — so gedenket mein — lieber Freund und liebe Freundin!

Ich musicire viel. Schöne Concerte haben wir unter Herbeck, der Euch in sehr hohem Andenken hält und gegen alle Leute voll ist Eures Lobes und Eures Ruhmes. Gestern dirigirte er die Manfredmusik, es war sehr schön. Der Tannhäuser wird sehr unvollkommen gegeben — keinen Vergleich gegen Lohengrin — in keiner Hinsicht. Die Ausstattung natürlich prächtig. Ich seh's aber kaum zum zweiten Mal. Mein Freund Porges hat übrigens allen sechs oder sieben Vorstellungen beigewohnt.

Es wird dunkel, ich schließe. Nochmals vielen Dank für Deine baldige Nachricht von diesem wichtigen Familienereigniß. Gott gebe Segen und Gedeihen! Ich umarme Dich, mein geliebter Feodor und empfehle mich der lieben, guten Mutter Rosa mit aller alten Anhänglichkeit, und grüße die Kinder und meinen jüngsten Freund und Gönner,

den Ritter von Milde.

Euer Peter.

Heute noch einige Worte, da ich gestern den Brief liegen ließ. Ich ging Abends noch mit meinem lieben Fritz Porges durch die doppelt lebensvolle Stadt bis zum Kohlmarkt und holte mir das kleine Bild und dichtete noch bis um elf die wenigen Zeilen hinzu. Von allen Segenswünschen für Mutter und Kind begleitet und getränkt, sende ich heute die kleine Gabe zum Gruß mit.

Ich bin wieder froh. Ich werde auch heute und die nächsten Tage etwas Gutes componiren können. — Vorlesungen halte ich nicht. Als ich daran gehen wollte, merkte ich, wie schwach mein Wissen, d. h. mein poetisches Wissen besonders in Bezug auf Schumann noch ist. Wenn man über die Fis-moll-Sonate sprechen will, muß man doch das ganze Terrain kennen, worauf das Besondere gewachsen ist. Nun vertiefe ich mich in jene erste Zeit Schumann's, verliebe mich in ihn, vertiefe mich auch auf's Neue in Liszt und lerne ihn höher stellen als ich ihn je gestellt — was soll ich dem Plebs davon sagen. Abwarten — lernen — selbst schaffen — dann kann man vielleicht in reiferen Jahren einmal von Weisheit triefen. — Dann hergeben, jetzt noch vollpumpen. Ich kann kein Hanslick und Rellstab sein. Ich kann nichts

Digitized by Google

aus mir machen und sein wollen; bin ich's einmal, so bin ich's von Gottes Gnaden. Ich bilde mich täglich und habe in Wien bereits Vieles gelernt — aber vielmehr innerlich erlebt. Ein Hauch und ein Strahl, — und es blüht meine zweite Oper von selbst auf, wie eine Blume — und Keiner wird mich dann wiedererkennen. Bis dahin bin ich Nichts und kann nur bitten, aber nicht fordern, daß mir meine liebsten Freunde treu bleiben. — Wie ich Manfred neulich hörte — war ich stolz, daß ich ein Musiker bin; ich hätte mich nicht gewundert, wenn dies Lumpenvolk umher mich angebetet hätte.

Mein Lieber! leb wohl! Schreibe mir genau Tag und Geburtsstunde. — Wann ist Dein Geburtstag? Vergiß nicht, mir das zu sagen. Liebster, bester Feodor! Ich küsse Dich herzlich, mein Guter, Glücklicher! Gott sei mit Dir und der lieben Rosa und allen Kindern.

Dein Cornelius.

Wien, 23. Mai 1864.

Meine liebe Freundin!

Augenblicklich sollen Sie eine Antwort auf Ihren Brief haben, den ich soeben erhalten. Es ist mir jedesmal eine große Freude, von Ihnen zu hören, und es erfüllt mich mit einem onkelhaften Behagen, wenn Sie mir Nachricht von den Kindern und Ihrem Hause geben; dann lebt Alles so frisch wieder in mir auf, und ich weiß, daß mein Andenken so freundlich wach erhalten wird. Daß Ihnen mein Brief zu Feodor's Geburtstag ein willkommnes, treues Bild von mir war, ist mir auch lieb, von Ihnen zu vernehmen. Meine Treue und Freundschaft für Sie wächst aber auch mit den Jahren; es ist mir dies ein wohlthuendes Gefühl, daß doch nicht Alles so schattenhaft vorüberschwebt, daß doch einige Gestalten des bewegten Lebens uns bleibend und wirklich vor der Seele stehen. Leid und Freud Ihres Hauses, meine theure Freundin, findet in meinem Herzen immer die innigste Theilnahme, und ich würde es für eine der größten Freundlichkeiten meines Geschickes halten, Ihnen und den Ihrigen irgend einmal einen wirklichen Dienst leisten zu können. Bis dahin nehme ich die unschätzbare Gabe Ihrer aufrichtigen Freundschaft in der That als ein frohes „Kind" an, dem gute, reife Kirschen geschenkt werden. „Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Klee, dann roth wie Blut, das schmeckt allen Kindern gut." Ich habe mir den Vers von Herbeck's ältestem Jungen gemerkt, der höchst aufgeweckt und in jeder Hinsicht vielversprechend ist. Der Knabe heißt Wolfgang. Der Rudi muß allerdings jetzt ein sehr lieber Bub sein. So heißt auch mein Fürst Lichtenstein, und ich weiß von der Fürstin noch nicht andres als dies Wort, mit dem sie manchmal ihn herbeilockt, wenn er Stunde hat.

Ich kann mich kaum noch wieder auf mich selbst besinnen, da Wagner erst am Pfingstmontag wieder abgereist ist und Tausig heute ihm nachfolgt. Dann wird's ein wenig still, und ich schreibe Ihnen in ruhiger Zeit einmal ausführlicher als heute, wo schon ein Besuch bei mir ist, der junge Schönaich, Stiefsohn des Dr. Standhartner, der mit auf die Eisenbahn hinausgehen will, um von Tausig Abschied zu nehmen. Mit Wagner waren wir täglich, und es war dies eine ausnahmsweise Alltäglichkeit. Ich habe den ganzen Tristan von ihm singen hören. Dann erst versteht man das Werk völlig und wird einem klar, wie diese ganze Art von Diktion sich so in ihm ausbilden mußte. Er singt das Alles mit einer hinreißenden Leidenschaftlichkeit und einer Feinheit

Digitized by Google

in der Nüancirung, die man vor ihm und seinem jetzigen Styl beim Gesang kaum möglich hätte denken sollen. Ließe ihn sein übrigens sehr ansprechendes und dehnbares Tenororgan nicht im Stich bei einer so anstrengenden Aufgabe, so möchte sein Vorsingen noch großartiger sein, als etwa Tieck ein Shakespear'sches Stück vorgelesen haben soll. — Tristan ist gewiß das größte musikalische Werk, das seit Beethoven geschaffen wurde. Die Partitur ist eine Wonne zu lesen. Bei diesem feinen, durchsichtigen Orchester schwinden die Bedenklichkeiten der Ausführbarkeit völlig, und ich bin jetzt überzeugt, daß Sie die Isolde ganz gut ausführen und aushalten würden. Denn es ist hier ein Vortheil, daß das Schwierigste, der Schwerpunkt der Parthie im ersten Akt liegt. Der zweite singt sich so liebeselig dahin, auch ist das Allegro des Duetts so bleibend bis zum As-dur-Andante, daß die Länge des Duetts keine so übermäßige ist, als man anfangs meint. Den ganzen Mittelsatz nimmt Wagner sehr langsam. Tristan wird also bestimmt hier gegeben, die rohen Henkersknechte des hiesigen Operninstituts haben mir heute bereits die Partitur entrissen, deren glücklicher Besitzer ich einige Tage lang war. Tristan: Ander, Isolde: Dustmann, Marke: Schmidt, Mayerhofer den Kurneval, eine Frl. Destin die Brangäne, ein Herr Liebisch den Melot. Wagner kommt am 15. August wieder hierher und bleibt, bis er die Oper die ersten drei Male dirigirt hat. Bis dahin und überhaupt nimmt er festen Sitz in Karlsruh. Wer weiß aber, ob er nicht in Wien gefesselt wird! — Die Gerüchte über seinen persönlichen Verkehr, die sehr verbreitet waren, sind höchst abgeschmackt. Er ist der einfach liebenswürdigste Mann von der Welt; ich habe ihn herzlich liebgewonnen. Er hat sich auch wie ein alter Freund gegen mich benommen. Er will mir über meinen Cid einen Brief schreiben mit Veränderungsvorschlägen am zweiten und dritten Akt. Sobald ich den habe, schreibe ich Ihnen wieder. Wäre ich bei Ihnen und wir könnten aus Tristan musiciren, ich habe mich so in das Werk eingelebt! Wenn Sie in Carlsbad sind, werde ich eine fast unbezwingliche Sehnsucht haben, Sie zu sehen! Wer weiß! Heute bitte ich Sie also, Feodor, diesen musenbelasteten Mußeberaubten, vielmals zu grüßen und die Kinder auch an ihren Freund zu erinnern. Ich beneide Sie um die Nibelungen von Hebbel; seine Gedichte werden Ihnen einen Schatz großer Poesie geben, ich liebe sie außerordentlich, habe mir viele Lieblinge abgeschrieben. Schon in Ihrem letzten Brief habe ich mich gefreut, daß Sie ihn auch persönlich lieb gewinnen und seine schönen Augen ganz mit der Freude sehen wie ich. Ueber mein Verhältniß zu ihm schreibe ich Ihnen einmal ausführlicher. Ich bewahre ihm stets dieselbe Zuneigung und Bewunderung. Liebe, innig verehrte Rosa, Gott erhalte sie den Ihrigen und

Ihrem treu dankbaren

Cornelius.

München, Heil. drei König 1865.

Lieber Milde!

Der Hahnenschrei, um den der Tag heute zugenommen hat, ist für mich ein Schrei des Schreckens geworden. Man will meinen Cid in Weimar nicht, gedenkt ihn München auf die Schultern zu wälzen.

Mir geschieht damit ein großes Unrecht, um das ich vor keinem Gerichtshof klagen kann, Dir aber in einigen Worten auseinander setzen will.

Entstehung, Ausführung und Darstellen eines Werkes sind ein innerlicher, organischer Zusammenhang. Dieser wird mir zerrissen, und es geschieht mir ein

Digitized by Google

Leid, es wird eine Saite in mir verletzt, die so zart ist, wie nur alles Beste in der Welt sein kann, wenn ich mein Werk nicht in Weimar erleben darf. Für Dich und Rosa habe ich die Oper geschrieben, im Eindruck des fliegenden Holländer von Euch Beiden habe ich sie zuerst im Geist ersehnt; Ihr wißt aus meinen poetischen Beweisen, wie ganz Euch Beiden das Werk zugeeignet ist. Nun weiß ich, die Chimene ist eine etwas starke Zumuthung für die körperlichen Kräfte Deiner Frau, aber ich kenne ja Wien und kenne München — und ich weiß noch nicht, ob ich meine Oper nicht völlig ad acta lege, ehe ich sie Jemand andrem als Euch Beiden übergebe. Ich brauche kein berühmter Mann zu sein, mein Werk mag zehn Jahre oder bis nach meinem Tod im Kasten liegen, es kümmert mich nicht. Ein drittes Werk schreibe ich noch und müßt' ich es dem schlimmsten Leben abtrotzen; dann mag es genug sein, wenn ich immer vom Glück so verlassen sein soll.

Wie manche Briefe an Euch hatte ich während der Arbeit im Sinn, dann beim Fertigwerden. Da kam mir München dazwischen. Acht Monate habe ich mich gegen München gewehrt, endlich gab ich nach, verließ das liebe Wien mit vielem Leid in mir und in manchen Freunden. Jetzt wird man dann wunder glauben, welchen Gefallen man mir thut, meine Oper unter mir antipathischen Verhältnissen geben zu wollen.

Ehe man mir die Oper zurücksendet, möchte ich Dich bitten, verschaffe Dir die Parthie der Chimene und lasse Dir aus dem dritten Akte das Duett abschreiben:

„O triff mich Tod, den ich umsonst erfleht;"

es wird Euch freuen, es manchmal zusammen zu singen.

Einen Cornelianer habe ich in Wien mit der Cid-Partitur gemacht, das ist der junge Porges, der zur Zeit Berlioz' Oper in Weimar gewesen, und den Du vielleicht gesehen. Das ist mir vor der Hand genug. Nur um Euch Beide hätte ich gern die Schaar meiner Anhänger vermehrt.

Mein Cid ist das einzige Werk seit dem Lohengrin, das, in die Spuren dieser Oper tretend, ein in Versen und Musik tüchtiges, gesundes Machwerk bietet, welches ohne Firlefanz, Ballet und Elfen den Kampf um Liebe zweier Seelen der Welt und ihren Gesetzen entgegen zum Ausdruck zu bringen sucht, sich dabei in den Grenzen der Möglichkeit hält, wie Wagner meint: noch die alte Opernschablone verräth — kurz, es ist die achtenswerte Arbeit eines Talentes auf dem Boden, den ein Genius urbar gemacht. Es wäre immerhin Weimar's würdig gewesen, bei seinem Sinn zu verharren, die gegebene Anregung auch in ihren Folgen zu erleben.

Fräulein Stehle kann meine Parthie nicht singen, es ist eine hohe Sopranparthie. Umpunktiren kann ich nicht, ich müßte für Mezzo-Sopran umarbeiten. Das thue ich nicht, denn es nimmt mir die halbe Zeit zu etwas Neuem. Frau Dustmann kann die Parthie singen, und ich würde, wenn ich die Oper zurückbekomme, gleich nach Wien gehen, um dort alle Schritte zu thun. Aber im Voraus ist mir dort alle künstlerische Sympathie, alles, was mich mit der Luft und der Ahnung einer neuen Aufgabe erfüllen könnte, bei einer komödiantischen Prima-Donna mit ihren tausend Capricen — versagt und im Herzen erstickt. Außerdem ist am Kärnthner Thor eine Wirthschaft, die mit Grauen erfüllt — ich hätte höchstens den ehrenhaften tüchtigen Kapellmeister Esser für mich, und man macht auch solche Rückwege nicht im Leben. Allen Schmerz, von Wien zu scheiden, habe ich den ganzen Oktober durchgemacht, als mir die erste officielle Berufung von Wagner zukam. Jetzt ist das vorbei, es war einmal und kommt nicht wieder. Mein Stern oder Unstern treibt mich weiter, ich weiß auch schon, wohin. Wie gesagt, es erfüllt mich

Digitized by Google

heute ein tiefer und ernster Schmerz, dem schönen Traum entsagen zu müssen, die Parthien von Dir und Rosa zu sehen. Wie hundertmal habe ich im Arbeiten Eure Stimmen zu vernehmen geglaubt — vom ersten Anfang bis zur Vollendung. Ich bin stolz auf meine Form: bei dem geschlossensten dramatischen Gang dennoch alle Rede und Gegenrede zu festen Musikstücken zu gestalten, wobei durchgehend die wirkende Melodie in den Mund des Sängers gelegt ist — nicht die uferlose Allmelodie aus Tristan, die ich nimmer nachahmen werde.

Lieber Milde! Hoffentlich lebst Du, Rosa und die Kinder wohl und wird Euch eine leidliche Zukunft, von manchen Freuden erhellt, vergönnt sein. Doppelt schmerzlich entsage ich meiner Hoffnung in Weimar, weil es auch die Freude eines längeren Zusammenseins mit Euch zerstört. Ich wollte, es möchte in irgend einer Weise in Weimar verlauten, daß ich völlig zufrieden sein würde, den Eid *nur* in Weimar mit Achtung aufgenommen zu sehen, und daß auch die glänzendste Aufführung anderswo nicht den Ersatz für Etwas bietet, das nur ich empfinde und Niemand beschreiben kann. Grüße Rosa, die Kinder, seid glücklich und behaltet in freundlichem Andenken

Euren Cornelius.

Digitized by Google

Eva Sehring.

Die Geschichte einer Jugend.

Von **Hans von Kahlenberg.**

(Schluß.)

Wie sie diese Wochen lebte war ihr nachher nie klar.

Sie arbeitete viel. Sie hatte ein Porträt angefangen von Madame Bréaud, Pastell, sehr verwischt auf einem grauen, blassen Grunde.

Die Kranke war stets allein. Sie hatte viel Zeit. Bernheimer und seine Freundin machten ihre Reise. Sie schrieben heitre Briefe. Er sehnte sich zurück nach seiner Arbeit.

„Es thut ihm gut," sagte sie. „Er ist ein sehr großer Künstler. Er wird es noch erreichen. Nur er ist zu weich. Alle Männer sind zu weich. Zu hart sehr selten, dann ist es Verzweiflung, weil sie zum Aeußersten getrieben sind. Sie können so wenig vertragen; so wenig dulden" . . .

„Dulden ist doch die Hauptsache im Leben. Wir ändern es nicht. Es schön finden, auch das Ertragen, das ist schön, das ist die Kunst.

Man spricht soviel von dem Fehltritt der Frauen. Es ist Sünde so glücklich zu sein. Ich, ich bin sehr glücklich gewesen. Dann kommt die Müdigkeit, Zweifel, Krankheit, unser Körper selbst. Man bezahlt es Stück für Stück, sein Glück. Und wenn man Alles bezahlt hat, dann giebt man noch. Man giebt bis zum letzten zertretenen Tropfen Herzblut. — Und doch ist da die Erlösung, das Lösende . . . .

„Eine Frau wird immer das Leben mehr lieben wie der Mann, der es seziert, verstehen will. Sie begreift es. Sie sucht nicht wie es sein soll. Sie nimmt es wie es ist. Die Natur hat es ihr soviel leichter gemacht, indem sie sie Mutter werden läßt. Wenn es nicht diese unbewußte, stumme Liebesthätigkeit der Frau wäre, die Menschheit hätte sich heulend in den Selbstmord gestürzt, in die Vernichtung. Es ist als ob da wirklich eine Sühne wäre für die alte schöne Legende vom Paradies. Sie hat das Leben in die Welt gerufen, in triumphierender Ichsucht, eine Feindschaft, eine Ungesetzlichkeit. Die Mutterschaft hebt sie über das Leben, zum Opfer, zum Sterben, zum tiefsten, höchsten Begreifen.

Alle wirkliche, echte, Frauenliebe ist Mutterliebe. Nur die Mutter hat geliebt. Marguerite, Maria, die kleine Sonja Dostojewsky's.

Sie sind gestorben um zu leben, unsterblich zu sein.

„Man muß sterben — sterben — sterben!" . . .

Manchmal war es Eva als ob sie fast ein Gleiches empfände. Sie hatte soviel gelitten. Sie fühlte nichts mehr. Es war leicht zu entsagen, Alles abzustreifen wie ein Gewand, das lastet, nur noch äußerlich ist. Der alte Kinderwunsch nach dem Kloster kam ihr zurück. Unschuldig und regelmäßig leben in dämmriger Stille, Gutes thun: Jeder spricht sanft. Man

Digitized by Google

trägt schwarze Gewänder. Weiße Kerzen verbrennen sacht. Das Cruzifix ragt schweigend. Ihm zu Füßen sinken, ihr kleines, persönliches Leid auslöschen im unendlichen, größten der Welt, erschien ihr sanft. Es legte sich eisig auf ihre brennenden Wunden.

Und andere Male ergriff sie der wilde Heißhunger des Lebens. Alles zu haben, Schönheit, Kraft, Reichtum. Ein Rausch meinetwegen: Und nachher ewig brennen, Nur leben! leben! Alles Andre erschien ihr leerer Hohn, Betrug. Hände, die sie liebkosten, Lippen, die sie verbrannten, ein andrer Leib gegen ihren Leib, Gefühle, die Schauer gaben . . . Sie hätte ihre Seele dem Satan verkauft für acht Tage der Hochflut prangender Leidenschaft.

Unnatürliche, schauerliche Gelüste kamen ihr. In den Cirkus zu gehen, als Amazone zu reiten, nackt, im Tigerfell, auf ungesatteltem Pferde, den rasenden Rennerwagen zu führen in schwindelnden, glitzernden Höhen, wilde Tiere zu bändigen, sich hinzulegen, sich zu rollen auf ihnen, unter dem tosenden Beifall der Menge, im brodelnden Atem von tausend elektrischen Lampen. Ein Bild, das sie einmal irgendwo in einer Ausstellung gesehen hatte, hallucinierte sie: Auf der Mauer eines Thores eine Frau in schwarzem, gleißenden, metallischen Blau, unten kämpfende Männer, Leiber von Pferden und nackten Toten, Flammenschiffe . . . Hélène Dévastatrice — Helena die Zerstörerin.

In dieser Stimmung traf sie einmal mit Deschamps, ihrem Verehrer zusammen. Sie hatten viel über Katharina die Zweite, George Sand, und Kleopatra gesprochen. Sie forderte ihn auf: Besuchen Sie mich doch mal. . . Sie verbrachten zwei Stunden damit ihre gegenseitigen Seelenregungen zu analysieren, soupierten dann zusammen in einem leichtfertigen Banlieue-Restaurant, wo es sehr leer und anständig war, die Kellner sie in devoten Gruppen umstanden.

Sie schickte ihm eine kleine Skizze in einem wertvollen Englischen Rahmen um die Bezahlung wett zu machen.

Das war lächerlich, beschmutzte.

Das Verlangen nach Natur, Ruhe, Idyll, kam über sie.

Sie setzte sich des Morgens früh auf die Bahn und fuhr nach Charenton. Da war ein Plätzchen an einer Schleuse, das sie früher einmal gemalt hatte, niedrige Weiden, grünfließendes Wasser und Stille.

Ein Angler saß da mit seiner Ruthe. Sie sah ihn nur vom Rücken. Er hatte einen weißen Flanellanzug an.

Es war Henri Reille.

Er streckte nur die Hand nach ihr aus: „Liebling" . . sagte er. „Herzchen."

Sie lag an seinem Herzen.

* * *

Das war die glorreiche Zeit ihrer Liebe, die man nicht vergißt, wo zwei Herzen in Vereinigung schlagen und Alles doppelt sich erlebt, die Zeit wo der Mensch vollkommen ist, Hochzeit des Lebens.

Und sie waren Künstler. „Weißt Du, daß Du sprichst wie ich," sagte er einmal. „Du hast genau dieselben Ausdrücke, dieselbe Art der Anschauungsweise. Sieh mal, ich nehme schon Deinen deutschen Accent an." Sie wiederholten sich Worte bis in die Unendlichkeit, sich freuend am Einklang der Stimmen, der Vermählung der Vokale in ihrem Gesprochnen.

Digitized by Google

„Ich werde Dich nie müde werden. Die meisten Frauen sind so dumm. Sie sprechen immer nur von sich. Du bist mein guter Kamerad, mein kleines Mütterchen."

Sie bekümmerte sich um alle Details seines täglichen Lebens, seine Schulden, die Unordnung. Diese Haufen von unbezahlten Rechnungen, Mahnungen, gerichtlichen Zustellungen, machten sie ganz ängstlich. Er kannte es nicht anders und lachte darüber. Ebenso wenig war er gewöhnt sich das Geringste zu versagen. Es herrschte im Hause eine schauerliche Verschwendung. Trotzdem gelang es ihr einige kleine Reformen einzuführen. Vielleicht that er auch nur gebessert um ihr Spaß zu machen. „Ich werde noch ein ganzer Bourgeois unter Deiner Fuchtel. Viktorine schwärmt für Dich."

Es bestand eine Art Einverständnis zwischen der alten Bäuerin und dem jungen Mädchen. Sie lächelte, wenn sie Eva sah, und diese fühlte sich nicht geniert, in ihrem guten Recht in diesem Hause, das doch nur das ihres heimlichen Liebhabers war.

„Was für eine echte kleine Frau Du bist," sagte er. „Immer glatt streichen, immer Ordnung haben. Sei doch nicht so furchtbar verständig, kleines Mütterchen."

Sie sah ihn ungewiß an. Er hatte manchmal diese halb ungeduldige Ironie, die sie nicht verstand. Sie nahm seine Hand und küßte sie.

Noch mehr beunruhigte sie sein Inneres, sein menage intérieur. Da war Alles so launenhaft, so bizarr. Er hatte gar keine Religion, führte die gottlosesten Reden, aber als seine Mutter krank war, schickte er den Groom Philipp zur Wallfahrt nach Lourdes. Sie begriff das nicht, sie sprach oft mit ihm von ihren Klosterplänen. „Du hast noch nicht genug Sünden begangen," sagte er, „Du hast ja noch gar nichts gethan im Leben, Du armes Würmchen."

Alle Schubfächer seines Schreibtisches, die er achtlos aufstehen ließ, lagen voll Liebesbriefen. Er bekam täglich Besuche, unzweideutige Gäste, Erinnerungen. Seine Erzählungen aus der Gesellschaft verrieten ihr unwillkürlich, daß diese und diese Frau seine Geliebte gewesen war. „Daran mußt Du Dich gewöhnen."

Auch seine Art zu schaffen beunruhigte sie, diese Trägheit vieler Tage, in denen er keinen Pinsel anrührte. Sie hätte ihn gern strebsamer gesehn. Allen den Sieg entreißend, sich mit Lorbeern bedeckend: „Ah ça, Du willst wohl einen Napoleon aus mir machen, kleine Schmeichelkatze? Aber mit mir ist Nichts. Ich bin zerbrochen. Das Rückgrat fehlt."

Noch sorgenvoller stimmte sie seine Gesundheit. Und da konnte sie nichts thun. „Es hilft Alles Nichts mehr. Nur das verfluchte Teufelszeug. Dann geht's wieder ein paar Stunden. Setz Dich da neben mich und leg mir Deine Hand auf die Stirn."

Sie blieb stundenlang so, ohne daß er sprach, den kalten Schweiß seines gequälten Organismus fühlend. Und sie liebte diese stillen Stunden in den überhitzten, prachtvollen Gemächern, wo das Mitleid sich rein löste aus aller Leidenschaft und ihr den Frieden eines Engels gab. Er nannte sie „kleine Nonne", „barmherziges Schwesterchen", immer mit dieser etwas bittern Ironie, die ihr schmerzhaft war.

„Du hast Dir eine gute Zeit ausgesucht zu mir zu kommen. Wenn ich gesund wäre, wäre es Dir nicht so gut gegangen. Ich glaube, ich hätte Dich gehauen mit Deinem kleinen, anständigen Heiligenschein. Wenn ich denke, was ich war, ich, Henri Reille! — und nun bin ich so einem kleinen

Digitized by Google

Frauenzimmer in die Hände gefallen, das meine Rechnungen durchsieht und mir die Medizin eingiebt wie einem kranken Kanarienvogel. Hast Du denn gar keine Angst? Fürchtest Du Dich denn nicht vor dem schrecklichen Volksverführer? Was würden die Tanten zu Haus sagen! Und die große Lizzie? ach und Albrecht Hellbach! Ja was würde Herr Doktor Hellbach sagen?"

Er that ihr sehr oft weh. Aber er schien es nicht zu bemerken. Als Rose ihm einmal seine Limonade brachte, küßte er sie vor ihr: „das geniert Dich doch nicht?" Rose lächelte.

Er bekümmerte sich sehr um ihr Aeußeres. „Rot mußt Du tragen, und violett und blau, volle kräftige Farben und gute Stoffe. Sammt und Seiden, das ist so wichtig für eine Frau." Er neckte sie mit dem kleinen schwarzen Wollkleidchen, in dem sie zuerst zu ihm gekommen war. „Du warst sehr rührend in deinem schwarzen Kleidchen."

„Die Frauen sollten sich lieben lassen aus Schönheitsgründen. Es giebt nichts für die Schönheit wie die Liebe. Eine Frau, die man nicht liebt, wird alt und häßlich und verhutzelt vor der Zeit. Sie wissen das wohl die großen Zaubererinnen! Die Liebe ist das Sonnenbad für den Organismus."

Dann interessierte er sich für ihre Kunst. „Du mußt Geld verdienen. Ihr seid dumm darin und viel zu anständig. Das mußt Du so machen und so." Und wenn sie sich wehrte, von Prinzipien sprach, daß man keine Kompromisse machen dürfte: „das berühmte Sich nicht Prostituieren wollen in der Kunst ist gewöhnlich Mangel an Technik. Was wirklich gut ist, erscheint auch dem Laien gut. Sonst ist's eben noch nicht ganz gut."

„Du bist soviel für mich," sagte sie oft.

„Ich gebe Dir gar nichts."

Er strich ihr über den Kopf. „Sei nur wie Du bist. Du bist gut so."

Er tadelte sie oft in ihren Urteilen:

„Das ist eng. Das ist kleinlich."

„Aber es muß doch irgend eine Grenze geben?"

„Es wäre sehr gut, wenn es keine gäbe," sagte er.

Er war ein Held gewesen im Tonking. Und er hatte Helden gesehen, die feige waren, und gute Menschen, die mordeten und würgten.

Einmal sprachen sie von seiner früheren Frau.

„Sie war ein Ungeheuer," sagte sie energisch.

„Sie war wie sie sein mußte. Eine Heilige, die Wunder thut, hat vielleicht nicht mehr Verdienst. Alles begreifen, das ist die Blüte der Kultur, die neue Renaissance unter den Auserlesenen, — Sich ganz aufopfern oder sich ganz ausleben. Die Welt wird nicht eher vollkommen werden."

„Der Bourgeois mit seiner geregelten Existenz, seiner Formulierung von Gut und Böse, ist unser Todfeind. Wir lachen über ihn. Jesus Christus wurde gekreuzigt, William Shakespeare war ein unglücklicher Mensch. Es ist keine Ehre zufrieden zu sein auf dieser Welt."

„Ich verderbe Dich vielleicht."

„Ich bin glücklich."

„Arme Kleine! Das ist das Künstlerische in Dir. Die Künste morden. Du solltest einen Mann nehmen, Kinder haben, kleine goldige Kinder. Du wärst eine gute Frau. Alle ganzen Frauen sind für die Ehe."

„Ich liebe Dich wie Du bist."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

„Es ist merkwürdig, daß Du so unmusikalisch bist."

Das intriguierte ihn. Er phantasierte ihr stundenlang vor auf seinem Flügel, traurige Sachen, die sie traurig machten und Wildes, das sie aufregte. Oft weinte sie.

„Es giebt keine Kunst wie die Musik . ." sagte er. „Die spricht direkt zum Innersten, nicht zur Bildung, zum Verstand, zum Charakter. Man fühlt sie. Man fühlt sich gut und schlecht, heroisch und klein. Was ist Tugend? Was ist Laster? Nerven, Schwingungen irgend welcher Membranen . . Die Musik kann nicht philosophieren. Darum ist sie allein Weisheit. Ach! Wenn die Menschen nicht reden könnten: Nur hören" . . . . .

Sie dachte niemals darüber nach was er that, wenn sie nicht bei ihm war. Sie bestimmte die Stunden. Niemals versäumte er die Zeit. Niemals war er verhindert. Sie fand einmal in einer Briefschale drei Einladungen für einen Abend, den sie mit ihm verbrachte, darunter eine seines Freundes Gersamer, mit dem er diesen Tag seit zehn Jahren verlebte.

„Ich wußte daß Du kamst," sagte er einfach.

Das erstaunte sie überhaupt oft, diese wunderbare Intuitionsgabe in ihm. Er wußte immer was sie that, dachte, Dinge und Stimmungen, die sie sich selbst nicht erklären konnte, deren sie sich kaum bewußt war. „Du brauchst mir gar nichts zu explizieren. Du brauchst gar nicht zu sprechen. Ich bin ein Mensch, Liebchen. Und vielleicht ja — vielleicht hab ich eine etwas dünnere Haut wie andere Menschen. Im Guten wie im Schlechten. Tant pis pour moi."

„Hast Du mich denn lieb?" fragte sie sehnsüchtig.

Er lächelte: „Man muß einer Frau nie sagen, daß man sie lieb hat. Sie lieben es zu lieben um der Liebe willen, diese reizenden, feinen Künstlerinnen der Liebe."

. . . . Komm hierher wie Du auf eine Insel kommst. Wenn Du müde bist. Wenn Dir bang ist. Wenn Du Dich einsam fühlst. Hier kannst Du weinen, toben, eitel sein. . . . Ist das nicht Liebe?"

„Und wenn es vorbei ist? Ich werde sehr unglücklich sein."

„Aber keine Spur! Du hast ja Deine Kunst. Du kannst 's ja malen, Geld damit verdienen." Er lachte. „Das Privileg habt Ihr uns ja auch jetzt wegstiebitzt. Wir stehen Modelle."

„Nein! Fangt nicht an zu stilisieren. Ihr wart viel reizender so."

„Und viel heiliger."

Oft hatte sie gar nicht bemerkt, daß er sehr elend gewesen war. Sie erfuhr es dann nachher, wenn der Arzt ihn besucht hatte, neue Verordnungen kamen. Oder er sagte: „heut muß ich sehr liebenswürdig sein. Du hattest es schlecht getroffen voriges Mal, armes Kind."

„Thut's denn sehr weh?" fragte sie unruhig.

Er lächelte und küßte sie.

„. . . Wenn ich Dich gekannt hätte als ich jung war. Eine Frau wie Dich! Damals in meiner kleinen Dachbude in der Rue de l'Odéon. Da auf den Kirchturm hätt' ich Dich getragen! Wir hätten der Welt was zu knacken gegeben wir Zwei!"

„Ach Jugend! Jugend! Ich war sehr für die Frauen. Aber ich war scheu. Ich schämte mich. Die Erste, die ich kannte war eine Schaffnersfrau. Sie hatte mich genommen. Ich gefiel ihr. Sie war eine Gaunerin und es paßte so bequem, wenn der Mann Nachtdienst hatte. Ich war vierundzwanzig Jahr. Und ich ich dachte das ist nun Ehebruch. Ehebruch! Ein so großes Wort." . . .

Digitized by Google

„Wild war ich, sehr wild. Aber nicht frech. So treuherzig mit meinen fünfundzwanzig Sous in der Tasche und den großen Rosinen im Kopf! Paris wollte ich erobern. Des Abends strich ich da herum, an den Palais vorbei, die Champs Elysées herunter: Du bist mein! Du bist mein! Schön war sie, und stolz und jungfräulich! Schwer zu besiegen. Oh die Canaille! — Nachher wird man frech. Zuletzt cynisch. Alles geht zum Teufel. Der Weg dahin sind die Frauen."

„Armes kleines Ding! Einen traurigen Charmant hast Du Dir ausgesucht!"

Einmal als sie elend war bettete er sie auf der Chaiselongue. Er brachte ihr selbst heißen Thee.

„Ich möchte mal sehr krank sein um mich von Dir pflegen zu lassen," sagte sie.

„Das würde ich auch sehr gut machen. Gegen Kranke würde ich sehr gut sein, und gegen Kinder. Und für Tiere."

„Kleine, schwarze Mistkäfer und Schnecken."

Er lachte: „Wie gut Du Dir das gemerkt hast. Du bist merkwürdig. Du bist überhaupt ein kleiner Dieb und stiehlst mir meine ganze Seele. Ich werde bald gar nichts mehr thun, und nur Dich haben, Dich formen. Das ist auch ein Zeichen von Décadence. Ihr seid ja auch jetzt sehr obenauf, Ihr Frauen. Und Du gehörst zum Feinde. Wir sind das absterbende Geschlecht. Es leben die Frauen und die Kosacken!"

Er hatte den Abend Briefe zu schreiben: „Du kannst ganz still sein. Du störst mich gar nicht. Ich liebe, daß Du da bist, in meiner Nähe."

Er saß am Schreibtisch und schrieb. Von Zeit zu Zeit stand er auf und küßte sie.

Sie weinte als sie fortging.

„Es ist hart," sagte er. „Aber es ist auch süß. Du verstehst das nicht. Das ist das Schreckliche in der Ehe, die Gewohnheit, Beisammensein müssen, wenn man nicht den Wunsch hat. Daraus kommt dann der Haß. So mordet man. Ich habe mal daran gedacht, Dich zu heiraten. Und Du würdest Ja sagen. Es ist besser so. Du würdest sehr unglücklich."

„Wie lange wird es so sein?"

„Du mußt das nicht denken. Versuche glücklich zu sein."

„Du hast Andre" . . . .

„Das ist häßlich. Das ist klein. Ich bin Dir nicht untreu. Was Dir gehört ist Dein. Du mußt es verdienen. Wer mir jemals Liebe geschenkt hat: Das vergesse ich nie. Niemals. Keiner Frau. Und ich liebe sie Alle. Wenn heute Eine von ihnen, die sich mir gegeben hat, einen Ritterdienst von mir verlangt auf Tod und Leben: Ich würde ihn leisten. Sie wissen das. Und so muß es sein. Es ist dem Manne eine Schande anders."

„Aber käufliche Liebe ist doch gemein?"

„Warum das? Alle guten Frauen sagen das. Es ist nicht gut."

„Ich hasse diese Frauenzimmer."

„Du haßt soviel. Du bist sehr jung noch. Man muß nichts hassen."

„Du findest mich gräßlich?"

„Du bist ein Kind. Alle Frauen sind Kinder. Man sollte ihnen nicht böse sein, nicht mit ihnen rechten. Lieber sie durchprügeln, totschießen, daß sie Angst haben, dann ist's gut."

„Das ist gar nicht galant was Du sagst."

„Galant. Galant. Heutzutage ist ein hysterisches Weibchen, die nicht

Digitized by Google

will und gern möchte, ein Schuljunge, der mit den Füßen trampelt, eine Tragödie. Man schreibt Bücher darüber. Der Staat und die Kirche legt sich drein. Wir sind eben alt und schlapp, moralinsauer. Wir können nicht mehr lachen. Männer, wirkliche Männer müßten lachen können. Stärke ist froh. Und gütig im Grund." . . . . .

. . „Man müßte schon die Kinder ganz anders erziehen. Nichts verbieten. Der Apfelbaum im Paradies. Der verdarb's."

. . . . „Man würde besser leben, natürlicher, vornehmer. Das Nackte würde wieder schön sein. Es ist so schön, das Nackte." . . . .

„Aber Alles würde drunter und drüber gehn."

„Ich weiß man denkt das so. Vielleicht wäre es. Vielleicht wäre es auch anders."

Zuweilen weinte sie ganz gegen ihren Willen.

Er hatte eine nervöse Scheu vor Thränen. „Nicht weinen. Du sollst nicht weinen."

Und sie versuchte wieder zu lächeln. Sie war lieb und heiter.

Er schickte sie weg, wenn es ihm beliebte. „Geh jetzt. Du mußt arbeiten."

Sie ging und arbeitete. Dann rief er sie wieder. Und sie kam und saß bei ihm.

Es ging ihm schlecht und er litt sehr.

Eines Morgens fühlte er sich viel wohler. Sie fand ihn im Atelier. „Ich habe eine Idee. Ich will Dich malen als eine Madonna, eine moderne Heilige. Aber Du mußt sein wie Du bist. Willst Du? Du brauchst keine Angst zu haben. Im Beruf bin ich sehr sérieux."

„Ich will gern," sagte sie einfach.

* * *

Dann kamen die Sitzungen in seinem Atelier.

Das war ein riesiger Raum, der beinah die ganze obere Etage des Hauses einnahm. Er hatte es bei seiner Verheiratung bauen lassen, mit allem Luxus, Eisbärenfellen, Bronzen, maurischen Seidenstickereien, seltnen Bildern und Stichen, den bunten Dekorationen eines Vergnügungsraums, wo seine Frau oft noch vom Rennen oder Routs zurückkommend mit ihrer ganzen Gefolgschaft hinaufgestiegen war. Manch atte da getanzt, Fecht- und Schießvorstellungen gegeben. Die Rappiere und durchlöcherten Scheiben hingen noch an den Wänden wie Trophäen längst gewonnener Schlachten. In der Zeit hatten sie für das glücklichste Ehepaar in Paris gegolten. Sein Atelier hatte eine der Merkwürdigkeiten von Paris gebildet wo man die Fremden hinführte.

Das war jetzt anders geworden. Die Einrichtung war geblieben. Er hatte sich nur einen schmalen Raum zum Arbeiten abschlagen lassen, wo es hell war. Das Andre lag in der dunklen Beleuchtung einer Rumpelkammer mit hier und da aufleuchtenden grellen roten oder blauen Lichtern. Die schöne Frau Reille hatte sich auch mal am Handwerk ihres Mannes versuchen wollen. Es stand da eine Staffelei mit einer angefangenen Arbeit, ein Straßenbub, ein Zigeunerkopf, den sie mal schön gefunden hatte. Alles das verfiel. Der Staub lag darüber in dichter, weißer Bleischicht. Für ihn genügte das Allernotwendigste. Eine wunderbare Kopie nach Rembrandt, deren Original man seitdem: der Mann mit dem Goldhelm genannt hat. Und die Gioconda, ihr Lächeln der Frau und der Katze gelassen,

Digitized by Google

heiter, unter ihrer breiten Stirn mit schmächtigem Haarwuchs, den kleinen, gleichgültigen Augen, zu weiten Backen über spitzem Kinn. Sie hat nur zu lächeln und die Welt liegt zu ihren Füßen, heute wie vor fünfhundert Jahren und in fünfhundert Jahren immer noch.

Er malte sie ganz weiß, auf einem türkisblauen Grunde, zwischen seltsamen, langstieligen, steifen, goldnen Lilien aufsteigend zu beiden Seiten. Die Leinwand war nur sehr schmal genommen. Das Bild erschien lang und alles war angeordnet und bestimmt diesen Eindruck des unverhältnismäßig Langen noch zu erhöhen, eines Ueberschlanken, Auseinandergezognen, in die Lüfte sich Schwingenden, von einer Basis, die kaum den Füßen einen Stützpunkt bieten konnte. Es frappierte sie, diese Form, die der Mittelbalken eines großen Kreuzes zu sein schien ohne die beiden Seitenarme.

„Sieh" . . sagte sie unwillkürlich. „Das ist beinah wie ein Kreuz."

Die Bemerkung entzückte ihn: „Meine kleine Märtyrerin. Meine Eva. Maria" . .

Sie hatte vorher gedacht, sie würde sich schämen. Aber sie schämte sich gar nicht. Sie ging die paar Stufen zu dem Podium empor. Und dann stand sie oben.

Es war Alles arrangiert und aufgestellt. Die Leinwand mit den angegebnen Conturen und Farben. Ein grüner Schirm gegen das Licht. Er stand vor der Staffelei im Schatten mit der Palette und den Pinseln. Sie stand auf dem erhöhten Podium wo alles Licht von oben an ihr herunterfloß. Er sah sie an. Dann malte er.

Er war nur noch Künstler. Blos ihre Bequemlichkeit machte ihm zuweilen Sorgen. „Ueberanstreuge Dich nicht zu sehr. Halte den Arm so. Das ermüdet nicht."

„Sind auch Deine Füße nicht kalt?"

Manchmal berührte er sie. Aber es war kein Gefühl in ihr. Und seine Hand war hart wie Holz.

Es waren sehr heiße Tage. Die Sonne stand über ihr auf der Glasdecke des Ateliers und hüllte sie ein mit stäubendem, irisierendem Schimmer. Die Lichtstrahlen trafen sie wie heiße Douchen ihren Rücken entlang, prickelnd in den Hacken ihrer Füße. Sie hatte das Gefühl als ob man sie schlüge, grausam schlüge. Die Muskeln immer in derselben Anstrengung gesteift, wurden hart, krampften sich. Ihr Herz in ihr hastete. An ihren Hüften fühlte sie ihre Haare, die sie liebkosten, mit einer unerträglichen, irritierenden Liebkosung.

„Du mußt kein Corsett tragen," sagte er. „Es entstellt. Du hast es nicht nötig."

„Sehr, sehr hübsch bist Du, und lieb und rührend. Ich hätte nie ein Modell gefunden wie Dich. Und ich hätte es nicht gewollt. Es soll ein gutes Bild werden."

Sie wußte nicht wie blaß sie war. Sie versuchte zu lächeln. Und sie sah die Gier, mit der er dies Lächeln auffing: „So, so ist's gut. Das ist der Ausdruck den ich brauche. Die Madonna fin de siècle, die Jungfrau aller Schmerzen. Lächle, mein Liebling. Lächle."

Sie litt furchtbar. Es war schwer zu stehen in der auflösenden, blendenden Helle, die in ihren ganzen Körper eingesogen schien, wieder ausstrahlend wie eine Aureole. Manchmal zitterte jeder Nerv an ihr. Sie fühlte all ihr Blut wie in einem leichten, siedenden Kochen, die zarten Fäserchen des Fleisches aufhebend, die die Schwingung fortpflanzten, surrend,

Digitized by Google

sausend — Tambourwirbel in ihrem gemarterten Ohr. Alles Leben in ihr schien zu entfliehn, zu entfließen, in lauen wellenden Strömen, die von ihr ausgingen, sich auflösten in der Luft, durchsättigt vom Dufte des verschmachtenden Fleisches, das atmete, lechzte aus allen seinen Poren. Es war als ob sie am Kreuze hinge, die Arme ausgebreitet und die Füße festgenagelt und das Licht lief an ihr herunter in purpurnen Streifen wie warmes Blut aus ihren geöffneten Seiten.

Sie wäre zusammengesunken wie ein Lappen. Alle Knochen waren aus ihren Gliedern gelöst. Sie hingen schlaff, nur noch zusammengehalten durch die Kraft eines Willens, der stärker war wie die Natur.

Sie biß die Zähne zusammen.

Alles, hinter der dichten, schmerzenden Wand ihrer Augen, in der roten Höhlung ihres Schädels drehte sich. Es drehte sich rasch wie riesige Räder mit flammenden funkensprühenden Speichen. Sie fror. Schauer der Scham durchrannen sie wie spitze Schäfte, das Fleisch zitternd und wund zurücklassend gleich Wildbrand in einer offenen Wunde. Der Herzschlag schien ausgesetzt zu haben, verloren, untergegangen im wilden Pochen und Jagen ihres ganzen Körpers, wo jede gemarterte Sehne schrie . . schrillte . . .

Sie war mager geworden zum Zerbrechen, beinah transparent. Wenn sie ihre Hand aufhob, sah sie die Adern violett im Lichte, das kaum auswich vor dem zarten, verzehrten Hindernis. Die Kleider, die sie wieder anlegen wollte, fielen von ihren Hüften. Sie bückte sich mit einem kleinen melancholischen Lächeln um sie wieder aufzuraffen.

„Du bist eine wundervolle, kleine Heilige," lobte er.

Und sie war es wirklich. Es war die Folter, dies Auge, das sie maß, durchbohrte, aufsaugte . . auf seiner Leinwand, und dann wieder zu ihr, um ihr Neues zu nehmen, noch Intimeres, Nackteres, sie zu verraten, festzunageln in allen ihren Geheimnissen, den verborgenen unbewußten Regungen dieses jungfräulichen Leibes, belauscht, bloßgelegt in seinen Ahnungen und Aengsten.

Und er machte Entzückungen des Vivisektors durch, Genüsse des Kenners, des Operateurs, dessen, der tötet und lebendig macht.

„Diese bräunlichen Schatten. Das ist Leiden. Man sieht den Körper der sich aufreckt, schlank, schlank! wie eine Kirchenkerze weiß und schlank! das gepeinigte Fleisch, die Hüften, die abfallen und verschwinden. Deine Augen umschleiern sich und ertrinken in fernen, schmerzhaften Tiefen. Die Lider werden schwer. Sie steigen von unten und schwellen mit bläulichem, müden Rand. Du hast Posen der Extase, mit starrem Halse, die große Linie der Märtyrerinnen um Deinen Mund, der Byzantinerinnen, der ganz alten Madonnen, traurig und ernsthaft über der wollüstigen Pracht ihrer Inkrustationen. Du bist schön, schön" . . .

Manchmal legte er Instrumente an um zu messen. Er schob und stellte. „Es geniert Dich nicht?"

Sie fühlte es gar nicht.

Sie war nur noch müde, von einer unbezwinglichen, lähmenden, wehrlosen Schlafsucht! . . . .

Wie ein krankes Kind. Sie hatte zuletzt nicht mehr die Kraft sich anzuziehen. In ihren lila Mantel gewickelt lag sie auf der Chaiselongue. Und immerzu mußte sie weinen.

Er stand ratlos vor diesen stillen, rinnenden Thränen. Sie weinte

Digitized by Google

nie laut. Aber immer waren sie da — in ihren Augen, übertretend und über die abgezehrten Wangen laufend.

Er tröstete sie, brachte ihr Biskuits und Wein. „Willst Du denn nicht gern?. Ist's Dir zuviel?"

„Nein. Nein."

Er küßte sie. Er küßte sie als tränke er ihr Leben aus.

Alles verschwamm vor ihren Augen. Die sterbenden Lilien sandten ihre betäubendsten Düfte. Sie wuchsen und wurden sehr hoch — hoch, hoch bis in den Himmel, mit enormen, unnatürlichen Kronen auf dünnen, schwankenden Stielen. Aber sie wuchsen nicht gerade. Sie schlangen und wanden sich in seltsamen Schleifen und Schwingungen, in den grauenhaftesten Krümmungen, Verrenkungen der Angst, des Hungers und der Agonie. Sie liefen, duckten sich, krochen ineinander, reckten sich aus, und schnellten empor, wie fabelhafte Hydern, unmögliche, teuflische Tiere der Träume und Verheerungen, die grinsten, grimassierten, zischten, drohten.

Sie war die Madonna. Ihr Kopf ragte in die Sonne und ihre Füße standen auf den Sternen. Sie war selbst ein Stern und das Licht brach in weißen, silbernen Strahlen aus allen Poren ihres Leibes. Und Sterne drehten sich. Aber sie gingen nicht rund. Sie wogten auf und nieder — sich hebend und senkend und dazu sangen sie. Die Musik der Sphären stieg rhythmisch auf und schlug an ihr Ohr. Wie Paukenschläge klang es in ihrem gellenden Ohr und feine, wilde Seufzer zerrißner Tambourins.

„Fertig!" jubelte er auf. „Das wird mein Meisterschuß!"

Er hatte ihr die Arme ausgebreitet. Sie stolperte über die wenigen Stufen. Er hielt sie ohnmächtig an seinem Herzen.

* * *

Er behielt sie vier Tage bei sich. Sie pflegten sie Alle zusammen, Viktorine und er und Rose.

Er wachte die ganzen Nächte, obgleich ihr eigentlich Nichts fehlte — nur Ueberreizung, grenzenlose, tötliche Ueberreizung.

Und sie litt wenn er da war. Sie drehte ihr Gesicht nach der Wand — ohne Zorn, wie unter einer instinktiven Bewegung. Sogar im Schlaf, wenn er sich näherte, zuckte sie schmerzhaft zusammen.

Da blieb er weg.

Die dicke Bäuerin hatte eine Art Vorliebe für dies kleine, zarte Geschöpf, dessen raffinierte Mißhandlung sie durchfühlte. Sie war wie eine Mutter, brachte gute appetitliche Süppchen, ließ Eva ruhig sich ausweinen an ihrer Brust.

„Ach wenn ich doch eine Mutter hätte!"

„C'est ça les mères! die sind an Allem schuld. Wenn ich denke Monsieur Henri! Und er war gut. Dann ist er zu mir gekommen und hat seinen Kopf in meine Schürze gesteckt und hat geweint."

„Ach die Frauen! die Frauen! Es ist wohl wahr, daß sie angefangen haben im Paradies. Und dann geht das Gift so weiter. — Es ist eine Welt um daran zu sterben."

Sie dachte an Rose, die hinein mußte, die sie nicht mehr fern halten konnte. Das Mädchen war sehr schön geworden, etwas Verträumtes, Abwesendes in ihren Augen.

Digitized by Google

„Ich habe ihr verboten zu Monsieur Henri hereinzugehen. Die Männer — das sind nun mal Männer."

Sie wußte nicht was man von ihr dachte in ihrem Hause, die Portiersleute. Sie wollte fortziehen. Sie wollte zurück nach Deutschland, der Wunsch kam ihr wie die Sehnsucht nach einer Mutter.

Es wurde Weihnachten. Er hatte einen riesigen Myrthenbaum für sie ausgeschmückt, ganz mit Lichtern und Lilien, unendlich künstlerisch, aber theatralisch, verfehlt. Es hatte ihm einen ganzen Tag Arbeit gekostet. Er freute sich kindisch wie deutsch das war, wie „heimelick". Dazu brachte er die kostbarsten Geschenke, ein Diamantarmband.

Sie brach in nervöses Weinen aus. Er war sofort wieder zu ihren Füßen.

In seinen Armen beruhigte sie sich ein wenig. Sie war so schwach, daß sie gar keiner Abwehr mehr fähig war. Er hielt sie gegen sein Herz wie etwas Totes, ein unbelebtes Ding, das er zerbrochen hatte.

„Ich will Dich heiraten. Ich kann nicht mehr sein ohne Dich. Du bist grade was ich brauche. Willst Du meine kleine Frau sein, Eva, Evinka, Mignonne?"

Er hatte sie in dem großen Lehnsessel mit den Schwertlilien installiert vor dem Kaminfeuer. Es waren Alles hohe, violette Lilien auf grünblauem, gewässertem Seidengrund. Sie war sehr schwach. Er lag den Kopf in ihrem Schoße.

„Ich werde sehr vernünftig sein. Die Schulden kann ich ganz gut bezahlen. Du führst die Bücher. Wir reisen zusammen und malen. Ueberall hin, wo's schön ist. Du bist mein Adjutant. Du wirst sehr beberühmt werden. Die Weiber wollen wir nicht. Ein paar Freunde. Guérin und Hopf und Krautinger. Die gefallen Dir auch? Große Künstler sind gute Menschen. Wir werden die glücklichste menage von Paris sein. Und einen Jungen werden wir haben, einen prachtvollen! Das giebt eine gute Mischung, unsre beiden Rassen."

Sie starrte über ihn hinweg in die Kaminflamme. „Ja, ja, Ueber. Wir werden sehr glücklich sein."

„Das ist ja gar nicht so schlimm mit der Krankheit. Wenn ich vernünftig lebe wie Mr. Hellbach sagt. Ich werde Alles thun was er sagt. Ich gehe in eine Klinik zu Milch und Grützsuppe. Du kommst mit, mein Mütterchen."

„Ja, Liebling."

„Und lachen! Du sollst wieder lachen. Ja, Lach mal!"

Er hatte sie ganz eingepackt in weiche, fließende Seiden. Er schleppte immer neue herzu, gelbe und perlmutterne und himbeerfarbige, die ihn entzückten. Er lachte, sein schönes, glückliches Knabenlachen.

„Ist's nun gut? Bin ich nun gut?"

„Sehr gut, mein Herz! Ich danke Dir."

Seine Augen wurden dunkel plötzlich. Er sog den Atem ein. „Wenn Du mir untreu würdest, würde ich Dich töten. Nicht Dich. Mich!"

Er küßte ihre Hände: „Ich bin ganz glücklich heut. Mir ist's als könnte ich wieder leben. Und das ist Alles Frühling.

Sonne drinn, ohne die Sonne noch, die schönste Beleuchtung. Ein Regenbogen irgendwo. Und ganz kleine, graugrüne Grasbüschel mit blauen Bächelchen und runden, naiven Beeten im Hintergrund wie auf den Bildern der alten Meister."

„Jetzt könnt ich auch was Großes machen! Was ganz Großes,

Digitized by Google

Reines, Sonnenechtes. Nicht das alte, geschmierte impressionistische Zeug. Das ist Faulheit bei uns. Und weil wir nicht warten wollen, arbeiten. still sein und klein. Und beten wollen wir nicht. — Ja, weißt Du, ich glaube man muß beten können dazu. Und heut könnt' ich beten.

„Du hast mich wieder glauben gelehrt an die Kunst, an's Leben."

* * *

Sie war wieder zu Hause. Sie that Nichts. Sie brachte ihre Tage zu auf dem Sofa liegend. Dann fror sie sehr viel. Die Kälte stieg von den Füßen auf und fraß sich durch sie hin wie ein feiner, erstarrender Eisprickel. Ihre Hände waren immer kalt wie Marmor. Und alle Decken halfen nichts. Sie fror immer, auch in der Sonne.

Er ließ nichts von sich hören. Er schrieb nicht.

Sie wußte nicht was vorging und sie war zu matt zu denken. Dies ewige Auf und Ab der Leidenschaften hatte sie mürbe gemacht. Sie hatte zuviel gesehen: Rose, die Besucherinnen, Briefe, seine geflissentlichen Erzählungen, Beteuerungen, die sie nicht verlangt . . . .

Was that er? hatte er andre Freundinen, sich in den Gesellschaftsstrudel gestürzt, den er von Zeit zu Zeit liebte? Sie war vergessen.

Sie weinte viel. Es waren nicht genau Thränen des Schmerzes. Sie flossen von selber. Selbst wenn sie nichts von ihnen wußte waren sie da. Sie schienen vom Gehirn zu kommen, und es zu leeren, im fortgesetzten Tropfenfall von dumpfen, unformulierten Schmerzen.

Manchmal kam auch der Haß wieder, der alte, junge Haß ihrer Jugend. Sie wollte mit einem Messer zu ihm gehen, ihn töten, ihn brandmarken. Was war an ihr selbst gelegen? Sie wollte sich rächen, ihr Geschlecht rächen.

Aber alles das war gar nichts. Sie hatte leben wollen und das Leben war zu stark für sie. Was war das Leben?

Da betrachtete sie den Tod. In diesen Stunden erschien er ihr sehr sanft und gütig, wie eine Erlösung, langsam kommend mit der einschläfernden Melodie eines Wiegenliedes. Sie hatte oft mit Hellbach darüber gesprochen, halb im Scherz aus Freude am Pardoxen, über die verschiedenen Arten des Selbstmords, sich die Adern aufzuschneiden in einem lauen Bad, ein Gift, das einschläfert. Oder ein sehr blauer See. Das wurde ein fast sinnliches Gefühl. Etwas war da, etwas Großes, Starres, Unbewegliches, mit verschleiertem Haupt und traurigen Augen, an dessen Brust man sich verkriecht, wo Alles aufhört, die Schmerzen und die Freuden.

„Mutter! Mutter! Mutter!" schrie sie auf.

Sie hatte Angst vor dem Leben. Angst vor der Liebe, die auffraß und schlecht machte, vor der Kunst, wie ein Moloch, Jupiter, verbrennend im Flammenatem seiner Götterschöne.

Und Furcht vor Allem, vor diesem Leben der Einfachen, der traurigen Routine des Essens, Trinkens und Geldverdienens; der Barrière, die sie trennte von diesen Andern, Frauen und Mädchen mit Kindern oder Tagessorgen, die sie wie eine Art untergeordneter Tiere betrachtete, von denen sie sich stolz hielt als ein Eliteweseu, das Große erstrebend auf sehnsüchtigen Ikarusflügeln.

Es giebt solche Pausen im Leben, wo man Nichts ist, nichts denkt, gewiegt von der großen Welle, die fortgeht ohne uns.

Und sie ging und nahm sie mit fort.

Digitized by Google

Sie hatte ihren Reiseplan gemacht: Ein Bild von grünen Matten, Frieden und Alpseen, das ihr vorschwebte. Grün, Grün, mit Kuhglockengeläut in der Ferne und sehr einfachen Leuten, Milch und Schwarzbrot ....

Sie traf Hellbach auf der Straße. Er war eilig: „Ich gehe nach der Avenue. Es ist das dritte Mal heute."

„Mr. Reille ist krank?"

„Henri Reille stirbt."

„Ich gehe mit Ihnen." sagte sie einfach.

* * *

Es war der Menschheit krasser, ganzer Jammer, der sie anfaßte.

Seine Schönheit war vernichtet. Die rechte ganz aufgebrochne Backe verbarg sich unter einem schwarzen Pflaster, das überall der Ausschlag gelb und borkig umrandete, rote entzündete Fühler vorschiebend. Die Haare erschienen fast grau, spärlich, neben einem plötzlichen, struppigen Bartwuchs, den kein Rasiermesser berührte, eingenistet in den tiefen Höhlungen der Backen, um die Nasengrube, aus der die Nase sich spitz und weiß, unnatürlich groß, erhob. Er konnte nicht sprechen, mit schwerer, gelähmter Zunge. Die Augen standen schief und schielend. Ein pfeifendes Röcheln der überarbeiteten, zerbrochnen Maschinerie kam aus der Lunge.

„Wo ist Viktorine?" fragte sie.

„Fort — fort."

Es war Niemand um ihn. Gemietete Leute. Fremde Gesichter.

Er hatte ein Lächeln als er sie sah. „Bist Du's, kleine Frau? Nun ist Alles gut."

Man hatte ihn in den Gartensaal gebettet, wohl der Bequemlichkeit halber um das Treppensteigen zu vermeiden. Oder er hatte diese Laune gehabt.

Die Sonne schien voll hinein. — Die scharlachnen und saphirnen Bezüge der Möbel und Wandbehänge leuchteten. Auf der Staffelei stand das Bild der Madonna.

Sie war an seinem Bett in die Knie gesunken. Er nahm ihre Hand. „Sie ist meine liebste, gute und kluge Freundin. Sie meint's sehr gut mit mir. Sie wird oft kommen."

Sie warf einen Blick auf die Unordnung ringsum. Ein ungespültes Glas stand auf dem Tische. In einem Waschbecken lagen blutbefleckte, weiße Tücher.

„Ich bleibe."

* * *

Es waren furchtbare Wochen.

Man weiß später nicht wie man sie ausgehalten hat. Aber der Maschinengang des täglichen Lebens kommt, die kleinen Dinge des Essens, Trinkens und Schlafens, und man ißt und trinkt und schläft und lebt.

Eines Morgens kam Viktorine zurück. „Sie sind gekommen. Ich komme auch."

Sie war wegen Rose fortgegangen. „Ich hab sie geschlagen, daß sie ihre Knochen nicht fühlte. Ich hab mich vor ihn hingestellt: Wenn Du mir das anthust. Nur über meinen Leib rüber. Und er hat's mir geschworen.

Digitized by Google

Sie war nicht von ihm wegzukriegen. Des Abends hat sie sich unter sein Bett gelegt. Mon Dieu! Er ist doch auch nur ein Mann."

Die Beiden thaten ihre Pflicht. Hellbach kam den Tag zwei bis drei Mal. Er war wie ein hülfloses Kind. Sie mußten ihn füttern beim Essen. Oft stieß er an den Löffel und verschüttete die Speise. Er sprach gar nicht. Seine Augen blickten starr und erschreckt wie die eines Irrsinnigen.

Und Viktorine gab die furchtbaren Details: diesen Kampf gegen das Gift, den sie seit zehn Jahren führte, Untersuchungen seiner Taschen, seiner Correspondenzen — List gegen List. Hundertmal hatte er geschworen, geweint, gebettelt, gedroht.

Die robuste Frau war mürbe davon geworden. „Ich hätte ihn getötet, Fräulein. Gott verzeih mir's! Aber da hab ich immer gestanden neben ihm und gewünscht, daß er tot wäre. Ich hab gebetet drum!"

Sie zeigte die kleinen viereckigen Glasflaschen. Sie hatte sie in der Küche aufgestellt in langen Reihen: „Ah das — das verfluchte Gift! Wer das erfunden hat, der hat den Menschen das Rückgrat gebrochen. Keine Schmerzen mehr leiden wollen. Das ist Sünde. Wer keine Schmerzen mehr leiden will, der ist kein Mensch mehr. Unser Herr Christus am Kreuz hat auch Schmerzen gelitten. Die Aerzte, die Aerzte, das zerbricht uns."

Seit Abenden hatte Eva auf dem Rasen zwischen den Rhododendronsträuchen eine kauernde Gestalt gesehen. Sie kam immer, wenn es dämmerig wurde und wenn die Nacht kam, hockte sie auch noch da, grau, unbeweglich, in dem Grauen, das aus der Erde wuchs, sich über den Garten breitete.

Auch die alte Bäuerin hatte gesehen.

„Das ist sie."

Es war Rose.

Eines Nachmittags, als sie Beide mal zufällig entfernt waren und zurück kamen, fanden sie das Mädchen neben dem Bette. Sie hatte seine Hand genommen und küßte sie, heißhungrig, jeden Finger einzeln.

Die Alte stieß sie fort: „Weg! Scher Dich weg! Dirne!"

Sie sah zerlumpt aus, zum Erbarmen mager.

Eva gab ihr Geld: „Du kannst wieder kommen."

Dann kam eines Tages Lizzie!

Sie war verlegen: „Aber Eva. Wie kannst Du? Dein guter Ruf."

„Ich kann nicht anders, Lizzie."

Und die Andre küßte sie und ging. Die Besuche gingen weiter. Cokotten, elegante Damen, die in großer Toilette vorfuhren, kostbare Früchte und Blumen brachten, kleine Mädchen, die da hinkamen um zu schäkern, aus Neugier mit ein paar guten Freundinnen zur Gesellschaft.

Sie hatten ihn Alle gekannt. Sie waren da so lustig und zu Hause gewesen.

Sie kamen in hellen Sommerkleidern mit einem Flattern von Schmetterlingen, ein Scherzwort auf den Lippen.

Sie warfen einen Blick auf die entstellte, leblose Form und gingen stumm, furchtsam, wie Kinder, die in's Dunkle geguckt haben.

Einen Abend kam eine blendende Erscheinung. Eine elegante Equipage hielt vor der Thür. Sie war im weinroten, seidenen Abendmantel, sehr dicht verschleiert.

Sie wußte sofort, daß es seine frühere Frau war.

„Ich möchte ihn sehen."

„Bitte," sagte Eva.

Er schlief. Sie stand lange an seinem Bett. Sie stand am Fuß-

Digitized by Google

ende und Eva neben dem Kopfkissen. Er lag auf der rechten Backe, daß die schreckliche Entstellung des Gesichts verborgen blieb. Diese Seite war sehr schön, von Adlerreinheit des Profils, nur sehr bleich, mit tiefen, eingesunkenen Schattenhöhlungen unter den langen Wimpern.

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und betrachtete ihn lange. Sie war fast so bleich wie er. Sie bückte sich und küßte ihn auf die Wange, sehr leicht nur, daß er nicht aufwachte. Eine Thräne stand in diesen schönen, kalten Augen.

Sie hatte ihn doch geliebt.

Eva gab ihr die Hand.

„Sie sind bei ihm?"

„Ich bleibe bei ihm."

Seine Freunde kamen. Guérin, der Bildhauer, lärmend, außer sich, die hellen Thränen weinend über den Verfall des Genossen. „Henri! Alter Junge! Mein Bube! So rapple Dich doch auf. Komm doch! Nach Etretat, in die Dünen! In's Wasser. Häringsköppe alle Abend und Haferbrot, so trocken wie alte Fischknochen. Denkst Du noch an Catherine? Catherine, die Steuermannsfrau? Ich war eifersüchtig auf Dich. Sie hatte mich abblitzen lassen. Dieser verfluchte Kerl hat sie ja alle am Bändel."

. . . . Collegen, neidisch, geschniegelt, mit tiefbetrübter Condolenzmiene, schon die Lücke erspähend, den Avancementsvorteil ausrechnend, Gläubiger endlich, Kunsthändler, Agenten, die schon taxierten, boten, verteilten bei lebendigem Leibe. Das Madonnenbild intriguierte sie: „Ein neues Bild. Seine letzte Arbeit. Ein Meisterwerk."

Man machte Notizen. Ein Erard-Flügel wurde wieder abgeholt von der Fabrik, „weil er noch nicht bezahlt wäre", irgend welche Waffen und Kunstsachen. Es kamen immer neue Leute mit Forderungen, arme Leute, die er unterstützt hatte, leichtsinnige Mädchen „um ein Andenken". Seine Mutter schickte einen Commissionaire nach goldnen Spiegelrahmen, die „ihr gehörten".

Eva und Viktorine kannten sich nicht mehr aus und ein. Beinah grotesk wirkte ein Mann, dem er einen abgelegten Anzug geschenkt hatte. In der Hose war ein winziges Löchelchen, groß wie ein Stecknadelkopf. Er hatte es sehr sauber präpariert und sichtbar gemacht mit einem untergehefteten, weißen Pappkärtchen. „Das kann doch nicht die Absicht gewesen sein. Monsieur war immer so sehr anständig. Monsieur würde unglücklich sein. Es wird ja jetzt genug Pantalons zum Wegschenken geben." Es war den ganzen Tag ein förmlicher Beutezug von Gier und Wucher durch dies Haus, dies fürstliche Palais, dessen Besitzer unten sterbend und wehrlos lag. Man betrog die Frauen. Man stahl. Man plünderte. Selbst in den Stunden, wo er endlich schlief, wo sie ihn mit verdoppelten, dreifachen Dosen von Morphium mühsam eingelullt hatten . . . Betteleien, Forderungen, faule Anerbieten unter der Hand. „Es soll Ihr Schade nicht sein, Fräuleinchen."

„Nehmt! Nehmt Alles."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fand ihre Briefe, die sie mit ihrem Herzblut geschrieben, ihr Ureigenstes, Empfindlichstes zwischen Schmutz der Gosse, Rendezvousbestellungen, Champagnerrechnungen, unwürdigen, rätselhaften Anspielungen und Witzen, auf besudelten Papierfetzen, in verwesenden Parfüms.

Digitized by Google

Man schrieb ihr anonym gemeine Anschuldigungen, Drohungen, Geld-erpressungen.

Seine Mutter fand es plötzlich kränkend, daß „Fremde“ an seinem Bett wachten. Es sollten Schwestern bestellt werden. Ein Priester.

Die Schwestern kamen und wechselten rasch. Der Priester sagte etwas über Immoralität, Bedenklichkeit der Situation. Er war noch ein junger Mann.

Sie wies auf den Sterbenden, der wimmerte, mit strömenden Augen und Lippen, die Arme ausstreckte, wie ein ganz kleines, elendes, gemartertes Kind.

Selbst dieser Mann an Leiden aller Art und harte Selbstzucht gewöhnt verstummte.

— —

„Gott sei Ihnen gnädig, meine Tochter. Das Leben auch ist ein Kreuz.“

— —

Immer das Mädchen mit seinem blassen, stillen Gesicht.

Und immer in den Momenten des wiederkehrenden Bewußtseins, zwischen den langen Perioden der Umnachtung, griff er nach ihrer Hand: „Du bist doch da?“

„Ich bin da, Lieber.“

* * *

Endlich kam auch seine Mutter „Madame la Princesse,“ wie Viktorine sie nannte. Mit Haushofmeister, zwei Kammerfrauen, Papageien, Pudeln. Auf der Durchreise nach Scheveningen.

Sie erschien im rauschenden Hermelinmantel mit goldgesticktem Capothut. Sie wollte ihn gar nicht sehn. „Es würde mich zu sehr betrüben. Ich habe so zarte Nerven.“

Eva schloß sie theatralisch in die Arme. „Meine Tochter! Ja, Sie sollen mit ihm glücklich werden. Nenne mich Mutter, Kind!“

Sie arrangierte ihr sofort einige Locken in der Stirn. „Du solltest immer rot tragen. Laß das meine Sorge sein.“

Mehrere wertvolle Ringe lagen in einer Schale vor dem Spiegel in seinem Toilettenzimmer. Sie steckte sich einige an, wie aus Unachtsamkeit.

Sonst weinte sie sehr viel und tupfte sich die Thränen sofort wieder weg mit einem lila Puderschwämmchen.

„Sie lieben ihn also sehr? Erzählen Sie mir von Ihrer Liebe. Ich höre gern Liebesgeschichten. Sie sollten in ein Kloster gehn. Empfindsame Herzen wie unsre gehören in's Kloster. — Ah! es ist so hart Mutter zu sein.“ . . . . .

Glücklicherweise dauerte dieser ganze Wirbelwind nur etwa anderthalb Stunden. Madame la Princesse konnte nichts Trauriges sehn. Der Tod war ihr eine ganz besonders unangenehme Anspielung.

„Schreiben Sie mir oft. Ich werde Sie adoptieren. Ich werde Ihnen ein Schicksal machen. Ich bin Ihre Mutter.“

Er hatte nicht einmal bemerkt, daß sie dagewesen war. Als Viktorine es ihm später erzählte, lächelte er traurig. „Mutter — Mutter — Ich habe nie eine Mutter gehabt.“ . . .

* * *

Digitized by Google

Das Furchtbarste waren die Nächte.

Er sprach beinah beständig in diesem aufgeregten, zerhackten Stimmfall der Delirierenden, wenn das Fieberfeuer die Gedanken vorwärtspeitscht in einer Gespenstergaloppade durch den ganzen Kreisring des Lebens, der Lebensdinge, Reminiszenzen von Liebschaften, weibliche Kosenamen: Madeleine, Nanon — „Canaillen! Canaillen Alle!" Jargon der Afrikanischen Bordells, Ausdrücke der Gasse, untermischt mit den zartesten, rührenden Liebesworten. — Ausrufungen, die sie nicht verstand, deren abscheuliche Ideenassociation ihr Blut erstarren machte, wo Viktorine drängte: „Gehen Sie, Fräulein. Hören Sie nicht. Hören Sie nicht auf ihn!"

Dann war es seine Kunst. Das furchtbare Problem der Nachschöpfung, an dem er sein Gehirn zermürbt hatte. Stundenlang wiederholte er Laute, die ihm blau und violett klangen. Es war als ob er ein Instrument zu stimmen versuchte, mit Aufschreien der Qual dazwischen, einem Tappen und Rütteln der Verzweiflung. Auf der weißen dünnen Decke gingen seine Finger unausgesetzt, zeichnend, kratzend, wischend. Es war schrecklich diese Finger zu sehen, feine, lange Finger des Bildners mit engen, spürenden Spitzen. Diese irrenden, hüpfenden Hände — deren unfehlbare Sicherheit und Feinheit des Anschlags die Verwunderung der Welt bildete! — „Helft mir doch! Helft doch" jammerte er. Alles rennt. Alles flieht. Wie schwarze Mäuse. Hopp! hopp! schwarze Mäuse. Ich habe immer Würmer zwischen meinen Fingern. Ah die gelben, ekelhaften, stinkigen Leichenwürmer! Er schüttelte seine Hände. Er streifte ab von ihnen.

Oder es war die große Vision der Farben, der Zusammenklang und die Auflösung der Lichter, die ihn beschäftigte, die er festzuhalten suchte, die starren Augen weit offen, die Nüstern gebläht, ohne Atem sprechend: „Das ist Grün das! So ein Grün giebt's ja gar nicht. Es ist die Sonne, die im Grün untergegangen ist. Ah das Grün . . . das Grün der Träume. Ich sehe Bäume, die lila sind, und das Untere ihrer Blätter ist ganz klares Blau. Sie fallen wie Blutstropfen in smaragdne Lachen. Und wie sie langsam fallen leuchten ihre Stämme." . . .

„Das Fleisch blendet! Das ist Sonnenfleisch. Ach das Leben! Die Farbe des Lebens, der Bluthauch, der fehlt, den ich nicht finde! Du bist von Fleisch. Du atmest. Und durch Deinen Körper seh ich die Sterne. Alle Sterne seh ich. Deine Augen sprechen die Worte des Lebens und die Symphonie Deiner Glieder singt die Glorie des Geschaffnen. Deine Lieder sind Farben und die Schatten Deines Fleisches Offenbarungen der Weisheit." . . . . . .

„ . . . Und ich halte Dich. Ich halte Dich in meinen Armen. Ich zwinge Dich Du zu sein. Ich male Dich. Ich singe Dich. Ich schaffe Dich. Aus meinem Hirn schaffe ich Dich, den Niegeschaffnen! Mit meinen triumphierenden Händen! Mit meiner Stimme, die wie Gottes Stimme ist über den Wassern. Mit meinen Augen, die die Sonne sehen und was über der Sonne ist." . . . .

„Du verbrennst mich! Du verbrennst mir das Gehirn. Du tötest mich! Du frißt mich! Meine Geliebte! Meine Einzige. Meine Lebendige, von mir Geborene!"

Er richtete sich ganz gerade auf. Er reckte die Arme aus. Er war stark, gebieterisch. Er gebot Sonnen. Seine an's Bett gefesselten, umschienten und umwickelten Füße bewegten sich, rhythmisch, majestätisch, als ob er über Wolken schritte. Seine Stimme hatte einen Klang wie von Gesang.

Digitized by Google

Er war sehr schön dann. Mit seinen Augen, die allein lebten, dies abgezehrte Gesicht, die ohnmächtige, zerbrochen Form, illuminierend mit dem Sardanapalfeuer einer sterbenden, großen Seele.

Aber die Klagen kamen wieder: „Ich habe soviel gelitten. Ist es noch nicht genug endlich? Ich leide . . leide.“ . .

Das war nur noch das physische Leiden, Schmerzen, die das Schädeldach auseinandertrieben, sich einbohrend in jeden Knochen, die feinen Reibeflächen der Gelenke . . . Stunden, die er stöhnend lag, bettelnd, daß man ihn beendete, winselnd . . wimmernd . . .

Es gab nichts dagegen wie Morphium.

Hellbach zögerte zuweilen: „Es ist der Tod.“

Eva gab es.

Dann folgten lange Tage stupider Lethargie. Es war kein Mensch mehr, um das sie sich mühten, das sie fütterten, wuschen, ein Bündel Fleisch und rotwunder Nerven, in allen Gelenken geknickt, abrutiert, stumpfsinnig, ekelerregend mit blöden, geifernden Lippen und schiefen, triefigen Augen.

Und doch war es vielleicht nicht so furchtbar wie die lichten Momente, die Angst vor dem Wahnsinn, der Irrenanstalt, die dann kam.

Das ließ ihm keine Ruhe, die letzte Vorstellung, die sich ihm deutlich aufzwang, gegen die er sich wehrte, königlich zuerst, verzweifelnd, — dann wie ein furchtsamer, getretner Bettler.

„Es ist so häßlich da. Vergitterte Fenster und hohe Mauern. Wie ein Netz vor den Fenstern, immer eine Masche über der Andern.“ . . .

Er versuchte hineinzugreifen als ob er daran risse und zöge. „Sie lachen, wenn man spricht. Sie schlagen Einen.“

„Da war eine Irrenanstalt, wo ich als Kind lebte. Und Einer war fortgelaufen und sprang unter uns Kinder auf der Wiese. „Nehmt mich auf. Schützt mich, Kinder. Ich bin wie Ihr. Ich bin nicht verrückt.“ Der Wärter kam und fing ihn wieder. Sie stießen und schlugen ihn. Er schrie. Und sie schlugen ihn auf den Kopf — immer auf den Kopf . . auf den Kopf.“ . . .

Bei der geringsten Bewegung im Hause, einem Wagen der vorüberrollte, fuhr er auf. „Sie kommen um mich. Sie holen mich weg. Sie wollen mich einsperren.“

Er mißtraute Allen, Hellbach, Viktorine. „So'n Doktor ist immer gleich bereit. Das hat ja nicht mehr Mitleid wie ein Schlächter. Das Vieh schlägt man tot. Wir sind interessante Fälle für die Wissenschaft. Wir sind ja Menschen . . . . . Sie ist tückisch die Alte. Sie muckscht mit mir wegen der Kleinen. Weil die Kleine mich gern hatte.“ Er kicherte selbstgefällig in sich hinein. „Ich kann Volk nicht leiden. Sie haben harte Hände und riechen schlecht. Sie bestiehlt mich, weißt Du. Es ist ihr nur um das Geld bei mir zu thun. Die trägt Alles fort. Sie hat schon einen ganzen Schatz aufgespeichert, bei sich, in ihrer Kammer, irgendwo, lauter Goldstücke. Jede Nacht kommt sie hier herein und stiehlt. Ich sehe sie immer, wie sie den Schreibtisch aufschließt und das Geld rausnimmt. Aber ich kann's nicht sagen. Ich thue so als sähe ich es nicht. Sie schlägt mich sonst und läßt mich einsperren mit dem deutschen Doktor zusammen. Der Doktor und die Alte sind im Komplott zusammen. Das ist ja nur natürlich. Der Doktor ist ein Deutscher. Die sind alle falsch und hinterlistig. Er kann mich nicht leiden, weil die Frauen mich gern haben. Das ärgert ihn. Darum hab ich auch nach Dir geschickt. Du läßt mich nicht wegbringen. Du bleibst bei mir. Du liebst mich ja.“

Digitized by Google

„Ich liebe Dich."

Er lachte eitel. „Ja Du liebst mich. Die Frauen haben mich immer gern gehabt. Das ist, weil ich sie nie tragisch genommen habe. Einen Kuß, wenn sie artig waren und einen Klaps auf die Finger, wenn sie Mucken machten. Damit hat man sie Alle, die lieben, kleinen Weiberchen. Frauen sind so leicht zu behandeln, wie Aeffchen und Hunde. Nur nicht zu gut sein zu ihnen. Das können sie nicht vertragen. Und Prügel ab und zu! Du bist auch boshaft. Ich hätte Dich auch gehauen. Wenn Du meine Frau bist, hau ich Dich alle Tage. Aber jetzt bist Du groß und übermütig, weil ich so krank und erbärmlich bin. Die Frauen und der Doktor, und der Pastor . . . die bringen uns herunter, auf den Hund. Die Alte möchte mir auch den Pfaffen auf den Hals hetzen. Sie geht den ganzen Tag um den Brei herum und murmelt von Sterben und in den Himmel kommen. Ich will nicht sterben. Ich will nicht in den Himmel kommen. Ich will leben und lustig sein. Ich will trinken. Ich will Dich ausgezogen haben und daß Du tanzt vor mir. Ich bin der Herr hier im Hause. Ich bin ein Mann. Und ich kann was und hab was geleistet im Leben. Kreuzhimmeldonnerwetter noch mal!"

Seine Hauptsorge war das Bild. Es stand immer seinem Bette gegenüber auf der Staffelei. Niemand durfte es anrühren.

„Siehst Du das?" sagte er. „Das soll mir Einer nachmachen. Sie sollen's nur mal versuchen! Ich sage Dir, es werden tausend Jahre vergehen und das Bild wird noch sein, wenn von denen gar nichts mehr ist — er nannte mehrere Namen — und all den Schmierern. Dies Blau siehst Du, das hat nie ein Anderer gehabt und das werden sie nicht wiederfinden.

. . . . Krank! Krank. Aber jenseits der Gesundheit. Die Gesundheit ist nur eine erste, tölplische, barbarische Phase. Gesundheit ist für Hausknechte und Viehmägde. Denen ihre Madonnen das sind Viehmägde, das sind Grünkramhändlersfrauen, das sind Cokotten! Viehmägde, Grünkramhändlersfrauen und Cokotten wie ihre Aphroditen. Da — das ist die Madonna wie wir sie brauchen. Das ist Christus! Nicht der alte, zahme, der milde Mann mit dem linken Backen und der hektischen Dulderkrone.

„Aus der Hölle habe ich ihn mir heraufgeholt. Ich bin in die Hölle heruntergestiegen um ihn zu finden. Ich habe mich kreuzigen lassen dafür. Ich bin gekreuzigt, geschlagen und wieder auferstanden."

„Was wissen sie davon? Was wollen sie? Die Hunde! Die blöden, täppischen Tölpel! Die Hammel! Das Vieh! . . ."

Die Wut packte ihn gegen sich selbst, seine Krankheit, seinen Zustand. „Leichnam verdammter! Ob das schmutzig genug ist! Das stinkt, das zerfließt. Würmer sind drin. Aas! Aas! Aas!"

* * *

. . . . Manchmal sah er sie lange an. Dann lächelte er fast unmerklich, sein altes, hübsches Lächeln. Wenn sie ihm etwas brachte, behielt er ihre Hand und küßte sie: „Du liebe, kleine Frau. Mein Mütterchen" . . . . „Mütterchen ist so hübsch. Als ob man ein ganz kleiner Junge wäre und Alles wieder recht ist. Mütterchen . . . Mütterchen" . . .

* * *

Digitized by Google

. . . „Viele Männer wissen nicht was Leiden ist. Aber die Frauen wissen es immer. Auch schlechte Frauen wissen es. Die Frauen werden sprechen eines Tages. Und man wird sie begreifen. Man wird viel begreifen, wenn die Frauen sprechen können . . . .“

. . . . „Ein kleines Kind in seinem Schoß tragen, und es nähren. Ihm kleine, weiche Lieder singen. Es ist so wenig. Das ist das Größte. Das ist das Wunderbare . . .“

„Ach, die Frauen! Die Frauen! Es ist etwas Großes um die Frauen!“ . . . .

Gerüchte von der Friedenskonferenz im Haag schlugen an sein Ohr. Man sprach davon neben seinem Krankenbett.

Er richtete sich sehr hoch auf: „Nicht das! Das ist Frevel! Das ist Wahnsinn! Es giebt nichts für den Mann wie der Krieg, der Männer macht. Die letzten verschimmelten Erbsen haben wir uns geteilt. Auf demselben Strohsack haben wir geschlafen. Ah die braven, goldnen Jungen! Unsrer wackrer Oberst! — Dem Feind entgegen und vorwärts hinein. Das ist Leben! Die Nation muß ihre Fäuste haben. Wer zerschlägt. der denkt nicht. Der tötet sich nicht selbst. Das ist das Ende von Allem Das frißt uns auf wie der kalte Brand den faulen Greisenkörper. Das Geld, die Künste, und die verteufelten Frauenzimmer! Eine Flinte in die Hand, den Rucksack über die Schulter! An die Grenze! An die Grenze!

Aux Armes Citoyens!

Formez vos Bataillons!“

Er sang den drohenden, donnergrollenden Refrain der Marseillaise. Er sang ihn mit starker, schallender Stimme.

Er fiel zurück.

. . . . Und die Angst kam wieder, physisch, gemein, Alles Andre verdrängend. Dann mißtraute er auch ihr. „Ich werde Dich erwürgen. Ich würge Dich bis Du tot bist. Ich zerschneide Dich. Ich schneide Dich in ganz kleine Stücke.“

Die treue Viktorine fürchtete manchmal fast für ihr Leben. Sie mochte sich nicht aus der Nähe entfernen. Eva glaubte nicht ernstlich an eine Gefahr. Manchmal hätte sie es fast gewünscht.

Der Ausschlag erreichte das rechte Auge. Die Lähmungserscheinungen traten wieder ein. Er sah Alles doppelt. Manche Tage sah er gar nichts. Es war Nacht um ihn. Und immer reiste er. Lokomotiven, die ihn fortschleppten mit aller Dampfkraft, Räder die rasselten, Züge die pfiffen, rote, glühende Augen, zischender Dampf.

Es war Paris, Paris, die ganze ungeheure Stadt mit ihren tausend Kommunikationswegen, ihren Maschinen, ihren Häusern und Straßen, die sich in seinem Kopfe drehte. Paris, der Dachkammern und Bohême, Paris, der Ateliers und Salons, Paris, der Frauen und Paris agonisierend an den Vorposten unter Afrikanischer Sonne, in Chinesischen Taifuns, Paris, heroisch, Paris, elend und verkommen, Paris, Mörderin und Schöpferin, die Stadt der Weltgeschichte, des großen Lebens, im deliirierenden Hirn des Sterbenden, des großen Künstlers, den es geliebt und getötet.

Sie dachte daran ihn auf's Land zu bringen, nach Italien. Nur fort! Von Paris fort!

„Es ist nicht mehr nötig.“ sagte Hellbach.

„Es ist der Tod — oder der Wahnsinn.“

Es war der Abend des vierzehnten Juli, Fête de la République. Die Leute tanzten in den Straßen. Kleine Drehorgeln standen an den

Digitized by Google

Ecken, auf den Plätzen, mit dreifarbigen Lichtern herum und Alles tanzte. Sie warfen Konfettis und lange, bunte Papierschlangen. Die Burschen faßten die jungen Mädchen um und ganz dicke, gemütliche Bürgersfrauen tanzten auch und wollten sich ausschütten vor Lachen. Alle schrieen. Die Kinder liefen mit Lichtern auf ihren Stöcken. Die kleinen Drehorgeln spielten. Sie tanzten. Sie waren vergnügt und harmlos wie die Kinder. Was für ein Volk war das?

* * *

Es war der Tod.

Einen Tag wollte er Blumen haben, Wohlgerüche.

Man brachte Beete voll, Rosen aller Nüancen. Hyacinthen, die schwanke Anmut ihrer Stiele verschwindend unter Blütenrüschen, die sich drängten, ineinanderkrochen, zu Wachs erstarrten, Maiglöckchen, große gefüllte Veilchen von Nizza und Cannes, Tuberosen mit schwülem, betäubenden Atem.

Er roch nichts mehr. Er sah sie gar nicht.

„Die Sonne ist fort," sagte er. „Es giebt keine Sonne mehr."

Sie rückte ihm das Madonnenbild nah, weil er es liebte.

Er lächelte: „Das ist vergangen. Sie werden Dir einen hohen Preis dafür zahlen, Hunde die! . . Du wirst Geld haben, Manon." . .

Er verwechselte jetzt oft die Namen, nannte sie Manon, kleine Tochter. „Geh nicht fort. Du gehst nicht auch fort wie die Andern, kleine Tochter? . .

„Ich habe es gut gemacht für Dich. Du wirst reich sein, Du wirst Dich gut verheiraten. Keinen Künstler. Das taugt Nichts — die Künstler."

Bernheimer kam. Er war wie benommen. Er irrte in dem Krankenzimmer, zwischen der Lazarethunordnung, den Kunstwerken.

Man erzählte sich, daß er Alice Boucher heiraten würde. Sie hätte ein Kind von ihm. Eva erkundigte sich nach Mme. Bréaud.

„Sie stirbt. — Alles stirbt."

Er entfernte sich wie unter einem ungeheuren Schrecken. Er arbeitete noch. An seiner Lastträgerin. „Die muß ich noch fertig machen. Ich habe zu thun."

Der Sterbende hatte Eva's Hand nicht losgelassen. Sie fühlte seine Finger die sich andrückten, eingruben. „Du gehst nicht fort. Ich halte Dich."

Lizzie kam. Sie konnte blos weinen. Ihre Augen waren von Thränen überschwemmt. Er liebte die Thränen nicht. Er wandte sich ab. Eva lächelte ihm zu.

. . . . Und sie war da. Nur sie. Viktorine schlief. Hellbach war vor einer Stunde erst da gewesen. Er wollte am Morgen noch einmal kommen.

Er war viel ruhiger, klagte nur über Kälte. Sie hatte Decke auf Decke über ihn gehäuft, ihm heiße Milch zu trinken gegeben.

Er zitterte am ganzen Leib vor Frost. Seine Zähne schlugen aufeinander.

Er hielt ihre Hand fest. Auch wenn sie sich bewegen mußte ließ er nicht los. Seine Augen hingen unverwandt an ihren. Es war ein seltsamer Ausdruck darin wie von einem ganz guten, treuen, gehorsamen Hunde, oder auch von einem Kind, das aufmerkt. Schließlich saß sie ganz still und steif. Sie wußte nicht wie lang. Lange Stunden. Vielleicht waren es Minuten.

Digitized by Google

Paris selbst schwieg. Paris schlief.

„Still! . . " sagte er einmal . . „Still!" . . .

. . . . Es schien fast als ob er schliefe. „Lege Deinen Kopf mit auf mein Kissen, Eva."

Sie that wie er sagte. Es war ein riesiges, schönes, zweischläfriges Bett, ein Prunkstück Louis XVI. Sie saß auf der Kante, die Füße auf den Boden, das Gesicht neben seinem.

„Ich fühle Dich garnicht mehr" . . klagte er.

Sie drückte sich noch dichter an ihn heran. Sie lag jetzt fast ausgestreckt neben ihm. Er schien nicht zu sehen. Seine unruhigen, zitternden Hände rissen an ihrer Taille, tasteten zwischen den Knöpfen.

„Ich will Dich fühlen . . " murmelte er.

. . Dich — Dich . . . "

Sie begriff ihn. Er starb . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Lampe brannte düster. Es war ein ganz kleines Nachtlicht, kaum eine Kerze, über Oel schwimmend im roten Glase.

Er, der das Licht liebte, hatte es so gewollt. Es war dunkel im Zimmer.

„Du bist da . . . . Du bist da" . . . .

„Ich bin bei Dir, Lieber."

Die Lampe flackerte auf und erlosch. Ein kühler Wind des Morgens strich durch das geöffnete Fenster. Er schien aus der Diele zu wehen, den Wänden zu enthauchen. Manchmal bewegten sich weiße, lange Vorhänge, die vor dem Bett hingen. Sie wehten auf und wie ihre Falten niedersanken rauschte es in ihnen wie Seufzen. Etwas war durch das Zimmer gegangen und hatte die Lampe verlöscht. Etwas Schwarzes, Nächtiges, Flügelschlagendes . . . Es war kalt und sehr dunkel.

„Du bist da?"

„Ich bin da, Liebling."

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen mußte es regnen. Ein einzelner, dicker Regentropfen fiel in der Regelmäßigkeit eines Uhrticktacks. Er fiel wie ein Hammer — eine Glocke — ein Kanonenschuß, schwingend, ein tiefes Summsen und Brausen hinterlassend, das in der Luft blieb wie im Meer die Bewegung, um den nächsten Schlag wieder aufzunehmen und verstärkt nachzuhallen. Es war ein enormer, unwirklicher, ungeheuerlicher Tropfen, eines Regens, den man nicht hörte, der sich langsam in Feuchtigkeit auflöste, die wie Watte kroch, eisiger Schleim grünlicher, klebriger Wasserpflanzen.

Sie war auf dem tiefen untersten Grund des Wassers und der Schleim kroch über ihren nackten Leib. Er hüllte ihn ganz ein wie eine schleimige, leimige Oberschicht. Die Gerüche des Wassers erhoben sich, der Verwesung gestorbner Wasser, solcher, die nie das Licht gesehen hatten. Polype, langarmige, krakenartige, unirdische, die Arme bewegten, angeklammert an Felsen, die keine Felsen waren, nur tiefere Tiefen, Blöcke von Tiefen. Kleine Münder mit haarscharfen, spitzen Saugzähnchen, und gelbliche, kreisrunde Augen in schwarzen Kränzen, die phosphoreszierten, aufglimmten im Dunkeln . . . .

Dann war es ganz Nacht und ganz dunkel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hellbach, der von böser Ahnung getrieben schon um vier Uhr kam, fand einen Toten, der schon mehrere Stunden tot sein mußte. Ueber ihm,

Digitized by Google

neben ihm, verpflochten, in eins verstrickt, ein Mädchen, kalt, weiß, ohnmächtig, die lebte.

Er nahm den zarten, überschlanken Körper auf seine Arme. Sie war leicht wie eine Feder, welk, durchsichtig, in ihren schwarzen Kleidern, auf beiden Seiden herunterhängend, wie etwas Zerbrochnes, Verknicktes, nie mehr ineinander zu Fügendes.

Eben erschien Viktorine. „Reiben Sie sie. Bringen Sie sie zu sich. Sie wird leben."

Seine Stimme wurde rauh. Eine rote Welle stieg in seine Augen von seiner Kehle. „Wenn dieser Mensch nicht gestorben wäre, ich hätte ihn erwürgt mit meinen eignen Händen!"

„Nom de Dieu! Sacré Nom de Bon Dieu! Welches Leben! Was für eine Welt!" murmelte die alte Bäuerin reibend.

* * *

Dritter Teil.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

Eine kleine Wohnung in der Passauerstraße, drei Treppen hoch mit Blick auf den Garten, vier Oleanderkübel, ein Rasenrechteck und ein leeres Wasserbecken in der Mitte. Häusermauern. Eine Frau, die arbeitet.

Sie arbeitete.

Sie hatte viel gelernt. Ihre Hand hatte sich gebildet. Man lobte die Virtuosität der Ausführung, den feinen Geschmack der Farben. Was sie machte war lebendig. Und sie hatte niemals das Gefühl, daß sie irgend etwas nicht machen könnte. Aber sehr oft dachte sie sich, daß es ebensogut wäre etwas Anderes zu thun, Schürzen zu sticken, oder einen Leichnam zu zerlegen, Käfer kunstgerecht aufzuspießen.

Sie sah nur die Technik, das Gerippe. Alle Kunstleistungen ihrer Mitstrebenden interessierten sie von dem Standpunkt. Wie hat der das gemacht? Was ist der Kniff dabei?

Darin war sie auch gegen sich selbst unerbittlich. Sie konnte malen und wieder malen: „Kunst ist Können." Große Entwürfe, die in der Ausführung mangelhaft waren, erfüllten sie mit Verachtung. Und sie wurde warm vor einem Zweig, der Linie eines Körpers, die ihr vollkommen erschien.

Sie liebte es sich mit hübschen, stilgerechten Sachen zu umgeben. Eine falsche Note, eine vulgäre oder verfehlte Absicht brachte sie zur Verzweiflung.

Sie war ebenso in Gesellschaften. Sie verkehrte nur mit interessanten Menschen, oder Menschen, die ihr nützen konnten. Sie war interessant und praktisch. Man fand sie kalt und klug.

Sie machte elegante Toilette und gab viel auf ihr Aeußeres. Das war wichtig. Hätte man ihr eine sehr reiche Partie vorgeschlagen mit allen Vorteilen des Reichtums und der Stellung, sie hätte sofort zugegriffen. Wenigstens sagte sie es.

Ihre Erfolge reizten sie nicht sehr. Sie hatte nicht mehr den brennenden Ehrgeiz ihrer Jugend, den großen Willen die Welt zu revolutionieren. Eine skeptische Resignation mischte sich in ihr Streben: „Ich

Digitized by Google

will für mich selbst ein bequemes, verfeinertes, elegantes Leben. Ruhe. Weiße Statuen. Pinien. Erinnerungen an Ruhm und Größe . . . .

Sie liebte sie, diese harten Menschen, die großen Cyniker und Arbeiter: Cäsar, Friedrich den Hohenstauffen, Lorenzo, jenen andern Friedrich, den Renaissancemenschen im Preußischen Sande . . . . Das waren sie, die Eroberer und Verächter der Welt, die sie zwangen und traten.

Ihr innerer Hochmut war grenzenlos. Sie hatte nur noch das L'Art pour l'Art-Prinzip in ihrer Kunst. Einige erlesne Menschen waren, die verstanden, genossen. Die, denen sie gab, waren Banausen, Herde, Hammel . . .

Die Kunst war die schöne, kalte, etwas spöttische Göttin, Pallas Athene, die Jungfräuliche. Und es erstarrten, die ihr nahten.

Und ganz im allertiefsten Grund von ihr, lebte eine Vorstellung von etwas ganz Großem, Guten, Sonnigen, Herzlichen . . Von einer Mutter, die da stand mit ausgebreiteten Armen und schwellenden fruchtbaren Brüsten, geduldig lächelnd, allgütig . . .

Aber sie kannte sie nicht.

* * *

In diesen Jahren beschäftigte sie sich viel mit Mystik.

Das war etwas Vornehmes, Aesthetisches.

Sie las die Lebensgeschichten der Heiligen, Katharina von Siena, die heilige Hildegard, Sankt Theresa von Avila, Lydwina von Schiedam . . . Das waren Eliteseelen in verfeinerter Wollust lebend, die rauhe Berührung meidend, die tötet, spiritualisiert schon im Körper.

Es lag darin etwas, was sie anzog. Die Frau, die reine, stark empfindende Frau, die flüchtet zu dem Einzigen, der nicht Mann ist, zu dem Menschlichsten der Männer.

Das Problem Christus beschäftigte sie. Sie sah ihn sanft mit tiefen, gütigen Augen, weise Worte sprechend zu der Samariterin, die Hand erhebend über dem geknickten Haupt der Ehebrecherin.

Die souveräne Vornehmheit der Gestalt nahm sie gefangen. Sie hatte Stunden, wo sie an die mystische Erhebung dieser Frömmsten streifte. Und der Frieden in ihr war:

„Ich will schlafen — schlafen." . . .

* * *

Dann suchte sie den Andern.

Ihn — der von der andern Seite, aus der Fülle seiner großen, jauchzenden Liebe, seiner schaffenden Künstlerkraft Ja gesagt hat auf die Welt. Alles ist verziehen. Alle sind erlöst.

Das ist das Große in Friedrich Nietzsche, daß er den Großen ihr Recht auf Größe wiedergegeben hat. Daß er in das Alltagsgrau der armen, kleinen Zeit, das Jahrhundert der Eisenkonstruktionen und Majoritätsentscheidungen, eine Vision von Gold und Purpur hineingeworfen hat, von Königskühnheit. Daß er den Unmutigen und Verzweifelten, den heimlich Verachtenden und heimlich Liebenden die strahlende Pforte der Zukunft weit geöffnet hat, eine Zukunft der Thaten, lebenschaffender Lebensliebe.

Nach dem bleichen Mann der Schmerzen von Golgatha, der junge, lachende Dionysos. Auf reben- und rosenumkränzten Wagen mit dem mythischen Thyrsosstab.

Digitized by Google

Und wer ihn sehr genau ansieht, wer warten und hoffen kann, im Lallen versteht, im lauten Rausch die Freude unterscheidet, — sieht die Züge des Andern: In der großen, jauchzenden Kraft das große, milde Mitleid. Im milden, großen Mitleid die große, jauchzende Erlösungsstärke.

„Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!"

* * *

Und immer wieder bot sich ihr die Gestalt Goethes, als des Einzigen, des Vollendeten, des Menschen-Kunstwerks.

Er, der zugleich schwach und gesund war, suchend und findend, irrend und führend, ein Held und ein Elender, ein Fehlender und ein Helfender. Ein Starker und ein Erbarmer.

Und immer schön!

Es gab eine Norm der menschlichen Dinge: das Schöne.

Und Eine die sie findet: die Kunst.

* * *

Die kuriose Banalität des Lebens dagegen erheiterte sie fast.

Sie sah Menschen sich aufreiben um Geld, die nichts von Reichtum verstanden, ihn nicht mal ausgeben konnten, wenn sie ihn hatten.

Und überall dieselbe kurzsichtige, zusammenschleppende Ameisenpolitik.

Diese ganze Stadt erschien ihr wie ein Brachfeld mit ungeheuer viel Material. Aber wann würde der kommen, der es gruppierte, Tempel und Gärten daraus schuf?

Und die Menschen rannten — rannten Güter aufhäufend. In dreißig Jahren hatte man aus Deutschland einen Industriestaat ersten Ranges gemacht. Reiche, die nicht genießen und Arme, die sich plagen.

Das wirre Schrillen der Eisenbahnzüge, das Klingeln der elektrischen Bahnen und die Sanatorien draußen in den Vorstädten, die wie Pilze aus der Erde schießen . . . Eine unverdaute Kultur, deren ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten sie ahnte. Arbeit, die noch nicht Kunst ist, deren höchste, feinste Blüte Kunst sein wird . . . . . .

* * *

Und mehr denn je erschien es ihr als ob in dieser Richtung die Hoffnung ihres Landes mit denen der Dynastie sich deckte, daß der höchstgestellte und einflußreichste Mann in Deutschland zugleich derjenige war, der am deutlichsten die Not und Notwendigkeit der Zeit verkörperte und die Keime und Hoffnungen eines Neuen in sich trug.

Das war nicht mehr der schlichte, pflichttreue Soldatencharakter Wilhelm des Ersten, der ihn dem alten armen und eisernen Preußen so teuer und

Digitized by Google

typisch machte, auch nicht das robuste, lachende Arbeits- und Schöpfergenie Bismarcks, des Titanen, die die Weltgeschichte braucht für den äußeren Bau, die Ringmauern und den Wachtturm.

Das ist der neue, moderne und komplizierte Mensch mit tausend Bedürfnissen, widerstreitendem Wollen und Fühlen, der die soziale Not mit zerrissenem Herzen mitempfindet, empfänglich für die Mystik seiner Königskrone, dem die Eichenwipfel Vergangenheit rauschen und der weite Hauch der Salzsee hochfliegenden Zukunftsatem weht. Der Kreuzfahrer und der Sozialist, der Mann der technische Größe und Erfindung mit klarem Verstehen ehrt, und vergebens versucht tote Wikinger- und Raubgrafenzeiten in schlechtem Marmor lebendig zu machen, der forsche sporrenklirrende Husarenrittmeister des Tempelhofer Feldes und der einsame Sternensucher auf dem nordischen Meerschiff, mit dem tiefen Erlöserweh im Herzen. Das Ende einer Rasse und der erste neue purpurgeborene Kaiser — ein Mann, nicht für die Vorarbeit, die Grundsteinlegung, aber für die Blüte, den Gipfelpunkt einer Kultur, vielseitig und großmütig, genial und prächtig, ein Herr und Herrscher und ein Mensch und Ertrager.

Noch einmal wie vor mehr denn hundert Jahren das alte, schwangergewordene Preußen sich seinen Friedrich erschuf, diese feinste, athenienische Blüte in Sand und Kiefernheide, den Ulysses auf dem Thron der Scythen und Kimmerier, hat das neue Reich, mit seinen Gegensätzen von Nord und Süd, seiner uralten glänzenden Kulturvergangenheit und ganz modernem, vorwärtsdringenden, preußischen Struggle-for-life-Mut, einen typischen Vertreter und Ausdruck gefunden.

Sie verstehen ihn nicht. Die Alten nicht, die in der Enge und Dürftigkeit der Vergangenheit befangen bleiben. Die Neuen nicht, die losgelöst von allen Wurzeln und Erinnerungen auf luftigen Luftschifferpfaden Ausschweifendes und Unmögliches erstreben.

Aber in der Aureole, die um seine Kaiserkrone webt, verdunkelnd eher wie erleuchtend den modernen Menschen — durch Schwankungen, Wirrungen, Widersprüche hindurch, die die fühlen und sehen können, die die lieben — lieben den Wollenden, ahnen den Könnenden, den König, den Künstler.

* * *

Eins war besonders auffallend, die Stellung der Frau in diesem modernen Chaos.

Auf der einen Seite dasselbe bienenfleißige und ungeheure Zusammenschleppen von Material, um sie zum Menschen zu machen, ihr Rechte zu verschaffen, neue Bethätigungsfelder zu erschließen.

Auf der andern trennt man sie von der Menschheit, vom Allgemein-Menschlichen. Es giebt eine Partei der Frau, wie es eine sozialdemokratische Partei giebt. Und ihr Feind ist der Mann.

. . . . . Diese Frauen sind wie Kinder, die sich selbst entdeckt haben. Ohne die naive Anmut, die ursprüngliche schamhafte Wildheit der Kinder.

Es sind zu artige Kinder. Zu artige Kinder gefallen sich im Denunzieren: Der große Bruder hat das und das gemacht!

Sie rufen die gestrenge Lehrerin Moral, die ihre Brille auffetzt und das Lineal zur Hand nimmt.

Digitized by Google

Aber die große Mutter Natur lächelt verzeihend und legt ihnen die Hand aufs Haupt, dem Einen wie dem Andern.

Etwas ist in ihnen vom Bruder des verlorenen Sohnes im Evangelium. „Du hast mir nie ein Böcklein gegeben, auf daß ich mit meinen Freunden fröhlich sei."

Vielleicht wenn sie sehr viel Dummheiten gemacht, sehr viel Ketzer verbrannt, sehr viel Keime geknickt haben, wenn sie arm, verstümmelt und unfruchtbar stehen, erinnern sie sich jener höchsten, tiefsten Menschlichkeit und Weiblichkeit, die nicht von morgen oder übermorgen ist, oder von vor zwanzig Jahren, auch nicht von vor hundert, Antigone's herrliches und demütiges Wort: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

* * *

Innerlich war sie sehr ruhig.

Sie fühlte sich einsam oft. Aber sie sah, daß Viele gleich einsam waren, und gewesen waren zu allen Zeiten, solche die ihre Familien hatten, und die, die keine hatten, diese Ersten oft noch einsamer wie die Andern.

Und von allen diesen Einsamen und den toten Einsamen schien sich ein Band zu ziehen zu denen, die auch einsam waren, Gedanken, Bücher, Kunstwerke . . . daß sie nicht mehr einsam waren und sich grüßen konnten, ihren Pulsschlag fühlen mit dem großen, warmen Leben der Zeit, vergangener Zeiten, die in ihnen lebendig waren.

Wieder wie in den Zeiten ihrer ersten Jugend kehrte ihr Herz zum Volk zurück, zu der großen Menge der Dienenden, der Stummen, der Thuenden. Sie sah sie majestätisch, ehrwürdig, gesund, die große Bestimmung des Lebens vollziehend, — den Acker bauend, Kinder zeugend, die Erde füllend. Den Stamm, der Blätter und Blüten entsendet. Die tiefe, starke Wurzel, von der nur ein Weg ist zur hohen, besonnten Krone.

Und manchmal, sehr selten, dachte sie daran, daß sie ein Weib war und Kinder haben könnte, lebendige, spielende, lachende . . an Stelle ihrer geistigen, die Schatten waren und mit ernsten Augen sahen.

Und sie liebte diese zärtlicher und sehnsüchtiger um der lebendigen willen, die sie nicht hatte.

Und manchmal weinte sie. Das waren Krisen des Bluts in ihrem jungen, gesunden Körper. Die Natur reckte sich, blutrot, mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie sah sich in die Augen mit jener Andern, die still war und ernst. Und beide grüßten sich. Denn sie waren Schwestern.

„Sieh," sagte sie eines Morgens. „Ein weißes Haar!" . . . .

Sie war noch nicht achtundzwanzig Jahr.

* * *

Sie lernte einen Mann kennen, der sie interessierte.

Ein feiner Mann, klug gewandt, hoher Beamter. Mit viel Kunstverstand, der sein Leben schön haben wollte. Nicht kleindenkend.

„Ich würde nur eine Frau heiraten, die physisch absolut rein wäre," sagte er einmal.

Es frappierte sie von diesem Mann. Sie überlegte diese Forderung genauer, die man gewohnt ist als eine spezifisch männliche zu betrachten, eine Aeußerung der Männlichkeit, der inneren Kraft und Wahrhaftigkeit.

Digitized by Google

Ist sie es wirklich? Napoleon, Peter der Große, Perikles haben sogenannte anrüchige Frauen geheiratet.

Welche Gesittungsdifferenz in ansteigender oder absteigender Linie vom fanatischen Dumas'schen Tuez-la, über Shakespeares witzelndes Troilus und Cressida, zum alten Homer, zu Menelaus, der so selbstverständlich und mit ruhiger Würde seine Helena zurücknimmt, weil sie schön war und ein Weib, wol wert nach dem Urteil der Graubärte Trojas, um ihretwillen „Jahre auszuharren im Elend."

Aber freilich. Damals lief auch der untadlige Hektor dreimal mit wankenden Knien um die Ringmauer eh er sich dem Todfeind stellte. Und Achill durfte weinen „fürchterlich empor" am Strande des mütterlichen Meeres.

Sie dachte wohl zu weit . . . .

Uebrigens heiratete dieser Mann später eine Chansonettensängerin von leichtestem Ruf.

Er hatte sich einfach in sie verliebt.

* * *

Ein Besucher kommt von Zeit zu Zeit. Hellbach. Aber er kann nicht oft kommen. Er hat viel zu thun. Eine große Praxis und sein wissenschaftliches Werk, an dem er arbeitet.

Er ist müde meistens und still. Niemals sprachen sie von der Vergangenheit, von dem was zwischen ihnen war. Aber es ist da. Und es steht wie ein Wall zwischen den Freunden, dem Mann und der Frau.

Und eines Tages bringt er sein Buch. Es ist die große Beichte und Absolution der Menschheit, auf wissenschaftlicher Grundlage, aus den Zersetzungen des Bluts und den Wandelgängen der Nervenlinien im Gehirn, aus Klima und Abstammung, all ihre Leiden, ihre Sünden und Verbrechen, gewogen, besprochen, und freigesprochen. Ein neues: „Fürchtet Euch nicht. Kommet her zur mir alle die Ihr mühselig und beladen seid", das der Verstand neben das des Herzens setzt. Die Liebe, als Welterhalterin und Welterlöserin proklamiert von denen, die sie leugnen in der Abstraktion der Dogmen. Die Sonne die über Gerechte und Ungerechte scheint ist die einzige Gerechtigkeit. Die Natur, arm, roh und schlecht, wird in sich selbst heilig gesprochen durch die feinste, höchste, ehrlichste Erhebung des durchgebildeten Intellekts sich deckend mit der des tiefsten naivsten Herzens, das am Kreuz von Golgatha gebrochen.

Sie hatte die Schlußzeilen gelesen, wo die harte, nüchterne Prosa der Sprache selbst sich zum Gedicht erhob. Die Epoche des Friedens und Verstehens ankündigend, die Versöhnung von Geist und Materie den Unversöhnten, in der Einheit ihres Ursprungs: Gott, nicht mehr gut oder böse, Engel oder Satan, Ahriman und Ormuzd — Gut und Böse, Zweieinig. Ganz.

Daraus ergiebt sich die neue Moral, die die der Natur ist, der Starken, der Kunst. Gut ist was schön ist. Aber Schönheit ist Gesundheit. Nur was lebt ist des Lebens würdig. Alles Lebendige ist gerecht.

Und die stärkste Lebenswirkung ist die Liebe.

Die Liebe ist stärker als Stolz und Neid. Stärker als Not ist sie und Leibesschmerzen. Sie ist stärker als der heiße Hunger des Bluts und die feinste Fechtkunst des Geistes zerbricht an ihrer siegreichen Kraft.

Digitized by Google

Sie ist das Siegel auf das Herz. Und das Siegel auf den Arm. Freudigkeit und Können.

Alle Wasserschwälle mögen sie nicht auslöschen, alle Ströme nicht sie ersäufen. Wer sie nicht hätte — und alle Weisheit der Welt, allen Muth, alles Erkennen — ein tönendes Erz wäre er und eine klingende Schelle.

Und sie lässet sich nicht erbitten.

„Wollen Sie mein Weib sein, Eva?“ fragte er.

* * *

Sie kam zu ihm mit kleinen, kurzen, zögernden Schritten.

Die Röte war in ihr Gesicht gestiegen. Sie fühlte die Thränen ihre Augen füllen, Sie schämte sich und sie weinte.

Dann lief sie schneller. Sie warf sich in seine geöffneten Arme. Sie barg ihren Kopf an seine Brust, angstvoll, als ob sie sich verstecken müßte. Er fühlte die Hände, die sich anklammerten, die zuckenden Schultern, den zarten, weichen, schauernden Leib, der den seinen suchte, im überstarken, ewig echten Bedürfnis der Wärme, des Halts, der Abwehr.

„Nein — Nein — Nein . . “ wimmerte sie schluchzend, zwischen ihrer Röte und ihren Thränen.

Er hielt sie ganz fest. Sein Arm stützte ihre hülflose, gebrochne Taille. Ihre Thränen fielen auf seine Hand. Er lächelte ein klein wenig.

„Ja —“, sagte er sehr ernst, fast feierlich. „Ja, mein Herz! Und doch: Ja.“

* * *

Sie hörte oft von Henri Reille. Sie sah seine Bilder, las über ihn in Büchern, Zeitschriften. Man hatte ihm ein Denkmal gesetzt in Paris. Das kleine Raubnest in Korsika, wo er geboren war, beabsichtigte ein Gleiches zu thun. Man feierte in ihm den typischen Repräsentanten des Jahrhunderts des Materialismus und der Lust, die sich im neuen gegen Zweierlei zerbrechen: Die physische Gesundheit von unten und das mystische Bedürfnis von oben. Sie hatten ihn geliebt wie die Frauen der Freude die man liebkost und tötet.

Sie besaß noch alle seine Briefe, Tagebuchblätter, mit Bleistift gekritzelte, auseinandergerissne Zettel, der letzten bösen Zeit, wo die Wut des Fiebers, des Sterbenmüssens, die Raserei des ungestillten Verlangens aufpeitschte den Lebenswillen in seinen äußersten Zuckungen:

„Du bist mein. Du gehörst mir. Jede Fiber Deines Leibes ist mein. Jeder Gedanke Deiner Seele. Ich habe Dich gelebt. Ich liebte Dich. Ich! Ich! Ich!“

. . . . „Du hast einen kleinen braunen Fleck unter Deiner linken Brust. Laß nie einen andern Mann Dich küssen da! Ich würde Mittel finden ihn dafür zu strafen, selbst aus der Hölle.“

. . . . „Ja, ich quäle Dich. Ich quäle Dich sehr. Weil ich Dich liebe, quäle ich Dich. Du sollst fühlen durch mich. Ich kann Dich nicht glücklich machen. So möchte ich Dir wehthun. Ich möchte Dich töten.“

„Nein, geh in's Kloster! Geh bald. Du paßt nicht für die Welt. Du bist zu fein. Und ich habe Dich zu sehr verwöhnt. Ich habe Dir den Himmel und die Hölle gegeben. Was willst Du auf der Erde? Sie ist ungütig, frech und niedrig. Du bist weiß und zärtlich. Oh meine weiße

Digitized by Google

Liebe! Mein Jungfrau-Liebchen mit den roten, verdursteten Lippen. Man muß die Toten nicht küssen wollen. Die Toten sind gierig und saugen das Leben aus.

. . . . „Ich liebe den Orient. Seine zu krassen Farben, diese ungeheuren Weiten, seine Sonne, die verbrennt, wenn sie wärmen will. Das Leben hier ist stupid, farblos, fad. Es ist nur noch der Tod, der Blut in den Adern hat, den Pfeffer giebt . . .

„Das würde ihnen passen das auf die Ewigkeit zu verlängern! Ein Rentenbrief für unbescholtne Bürgertugend und satte Ehrenhaftigkeit! Oh die Läuse! die Raupen! Das niedrige, freche, freßgierige Gewürm! Sie fressen die Welt! Sie haben Gott gefressen. Sie fressen den Teufel. Und ihr Erbrochnes ist ihre Welt. Ihr Gott. Ihr Teufel.

Ekelhaft! — — — Ekelhaft!

„Aber der Tod ist schön. Ihren Königen reißt er die hohle Krone vom hohlen Kopf, und ihren Bettlern giebt er die große Würde der Dinge, die man nicht mehr beleidigen kann. Er lacht. Darum fürchten sie ihn. Sie malen ihn schwarz und ertränken es in Klageliedern, dies klingende, ungeheure Lachen, das sie verlacht in ihrer Ernsthaftigkeit, ihrer Niedertracht und ihrer Dummheit.

Lächerlich! — — — Lächerlich!

Hast Du das Tötliche in der Kunst gefühlt, wenn Michel Angelo die Muskeln häuft, in unnatürlichen Zerrungen, unmöglicher Verrenkung? Tod ist's. Titanensturm. Die Kainsfrage. Wir suchen ihn in Messalinen, Salambos', Herodias'. Napoleon ist der Tod. Alexander. Ikarus. Nur die andern kennen ihn nicht, die glatt sind, lächelnd, hoheitsvoll. Er ist nicht Thanatos. Er ist Caliban, das Dreckbewußtsein.

„Was werden sie Dir denn geben? sie, die aus der Liebe einen Handel gemacht haben um Bettkissen und Tischtücher. Kinder wollen sie zeugen. Man müßte den Becher leeren und sterben können, das wäre das einzige Moralische, Anständige, Menschenwürdige. Würmer kriechen und multiplizieren sich. Zu stolz zu sein, sich wieder fortzupflanzen. Warum sind wir so demütig? so viehisch?

. . . „Wir sind die wahren Märtyrer des Lebens, wir, die es tötet. Am Leben sterben! Pour l'amour du mal. Und es ist auch eine Liebe.

Amour! Amour! Das ist das einzige Gefühl, wo das Höchste sich mit dem Untersten trifft. Ein Vollklang entsteht. Aber er bleibt ein Moment. Eine Ahnung. Die neidischen Götter reißen sie auseinander, denen sie einen Augenblick der Göttlichkeit vergönnt. Und der Schmutz starrt wieder um die frierende nackte Seele.

Ah diese Seele! Scheues, kleines Mägdlein ohne Hemd, das verloren im wilden Wald irrt! Weißer Märchenvogel, der seinen Runengürtel verloren hat und nun ewig im Blauen schwebt auf ruhelosen Füßen! Lied des sterbenden Schwans', das keine Fortsetzung kennt, Melancholischer Schattenfalter in der Dämmerung, Trauer der Creatur, feurig und geheimnisvoll, die sich mit der Sehnsucht des Unendlichen vermählt! Erhabener, feierlicher Seufzer über den Wassern, aus der Tiefe, da es dunkel ist.

Moderne Seele! Zarte, hochmütige und raffinierte Seele! Seele der Sterblichen, die ihre Unsterblichkeit beweint!"

Sie verbrannte Alles. „Tod," sagte sie sich hart. „Tod und Lüge!"

Ihr Mann fragte sie einmal ob sie ihm vergeben hätte?

„Nein," sagte sie. „Niemals."

Digitized by Google

Er begriff daß sie das Leben verteidigte, daß das ihre eine höhere und geheimnisvollere Mission war als das seine der Wahrheiterforschung.

Sie ging schwer, mit unförmigem, geschwollenen Leib, aber stolzen Hauptes. Es war eine Härte in ihren Augen. Aber auch etwas Priesterliches, Schrecken Einflößendes.

Er bückte sich und küßte sie.

Er küßte sie mit ehrfürchtigen Lippen, ohne Begehren.

Sie sah ihn milde an. Plötzlich war sie nicht mehr seine Frau, das Weib. Sie war etwas über ihm.

Er war da um sie zu beschützen. Er wachte über ihr.

Er liebte sie.

* * *

Das Leben war mächtig und wirkte zwischen ihnen: Kleine Pflichten und Hülfen jeden Tages, Geduld, Stillesein, Nachsicht. Was das Kleine wachsen macht, das Schwache nicht fallen läßt, draußen in der Natur, bei den Pflanzen, den Zarten und Geringen. Es webte und spann. Mit schöpfenden Eimern stieg es langsam Tropfen zu Tropfen. Immer war Frieden zwischen ihnen, wie Sonnengüte. Alles gedieh darin, streckte klammernde Reben aus.

Sie hatte es so schwer gelernt, das Einfachste. Recht und Unrecht jeden Tages, sich bescheiden, klein sein, die Pflicht.

Hier sah sie es: der Mann, der nicht log, der stark war ohne Glauben, der lebte, Leben schuf, weil er da war, weil er diese harte, graue Scholle fühlte, die den Weizen gab, die Brotfrucht.

Das ist Adam's Kraft, die die Erde zwang, die an ihr festhält, bauend, bildend, erzeugend, Antäos. Prometheus. Das Ewig-Männlich.

* * *

Und über Allem steht die Kunst.

Die Kunst nimmt von Allem und wie sie es aufnimmt ist es golden. Erde nimmt sie, von der nackten, harten, rauhen Erde, und lebendigen Odem Gottes. Und Siehe! es ist gut so.

Sie ist nicht gut und nicht böse, dem verlornen Sohn sagt sie: Komm! und auf die Stirn der Dirne drückt sie den keuschen Strahlenkranz. Sie darf es, denn sie ist in sich selbst Güte, weil sie schaffendes Leben ist. Sie ist die Liebe.

Die Sonne ist sie, die scheint. Alles Licht in der Welt kommt von ihr. Die im Lichte wandeln und leuchten, sind ihre. Denn sie sind Künstler.

Kleine, künstliche Lichtchen haben sich die Menschen geschaffen, Kerzen in der Nacht. Sie kann auch das dulden und duldet es lächelnd wie die Sonne den Maulwurf duldet. Und des Maulwurfs wühlende Arbeit bringt keinen Flecken in ihre strahlende Helle.

Anders nennen sie diese und anders jene. Gott. That. Wort oder Klang. Es ist alles eins weil sie Kraft ist und Wärme. Und was schafft und geboren wird ist in ihr geboren.

Manche möchten einen Schleier über sie breiten, daß sie nur halb schiene. Manche möchten ihr Licht anders, rötlich oder blauer, so oder so. Sie scheint über Alles. Es sind kleine Eitelkeitsbrillen der Menschen, die

Digitized by Google

sie nicht überall sehen. Die ohne Brille und Eitelkeit wären würden sie überall sehen.

Und sie würden nicht zweifeln. Sie würden auch nicht klagen und würden stille sein. Und die Nacht wäre ihnen nicht lang, denn es giebt keine Nacht.

Einigen ist es gegeben von Anfang, aus lauterer Gnade. Anderen nach viel Irren und Sorgen, weil sie suchten und nicht stille standen. Wenigen hier. Vielen drüben. Allen einmal.

Sie ist da wie die Madonna. Die Sterne sind ihr Mantel und die blaue Nacht. Aber ihr Haupt ragt in die Sonne.

Sie hält den, der verkündet auf einem Arm. Er ist ein Kind und lächelt. Sieben Schwerter des Weltwehs gehen durch ihr Herz.

Aber ihre Lippen lächeln und ihre Brüste stehen schwellend.

Sie ist die Mutter. Sie ist die Königin. Sie ist die Kraft.

Der ihre Füße küßt, schaut in ihre strahlenden Augen.

Und seine Kniee schmerzen ihn nicht mehr. Seine aufgehobenen Arme werden nicht müde.

Der Durst auf seinen Lippen läßt ihn doch nicht verschmachten. Das Schwert in seinem Herzen tötet ihn nicht.

Er ist ein Priester, wie sie eine Gottheit ist. Seine Schmerzen sind heilig, denn es sind Schmerzen zum Leben.

Gebärensschmerzen der Allgebärerin, der Mutter.

* * *

Sie sah Lizzie auf der Durchreise.

Lizzie war verheiratet und hatte vier Babies. Sie wohnten in einer Pension in der Kurfürstenstraße mit Fräuleins, Nurses, Mann, und der ganzen Smalah.

Alles dies war beim Frühstück. Auf dem Tisch standen weiße Milch und helles, bräunliches Brod, Honig, Butter und Fruchtgelees. Alle Kinder waren schön wie Cherubim, mit gepflegten blonden Ringellocken und satten, tiefblauen Augen, Georgie, tadellos in blendend weißer Wäsche, beschäftigt sein Beafsteak zu zerkauen. Lizzie strahlte: „Sind sie nicht süß? Sieh ihre Zähne! Ihre Füßchen! Schuhe tragen sie nicht wegen Fußverkrüppelung. Du weißt doch, Trilby?“

Die blau und weißgestreiften Nurses gaben leise Anweisungen. Die Milch wurde von Neuem eingeschenkt. Alle diese Kiefern arbeiteten. Georgie lächelte mit seinen weißen prachtvollen Zähnen. Sie wollten alle zusammen nach Paris fahren zur Ausstellung. Eine Villa in Courbevoix war schon gemietet. Den Winter wollte Lizzie dann in Florenz zubringen, malen.

„Denke Dir, Georgie, vor Botticelli, die Verkündigung! Alle meine Mädchen müssen Ohrenscheitel tragen. Ich habe den Jungen George, Dante, Rossetti getauft. Findst Du es nicht sehr apart?“

* * *

Hier erfuhr sie auch den Tod von Joséphine Bréaud.

Bernheimer schrieb ihr selbst. „Sie hat Sie sehr lieb gehabt. Wir haben sie gestern begraben nach Bagneux zu. Sie wollte kein Grab in der Stadt! Wo Blumen wachsen könnten, Frühlingsblumen, die jedes Jahr neu kommen.

Digitized by Google

Alice Boucher ist bei mir. Wir werden uns wohl heiraten. Sie wünschte es so. Sie wollte auch daß wir Kinder hätten. — Ich tappe wie ein blinder Hund im Dunkeln. Mein ganzes Leben wird so ein Tappen sein.

Ich arbeite viel. Vielleicht erreiche ich den Erfolg niemals. Ich glaube es fast.

Alle diese Dinge sind zum Tode, Marmor, Steine und Leiber. Irgendwohin fallen sie. Sie treiben Keime. Sie gehen auf. Wie das was sie war. Was sie aus meiner Kunst machen wollte.

Ich versuche mich gewaltsam zu erinnern daß sie tot ist. Nichts mehr von ihr spricht. Ich sehe nur Leben — Leben! über dem Sarge dieser Frau.

Das muß das sein was die Welt hält, — Gott, was Sie wollen, das Ewige, zuerst Gewesene.

Ich glaube daran. Ich gehe weiter. Wenn ich auch müde bin und sehr verworren.

Ich leide viel. Aber ich schaffe.

Sie wußte. Sie ist sehr stark. Sie lebt."

* * *

Der besonnte Grasgarten eines Bauernhofs. Im Laub blinken Früchte. Aepfel, rotgoldne, Birnen, mit breiter, tropfender Stirn und dunkelblaue Pflaumen.

Eine Mutter sitzt im Gras, die ihr Kind an der Brust hält.

Eine alte Frau schläft in der Laube. Die Strickarbeit ist aus ihrer Hand gefallen und jetzt schläft sie. Sie schläft tief mit schwerem, mühsamen Atem. Denn sie ist sehr müde. Aber gesund noch und stark.

Mägde spülen das Geschirr in der Küche. Bei der Arbeit singen sie. Nur zwei Laute, ein tiefer und ein hoher. Wie wenn man die Schaufel in die Erde stößt. Znm Graben oder zum Grabe.

Ringsherum sind Ackerfelder, rötlich-braune des reifenden Weizens, weiße, bärtige Gerste und noch grüner, wispernder Späthafer. Alles schläft, denn es ist Mittag, die Tageshöhe.

In der Ferne sieht man Berge, deutsches Mittelgebirge, getürmte Städte, Burgen uralter Kultur. Und viel, viel weiter weg, im Blauen, über das Blaue hinaus, sind wieder Berge, schneeweiße, gezackte, riesige. Die Dinge die nicht wechseln, die ganz Großen, die Steinernen, die die sind.

Dahinter liegt Italien, das Land des Ruhms und der Sehnsucht, das Meer, das seine blauen Wogen rollt und niemals ruht.

Der Acker duftet, einen feinen heißen Duft der schwärenden Scholle und das Gras sendet seinen frischen Atem.

Der Himmel ist sehr klar, krystallen und man kann weit hineinsehen wie in eine Glocke.

Ihre Gedanken steigen zur Sonne, in das Blaue. Sie fliegen hoch und sehr gerade wie Adler.

Sie lächelt. Das Kind trinkt in schweren gluckfenden Zügen. Sie ist noch nicht sehr stark. Das schmerzt ein wenig. Aber es ist sehr süß.

Und Alles ist sehr gut.

Digitized by Google

Die ältere Generation der französischen Maler.*)

Betrachtungen aus der Pariser Centennarausstellung

von **Richard Muther.**

Die Cinquecentisten der Napoleonzeit.

Bei Courbet wäre es thöricht, von einer Nachahmung der alten Meister zu sprechen. Er war nicht ihr Schüler sondern ihr Bruder. Wenn er einigen von ihnen ähnelt, so beruht diese Aehnlichkeit nicht auf Imitation sondern auf Verwandtschaft des Naturells. Jetzt beginnt aber die Zeit, wo überhaupt das systematische Studium der alten Coloristen einsetzt. Plastisch hatte die französische Malerei begonnen. Denn für David und die Folgenden war das Maßgebende die antike Sculptur. Noch während des nächsten Menschenalters stand dem Coloristen Delacroix Ingres, der Zeichner gegenüber. Die französische Malerei war gleichsam eine Wage, deren beide Schalen mit ganz gleichen Gewichten belegt waren. Jetzt nachdem Delacroix noch in dem Maitre-peintre Courbet einen so mächtigen Bundesgenossen erhalten, schnellte die Wagschale Ingres' in die Höhe. Es kommt der Sieg der Farbe über die Linie. Alle großen Maler der Vergangenheit werden studirt und um ihre Geheimnisse befragt. Alle Stoffe werden im Sinne eines vornehmen altmeisterlichen Colorismus umgestaltet.

Mehr von diesem maltechnischen als von kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt aus ist die Entwicklung der französischen Malerei der 50er und 60er Jahre zu verstehen. Gewiß spiegeln die Werke auch die kulturgeschichtliche Wandlung, die sich seit dem Regierungsantritt Napoleons III. vollzogen hatte. Ein neues Geschlecht war, wie die Bildnisse zeigen, auf den Schauplatz getreten. Aus den schämigen jungen Mädchen von früher sind galante Amazonen geworden. Die Frauen, die sich früher so häuslich mit dem Buch auf dem Schooße darstellen ließen, erscheinen nur noch, tief decolletirt, am Flügel stehend, in der großen Toilette, die sie bei den kaiserlichen Routs, in der Oper oder im Ballsaal tragen. Die Herren, früher so korrekt in ihrem zugeknöpften Gehrock und der steifen Halsbinde, sind schneidige Lebemänner, gewiegte Roués. Auch der Hintergrund weist eine Veränderung auf. Man fühlt, daß auf die Biedermaierzeit die Gründerzeit folgte. Er hat nichts kleinstädtisches, altmodisch Trauliches mehr, sondern prunkt in einem Glanz, der an Protzigkeit streift. Dunkelrothe Plüschportièren wallen hernieder. Cuivre poli blitzt. Thierfelle und seidene Kissen sind über den Boden und die Sophas verstreut.

Dieselbe Wandlung, die sich bei den Bildnissen zeigt, läßt sich bei den andern Stoffen bemerken. Das Paris der Napoleonzeit war das Dorado der Demimonde. Cocottenstücke wie die Cameliendame, Diane de Lys und die

---

*) Wir veröffentlichen hiermit einen in sich geschlossenen Abschnitt aus dem nächstens bei S. Fischer Verlag erscheinenden Werke von Richard Muther: Ein Jahrhundert französischer Malerei.

Digitized by Google

Filles de Marbre beherrschten die Bühne. Also wurde auch die Kunst ein einziger Hymnus auf das Weib. Gleich die Werke Coutures sind die Ouverture des nun folgenden Stückes. Wenn er 1847 seine „Römische Orgie" malte, so ist das eine Vorahnung der Pariser Orgie, die jetzt begann. Wenn er in einer sehr merkwürdigen Skizze, die auf der Ausstellung war, das Weib als Courtisane auf einem Triumphwagen zeigte, der von Königen, Rittern, Pagen und Narren gezogen wird, so steckt darin nicht nur Rops und Henri Martin. Es ist auch die Signatur der Napoleon-epoche gegeben. Und nicht zufällig ist, daß alle Maler plötzlich wie auf Verabredung die „Geburt der Venus" malen. Denn der Regierungsantritt Napoleons III. bedeutete für Paris die „Geburt der Venus." Die Zahl der Künstler, die sich der Verherrlichung des nackten weiblichen Körpers widmen, ist Legion. Venus, Diana, Leda, die Nymphen und Grazien scheinen plötzlich alle Geister zu beherrschen. Selbst die Historienmalerei wird in diesem Sinne umgestaltet. Denn Tony Robert-Fleurys „letzter Tag von Korinth" ist nur eine Ausstellung weiblicher Nuditäten. Der Orient, den Romantikern eine Bühne der Leidenschaft, ist den Folgenden ein großes Bordell. Haremscenen und Sclavenmärkte geben Gelegenheit weibliche Nacktheit in Massen auszubreiten. Und diese Nacktheit ist nicht mehr diejenige, an der sich die vorausgegangene Epoche freute. Amaury-Duvals Studie eines jungen Mädchens bot dafür in der Ausstellung ein lehrreiches Beispiel. Wie fein ist das gezeichnet. Welche liebenswürdige Biedermaiersinnlichkeit liegt darin, ein elfjähriges Mädchen darzustellen, wie sie nackt vor dem Schlafengehen mit ihrer Puppe spielt. Die jungen Mädchen der nächsten Generation sind keine so unschuldigen Backfische mehr. Sie spielen nicht mehr mit Puppen. Sie sind auch nicht schämig mehr wie die Jungfräulein Ary Scheffers sondern sie haben das Bewußtsein ihrer Schönheit, wissen in allen Fragen der Liebe Bescheid. Blauumränderte Kokottenaugen blicken verständnißvoll, herausfordernd oder hold gewährend uns an. Die Brüste werden üppig, die Hüften ausladend. Statt der edlen Linienrhythmik des Classicismus herrschen Bewegungsmotive von sehr pikantem Hautgout. Hoch über einander geschlagen werden die Beine. Wollüstig strecken und dehnen sich die Glieder. Der Körper, früher der Kanon der schönen Form, ist mit seiner schlanken Wespentaille jetzt derjenige der entkleideten Modedame. Er ist auch nicht mehr marmorn und kalt. Denn es soll im Betrachter das Gefühl erweckt werden, daß er Fleisch, warmes athmendes Fleisch berühre. Um diese Wirkung zu erzielen, hat man die großen Aktmaler der Vergangenheit um Rath gefragt. Die Venezianer und die Meister der Leonardozeit sind die führenden Genien geworden. Und damit komme ich zum Ausgangspunkt zurück: daß die Napoleon-epoche den Sieg des Colorismus über das Zeichnerische, die Zeit des systematischen Malenlernens bedeutet.

Nur Cabanel und Bouguereau weisen in den älteren Classicismus hinüber. Was sie neues bringen, ist lediglich der Veilchenduft und das Rosenöl, mit dem sie ihre Gestalten besprengen, um ihnen ein zeitgemäßes Cocottenparfüm zu geben. Im Uebrigen steckt der ganze Cabanel in Rafaels Galatea. In seiner Jugend gelang ihm manch glücklicher Wurf. Seine Geburt der Venus mit den niedlichen Boucher-Amoretten und dem wunderbaren Körper, der wogend auf den Wogen des Meeres sich wiegt, erweckte, hell und duftig gemalt, die Meinung, daß in Cabanel echtes Malerblut stecke. Aber es wurde aus ihm nur ein französischer Riedel. Er hat sehr gut zeichnen können, aber doch nicht so gut wie Ingres, und als Maler kommt er nicht über blecherne Glätte hinaus. Bouguereaus Dasein liefert überhaupt nur den Beweis, daß auch in dem künstlerischen Frankreich zuweilen Leute bewundert werden, die statt Maler besser Retoucheure geworden wären. Die Ausstellung zeigte von ihm ein Bild Philomene

Digitized by Google

und Prokne, das auch Antigone und Ismene hätte heißen und von Teschendorf hätte sein können. Bouguereau ist der Publicumsmaler im allerschlechtesten Sinn, von jener charakterlosen Weichheit und flauen Fadheit, die so lange — sie thut es heute noch — das Verständniß für wirkliche Kunst erschwerte. Einen Schritt weiter that Gérôme. In seinem „Hahnenkampf" ist er noch ganz der Aktmaler der Biedermaierzeit. Das junge Mädchen ist sehr brav. Aehren und Vergißmeinnicht bringt er ringsum an. Zeichnerisch streng ist auch das Bild „Innocence", doch taucht schon hier der Brunnen aus der „himmlischen und irdischen Liebe" auf, der seitdem so häufig in den französischen Bildern vorkommt. Er deutet den „heimlichen Kaiser" an, bei dem die Maler ihre Anregungen holten. Giorgione und Tizian schweben als Schutzgeister über dem französischen Schaffen.

Eine sehr feine Art, die duftige Morbidezza des weiblichen Körpers zur Geltung zu bringen machte sich mit Hülfe dieser Meister Henner zurecht. Das Dunkelgrün einer Landschaft, das Blau des Himmels und das Blau eines Weihers; aus dieser Umgebung aufleuchtend das schneeige Weiß eines bleichen Körpers, das ist der Inhalt der vielen Bilder, die er seit 50 Jahren gemalt hat. Giorgione und Tizian würden ihn, wenn sie heute lebten, wohl des Plagiates bezichtigen. Der eine würde ihn vor das „Concert" des Louvre führen und würde ihm zeigen, daß er diesem Bilde all die jungen Mädchen entnahm, die auf seinen Werken sich an Postamente lehnen oder flötenspielend auf der Wiese sitzen. Der andere würde ihn vor das „Bakchanal" und vor „die beiden Mädchen am Brunnen" schleppen, würde ihm sagen, daß man Brunnen und liegende Mädchen ohne Quellenangabe nicht so direkt aus älteren Bildern entlehnen darf. Er würde ihn belehren, daß so blaue Landschaften und so tiefblaue Berge nie in Frankreich sondern nur auf altvenezianischen Bildern vorkommen. Und würde doch vielleicht die feine Delicatesse anerkennen, mit der Henner die fremden Elemente nicht im Sinne des Plagiats sondern der schönen Neuschöpfung verwendete.

Neben dem Concert und dem Bakchanal spielt die Felsgrottenmadonna, die auch im Louvre hängt, in der Kunst jener Tage eine große Rolle. Ganz abgesehen davon, daß die zitternde Erotik Leonardos überhaupt in die Zeitstimmung paßte — man bewunderte auch die Art, wie Leonardo hier die Weichheit der hellbeleuchteten Gestalten dadurch steigerte, daß er sie vor eine dunkle Felswand setzte.

Besonders deutlich trat dieser Zusammenhang bei Charles Sellier hervor, einem wenig Bekannten, den die Ausstellung ans Licht zog. Sein Akt der heiligen Magdalena in der Felsgrotte ist von einem wunderbaren, ganz leonardesken Sfumato. Lefèbvres „Wahrheit," das bekannte Weib des Luxembourg mit der stolzen Bewegung und der mächtigen Hüfte, würde, zehn Jahre früher gemalt, auch vor hellem Hintergrund, in keiner Felsgrotte stehen. Delaunay in seiner frühen Zeit ist herb und streng. Die Quattrocentisten haben ihm seinen metallischen, zeichnerisch harten Stil gegeben. Fest und sehnig sind seine Akte, broncen und scharf seine Bildnisse. Doch später segelt er auch in diesem coloristischen Strom. Seine Diana des Luxembourg, herb und streng in der Zeichnung, ähnelt der Felsgrottenmadonna darin, daß hier ebenfalls das Dunkel einer Grotte benutzt wird, um das Hell des Körpers zu steigern. Sein Phantasiekopf einer Ophelia ist eine moderne Mona Lisa. Meertiefes Schimmern und sphinxhafte Unergründlichkeit sucht er in das Auge zu legen. Das weiche Helldunkel einer phantastischen blauschwarzen Märchenlandschaft dehnt sich ringsum aus. Später, in dem Porträt eines jungen Bauern, geht er sogar zu einer braun-blau-weiß-grünen Harmonie von ganz Courbetscher Wirkung über und

Digitized by Google

läßt in der Skizze zu einer Decoration, die Bonnat besitzt, leuchtend rothe, blaue und grüne Farben kühn durcheinander klingen.

Das Helldunkel der Mailänder kehrt auch wieder in den Bildnissen Dubois' und in den Werken Héberts. Was Schnetz und Robert so zeichnerisch streng gesagt hatten, trug Hébert in einem duftigen malerisch weichen Stile vor. Das Porträt einer Guitarre-spielenden Italienerin, „la muse populaire italienne" hat etwas von der milden Anmuth Luinis. Sehr zart, an den Aestheticismus der englischen Neupraeraphaeliten anstreifend, sind seine stillen Madonnen, die in dunkeln phantastischen Landschaften träumen.

Alexis Mazerolle in seinen decorativen Bildern läßt Veronese aufleben, und Paul Baudry bedeutet den Extrakt der ganzen Richtung. Hier klingt alles zusammen. Aus der ganzen oberitalienischen Kunst des Cinquecento ist ein lustiges Potpourri gemacht. Alle berühmten Bilder des 16. Jahrhunderts — natürlich nur als Klang, nicht als Nachahmung — leben auf. In seinen frühen Werken, der „Cybele" oder „Perle und Woge" ist er ganz Venezianer. Dann, in der „Wahrheit" ist auf den Tizianischen Brunnen eine correggeske Frauenfigur gesetzt, und in seiner Magdalena ist er Correggio geworden. In den Opernhausbildern treten noch andere Meister: Parmeggianino, Rosso und Primaticcio, motivgebend sogar Michelangelo hinzu. Die Coiffuren seiner Frauen kennt man aus den Madonnen Parmeggianinos, ihre langgestreckten eleganten Körper aus dem Schlosse von Fontainebleau, ihre gewaltigen Posen aus der sixtinischen Capelle nnd die kühnen Verkürzungen aus der Domkuppel von Parma. Morones Name kommt sofort in Erinnerung, wenn man die feinen Bildnisse sieht, auf denen die Gestalten Ambroise Baudrys und Edmond Abouts sich von blauem und grünem Hintergrund abheben. Und trotz aller dieser Entlehnungen, trotz all der verschiedenen Stilelemente, die er durcheinander gemischt hat; bleibt Baudry groß. Mit pariserischem Esprit hat er die schlanken Taillen und die nervösen Beine seiner Damen gemalt. Pariserischer Hautgout umspielt ihre Lippen. Etwas von der Cancanstimmung Carpeaux' ist über alle seine Werke gebreitet.

Agache ist jünger als diese Meister und deshalb noch schwerer zu analysiren. Das allerverschiedenste klingt hier zusammen. Oft denkt man vor seinen Weibern, die aus schwarz umränderten Augen so glühend blicken, an die Judith des Cristofano Allori. Oft wegen der farbigen Haltung an Tiepolo. Doch der Hauptklang ist cinquecentistisch. Ist es Bronzino, dem er diese bleichen scharfgeschnittenen Köpfe dankt, die aus schwarzem Auge so starr empfindungslos gradeaus blicken? Hängt er mit Pontormo oder Franciabigio zusammen oder einem andern jener florentiner Cinquecentisten, deren Feinheit nur den Pariser Malern, nicht den deutschen Kunsthistorikern bekannt ist? Ich glaube, hier ist man auf der richtigen Spur und kann auch das Werk angeben, vor dem ihm die Ahnung seines Berufes aufging: die Caritas des Andrea del Sarto. Dieses in Frankreich gemalte, im Louvre befindliche Bild hat tiefgehenden Einfluß auf die französische Plastik geübt. Ihm scheint Agache die erste Anregung zu seinen Werken zu danken, auch Allegorien, die er bald Fortuna oder die Gerechtigkeit, bald die Phantasie oder das Geheimniß nannte. Es sind dieselben dunkeln, tiefglänzenden Augen, dieselben grauen, hellrosarothen, hellgelben und schwarzen Farben. Es ist dieselbe monumentale Haltung der aus dem Nichts herauswachsenden ernsten Figuren. Daß es sich nicht um Entlehnungen sondern um ganz selbständige Verarbeitung handelt, ist bei einem Geist wie Agache nicht zu betonen.

Auch Tintoretto trat in den Studienkreis der französischen Maler ein. Denn Gustave Ricard ist zwar ebenfalls eine sehr complicirte Erscheinung.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick unterscheiden sich seine Bildnisse von den älteren nur dadurch, daß es gar keine harten zeichnerischen Linien mehr giebt sondern alles in großen farbigen Flächen modellirt ist. In einigen sehr delicaten Frauenköpfen glaubt man den Einfluß der Mona Lisa und der Monaca zu bemerken. Aber Tintoretto ist doch derjenige, dem er den wuchtig einfachen Stil seiner männlichen Bildnisse dankt. Die Art, wie er von allen schönen Posen und von allem decorativen Beiwerk absieht, die ganze Wirkung auf den Kopf, auf das Auge concentrirt; die Art, wie er als Colorist nur dunkelbraune, schwarz-weiße Harmonien liebt, in die höchstens ein tiefes Roth hereinklingt; die Art, wie scharfe Glanzlichter auf der Nase oder auf der Stirne spielen, während andere Partien dunkel mit dem dunkeln Hintergrund verschwimmen, — das alles entspricht den Principien des altvenezianischen Meisters. Und dieses Auftauchen Tintorettos, des düsteren Malers der Gegenreformation, zeigt überhaupt, wohin die Weiterentwicklung ging. Von dem Colorismus der Lombarden und Venezianer lenkte man in die Dunkelmalerei des 17. Jahrhunderts ein.

Die Tenebrosi.

Jetzt noch mit culturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu operiren ist unmöglich. Denn wenn man im Stande ist die vielen Bilder nackter Weiber, die in den ersten Regierungsjahren Napoleons gemalt wurden, aus der Cocottenstimmung des Zeitalters zu erklären, so ist man absolut unfähig zu sagen, weshalb statt der Venus plötzlich ausgemergelte alte Weiber, statt der schönen Jünglinge büßende Eremiten und gehäutete Märtyrer gefeiert werden. Man muß sich zu der Annahme entschließen, daß die Kunst ganz unabhängig von den culturgeschichtlichen Bewegungen ist und daß ihre Wandlungen durch rein technische Gesichtspunkte bestimmt werden.

Die Entwicklung, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Malerei durchmachte, wird etwa folgendermaßen geschildert. Mit der Verherrlichung antiker Stoffe, wie sie das 16. Jahrhundert geliebt hatte, ist es vorbei. Die Kunst sollte nicht mehr auf die Sinne wirken sondern durch Darstellung der schrecklichen Qualen der Heiligen die Herzen der Gläubigen aufrütteln. Hatte die Renaissance die Schönheit des menschlichen Körpers gepriesen, so feiert die Gegenreformation also seine Kraft zu leiden. Die Heiligenlegende wird nach den schauderhaftesten Blutthaten durchsucht, über alle Hilfsmittel der Inquisition wird man belehrt. Wie die Darstellung des Leidens war im 16. Jahrhundert alles Mißgestaltete ängstlich vermieden worden. Jetzt werden Zwerge, Lahme, Blinde, Aussätzige und Besessene mit frohem Behagen gegeben. Auch die Darstellung des Alters hatte das 16. Jahrhundert nicht geliebt, alle Heiligen zu strahlenden Epheben gemacht. Jetzt kommen massenhafte Bilder alter Propheten und Eremiten mit welkem ausgehungertem Leib, schlaffer lederartiger Haut und derben verwitterten Formen. Damit ist auch der Unterschied gekennzeichnet, der in der Anschauung beruht: Die Spätrenaissance hatte unter dem Einfluß der Antike nur den idealisirten Formen Einlaß gegeben. Jetzt tritt derbe Naturwahrheit an die Stelle der verallgemeinernden Schönheit. Arme alte Bauern mit runzlichen welken Gesichtern sitzen für die Heiligen Modell. Die Märtyrerbilder, vorher Zusammenstellungen schwungvoller schöner Körper, bekommen eine brutale metzgerhafte Wahrheit. Auch die Farbenanschauung macht eine tiefgehende Wandlung durch. Hatte das Cinquecento, selbst Leonardo und Tizian, das Hauptgewicht auf die Sprache der Linien gelegt, so entdeckt das 17. Jahrhundert die eigentliche Stimmungskraft der Farbe. Man sieht keine Linien

Digitized by Google

mehr sondern verschwimmende Massen, keine gleichmäßige Metrik des Aufbaus mehr sondern eine malerische Composition, die nur nach Hell und Dunkel sich gliedert. Die Meister empfinden eine Wollust darin, fette saftige Farben zu kneten, mit markigen Pinsel die Lichter aufzusetzen, malerische Dinge zu toniger Gesammtheit zu ordnen. Vorher scharf von hellem Grunde sich abhebend, leuchten jetzt die Figuren gewöhnlich weich aus dunkler Tiefe hervor — in den Kirchenbildern ebenso wie in den Volksstücken und Landschaften. Denn nachdem der Bann der Antike gebrochen war, traten jetzt auch diese und noch andere Kunstzweige hervor, die das Cinquecento nicht kannte. Damals hatte man zu Gunsten des Monumentalstils alles Bildwerk zurückgedrängt. Jetzt werden Früchte, Vögel, Fische, Ziegen, Töpfe, Schüsseln und Strohbündel neben den Heiligenfiguren zu ganzen Stillleben aufgehäuft. Ja, das Stillleben sondert sich überhaupt von der kirchlichen Malerei ab. Gemüse und Wildpret, ganze Küchen mit blanken Messingmörsern und glänzendem Kupfergeschirr, mit Tellern und Biergläsern, Kannen und Strohkörben werden gemalt. Und in diese Scenerie werden die dazu gehörigen Figuren gesetzt: Fischverkäufer, Hökerinnen, Köchinnen, Küchenbuben. So führt das Stillleben weiter zum Volksstück. Dieselben rauhen Gestalten mit den ausgearbeiteten Formen, die als Heilige Modell sitzen mußten, begann man auch ohne religiöse Etikette in lebensgroßen Darstellungen vorzuführen. Und wie man in den Kirchenbildern mächtige Leidenschaften, große Gebärden liebte, so gab man auch diesen Volksstücken etwas Urwüchsiges, Wildes. Vagabunden und Landsknechte sitzen in Winkelkneipen herum, musiciren mit ihren Dirnen, gerathen beim Würfelspiel in Streit. Es war das Jahrhundert des großen Krieges, wo die Landsknechte die Geschichte machten. Also trat auch die Schlachtenmalerei hervor, und die Bilder wurden auf denselben düster dunkeln Ton wie die in Innenräumen spielenden Volksstücke gestimmt. Ein schwarzer von grellgelben Wolken durchzogener Himmel, Staub, Pulver und Feuerschein — das ist der Inhalt der Werke. Selbst die Landschaftsmalerei, die ebenfalls eine neue Blüthe erlebte, lenkte in diese malerischen Bahnen ein. Auf die großen Zeichner, die Carracci und Poussin, folgten Elsheimer und Claude, die dieser Formenplastik die Macht des farbigen Tones entgegensetzten. Elsheimer malte brennende Häuser und rauchende Pechfackeln, Wachtfeuer, deren Licht glutroth die Nacht durchzuckt; Claude den feurigen Sonnenball, der sein Licht über die Erde gießt. Diese ganze Entwicklung spielte sich in Italien ab. Erst später trat Spanien in die Bewegung ein und gab im Kirchenbild dem Naturalismus des 17. Jahrhunderts das classische Gepräge. In Holland wurde die Kunst aus der Kirche in das Bürgerheim übertragen. Aus den düster mächtigen Volksstücken Caravaggios wurden Cabinetbildchen zierlicher Feinmalerei gemacht.

So ist in meiner Geschichte der älteren Malerei die Kunstentwicklung des 17. Jahrhunderts geschildert, und diese Worte kennzeichnen auch die Wandlung, die seit Henner und Baudry die französische Malerei durchmachte. Die Heimath aller Künstler ist die Abtheilung des Louvre, wo die Meister des 17. Jahrhunderts hängen. Jeder führt auf diese Epoche seinen Stammbaum zurück. Dieselben Epitheta, die bei der Charakteristik der Alten verwendet werden, sind für die neuen zutreffend. Daß der Parallelismus noch so wenig beachtet wurde, erklärt sich nur daraus, daß die Kunsthistoriker, die über alte Kunst schreiben, gewöhnlich die neue, und diejenigen, die über moderne Kunst schreiben, gewöhnlich die alte nicht kennen.

Wie ein wiedererstandener Holländer vom Schlage des Dou oder Franz van Mieris wirkt Meissonier. Von den Malern geschichtlicher Sittenbilder ist er der erste, der von jeder erzählenden Anekdote absah und wieder künstlerische

Digitized by Google

Dinge, das Schillern von Seide und Sammet, das Glitzern von Metall, den Glanz polirter Tischplatten und alter Rococoschränke malte. Selbst als er von seinen Lesern, Rauchern, Kupferstechern und Landsknechten später zu Schlachtenbildern überging, that er im Grunde nichts anderes, als daß er dem Studium des Mieris und Dou noch das des Wouwerman gesellte. Was bei Raffet und Charlet Romantik des Napoleonismus war, ist bei Meissonier die Freude an Pferdehaaren, an blank geputzten Stiefeln, glänzendem Sattelzeug und funkelnden Knöpfen. Von den Schrecken, der Raserei des Krieges erfährt man nichts. Reiterattacken malte er ebenso wie einst Mieris Hermelinjäckchen und Federhüte, Perlenhalsbänder und spiegelnde Schüsseln, und da der Cours dieser Holländer heute nicht sehr hoch ist, sank auch Meissonier stark im Preise. Wie er einerseits der Kunst dadurch nützte, daß er den Bildern das roh Literarische nahm, hat er anderntheils durch seine peinliche Sauberkeit, durch die glatte Sorgfalt seiner Malweise wieder den unkünstlerischen Instinkten der Masse gedient. Er gab den Leuten Anleitung, den Kunstkenner zu spielen, mit der Lupe nach Dingen zu suchen, die das bloße Auge nicht sieht. Er war Anlaß, daß eine Zeitlang Fleiß und Genie verwechselt, die wahre Kunst im handwerklichen Fertigmachen gesehen wurde. Dem, der in einem Bilde die Handschrift des Künstlers sucht, hat die Emailmalerei Meissoniers also nichts zu sagen. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß er bei aller Spitzpinselei zuweilen bestrickende coloristische Wirkungen erzielt. Ein Bildchen der Ausstellung — le voyageur: ein Reiter, der in rothem Mantel durch eine gewitterschwüle Landschaft kommt — zeigte, daß in Meissonier nicht nur die Porzellanseele des Dou, sondern auch ein Stück echtes Malertemperament lebte. Mit ihm zusammen ist Vibert zu nennen, der rothe Cardinalsmäntel und braune Wallensteinstiefel, graue Lederkoller und weiße Federhüte ebenfalls zu Bildchen im Geschmack des Mieris zusammenstellte.

Claude Lorrain auf das 19. Jahrhundert projicirt ist Breton. Zunächst klingt das paradox. Denn auf den ersten Blick scheint Breton überhaupt nur ein parfümirter Millet. Was der große Bauer von Barbizon im patriarchalischen Stil der Bibel gesagt hatte, wurde von Breton in moderne Goldschnittlyrik übersetzt. Auch ein anderer Vergleich liegt nahe. Ich hörte in der Ausstellung ein kleines Mädchen, als sie unter dem Bilde „Der Feierabend" den Namen Breton gelesen hatte, verwundert sagen: Ach, Breton, ich glaubte es wäre Robert. Besser läßt sich nicht urtheilen. Robert und Breton haben dieselben Modellstellungen, die heroisch sein sollen und nur affektirt sind. Beiden gemein ist die Lust an gesucht genrehaften Zügen und an regelrecht akademischer Anordnung. Anders ist lediglich die farbige Haltung und die Beleuchtung von Bretons Bildern. Bald steht der Mond über den Feldern, in der Regel aber die untergehende Sonne. Mag er Processionen, Weinlesen, Jäterinnen oder betende Bäuerinnen schildern, es ist immer das Lied „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön", das er in allen Tonarten wiederholt. Und wenn man nach dem Liede den Glanz dieser Abendsonne nie ohne Wonne sieht, so betrachtet man die Bilder Bretons mit geringerem Entzücken. Denn das Licht ist hummerfarben wie auf Zwengauers Werken, und fad wirkt, daß er zeitlebens nur ein einziges Verslein wußte. Aber dieses Verslein sagt eben auch, was er zu den Elementen, die schon Robert hatte, neues hinzu brachte: die goldene Abendsonne Claude Lorrains.

Sonst wurde die altholländische und altfranzösische Kunst damals nicht erneuert. Im Vordergrund des Interesses stand der italienische Naturalismus des Caravaggio, weil er den denkbar schroffsten Gegensatz zu den Tendenzen bedeutete, die vorher die französische Kunst beherrscht hatten. Also keine Fein-

Digitized by Google

malerei sondern breite Bravour, kein kleines sondern sehr großes Format, keine Linie sondern Malerei, keine Buntheit sondern einheitlicher Ton. Das ist die durchgehende Note. Alle Maler sind echte **Maîtres peintres**, die mit Wollust die ganze Schönheit des alten Colorismus genießen, in großem sicherem Wurf ihre Bilder herunterfegen. Und keine landläufige Schönheit giebt es. All jene ungeschlachten struppigen Proleten mit den schlaffen Muskeln und dem schlottrigen Leib, wie sie auf den Bildern der Neapolitaner vorkommen, halten auch in der französischen Malerei ihren Einzug. Wie damals liebt man mächtige Leidenschaften und große Gebärden, starke Gegensätze von Licht und Schatten. Daher sind die Figuren fast niemals gegen hellen Himmel gestellt. Es ist immer so eingerichtet, daß sie vor einem dunkeln Berg, einer dunkeln Mauer, einer dunkeln Baumgruppe stehen, über die kaum sichtbar ein Stück dunkler, von gelben Wolken durchzogener Himmel herabblickt. Und damit die Lichtgegensätze desto schärfer wirken, wird oft auch künstliche Beleuchtung verwendet. Grelles Kerzen- und harziges Fackellicht fällt wie bei Gerhard Honthorst auf einzelne Gestalten, während die andern Partien des Bildes in nächtlichem Dunkel bleiben. Im Sinne dieses Caravaggio-Stils erfahren alle Stoffe eine Umgestaltung.

Die religiöse Malerei, durch Bouguereau ganz verwässert, erwacht zu neuem Leben. Massenhaft werden Grablegungen, Martyrien und ähnliche Dinge gemalt: Sebastian, Hiob, die Himmelsleiter, Jacobs Kampf mit dem Engel, Christus unter den Pharisäern im Tempel: alles Stoffe, die man nur deshalb wählt, weil sie ermöglichen, alte durchfurchte Gesichter, greises Haar, verwitterte Körper, Qualen und Schmerzen, ringende Kräfte, grelle Lichtgegensätze zu schildern.

Aehnliche naturalistische Werthe nimmt das Geschichtsbild auf. Die Stoffe, früher zahm und melodramatisch, werden bluttriefend und grausig. Die Gesichter, früher dem Schönheitsideal angenähert, sind von trotziger Lebenskraft. Die Gebärden, früher rund und schön, sind ausfahrend und wild. Die Kostüme, vorher von verdächtiger Neuheit und vom Theatergarderobier bezogen, scheinen den Menschen auf den Leib gegossen. Die Farbe, früher glatt und bunt, ist oft eine Symphonie von bestrickender Schönheit. Den Kirchengreueln des 17. Jahrhunderts, das den Malern durch ihre kunsthistorischen Studien nahegerückt war, werden die wirksamsten Themen entnommen.

Noch enger ist bei den geschichtlichen Sittenbildern der Zusammenhang mit dem 17. Jahrhundert gewahrt. Man malt die breiten Filzhüte jener Landsknechte und die lachenden Gesichter jener Dirnen, wie sie auf den Bildern Caravaggios vorkommen und fügt dieselben irdenen Krüge, dieselben kupfernen Kessel, dieselben Thonpfeifen hinzu. Man malt Geographen des 17. Jahrhunderts, weil der schwarze Hut, die weiße Krause, die weiße Landkarte, der blaue Globus, die grüne Tischdecke eine so schöne Harmonie im Sinne des Frans Hals ermöglicht; malt musikalische Unterhaltungen, nur um jene braunschillernden Guitarren anbringen zu können, die Caravaggio so gerne malte. Maßgebend für die Stoffwahl ist nur der Gesichtspunkt, durch die Nebeneinanderstellung ähnlicher Dinge, wie sie auf den Bildern dieses alten Meisters vorkommen, eine ähnlich tonige Wirkung zu erzielen. Nebenher gehen Bilder wie Fausts Begegnung mit Gretchen, bei denen — außer dem Kostüm — das barocke Stadtbild die Maler anzieht.

Durch den Anschluß an die Meister des 17. Jahrhunderts, besonders an Cerquozzi und Salvator Rosa erreicht auch das Schlachtenbild zuweilen künstlerische Wirkungen. Bei Horace Vernet von barbarischer Rohheit, bei Meissonier ein Uniformen- und Pferde-Stillleben, wird es jetzt mehr zum landschaftlichen Stimmungsbild gestaltet. Häuser brennen. Von finsteren Rauchwolken ist der

Digitized by Google

Himmel durchzogen, dunkelgrüne Anhöhen steigen empor, und von diesem dunkeln Hintergrund heben sich die rothen Käppis der Soldaten, die weißen Schimmel der Officiere als pikante helle Farbenflecke ab.

Handelt es sich um Thierbilder, so bleibt das Princip das gleiche. Eine steile Anhöhe, ein Stück schwarzer Himmel und davor als helle Farbenmassen die Thiere. Selbst die Landschaften scheinen plötzlich wie in Tinte getaucht. Nie malt man den weiten hellen Himmel. Das kleine Stück, das unter dem Bildrand sichtbar wird, ist von schwarzen Gewitterwolken umzogen. Schwarze Berge oder dunkle Baumgruppen erheben sich, nur auf einen Felskegel fällt grell eine Lichtsäule — ganz nach dem Princip, das Salvator Rosa aus den Figurenbildern Caravaggios übernommen hatte.

Was hier der Felskegel, ist in den Bildnissen die Stirn oder die Nase. Die Toilette, auch der Damen ist fast immer dunkel und verschwimmt mit dem Dunkel des Hintergrundes. Nur auf einzelne Theile — die Nase, den Stirnknochen, einen hellbraunen Handschuh oder einen weißen Fächer fällt wie bei Caravaggio ein grelles Licht. Aller Ausstattungsprunk ist vermieden. Schöne Posen giebt es nicht, da wie bei Tintoretto und Rembrandt fast immer nur Brustbilder oder Kniestücke, fast nie ganze Figuren gemalt werden. Selbst die Hände sprechen nicht mit, sondern sind dem Kopf und der farbigen Gesammthaltung untergeordnet.

Der Name Rembrandt (oder Honthorst) erklärt auch die Wandlung, die das Orientbild durchmachte. Für Delacroix ein Reich heißlodernder Farbe, für die ersten Meister der Napoleonzeit ein großer Harem, gleicht jetzt der Orient einem düsteren Keller. Nicht die freie Landschaft, keine üppigen Weiberkörper malt man. Man malt nur dunkle Hofräume mit einigen grell beleuchteten und vielen dunkeln Gestalten. Rembrandts Nachtwache ist auf das orientalische Leben projicirt.

Sonst wurden aus dem modernen Leben fast nur Stoffe herausgegriffen, die sich ohne allzugroßen Zwang in die Anschauungsweise und die Farben der Neapolitaner übersetzen ließen. Man malt in Riesenbildern Ermordete oder zum Tode Verurtheilte, wie sie von ihren Verwandten und Freunden beklagt werden, weil es hier möglich war, im Sinne der Grablegungen und Kreuzigungen des 17. Jahrhunderts, mächtige Leidenschaften und wilde Gebärden zu schildern oder Kerzenlicht in dunkle unheimliche Zimmer fallen zu lassen. Man malt Kircheninterieurs, theils weil die rothen Talare der Kardinäle, die weißen und braunen Kutten der Mönche vor den mit alten Fresken geschmückten Wänden so tonige Accorde ermöglichten; theils weil man indirect auch durch solche Werke, obwohl sie Modernes darstellten, wieder dem 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Priester, in dem man geistig wurzelte, huldigen konnte. Außerdem liebte man besonders die Schmieden, weil es hier möglich war, alle Regeln des Caravaggiostils zu erproben: ein dunkler Arbeitsraum, vorn mächtige, muskulöse Gestalten, seitwärts das Feuer der Esse, dessen Strahlen grell auf die Arme und die Brust der Männer fallen. Ebenso beliebt ist das Motiv des Dorfbrandes, weil es ermöglichte, flüchtende und rettende Menschen mit einer Feuersäule, die lohend in den nächtlichen Himmel steigt, auf die Töne Salvators Rosas zusammenzustimmen. Oder man malt lebensgroße Fischverkäufer und Hökerinnen, weil hier Gelegenheit war, all die Stilllebenelemente — Hechte und Karpfen, Gemüse und Eier, Aepfel und Kohlköpfe anzubringen, wie sie auf ähnlichen Werken Aertsens und Beuckelaers vorkommen.

Ueberhaupt gelangte die Stilllebenmalerei zu ganz neuer Bedeutung. Nachdem sie in der vorausgegangenen, entweder literarisch oder zeichnerisch denkenden Epoche gar keine Vertreter gehabt, hat man jetzt, nachdem man malerisch sehen

Digitized by Google

gelernt, wieder ganz im Sinne des 17. Jahrhunderts Freude daran, Wildpret, todtes und lebendes Geflügel, Hummern und Austern, Blumen, Früchte, Fische, kupferne Kessel, Pokale und Waffen zu schönen tonigen Harmonien anzuordnen, japanische Porzellanschalen mit Trauben, Quitten und Aprikosen, Metall- und Elfenbeinarbeiten, Helme und Geigen mit breitem farbenfrohem Pinsel zu malen. Eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Werke der Ausstellung möge das Gesagte illustriren.

Henri Levi malt eine Klage um den Leichnam Christi, und die Wahl des Themas ist ebenso bezeichnend, wie die Art der Behandlung. Eine steil emporragende, dunkle Bergwand erhebt sich, über der nur düster ein ganz kleines Stück tiefblauer Himmel herablugt. In nächtlichem Dunkel verschwimmen die Gestalten. Nur auf den Leichnam des Heilandes fällt grell ein gespenstisches Licht.

Als der größte Geschichtsmaler jener Jahre erschien Laurens, der Klosterarchivar, der die Greuel der Inquisition und die Ritualmorde des Papstthums mit so überzeugender Gewalt gemalt hat. In seinen Bildern decken sich — was so selten in Historien vorkommt — wirklich Thema und Stil. Das Schreckliche ist mit Shakespeareischer Wucht gegeben. Man athmet die Atmosphäre barbarisch grausamer Zeiten, bewundert die Unerschrockenheit, mit der er seine Leichen ausgrub, ebensosehr, wie die psychologische Kraft, mit der er ihnen neues Lebensblut lieh, sei es, daß er die bleichen galligen Züge fanatischer Bußprediger malt, oder den wollüstigen Schauer, mit dem ein König seinen Mund auf die verwesten Lippen seiner todten Geliebten preßt. In seinem Bild, wie Johannes Chrysosthomus der Kaiserin Theodora predigt, ist das Milieu des alten Byzanz mit so erstaunlicher Sicherheit getroffen, wie man es sonst nur in Pierre Louys' Romanen findet. In seiner „Excommunication Roberts des Frommen" erzielt er eine mächtige Wirkung, indem er auf alle Composition, alle gesticulirenden Statisten verzichtet, das Grausige des Vorgangs nur durch das Beklemmende eines leeren Raumes commentirt, durch den die schwarzen Gestalten der Buße und der Reue zu schreiten scheinen. Namentlich dem Zurbaran dankt er viel. Von ihm hat er die monumentale Art, wie er die Mönchskutten, die alten Folianten, die einsamen Klosterzellen malt. Und sehr geschickt ist auch, wie er in seinen Fresken des Hôtel de Ville moderne Advokatentalare in den Mönchsstil Zurbarans übersetzte.

Roybet verhält sich zu Laurens wie Frans Hals zu Zurbaran. Er hat die rosarothen Schärpen und die hellblauen Fahnen, die Degen, Lederkoller und Federhüte des Frans Hals geliebt. Auch die rothen Dogen Tintorettos machten ihm Freude. Und alles stimmte er auf jene kecken, tiefstonig jauchzenden Akkorde, die man in den ersten Regentenstücken des Harlemer Museums sieht. In seinem Bildniß eines jungen Mädchens ergeben das braune Kleid, die weiße Puppe, das blaue Haarband und der dunkle Hintergrund eine ganz Hals'sche Harmonie. In seinen Astronomenbildnissen sind die nämlichen Dinge, die man aus den Werken der Frans Hals Zeit kennt, — blaube Globen, breite schwarze Filzhüte, weiße Halskrausen und weiße Landkarten — zu schönem Farbenbouquet geordnet. Und sein Riesenbild „Karl der Kühne" mag keine feine Kunst sein. Es imponirt doch durch gewaltige Kraft und durch blühende, sonor leuchtende Farbe. Im Hintergrund eine hochragende Kirche, vorn wilde pathetische Menschen, im Colorit starke Gegensätze von Dunkel und Licht, — das ist ein Paradigma für das Schönheitsideal jener im 17. Jahrhundert lebenden Epoche. Viel Aehnlichkeit mit ihm hat Gustave Boulanger, in dessen Bilde „Vive la joie" man ebenfalls Leute der Frans-Hals Zeit zu sehen glaubt. Das Beleuchtungsproblem ist, daß in eine dunkle Halle, wo Falstaffmenschen mit Federhüten, Lederkollern und bunten Kniehosen zechen, plötzlich ein greller Feuerschein fällt.

Digitized by Google

Die hauptsächlichsten Porträtmaler sind Gaillard und Bonnat. Gaillard war Kupferstecher, hat die Bildnisse Jan von Eycks und des jungen Holbein mit feinfühliger Gewissenhaftigkeit wiedergegeben, keine Falte, keine Bartstoppel vergessen, die auf den Werken dieser alten Meister vorkommt. Desto mehr überrascht die farbige Haltung, die er seinen eigenen Werken giebt. Als Zeichner das **Non plus ultra** peinlicher Sorgfalt, ordnet er als Maler doch alles Einzelne einem schönen Gesammtton unter. Kein Beiwerk giebt es, auch keine Hände. Auf den hellbeleuchteten, vom Dunkel sich absetzenden Kopf ist alle Wirkung concentrirt. Namentlich einige Bildnisse alter Frauen lassen an Rembrandt denken in der Art, wie er jedes Aederchen, jede Falte notirt und doch nie malerische Wirkung, die Tonschönheit des Ganzen außer Acht läßt. Kinderbildnisse von tiefstoniger Kraft im Sinne der Caravaggioschule malte Boulard, und in Bonnat schien, als er auftrat, Caravaggio selber zu neuem Leben erstanden. Das Martyrium des heiligen Andreas, Hiob, der gekreuzigte Christus waren die Titel seiner ersten Werke, und man glaubte Originale des 17. Jahrhunderts zu sehen. Denn wie er in der Stoffwahl den Meistern jener Epoche folgte, hatte er auch die nämlichen vierschrötig muskulösen Kerle sich als Modelle gesucht, sie in die nämliche Pose gebracht und ihre ungeschlachten Körper mit der nämlichen Kraft gemalt. In seiner Himmelfahrt der Maria giebt es keine schönen Linien, keine Schwärmerei und Verzückung. Hauptsache sind ihm die rauhen ehernen Gestalten der Apostel mit den schwieligen Händen und den staubigen Fußsohlen, die, mächtig bewegt, um den Grabhügel sich scharen. Später machte die trotzige Gegenreformationsstimmung, die durch seine ersten Werke zu gehen schien, einer versöhnlicheren Haltung Platz. Außer dem Alter und der Häßlichkeit wird, ganz wie im 17. Jahrhundert, allmählich auch wieder die Jugend und die Schönheit gefeiert. Beispiel ist jene feine Idylle, auf der ein schwarzer Jüngling mit einem blonden Mädchen tanzt. Doch der Farbenanschauung der Neapolitaner blieb er auch hier treu. Den Hintergrund bildet eine dunkle Bergwand, und ein Stück tiefblauer Himmel. Von rechts fällt in die Grotte ein scharf grelles Licht und spielt auf den Schultern, dem Haar und den Armen des Mädchens. Ernste Barockfarben, grün, roth und schwarz stellt er in seinen Kircheninterieurs zu tiefstonigen Harmonien zusammen. Auf seine Bildnisse übertrug er dieselben Prinzipien. Man kann nicht sagen, daß er ein geistvoller Porträtmaler sei. Seine Bildnisse haben weder den epischen Zug noch das Durchgeistigte der Lenbachschen Werke. Dafür bleibt aber das Schematische, das pilotyhaft Deklamatorische fern, das oft in den Augen der Lenbachschen Menschen liegt. Auch das Schluderige, das Lenbachs letzte Bildnisse haben. Jedes Bildniß Bonnats ist eine gediegene, rechtschaffene Arbeit. Alles ist ehrlich und protokollarisch genau. Schöne Posen giebt es nicht, da er im Sinne Tintorettos fast nie ganze Figuren, höchstens Kniestücke malt. Es giebt auch kein Beiwerk, höchstens einen Stuhl, einen Tisch. Mag es um Taine oder Renan, um Bertrand oder Hugo, um Dumas oder Thiers, um Grévy oder Pasteur, um Carnot oder Puvis de Chavannes sich handeln — das Prinzip ist immer, daß wie im 17. Jahrhundert ein erstaunlich modellirter, von einem grellen Schlaglicht beleuchteter Kopf sich hell von einem dunkeln Hintergrund abhebt. Mit den Meistern jener Zeit theilt er auch die Eigenthümlichkeit, daß er den Frauen ziemlich hilflos gegenübersteht. Denn jede Epoche hat ihre Typen. Wie die Rococomaler unfähig waren, schroffe männliche Charaktere wiederzugeben, waren die Barockmeister nur in ihrem Element, wenn sie durchgearbeitete Köpfe, vom Leben gestählte, vom Leben gefestete Menschen zu malen hatten. Am Greis, am Manne von 50 Jahren erprobten sie am liebsten die Kenntnisse, die sie bei ihren Eremitenbildern sich erworben hatten. Und als

Digitized by Google

Schüler dieser Meister hat auch Bonnat mehr Sinn für Kraft als für Grazie. Schelmische Augen, lächelnde Lippen, nachlässig müde Bewegungen darf man bei ihm nicht suchen. Der Mme Cahen sowohl wie der Schauspielerin Pasca giebt er jene strenge, feste, unnahbare Pose, mit der die spanischen Königinnen die Hand auf die Stuhllehne legen. Streng in den spanischen Hofstil übersetzt ist die Toilette, mag es um schwarze oder um weißseidene, mit schwarzem Pelz besetzte Roben sich handeln. Aehnlich wie auf den Bildnissen des Pantoja de la Cruz ist auch die dunkelbraune Wand, vor der die Gestalten stehen. Aehnlich das Licht, das von oben rechts grell auf die Stirn und die Augen, das Taschentuch oder den Fächer fällt.

Wie die Schlachtenmalerei durch diese coloristischen Bestrebungen allmählich einen Hauch von Künstlerschaft erhielt, zeigen die nächsten Werke. Pils war wohl der erste neben Meissonier, der von dem trockenen oder renommirenden Schlachtenbericht abging, die Einzelheiten zu einem Kunstwerk zu einen suchte. Und dieses Streben nach einheitlicher Tonwirkung wird dann für alle Werke bezeichnend. Bellangé in seinen Kürassieren von Waterloo sieht aus wie ein moderner Cerquozzi. Protais hat sein Bild „En marche“ nur gemalt, weil es ihn freute, einen hellen Schimmel, ganz dunkle Röcke und rote Hosen als hübsche Farbenflecke sich von dunklen Baumgruppen absetzen zu lassen. Der größte Soldatenmaler des modernen Frankreich war Guillaume Regamey. In seinen Bildern ist nicht nur Leben und Nervosität, Feuer und Ritterlichkeit. Sie zeigen auch, daß selbst das bunteste Vielerlei sich zur Tonsymphonie gestalten läßt, daß selbst das Exercierreglement die Freiheit des echten Künstlers nicht lähmt. In den Kürassieren des Luxembourg läßt er graue Soldatenmäntel, glitzernde Harnische, rote Käppis und schwarze Pferde sich von dunkelgrüner Wiese und dunkelgrünen Bergen absetzen und stimmt das Ganze in einen goldig braunen Ton zusammen. Seine in Parade aufgestellte Grenadiercompagnie von 1865 hat er nur gemalt, weil die roten Hosen, das weiße Lederzeug, die gelben Trommeln, die schwarzen Helmbüsche und der gewitterschwangere Himmel einen so düster altmeisterlichen Accord ergaben. Und viel von dem chevalereskeu Geiste Regameys, viel von seiner coloristischen Noblesse lebte nach in Neuville. Auch bei ihm gibt es nichts Protokollarisches, nichts Erzählendes, nicht jene vorschriftsmäßigen Stiefel und jene reglementmäßigen Knöpfe, wie sie der Unterofficier beim Appell verlangt. Rotblaue Uniformen, verwitterte graue Mauern, graugrüne Wiesen und nächtliche im Feuerglanz leuchtende Himmel stimmt er zu vornehmen Harmonien im Sinne Salvator Rosas zusammen.

Salvator Rosa, Tempesta und Ribera schweben auch über dem Schaffen der Landschafts- und Tiermaler. Denn wenn Jadin Hunde, Herment Schafe malt, deren zottig-wolliges Fell sich hell von dunkelgrünem Bergabhang oder dunkelschwarzem Himmel absetzt, so scheinen solche Bilder aus den Werken Riberas geschnitten. Bei den Landschaftern kann man, wenn man will, auch noch den Einfluß des Aart van der Neer erkennen. Denn zuweilen ist das Dunkel ihrer Bilder durch den Mondschein motivirt. Emile Breton hat z. B. solche dunklen, ölig saucigen Landschaften gemalt, über die der Mond nicht silbern, sondern bräunlich sein Licht wirft. In andern Werken sieht er aber von jeder Motivirung des Dunkels ab. Obwohl Tagesstimmung angenommen ist, liegen seine Wälder in schwarzer Finsterniß da. Schwarz wie die Hintergrundswand der Figurenbilder ist der Himmel. Und in dieses Dunkel ist — dem Nasenglanzlicht der Bildnisse entsprechend — ein heller Weiher gesetzt, in dem ein paar Wolken sich spiegeln. Ein ähnliches Bild Gustave Dorés ist schon durch die Stoffwahl bezeichnend. Das düstere schottische Hochland, das Land

Digitized by Google

Ossians mit seinen schwarzgrünen Seen und verwitterten Felsen zieht damals die Maler an, und er legt sich das Bild in dem Sinne zurecht, daß nur auf die oberste Spitze des von grünlich schwarzen Fluthen und schwarzgrünem Himmel umflossenen Felsens ein greller, grünlich bleicher Lichtstrahl fällt. Eine ähnliche Keller- und Morguestimmung haben alle übrigen Bilder. Gustave Collin malt Landschaften, die ganz schwarz sind. Boulard sucht den dunkelbraunen Ton van Goyens zu übertrumpfen. Narcisse Bergère giebt ägyptische Bilder, nur weil es ihn freut, im Sinne des Post die schärfsten Schatten und das schärfste Licht in schroffem Gegensatz neben einander zu stellen. Woher die Farbenanschauung der Ziem'schen Marinen stammt, weiß jeder, der Salvators im Louvre und der Uffiziengalerie befindliche Werke kennt. Paul Flandrins Bilder sind lehrreich, weil sie sogar die classicistische Landschaft durch die Lichtcomposition der Neapolitaner zersetzt zeigen. Anfangs ein Verehrer des reinen Poussinstils, sucht er jetzt die edle Linienschönheit mit tieftonigem Colorismus zu einen. Die Bäume und Gebäude setzen sich als mächtige braungrüne und graue Massen vom dunkeln Himmel und von dunkeln Bergzügen ab.

Die Wandlung zum Kellerstil, die das Orientbild durchmachte, zeigen die Werke Alfred Dehodencqs und des Benjamin-Constant. Auf den Bildern Dehodencqs führen braune Zigeunerinnen in rothem und grünem Kostüm vor nächtlich verfinstertem Himmel ihre arabischen Tänze auf, oder es sitzen Araber in bunten hell beleuchteten Gewändern in einer dunkeln Opiumkneipe zusammen, in die von oben eine gelbe Lichtsäule fällt. Auf den Bildern Benjamin-Constants wälzen sich auf Tigerfellen und auf bunten Teppichen die braunen broncenen Körper junger Odalisken. Aus einer Vase steigt als dicke Säule der Qualm von Räucherkerzen empor. Zur Seite steht ein Eunuch in goldgesticktem Gewand. Alles ist düster; nur auf eine Brustwarze, auf ein Metallkästchen, einen Degengriff fällt, man weiß nicht woher, ein grelles Schlaglicht. Noch kürzlich hat er die Königin Victoria gemalt, wie sie als indisches Idol in einer dunklen Moschee sitzt, gerade so, daß das gelbliche, aus einem kleinen Fenster einfallende Licht das Diadem und das Scepter trifft.

Unter den Werken, die sonst moderne Stoffe behandelten, fiel eine Darstellung Roussels auf, wie die Asche Napoleons I. in den Invalidendom übertragen wird. Gherardo dalle notti in modernem Kostüm. Denn das Farbenproblem ist das gleiche, wie auf den Bildern dieses von Caravaggio stammenden Holländers. Ort der Handlung eine dunkle Gruft mit Soldaten, auf deren bunte Uniformen feuerrothes Fackellicht fällt. Die Pforte öffnet sich, und grelles Tageslicht dringt in das Dunkel ein. In ähnlichem Sinne behandelt Bonhommé das beliebte Motiv der Schmiede. Rauchgeschwärzte, arbeitende Menschen stehen in einem dunklen Raum, theils im Dunkel verschwimmend, theils vom feurigen Licht des glühenden Ofens getroffen. Carolus-Duran scheut man sich fast, in der Reihe dieser kräftigen Meister zu nennen. Denn was er heute in seinen Bildnissen leistet, machen die Photographen, machen auch Sichel und Fritz August Kaulbach besser. Es gehört kein Künstlerthum dazu, einen Menschen vor einen blöden Vorhang zu stellen und ein paar seidene Kissen schillern zu lassen. Und mit diesem protzenhaften Parvenustil der Anordnung verbindet sich eine puppenhafte Glätte der Mache. Nicht einmal den Chik hat er, über den sonst der kleinste Pariser Maler verfügt. Die Hüte scheinen von Vorstadtmodistinnen zu stammen, und die Geschmacklosigkeit der Roben schreit zum Himmel. Doch bevor ihn das Publicum zu Grunde gerichtet, war Duran ein sehr großer Meister. Noch in seiner letzten Zeit hat er zuweilen gute Mädchenakte gemalt, deren hellbeleuchtetes Fleisch sich prächtig

Digitized by Google

von tiefdunkelrothem oder tiefschwarzem Vorhang abhebt. Und vor 40 Jahren trat er mit der Kraft des Naturburschen in die Kunstwelt ein. Mächtige Caravaggiomenschen leuchten in seinen ersten Bildnissen aus dem Dunkel auf. Grell fällt das Licht auf die Stirnen und auf die weißen Hemden. Die Stillebenelemente Caravaggios sind ringsum angehäuft. Eine ganze Galerie solcher Porträts hat er in dem Riesenbilde „der Ermordete" vereint, das er 1865 in Rom malte. Das düster Unheimliche, das die Spielerbilder Caravaggios haben, ist über dieses Werk gebreitet. Große Leidenschaften und große Gesten hat er im gewaltigen Stil des Neapolitaners geschildert, viel urwüchsiger und kräftiger, als es Munkazsy in seinen ersten guten Werken that.

Die Wandlung, die das Stillleben durchmachte, wird durch die Namen Saint-Jean, Desgoffe, Monginot, François Vernay und Antoine Vollon illustrirt. Saint-Jean, der von 1808 bis 1860 lebte, ging in seinen Blumenbildern noch nicht von malerischen, sondern von romantischen Gedanken aus. Hinter den Blumen erhebt sich das Gemäuer einer alten Ruine. Auf einem verwitterten Capitäl liegt ein von Würmern zernagter schweinsledener Foliant. Sein Ausgangspunkt ist Ruinensentimentalität, der romantische Gegensatz von Werden und Vergehen, von Blühen und Welken. Man vermochte Bilder nur zu goutiren, wenn beim Betrachten mittelalterliche Erinnerungen wach wurden. Die nächste Epoche brachte dann gar kein Stillleben mehr hervor. Denn ein Zeitalter muß malerisch fühlen, um sich an Bildern zu freuen, die nichts als eine Zusammenstellung saftig üppiger Farben sind. Die Louis-Philippzeit aber kannte nur den Reiz der Novelle und der Linie. Blaise Desgoffe als erster wagte wieder Stillleben zu malen. Doch merkt man auch ihm noch an, daß seine Jugend in eine zeichnerische Epoche fiel. Es fehlt seinen Werken noch der große Zug. Was daraus spricht, ist weniger die Freude an der Farbe, als die Freude am tromp d'oeil. Goldschmiedearbeiten, krystallene Vasen und venezianische Gläser, silberne Pokale, damascirte Schwerter, kleine Büsten und Elfenbeinkrüge, gemusterte Teppiche und fein profilirte Rahmen stellt er zusammen, mehr weil ihn die genaue Wiedergabe der zeichnerischen Ornamente als das Schillern und Leuchten der Dinge freut. Erst die Folgenden sind Maler schlechthin. Keine Ornamente werden mehr gezeichnet sondern saftigfarbige Dinge — Hasen, Kürbisse, Rettige, Rüben, Rehe und Rebhühner — leuchten wollüstig aus dem Dunkel auf. François Vernay malt Blumen und Früchte, stimmt Weintrauben, Birnen, Aepfel, Pfirsiche, Quitten zu altmeisterlich vornehmen Harmonien zusammen. Charles Monginot läßt Muscheln, Fächer, Paletten, Helme, Hummern, Hühner und Spiegeleier von dunkelm Hintergrund sich absetzen. Und der bedeutendste der Gruppe, der Universalmensch des Stillebens ist Antoine Vollon. Blaue Weintrauben, grüne Melonen, rothe Pfirsiche und gelbe Quitten; das Schillern der Karpfen und das matte Leuchten von Email und Fayencen; braune Krüge, rothe Kürbisse und hellgelbe Citronen; blaue Globen, weiße Landkarten und rothgebundene Bücher; schwarze Kessel, rothe Hummern, grünes Gemüse und weiße Eier — alles hat er mit gleicher Meisterschaft gemalt. Wunderbar ist, wie er die leuchtendsten Farben auf einen Gesammtton stimmt, sei es, daß ein dunkelrother Vorhang oder ein tiefschwarzer Hintergrund das Leitmotiv abgiebt. Aber nicht nur breit und saftig sind seine Bilder gemalt. Er ähnelt auch Leibl in der Feinheit, wie er Gläser und Flaschen schillern und glitzern läßt. Und in seinen Bildern aus alten Rüstkammern erreicht er zuweilen einen fast romantischen Zauber. Wie hier die stählernen und goldenen Harnische funkeln und leuchten, wie ein tiefdunkler sonorer Ton das Ganze zusammenhält, das hat auch bei uns zuweilen Trübner zu malen gesucht, doch er wirkt plump neben der vornehmen Galerieschönheit Vollons.

Digitized by Google

Théodule Ribot nahm ebenfalls von solchen Stillleben seinen Ausgang. Ein Tigel mit Spiegeleiern, ein irdener Krug, eine blecherne Schüssel und ein Rebhuhn ist auf einem wunderbaren Bilde des Luxembourg mit der Kraft des alten Meisters gemalt. Später begann er im Sinne Aertsens oder des Michael Sweerts auch Figuren in solche Scenerien zu setzen. Die weißen Schürzen von Köchen heben in seinen Küchenstücken von dunkeln Wänden sich ab. Kupferne Kessel, irdene Krüge und spiegelnde Weinflaschen breiten sich ringsum aus. Oder struppige wilde Burschen sitzen in einem normannischen Cabaret wie in einer Spielhölle Caravaggios zusammen. Und wie dieser Hökerinnen ebenso gern wie verwitterte Märtyrer malte, ging auch Ribot von solchen Volksstücken zu religiösen Darstellungen über. Er malte Christus unter den Schriftgelehrten nur deshalb, weil es ihn freute, für die Gestalten der Pharisäer möglichst derbe alte Männer mit greisem Haar, lederner Haut und festen Knochen als Modelle zu benutzen. Er malte Sebastian und den guten Samariter, nur weil es ihn freute, geschwollene Adern und Sehnen, mächtige im Schmerz sich krümmende Körper darzustellen. Seine Kreuzabnahme ist wie bei den Meistern des 17. Jahrhunderts ein Nachtstück. Rauhe im Dunkel sich bewegende Gestalten ahnt man mehr, als man sie sieht. Nur auf einen grünlich bleichen, mit geronnenem Blut bedeckten Körper fällt wie durch eine Kellerluke ein unheimliches grelles Licht. Ribot arbeitete bekanntlich, um solche Wirkungen zu erzielen, in einer dunkeln Scheune und stellte das Modell so, daß es von dem starken durch die Dachluke einfallenden Licht wie von einem elektrischen Strahlenbündel beleuchtet war. Sein Princip ist das des Brennglases, der Blendlaterne oder des Leuchtthurmes. Und diesem Princip blieb er auch in seinen Marinen treu. Obwohl er Tagesstimmungen malt, scheint das Meer in nächtlichem Dunkel zu liegen. Nur ein paar Wogen glitzern, als ob ein ferner Leuchtthurm sein Licht auf sie werfe. In seinen Bildern lesender alter Männer oder schreibender alter Frauen ist die Blendlaternenwirkung noch dadurch gesteigert, daß er die Lichtstrahlen auf einem Stück Weiß, einer Zeitung oder einem Briefbogen sammelt. Ihm folgend hat auch Louis Deschamps sehr kräftige schwarz-braun-weiße Bilder im Sinne Riberas gemalt.

Velasquez.

Der Name Ribera, der schon öfter genannt wurde, weist zugleich auf ein anderes wichtiges Band hin, das die französische Malerei unterdessen geknüpft hatte: ich meine den Zusammenhang mit Spanien. Wie diese folgenreiche Verbindung zu Stande kam, ist schwer zu sagen. Man kann darauf hinweisen, daß die Kunst rein logisch, nachdem sie das Studium der neapolitanischen Naturalisten beendet hatte, zu dem der altspanischen Meister übergehen mußte. Man kann hinweisen darauf, daß Bonnat von der spanischen Grenze, aus Bayonne stammte; kann hinweisen darauf, daß eine spanische Gräfin auf dem Thron Frankreichs saß und daß unter ihrer Leitung selbst die Mode einen spanischen Zug erhielt. Denn die Krinoline der Eugenienzeit ist nicht diejenige des Rococo sondern die der spanischen Königinnen. Der Fächer, der damals seine Auferstehung feierte, stammt aus Spanien. Kurz, Spanien wurde eine Zeitlang das gelobte Land der Maler. Wie sie zu Beginn des Jahrhunderts nach Italien, dann nach dem Orient gepilgert waren, zogen sie jetzt über die Pyrenäen. In einer ganzen Reihe von Bildern werden Scenen aus dem spanischen Leben geschildert.

Digitized by Google

Von den Zigeunertänzen, die Alfred Dehodencq in Sevilla malte, war schon die Rede. Falguière, der große Bildhauer, hat nicht nur das machtvolle ganz ribera'sche Werk „Kain und Abel" geschaffen, jenen nackten Hünen, der mit der Bürde eines andern schweren Menschenkörpers beladen, durch eine dunkle Felsenschlucht schreitet. Spanisch ist auch sein Bild „Eventail et poignard", jene Frau die an dunkler Straßenecke dem untreuen Liebhaber auflauert. Fächer und Dolche, Mantillen und Castagnetten, Stierkämpfer und Hidalgos bilden für einige Jahre den Inhalt der französischen Kunst. Eugène Giraud malt seinen „Tod des Toreador" sehr auf den stofflichen Effekt hin, doch auch coloristisch wirksam. Denn das blaugoldene Gewand und der scharlachrote Mantel des Stierkämpfers bildet neben den schwarzen Kleidern der Umstehenden einen blühend leuchtenden Farbenfleck von bestrickendem Zauber. James Bertrand malt Bravos, die an einer Straßenecke einem Caballero auflauern. Henri Regnault geht nach Spanien, will „die echten Mauren wieder erstehen lassen, reich und groß, schrecklich und wollüstig zugleich". Und in seinen Bildern lebt viel von orientalischem Fatalismus und von spanischer Ritterlichkeit, vom Glitzern der Alhambra und dem flimmernd schillernden Reiz orientalisch maurischer Gewebe. Ein ganzes Stück altspanischer Geschichte taucht in der Erinnerung auf, wenn man im Luxembourg vor dem Bild jenes maurischen Henkers steht, der majestätisch und ruhig auf den blutigen Kopf herabblickt, den er mit blitzender Toledoklinge vom Rumpfe trennte. In seinen Damenbildnissen ist viel von der chevaleresken Schneidigkeit des Goya, in seinem Prim der ganze Stolz und die ganze Ritterlichkeit des Südens. Maurische Bauwerke und feurige Berberhengste, weiße Zelte und rotgekleidete Araber hat er in andern Bildern mit gewitterschwerem Himmel zu distinguirten Harmonien zusammengestimmt. Noch L. Simons Prozessionen, Ringkämpfe und Seiltänzer und Richon-Brunets Scenen aus dem Sevillaner Volksleben gehören, obwohl später gemalt, in diesen Bilderkreis. Selbst von den Landschaftern wurden damals die Badeorte der Pyrenäen bevorzugt. Loubon namentlich hat solche spanischen Landschaften gemalt. Den Hintergrund bildet eine hochaufsteigende grauschwarze Wiese und ein Stück dunkelblauer, von grellweißen Wolken durchzogener Himmel. Darauf sind als hellere Farbenpunkte ländliche Gehöfte, Schafe, Ziegen und Hunde gesetzt.

Diese spanischen Studien mußten aber auch auf die Farbenanschauung der Maler zurückwirken. Man bemerkt, wie die Bilder allmählich heller werden, wie an die Stelle der dunkelbraunen Scala der Bologneser und Neopolitaner allmählich die grün-weißgrauschwarze Scala des Zurbaran und Velasquez tritt. Wie beide Meister zeichnerisch auf Bonnat und Laurens einwirkten, ist schon betont. Nunmehr wirken sie auch als Coloristen. Und namentlich das Bekanntwerden des Velasquez bedeutet einen Markstein in der Geschichte der französischen Kunst. Vorher hatte man von Velasquez wenig gewußt. Nun waren zahlreiche Maler im Museo del Prado gewesen. Die Ausstellung von Manchester 1857 hatte auch die vielen in englischen Privatsammlungen befindlichen Werke des großen Spaniers bekannt gemacht. William Stirlings Velasquezbiographie wurde von Brunet ins Französische übersetzt und von W. Bürger mit Katalog versehen. Arbeiten von Charles Blanc, Théophile Gautier und Paul Lefort erschienen. 1860, zweihundert Jahre nach seinem Tod, wurde ihm vor dem Louvre ein Reitermonument errichtet. Einem Maler ein Reitermonument. Darin spricht sich aus, daß man auch den Geist dieser ritterlichen Kunst erfaßt hatte. Velasquez steht aber dem Caravaggio und Ribera als der große Hellmaler gegenüber. So hatte die Bekanntschaft mit ihm zur Folge, daß auch die französischen Bilder nicht mehr auf die dunkel-

Digitized by Google

braunen Farben der Tenebrosi sondern auf hell perlgraue Töne gestimmt wurden. Zahlreiche Werke, die in der Ausstellung hingen, waren für diese Phase die bezeichnenden Documente.

Das erste Symptom einer Bekanntschaft mit Velasquez zeigt ein Bild „la vigne“ von Nanteuil. Denn obwohl es auf den ersten Blick ganz bolognesisch anmuthet, glaubt man doch schon den Einfluß der Borrachos zu fühlen. Ein echter Nachfolger des Velasquez ist dann Alphonse Legros, der große Radirer. Er ist von allen denen, die zu Beginn der 60er Jahre in Spanien ihre Anregungen erhielten, wohl die interessanteste Erscheinung. Mit einer Inquisitionsscene, dem „löblichen Widerruf“ hatte er sehr kraftvoll im Sinne Zurbarans begonnen. Dann wirkten die Jagdbilder des Velasquez auf ihn ein. Alle seine Bilder haben fortan jene grau-weiß-grünschwarzen Harmonien, die schon in einigen Werken Courbets — den Demoiselles au bord de la Seine — vorkamen, hier aber direct auf das Studium des Velasquez zurückgehen. Das erste ganz spanisch wirkende Bild ist die „femme dans un paysage“ von 1860. Die Dame trägt Mantille und spanisches Kopftuch und hat in der einen Hand einen Rosenkranz, in der andern eine Blume, die sie mit der Steifheit einer spanischen Königin hält. Zu ihren Füßen liegen die schwarz-weiß-gelbgefleckten Doggen, die man aus den Jagdbildern des Velasquez kennt. Den Hintergrund bildet eine tiefgrüne Landschaft und ein hellgrauer Fluß. Dieselbe tiefgrüne Landschaft mit grauen Baumstämmen und einem ins Bläuliche spielenden grauen Himmel kehrt in dem Exvotobilde von 1861 wieder. Vor einem schwarzgoldenen Crucifixus kniet eine Frauengruppe: vorn ein junges Mädchen in weiß, dahinter alte Bäuerinnen in schwarzen Mantillen und weißen Hauben. Weiße Kerzen und weiße Gebetbücher haben sie in der Hand. Ein Stück modernes Volksleben ist wunderbar in den Velasquezton eingestimmt — wie es bei uns später Leibl in einigen seiner Jugendwerke that. Die „Femme assise au pied d'un arbre“ von Frédéric Bazille ist ähnlich. Weiß und schwarz, grün und grau sind wie bei Velasquez fast die einzigen Farben.

Bei Fantin-Latour zeigt sich der Zusammenhang noch deutlicher, da er sich mit Velasquez auf dessen eigenstem Gebiet begegnet. Fantin-Latour ist in seinen Werken sehr verschieden. In den Feerien, die er gerne malt, liebt er vaporose, gelbliche und röthliche Töne, wie sie ähnlich etwa Baroccio oder Parmeggianino haben. In seinen Bildnißgruppen aber taucht zum ersten Mal jene Harmonie auf, die seitdem so häufig wiederkehrt: Eine perlgraue Wand, darauf in schmalem Rahmen eine hellblaue von weißem Passepartout umgebene Lithographie. Vorn an einer langen, mit weißem Tischtuch bedeckten Tafel eine Anzahl Herren. Auf der Tafel vielleicht Orangen, Aepfel, Caraffen und Tassen. Dieses Stillleben sowohl wie die schwarzen Cravatten, die schwarzen Röcke, die schwarzen Cylinder und die weißen Hemden der Herren sind mit der weißen Thür und der perlgrauen Wand auf jene vornehmen Accorde gestimmt, wie sie heute ähnlich wieder in den Bildern Hammershoys vorkommen. Hat er Damen darzustellen, so hält er an der nämlichen Scala fest, indem er sie womöglich in Trauerkleidern darstellt. Also der vollständige Gegensatz zu den Romantikern. Damals glaubte man die moderne Kleidung wegen ihres Schwarz vermeiden zu müssen. Jetzt sucht man das Schwarz einem alten Meister zu liebe. Wenn außer Velasquez auch die letzten monochromen Regentenstücke des Frans Hals in Erinnerung kommen, so ist das kein Widerspruch, da sie sich von den Werken des Velasquez nur durch die Pinselführung, nicht durch die Farbenanschauung unterscheiden. Fantin-Latour malt seine Herren, wie Frans Hals die Vorsteher des Elisabethhospitales

Digitized by Google

malte, nur nicht in der improvisirenden pastosen Art dieses Meisters sondern in der verschmelzenden, hinhauchenden des Velasquez. Er malt die Stillleben-elemente — das Brot, die Früchte, die blauweißen Tassen — so kühl und sachlich, wie es ähnlich Zurbaran in seinen Mönchsbildern that. Er ist außerdem ein Psycholog von Ibsenschem Scharfblick, dessen Familienbilder, ohne daß sie es wollen, Dramen erzählen. Nach einem frühen Bild, das in der Nähe hing, hat auch Felix Valloton mit solchen monochromen perlgrauen Bildnissen begonnen.

Selbst die Landschaften wurden fortan auf diese Töne gestimmt. Was im Porträt die perlgraue Wand, ist hier der perlgraue Himmel. Man bemerkt die Wandlung zuerst bei Harpignies. In seinen frühen Bildern ist er wie Rousseau ein Verehrer schöner Bäume und malt sie mit porträtartiger Treue, bald wenn das Mondlicht durch ihre Kronen rieselt, bald wenn sie als dunkle majestätische Massen vom hellen Horizont sich absetzen. In seinen späteren Werken geht er ganz bewußt auf Velasquez'sche Harmonien aus, stimmt perlgrau, hellblau und dunkelgrün ganz im Sinne des großen Spaniers zusammen. Und auch die Landschaften von Lanoue und Paul Guigou könnten aus einem Velasquez'schen Jägerbilde geschnitten sein. Nicht mehr eine dunkelbraune, sondern eine perlgraue Tonschönheit ist das Ziel der Maler.

Das neue Rococo.

Noch von einer andern Seite erhielt dieser Zug zur Hellmalerei Nahrung. Auch das Rococo, bisher verfehmt und gemieden, trat in den Studienkreis der französischen Maler ein. Die Brüder Goncourt hatten durch ihr Werk „L' Art du dixhuitième Siècle" ihnen wieder das Auge für diese graziöse Welt geöffnet. Watteaus „Einschiffung nach der Insel der Cythere," nach der die Schüler Davids mit Brotkugeln geschossen hatten, hing als ein angestauntes Meisterwerk im Louvre. Und durch die Schenkung der Sammlung La Caze hatte das Rococo überhaupt endlich eine würdige Vertretung im Louvre gefunden. Das Bekanntwerden dieser Sammlung, das war ein ähnliches Ereigniß wie 100 Jahre vorher die Entdeckung Pompejis. Man bemerkt, wie eine ganze Malergruppe stofflich und technisch dieser Zeit sich nähert. Watteau und Tiepolo, Chardin und Fragonard werden studirt und geistreich transponirt.

Bei den Nachfolgern Chardins ist der Zusammenhang mit den älteren Dunkelmalern noch am meisten aufrecht erhalten, so wie Chardin selbst mehr als die andern Rococomaler mit den Holländern des 17. Jahrhunderts gemein hat. Cals malt alte Großmütter in weißem Kopftuch, wie sie mit ihren Enkelinnen inmitten einer reichen Stilllebenscenerie von irdenen Krügen, Löffeln und Aepfeln sitzen. Auf den Bildern Gallands sieht man kleine Mädchen in der Badewanne plätschern. Junge Mütter in weißer Blouse und weißer Schürze sitzen daneben. Auf der Etagère vor der grauen Wand stehen Töpfe und Krüge, Kisten und Schachteln. Bonvin hatte anfangs im Sinne Zurbarans Nonnen und barmherzige Schwestern gemalt, die in einsamen Klosterzellen vor Crucifixen knieen. Später siedelte er ebenfalls in dem Reiche Chardins, dem Reich der weißen Häubchen und der weißen Schürzen sich an, malte Köchinnen, Rübenschälerinnen, Mädchen am Waschtrog, alte Frauen, die einen irdenen Krug, eine blecherne Schüssel auf den Ofen setzen. Wenn auf den Bildern der Name nicht stünde, würde man Chardin sagen. Denn er hat alles — die Tischtücher, die kupfernen Kessel, das blaugrüne Gemüse, die weißen Schürzen und Hauben — mit demselben feinen Sinn für kühle Tonwerthe wiedergegeben. Auch das Stillleben

Digitized by Google

machte unter Chardins Einfluß eine Wandlung durch. Während Vollon seine Werke in warmem goldigen Helldunkel, in saftig braunrothen leuchtenden Farben hielt, sind in den Bildern der Folgenden kalte Harmonien von blau, weiß und gelb zusammengestellt, wie sie bei den Holländern noch nicht, erst bei Chardin vorkommen. G. Fouasse hat kupferne Kessel, weiße Tassen und weißbraune Häschen, E. Quost blauweiße Vasen und hellgelbe Hyacinthen, weißblaue Porzellankannen und silbernes Besteck — also nur kühle, nie saftige Dinge — zu diskreten tonigen Harmonien angeordnet.

Bei den Orientmalern tritt der Zusammenhang mit dem Rococo weniger deutlich hervor als bei diesen Stilllebenmalern, die einem Meister des 18. Jahrhunderts auch in der Stoffwahl folgen. Immerhin ist es bezeichnend, daß Fromentin damals der „Watteau des Orients" genannt wurde, daß man seine Bilder als kokette Galanteriewaaren bezeichnete und ihn mit den Malern der galanten Feste verglich. Denn das ist die neue Nüance, die durch ihn dem Orientbilde gegeben wurde. Auf die lauten Fanfaren der Aeltern folgt die leise Coloratur. An die Stelle der großen Gegensätze von Licht und Schatten tritt ein discretes Grau, in das nur zarte gebrochene Töne — hellrosa, hellblau, grün und orange — herein klingen. Auch großes Format und große Leidenschaften giebt es nicht mehr. Die geschmeidigen eleganten Figürchen unterscheiden sich von den Orientalen Dehodencqs ebenso wie ein zierlicher Rococomarquis von einem derben Proleten Caravaggios. Mit den Malern der galanten Feste, hat er auch die geistreiche Mache gemein, jene Grazie, jenen Esprit des Pinsels, der nie platt die Wirklichkeit abschildert, sondern spielend über den Dingen schwebt, nur ihre Essenz, ihren Blüthenduft in sich aufnimmt. Wie er graue und blaue Zelte, schwarze Pferde und braune Menschenkörper als feine Farbenflecke in eine graugrüne Landschaft setzt oder grauweiße Apfelschimmel, blaue Turbans und grüne Schärpen auf helles Silbergrau stimmt, das hat nur in Watteaus Werken seines Gleichen. Seine Herkunft aus dem 18. Jahrhundert wird auch noch durch andere Werke bestätigt. Fromentin hat viel in Venedig gemalt: weiße Segel, die von grauem Himmel sich absetzen; verwitterte Marmorpaläste, die ihre Säulen und Loggien, ihre Arkaden und Balkons in den Wellen spiegeln. Und man denkt an Canaletto, an Guardi. Nur viel schöner als alles, was Canaletto malte, sind die Bilder. Denn Fromentin, der feine aristokratische Geist, giebt keine architektonischen Veduten. Er malt alle Erinnerungen alle Sehnsucht mit, die uns mit der meerumrauschten Venezia verbindet. Seine Bilder verhalten sich zu denen Canalettos wie Hugo von Hofmannsthals „Tod des Tizian" zu einer Beschreibung des Baedeker.

Gustave Guillaumet unterscheidet sich von Fromentin dadurch, daß er nicht den Adel des Orients, keine stolzen, auf feurigen Hengsten dahersprengenden Araber malte, sondern arme Leute, die mit ihren Hunden vor der Thür ihrer Lehmhütte in der Sonne sitzen. Doch in der Anschauung ist der Unterschied weniger groß als im Stoff. Mögen zerlumpte Fellahkinder oder arbeitende Frauen dargestellt sein — auch Guillaumet hat den Orient mit dem Auge Watteaus gesehen, rothe Figürchen wie bunte Blumen auf einen grauen Teppich gesetzt. Die Bilder von Belly und Curzon sind weitere Beispiele für dieses orientalische Rococo. Und auf diese Töne wurden fortan auch die anderen modernen Stoffe gestimmt. Ferdinand Heilbuth ging in seinen Bildern junger Mädchen, die in weißem Kleid, schwarzen Handschuhen und schwarzem Gürtel in einer graugrünen Landschaft vor einem silbergrauen Flusse träumen, von der strengen Harmonie der Velasquezzeit zu einem weicheren Rococo über. Boudin begann Scenen vom Strande der eleganten Seebäder zu malen. Vornehme Damen in jener Toilette der Eugenienzeit, die schon äußerlich dem Rococo so

Digitized by Google

ähnelt, promeniren wie bei Lancret und Pater in zarten, fein silbergrauen Landschaften.

Tiepolo war der Gott, zu dem die Decorateure aufblickten. Selbst Aeltere, die es nicht ahnten, näherten sich unbewußt dieser Zeit. So Baudry, der in seiner Magdalena einen Correggio zu malen glaubte und in Wahrheit einen Battoni schuf. Alle Deckenbilder des Hôtel de Ville, die damals entstanden, sowohl die von Constant wie die von Lefèbvre sind auf Tiepolo gestimmt. Und die geistvollste Neuausgabe des großen venezianischen Jongleurs ließ Lenepveu erscheinen, von dem in der Ausstellung die Skizze für ein Plafondbild war, das er für den großen Saal des Opernhauses malte. Tiepolo würde sich, wenn er sie sehen könnte, verwundert die Augen reiben, würde meinen, ein Bild des Würzburger oder Madrider Schlosses wäre gegen seinen Willen nach Paris gekommen.

Fragonard in den Stil der Napoleonzeit übersetzt bedeutet Chaplin. Gleich seinem großen Vorgänger hat Chaplin das verschiedenste gemalt. Als Decorateur streute er spielend nach allen Seiten Schönheit und Grazie aus. In seinen Damenbildnissen war er neben Stevens, der als Belgier in der Ausstellung fehlte, der hauptsächlichste Interpret der Eleganz, hat die weiten Krinolinen und die großen Strohhüte der Eugenienzeit, die heute so altmodisch wirken, mit demselben ultramodernen Chik gemalt wie Boldini die Moden von heute. Doch hauptsächlich denkt man, wenn sein Name genannt wird, an jene Werke, von denen die Kaiserin Eugenie sagte: „Herr Chaplin, ich bewundere Sie, Ihre Bilder sind nicht nur unanständig, sie sind mehr.“ Ganz so weit wie Fragonard konnte er nicht gehen. Es war doch ein Unterschied zwischen der Eugenienzeit und der Epoche des Dubarry. Aber seit Fragonard waren junge Mädchen, die von rosa Schleiern umwogt sich auf Betten oder auf Wolken wälzen, war wollüstiges Schmachten und interessante Müdigkeit, weiche in Träumen zerfließende Sinnlichkeit nicht so fein gemalt worden. Seine ganze Kunst ist ein Wonnetraum. Selbst wenn ein junges Mädchen unschuldig mit ihrem Hundchen oder Kätzchen spielt, ist sie wie bei Fragonard von lächelnden Eroten umschwebt. Auch in seiner farbigen Delicatesse berührt er sich mit diesem alten Meister ebensosehr wie mit den Bestrebungen der Allerjüngsten. Auf einem seiner Bilder, das auf der Ausstellung war, bläst ein junges Mädchen wie bei Rotari schillernde Seifenblasen in die Luft. Weiß ist sie gekleidet. Eine weißblaue Schale hat sie auf dem Schooß. Auf einem hellblauen Sessel sitzt sie. Es ist alles wie auf dem Bild John Alexanders. Nur nannte man damals „Mädchen mit Seifenblasen,“ was man heute als „Harmonie weiß und blau“ bezeichnet.

So war die französische Malerei wieder an dem Punkte angelangt, wo sie damals war, als der alte Fragonard seine im ersten Saal befindlichen Werke malte. Sie hat die Entwicklung, wie sie hier geschildert ist, nicht ganz so regelrecht durchlaufen. Was der Historiker in Akte trennt, fließt im Leben unmerklich durcheinander. Deutlich erkennbar ist aber doch der systematische Lehrcursus, den sie durchmachte. Mit der Antike hatte man begonnen. Dann trat die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in den Gesichtskreis ein. Von den Zeichnern dieser Jahre ging man zu den Malern Leonardo, del Sarto, Giorgione und Tizian über. Der neapolitanische Naturalismus des Caravaggio und Ribera folgte. Von dieser Dunkelmalerei gelangte man zur Graumalerei des Velasquez, von da zum Rococo. Alle Melodien der Vergangenheit hatte man gespielt, war auf allen Instrumenten zu Hause. Und doch war das Ziel des Weges noch nicht erreicht. Vollon hat einmal ein Bild gemalt, auf dem ein junger Mann alte Rüstungen betrachtet. Das ist symbolisch für die ganze

Digitized by Google

Zeit. Aus der Rüstkammer der Vergangenheit hatte sich die Kunst die Waffen geholt, um die Natur zu meistern, hatte neue Dinge in altem Stile gesagt. Jetzt war die Grenze erreicht. Sollte ein weiterer Schritt geschehen, so mußte man die Rüstung der Väter ausziehen und in eigenem Gewand erscheinen. Selbständige Naturanschauung mußte das historische Empfinden ablösen.

Die Gräfin.

Satyrspiel von **Gustav Wied.**

I. Abteilung.

Der Hauptbahnhof in Kopenhagen. Ein Abend im Mai. Die Uhr ist 8^{50}.

Um 9^{5} geht ein sogenannter „Schnellzug" (hält nicht bei den Zwischenstationen) Südwärts nach Masnedsund ab.

Ein herrschaftlicher Wagen mit Kutscher und Diener fährt vor dem Portal vor.

Der Diener springt vom Bock und reißt die Wagenthür auf. Er steht leicht gebückt, den Cylinder mit der Kokarde in der Hand, da. Die Gräfin steigt aus, schlank wie eine Tanne, rotblond, majestätisch. Sie sieht sich mit einem hastigen Blick um und durchschreitet die Vorhalle. Man hört das Rascheln der seidenen Röcke. Der Portier am Eingang zum Wartesaal erster Klasse entblößt das Haupt und öffnet die Thür. Die Gräfin bewegt die Wimpern und tritt ein.

Der Diener erscheint, Reisemantel und Decke über dem Arm. Auch ihm begegnet der Portier mit Ehrfurcht und wird mit Herablassung gegrüßt.

„Billet, Franz!" sagt die Gräfin und reicht dem Diener ihr Portemonnai.

Franz nimmt dienernd, den Hut in der Hand, das gräfliche Portemonnai in Empfang, und geht hinaus, um das Billet zu lösen.

Die Thür zum Perron wird aufgerissen:

Zug nach Masnedsund! Hält nur bei Roskilde!

Die Gräfin überschreitet die Schwelle. — —

Franz springt aus einem Abteil erster Klasse, in dem er das Gepäck untergebracht hat. Jetzt steht er steif und stramm an der Thür des Abteils und wartet. Das elektrische Licht blitzt in den Wappenknöpfen seines langschößigen Taillenrocks auf.

Die Gräfin erscheint. Barhäuptig hilft ihr Franz in den Wagen und überreicht ihr Billet und Portemonnai. — Er ist blaß, brünett, kurz geschoren und glattrasiert; und ein schnurgerader Scheitel zerklüftet seinen Schädel von der Stirn bis zum ersten Nackenwirbel.

Digitized by Google

Sobald er die Thür des Abteils geschlossen hat, setzt er den Hut wieder auf, tritt rückwärts drei Schritte auf den Perron zurück und bleibt dort kerzengrade stehen, den Blick wie angenagelt auf das geöffnete Fenster gerichtet. Er steht grade unter einer Bogenlampe, und die vorübergehenden Passagiere der zweiten nnd dritten Klasse weichen ehrfurchtsvoll zur Seite und betrachten ihn mit devoten Augen; aber keine Muskel rührt sich in seinem Gesicht.

„Franz!"

Mit einer sonderbaren Bewegung von Körper und Beinen steht Franz wieder dicht vor dem Abteil. Er hält den Hut ein paar Zoll schräge vom Kopf entfernt, seine Augen sind zärtliche Bereitwilligkeit, und um seine Kiefern zuckt ein schmelzendes Vanille-Lächeln. Er glänzt förmlich vor Diensteifer.

„Ew. Gnaden —?"

„Sie können gern gehen, Franz!"

Franz verneigt sich und zieht sich zurück. Aber erst neun Schritt vom Zug entfernt, bedeckt er seinen zerklüfteten Scheitel mit dem Cylinder.

— — —

Die Gräfin ist in der Hauptstadt zu Besuch bei ihrem Onkel, dem Kammerherrn, gewesen und kehrt jetzt auf das Gut zurück. — Der Wagen und die Dienerschaft des Kammerherrn haben sie an den Bahnhof gebracht. Se. Excellenz selber konnten infolge eines Podagraanfalls das Geleit nicht geben. Und die Kammerherrin ist leider tot.

— — —

Das Signal zur Abfahrt ertönt. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Die Gräfin schließt das Fenster und zieht die Vorhänge vor allen Fenstern zu. Außerdem zieht sie auch die beiden roten Schirme vor die Lampe, die von der Decke herabhängt. — —

Der Zug raschelt und schaukelt über die holperigen Schienen und Weichen des Bahnhofterrains dahin. Ein Zug braust vorüber. Straßenbahnglocken ertönen, und durch die festgeschlossenen Vorhänge des Abteils schimmern die Straßenlaternen.

Man nähert sich Frederiksberg. — Es hilft nicht, es leugnen zu wollen: Die Gräfin ist ein klein wenig nervös. Sie rückt unruhig auf den Polstern hin und her, und von Zeit zu Zeit entringt sich ein leiser schmerzlicher Seufzer ihrer Brust. — —

Die Lokomotive pfeift. Die Bremsen schurren über die Schienen hin. Der Zug steht.

Im selben Augenblick setzt sich die Gräfin an die Seite des Abteils, die nach dem Bahnhof hinaus geht. Sie steckt einen Arm hinter der herabhängenden Gardine hervor und preßt ihre behandschuhte Handfläche gegen die Fensterscheiben.

Die Wagenthür wird hastig aufgerissen, und die Gardine in die Höhe gehoben:

„Dein Billet, Emmy!"

„Hier!"

Die Thür wird wieder zugeschlagen. — Man vernimmt einen kurzen, gedämpften Wortwechsel. — Dann öffnet sich die Thür von neuem, und eine große, distinguierte, elegantgekleidete Männergestalt steigt hastig ein. — —

Ein schriller Pfiff. Der Zug braust weiter.

Digitized by Google

Emmy — —!

Holger — —!

Geliebte — —!

Herzensschatz — —!

Du hast doch mit dem Schaffner gesprochen?

Ja, Du wunderbarste aller Frauen. Wir bleiben ganz für uns!

Ach, Holger — — Holger!

Du Süße — — Süße —! Daß Du auf diesen brillanten Einfall kamst!

Ja. — — War das nicht herrlich — —!

Entzückend — —! Ganz entzückend — —!

Holger — —! Mein Holger — —!

Emmy — — meine Königin — mein Leben!

Holger macht sich wieder los und schließt der Sicherheit halber beide Verbindungsthüren ab. Kuß. Umarmung. Lodernde Flammen. Geistesschwache Versicherungen. — Vergessenheit. — —

Und weiter rollt der Zug. Vorbei an Häusern, Kirchen, Gehöften. — Der Mond des Maienabends lächelt hoch an dem staubgrauen Himmel. Ein feuchter, fruchtbarer Erdgeruch steigt aus den keimenden Feldern und dem brünstigen Erdboden auf. In Gärten und Wäldern lachen Krokus und Anemonen; und die Buche steht in ihrem lichtgrünen Festkleide da. — —

Roskilde! Sieben Minuten Aufenthalt! — — Hält nicht vor Köge!

Ein geschäftiger kleiner Herr (nähert sich der gardinengeschirmten Zufluchtsstätte der Gräfin.)

Der Schaffner (springt vor): Das Abteil ist besetzt, mein Herr!

Besetzt?

Ja—a. — — Da ist ein Kranker —

Hm!

Der Herr verschwindet in ein benachbartes Abteil.

Abgangssignal. Ein brutaler Stoß durchzittert die ganze Wagenreihe. Und der Zug rasselt weiter.

Ein eingesperrter Hund heult plötzlich in einem der hintersten Wagen. In der Dunkelheit klingt das ganz jämmerlich. —

Aber hoch oben am Himmel lacht der fröhliche Mond. Und die Buche steht, wie gesagt, im Schmuck ihres lichtgrünen Festkleides da — — —

— — —

Köge! Fünf Minuten Aufenthalt! Hält nicht vor Nästved!

Die Thür des kriminellen Abteils thut sich auf.

Holger (schleicht heraus) Emmy —! Du herrliche —!

Eine kleine juwelengeschmückte Hand guckt hinter der Gardine hervor:

Au revoir — — au revoir — —! ertönt es klagend.

Holger (beugt sich ein wenig müde über die kleine Hand). Au revoir ma chérie — — mon idole!

Dann pfeift der Zug, raschelt und fährt weiter. Und Holger schleicht matt nach dem Wartesaal hinüber, um einen Rückzug abzuwarten.

— — —

Digitized by Google

Auf der Station Näſtved wo die Gräfin ausſteigen muß, ſteht ein anderer „Franz" Namens Johann in Livrée und wartet — —

Schlank wie eine Tanne, rotblond und majeſtätiſch ſteht die Gräfin am Fenſter.

Den Hut in einem ſtumpfen Winkel vom Kopf abhaltend, öffnet Johann die Thür und hilft ſeiner Herrin aus dem Wagen.

Und wie ein Sturmwind raſchelt die Dame durch den Warteſaal und in die Karoſſe.

Johann (mit Reiſemantel und Decke hinterdrein. Nimmt den Hut ab.) Ew. Gnaden —? haben Ew. Gnaden noch Beſ —?

„Nein! — Abfahren!"

Die Wagenthür fällt ins Schloß. Johann ſpringt auf den Bock. Die Schimmel tanzen und ſchnauben. Und dahin ſauſt der Wagen über das Pflaſter.

— — —

In den weichen ſeidenen Polſtern liegt die Gräfin zurückgelehnt mit geſchloſſenen Augen und träumt verbotene Träume — — —

Es iſt Frühling. Der Kuckuk ruft. Die Nachtigall ſchlägt. Es liegt Wachstum in der Luft.

II. Abteilung.

Fremdenzimmer auf dem gräflichen Schloß Tygesborg bei Näſtved. — Früher Morgen (d. h. die Uhr iſt ungefähr 9). Erſter Pfingſttag. Juni.

Die Gardinen vor dem großen, altmodiſchen Mahagonibett das von der Wand ins Zimmer hineinſteht, ſind dicht zugezogen. Ein „Himmel" über dem Bett. Die Gardinen ſind aus dickem, gefüttertem, blaugrauem Seidenſtoff.

Auch die Gardinen vor den Fenſtern ſind zugezogen. Aber ein vereinzelter, zitternder Sonnenſtrahl kann doch hindurchſchlüpfen. Und da das Zimmer nach dem Garten hinausliegt, vernimmt man draußen in den Bäumen ein ohrenbetäubendes Zwitſchern und Plaudern von morgendlich fröhlichen Spatzen.

Aber im Schlafzimmer iſt es ſtill — nur ein leiſes, aber deutliches Ticken einer Taſchenuhr, die wahrſcheinlich auf irgend einem Möbel mit Marmorplatte liegt. —

Am Kopfende des Bettes ſteht ein vergoldeter Empire-Guevidon mit einem Kaffeeſervice auf einem blanken Theebrett aus Meſſing. — —

In dem anſtoßenden Salon erſchallen leichte, knarrende Schritte.

Ein diskretes Klopfen. — — Der eine Thürflügel wird lautlos geöffnet, und die Gräfin tritt ein. Sie trägt eine Vormittagstoilette: ein ſtaubgraues „tailor made" Tuchkleid mit aſchfarbenen Schnüren beſetzt. Ihr prachtvolles, rotblondes Haar ſchimmert in dem Sonnenſchein, der durch die halbgeöffnete Thür hinter ihr hereinſtrömt.

Sie lächelt, als ſie ſieht, daß hier noch Nacht herrſcht:

Aber Sarah! (ſagt ſie und tritt an das Bett): Nein, das iſt denn doch zu arg! Schläfſt Du noch! (Und mit einer ſchnellen Bewegung ſchiebt ſie den Vorhang bei Seite.)

Da liegt Sarah unter der ſeidenen Decke in ſüßem Schlummer.

Digitized by Google

Die Gräfin (legt sanft eine Hand auf ihre Schulter). Aber Sarah!

Sarah (fährt aus den Kissen in die Höhe.) Good heavens! What do you want now again! (Sieht wer es ist.) Ach, es is Du, Emi —!

Die Gräfin (lacht). Schämst Du Dich denn nicht, — hier zu liegen und —

Sarah (reibt sich die Augen). Nein! Not at all!

Die Gräfin. Nun, Deinen Kaffe hast Du doch getrunken?

Sarah (wütend). Ja. Diese Jungfrau Bertelsen, dieses Mensch kommt hier mitten am finstern Nacht und gießt ihn in mich.

Die Gräfin (lacht.) Willst Du nicht aufstehn?

Sarah (sehr bestimmt). Ne!

Die Gräfin. Es ist der herrlichste Sonnenschein!

Sarah. Die verfluchte Sonne.

Die Gräfin. Aber Du bist doch aufs Land gekommen, um —

Sarah. Ach what kehren ich mich an Euer verfluchtes Land.

Die Gräfin (lacht). Du bist wirklich ein liebenswürdiger Gast!

Sarah. Shut the hoor zum Salon und nimm Dich ein Stuhl.

Die Gräfin (schließt die Thür). Willst Du denn nicht aufstehen?

Sarah. Nein ich erst mit Dich plüdern will.

Die Gräfin (will einen Stuhl nehmen). Es liegt ja überall etwas auf den Stühlen!

Sarah. Schmeiß es herunter!

Die Gräfin (legt ein Hemd und einen Strumpf von einem Stuhl auf einen andern. Rückt den leeren Stuhl an das Bett und setzt sich nieder).

Sarah ist eine brünette, etwas korpulente Schönheit in den Vierzigern. Schwarzes, glänzendes Haar, mattgelbe Hautfarbe, große, schwere, fast steinkohlenschwarze Augen. Vielleicht hat sie ein wenig Judenblut in den Adern; die ziemlich massive, gekrümmte Nase könnte darauf hin deuten. Ihre Bewegungen sind träge aber nicht ohne Anmut. Sie sieht so aus, als könnte sie Temperament haben, wenn es darauf ankommt.

Sie ist in England geboren (ihr Vater war Regenschirmfabrikant) und hat sich dort verheiratet. Später verliebte sie sich in einen reichen russischen Grafen und heiratete ihn. Augenblicklich aber ist sie mit dem Rittmeister bei den Näströder Dragonern Leopold Baron von Schack verheiratet, der sie vor zehn Jahren in einem Badeort kennen lernte.

Alle drei Ehemänner leben. Und sie hat zwei Söhne von dem englischen Gatten.

Sarah (hat sich wieder hingelegt. Sie betrachtet prüfend die Toilette und die Erscheinung der Gräfin). Immer bist Du reißend.

Die Gräfin (bescheiden geschmeichelt). Findest Du?

Sarah (schlägt sich mit der flachen Hand auf den Oberarm, so daß es klatscht). Und ich, die ich werde plumper und plumper!

Die Gräfin. Du solltest Dir mehr Bewegung machen, — Reiten, Lawn-tennis spielen —

Digitized by Google

Sarah (pfeift). Good heavens, fallt mir nicht ein!

Die Gräfin (lacht). Und um sieben Uhr aufstehen und Deinen Morgenspaziergang machen.

Sarah. Du mich willst killen, Du böses Emi.

Die Gräfin (herzlich). Nein, nein! Ich kann Dich garnicht entbehren! — Aber so hör doch nur, wie die Vögel singen!

Sarah. Ach, die verdammten Schreihälser! (Richtet sich auf, nimmt Emmys Kopf zwischen ihre beiden Hände und sieht ihr aufmerksam in die Augen). Aber what iß die Matter with dich, Emichen? Vogelgesang und Morgenpromenade! (Läßt sie los.) Sie blüht wie ein Röschen! (Droht mit dem Finger). Frühlingsbeschwerlichkeiten — waß?

Die Gräfin (hat tief errötend das Haupt gesenkt).

Sarah (klatscht in die Hände). Aber hier ist ja keine Männer in Dänemark!

Die Gräfin (lächelt verschmitzt).

Sarah (eifrig). Waß? Hast Du eins gefunden? Tell me, tell me Emichen! Ich haben es Dich gestern auf dem Wege von den Bähnhof gleich gemerkt. Was ist die Matter?

Die Gräfin (mit gleichgültiger Miene). Ich bin nur frisch und fröhlich, liebe Sarah, — — (faßt sie plötzlich hart um das Handgelenk). Ich könnte singen, Du!

Sarah (wie vorhin). Aber Emichen erzähle, erzähle! What heißt er. Sag es mich, sag es mich, Emmichen! Ich bin ja nur eine alte fette Mütterchen!

Die Gräfin (streichelt ihr lachend die Wange). Du bist reizend, Sarah!

Sarah. Aber so sage es doch good heavens, Menschenkind!

Die Gräfin (beugt sich dicht über Sarah und sagt mit einem Ausdruck, der vor Wonne und Schalkhaftigkeit strahlt). Da ist niemand, Du! Niemand! Niemand!

Sarah (verletzt). Nonsense und Lügen Du häßliches Mensch!

Die Gräfin (lacht laut). Aber Frau Baronin!

Sarah (ruhig inquisitorisch). Ist es Leopold?

Die Gräfin. Dein Mann!?

Sarah. Mein Mann, — yes — number three!

Die Gräfin (lacht). Nein, nein, nein —!

Sarah (seufzend). Good gracious, — ich wollt es wäre er!

Die Gräfin (noch immer lachend). Dein Gatte!

Sarah. Ja! Mein Baron, ja! — Er ist so tot wie eine Mumie gewachsen. Das hatte doch vielleicht ihn ein wenig aufleben gekönnt! — What do you marry these Lümmels sonst für!

Die Gräfin (droht). Sarah, Sarah —!

Sarah (ruhig und sachgemäß). Ja, — das sage ich! — habe ich mir nicht gemacht die Mühe zu kosten englische, russische und dänische Männern! Schmecken altogether egal.

Digitized by Google

Die Gräfin (legt schnell die Hand auf ihren Mund). Nein, Du bist zu arg!

Sarah (schlägt die Hand fort. Drückt einen Finger in eine jede ihrer Schläfen.) Und wenn die grauen Haar kommen, dann die Männer gehen! — Und dann sitzt man da mitten im Bett mit sein Appetit!

Die Gräfin (lachend). Aber Sarah! — (kokett) Du kannst Dich ja verlieben!

Sarah (trocken, ärgerlich). Ich bin verliebt!

Die Gräfin. Du bist verliebt?

Sarah. Fürchterlich! — In diesem Doktor Levinsen!

Die Gräfin (bricht in lautes Lachen aus). In Doktor —?

Sarah (sentimental). Ach er ist so reißend fett. Und ich bin fett! — Aber er will natürlich haben die mägern! — — Doktor sage ich, geben Sie mich Mägerpillen! Und er schreiben Mägerpillen auf, und ich esse, — — aber es helft nicht.

(Die Thurmuhr schlägt einen tiefen, schallenden Schlag.)

Die Gräfin (steht schnell auf). Halb zehn! Nein, jetzt mußt Du wirklich aufstehen!

Sarah (schüttelt sich). Ach Emmy, I don't like to get up! Laß ein Bett hier einstellen —.

Die Gräfin. Ein Bett —?

Sarah. Ja, — — und Du gehst in es und wir können hier niederliegen und pludern!

Die Gräfin (lacht).

Sarah (in komischer Verzweiflung). Ach Du lachst! — Kein Mensch versteht mich!

Während der letzten zehn Minuten hat unten im Garten eine lebhafte Bewegung geherrscht: Stimmen, Schritte, gedämpftes Lachen und vereinzeltes Hundegebell.

Jetzt werden plötzlich zwei Gewehrschüsse schnell hinter einander abgefeuert; und eine Meute Hunde fängt rasend an zu bellen.)

Die Gräfin (tritt an das Fenster und zieht die Gardine zurück).

Sarah (hat sich im Bette aufgerichtet). Nun vergeht die Erde!

Die Gräfin (lachend). Das ist mein Mann mit den Kindern! (Oeffnet ein Fenster und spricht hinaus.) Aber Tyge und Edmund! Wie könnt Ihr nur so etwas thun!

Eine Knabenstimme. Tante Sarah soll aufstehen!

Eine jüngere Knabenstimme. Papa hat geschossen!

Sarah (vom Bett aus. Eifrig.) Nimm den pot de chambre, Emi!

Die Gräfin (ruft hinunter). Ja, jetzt steht Tante Sarah auf!

Die ältere Knabenstimme. Wir sehnen uns so nach ihr!

Die jüngere. Sie soll herunterkommen und unsere Gärten besehen!

Sarah (gerührt). Ach, die süße Kindren! (Schreit aus Leibeskräften.) Nun, ich komme sofort, Ihr kleiner Zuckerlämmer!

Digitized by Google

Die Gräfin (ruft hinunter). Tante Sarah kommt gleich! — Geht nur, geht!

(Ruhe im Garten.)

Die Gräfin (entfernt sich vom Fenster).

Sarah (sinkt in die Kissen zurück). Zieh vor! Zieh vor!

Die Gräfin. Ja aber, — wenn Du Dich ankleidest?

Sarah. Nein, nein. Zieh vor!

Die Gräfin (schließt das Fenster und zieht die Gardine vor).

Sarah (sentimental). Ach, die süßen Kindren! — Ist die Post gekommen, Emi?

Die Gräfin. Ja!

Sarah. Kein Brief von den Knaben?

Die Gräfin. Nein.

Sarah (seufzt). Ach nein! Bob und Charlie gehen jetzt zu Mädchens, — und dann vergessen sie ihre alte Mutterchen! — Wir dumme Frauenzimmer thun große Schaden, Emichen! — (Schlägt entschlossen die Bettdecke zurück.) In Gottes Name, now I shall get up! (Ruft in den Salon hinaus.) Jungfrau Bertelsen kommen Sie mal hier!

Die Gräfin. Sie ist nicht da. Ich will schellen — —.

(Im selben Augenblick, als die Gräfin auf den elektrischen Knopf drückt, vernimmt man lautes Getrampel auf dem Korridor vor dem Salon. Es klingt, als wenn ein Pferd angetrappelt kommt.)

Sarah (trocken). Das ist doch eine famose Glocke!

Die Gräfin (eilt an die Salonthür). Ja, was sie nun wohl wieder ausgeheckt haben! (Oeffnet die Thür und bricht in ein schallendes Gelächter aus.) Aber Kinder! Seid Ihr denn ganz von Sinnen?

Die älteste Knabenstimme (halb erstickt vor Lachen). Papa sagt, wir sollten Tante Sarah aus dem Bett ziehen!

Die schweren Schritte kommen durch den Salon. Die Gräfin öffnet die Flügelthüren weit: Und in dem Sonnenschein, der durch die Thüröffnung hereinflutet, kommt ein winzig kleines, falbes Pferd treuherzig hereingestampft. Es hat eine gewaltige, in die Höhe stehende, weißlichgelbe Mähne und einen kurz abgeschnittenen Schwanz. Auf seinem Rücken sitzt ein sechs bis sieben Jahre alter Knabe, und ein anderer etwas größerer Knabe leitet es am Zügel. Beide Knaben tragen weiße Flanellanzüge und große rote, breitkrämpige Schlapphüte.

Das Sonnenlicht fällt, wie gesagt, warm und strahlend auf die ganze Gruppe.

Sarah (im Bett, schlägt die Hände zusammen). Ach, du mein süßer Ewigheit! Was ist denn das für ein Karawane?

Die Gräfin (steht aufrecht und lächelnd da und sieht voll mütterlichen Stolzes ihre Knaben an).

Der älteste Knabe (ein wenig verlegen). Wir sollten Tante Sarah aus dem Bett ziehen!

Sarah. Das ist wohl wieder Dein Papa, das Beast?

Die Gräfin (ein wenig kühl). Ja, Brahe liebt einen kleinen Scherz!

Digitized by Google

Der jüngere Knabe (sehr interessirt). Papa hat Polly selber die Treppe hinaufgeholfen!

Sarah (winkt eifrig). Komm mal hier! Komm mal hier! Komm hier!

(Die Karawane stampft vor das Bett.)

Jungfer Bertelsen (zeigt sich im Hintergrunde des Salons).

Sarah (greift in den Zügel und zerrt daran). Komm! So komm doch!

Polly (streckt ihr das Maul entgegen).

Sarah. Ach, so zärtlich, ach so zärtlich! (Streichelt und klopft das Pferd.) Frißt sie vielleicht Cakes, kleine Schweinniegel? (Nimmt einen Cakes von dem Theebrett.) Hier, hier! Mit Butter!

Polly (knappert den Cakes auf).

Sarah (nimmt noch einen Cakes). Noch eins?

Polly (kaut).

Sarah (nimmt den Rest der Cakes). Hier! Hier!

Polly (frißt sie alle).

Sarah (nimmt den Rahmtopf). Und Zahne?

Die Gräfin (verhindert sie lachend daran). Nein, nein!

Die Kinder (jauchzen entzückt).

Sarah. Aber Sucker?

Der jüngere Knabe. Ja, Polly mag gern Zucker!

Sarah (hält dem Pferdchen die Zuckerschale hin). Freß nur Kindchen!

Polly (thut sich gütlich).

Die Knaben (jubeln).

(Plötzlich aber giebt Polly minder salonfähige Laute von sich.)

Sarah (gutmütig sentimental). Ach das süße kleine Tierchen — — prütt, prütt — —

Die Gräfin (schnell). Macht, daß Ihr hinaus kommt, Kinder! Schnell!

Der ältere Knabe. Steht Tante Sarah denn jetzt auf?

Sarah. Ja, ja!

Der Jüngere. Du sollst herunterkommen und unsere Gärten besehen!

Sarah. Jawohl, my Darling! Ach Emichen, let me Kiss him!

Die Gräfin (hält ihr den Kleinen zum Küssen hin und setzt ihn dann wieder auf das Pferd). So, jetzt hinaus mit Euch!

(Die Karawane zieht sich durch den Salon zurück. Pollys entschwindende Schritte klingen, als wenn mit einem Hammer Nägel taktfest in den Fußboden geschlagen werden. Das Getrappel tönt ferner und ferner.)

Sarah (zeigt den Kindern nach. Sentimental). Ach, Emichen, Emichen, — — mein Bob und mein Charlie! — (Winkt.) Komm mal ein bischen hier!

Die Gräfin (kommt).

Sarah (ergreift ihre Hand. Vertraulich, eindringlich). Laß die Liebe go to the devil, mein Kind! Man bereut es, — immer! Die verfluchten Männern! I would with joy give all my three husbands — wenn ich mein Bob und mein Charlie wieder haben könnt! Glaub' mich!

Digitized by Google

Die Gräfin (wendet ihr Gesicht ab, ohne etwas zu erwidern).

Sarah (versetzt sich selber eine Ohrfeige). Halloh, I don't care for it! Ist Jungfrau Bertelsen da?

Die Gräfin (beherrscht). Ja, sie ist im Salon!

Sarah. Das Programm, Emichen?

Die Gräfin (lächelt matt). Um elf Uhr essen wir Frühstück — —

Sarah (nickt). Shall be ready at that time!

Die Gräfin. Um halb Eins fahren wir in die Kirche — —

Sarah. Wohlbekomm' es Euch. How can you, Emy!

Die Gräfin. Man muß! — Kommst Du nicht mit?

Sarah. No, dearest child!

Die Gräfin. Am Pfingstsonntag!

Sarah. Was kehr ich mir um das verdammte Pfingstfest!

Die Gräfin. Ja, aber —

Sarah (schlägt auf die Springfedermatratze, so daß es knallt). Ich will hier lieber schlafen!

Die Gräfin (schüttelt lächelnd den Kopf). Und um fünf Uhr wird zu Mittag gegessen.

Sarah (trocken). Dann ich schlafe bis fünf Uhr! — (Ruft nach dem Salon hinaus.) Jungfrau Bertelsen!

Jungfer Bertelsen (erscheint in der Thür).

Sarah. Emi, komm' ein Augenblick hier!

Die Gräfin (nähert sich zögernd).

Sarah (zieht sie zu sich herunter). Du bist doch nicht bös?

Die Gräfin (lächelnd). Nein, nein!

Sarah (schnell). Ist es Holger Bille?

Die Gräfin (überrumpelt, purpurrot, stumm).

Sarah (nickt entschlossen). Es ist Holger Bille!

Die Gräfin (richtet sich verwirrt auf). So — so — so erwarten wir Dich zum Frühstück?

Sarah. Yes, my Darling!

Die Gräfin (ab durch den Salon).

Sarah. Jungfrau Bertelsen!

Jungfer Bertelsen (tritt vor). Frau Baronin —?

Sarah. Meine Strümpfe und meine Beinkleider!

III. Abteilung.

Der 25. August. Der siebenundvierzigste Geburtstag des Grafen.

Es ist acht Uhr. Das Diner ist beendet. Der Kaffee wird im Gartensaal und in den anstoßenden Gemächern gereicht. — Brennende Lampen, Lampetten und Kronleuchter. Weißlackierte Roccocomöbel. Ahnen an den Wänden.

Digitized by Google

Johann und zwei Hotelkellner aus Näſtved reichen in Frack und weißer Halsbinde herum.

Viel altes Silberzeug auf den Präſentiertellern.

Viel alter Adel auf den Stühlen.

Gelächter. Lautes Gerede. Knarren von Lackſchuhen. Raſcheln von ſeidenen Schleppen. — Orden. Dekorationen. Nackte Schultern. Weiße Arme. Gold und Diamanten.

Die Flügelthüren nach der Terraſſe ſtehen offen. Es iſt warmes, ſtilles Wetter mit Vollmond.

Die Kinder ſind zu Bett.

Sarah ſteht in tief ausgeſchnittenem, weinrotem Sammetkleid mitten unter dem großen Prismenkronleuchter des Gartenſaals und ſieht brillant aus. Sie iſt von einem Dutzend lachender, redender, kourſchneidender Herren umringt. Unter ihnen auch der Premierlieutenant bei den Huſaren Holger Bille. Gleich ſeit heute Vormittag, als dieſer Edelmann mit einigen anderen Gäſten mit dem Zug aus der Hauptſtadt anlangte, hat die Baronin ihn und Emi mit Argus-Augen beobachtet. Aber ſie hat nichts entdeckt, nicht das Allergeringſte! Die Beiden verkehren auf die freieſte und natürlichſte Weiſe mit einander. Keine Spur von krankhaften Symptomen.

Was ja gewiſſermaßen ärgerlich iſt! — —

— — —

Man ſteht alſo jetzt mitten im Saal und diskutiert ſelbſtverſtändlich das Problem „die Liebe"! Gelächter, Händeklatſchen und laute Worte ſchallen durch den Raum. Und die älteren hochadeligen Herrſchaften, die an den Wänden entlang ſitzen, ſind allmählich ſteifer und ſteifer geworden, während ihre Augen ſchärfer und ſchärfer blicken. Bis ſich endlich die

Kammerherrin von Hinten vollgeladen zu der

Ballöſtiftsdame Fräulein von Klingbeutel herabbeugt und ſagt, indem ſie mit dem Fächer auf die Gruppe unter dem Kronleuchter zeigt:

Man merkt es ja, daß die gute Rittmeiſterin nicht von Familie iſt, meine Liebe.

„Ja — das — merkt — man!" ſagt die Ballö-Dame. Und ihre Worte klingen wie lauter kleine, indignierte Exploſionen.

Die Kammerherrin. Was ſieht Emmy nur einmal in ihr?

Die Stiftsdame. Ja, das können Sie wohl fragen, Frau Kammerherrin!

(Die hochadeligen Damen ſprechen ziemlich laut, denn ſie ſind beide ſchwerhörig.

Aber die Gruppe unter dem Kronleuchter amüſiert ſich luſtig weiter.) — —

— — —

In dem Nebenzimmer (dem „gelben") ſteht

Die Gräfin (lachsfarbiger Atlas mit Goldagrements. — Friſure à la Maintenon) und ſpricht mit

Dem Lehensgrafen. (Elephantenritter, uralt und knochenmager.) Nein, — nein, beſte Frau Gräfin (ſagt er) ihre Mutter war wirklich eine geborene Behrenskjold, wenn ich bitten darf!

Digitized by Google

Die Gräfin (zweifelnd). Sind sie dessen auch ganz sicher, Herr Lehnsgraf?

Der Lehnsgraf. Ob ich dessen sicher bin! Sie war ja eine Cousine von Marianne Waltersdorff, die in Nizza starb!

Die Gräfin (der plötzlich ein Licht aufgeht). Ja, die mit dem Freiherrn Sjöhjelm verlobt war!

Der Lehnsgraf (entzückt über das Einverständnis). Ja, ja! Liebe junge Dame! Sehen sie wohl! — Und ihr Bruder wiederum war es, der mit dieser Balleteuse von der großen Opera, Sie wissen wohl, — zusammen lebte. Er war bei der Legation, wissen Sie, aber dann kam ja dieser Skandal, und —

Sarah (die aus dem Gartensaal herbei gekommen ist). Was spricht man hier von? Immer die Liebe! Immer, immer! Puh! — — (Zu der Gräfin.) Das Nurse sucht Dich, Emi, Du sollst auf und beten Vater-Unser mit die Kindren, sagt sie. Sie konnen nicht slafen sonst, sagt sie.

Der Lehnsgraf (nickt beifällig).

Die Gräfin. Herr Graf, Sie entschuldigen —?

Der Lehnsgraf (sich verneigend). Ei natürlich! Natürlich! Diese Art Pflichten dürfen nicht versäumt werden! — In erster Linie Gott!

Sarah. Und dann der König und das Vaterland!

Die Gräfin (ärgerlich). Aber Sarah.

Sarah (mit einem bestimmten Kopfnicken). Aber so heißt es doch!

Die Gräfin (ab).

Der Lehnsgraf (sieht ihr nach).

Sarah (pufft ihn mit dem Ellenbogen). Herr Graf haben vielleicht keine Lust, mit mich zu sich unterhalten?

Der Lehnsgraf (verneigt sich steif). Ich bitte, meine Gnädige! Es wird mir immer ein Vergnügen sein, mich mit einer so schönen Dame zu unterhalten!

Sarah (schiebt ihren Arm in den seinen). Dann let us take a seat, Herr Lehnsgraf. Man wird so beswert zu stehen. Ich bin dick, und Sie sind alt!

Der Lehnsgraf (richtet sich). Ach, meinetwegen, meine Gnädige —

Sarah (zieht mir nichts, dir nichts mit ihm ab).

— — —

Aus dem Musikzimmer erschallen Flügeltöne.

Man hat eine jüngere Comtesse (in Weiß) bewogen, sich zu producieren. Sie präludiert. Jegliche Unterhaltung stockt. — — Tiefe Stille senkt sich auf die Versammlung herab. — —

Dann flüstert

Die Kammerherrin von Hinten (ganz laut)

der Stiftsdame von Klingbeutel (zu).

Digitized by Google

Ist das nicht die kleine Polly Moltke, die da singen soll, meine Liebe? Und

Die Stiftsdame (antwortet in demselben gedämpften Ton). Ja! Die soll ja immer singen!

Worauf

Die Comtesse (mit einem Schrei einsetzt, als werde sie von fünf Landsknechten verfolgt):

Si vous n'avez rien à me dire,
Pourquoi venir auprès de moi — —?

— — —

„Holger — —!"

„Emmy — —!"

„Alle die fremden Menschen, die hier sind!"

„Du Süße — Süße — —! Ich sehe ja nur Dich!"

„Hast Du wohl bemerkt, wie uns Sarah beobachtet?"

„Ja, ja! — Aber sie sieht nichts, Du!"

„Nein, sie sieht nichts! — Niemand sieht irgend etwas! Niemand weiß irgend etwas!"

„Du bist so klug, Emmy! Und so gut!"

„Holger — — ich liebe Dich!"

„Emmy, Emmy! meine" — (sucht nach neuen Ausdrücken für seine flammende Liebe. Findet aber nur die alten.) — — „meine Königin! — mein Leben!"

Die Gräfin (keuchend). Laß mich! — Da kommt jemand!

Holger (will in den Gartensaal entfliehen).

Die Gräfin. Nein! Nein! — — Nicht dahin! — Die Treppe hinab!

Holger (eilt auf die Treppe zu).

(Diese Scene spielt sich auf der Terrasse ab.)

Der Vollmond segelt silberhell über den hundertjährigen Bäumen des Parks dahin. — Auf dem buxbaumumfriedigten Rasenplatz vor dem Schlosse steht, mitten in einem Rosenbeet, eine schimmernde Marmorgruppe, — ein Mann und ein Weib: Adam und Eva. Dies ist nach dem Sündenfall, und beide tragen Feigenblätter. — —

Was indessen etwas zu spät sein dürfte. — —

— — —

Das „Arbeitszimmer" des Grafen. Mobilieu aus Eichenholz. Hirschgeweihe, Waffen und Stammbäume an den Wänden. — Unter der Decke ein alter vergoldeter Messing-Kirchenkronleuchter. Dichter Zigarrenrauch.

An einem Spieltisch sitzt der Graf und spielt l'hombre mit dem Hofjägermeister von Bardenheim, Graf Rosenringe und Sarahs Gatten, Rittmeister Baron Leopold von Schack.

Ringsumher auf den Lehnstühlen und den Sophas rauchende Herren.

Es ist eine Pause im Spiel eingetreten, und man spricht über Pferde und Frauenzimmer.

Digitized by Google

Holger Bille (tritt durch die Thür vom Vorplatz).

Baron von Schack. Na, Bille, was zum Kuckuk haben denn Sie so lange gemacht? Haben sich wohl die Kammerjungfern mal angesehen?

(Gelächter sämmtlicher Edelleute.)

v. Schack. Wir sprachen gerade von Ihrer Lucie. Wollen Sie die los sein?

Holger (der sein Gleichgewicht nach der Scene auf der Terrasse vollständig wieder gefunden hat). Daran habe ich bisher nicht gedacht, Herr Rittmeister!

Der Graf. Schack behauptet sie hätte Spath am linken Vorderbein, Bille, ha, ha, ha!

Holger (beleidigt). Spath? Nicht so viel wie auf dem Rücken meiner Hand.

v. Schack (skeptisch). Na, na!

Holger (heftig). Sie kennen sie ja garnicht, Herr Rittmeister!

v. Schack (neckend). Hm!

Ein Herr auf dem Sopha. Kommen Sie Bille nicht damit, Baron! Wenn er sich auf etwas versteht, so ist es Beinwerk!

(Brüllendes Gelächter.)

Der Herr auf dem Sopha. Ja, Beinwerk jeglicher Art.

Hofjägermeister von Bardenheim (träumerisch). Ja, in Kopenhagen giebt es schrecklich viele Arten von Beinen — —!

Der Graf. Ha, ha, ha! Hast Du Photographien mitgebracht, Bille — — (Ins Zimmer hineinrufend.) Er hat Photographien mitgebracht — — (Schnalzt mit der Zunge.) Klack!

Der alte Graf Rosenringe (eifrig). Hat er sie bei sich?

(Erneutes Gelächter. Man hört namentlich Rittmeister von Schack heraus.)

Die Gräfin, Sarah und mehrere andere Damen kommen aus den Salons herbei.

Die Herren springen schnell auf, verbeugen sich und stellen sich in Positur.

Sarah (bleibt in der Thüröffnung stehen. Ueberschaut die Versammlung.) Hier werden wohl unartige Geschichten erzählt?

Graf Rosenringe (verlegen stammelnd). Aber, — aber, — liebe Frau Baronin!

Sarah (bestimmt). Well, ich doch kenne mein Leopold's Lachen!

Die Gräfin (bei der man ebenfalls nicht die geringste Terrassenerregung verspürt, schnell). Wollen die Herren nicht tanzen? Die Jugend will tanzen — —

v. Bardenheim (sinkt unwillkürlich in einen Stuhl). Gott soll mich bewahren!

Sarah. Engagiere nur Emichen! Never mind!

Die Gräfin (schreitet lächelnd und ungezwungen auf Holger zu und verneigt sich vor ihm). Herr von Bille —?

Digitized by Google

Holger (stutzt trotz seiner „Welt“ unwillkürlich einen Augenblick über ihre Dreistigkeit). Frau Gräfin —

Die Gräfin (lächelnd). Sie ziehen die Cigarre vor?

Holger (der sich gefaßt hat, bietet ihr den Arm). Keineswegs, — große Ehre —

Sarah (verneigt sich vor Hofjägermeister von Bardenheim). Wir beide Plumpe, s'il vous plait!

v. Bardenheim (zeigt entsetzt auf die Karten). Ich spiele, weiß Gott!

Sarah. Ja! Aber nun wir tanzen erst! (Zieht ihn vom Stuhle. Ruft dann den anderen Damen zu.) Go on, Kinderchen. Take mein Leopold! Sollen die hier sitzen und unser Nadelgeld wegspielen?

Die Damen strömen lachend herein und engagieren.

Die Gräfin entfernt sich in eifriger Unterhaltung mit Holger Bille. Sie scherzen und lachen harmlos wie ein Paar Konfirmanden.

Holger erinnert stark an den Diener Franz in der ersten Abteilung. Freilich ist er eleganter und ungezwungener in seinem Auftreten, aber er gehört doch zu demselben Herzensbrecher- und Oberkellnertypus: groß, blaß, gut gewachsen, mit kurzgeschnittenem, gesalbtem und in der Mitte geklüftetem Schädel. Aber natürlich trägt er als Krieger einen Schnurrbart.

Sarah (sieht aufmerksam der Gräfin und dem Lieutenant nach. Schüttelt den Kopf, als sie ihr ungezwungenes Benehmen sieht.) Nein, da ist doch wohl nichts die Matter!

v. Bardenheim (beugt sich zu ihr herab). Wie?

Sarah. Ach, ich rede nur in Slaf, Herr Hofjägermeister.

v. Bardenheim (verlegen). Ach! — (Beide ab.)

Die Andern folgen paarweise.

Aus dem Rittersaal erschallen Horn- und Violintöne.

IV. Abteilung.

Das Fest ist beendet, die Gäste sind nach Hause gefahren, und die Kerzen sind ausgelöscht.

Nur im Herrenzimmer brennt noch Licht. Und hier sitzt der Graf zusammen mit Holger Bille und ein Paar andern Kopenhagener „Freunden“ und spült mit Sodawasser und Whisky nach.

Wir lassen sie sitzen.

— — —

Die Gräfin geleitet Sarah auf ihre Zimmer im Kavalierflügel. Vor den Damen her geht Jungfer Bertelsen mit einer brennenden Lampe. Sie ist beinahe blödsinnig vor Müdigkeit.

Sarah. Sitzen Sie die Lampe hier, Jungfrau, und bringen Sie das Schlafzimmer in Ordnung!

Jungfer Bertelsen (glotzt ihre Herrin stumpfsinnig und verständislos an).

Sarah (geht auf sie zu und schüttelt sie, so daß die Lampenkuppel

Digitized by Google

klirrt. Sagt dann laut und langsam wie zu einer Tauben). Sitzen Sie die Lampe hier auf das Tisch, Jungfrau Bertelsen, und gehen Sie dann hin und machen mein Zimmer in Orden!

Jungfer Bertelsen (lächelt blödsinnig, setzt die Lampe hin und geht automatisch wie eine Nachtwandlerin in das Schlafgemach).

Sarah (zeigt mit dem Finger auf die Stirn). Sie ist ganz Brrr!

Die Gräfin (empört). Johann fand sie vorhin unten auf einem Sopha. Da lag sie und schlief!

Sarah (mitleidig). Die Aermste!

Die Gräfin (wie oben). Ei was! Den ganzen Abend ist sie munter genug gewesen, unten im Dienerzimmer, mit den fremden Kutschern!

Sarah (liebevoll). Ach ja! was sollt man dazu sagen!

Die Gräfin. Du behandelst sie viel zu nachsichtig. Diese Art Geschöpfe muß man nicht mit Handschuhen anfassen!

Sarah. Vielleicht nicht! No! (Gähnt). Aber ich hab' so großes Respekt vor Schlafen!

Die Gräfin (lacht). Ja, das hast du freilich! Nun, denn gute Nacht, liebe Sarah! Um welche Zeit willst Du morgen früh Deinen Kaffee haben?

Sarah (gähnt und reckt sich). Ach Du — Vierzehn o'clock! — Und dann sag' meinem Mann, daß er sich nicht untersteht und Alarm machen! Das Beast!

Die Gräfin (lacht). Ich will es besorgen. (Will gehen).

Sarah (schreit). Nein, nein, Emi — —!

Die Gräfin (steht still). Ja — —

Sarah. Komm mal hier!

Die Gräfin (ärgerlich). Nein, jetzt wollen wir zu Bett gehen!

Sarah (thut, als habe sie es nicht gehört). Das war ein sehr nettes Gesellschaft heut!

Die Gräfin (gleichgültig). Ja, es ging ja Alles ganz gut! — Und jetzt ist es, Gottlob, überstanden!

Sarah. Sie haben sich Alle gut amüsiert!

Die Gräfin. Meinst Du?

Sarah. Ja. Und das kleine Moltcke sang reißend — (Parodierend) Si vous n'avez rien — —

Die Gräfin (lächelnd). Sarah!

Sarah. Und Bardenheim tanzte wie einen Omnibus!

Die Gräfin (lacht laut). Du bist brillant! Aber nun gehe ich. Gute Nacht!

Sarah (um die Zeit in die Länge zu ziehen). Soll mein Dornröschen da drinnen Dich nicht mit die Lampe begleiten?

Die Gräfin (an der Thür). Nein, danke! Ich kenne den Weg! (Oeffnet).

Sarah (schreit). Emi! Emi!

Die Gräfin (lacht). Nein, jetzt will ich gehen!

Digitized by Google

Sarah (bettelnd). Nur zwei kleine Wörter Emichen?

Die Gräfin. Du ahnst wohl nicht, wie viel die Uhr ist?

Sarah. Die verdammte Klocke! — Nur zwei ganz kleine Wörter —?

Die Gräfin (nähert sich ihr). Nun?

Sarah (schüttelt sich vor Freude). Sitz Dich, sitz Dich nieder!

Die Gräfin (beschließt plötzlich, Sarah zuvor zu kommen. Setzt sich lächelnd hin). Ich weiß recht gut, was Du willst!

Sarah. Halloh!

Die Gräfin (ruhig und lächelnd). Aber ich hoffe, daß Du jetzt zur Vernunft gekommen bist!

Sarah (nickt). Ja! (Ein wenig ärgerlich). Denn alles, was ich heut studiert hab' — es ist doch nichts die Matter with Holger Bille!

Die Gräfin (übermütig). Nein, mein Huhn!

Sarah. Nennst mich Huhn?

Die Gräfin (lachend). Ja! Denn ein kluges Huhn kann auch in die Nessel legen! (Steht auf). Gute Nacht!

Sarah (hält sie am Kleide fest). Aber Eins ist da!

Die Gräfin (verschmitzt). Wirklich?

Sarah. Ich kann es Deinen Augen ansehen!

Die Gräfin (nickt). Ja, da ist auch Eins! Und ich will Dir sagen, wer es ist!

Sarah (mit gefalteten Händen). Ach ja Emichen! for heaven's — sake!

Die Gräfin (beugt sich über sie). Es ist — (zögert).

Sarah (stampft auf den Fußboden). Ich hab' um ein Augenblick Krampfen!

Die Gräfin (ernsthaft). Es ist — Se. Wohlgebildetheit Herr von Bardenheim! (Springt auf und entflieht lachend): Gute Nacht!

Sarah (schreit laut). Emi! Emi! (Da aber die Gräfin unerbittlich bleibt, reißt sie einen Blumenstrauß aus einer Vase und schleudert ihn gegen die Thür:) Du verdammtes Mensch!

V. Abteilung.

Kopenhagen. Um die Zeit des December-Termins. Abends zwischen 8 und 9 Uhr.

Eine Droschke kommt in voller Fahrt daher gerasselt und hält vor dem Privateingang eines Cafe's zweiten oder dritten Ranges in der östlichen Vorstadt.

Holger (steigt aus. Sagt zu dem Kutscher). Ach, könnten Sie mir nicht den Gefallen thun und ins Café hineingehen und nach dem Kellner Johansen fragen?

Der Kutscher (krabbelt vom Bock). Jawohl, Herr!

Holger. Und dann sagen Sie ihm, daß der Herr, der Nummer vier bestellt hat, hier draußen hält!

Digitized by Google

Der Kutscher. Ja wohl Herr! — Aber wollen der Herr dann nicht vielleicht das Rennpferd da ein bißchen im Auge behalten? (Zeigt auf das Pferd).

Holger. Soll besorgt werden!

Kutscher (ab ins Café).

Eine Damenstimme (aus dem Wagen. Nervös). Holger. Ich ängstige mich so!

Holger. Ach, Unsinn, mein Schatz! Wovor solltest Du Dich wohl ängstigen!

Die Stimme. Wenn uns jetzt jemand sähe!

Holger. Hier draußen ist niemand, der uns sieht!

Der Kutscher (aus dem Café). Er kommt gleich, — der Windbeutel!

Holger (bezahlt den Wagen und giebt ein reichliches Trinkgeld.)

Der Kutscher. Danke, mein Herr! Danke! — Wenn's mal wieder sein sollte — — Hauserplatz, Sie wissen ja, Wagen 214 — Rasmussen!

Der Kellner (im Privateingang des Cafés verneigt sich unterthänig und schmeichlerisch. Es ist ein ungewöhnlich häßlicher Eunuchentypus: bleich, aufgeschwemmt, schlaff und schäbig). N' Abend Herr Oberleutnant! Bitte schön!

Holger. Da ist doch niemand auf dem Gang, Johansen.

Der Kellner. Keine Menschenseele, Herr Oberleutnant! Gott bewahre! (Auf die Droschke zeigend). Soll ich der kleinen Dame heraushelfen?

Holger (stößt ihn weg). Nein!

Der Kellner (demütig). Pardon, Herr Oberleutnant, Pardon!

Holger (an der Droschkenthür). Dann komm nur!

Die Damenstimme (verwirrt und ängstlich). Ich — ach Holger, — wollen wir nicht lieber wieder weg fahren?

Holger (sanft). Aber liebes Kind!

Die Stimme. Ja, — aber wenn nun Jemand —

Holger. Ich sage Dir ja doch, hier ist niemand!

Die Stimme. Es ist gewiß ein sehr ordinäres Lokal!

Holger (zuckt die Achseln).

Der Kellner (einschmeichelnd, freundlich). Ich kann nicht sehr lange mehr dafür einstehn, daß die Passage frei bleibt, Herr Oberleutnant — hi, hi!

Die Stimme (aus dem Wagen). Und dann kennt er Dich!

Holger (ein wenig ungeduldig). So komm doch endlich, Emmy! (Er faßt ihre Hand.) Komm nun! Hörst Du! Wir können hier doch nicht stehen und —

Die Dame (steigt langsam und zögernd aus. — Sie ist groß, elegant und dicht verschleiert).

Der Kellner (macht eine vertrauliche galante Bewegung mit der Hand nach der Thür). Hier her, kleines Fräulein!

Holger (nimmt den Arm der Dame und eilt hinein.)

Der Kellner (springt behend vor ihnen her und öffnet eine Thür, die als Nr. 4 bezeichnet ist, und an der ein Plakat mit der Aufschrift „Besetzt" hängt.

Digitized by Google

Die Dame (ſchlüpft hinein).

Holger (zieht ſchnell die Thür hinter ſich zu, — flüſtert dem Kellner zu:) Daß Niemand außer Ihnen hier hereinkommt, Johanſen!

Der Kellner (mit widerlichem Grinſen). Verſteht ſich, hi — hi!

Holger. Und ſchnell!

Der Kellner. Ja wohl! (Munter). Herr Oberleutnant erinnern doch, daß ein Riegel inwendig an der Thür iſt; und daß ich drei Mal kurz zu klopfen pflege (hält einen krummen Finger mit einem kolloſſal entwickelten Mittelgelenk in die Höhe) mit dieſem Knöchel!

Holger (geht ſchnell und ohne zu warten in das Zimmer. Der Riegel wird lautlos vorgeſchoben.) — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt zur Terminszeit. Die Herrſchaften aus Tygesborg ſind in die Hauptſtadt gekommen, um Weihnachtseinkäufe zu machen. — Tyge und Edmund ſind mitgekommen. —

Die Familie wohnt bei dem kammerherrlichen Onkel; es iſt ja genug Platz dort.

Aber heute Abend iſt Se. Excellenz zur Partie bei dem engliſchen Geſandten.

Die Gräfin hat deswegen beſchloſſen, eine Jugendfreundin in Ordrup zu beſuchen.

Und

der Graf iſt mit den beiden Knaben im Theater. — Sie ſehen „Schneewittchen.“

Digitized by Google

Die Bücher der Sehnsucht und der Erfüllung.

Von **Felix Poppenberg.**

„ich beobachtete in meinem eigenen Innern die beständige Geneſis eines höheren Lebens, in dem alle Erſcheinungen ſich verwandelten, wie durch die Kraft eines Zauberſpiegels . . ." Gabriele d'Annunzio.

Nicht mehr das Leben abbilden, ſondern das Leben ſteigern; nicht mehr es ſpiegeln in dem gewöhnlichen Kriſtall, ſondern in dem Zauberſpiegel, in dem geheimnißvollen Opal, der Vergangenes und Gegenwärtiges und alle Schickſalsknüpfungen myſtiſch erhellt, das iſt nun wieder neue Sehnſucht in der Kunſt.

Theoretiſch von und über dieſe Kunſt zu reden, iſt gefährlich. Qualvoll wirkt dumpfer Wille, der mit Worten ſpielt, die ſtumm bleiben.

Genug haben die Vorläufer auch von der Schönheit geſtammelt, doch ihre Sehnſucht und ihr Werben ergriffen mehr, als das was ſie eigentlich brachten. Und denen, die das Dichten jener weiter geben wollten, die dunkel fühlten, daß hier ein Blühen erwachen könnte, zerrannen die hauchigen geſtaltungsfernen Geſchöpfe ins Weſenloſe.

Jetzt aber iſt wirklich die Zeit der Erfüllung nahe herbeigekommen. Es giebt jetzt Bücher, die uns nicht nur ahnen, ſondern fühlen und ſchauen laſſen.

Und das reichſte Schauſpiel dieſer Tage giebt Gabriele d'Annunzio im „Fuoco."*)

Die Bedeutung dieſes Romans liegt nicht in ſeiner inneren Handlung, in dieſer Buchführung über die Gefühlsvorgänge zwiſchen dem Dichter und der Tragödin, den Stationen ſeeliſchen Neigens, brünſtiger komplizirter Erotik, der Desilluſionirung, und des läuternden Verzichtes. Es giebt ſchärfere, eindringendere Pſychologen als d'Annunzio.

Die Bedeutung dieſes Romans liegt darin, daß hier eine mit wahrhaft künſtleriſcher Hypertrophie ausgeſtattete Natur uns mit ihren Augen in die Welt ſehen läßt und das ſinnfällig, farbig und plaſtiſch zur Anſchauung bringt, was in allen theoretiſchen Ausführungen zweifelhaft, redensartlich und voll hohlem Enthuſiasmus wirkt: die Möglichkeit das Leben und ſeine Erſcheinungen in eine künſtleriſche Sphäre zu heben.

Fuoco bildet die Tage und Werke eines Menſchen ab, deſſen innere An-

*) München Albert Langen.

Digitized by Google

schauung so üppig genährt mit den Vorstellungen aller Künste und Kulturen ist, daß sich in seiner Phantasie der Kreislauf der Jahrhunderte völlig rundet. So wird seinen Blicken, seiner Empfänglichkeit kein einziges Objekt der Beobachtung bedeutungslos. Ein jedes, das durch seine Sinne in seine inneren Kreise tritt, wird alsogleich in den tönenden Reigen gezogen, es weckt alle Assoziationen, es sendet Strahlen aus und empfängt Strahlen. D'Annunzio prägt in sich die Welt künstlerisch um, und dies Abbild projizirt er wieder in die Wirklichkeit. Aus einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Empfindung- und Einbildungskraft holt er sich die Bilder, in die er die Wesenheiten seiner inneren Existenz umwertet.

Aber das Reden darüber bleibt tot. Brechen wir lieber einige der Blüten dieses wunderbaren Gartens und kosten von den Granaten, den Rubinenfrüchten, den Symbolen reichen und glühenden Lebens.

Man muß ihn hören, wenn er den Dingen die Zunge löst und der Dolmetscher ihrer Beredsamkeiten wird. Mit seinen verwandelnden und bereichernden Augen muß man dies Venedig anschauen, nicht Venedigs Seelchen mit Mandolinengezirp und Baedekerromantik, sondern das Venedig, von Herrlichkeitserinnerungen trächtig, die aufleben und schimmernd wandeln, wie zur geheimnißvollen Mitternacht geweckt mit all ihren Geistern der Macht und der Schönheit, daß der Marmor wieder golden schimmert.

Das Triumphfest im Dogenpalast mit dem übermenschlichen Rausch der Sieges- und Lebensstimmung müssen wir mit ihm erfahren, das Paradies des Tintoretto als Hintergrund, den Ruhm des Veronese zu Häupten und unten, wie ein ungeheures vieläugiges Fabelthier, eine Chimäre mit leuchtendem Schuppenpanzer, die Menge: die Frauen mit den Juwelen, den erlesenen Steinen aus den Truhen vergangener Geschlechter, der Contarini und der Corner, die Ruhm und Größe und Legenden leuchten, und im Hintergrund neben der Himmelskugel mit den Zeichen des Tierkreises die Tragödin: der Kopf der tragischen Muse ragend in den Kreis der Gestirne.

Barken mit Trauben beladen und Früchten zaubern über den mit toten Algen bedecktem Wasser mit seinen Spiegelungen der Giebel und Kapitäle die Visionen der Weinlese auf sonnigen von Gesang klingenden Bergen, und im Kanal der Giudecca, wo die auf den Flußstraßen hergereisten Lastschiffe mit der Ladung von frischgespaltenem Holze liegen, weht der Geist der Wälder, die sich über ferne Ströme neigen.

Als Venedig in jener Wundernacht in farbigen Flammen loht, da fühlt d'Annunzio-Stelio Sardanapal. Im Gartenlabyrinth, am purpurnen Herbstabend, unter den steinernen Gottheiten, verwandelt er sich „den Instinkten seines Blutes und den Erinnerungen seines Intellekts entsprechend" zum Faun und ihn erregt der Gedanke an die Nymphe, den Kampf, den Rausch und die Lust auf dem weichen Moos unter dem wilden Buchsbaum.

„Die Erinnerungen seines Intellekts," das ist ein wichtiger Faktor in dieser Kunst, alle Erscheinungen umzuwandeln. D'Annunzio ist der reiche Erbe aller Bildung. Antike und Mittelalter und alle Zeiten senden ihm Vasallen, Hephästossklaven, die ihm in Gold die sichtbaren Zeichen schmieden um seinen Vorstellungen die Fülle und die strotzende Blüte des Ausdrucks zu geben. Eine peinigende nie zu stillende Sehnsucht quält ihn, alles zu umfassen, alles auszudrücken. Und in bedeutendem Bilde spricht er von der Gebärde des Perseus, der die Meduse, die Fülle

Digitized by Google

des Universums mit einem Schlage gebändigt und das gewaltige Haupt der Menge zeigt.

Die Erinnerungen des Intellekts, aus ihnen quillt auch die Neigung zu der Tragödin. Er liebt in ihr nicht das Weib, sondern die Verkörperin aller der Leidenschaftsgestalten, in die sie sich verwandeln kann, ein „dunkelnächtiges Geschöpf auf goldenem Amboß von Leidenschaften und Träumen gestaltet." In ihr schlummert Antigones Treue, Cassandras Raserei, Medeas Wildheit, Julias Hingebung und der Triumph über die Menge — und eine Bewegung weckt sie alle. Diese eine ist das lebendige Inventar aller Affekte der Welt, eine unermeßliche Fülle wirklichen und geträumten Lebens lastet auf ihr. Und aus diesem Zusammenklingen empfängt er Visionen, eine Geste von ihr erzeugt ihm Schicksalsbilder und giebt ihm die beflügelnde Fähigkeit, Gegenwart und Moment zu überwinden, und in hellseherischer Extase der Gefährte der Atriden zu werden und Kassandras Schicksalslieder zu hören.

Die Kunst des Anschauens und die Möglichkeit alle unsere Empfindungen durch Resonanz zu verstärken, zu vervielfachen zeigt dies Buch. Es ist eine Makrobiothek im geistigen Sinne.

Allzu lockend ist es, in seinem Banne zu verweilen, im Bann dieser aesthetischen Etuden, die alles Sichtbare neu und besonders zu variiren wissen, ob es ein Glas von Murano ist, oder die Paläste der Vendramin, oder eine Sängerin, die schneeweiß wie eine Statue in der braunen klingenden Höhe der Geigen steht; im Bann dieses Rhythmus, der die Kunstwerke zu seelenvollen Geschöpfen wandelt und die Seelen zu Kunstwerken, der auch mit den harten und gesunden Dingen schwingt: dem Morgen, dem Sturm, der frischen Luft der Frühe auf einer Fischerbarke unter lateinischem Segel bei warmem Brod und Früchten, und der den Stil eines edlen Racehundes mit der gleichen Vollendungsfreude reflektiert wie die glückliche Prägung einer Medaille des Pisanello.

Allzu lockend auch den selbsterkenntnißvollen Zügen nachzuspüren, die sich hier in ihren Mischungen bis zur Pose, Eitelkeit, Ehrgeizhunger, Caesarenwahnsinn, die Meute der Menge zu beherrschen, offenherzig geben aber auch mit allen Aengsten des Schaffenden und den Spannungsqualen eines Euphoriontemperamentes, dem keine Steigerung, kein Aufschwung genügt.

Sagen möchte man auch an dieser Stelle den Kunstfremden, die auf diesen Seiten nur Persönlichkeitsintimitäten wittern und wenn sie sie gefunden, über Indiscretionen schmähen, daß Fuoco im tiefsten Grunde ein verehrendes Buch ist, in dem aus dem irdisch-hinfälligen Leib einer Frau das Ewig-Künstlerische erlöst und in feuriger Lohe dargestellt wird, „jenseits des Lebens lebend", nicht mehr dem grausamen Gesetz der Umwandlung unterworfen, das drohend über aller Lust der Körper schwebt.

Doch in dieser Betrachtung sollen die Einzelheiten nicht dominiren. Das Wesentliche gilt es festzustellen, daß es hier in bisher unerhörter Weise erreicht ward die „Genesis des höheren Lebens" litterarisch darzustellen.

Es ist eigen, daß die künstlerische Sehnsucht, die nun ein Romane erfüllt zeigt, in der deutschen Romantik mit einem d'Annunzio sehr verwandten Klange ertönt. Vor allem bei Novalis, der jetzt durch Heilborns Ausgabe uns neu nahegeführt wird.

Des Novalis „magischer Idealismus", der lehrt, „in uns oder nirgends ist

Digitized by Google

die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und die Zukunft", der das Universum als ein „Gedicht grandioser Einheit" ansieht, der mit dem Willen eine Welt schaffen will, künstlerischer als die sogenannte Wirklichkeit, ist durchaus identisch mit dem, was d'Annunzio die „Dichtung transcendentalen Lebens" nennt, sich seine „eigene schöne Fabel zu schaffen", in der „Legende zu leben", Bilder zu denken, die „wirklicher und lebendiger sind als die Menschen, die uns in den engen Gassen mit dem Ellbogen streifen." Die Kunst- und Lebensbilder des Novalis in den „Lehrlingen von Sais", die wunderlichen Mischungen und Paarungen der seltsamen Dinge in der Vorstellung des magischen Idealisten, der nichts mehr zusammenhanglos sieht, der zugleich hört, schaut, tastet und denkt, der mit den Kräften und Erscheinungen spielt, der mit den Augen der Dryade in die Landschaft blickt und in Welle und Flamme die höchsten Symbole ehrt, sie erleben in Fuoco ihre Wiederkunft.

Und auch jene tiefsinnigen Einheitsideen, das Nornengewebe aus Antike und Gegenwart, die Beziehungen und Verknüpfungen ferner Sagengeschicke, die Seelenwanderungsmotive in der Konzeption des d'Annunzioschen Zukunftsdramas (das als einzige Ausnahme übrigens nicht ganz aus dem Wort zur Anschauung wächst) stehen der Welt des Novalis nahe, vor allen seinen Entwürfen für die Fortsetzung des Ofterdingen, der die lebenumwandelnde Kraft der Dichtung verherrlichen sollte. Natürlich nur dem Geist nach, nicht dem Stoffe. Nicht Abhängigkeit soll behauptet werden, sondern Verwandtschaft innerer Reiche.

* * *

Um das „höhere Leben" und den verwandelnden Zauberspiegel, um die Nachfolge d'Annunzios werben am begehrlichsten die jungen Wiener. Doch das, was dem Romanen beflügelnde Bereicherung wird, die Bildungsassoziationen, der Kultus der wesenlosen Dinge, das Spielen mit dem künstlerischen Erbe aller Jahrhunderte, das wird ihnen schwere Last. Wenigstens reflektiren sie es so.

Beer-Hofmann im „Tod Georgs" beschwört die Gespenster aller Kulturen, aber er durchwandelt nicht grande chaîne leichten Fußes ihre Reihen, sondern er wird von ihnen überwältigt und zu Boden gerissen, und wie einen Alb, der in Fiebernächten schwer auf der Brust der Beladenen hockt, empfindet er sein Erbteil wissender Erkenntniß. Und durch Hofmannsthals ganzes Dichten geht die Klage über den Zwiespalt, die Unvereinbarkeit dessen, was d'Annunzio in Fuoco mit so leicht bildenden Händen zeigt, künstlerischen Anschauens und lebendigen Lebens. Hofmannsthal macht aus seinen an der bildenden Kunst, an den dekorativen Zeichen der Vergangenheit genährten Vorstellungen Spiele romantischer Ferne, Bilder, die vorüber gleiten, Intermezzi. D'Annunzio hat diese Vorstellungen einfach als unveräußerliches Gut. Er parfümirt mit ihnen sein gegenwärtiges Sein. Sie werden das Element, in dem er lebt. Er hat für sie nicht eine chambre particulière mit verhangenen Fenstern und künstlichem Licht. Nein, das Künstliche wird ihm ungezwungen künstlerische Natur und umgiebt ihn und seine Gegenwartsgestalten, ob sie in einem Venezianischen Palazzo sich befinden oder in der Werkstatt der

Digitized by Google

Statuen bei Florenz oder in der üppigen Atmosphäre einer römischen Garconière ...

* * *

Einem Wiener ist es gelungen, das gesteigerte künstlerische Abbild des Lebens mit der eigenen Existenz in Einklang zu bringen, Peter Altenberg. Aber seine Hülfskräfte sind ganz andere. Er hat wohl auch die Liebe zu den wesenlosen Dingen und erkennt die Schönheit eines edlen Glases, aber er geht viel weniger vom Anschauen, vom sinnlichen Erfassen aus, als vom Gefühl. Er sagt von sich in seinem neuen Buch*): „Er liebte und sah." Auf dem liebte liegt hier das Hauptgewicht. Und er steigert nicht durch dekorative Assoziationen, sondern durch ethische, durch Gefühlswerte. Er schmückt eine Frau nicht mit Juwelen und safrangelbem Brokat, er schmückt sie durch die Art, wie er sie fühlt, wie er sie eine vollkommenere Wiedergeburt in ihm erleben läßt, wie er ihr ein reicheres innerliches Abbild ihrer selbst vorhält, das sie aus eigenem nie erblicken könnte.

Er zeigt uns, was ein Feinfühlender in geringen und alltäglichen Dingen zu entdecken vermag. Von der Macht des Gemüts handelt er, die aus sich heraus auch ohne erworbene Bildungs- und Kennerschaftsrequisiten dem Alltagsleben etwas hinzufügen kann, daß es Bedeutung gewinnt und tönt. Er zeigt uns, was rührend schönes darin liegen kann, daß eine schamhafte Frau Mut und Vertrauen hat zu dem Mann, den sie liebt, von Tamar Grillon zu sprechen. „Diese ist sein" steht über der Geschichte, wie auf einem festgefügten Stein.

Altenberg enthüllt die Poesie der „Stummen", der geschlossenen Seelen. Nicht der verschlossenen, denn die sind ja bewußt. Nein, der dumpfen, deren Sehnsucht keine Gestalt hat, der noch Unerweckten, der Unfertigen, über denen noch das „göttliche Ungeschehnis" liegt.

Alle Dinge, von denen Altenberg spricht, berühren uns. Aber mehr mittelbar, beinah stofflich. Das Sichtliche, die Grazie der Zeichnung, das vor die Augen Stellen ist in diesen Studien nicht immer so glücklich geraten, wie in seinem ersten Buch. Er spricht manchmal mehr über ein Thema, als daß er das Paradigma zeigt. Und er spricht manchmal von sehr zarten Dingen sehr lebhaft, sehr laut und mit sehr geräuschvollen Bewegungen. Und wie er im Druck jetzt allzu heftig das Gesperrte liebt, so ist sein Stil auch allzu gesperrt geworden. Nicht mehr der „Telegrammstil der Seele", sondern ein fast schmerzhaft reduplizirtes Formen, er glaubt alles dreimal sagen zu müssen. Er ist aus dem Konkreten ins Theoretisch-abstrakte geraten, dabei ging manches von seiner vornehm lässigen Anmut verloren.

* * *

Altenberg prägt Sprüche: „Ehre jenen, welche die wirklichen Ansprüche der Frauenseele und ihre namenlosen Enttäuschungen zum Thema ihrer Kunst

*) „Was der Alltag mir zuträgt." Berlin S. Fischer.

Digitized by Google

machen, und er nennt den Dichter „Gottes Aufbewahrungsort für arme Frauenseelen“ . . .

Inzwischen aber kam einer, der brachte die Spruchweisheit Peter Altenbergs zur Erfüllung; was der Johannes in härenem Gewande verkündete, dem blies er lebendigen Odem ein, daß es wandelte. Das ist Jacob Wassermann. Und seine Anthropomorphosirung alles dessen, was Altenberg von den „Novizen des Lebens“ spricht, die in Dumpfheit leben, mit einer Sehnsucht, der die Zunge noch nicht gelöst ward, heißt Renate Fuchs.*)

Es giebt heut eine ganze Romanreihe, die von der Frauensehnsucht, von den Descendenten der Frau vom Meere handelt, die auf ein Wunderbares warten und ihren „inneren König“ suchen. Helene Böhlau hat in ihrer Isolde („Halbthier“) das harrende Mädchen und Gabriele Reuter in ihrem neuen Buch „Ellen von der Weiden“**) die harrende Frau gezeichnet. Sie wollen den „wilden Waldkranz“ ihrer Phantasien alle Tage tragen und werden vom Leben belehrt, daß das nicht angeht. Wenn der Mann, dem eine solche Frau sich gegeben — das zeigt Gabriele Reuters Buch — ein guter Normal- und Berufsmann ist, dann ist ihm in den Nebenstunden die Erholung in alltäglicher Niederung lieber als eine künstlerische Anspannung, und ist er ein Künstler, so wird er vielleicht einer solchen Harrenden noch weniger gerecht werden können. Er wird ihr in einem Moment vielleicht ein Unerhörtes geben, wie es Ellen von Uglandy erfährt, aber solche Steigerungsstimmung zur Kontinuität zu schaffen, ist ihm nicht einmal für sich selbst, geschweige denn für einen anderen Menschen gewährt. Nur in Momenten kann man Ewigkeiten erleben, nicht in Dauerjahren der Gemeinsamkeit.

Den Harrenden dieser Romane, das macht das Genre jetzt schon etwas konventionell, haftet jedoch zu sehr Litteraturluft an. Halbheit ist ihr Gepräge. Sie sind einerseits nicht so wissend wie die Tragödin d'Annunzios und ihre Partner, die als erkennende Künstler die Wirklichkeit täuschen und sich, soweit es nur überhaupt in menschlichem Bereich liegt, aus Geistes Kraft in planvoller Absicht einen geschmückten Ausnahmezustand schaffen, andererseits nicht so rein und unbewußt aus der Hand der Natur, daß man sofort fühlt, das ist eigenes nicht angelesenes durch litterarische Faktoren befördertes Schicksal.

Die Lebenswahrheit dieser Halbgeschöpfe ist darum keineswegs zu bezweifeln. Nur — und darin liegt der aesthetische Vorwurf — werden sie von ihren Dichterinnen durchaus nicht immer als Halbgeschöpfe empfunden. Diese Bücher wollen die Teilnahme aufrufen für einen Menschen, der in der Welt nicht die Uebereinstimmung zu sich findet, und unfreiwillig kommt statt dessen ein Mensch heraus, der in sich selbst nicht stimmt.

Vielleicht liegt das daran, daß die Frauen zu dem Frauenschicksal nicht die Distanz haben.

Schärfer und unbeirrter als sie hat Jacob Wassermann gesehen. Seiner Renate haftet nicht ein Staubkorn Litteratur oder Buchweisheit an. Das ist das Neue und Ergreifende an dieser Gestalt, daß sie ganz sprechende Stille ist, daß wir ihr Sehnen wissen und ihre Seele kennen, und daß sie selbst von sich gar nichts weiß.

Es gelingt Wassermann vollkommen, das Kindlich-Unbeholfene unklaren

*) Die Geschichte der jungen Renate Fuchs, Berlin S. Fischer.

**) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

Denkens in dieser Mädchengestalt, das Naiv-Selbstfremde, dies Nichtswissen, was sie will und ist, uns nahe zu führen und gleichzeitig ohne alles gesperrte Kommentiren die Ahnung geheimnißvoller Schicksalssendung und hoher seelischer Berufung zu geben, die ein Geschöpf in Notwendigkeit, in Dumpfheit und Schlafwandel des äußeren Seins auf sich nimmt.

Ein Wort Maeterlincks könnte über diesem Schicksal stehen: „Wie es scheint, ist das Weib mehr als wir den Vorbestimmungen unterworfen. Es unterwirft sich ihnen mit viel größerer Einfalt. Ueberhaupt hat man in ihrer Nähe zuweilen ein klares Vorgefühl von einem Leben, das sich nicht immer mit dem Erscheinungsleben deckt."

Renatens Lebensfabel, die Stationen dieser Lehr- und Wanderjahre sind in diesen Blättern aufgezeichnet worden. Ich kann sie voraussetzen und brauche weniger vom Stoff als von der Gestaltung zu sprechen.

Das ist also nun wirklich der Roman der Beauté intérieure, der Seele, die durch den Schmutz geht wie im Traum, der Suchenden und Wartenden, die durch alle Strudel der Lebenshölle sicheren Fußes gleitet, bis sie zum Ziele gelangt. Dies Ziel ist, wie in den Märchen, den Menschen zu finden, der das erlösende Wort spricht. Worin die Erlösung liegt, das sagt jenes Wort einer Frau: „Wir verstehen uns nicht selbst, wir müssen verstanden werden." Erst als Agathon Geyer, dessen erstes Leben Wassermann schon früher gestaltet, der das Leiden versteht und das Leben, Renaten der Blinden die Augen öffnet zum Licht, ihr ihr Leben spiegelt und es ihr neu schenkt, wird ihr aller Schein zur Wirklichkeit.

Daß zur deutlichen Manifestirung als Schlußsymbol Empfängniß und Mutterschaft, Unterpfand neuen künftigen Lebens gewählt wurde, wäre nicht einmal nötig gewesen, ein wenig billig erscheint sogar das litterarische Universalheilmittel, das auch in Ellen von der Weiden nicht ausbleibt. Wassermann überzeugt auch ohne den kleinen schreienden Zeugen. Und selbst, wenn er von der Erfüllung auch nicht ganz überzeugte, das reichere Thema des Buches ist ja nicht das Endziel des Weges, sondern der Weg, nicht die Rastende, sondern die Wandernde und Wartende, nicht die Erfüllung, sondern die Sehnsucht.

Und im Bannen dieser Uebergänge des Lebens ist künstlerisch Großes geleistet. Beim flüchtigen Lesen erschien eine Ueberfülle und Verschleierungen und Umschattungen als drangvolle Wirrniß. Bei schärferem Lesen erkennt man das als Kunstmittel.

Wassermann wollte das Leben als Traum geben. Aber ohne Verrückung in romantische Fernen, ohne bequeme Phantastik. Wirklich gegenwärtig reales Leben, geheimnißvoll nur durch die Spiegelung, durch die Beziehungen, in die es gesetzt wird. Lieblingsgedanken, die schon aus dem Chaos, das Renatens Geschichte geboren, aus dem Roman „die Juden von Zirndorf", aufleuchteten, von dem „zweiten Selbst, das mit uns herumzugehen scheint und einen prophetischen Geist und eine viel tiefere Einsicht in die Dinge zu haben scheint, als unser unmittelbares Ich", von Seelen „die in sich alle Dinge der Welt sehen", wie es Agathon Geyer vergönnt ist, sind hier künstlerisch zu bleibendem Sein geworden.

Wassermann hat, wieder können wir Novalis beschwören, „die Wirklichkeit in den Geheimnißstand erhoben", die „wirkliche Welt wie ein Märchen angesehen", und er schaut die Realitäten und die alltäglichen Natürlichkeiten mit den tiefen Blicken des Lehrlings zu Sais, von dem es heißt: „Mannigfache Wege gehen die Menschen.

Digitized by Google

Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehen; Figuren, die zu jener großen Chiffernschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Kristallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspähnen um den Magnet her und den sonderbaren Konjunkturen des Zufalls erblickt."

Wassermanns Gestalten sind wie die des Novalis Wandernde, Wandernde in der Ahnung, die sie sicher geleitet, Schlafwandelnde zu längst festgesetzten Zielen, und Renate könnte zu Agathon sagen wie Mathilde zu Heinrich von Ofterdingen: „Mich dünkt, ich kennte Dich seit undenklichen Zeiten." Und an das orientalische Märchen denkt man manchmal, vom Kalifen im Bade, der auf Geheiß des Magiers den Kopf unter das Wasser taucht und in Momenten zahllose Lebenswechsel erfährt.

Wassermann schildert scheinbar ganz realistisch, ohne stilistische Erhöhung, die Unterhaltungen ganz in mündlicher Diktion. Er bevölkert das Leben nicht wie d'Annunzio mit Bildern und Statuen, er steigert es durch die Art seiner Beleuchtung. Die Dinge werfen in dieser Beleuchtung größere Schatten, als in der normalen Wirklichkeit. Und diese Schatten können mehr offenbaren, als die Erscheinungen selbst. Wassermann zeichnet Situationen wie Visionen, Lebensscenen wie Fieberträume. Manchesmal braucht er das Mittel einer fast gespenstisch wirkenden Objektivirung, die Menschen machen da vor ihrem Leben und Denken Halt, und sie sehen ihr Schicksal an, als läsen sie ein Buch, und sie betrachten ihr Thun, als ständen sie neben sich. Die Stimmen der Nächsten klingen dann aus der Ferne, und die Gebärden und die Bewegung vollziehen sich wie am Horizont hinter einem Wolkenschleier. Die Maeterlinckschen Worte „Wie weit von uns geht unser gewöhnliches Leben vor sich" werden in diesen Momenten Ereigniß. Solche atmosphärische Kunst ists, wenn er sagt: „Man saß um einen runden Tisch; im engen Kreise war das Licht einer Petroleumlampe; jenseits war Schatten und ein paar altväterische Bilder und ein Kachelofen schwammen weit draußen im Meer der Dämmerung." Und das ist nicht ein willkürliches Stimmungsspiel um der Stimmung willen, die Stimmungen sind stets psychologisch organische Spiegelungen aus der Seele der Gestalt heraus, um die es sich handelt. Diese Kunst geht nicht von der Stimmung aus, sondern vom Menschen.

Und sie ist wunderbar hellhörig, von einer adligen Zartheit des Gefühls, von einem unendlich subtilen Takt. Ein nie versagendes seelisches Metronom hat sie errichtet, für die leisesten Schwankungen empfänglich, auf die unmerklichsten Vibrationen reagirend. Was von Renate geschrieben steht: daß sie in einem unerhörten Maß empfindlich für jeden auch nur hingeträumten oder halbgedachten Mißton ist, daß sie stundenlang über den Ton einer Anrede, den Sinn einer Gebärde nachdenken kann, das gilt auch von dem Künstler, der sie in Worte gebildet. Er sieht die Enttäuschung in dem schlaffen Liegen einer Hand und er fühlt das Schamgefühl einer Frau, die vor lüsternen Augen nicht die Arme erheben kann in dem Empfinden, die Bewegung entkleide sie. Und er erkennt mit nie trügender Witterung Rhythmus und Melodie aller Situationen. Vor allem der Situationen, wo alle Sinne schmerzlich gespannt sind, wo jedes Wort zum Feind werden kann, wo Menschen sich entgleiten. Er merkt, wenn Reden auf den Zehen gehen und

Digitized by Google

er konstatirt sehr fein, daß in Momenten starker innerer Erregung Menschen der Selbstbeherrschung mit ganz fremder Stimme sprechen und nach gewählten „Buchworten“ suchen.

Und diese Zartheit völlig ungeziert, und dies komplizirte Schaun ganz natürlich und selbstverständlich.

Es scheint, der lebenssteigernde Zauberspiegel ist mannigfach wirksam, auch wenn er keinen kostbaren venetianischen Goldrahmen trägt; und durch ein Schicksal kann eine Gestalt geschmückt werden, wie durch die Juwelen der Contarini und der Corner.

Digitized by Google

Rundschau.

Der Berliner Fabrikant Herr Heinrich Freese, der durch seine Schriften „Fabrikantenglück“ und „Fabrikantensorgen“ als humaner Arbeitgeber und Sozialpolitiker sehr vorteilhaft bekannt ist, äußert sich wiederum in einem sehr lesbaren und lesenswerten Büchlein über „Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe“. (Eisenach. Verlag von W. Wilkens. 1900). Die Abhandlung, die fast ausschließlich auf persönlichen Erfahrungen im eigenen Betriebe beruht, ist als eine Aufforderung an die Arbeitgeber gerichtet, damit sie ihre Sprödigkeit, ihre Engherzigkeit, ihre Vorurteile, ihren kurzsichtigen Egoismus überwinden. Sie sollen nach dem Vorgang des Verfassers in ihren Unternehmungen Arbeiter-Vertretungen einsetzen und so von einem überlebten Absolutismus zu einem zeitgemäßeren Konstitutionalismus in ihren Betrieben übergehen.

Herr Freese hat an den Verhandlungen des Staatsrats teilgenommen, der vom Kaiser im Anschluß an die Februarerlasse von 1890 berufen wurde. Mit seinen Forderungen hatte er da kein Glück, namentlich mit dem Antrage, daß für Betriebe von mehr als zwanzig Arbeitern die Einführung von Arbeiterausschüssen gesetzlich vorgeschrieben werden sollte. Immerhin hat dieser Antrag wenigstens hinsichtlich der Wohlfahrtseinrichtungen der Fabriken in der Gewerbeordnung seine Spur zurückgelassen. Indem Herr Freese sein System die „konstitutionelle Fabrikmonarchie“ nennt, hat er selbst die Grenzen angegeben, innerhalb deren er sich eine nützliche Thätigkeit von Arbeiter-Vertretungen vorstellt. — Auch die Parlamente sind von gewissen Entscheidungen wie über Bündnisse, über Krieg und Frieden und anderes ausgeschlossen, ihre Thätigkeit wird sich mit ihrem Hauptgewicht immer auf Fragen der inneren Gesetzgebung und Verwaltung werfen. Die Arbeiter-Vertretungen der einzelnen Fabriken können sich nach seinen Erfahrungen mit allen inneren Angelegenheiten förderlich beschäftigen, mit der Lohnfrage, der Arbeitszeit und Arbeitsdauer, der Lohnzahlung, der Verhütung von Unglücksfällen, der Einrichtung und Verwaltung von Wohlfahrtseinrichtungen, der Erörterung über Strafen und der Erledigung von Wünschen und Beschwerden. Die zweckmäßigere Ausgestaltung des Arbeitsvertrages, die bessere Kontrolle der Beamten, das in der Selbstverwaltung erwachende Interesse und Verständnis für die Einrichtungen der Fabrik sind für jeden Betrieb Vorteile, die das durch den Leiter gebrachte Opfer an persönlicher Bestimmung rechtfertigen. Auf keine andere Weise ist die Aufklärung von Mißverständnissen zwischen Unternehmer und Arbeiter, eine beständige Fühlung mit der Arbeiterschaft und die Anbahnung freundlicher Beziehungen von Mensch zu Menschen so zu erreichen, wie durch einen gut organisierten Arbeiterausschuß. Der Fabrikleiter ist nicht mehr der unverantwortliche Herrscher, sondern wird zum ersten Beamten, zum Hüter und Ausführer der Gesetze und zum Wächter und Pfleger des gemeinsamen Wohles. Das Gedeihen des Werkes erhält dadurch eine neue Stütze, und der Betrieb des Ganzen wird wie im konstitutionellen Staate neu belebt. Allerdings vermögen wir in diesen Ausführungen nicht mit Herrn Freese eine „neue Weltanschauung“ zu sehen, wohl aber eine Humanisierung der alten und allenfalls einen friedlichen Uebergang zu neuen Verhältnissen.

Im einzelnen hat der Verfasser über die Konstituirung von Arbeiter-Vertretungen, über die Leitung der Verhandlungen, über die Ausführung ihrer Beschlüsse sehr beherzigenswerte Winke gegeben, die namentlich seine Berufsgenossen beachten sollten, um die eingewurzelte Abneigung gegen solche Neuerungen zu überwinden. Wichtige Reformen seines Betriebes, wie die Vereinbarung der Tarife auf zwei Jahre, die systematische Verkürzung der Arbeitszeit,

Digitized by Google

die Regelung der Kündigung u. a. hat er überhaupt nur durchsetzen können, weil er sie mit seinen Arbeitern im Ausschuß zusammen erörtert hat. Das wichtigste Moment für ihn ist die Selbstverwaltung der Arbeiter und ihre freie Zustimmung zu allen Reformen in inneren Angelegenheiten. Was er durch seine Vereinbarung nicht erreichen kann, hütet er sich, durch einseitige Verordnung zu erzwingen. Es ist ein Rest des Absolutismus, daß selbst humane Unternehmer mit den besten Absichten ihren Arbeitern Einrichtungen aufdringen, von deren Nützlichkeit diese nicht überzeugt sind, oder daß sie ihnen statt einer verhältnismäßigen Teilnahme an gemeinsamen Leistungen Geschenke und Stiftungen widmen, an denen die Arbeiter nicht mit zu schaffen oder mit zu verwalten haben. Schon in der früheren Schrift „Arbeitersorgen" hat der Verfasser die interessante Ausführung gemacht, daß er in Bezug auf die Verkürzung der Arbeitsdauer die treibende Kraft gewesen ist, und daß seine Arbeiter ihm nur zögernd folgten. Das Ergebnis langwieriger Beratungen ist die Einführung des Achtstundentages in seiner Berliner Fabrik gewesen. Eine andere Einrichtung, auf die sich Herr Freese mit Stolz berufen darf, ist die Beteiligung seiner Arbeiter am jährlichen Gewinn.

Nachdem der Verfasser, ohne die anfänglichen Schwierigkeiten und Widerstände zu verschweigen, seine im Ganzen höchst günstigen und ermutigenden Erfahrungen wiedergegeben hat, schließt er mit folgender Betrachtung, die seine private Initiative in ein Verhältnis zu dem Klassenkampfe setzt. „Die Vorzüge der Arbeiterausschüsse für die einzelnen Betriebe sind so offenkundig, daß mir das Widerstreben zahlreicher Unternehmer gegen diese Institution nahezu unbegreiflich ist. Viel begreiflicher finde ich es, daß die Arbeiter Bedenken gegen ihre Einführung haben. Sie fürchten nicht mit Unrecht eine Konkurrenz dieser Organisationen gegen ihre unter großen Anstrengungen und Opfern geschaffenen Partei- und gewerkschaftlichen Organisationen." Sollen diese Bedenken des Arbeiterstandes schwinden und ihm die Arbeiterausschüsse als annehmbar und wertvoll erscheinen, so ist dies nur dadurch zu erreichen, daß den ins Leben gerufenen Arbeiterausschüssen als Interessenvertretung ein wirklicher Einfluß auf den Arbeitsvertrag eingeräumt wird. Dies muß in der Arbeitsordnung klar zum Ausdruck gebracht und damit den Arbeitern volle Sicherheit gewährt werden, daß die Arbeiterausschüsse nicht gegen sie, sondern für sie ins Leben gerufen sind. Gesinnungstüchtige Arbeiter können heute nicht mehr auf Ausschüsse eingehen, wenn diesen nur Pflichten auferlegt werden und sie eine Art Fabrikpolizei bilden sollen, von Rechten, die sie haben, aber nicht die Rede ist. Wird diesen Vertretungen neben den übrigen Aufgaben ein entscheidender Einfluß auf die Gestaltung des Arbeitsvertrages eingeräumt, so werden sie die Arbeiter als die besten Gewerkvereine ansehen, ohne von ihrem Rechte zu lassen, wichtige die Allgemeinheit berührende Fragen auch in den weiteren Kreisen der gewerkschaftlichen Organisationen zu erörtern.

* * *

In einem Bändchen „Der Schauspieler", das mit den neuen Eckmann-Typen gedruckt ist, beschäftigt sich Max Martersteig mit dem wichtigsten Problem der mimischen Kunst. (Eugen Diederichs. Leipzig 1900). Der antike Schauspieler der frühesten Epoche, der priesterliche Funktionen ausübte, brauchte keine Umwandlungsfähigkeit, sondern nur eine Vertiefung und Verstärkung der gemeinsamen religiösen Empfindung und Erhebung, er war die Stimme der Menge. Dagegen tritt an den Schauspieler des Kunstdramas, den Darsteller von Charakteren die Notwendigkeit heran, seine angeborene Individualität abzulegen und eine fremde anzunehmen. Er muß seinen Willensapparat nach einem fremden Gebote so funktionieren lassen, daß seine Willensäußerungen als unmittelbare, leidenschaftlich bewegte, von intuitiver Kraft getragene erscheinen. Das Wesen der Schauspielkunst ist die Transfiguration, und diese ist nach Martersteig nur durch die Hypnose zu erklären. Der Künstler wird von seiner Rolle „besessen", und es tritt, wenn man den Begriff Hypnose möglichst weit und vorsichtig nimmt, ein Zustand ein, in welchem durch eine äußerliche Veranlassung, also unwillkürlich, die ganze Aufmerksamkeit des Individuums auf eine bestimmte Vorstellung gelenkt worden ist, während andere Vorstellungsreihen des Cerebralsystems in zwangsweise Unthätigkeit versetzt werden, allerdings mit der Einschränkung, daß keine Hypnose wirksam werden kann, die über die Gaben und früheren Erfahrungen des Individuums hinausreicht. Martersteig stellt seine Erklärung in eine höchst glückliche Parallele zu Schopenhauers „willenloser Erkenntnis." Was in der Logik des philosophischen Systems nicht aufgehen will: das Abstrahieren vom Willen bei voller Erkenntnis und normaler physiologischer Funktion, das leistet die Hypnose durch die Ausscheidung der Willkür. Der in der Hypnose thätige und sogar gesteigerte Wille ist seines

Digitized by Google

Kausalitätsbewußtseins entkleidet; er erkennt sich als solchen nicht wieder, so daß leicht eine Täuschung entstehen kann, als ob er bei dem intuitiven Schaffensprozeß des Künstlers aufgehoben sei. Das Werk des Dichters tritt an den Schauspieler mit der Aufforderung heran, eine Gestalt darzustellen, ihre Wesenheit zu seiner eigenen zu machen. Für ihn handelt es sich darum, alle kausalen Ketten des Ichbewußtseins zu lösen und dafür die Kausalität einer fremden Gestalt in sich aufzunehmen, wirksam zu fühlen. Will man wirklich glauben, daß ein solcher Vorgang innerhalb des bewußten Denkprozesses, bei dem das gewohnte Ichgefühl naturgemäß seine stärkste Kausalität bewährt, möglich sei? Die Möglichkeit, sein Ich mit allen Relationen eine Weile los zu werden, damit ein fremdes Ich das Vorstellungscentrum beherrschen kann, erklärt Martersteig vom Standpunkt der modernen Psycho-Physik als eine Suggestionserscheinung. Neben dem Dichterwerke wirkt als Reiz der ganze Apparat der Bühne, Licht, Dekoration, Kostüm, Maske und vor allem die Anwesenheit des Publikums. Es ist keine Redensart, wenn der Schauspieler auf den Proben sagt: Am Abend wird es ganz anders! Nur daß sich auch Unberufene dieser Redensart bedienen. Der Schauspieler braucht das Publikum als das Element, in dem sich sein verwandeltes Ich spiegelt. Während der Darstellung hält ihn eine partielle Hypnose gefangen, aber wie durch einen Schleier sieht der noch wahre Teil seines gewöhnlichen Bewußtseins die neue Gestalt in einer fremden Welt sich bewegen. Für dieses fremde Ich sucht er die Relation zur Mitwelt; und eher erwacht dem angenommenen Ich der Mut nicht, sich seinen Trieben frei zu überlassen, ehe es sich nicht in der Welt, die es umfängt, berechtigt fühlt. Dann überläßt er beruhigt das ihm suggerierte Ich seinen Trieben, und der wache Bewußtseinsrest, der erst ängstlich zuschaute, wie man sich im Traume ganz außer sich als eine zweite Person handeln sieht, wird ruhiger, uninteressierter, ja vielleicht sogar auf seine eigenen Kosten übermütig. Daher das oft vorkommende sonderbare Doppelleben des Schauspielers auf dem Theater. Aus der anfänglichen Ungewißheit über diese Relation im Reste des noch wachen normalen Bewußtseins entspringt jene Angst, die dem Spiel vorangeht, jene ganz unverständliche Angst, die den Schauspieler schüttelt und ihm Gespenster von Steckenbleiben, Unfällen, Unfähigkeit u. s. w. vorspiegelt, wenn er in seiner Rolle noch so „bombensicher" ist. Ein anderes Symptom der Hypnose ist die Schmerzlosigkeit beim Spiel, die vollständige Aufhebung physischer Beschwerden und Störungen. — Sehr interessante Bekenntnisse von Salvini, Coquelin, Mitterwurzer unterstützen die Darlegungen des Verfassers, die über das spezielle Problem bis zu dem des künstlerischen Schaffens überhaupt hinaufreichen.

Alfred von Berger, der Begründer des neuen Hamburger Schauspielhauses hat seine in Hamburg gehaltenen Vorträge über „Drama und Theater" in einem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Büchlein gesammelt. (Leipzig 1900. Ed. Avenarius). Die geistvolle Schrift, die zu den anregendsten, originellsten unserer Theaterlitteratur gehört, behandelt im einzelnen die Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwicklung, die Frage, wie man Shakespeare spielen soll, und die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft. In einer „Von Goethe zu Bismarck" überschriebenen Einleitung skizziert Berger ganz kurz die Entwicklung des deutschen Geisteslebens von der poetisch-philosophischen zur naturwissenschaftlich-realistischen Auffassung. Das moderne deutsche Milieudrama, als dessen Klassiker Gerhart Hauptmann gelten muß, erstrebt unter dem Einfluß Ibsens täuschende Wirklichkeitstreue, völlige Unabsichtlichkeit, exakte Motivierung bis ins zarteste Detail, so daß wir uns vor einem Drama als Zeugen eines mit strenger Kausalität sich vollziehenden Naturprozesses fühlen. Dieses Drama bezweckt nicht die Erregung der Phantasie zur Selbstthätigkeit sondern die Herstellung der Sinnenillusion. Das Verhalten des Zuschauers ist mehr passiv als aktiv. Der Sinn dieser Unterscheidung wird sogleich klar, wenn wir mit Berger von den modernen Produkten zu Shakespeare zurückgehen.

Unsere dramatische Kunst hat sich mehr und mehr in eine bildende Kunst verwandelt, in eine Folge von Bildern mit redenden Figuren, die wie die des Kinetoskops in einander übergehen und uns dadurch einen Vorgang anschauen lassen; so werden die ihr passenden Gegenstände etwas Zuständliches, Beharrendes, sich nur unmerklich Verwandelndes sein. Die Poesie der Illusionskunst ist das, was man „Stimmung" nennt; auf ihre Hervorbringung hat es die moderne Bühnenregie besonders abgesehen. Ihr feinster Triumph ist es, wenn die Menschen und Vorgänge des Dramas aus der Stimmung des räumlichen und gesellschaftlichen Milieus hervorzuwachsen und nur die Artikulation dieser Stimmung für Auge und Ohr zu bedeuten scheinen. Diese Illusionskunst, welche Dichter, Regisseure, Dekorationskünstler und Schauspieler von heute vereinigt anstreben, entspricht als genaues künstlerisches Sinnbild der modernen naturwissenschaftlichen Auffassung des Menschen und des Menschenlebens. Was wir mit unseren Gedanken begreifen, die Geschaffenheit und Bedingtheit

Digitized by Google

des Lebens durch Natur- und Kulturmilieu, das sucht diese dramatische Illusionskunst uns als sinnliche Anschauung zu gewähren. — Die richtige, die „orthodoxe" Auffassungs- und Genußweise dieser Dramatik wird, psychologisch genommen, von einerlei Art sein mit jenem passiven sich Hingeben, durch das wir uns in einem Panorama in die hallucinatorische Umrandlung lullen, uns wirklich in der vorgetäuschten Szenerie zu befinden. (?) Der Grad unserer Wachheit muß zu geistiger Schumrigkeit herabgedämpft sein, etwas Träumerisches, Schläferiges muß die Klarheit unseres Bewußtseins überschleiern, damit wir für die von den Sinnen ausgehende Illusion empfänglich bleiben.

So oft wir auf unserer modernen Bühne eine Shakespeare-Aufführung sehen, empfinden wir einen inneren Gegensatz zwischen dem Werke und dem Stil der Aufführung. Vor allem wird unser Auge zu sehr beschäftigt, und der ganze Illusionsapparat erscheint als ein Zuviel, als eine Störung. Man liest gewöhnlich, daß die altenglische Volksbühne Illusion angestrebt habe, und daß es dem naiven, empfänglichen Publikum genügt hätte, wenn man eine Tafel mit der Angabe des Lokals aushängte. Das ist eine fable convenue, und Berger versucht in höchst geistvoller Weise, uns die Wirkungen der Shakespeare-Bühne zu vergegenwärtigen. Shakespeares Drama und die ihm homogene Spielweise leitet er aus dem Fall des Rhapsoden ab, der seinem Hörerkreise eine spannende Geschichte vorträgt. Dieser nötigt seine Zuhörer allein durch Rede und Geberde, sich alle Vorgänge auf das allerlebendigste einzubilden, so daß ihnen das Bewußtsein des Ortes schwindet, daß jeder Einzelne seine eigene Bühne für den inneren Blick hat. Der Rhapsode wird schauspielern, aber nur lebhaft andeutend, nicht völlig, sein höchster Triumph ist der Moment, in dem es ihm gelingt, die Phantasie der Hörer so zu erhitzen, daß sie ihren Gegenstand nicht mehr innerlich sondern hallucinatorisch, draußen im Raume und in seiner Person zu schauen wähnen. In diesem Moment geht die Phantasiethätigkeit in die Sinnenillusion über, und auf dieser Grenzlinie hält sich die seelische Wirkung der Shakespeare-Bühne. Will der Erzähler den feinsten Triumph seiner Redekunst nicht nur an den Höhepunkten sondern fortlaufend durchsetzen, so unterdrückt er das Berichtende ganz, er vertauscht sein Erzählerselbst mit einer Person der Handlung, und da er es allein nicht machen kann, nimmt er Helfer, andere Schauspieler hinzu. Trotz der dialogisch dramatischen Form steht das Shakespearesche Drama einer erzählten Geschichte viel näher als das moderne Drama. Es ist eine Geschichte, die sich selbst erzählt, und man hört noch leise die naiven volkstümlichen Übergangsformen: „Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter" ... oder „Während das in England geschah, ereignete sich in Frankreich jenes." Das Spiel der Darsteller muß mehr ein schauspielerndes Schildern der Charaktere als ein täuschendes Simulieren gewesen sein. Aber Shakespeare hat seinen dramatischen Vers zu einem Grade mimischer, seelen- und affektmalerischer Ausdrucksfähigkeit ausgebildet, daß er auf alle Hülfe moderner Technik verzichten kann. Er braucht nur gesprochen zu werden, erschöpfend gesprochen, so daß alles aufwacht, was in ihm schläft, dann leistet er alles, was Zacconi und die Duse mit Antlitz und Körper, mit Kunstpausen und Nervosität leisten, und auch alles, was bei uns der Maschinist und Beleuchter zaubern. Dann scheint in der Phantasie der Zuschauer die Sonne, donnert die Meeresbrandung, zucken die Blitze. Man hat zuweilen die Ueberpracht, den Bilderschwulst seiner Sprache getadelt. Konnte sie anders sein, da sie doch allein fast alles zu vollbringen hatte, was heute Maler, Lichtkünstler und andere Illusionsgaukler zu bewirken suchen? Bei uns ist der äußere Schauplatz oft schwulstig überladen und die Sprache arm. Auf der Shakespeare-Bühne war es umgekehrt, mußte es umgekehrt sein. Kunst, vom Geiste stammende Kunst ist am Schauspieler doch nur die von ihm im Dichterwort geweckte Kraft, welche die Phantasie des Hörers zwingt, die Visionen des Dichters zu schauen und zu durchleben. Der Rest, der heute der größte Teil genannt werden könnte, ist die „Gschnaskunst" des Dekorateurs. Unsere Sehnsucht geht, wie Berger schließt, von der Schwerfälligkeit, der lastenden Stofflichkeit der Illusionsbühne zu der freieren, verinnerlichten Kunst der Phantasiebühne, die allerdings auf ihre Dichter noch wartet.

* * *

Aus Paul Neumanns Broschüre „Nieder mit dem Realismus!" (Berlin Hermann Walther 1900).

„Die realistische Sinnlichkeit ist — man verzeihe mir die harte Krtiticisme — um es gerade herauszusagen — rücksichtslose Gemeinheit."

„Ich würde lieber zehnmal mein Talent versauern lassen, als daß ich es einmal in den Dienst einer unedlen Sache stellte."

„Nimm dir eine Courtisane, heirate nicht, lebe in Saus und Braus, verspotte in ekler Dummheit das Große und Erhabene, dialektiere nach Herzenslust und du wirst ein großer Mann vor dem Realismus sein!"

Digitized by Google

„Vorerst ist unserer Litteratur ein Bismarck nötig, der mit eiserner Hand dem Vernichtungswerke des Realismus Einhalt gebietet, um so gleichzeitig dem möglicherweise unter uns weilenden Genius eines deutschen Shakespeares (Paul Neumann? D. Red.) den Eintritt in die litterarische Aera zu erzwingen.“

„Wie verhält sich nun die deutsche Damenwelt dem Realismus gegenüber?“

„Die ewige Anmut, gepaart mit sprühendem Geiste unserer deutschen Jungfrauen und Frauen, wird bald die Wunde heilen, welche männliche Plumpheit geschlagen hat.“

„Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, daß jemand, der im Stande ist, „die Weber“ zu schreiben, den vaterländischen Interessen diametral gegenüber tritt, wodurch man seinen Zweck als Dichter unserer Meinung nach vollkommen verfehlt.“

„Kein vernünftiger und gebildeter Mensch wird es den Königl. Theatern verübeln, wenn sie sich diesem realistischen Unsinn und Irrsinn verschließen. — — Das gebildete Deutschland wird sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, für das durch elende Schmähungen erschwerte mannhafte Verhalten den Königl. Bühnenleitern seinen Dank auszusprechen.“

„Wie sehr muß unser kunstergebener Kaiser bei dem Anblick dieses jammerhaften Realismus schmerzbewegt werden? — — Jede Kunst weiß von den glänzenden Erfolgen der Kaiserlichen Protektion zu erzählen, nur die dramatische nicht. Bei allen diesen Erfolgen ist unerläßliche Bedingung, daß die Künstler den Intentionen des Kaiserlichen Herrn zu folgen vermögen. Diese Aufgabe haben bisher alle gelöst, nur die Realisten glänzten durch Unfähigkeit. — — Wir haben Beweise, wie sehr unsere Majestät um die Hebung unserer Litteratur bemüht ist —.“

E — r.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google